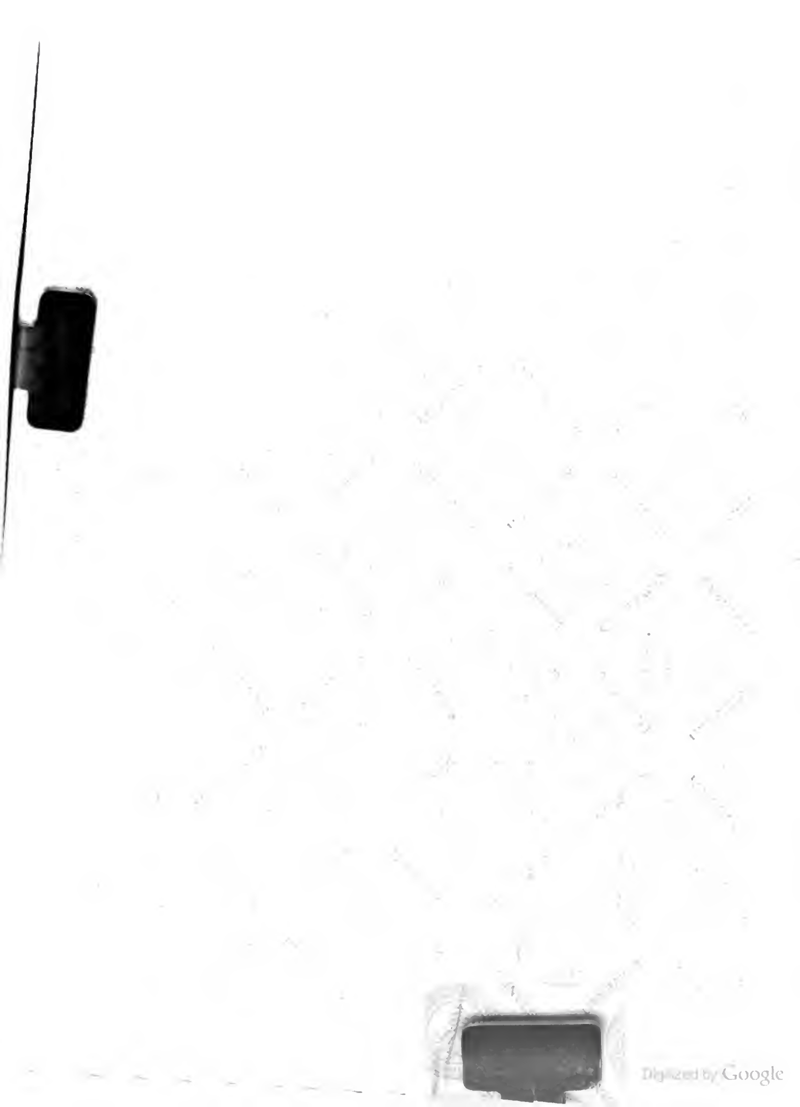
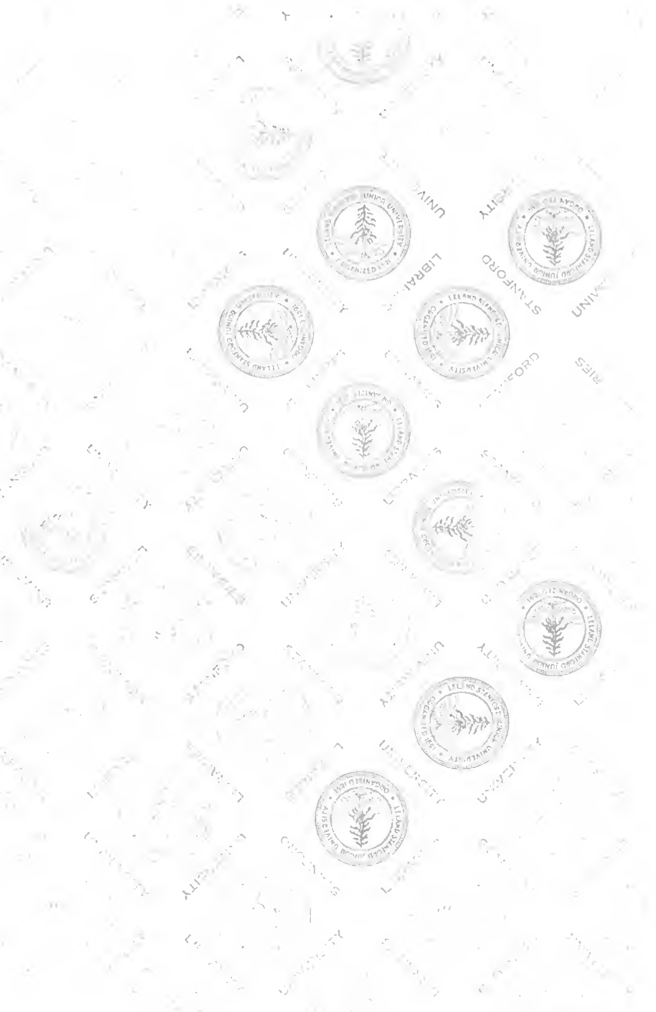






Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 1. 2. Januar 1853.



Sind wir nicht unter dem Steinbock geboren? —
Unter dem Steinbock? Das bedeutet Stoßen und Schlagen.

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Alte Geschichten.

Erzählungen eines alten Fidlers.

Vom wilden Hans.

„Nun, da hätt' ich denn auch daheim bleiben und meinem lahmen Bein den Weg sparen können," sagte der alte Fidler und besah seine Jacke rundum, klopfte nachläßig den Sand ab und zog sie an. „Aus dem Tanzen wird heut nichts mehr, und nun kann man wieder nach Hause humpeln." Er wendete sich mürrisch zum Fenster, lehnte den Ellenbogen auf das Gesimß und schaute still auf die öde, sandige Dorfstraße und den kleinen Teich hinaus, wo jezt nur noch Hühner und Gänse ihr Wesen trieben und der Regen niederrieselte. „Ei, weßhalb wollen Sie gehen?" fragte der Jäger und sezte sich oben an den Tisch. „Wenn das Malheur auch die jungen Leute weggejagt und den Tanz verstört hat, wir werden doch noch ruhig zusammen sitzen bleiben und eins trinken und klug reden. He, Herr Wirth, geben Sie mir eine Flasche Bier." — „Und ich könnte wohl einen Schnaps brauchen," meinte ein anderer und nahm gleichfalls Platz; die übrigen bestellten dieß und jenes, man sezte die Pfeifen in Brand, tauschte einige Worte mit diesem oder dem und suchte sich eine Stelle auf den rohen Bänken am langen, vielfach zerschnittenen Tisch. Der Fidler hatte sich mittlerweile wieder gegen das Zimmer gekehrt und schaute mit untergeschlagenen Armen und einem ziemlich höhnischen Zug um den Mund auf das Treiben der Gäste und des Wirths.

„So," sprach er, als dieser den lezten Gast bedient hatte, „und nun, Wirthshaus, gib mir ein Glas Grog, aber wohlverstanden nur das heiße Wasser und den Zucker, den Rum will ich mir selbst zugießen, denn deine labberige Mixtur mag ich nicht. Man kann Ratten und Mäuse damit vergeben, aber kein menschlich Herz erfreuen, und Bier und Schnaps sind nur für euch Landratten gut." Er langte in die Westentasche, schnitt von der kleinen Tabaksrolle mit einem vom Tisch genommenen Messer ein Stück ab und schob es in den Mund, dann sezte er sich, lehnte sich gegen die Wand zurück und harrte schweigend, bis der Wirth das Verlangte gebracht und vor ihm hingesezt. Ein allgemeines Gespräch kam nicht in Gang. Die Nebeneinandersitzenden tauschten nur hin und wieder ein nicht lautes gleichgültiges Wort.

„Ja, ja," sagte der Wirth, der jezt unbeschäftigt an der Schenke lehnte, „über den ist's 'nmal hastig gekommen. Und der hat sich's heut Nacht wohl nicht träumen lassen, daß er heut Nachmittag schon todt seyn werde, der junge Kerl, der schier Bäume aus der Erde riß und sich so vermaß und so prahlte! Es ist doch

was Grauliches um solche Hast! Der Herrgott sollte das nicht zugeben." — „Und er thut's doch und weiß schon besser als du, was gut ist," entgegnete der Fidler, während er den Rum zum heißen Wasser goß. „Graulich ist's schon, aber für die nur, die drum und dran sind. Für den Menschen selbst ist ein schnelles End' ein gutes End'. Der weiß dann von keiner Noth und das Jammern hört er nicht. Aber wer ihm nachsieht — ja, ja! und wenn es vollends so was Liebes ist! Nun, ich habe an dem einenmal, damals beim wilden Hans, genug davon gekriegt für alle Zeit meines Lebens."

„Beim wilden Hans?" fragte der Wirth. „Und du thust so bekannt mit ihm, und ich kenn' ihn gar nicht? Wer ist denn das?" — „Ei, den wilden Hans mein' ich, den von Altenwyk, du weißt ja?" sprach der Alte und probirte sein Getränk. „Pfu — ah! das nennt der Mensch Rum! Nun, wenn du nicht reich wirst, du Teufel, deine Schuld ist's nicht!" — „Schon gut!" versezte der Wirth gleichmüthig, „hast ihn schon oft genug getrunken, um ihn zu kennen und zu mögen. — Aber den Hans kenn' ich nicht. Wer von euch andern kennt ihn?" — „Ich nicht, ich auch nicht," hieß es um den Tisch her. „So?" fuhr der Wirth fort, „und es sitzen doch alte Leute hier, die beinah so lange denken können wie du, Steffen; aber sie wissen nichts und mir hast du auch nie davon erzählt. Und zu Altenwyk ist's gewesen? Ist das nicht das alte Loch, wo du groß gefüttert bist?" — „O ja!" entgegnete der Fidler, „das ist das alte Loch, und es ist immerhin ein besseres als euer schmutzig und räucherig Nest, das könnt ihr mir glauben. Und wenn ihr vom wilden Hans nichts wißt, da seyd ihr arg dumm, denn dazumal wußte jedes Kind im Lande von ihm und seinem Ende; das ist doch nur so ein fünfzig Jahre her! Und von der Eva von Galwitz habt ihr auch nicht gehört? Nein, es ist kaum zu glauben!"

„Besser als daß Er da schilt, wär' es unbedingt, wenn Er uns das alles erzählen wollte," meinte ein Bauer. — „Mir wär's auch recht," bemerkte der Wirth und zog sich einen Stuhl heran; „so bleibt ihr doch sitzen." — „Und du kommst an diesem verdienstlosen Nachmittag ein wenig deinem Schaden nach, und das ist die Hauptsache," sprach der Alte, in das Lachen der übrigen einstimmend. „Und so mag's drum seyn. Ihr könnt Ohren und Mäuler aufsperren; es gibt was. Aber," fuhr er fort und stand auf und beugte sich über den Tisch, „wenn du mir nicht von der Violine bleibst, Junge, so werde ich dich selbst violen. Und am besten wär's, Ihr, Mann, gäbet mir das Instrument her, daß ich's wegthue." Und als der Gegenübersitzende ihm die Geige und den Kasten hingereicht, legte er das Instrument hinein und stellte es hinter sich in's Fenster. Dann machte er es sich recht bequem am Tisch, trank einmal, schob den Tabak von der rechten in die linke Wange, sann einige Minuten lang mit auf die Hand gestütztem Kopf, ließ den Arm sinken und begann.

Und vom wilden Hans habt ihr also noch nicht gehört, noch kein Wort von ihm und seinem Leben und Sterben? Und es war doch ein mächtig statiöser Bursch, der Hans, wie ihn das Sonnenlicht nicht frischer, nicht wilder, nicht besser beschienen hat, ihr mögt suchen und nachfragen von der Nordsee herauf bis nach Memel, ab und auf, allerwärts, wo ein Haus liegt auf dem Land und ein Boot am Strande. So war's, da er noch lebte, und da er todt war, ist sein Ruf und Ruhm gewachsen bis in die Unendlichkeit, daß die Engel im Himmel drüber einen Schreck kriegten, so laut ward's und so hoch ging's hinauf. Ja, die wußten sicher von ihm, aber ihr wißt nichts. Denn Engel seyd ihr freilich nicht, sondern Landratten, die da verdammt sind im Land zu leben, wo ihnen der Sand die Seelen zustäubt und die Augen und Ohren und all ihre Sinne, und in Anbetracht dessen kann man euch eure Unwissenheit wohl vergeben. Was könnt ihr dafür, daß es euch so übel erging, und daß ihr im Trockenen sitzt, ihr armen Teufel?

Als Hans geboren ward und die Wehmutter ihn dem Vater in der Schürze zutrug, der gerade, weil er nichts besseres zu thun wußte, das Staket um seinen Garten mit schwedischer Farbe roth anstrich, und: „da hat Er nun den Jungen, Kaptain!" sagte sie, „und ist es nicht ein ganz allerliebstes Kind, Kaptain?" — da schaute der zuerst in die Schürze und kriegte einen gelinden Schreck, da er noch nie vorher ein neugebornes Kind gesehen, nahm es dann aber herzhaft heraus und auf den Arm, beguckte es rundum und sprach: „Na, und das ist 'n Junge? Du mein Herrgott, ist's auch einer, Frau Paplitz? Oder ist's nur 'ne Katz, der man das Gesicht glatt geschoren? Und einen schmucken Jungen nennt Sie das kleine Ding? und meiner ist's wirklich? Das wird ja all mein Lebtage kein Barkschiff oder gar 'ne Fregatte, das bleibt ja ewig und Zeit seines Lebens so ein Fischerboot! Und wie der zu meiner Frau und mir gerathen, das möcht' ich nur einzig noch wissen!"

So sprach er und beguckte das Kind und schüttelte den Kopf gar mächtig und besorglich, denn er war in Schreck und Eifer gekommen, was ihm nicht oft passirte. Aber ihr wißt selbst, so ein kleines Ding sieht weiß Gott gruselig genug aus und gerade nicht darnach, als ob ein Mensch daraus werden könnte. Und der Kaptain war ein gewaltiger Mann, der seine fünfzehn Stein wog und drüber weg, und seine Frau war auch ein mächtiges Weibsstück.

Die Wehmutter riß ihm das Kind aus dem Arm, wickelte es wieder in die Schürze und sprach: „Schämt Er sich denn gar nicht, Kaptain? Das ist ein so gesundes Kind, wie ich je ein's gesehen, und mit



solchen Gliedmaßen, daß es mit der Zeit noch über Ihn weggeht. Und muß denn auch jeder Mannsmensch grade solch ein Unthier seyn wie Er? Da hat Er's, und nun schäm' Er sich!" — „Na, na, das wollen wir alles erleben," versezte er und nahm Pinsel und Farbentopf wieder zur Hand. „Aergere Sie sich nicht, Frau Paplitz, und bring' Sie das Geschöpf hinein. Ich komme gleich nach."

So war's. Und klein ist das Kind gewesen und Hans ward's getauft. Das alles weiß ich aber nur vom Hörensagen, denn ich bin mit ihm in Einem Jahr geboren. Doch weiß ich's auch noch aus eigener Erfahrung, denn da wir mit einander beim Spielen bekannt wurden, war er gleichfalls ein kleines, kümmerliches, gar zu behendes * Ding, das überall unten lag und den Kürzesten zog. Allein um sein achtes oder neuntes Jahr änderte es sich mit einemmal; er fing an aufzuschießen und auszulegen, als ob was in ihm säße, das ihn auseinander triebe, und da gab er uns bei Gelegenheit all die Püffe wieder, die er von uns ertragen. Damals kriegte er es auch mit der See, und weil er sonst nicht hinaus konnte, ging er mit den Fischern, wirthschaftete mit Segeln und Riemen, ** als hätte er Zeit seines Lebens nichts anderes getrieben, hantierte mit den Netzen, als sey er drauf ausgelernt, hielt Mannschaft und Leute zu See und zu Land in Athem mit Tollheiten und Eulenspiegeleien, mit Einfällen und Späßen, denn der Kopf steckte voll der leibhaftigen Teufelskniffe.

Sein Vater war damals ein paar Jahr weg gewesen, ich weiß nicht mehr wohin, ob nach Amerika oder nach dem schwarzen Meer; und wie er nun einmal unerwartet von dem Hafen, wo er sein Schiff hatte liegen lassen, nach Haus gereist kam, fand er den Jungen nicht daheim und erkundigte sich nach ihm. „Mutter," sagt' er zu seiner Frau, „ist der Hans noch ein so ärmlich Ding? Und wo hat ihn denn der Teufel an diesem gesegneten Abend?" — „Wo wird er ihn haben als bei den Fischern?" versezte sie mürrisch, denn es war ihr nicht halb recht, daß der Mann so zeitig nach Haus gekommen, verlor dadurch, wie er selbst gestand, noch eine gute Fracht; aber die Sehnsucht nach Weib und Kind in Altenwyk wär' ihm zu groß geworden, sagt' er, und sey, daß er die stille, wohl ein paar hundert Thaler werth. Und: „mit den Fischern ist der Hans aus?" fragt' er, „und heut? Du spaßest wohl, Mutter? Sind die heut hinaus in ihren Nußschaalen bei der Kühlte? Die segeln sich ja zu Tod und Thal, ohne Gnade! Und was, verdamm' deine Augen! hat Hans dabei zu schaffen?" — „Ei, meinst du, Seebär, daß er's mir sagt und daß ich ihn halten kann?" erwiederte sie giftig; und so lief der Kaptain weg, nach der Steinkiste — das ist die Mole, ihr Nichtswisser! — und stand da auf dem äußersten Ende und schaute nach den Booten, stand da in Regen und Wind; denn seht ihr, es war doch immer sein Kind, der Junge, und hatt' er ihn doch lieb, wie das der Herrgott so in unsere Herzen zu legen pflegt, wenn sich einmal ein eigen Kind dran geschmiegt hat. Und wie er da so stand — der Regen schlug ihm in's Gesicht und dunkel war's auch, daß er kaum sehen konnte, — schiens ihm, als sey so ein Fischerboot dicht vor ihm an der Spitze, und er schrie: „Hoiho, Landsmann!" Antworteten die: „hollah!" — „Habt, ihr meinen Jungen an Bord?" — „Wer zum Teufel seyd Ihr, dessen Jungen wir haben sollen? Hier ist kein anderer als der Hans Steffensen." — „Jaha, hier bin ich und was wollt Ihr?" schrie der Junge dazu, und das Boot schoß vor der Kühlte stramm nach vorn in den Hafen. Der Kaptain entgegnete nichts, 's wär' auch doch umsonst gewesen, sondern stieg über die Steine und lief am Bollwerk entlang, bis wo er wußte, daß sie gemeinhin anlegten. Da lagen sie denn auch und einer, ein Kleiner, kletterte gerade an's Land, um das Tau festzumachen.

Das ließ der Kaptain ruhig geschehen, dann aber trat er näher und rief in's Boot: „Und nun, Landsleute, langt mir einmal meinen Jungen herauf." — „Nun, den habt Ihr ja!" lachen die im Boot. — „Den hab' ich ja?" ruft der Alte und packt den Jungen, der neugierig dabei steht, beim Kragen. „He da, das wär' er? der hier?" — „Ja, das ist der Hans Steffensen, wenn Ihr den anders wollt." — „Ja, den will ich!" spricht der Kaptain. „Und du bist also die Range, du, die Satansbrut?" Und damit beginnt er ihn zu knuffen und zu puffen, heißt das mit Einer Hand, während er mit der andern tüchtig festhielt; denn der Junge wehrte sich was er konnte. Der Teufel mag sich auch so knuffen lassen, wenn man nicht einmal weiß von wem. — „Und wer ist Er denn? und was will Er von mir?" schreit Hans und hält die Hände über den Kopf und sträubt sich und schlägt und tritt und beißt. „Was will Er von mir?" — „Wer ich bin, du Krabbe?" ruft der Alte; „kennt der Esel seinen eigenen Vater nicht mehr? Und ich will dir zeigen, was es heißt, wenn man in solchem Wetter unsern Herrgott auf der See versucht, daß die Mutter sich schier zu Tode ängstigt und der Vater, — du Kröte!" — „Na na, nur sachte, nur sachte!" schreit der Junge wieder, denn sein Maul hielt er nicht und wenn's mit ihm auf die Lezt' ging; „meine Mutter, die ängstigt sich nicht, 's hat keine Noth! Und Er will mein Vater seyn? Wemit will Er das beweisen? Und woher soll ich meinen Vater kennen, da Er seinen Sohn nicht kennt? Und mein Vater ist in der spanischen See oder da herum, und ich glaub' Ihm nicht!" — „Das sollst du aber!" ruft der Alte in das Gelächter der Fischer. — „Und ich thu's doch nicht!" brüllt der Junge, und dazwischen ging das Puffen und Knuffen immer hin und

* Behende — unbedeutend, schmächtig, klein.

** Riem — Ruder.

her die Straße entlang bis in das Haus und die Stube, wo die Frau inzwischen Licht angezündet. „Da ist er," sagte Steffensen, schob ihn mit dem lezten Ruck mitten in's Gemach und holte tief Luft; „er hat mir's sauer gemacht. Und jezt seh' ich's wohl, daß es der Junge ist: aber, du mein Herrgott! der ist ja aufgegangen wie Kringelteig!" — „Ja, und jezt seh' ich auch, daß Er mein Vater ist!" sprach Hans, „und guten Tag, Vater; wann ist Er denn angelangt und wo liegt Sein Schiff, daß wir hinaus können?" — „'s ist die Möglichkeit!" meinte der Kaptain und beschaute den Knaben immer von neuem rundum; „der kann ja gewiß und wahrhaftig schon mitfahren!" Und die Möglichkeit kam die nächsten Tage noch so oft zu Platz, daß seine Frau endlich gelangweilt mit dem alten Schnack antwortete: „Ja, 's ist sogar möglich, daß der Junge Regine heißt und die Dirne David!" worauf denn der Alte entgegnete: „Freilich, Mutter, so verwundersam ist's auch beinah."

Nun, zu Schiff ging Hans dießmal noch nicht, dieweil er dazu doch noch zu schwach war, aber er legte nun daheim aus, ward groß und stark, keck und lustig, wild und wählig * wie 'n Fisch. Und was wollt ihr auch? Er war von gutem Schlag, die Sonne schien ihm auf und in den Kopf, die See schlug ihm die Arme um den Hals, die Brise wehte ihm alle Dünste aus dem Kopf, aus dem Herzen, — ei, dabei würdet selbst ihr Landratten reputirliche Menschenkinder, was denn nicht so ein regulärer Blitzkopf von einem Seemannsjungen! Und das gab sich bei ihm nicht, nein, behüte! er ward immer lustiger und toller, so daß Hans, als wir etwa zwanzig Jahre zählten und beide mit seinem Vater als Jungen fuhren, nur noch der wilde Hans genannt ward und allerwärts bekannt war. Was es da alles gegeben in England und Schweden, in Dänemark und Spanien, in Italien und Konstantinopel, davon ließe sich viel erzählen. Allein ihr versteht doch nichts davon und wir wollen im Lande bleiben, wo wir dazumal nach den Sommerreisen zum Winter immer wieder anlegten, und wo die extraordinärsten Teufeleien zu Platz kamen. Und der Hans war dabei nicht nur unser Haupt, sondern in seinem Gehirn war's auch geboren und großgezogen und kam daraus hervor, wie 'ne Rakete sprudelnd in alle Luft. Vor hatte er immer was, ruhig und zufrieden in seinen vier Pfählen war er nie, traurig und nachdenkend hab' ich ihn mein Lebtage nicht gesehen. Immer brachte er die Jungen zum Lachen und die Dirnen zum Schreien, heißt das vor Schreck oder aus Lust, nicht aber vor Aerger; denn leiden mochten sie ihn alle und er durfte sich herausnehmen, was keiner von uns andern je zu riskiren wagte. Und die Alten schüttelten wohl die Köpfe, schalten und fluchten, hießen ihn zum Teufel gehen und dankten doch Gott, wenn er nur wieder zu ihnen kam und ihr ganzes Hauswesen in Rumor brachte.

Ich sagt' euch, traurig sey er nie gewesen und auch nicht nachdenklich. Wenigstens ließ sich das nie auf seinem Gesicht sehen, im gepreßten Mund, in der gerunzelten Stirn und dem andern, das dahin gehört. Nachdenken that er sonst freilich und still war er auch zu Zeiten; allein dann hatt' er was vor, und es war hinterdrein desto toller mit ihm. Und zumal wenn er zuerst so lustig gewesen und mit einemmal stockstill ward, wenn er allein oder neben seinen Kameraden einher promenirte mit patzigen Schritten, so hochbeinig, und die Beine warf, als wollte er jedesmal seine Schuhspitzen besichtigen, und hielt dann auch den Kopf darnach, und die Augen wurden bald groß, bald klein, funkelten aus allen Gründen und bargen in den Ecken den leibhaftigen Tollmuthsteufel — da war's richtig, da spitzten wir die Ohren; denn dann hielt er in seinem Kopf Appell ab über alle denkbaren und undenkbaren Teufeleien und wandte und drehte sie, bis er heraus hatte, wie sie am besten in der Außenwelt paradiren möchten. Ja es war ein ausgesuchter Bursch und Streiche haben wir ausgeführt, die jezt gar nicht mehr gedacht werden.

Das ging denn so fort Jahr aus und ein, daheim und auswärts. Einmal aber lag ich im Frühjahr so hart darnieder am Fieber, daß ich nicht mit fort konnte, sondern daheim bleiben und, da ich nach einiger Zeit wieder besser ward, meinem Alten bei der Fischerei zur Hand gehen mußte. Und das schien der Herrgott so gefügt zu haben; denn im August kam der alte Kaptain mit seinem Sohn zu Lande an, zu Fuß, ein kleines Bündel am Stock auf der Schulter und der Peter hinterdrein wie ein Hund. Das Schiff war im Kattegat verloren gegangen, von der Mannschaft waren einige ertrunken, andere hatten sich auf andere Schiffe heuern lassen, die zwei kamen also allein und der Schreck war groß. Die Noth war aber bei ihnen nicht weit her, da der Alte Knöpfe in der Lade und gute Freunde bei der Hand hatte, und es vergingen keine vier Wochen, bis er mit einem Meister abschloß und den Kiel zu einem so stolzen Barkschiff auflegen ließ, wie es in Altenwyk noch nicht gebaut worden. Das Holz kam heran, Arbeiter auch, und Hans und ich arbeiteten neben einander auf dem Zimmerplatz so tüchtig, daß uns troz der Hemdärmel und der allgemach eintretenden kalten Zeit doch so heiß ward, als säßen wir im Zimmer am warmen Kachelofen. Das war denn gut, und hatten wir harte Tage, so machten wir uns desto lustigere Feierabende.

Eines Tags waren wir so oder so auseinander gerathen; ich saß Abends bei meinem Alten, und wie es denn ein grausam unbändiges Wetter war und der Südwest auf die Vorderseite unseres Hauses stand, daß der Zug durch die Fenster pfiff und alles umher knickte und knackte, so hatten wir uns in die Küche hinein-

* Wählig — muthwillig, ausgelassen, lebendig.

gesezt, die auf der Hinterseite lag und verhältnißmäßig in Schutz und Stille war. Da saßen wir, so viel wir seyn mochten, und was sich von Nachbarn dazu gefunden, bei der und der Arbeit, und darunter auch der alte Dempin von Galwitz mit seiner Tochter Eva. Die waren am Morgen im Boot zur Stadt gewesen, und da gegen Mittag das Wetter immer schwerer ward, scheuten sie den Weg durch die Wykersee, wie der Meerbusen draußen genannt wird, ließen sich bereden und blieben bei uns, mit denen sie noch halbwegs befreundet * waren.

Wie wir so also sitzen und unsern Diskurs halten, gibt's draußen mit einemmal einen schweren Knall wie von einem groben Geschütz. Heidi fahren wir auf und horchen; es konnte ja 'n Nothschuß von der See her seyn; war freilich 'n bischen nah, aber ihr glaubt nicht, was so ein regulärer Südwester den Schall weit mit in die Ferne nimmt. Da indessen alles still bleibt und der Alte sagt: „Ei, laßt's gehn! Weiß der Teufel was die kanoniren; ein Nothschuß ist's nicht!" so suchen wir wieder unsere Sitze und lezten Worte, als es plötzlich von außen gegen die Thür fährt, rumpelt und rasselt und dann an der Wand schurrt, so daß mein Vater wieder aufspringt und ruft: „Na, plagt denn der Teufel nun den Wind, daß er so konträr umspringt? Gott sey den armen Schifferleuten gnädig, die jezt draußen sind!" Und damit gibt's nochmals Lärm, aber dießmal droben am Rauchfang, und herunter kommt's mit Gepolter, Ruß und Rauch mitten in die Flammen hinein, fährt mit einem Satz vom Herde auf den Fußboden zwischen uns wie ein Kobold, reißt die Eva um und um, daß sie sich kugelt, jagt uns und die kreischenden Weiber empor — das war alles ein Augenblick! Und auf der Straße und im Garten erheben sich Stimmen und Geschrei, wild und zornig. Und: „ich will euch sagen, haltet euer Maul!" sprudelt und spuckt der Ankömmling, dem wohl Rauch und Ruß in die Kehle gerathen und in die Augen. „Ich bin's, der Hans. Seht ihr's nicht? Und ihr müßt mich schnell verstecken, Nachbarn, denn es gilt mehr als Spaß." — „Daß dich!" rufen wir und begucken ihn verwundert, denn er sah schier unmenschlich aus. „Hans, bist du ganz des Teufels?" Aber er bückt sich, sezt die Eva auf ihren Schemel — die lag noch, so schnell ging's — drückt ihr einen Kuß auf die Wangen, kriegt dafür von ihr einen Schlag, fährt lachend zur Leiter, die dort in der Ecke auf den Boden führt, flüstert: „Ihr habt nichts gesehen und gehört," und ist hinauf wie ein Donnerwetter. Zum Besprechen war für uns keine Zeit, denn wie Hansens Füße oben von der lezten Sprosse sprangen, rüttelte und rasselte es auch bereits an der Hausthür wie unsinnig.

„Still, auf eure Plätze!" kommandirt mein Alter. „Steffen, geh' nach der Thür und frage, wer da ist. Die scheinen wenig Zeit zu haben." Ich thu' auch so, bevor ich aber noch frage, springt mir ein Mensch, dem ein paar andere folgen, auf den Leib, reißt mir dabei die Thür aus der Hand, stößt mich beinah über den Haufen und schreit: „Sacre, verflucht! ist der verdammte Racker hier hineingekommen, der millionenverfluchte—" — „Na, was denn? was denn?" sprech' ich und stelle mich ihm, der an mir vorüber wollte, in den Weg, und zu gleicher Zeit kommt auch mein Vater mit der Laterne aus der Küche. „Was gibt's?" fragt er. „Mach' die Thür zu, Steffen." — Der andere ruft: „Ist der Racker hier versteckt, so —" — „Na, was denn?" versezt ruhig der Alte; 's war nur ein kleiner Mann, aber er stand auf seinen eigenen Füßen und auf seinem eigenen Kopf baumfest, und für gewöhnlich nahm er's ungemein kaltblütig; doch giftig mußte man ihn nicht machen, wenn man was Gutes sehen und hören wollte. Und nun sagte er also ganz ruhig: „Was denn?" und hob zugleich die Laterne in die Höh' und gegen den Scheltenden, in dem wir jezt den Offizier eines der bei uns stationirten Kanonenboote erkannten; seine Begleiter waren ein paar Kanoniere, und ihre Plempen hatten sie alle blank in den Händen. „Ach so!" spricht mein Alter darauf und macht seinen Diener, „der Herr ist's! Es schien mir beinah so! Und was beliebt dem Herrn? Hier ist weder Mann noch Hund und Katze hereingekommen." Er meinte dabei freilich die Thüre, mein Vater, und darin hatt' er ja auch recht. Der Offizier jedoch fängt auf's neue zu schreien an und befiehlt seinen Leuten, das Haus zu durchsuchen, da er den Flüchtling habe in unsern Garten springen sehen. „Möglich!" entgegnete mein Vater. „In's Haus ist aber weder durch die Thür noch durch's Fenster was anderes gekommen als der Wind. Für den Garten steh' ich nicht. Ich will dem Herrn wohl meine Laterne leihen, daß er selbst nachsehe; finden jedoch wird er schwerlich wen, denn der Zaun ist niedrig, und wer hineinspringt, kommt auch wieder hinaus."

„Kerl!" schrie der Offizier und fuhr auf den Alten los und packt' ihn beim Kragen, „ich glaube, du verhöhnst mich gar, du alter Hund! Herbei, Bursche! Fort in's Haus, stoßt den Narren da zur Seite und laßt mir nichts undurchsucht!" Nun, ich meine, daß der Herr wie eine Feder zurückflog, und zu gleicher Zeit riß der Alte ein Beil von der Wand und sein Messer aus der Tasche. „Ihr Hasen!" sagt' er, gar nicht laut, aber mich überlief's, denn ich kannte den Ton und verkennen that ihn keiner, „ihr wollt mich in meinem eigenen Hause anfassen und mir Gewalt anthun? Probirt's, wenn ihr Schläge haben wollt, aber ich spaße nicht, sag' ich euch. Nimm dein Messer heraus, Steffen, und mach' den Leuten die Thür wieder auf. Lernt erst Altenwyker Art und Gesetz kennen, ihr Narren! Und nun hinaus mit euch!" fuhr er fort, da ich die

* Befreundet — verwandt.

Thür geöffnet, „oder Gottes Donner fahren euch um die dummen Hohlköpfe!"

In der Thür, die zur Küche führte, standen die andern, mitten darunter frech genug Hans, der unterdeß eine andere Jacke genommen und das Gesicht einwenig abgerieben. Mit uns war auch nicht zu spaßen und so hielt der Offizier an sich, obgleich er sehr roth geworden, und uns Blicke zuwarf, noch schärfer und spitziger als unsere Messer. Er winkte seinen Leuten, drehte sich auf dem Absatz um und ging aus der Thür, während er murmelte: „Warte du Pack, das will ich dir anstreichen!" — „Thu's und Gott verdamm' deine Augen!" rief ihm mein Vater nach, Hans machte einen tiefen, tiefen Knix wie ein Frauenzimmer, pfiff auf dem Daumen grell auf und lachte so spöttlich, daß der Herr sich nochmals umdrehte. Ich schlug ihm jedoch die Thür vor der Nase zu, der Alte hing das Beil fort und klappte das Messer ein und wir kehrten in die Küche zurück, wo die Weibsleute uns erwarteten. Geängstigt hatten sie sich nicht, es ist dort ein guter Schlag und nicht schreckhaft. Und dazu kam, daß im ganzen Ort niemand war, der das Volk von der Marine gemocht oder ästimirt hätte. Denn da wir Altenwyker das Privilegium hatten, daß ein Ortskind weder zum Land- noch zum Seedienst mit Gewalt ausgehoben werden durfte, er müßte denn von der Gemeinde ausgestoßen seyn, und da in Anbetracht der harten Zucht bei der Marine und der bessern Heuer auf Kauffahrteischiffen keine Menschenseele freiwillig eintrat, so bestand die Besatzung der Kanonenboote meistens aus Fremden oder aus binnenländischem Gesindel. Die Offiziere waren nur Fremde. So könnt ihr denn selber einsehen, daß da gegenseitig nicht von Freundschaft die Rede war. Wir hielten auf unsere Privilegien, auf unsere Art, auf unsern Ort, in dem wir geboren waren und lebten; sie ärgerten sich darüber und schlossen sich, da sie von uns zurückgedrängt wurden, ihrerseits eben so fest aneinander, so daß Kreis gegen Kreis stand und weder hier noch dort gutes Blut war. Wo man konnte, that man sich gegenseitig was zum Schabernack, zum Verdruß, und wie bunt es auch schon immer zugegangen, seit Hans in Gang gekommen war, hörte das Krakeelen gar nicht mehr auf.

„Und nun, Hans, du Krauskopf, was hast du wieder angerichtet?" fragte mein Vater, nachdem er sich gesezt und seine Thonpfeife angezündet hatte. Hans jedoch kriegte mich auf die Seite und flüsterte mir zu: „Du, Steffen, was ist das für ein statiöses Frauenzimmer dort mit dem rothen Tuch? die, so ich vorhin umstieß und küßte? Jesus! hat die eine Hand! Ich fühl' sie noch auf der Wange!" — „Je nun," lachte ich, „das ist ja die Eva des alten Dempin von Galwitz. Kennst du die noch nicht?" — „Hab' sie mein Lebtag noch nicht gesehen!" sagte er, und: „du mein Herrgott, was für ein bildsauberes Fahrzeug ist das!" Und dabei seufzte er ordentlich herzbrechend, wandte sich zu meinem Alten und sprach: „Was es gegeben, fragt Ihr, Vater Wagner? Na, was wird's seyn? Ich —" — „Setz dich hieher, Hans," unterbrach ihn mein Vater, „sey vernünftig und erzähl' manierlich." So that er denn auch, sezte sich neben dem Alten auf die Herdecke und erzählte, aber seine Augen gingen von der Eva gar nicht weg.

Also: „Nun denn, ich ging von Haus weg," sagte er. — „Ja ja, Hans, es juckte dir wieder in den Gebeinen!" meinte einer lachend. — „So ist's," versezte er, „und ich kann doch nicht dafür? Hatte also daheim keine Ruh, ging mit dem Peter weg, guckte in der „Flagge" ein, — 's war keine Menschenseele dort, und ich trollte mich weiter, ohne zu wissen, was es geben würde. Da ich nun am Graben entlang komme, wo das erste Kanonenboot liegt, bleibt der Peter stehen und miaut so natürlich, als ob er sagen wollte: Komm! — Peter, sag' ich, was ist los? was willst du? — trete zu ihm und schaue über das Bollwerk in's Boot. Vom Posten ist nichts zu sehen. Verdenk's dir nicht, denk' ich, daß du dich bei dem Heidenwetter verkrochen hast. Aber wo bist du, Bursche? Möchte doch wissen, ob man dir nicht einen recht gründlichen Schabernack anrichten könnte. Ich lege mich also auf's Bollwerk nieder und lausche, und — der Wind sezte gerade aus — hol' mich der Teufel, wenn ich den Burschen nicht schnarchen hörte wie eine Orgelpfeife! Ei! denk ich, das ist schön! Du sollst mir aufprusten! — Und so lauf' ich abseits hinter des Hafenmeisters Haus, reiße mir einen Span aus der Holzrichte, klemme ein tüchtig Stück Schwamm hinein, schlage Feuer, und wieder zurück und sachte, sachte hinab auf's Verdeck, wo das Geschütz steht, schiebe das alte Segel zurück, das sie darüber geworfen, fühle, daß das Pulver auf dem Zündloch trocken ist — ihr wißt, es ist die Alarmkanone — halte mein Schwämmchen daran, und — Pisch, — Pisch — Poohohoo! geht der Schuß davon, das Segel glimmt, der Posten schreit und schlägt Purzelbäume und fährt wie betrunken zu Deck, der Peter kneift aus mit wilden Sätzen, hatte einen heillosen Schreck gekriegt, der alte Kerl! — und ich zu Bollwerk und davon. Da springt mir aus des Hafenmeisters Hause der Offizier entgegen — ihr wißt ja, daß er da sponsirt — hält mir den Degen vor und flucht mich grimmig an. Durch konnt' ich nicht, denn hinter mir ward's von Behrings Schenke her auch laut; also unterlauf' ich ihn, pack' ihn um den Leib, und er kehrt sich um und um im Sand, wie ein Kreisel, sag' ich euch. Ich mußte lachen und mir die Seiten halten, so kurios sah's aus. Und nun, da es näher und näher herbeigelaufen kam und Mordio schrie vom Boot, vom Haus, vom Weg, aus dem Sande, da neigte ich aus, lief was ich konnte, sprang über euern Zaun, rasselte an der Thür — die war zu! Wohin jezt? — Heidi,

zu Dach! — Kann Euch sagen, Vater Wagner, daß Eure Deckschächte einmal nachgesehen werden müssen. Also hinauf, und Gott sey Dank, daß ihr einen Schornstein habt! Da gings hinein und hindurch, kam zuletzt ein wenig in's Torkeln, und — na, da bin ich. Und schönen Dank für eure Hülfe, Landsleute! Habe deine Jacke angezogen, Steffen, 's schadet ihr wohl nicht?"

Während sie nun lachten und die Köpfe schüttelten, sagte mein Alter: „Hans, du bist doch ein wahrer Galgenstrick von 'nem Jungen! Und ich meine, so wenig das den Kerlen auch schaden thut, und so wenig dem König an dem Schuß gelegen seyn wird, laß das in's Künftige unterwegs, sag' ich dir, denn das kann dir an den Kragen gehen, wenn der Offizier wild ist und was merkt. Und merken wird er was!" fuhr er lachend fort. „Wer wird denn so verrückte Einfälle haben, wenn nicht das Unkraut, der Hans Steffensen!" Und so lachten wir alle und Hans sprach dazwischen: „Laßt's ihn immerhin merken. Gibt er keinen Frieden, so kann er mehr Spaß von der Sorte haben. Aber nun genug davon!" Er fing von andern Dingen an, fragte die Eva, ob sie vorhin auch Haverie erlitten? und sie meinte spöttisch entgegen, das scheine bei ihm wohl eher der Fall gewesen zu seyn, da er noch so roth sey; er habe wohl eine feine Haut? und was dergleichen mehr war. Und so charmirten sie mit einander.

„Nun," sagte einer der Zuhörer, „da ist ja die Eva und es hat mich ordentlich nach ihr verlangt. Nun wird die Liebschaft wohl angehen." Der alte Fidler hatte sein Glas leer getrunken und rief jezt nach frischem heißen Wasser; dann, während er sein Getränk von neuem bereitete, sagte er zum Redner: „Da hat Er recht, die Liebschaft ging los, und mit Seiner überflüssigen Rede hat Er mir einen Circumflex erspart. Bedank' mich schön! Also: da ich an jenem Abend den Hans nach Hause begleitete,— er hatte mir heimlich gewinkt, — sprach er zu mir: „Höre, Steffen, hast du ein Aug' auf die Dirne?" — „Nein doch, wie so nur?" fragt' ich. — „Ei, von wegen der Freundschaft, mein' ich," versezte er. „Ich wollte dir nicht in die Quere kommen. Da's aber mit euch nichts ist, so sag' ich dir: die muß ich haben oder keine! Das ist mein Schlag! Und ich fühl's mitten im Herzen, wie ich ihr schon über die Maßen gut bin!" Indem wir so den Graben hinauf gingen und bei des Hafenmeisters Hause waren, miaute es höchst kläglich, und als wir um uns schauten, funkelte da etwas im Dunkeln, wie Kohlen so hell. „Ei," rief Hans, „das ist ja Peter! Und daß ich den auch so vergessen konnte! Peter — komm! komm, mein kleiner Kerl!"

„Aber was ist denn das mit dem Peter, den ihr beide immer anruft?" fragte ein Zuhörer den Alten. „Das kann Er uns immerhin sagen." — „Ei den Teufel, 's ist wahr!" meinte der Fidler. „Das hab' ich vergessen; aber Hans und Peter sind zu sagen Eins. Wer den einen nennt, meint auch den andern. Nun, der Kaptain hatte einst sein Kind mit einer Katz' verglichen, und der Herrgott schickte daher in das Herz des Jungen eine Vorliebe für alles, was Katze heißt. Da er älter ward, zog er sich selbst so eine Kreatur auf, weiß und grau geflammt und Peter geheißen, hegte und pflegte, fütterte und wirthschaftete, bis das Geschöpf ihm anhänglich genug ward, niemals von ihm wich und ihn allerwärts, auch zu Boot und Schiff begleitete. Selbst aus dem Schiffbruch hatt' es sich mit ihm an den Strand und durch das weite Land daher salvirt. Der Peter war nicht mehr jung, aber eine wahre Staatskatze, wenn er hinter seinem Herrn drein trabte, hochbeinig und keck, und den Schwanz so stolz und gerade in die Luft hielt wie ein Musketierer sein Gewehr. Kam ein Hund, so gab's krause Haare und Ohrfeigen; ging's gar nicht anders, so sprang er auf seines Herrn Schulter und sah sich die Welt höchst gemächlich von oben an und spielte mit seinem Schwanz ganz behaglich. Kurz, die waren Eins und man hatte beide zu Freunden oder zu Feinden, je nachdem.

Also, der kam nun auf seines Herrn Ruf daher gesezt, sprang auf die Schulter und strich sich spinnend und schnurrend an dem Kopf und der Seehundsmütze seines Gebieters. „Ja ja, Peter, mein alter Kerl!" sprach Hans und streichelte den alten fidelen Burschen; „das ist ein Glück, daß wir wieder bei einander sind, wüßte gar nicht, wie's ohne dieß werden sollte. Aber, Peter, du müßtest doch dran glauben, wenn's die Eva gelten würde, so lieb hab' ich die Dirne schon! Den Peter könnt' ich für sie geben, und so weh es mir thun möchte, dran müßt' er! Und nun gute Nacht, Steffen!" fuhr er fort und schüttelte mir die Hand; „geh' nach Haus. Es ist ein sündlich Wetter und ich habe nur noch drei Sprünge nach Hause." — „Ei," entgegnete ich, „laß mich nur; auf dem Gucker haben sie dich, Hans, und zwei sind besser als einer." — „Bah!" meinte er. „Was wollen sie? Die können sich die Nas' wischen, mir thun sie nichts." — „Immerhin, Hans," sagt' ich, „'s ist so besser." Es war doch schier, als ob ich's vorher gewußt, was kommen würde, als ob ich hätte, was sie dort zu Lande wohl das zweite Gesicht nennen. Denn als er antwortete: „Ei, Steffen, was ist das? Bist doch sonst kein Hasenfuß! Und wir sind hier nicht in Barcellona oder Neapolis, wo einer sich für sein Leben umsehen muß;" — da sprang hinter dem nächsten Hause und aus dem dritten Kanonenboot mehr als eine dunkle Gestalt hervor; wir sahen uns umringt, gepackt. Stillhalten aber war unsere Art nicht, und im nächsten Augenblick standen wir an dem Staket, das den nächsten kleinen Hausgarten einfaßte, und sie um uns, aber manierlich und ohne uns anzufassen. Denn bei den Altenwykern war

damals in ähnlichen Fällen kaum mehr zu holen als ein paar Zoll kalten Stahls. Das wußten sie.

„Und schritten die Gerichte denn nicht gegen solch ein Blutwesen ein?" fragte der Jäger. „Hm!" machte der Alte höhnisch. „Mein Jesus, warum nicht? Aber die Schifffahrt ging gut und der Thäter war bald draußen und sagte: behüte dich Gott, Obrigkeit! Kam man dann nach einigen Jahren wieder, so fand man das Ding verblutet. Von wirklichem Todtschlag aber hab' ich Zeit meines Lebens nur ein- oder zweimal gehört. Wer's austheilte, wehrte sich gemeinhin nur seiner Haut und seines Rechts; wer's kriegte, hielt nicht still, da er recht gut wußte, daß solch ein Eisen seinen graden klaren Kurs und tiefer geht, als man oft denkt und will. So ist's, so war's, so standen wir und Hans flüsterte: „Soll ich?" — „Bei Leibe nicht!" murmelte ich. „Bist du nicht klug? Derer werden wir wohl noch allein Herr!" — Und somit fuhr ich in die Tasche, klappte mein Messer auf und hielt es ganz heimlich parat. Er meinte aber, ob er rufen solle: „Steh' bei, Altenwyk!" Das war der alte Nothruf, brachte alles zu Platz, was Mann hieß, und es gab dann mehr als so ein paar Ritzen und Ratzen. Daher war er bei strenger Pön verboten.

„Thu's doch!" murrte er. „Sie können uns nicht erkennen!" — „Narr!" versetzte ich, „der Peter!" — „Verfluchte Katz!" brummte er. Das ging alles Schlag auf Schlag. „Was soll's?" fragte ich dann laut, aber kaltblütig. „Was soll's?" — „Das heißt," sprach die Stimme unseres Offiziers, denn erkennen konnten wir keinen, „daß ich euch jezt sicher genug habe, ihr Hunde!" — „Hoho!" rief der Hans. — „Nur sachte!" sagte ich und hielt ihn zurück, der vor und auf sie los wollte. „Wer seyd ihr denn eigentlich? Nehmt euch in Acht und tretet uns nicht auf die Zehen, ihr könntet in einen Dorn laufen." — Und: „nicht so viel Speranzien gemacht!" hieß es von gegenüber. „Meint ihr, ich hätte des alten groben Kaptains dummen tollen Jungen mit seiner Katze nicht als Thäter erkannt? Und du, mein Bürschlein, scheinst mir accurat dazu zu gehören! Kommt nur hübsch manierlich! Eine kleine Spazierfahrt wird euch schon schmecken, und eine Katze sollt ihr auch an Bord haben; solche tollköpfige Bursche können sie drüben grade brauchen. Also vorwärts mit ihnen, Leute, und an Bord!" Da prustete der Hans auf wie seine Katze, die ihm noch immer auf der Schulter saß und auch sich sträubte und zischte, und die Kerle schrieen durcheinander, und hinter uns that sich über dem Lärm die Thür auf und der dort wohnende alte Schiffer fragte, was los sey. „Ei!" schrie ich, „ei, Nachbar, da will man uns abfangen und zu Matrosen machen, troz unserer Privilegien, und ein Narr da behauptet, wir hätten vorhin den Schuß abgefeuert, obgleich mein Vater ihn schon zurecht gewiesen." Ob der Mann das alles gehört, weiß ich nicht, denn dazwischen gab's auch wieder eine Pause, wo ich einen zurückstieß, der mir zu nahe kam, oder einmal fluchte, oder beides zugleich; und der Hans schrie und stieß auch. „Bleibt mir vom Leib, oder der Teufel soll mich holen, ich rufe Altenwyk herbei!" — „In Gottesnamen!" rief der Offizier, der das noch nicht kannte. „Vorwärts, Leute, macht ein Ende!" — „Halt's Maul, Hans!" schrie ich. — „Unsinn!" rief der Alte aus seiner Thür. „Salvirt euch und macht's morgen in Frieden ab, Jungen!" Das ging alles in Einem Athem und schlug zu einem Lärm zusammen, daß es ein Graus war. Und da mir das Salviren gleichfalls an der Zeit schien, so gab ich einem, der zunächst war, einen Stoß vor den Magen, daß dieß oder der dahersausende Sturm ihn umriß, und sezte hinterwärts über das Staket. Den Hans aber packten sie, und da er sich ganz ernstlich wehrte, so gab's eine reguläre Katzbalgerei; sie alle mit einander ein Knäuel und Wirbel auf der Straße, bis es plötzlich mitten entzwei riß und Hans wie der Blitz aus einer Donnerwolke daraus hervorschoß und sich zu mir hinüber schwang. Da, bevor sie noch zu sich selbst kamen, rissen wir aus, bis wir alle drei sicher in des Kaptains Hause saßen; denn der Peter, sag' ich euch, machte bei der Fahrt nicht die kürzesten Sätze. Die Esel! hätten sie uns gleich ernstlich gefaßt, so wären wir reif genug gewesen, und wenn auch unsere Alten uns nachjammerten, das hätte den Kohl auch nicht fett gemacht. Aber das Parlamentiren brachte nun sie in die Suppe. Das ist immer so. Wer herzhaft zugreift, der hat's.

Der alte Fidler machte eine Pause, schnitt sich einen neuen Bissen Tabak ab, trank auch einmal, bis endlich einer kopfschüttelnd sagte: „Nun, das war schier zu viel für den einen Abend!" Da entgegnete er lachend: „Je nun, so schien's beinah, denn so schloß das Gericht auch, dem man den Spektakel zutrug. Der Tritte und Stöße wegen, die wir ausgetheilt, steckte man uns für vierzehn Tage in's Loch. Zu gleicher Zeit erging aber auch an den Offizier von seinen Vorgesezten die Vermahnung, er möge in Zukunft bessere Wache halten, nicht auf bloßen Verdacht hin unschuldige Leute maltraitiren und vor allen Dingen die Altenwyker Privilegien respektiren. Denn die großen Kaufleute und Rheder in der Stadt hatten Zetermordio geschrien: wenn man uns wild mache, so gingen wir auf fremde Schiffe und sie könnten an ihren Fingern saugen. Am schlimmsten ging es indessen dem armen Teufel von Kanonier, der die Wache gehabt und statt dessen geschlafen: er mußte Gasse laufen. Und so fanden Hans und ich im Handumdrehen mehr als einen Feind, der uns böslich genug ansah. Das kümmerte uns freilich nicht sehr; die vierzehn Tage kostenfreies Logis waren auch auszuhalten: warmes Zimmer, Ruhe, gute Kost — na, was will man mehr? Und draußen

schneite es und fror nach Noten während dieser Zeit. So saßen wir denn ziemlich zufrieden, schwatzten fleißig über die Eva Dempin, ärgerten uns über unsere Alten, die gemeint hatten, das Sitzen sey uns sehr gesund, und gedachten hübsch Peters, den der Hans troß seines vielfachen Bittens nicht hatte mitnehmen dürfen. Das that uns beiden leid; es wäre doch immer ein lebendig Geschöpf mehr gewesen.

Da wir herauskamen, war die Wykersee mit Eis belegt, stark genug, um Lastwagen und Kanonen zu tragen; denn wie alles dazumal noch besser war, so waren's auch die Winter, die sich nicht als solche Schmuddeleien zeigten wie jetzo, sondern ehrlich und frisch und wohlgemeint von unserem Herrgott. Und da es nun doch nichts zu thun gab, wir auch nicht Tag ein und aus in der „Flagge" liegen und dem dicken Wirth unser Geld zutragen mochten, und noch weniger Lust verspürten, daheim zu sitzen und Netze zu stricken oder zu flicken, so trieben wir uns viel umher, verfielen vor purer Langeweile auf nichts als Schelmstücke, steckten Nachts einmal auf einem Schiff alle Flaggen aus, die wir in der Kajüte finden konnten, bauten dem einen die Hausthür zu, daß er Morgens sich ausgraben mußte, setzten dem andern eine Kappe auf den Rauchfang, daß er den Rauch in seinem Hause bis in die Hölle verdammte, stellten auch ein andermal Gespenster vor, die auf dem Kirchhof die Vorbeigehenden anjammerten. Das gab nun großen Lärm und ein paar Tage lang war im Ort der Teufel los; keiner wollte dort nach Dunkelwerden vorbei und alle schworen, daß es dort nimmer richtig sey. Nur unser Freund, der Offizier, hatte gemeint: da sehe man, was so ein Pack miserabel sey! Ammenmährchen, von Kindern und Buben erzählt, machten sie bleich um die Nasen und schwach im Herzen. Er wollte die Gespenster schon ausschälen aus ihren Hülsen, er glaube an keine Gespenster. Nun, das konnte uns egal seyn, und da wir genug davon hatten, so hörten wir auf und kamen jezt darauf, die alten Schlittschuhe hervorzusuchen und auf dem prachtvollen Eise, von dem der Wind lange das bischen Schnee weggekehrt, lustig dahinzujagen.

Von moderner Kunst.

Bei Gelegenheit der letzten Berliner Ausstellung.

I.

Die Säle der Berliner Kunstausstellung waren an jedem Tage gefüllt. Das war seit Jahren nicht der Fall, und es scheint ein erfreuliches Zeichen dafür, daß das Interesse für die Kunst wieder gewachsen, oder vielleicht gar, daß sie selbst in einem neuen Stadium der Wiedergeburt ist. Wie oft wurde die Kunst in diesem Jahrhundert wiedergeboren! — wenigstens meinte man es —, ist sie aber wirklich wieder zu einer goldenen Zeit, zu einer Schöpfungsperiode gediehen, deren Leistungen man nach Jahrhunderten anerkennen wird, wie die der Italiener, Spanier, Niederländer? — Die Kunst krankt an der allgemeinen Noth der Zeit. Mittel, Wille, Anschauung, Technik ist für alles da, aber es fehlt die Ueberzeugung davon, wo die Wahrheit ist. Ob wir rückwärts, ob wir vorwärts sollen? Da liegt es. Der neue Aufschwung fing mit dem Rückwärtswege an. Ja, was ist aus den Schulen der Cornelius, Overbeck, Schadow geworden! Oder behauptet jemand, daß sie das Ziel erreicht, daß ihre Schüler es erreichen werden? daß man ihre Madonnen und Heiligenbilder nach fünfzig, nach hundert Jahren mit derselben historischen Bewunderung wie die der Raphael, und wäre es auch nur der Peruginos oder der Fiesoles betrachten wird? Wundern wird man sich freilich darüber, wie über vieles, was in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aus der Gruft wieder an's Leben treten wollte und in der Geburt schon den Moderduft mit sich brachte.

Da stand einige Tage lang ein Bild vom Düsseldorfer Hübner ausgestellt, einst dem vielversprechendsten, begabten und liebenswürdigen Schüler Schadows. Er blieb treu dem Glauben, in den er sich mit ehrlicher, aber krankhafter Anstrengung hineingearbeitet. Der Glaube gab ihm keine Flügel, er flog nicht bis an's Morgenroth der Kunst. Seine Babylonierin mit allen Attributen, die eine ergrimmte Phantasie ihm eingegeben, drückte wohl den Seelenkampf des Künstlers gegen das aus, was er die Sünde der Zeit nennt, aber er hat damit so wenig bekehrt als bezaubert oder geschreckt, so daß man es für gerathen fand, das Bild bald wieder fortzunehmen. Da hat ein anderer berühmter Maler den Judaskuß in's Leben gerufen: ein riesenhaftes Bild mit überlebensgroßen Figuren, ein Bild, in dem man ein Lebensstudium zu erblicken glaubt. Welche Anstrengung, welcher Ansatz rationeller Begeisterung, welche Idealität, welches Studium in der Gruppirung, welche Humanität, welcher Adel in den Gesichtern, welches eigenthümliche Morgenlicht, das auf alle fällt, welches Gefühl der Weihe, nämlich die der Künstler zu empfinden geglaubt. Und doch nennt das böse Publikum das Bild den großen Blutegel, und es will nichts empfinden von dem Schauer der Entrüstung, obgleich der Schauer doch wieder recht Mode ist, wenn ein Schüler seinen Meister, ein Diener seinen Herrn verräth.

Wollten doch die Künstler, welche der katholisirenden Richtung sich ergeben, in Erwägung ziehen, was von ihren Werken Glück gemacht hat! Es sind nicht ihre Marien, ihre Heilande, ihre heiligen Familien, sondern die Bilder, welche sich wieder dem Genre nähern. Was sieht man tausendfach vervielfältigt? Die Engel der Christnacht von Hesse, die Engel, welche die heilige Catharina durch die Lüfte tragen. Da fühlt man einen Zauber der Natur, der unabhängig vom Glauben ist. Die Alten hätten so etwas verschmäht, sie kannten diese Hülfsmittel der Scenerie nicht und brauchten sie nicht. Sie gaben nur wieder, was sie glaubten, schauten und fühlten; darum wirkte es. Diese Naivetät läßt sich von den Modernen nicht mehr erringen; man sieht ihnen immer noch, trotz der Gläubigkeit, in die sie sich gestürzt und versenkt glauben, den harten Kampf an, den sie mit der Vernunft vorher gerungen. Und sie ringen ihn immer noch fort; weil sie unter den Zuschauern immer Zweifler wissen, müssen sie sich gegen diese waffnen, und diese Anstrengung, diese Aengstlichkeit drückt sich wider Willen in den Bildern aus. Was fragt die Madonna di Foligno, was die Sixtinische, wie wir da unten, die vor dem Bilde stehen, sie auffassen? Sie weiß, sie ist die Himmelskönigin, ob wir sie als solche anerkennen oder nicht. Die Marien der Modernen scheinen mir immer zu seufzen und im voraus zu bedauern, daß wir drunten uns von ihrer Existenz und Wahrhaftigkeit nicht überführen lassen wollen.

Auf wie vielen Wegen hat man nun das Vorwärts gesucht! Weil sie's nicht fanden, begaben sie sich seitwärts, und da haben sich viele Talente, die zu mehr berufen schienen, gut gebettet und ihre soliden Häuser gebaut im Genre und im Landschaftsfache. Das ist eine Sache für sich, obwohl mancher wohl gedacht hat und noch denkt, daß aus dem Genrewege heraus die große Straße sich wieder gewinnen lasse. Ist doch der Weg aus dem Familien- und häuslichen Leben zur Geschichte

nicht mehr so sehr weit! Denn daß die historische Malerei es sey, welche die heilige Kunst abzulösen bestimmt ist, dämmerte und leuchtete allen. Aber daß auch das, was in einem verwandten Zweige der Kunst so viel leichter gelang, hier so viel saure, oft verlorene Mühe machte, so viele Irrthümer in's Leben sezte! Man ging durchs Theater in die Geschichte, als sey sie eine Gottheit, die man nicht unvermittelt anrufen dürfe. Wie viele der in frühern Ausstellungen angestaunten Bilder kommen uns jezt so ganz anders, als magere, unnatürliche Schaudarstellungen vor! Selbst seitdem man in die wirkliche Historie eingetreten ist, schleppt man sich noch mit der Bagage von daher, dem Costüm. Und wie viele der gelungeneren historischen Bilder tragen noch immer das Theaterbillet auf der Stirn! Freilich, wie viele würden auch sonst die Söhne Eduards kennen, wenn sie Shakespeare nicht aus der Geschichte vorher auf die Scene gebracht hätte! Man griff auch, um nicht sofort in den heiligen Eichenhain selbst zu treten, nach dem Mährchen, der Legende, der Sage. Da ist Hübsches, sogar Schönes geleistet worden, aber es genügt nicht; und wie bald ist das Feld erschöpft! Die Art, wie Lessing sich auf die Geschichte geworfen hat, erscheint als reine Opposition gegen die heilige Malerei. So vortrefflich seine Leistungen sind, vom trauernden Königspaare an, aus dem derselbe Oppositionsgeist gegen das Kirchliche hervorblickt, bis zu seinen verschiedenen Hussen, Hussitenpredigten, Ezzelinos u. a. ist das doch eine so ganz eigenthümliche negative Richtung, daß selbst die große Schaar der Nachahmer gefühlt hat, sie dürfe ihm, was sie so gern thut, hier nicht blindlings nachstürzen. Nur zwei Bilder, wo Galilei sein e pur si muove in sehr verschiedener Art ausspricht, erinnerten in dieser Ausstellung daran.

Eigentlich haben erst die historischen Bilder der neueren Niederländer in unserer Künstlerwelt zum Bewußtseyn getrieben, wohin sie steuern muß. Die Fresken aus der deutschen Geschichte in München und an andern Orten haben auf die für den Markt schaffenden eben so wenig eingewirkt, als Kaulbachs großartige symbolische Schöpfungen bis jezt Nachahmer weckten. Aber wie diese de Biefve und Gallait die gewaltigen, lebensvollen Momente ihrer nächsten Geschichte auffaßten, ihr Ernst, das tiefe Durchdrungenseyn vom Gegenstande, bei der technischen Tüchtigkeit, wirkten. Diese Abwesenheit aller Sentimentalität, aller Schwärmerei, auch des Idealismus, von dem unsere Poesie und Kunst sich nicht trennen mochte, diese Constatirung des historischen Momentes, ohne alle Verallgemeinerung, das war etwas ganz Neues, Frappirendes, worüber man denn manches übersah, was die deutsche Natur sonst fordert; nennen wir es nun Liebe, Wärme oder Begeisterung. Denn die Egmont, Alba, Karl V., dieser Niederländer haben troz des tiefen Colorits doch etwas Gespensterartiges; es sind die getreuesten Abbildungen von Leichen, die des Künstlers Pinsel wieder in's Leben gerufen, mit allem Zubehör, das sie charakterisirte; aber sie wandeln umher, sie stehen da und starren uns an, troz der Gruppirungen, wie vereinzelte Erscheinungen, Geister großer Gestorbenen, die von einem Zauberstabe in's Leben gerufen, über sich selbst reflektiren. Oder, erlaubt man noch ein Gleichniß, der Maler hat Modelle hingestellt, und die Modelle waren die wirklichen Menschen; aber keiner weiß vom andern, jeder denkt nur, repräsentirt nur sich selbst, und der höhere künstlerische Zauber fehlt, der in der Handlung, im Gedanken, im lebendigen Zusammenwirken dieser Gestalten die Wirkung sucht. Es sind große Meister, diese Niederländer, aber wir brauchen nicht zu den Raphael, Titian, den Rubens und Rembrandt zurückzugehen, es gibt viele weit schwächere Maler in der Vergangenheit und Gegenwart, welche den Zusammenhang, den Dienst der Theile, um ein Ganzes zu schaffen, um den Gedanken im Bilde zu verkörpern und die Körper zu beseelen, besser verstanden. Aber sie haben große historische Momente ergriffen, die jeder versteht, ohne Erklärung; das ist ihr Verdienst, das sich durch die allgemeine Aufmerksamkeit für ihre Bilder belohnt.

Unsere Künstler wollten ihnen nachfolgen. Aber abgesehen von der Tradition der vollendeten Technik, die plözlich nach Jahrhunderten wieder durchschlug, so hatten diese reichen Nachkommen thatenreicher Geschlechter eine Specialgeschichte, die zugleich leuchtende Momente in der Weltgeschichte waren, und diese Geschichte lebt im gegenwärtigen Geschlecht fort unter einem politischen Daseyn, das man immerhin als die Errungenschaft jener gefeierten Kämpfe ihrer Vorfahren betrachten kann. Wo haben wir andere Deutsche dieses Leben? Da fährt wieder die historische und staatliche Zersplitterung unseres Nationaldaseyns äzend und zersezend in die Kunst. Freilich haben wir Specialgeschichten mit großen Momenten; aber wo das geistige Licht, das herausblizt, die Thatkraft, die sich entwickelt, den einen berauscht, verlezt sie den andern, und dieser gibt sich geflissentlich Mühe, die Bedeutung des Momentes zu verringern, das Große zu ignoriren. Zucken in der Reformation nicht solche Lichter? aber wie viel Procente der Nation würden durch ihre Feier gekränkt, da man weiß, daß schon die Illustration, welche Lessing der verschwundenen Größe eines Huß widmete, solchen Anstoß auf der andern Seite hervorrief! Friederich ist minder anstößig; aber wo hat die Kunst schon versucht ihn in seiner Größe darzustellen? Menzel hat auf einer früheren Ausstellung ihn dargestellt in Sanssouci, am Mittagstisch unter den witzigen Größen seiner Zeit, in dieser als Flötenspieler in einem Hofconcert. Treffliche Genrebilder, voll Charakter, Leben, Wärme, aber hat Friederich nicht auf mehr Anspruch? Die Poesie, die

Dramatik, was hat es ihr Mühe gekostet, sich verständlich zu machen, wenn sie die Hohenstaufen, die Ottonen dem Publikum vorführen wollte! Die Masse war in Rom und Athen vor zweitausend Jahren besser zu Hause, als an Donau und Rhein vor einem halben Jahrtausend. Doch die Dramatik konnte wenigstens ihre Kaiser und Herzoge sprechen und den Leuten sagen lassen, wer sie waren. Der Maler darf nicht mehr Zettel in ihren Mund stecken, und welchen Aufwand von Kraft und Mühe kostet es ihm, durch Kostüm und Scenerie Zeit und Oertlichkeit auszudrücken!

Aber es zeigt sich noch etwas Schlimmeres. Die Niederländer brauchten nicht zu suchen und zu studiren. Die Glanzpunkte ihrer Geschichte — ich räume ein, es sind wenige — sprangen ihnen von selbst in die Augen; jedes Kind kannte sie. Unsere deutschen Maler suchen kreuz und quer, und ohne sichern Compaß. Man sieht, sie sind von ihrer Vorzeit nicht durchdrungen, sie kennen sie nicht einmal, sie gehen frischweg an die Leinwand, nachdem sie irgend ein Buch gelesen, das man ihnen in die Hand gesteckt hat, und sie glauben einen Gegenstand, der interessant ist, erfaßt zu haben. Ja, was ist denn interessant? Was es diesem scheint, läßt jenen gleichgültig. Worauf eine berühmte Schrift, die Modelektüre hingewiesen, darnach wird gegriffen, ob es zur Darstellung paßt oder nicht. Wie vieles ist interessant in der Erzählung, in der Romanze! eignet es sich darum zur bildlichen Auffassung? Wir sahen darin schreckliches Vergreifen. Der Tod des Sängers Rizzio mag vielleicht für einen Taschenbuchstich seine Reize haben, aber hier auf einer großen Leinwandtafel den armen Italiener zu sehen, wie er, zu Boden getreten, sich an das Schleppkleid der in krampfhafter Verzerrung rückwärts fallenden Königin klammert, hat etwas so Widerwärtiges, daß nicht einmal der gräßliche Eindruck rein bleibt. Körners Tod ist auch ein historischer Moment, gewiß, wenn gleich sein eigentlicher Tod nichts drastisch Großartiges hat, da man leider jezt weiß, daß der Heldensänger nicht im eigentlichen Gefechte zu fallen bestimmt war, sondern bei einem Transport blessirter Gefangener hinterrücks erschossen ward. Aber was soll das, ihn auf der Bahre liegend zu malen, bekränzt, Leichen, Uniformen der Lützower und der freiwilligen Jäger ringsum! Wenn nicht die Pietät einer Familie das Bild gestiftet hat, wozu aus den Ruinen jener ungeheuern Zeit dieses seitwärts abgefallene welke Blatt hervorsuchen? — Und wenn nun der Catalog nicht wäre, der uns sagt: das ist Theodor Körners Leiche, und das Rizzios Ermordung?

Ja, darin haben die biblischen Geschichten noch jezt den Vorzug. Wenn der Maler nicht ganz ungeschickt zugegriffen, so weiß wenigstens jeder, was es gilt, was vorgestellt werden soll. Selbst bei dem trefflichen niederländischen Bilde: Alba während Egmonts Hinrichtung, stößt uns dieser Zweifel auf. In Brüssel, in Antwerpen mag das jeder verstehen; Alba's Züge sind jedem Kinde bekannt. Hier ist es anders, und selbst wenn wir es aus dem Catalog erfahren, müssen wir uns in die Situation erst hineinstudiren, denn sie läßt manche Zweifel übrig. Das soll übrigens kein Tadel gegen das Bild selbst seyn; es ist im Gegentheil unter den niederländischen eines derjenigen, wo der Gedanke vielleicht den Stoff beherrscht. Dahin rechnen wir auch das große unvollendete Gemälde: Washington, der beim grauenden Morgen eines Wintertages über den mit Eisschollen treibenden Delaware sezt, um den Feind in einem verzweiflungsvollen Augenblick anzugreifen. Es ist das Werk eines jungen Künstlers, den die volle Begeisterung für seinen Helden und dessen That erfüllt hat. Diese Stellung Washingtons, seine Stirn, sein sorgenvolles, fast mit krampfhafter Anstrengung auf das vor ihm gerichtete Gesicht sprechen von einem Lebensstudium. Alles ringsum, die Bootsknechte, die Soldaten, die Offiziere, der Kahn, der eisige Fluß, Luft, Land, sind rohe Masse, in die der Geist Licht bringen muß; aber wir sehen das Licht in Washingtons Auge. Dieser Kämpfer muß siegen. Diese Ueberzeugung beruhigt uns, sie drückt das Siegel der Vollendung auf das unvollendete Bild.

Es ist eine gutgemeinte Opposition gegen die dunkle Macht, die ihre bleiernen Flügel immer fühlbarer über den Continent ausbreitet, wenn zwei Künstler zu gleicher Zeit, wahrscheinlich ohne von einander zu wissen, Galilei in jenem historischen Moment seines Lebens darzustellen versuchten. Die wohlmeinende Gesinnung schafft aber noch keine That, am wenigsten ein Kunstwerk. Ein anderer Maler hat in Leonardo da Vinci's Tod technisch ein solches geliefert. Man fragt sich aber unwillkürlich: wozu so viel Aufwand von Leinwand (es ist ein kolossales Bild), von Farbe, Studium, Kunst, um den zufälligen Moment zu verewigen, daß ein Künstler einmal in den Armen eines Königs gestorben ist? — Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ist zweifelsohne ein großer Gegenstand; einmal hat auch ein junger Maler in einem würdigen Moment ihn aufgefaßt, an der Spitze seiner Reiterschaaren an seinem glänzendsten Schlachttage von Fehrbellin. Was aber hat, wie wir ihn jezt gesehen, der alte kranke Kurfürst, von Gicht und Podagra geplagt, wie er seine lezte Geheimerathssitzung abhält, Erhebendes oder besonders Merkwürdiges? Seele und Bedeutung des Moments, wenn der Historiker sie ihm zutheilt, verflüchtigen sich im Kostüm und der Scenerie. Ja, wenn es galt die lezten schwachen Momente des großen Fürsten darzustellen, gab es für den eingeweihten Künstler wohl fatalistische von hoher Bedeutung. Warum wählte er nicht den, wo die zweite Gemahlin des Kurfürsten in einem schwachen Augenblick ihm ein Testament entlockte, welches zu Gunsten ihrer Kinder (des jezt ausgestorbenen

Zweiges der Markgrafen von Schwedt) eine Zerstückelung des Reichs und damit eine Vernichtung der Lebensarbeit Friedrich Wilhelms und seiner Vorfahren, die Unmöglichkeit eines Königreichs Preußen in Aussicht stellte? Und warum hat noch kein bedeutender Künstler sich an den bedeutendsten Moment unserer Geschichte gewagt, an jenen gigantischen Streit zwischen Vater und Sohn, jenen eisenfesten König Friedrich Wilhelm I., der, ein christlicher Brutus, seinen Sohn auf das Schaffot senden will? — Dafür sahen wir einen Czar Iwan Wasiljewitsch, den Grausamen, der krank, todtenblaß in seinem Lehnstuhl sitzt, und heidnische Wahrsager, gräuliche Schamanen, verkünden ihm, besessen und wie Rasende auf dem Boden sich krümmend, daß — er sterben wird. Wir sind alle sterblich, und es diesem Iwan da zu verkünden, brauchte es gewiß nicht der Wahrsagerkunst.

Hamburger Briefe.

I.

Alle großen Städte greifen mit ihren äußersten Lebensfasern über ihr Weichbild hinaus. Man ahnt sie daher nicht bloß von ferne, man fühlt sogar ihre Nähe sehr deutlich. Auch Hamburg macht von dieser allgemein gültigen Regel keine Ausnahme. Wer sich von Lübeck her dieser mächtigen Metropole der Niederelbe nähert, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später das Entgegenrollen eleganter Gigs und Cabs, alles deutet den Mittelpunkt einer großartigen, stark bevölkerten Welthandelsstadt an. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Berliner Eisenbahn ankommen, weil der Schienenweg von Bergedorf aus durch die Niederungen zwischen Elbe und Bille fortzieht, und in diese nur durch künstliche Vorrichtungen wasserfrei zu haltenden Gegenden der Hamburger seine Landhäuser nicht vorzuschieben wagte. Nur wenn die Nacht hereinbricht, bevor der Zug Hamburg erreicht, deutet der fluthende Lichtschimmer in der Luft die Gegend an, wo es liegt, bis die weißen, scharfen Lichtpunkte seiner tausend und abertausend Gasflammen uns die Umrisse des riesigen Stadtkörpers deutlicher erkennen lassen.

Wien und Berlin sind ungleich größer als Hamburg, lebhafter aber sind sie nicht. In jenen Städten concentrirt sich der große Verkehr, das Menschen-, Pferde- und Wagengewühl auf gewisse Punkte, die, mögen sie auch umfangreich seyn, im Verhältniß zum Ganzen doch immer nur Punkte bleiben; Hamburg dagegen ist mit alleiniger Ausnahme eines Theils der Vorstadt Sanct Georg von einem Ende zum andern gleich belebt. Dieß gibt ihm den scharf ausgeprägten Charakter einer ausschließlich von der größten und unbegrenztesten Handelsthätigkeit seiner Bewohner lebenden Stadt. Ich will nicht behaupten, daß dieß für jedermann, namentlich für Nichtkaufleute, angenehm sey, wohl aber ist es interessant, weil der erste Eindruck der Stadt immer derselbe bleibt und immer von neuem trotz einer gewissen Stereotypie fesselt und anzieht.

Wer Hamburg kennen lernen will, darf es nicht von der Vogelperspektive etwa eines eleganten Hotelzimmers aus oder zurückgelehnt in die purpurrothen Sammtkissen einer Droschke betrachten. Hamburg ist an verschiedenen Orten ein anderes, obwohl derselbe Pulsschlag, der Handel, all seine Theile belebt. Gegen Ost und Süd breitet sich auf niedrigem Sumpflande die Altstadt aus. Hier am Deichthore fällt ein schmaler Elbearm in die Stadt und ergießt sich, in mehrere Kanäle rinnend, durch das gewaltige Häuserconvolut, um weiter unten, in der Mitte des großen Stadtkörpers, sich wieder mit dem mächtigen Strome der Norderelbe zu vereinigen. Die Bauart der Häuser in diesem Stadttheile hat wenig Anziehendes, verräth aber sehr deutlich ihren Ursprung, den auch einzelne Straßenbenennungen, wie „holländischer Brook," „holländische Reihe," andeuten. Die Bauart ist holländischen Ursprungs, wie es denn überhaupt sehr begreiflich ist, daß just hier zwischen Wasser und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, Häuser zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine schöne, luxuriöse Stadt geschildert worden ist, findet sich in diesem Stadttheile, der allein schon eine recht umfangreiche deutsche Mittelstadt ausmachen würde, sehr getäuscht. Hier ist nichts schön, hier ist nichts, was Glanz und Luxus vermuthen läßt. Die Häuser, großentheils auf einem Unterbau von Holz stehend, hocken krumm und schief über einander und sehen nicht selten aus, als wollten sie sich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen. Vier, fünf bis sechs Stock hoch, ist jedes höhere Stockwerk über das niedrigere um mehrere Zoll oder Fuß weit vorgebaut, um auf solche Weise den karg zugemessenen Bodenraum durch Benutzung des steuerfreien Luftraums zweckmäßig zu ersetzen. Dieß macht die äußerst belebten langen, gewundenen Straßen sehr düster, weil der Himmel oft nur als blaues Band oder als grauer dunstiger Nebelstreif zwischen den Spitz- und Stumpfgiebeln hereinflattert. Noch trauriger anzusehen sind die Kehrseiten vieler solcher Straßen. Wie nämlich an der Vorderseite der gepflasterte Weg fortläuft, so schlängelt sich an der Hinterseite ein bald breiterer, bald schmälerer Kanal durch das Häuserlabyrinth, in Hamburg Fleeth genannt. Ueber diese Fleethe neigen die Häuser ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weise. Da jedoch eines das andere stützt und trägt, so hält das schreckhaft anzusehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anschwellen der Fluth, der Segenspenderin Hamburgs, füllen sich diese Kanäle rasch mit lebendigem Wasser, auf dessen Wellen zahllose kleine Schiffe, Kähne, Flachboote, Schuten, und wie diese Dienerinnen der Schifffahrt alle heißen mögen, heranschwimmen, befrachtet

mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den schwarzen überhangenden Giebelenden der Hinterhäuser öffnen sich verschlossene Lucken, ein Tau, eine Kette schurrt oder klirrt herab zum Kanal, und tausend geschäftige Hände sind bemüht, hier die Erzeugnisse der nordischen Erdstriche, dort die Produkte der heißen Zone, die Schätze beider Indien emporzuheben auf die Lagerböden der geräumigen Speicher. Mag man ein Jünger Merkurs seyn oder nicht, dieses ameisenartige Treiben tagaus tagein, früh und spät, mit Ausschluß der Sonn- und Festtage, welche der Hamburger streng heilig hält, bleibt immer interessant, wenn es auch, wie alles Stätige, an einer gewissen Monotonie leidet.

Es läßt sich leicht denken, daß der Kaufmann Wohnungen, die für seinen Geschäftsbetrieb so vortheilhaft gelegen sind, ungeachtet ihres wenig anziehenden Aeußern, sehr hoch schätzt. Der Straße zugewendet ist sein Comptoir, oft genug ein unscheinbares, dunkles Zimmer; im Hinterhause, unmittelbar an dem Fleeth, befindet sich der Speicher, auf dessen Böden die gefällige Woge ihm Waaren aus allen Welttheilen geräuschlos, und ohne daß er sich viel darum zu kümmern braucht, zuträgt. Was Wunder, daß er das alte, verbaute Haus, in dem es zahllose Treppen und Treppchen gibt, wo es zwar nicht an Fenstern, desto häufiger aber an einer festen Wand gebricht, doch nur ungern verläßt! Darum wimmelt es auch in diesem Straßenknäuel von geschäftigen Menschen wie in einem Bienenkorbe. Es schwirrt und summt, es ruft und schreit, es knallt und lärmt ohne Aufhören auf Straßen, Brücken und in Gängen; ja selbst in die Erde hinein hat sich das Leben gewühlt, um halb unter der Straße, in gleicher Höhe mit dem Niveau des von der Fluthwelle gefüllten Fleeths zu handeln und vom Gewinn dieses Handels zu leben und selbst Reichthümer zu sammeln.

Man muß sich wundern, daß viele Tausende ihr ganzes Leben in diesen Kellerwohnungen verbringen, die keine andere Annehmlichkeit besitzen, als daß sie ihre Inwohner gut ernähren. Es fehlt in den meisten dieser Keller alles, was die moderne Welt unter dem Namen Comfort versteht. Der Raum ist unglaublich beschränkt, finster, modrig, feucht, und die Vergünstigung, in solchen Räumen wohnen zu dürfen, obendrein kostspielig. Beginnen aber im Frühjahr und Herbst die Aequinoctialstürme und rollen die ungeheuern Fluthgebirge der Nordsee gegen die flachen Küstenlande der Niederelbe, dann stauen sich die Wassermassen des Stroms zur Fluthzeit zurück, bäumen sich hoch auf und dringen durch die Fleethen in diese Kellerwohnungen, dieselben oft mehrere Fuß hoch mit trübem, schmutzig gelbem Wasser füllend. Und dennoch verläßt der Inhaber des Kellers sein Haus nicht, es müßte denn in Folge einer Springfluth seinem Leben Gefahr bei längerem Verweilen drohen. Fälle dieser Art werden durch das Lösen der Lärmkanonen angezeigt.

Die Häuser in diesem Stadttheile sind mit sehr wenigen Ausnahmen schlecht gebaut. Ein hölzernes Geripp, mit Ziegelsteinen ausgesezt, ist so ziemlich die ganze daran verschwendete Architektur. Gewöhnlich fehlt es an sogenannten Brandmauern, welche die einzelnen Häuser von einander trennen und jedes Haus als ein für sich bestehendes von den Nachbarhäusern absondern. Hier lehnt sich Haus an Haus ohne solche Brandmauer, woraus großentheils die Verheerungen der Feuersbrunst von 1842 sich erklären. Brände in diesem eng und leicht gebauten Häusergewirr müssen, finden sie gleich beim Entstehen viel Nahrungsstoff und treibt ein ungünstiger Wind die Flamme über die Satteldächer der Nachbarhäuser, immer gefährlich werden. Daß dennoch bei den sehr häufig verkommenden Bränden in Hamburg selten wirklich bedeutende Feuersbrünste stattfinden, möchte nur darin seine Erklärung finden, daß der überaus starken Bevölkerung wegen jegliche Feuersgefahr sogleich entdeckt wird. Nur einzelne Straßen, wie die große Reichenstraße, die Gröningerstraße, die Katharinenstraße &c., sind besser gebaut und haben zum Theil Häuser, welche den alten stolzen Kaufmannshäusern Lübecks zwar nicht gleichkommen, aber doch ähneln.

Nicht viel besser gebaut ist der westlich gelegene Stadttheil, die Neustadt. Auch diese Region Hamburgs trägt den Stempel altholländischer Bauart, nur hat dieselbe ihrer höheren Lage wegen von den Fluthbewegungen des Meeres und dem Hochwasser der Elbe nichts zu leiden. Der Verkehr ist eben so stark, auf einzelnen Straßen, wie dem alten und neuen Steinwege, der Fuhlentwiete, die sich schlangenartig durch dieses Stadtviertel windet, übertrifft er sogar noch den in der Altstadt. An Werkeltagen wogt auf diesen Straßenkanälen, welche den Verkehr mit Altona vermitteln, ein solcher Strom von Menschen, Pferden und Wagen, daß dieses ununterbrochene Gewühl hin und wider Drängender nur etwa von dem Leben auf dem Toledo, der Hauptstraße Neapels, übertroffen wird.

Zwischen diesen beiden Städten — denn Städte muß man beide Hälften nennen — mitten inne liegt der Neubau, welchen die auflodernde Flamme des fünften Mai 1842 geschaffen hat. Drei Tage und eben so viele Nächte verwandelten genau den Kern der gewaltigen Stadt, und darunter die unbedingt schönsten Straßen, in einen glühenden Aschenhaufen. Dieser Neubau macht gegenwärtig Hamburg zur glänzendsten Stadt in ganz Deutschland.

Man kann vielleicht vielfach Gegründetes an der Architektur dieses neuen Stadttheils auszusetzen finden, zugeben wird man immer müssen, daß der Totaleindruck dieser Stadt von Palästen großartig, überraschend, fesselnd ist. Die alten, seltsam gegiebelten Häuser Lübecks mit ihren bunten Ziegelreliefs, ihren bald verwischten, bald durch das Wetter zerstörten Zierrathen sind malerischer und lassen uns glauben, es müsse in dieser

steinernen Romantik auch ein wunderbar romantisch gesinntes Geschlecht wohnen; Hamburgs Prachtpaläste geben romantischen Gedanken keinen Raum, und dennoch liegt auch in ihnen etwas seltsam Fesselndes. Wenn man herabsieht auf diese Straßen, dann glaubt man eine Stadt von Burgen vor sich zu haben, so hoch gethürmt steigen diese Häusermassen empor, und so mittelalterlich solid sind viele Fenster, Balkone und Giebelzinnen derselben ausgeführt. Ein bestimmter architektonischer Geschmack herrscht nicht vor, wohl aber läßt sich deutlich erkennen, daß Haltbarkeit, zweckmäßigste Benutzung des vorhandenen Raumes und das Bestreben nach Comfort sich gegenseitig die Hände reichten. Ich denke mir Edinburg ähnlich gebaut, nur daß in der schottischen Hauptstadt die terrassenartig am Berg emporsteigenden burgartigen Gebäude dieser ein ungleich imposanteres Aeußere verleihen müssen. Die meisten Häuser des Neubaus haben bei einer Höhe von vier bis fünf Stockwerken platte Dächer, was uns bisweilen glauben machen kann, wir befinden uns in einer Stadt Südeuropas.

Den Glanzpunkt dieses von den Flammen verheerten und aus der Asche seitdem wieder neu erstandenen Hamburg bildet das Alsterbassin, das auf drei Seiten von den langen Palastfronten des Alsterdamms, des alten und neuen Jungfernstiegs umrahmt wird. Allerdings würde dieser schönste Theil Hamburgs noch schöner seyn, bildete er statt eines gegen Norden zu offenen Vierecks einen kolossalen Halbkreis, was vielleicht bei der neuen Anlage möglich gewesen wäre, hätten die Erbauer nicht Nützlichkeitsrücksichten vorwalten lassen.

Es gibt keine zweite Stadt in Deutschland, welche auch nur ähnliche, dem häuslichen Comfort dienende Einrichtungen in der Art aufzuweisen hat, wie sie in dem neu erbauten Hamburg das kleinste Haus besitzt. Der Boden, der diese Häusermassen trägt, ist mehr durchwühlt und mittelst künstlicher Stützen wieder zu einem haltbaren Ganzen zusammengefügt, als manches gold- und silberhaltige Gebirge. Neben den Abzugskanälen, die den Unrath in die Fleethen führen, laufen die Röhren jener großartig angelegten Wasserleitung, die jedes Haus vom Kellerraume bis in's vierte und fünfte Stockwerk hinauf zu jeder Stunde mit stets frisch sprudelndem Wasserquell versorgt, und durch das Geflecht und Gewirr dieses Sielbaus schlingen sich wieder die tausendfachen Verästungen der schwarzen Gußeisenröhren, in deren Innerem die unsichtbare Materie des Gases fortfluthet, dieser leuchtende Geist der Steinkohle. Sobald es dämmert, oft aber auch schon am Tage, wenn die Nebel des Nordens den Tag in halbe Nacht verwandeln, blitzt überall die breite, in mehrere feine Spitzen sich theilende weiße Flamme des Gases auf, hier unter der Erde, dort hoch oben in der Luft; denn sehr viele Hausbesitzer haben es vorgezogen, alle Lokalitäten mit Gasbeleuchtung einrichten zu lassen. Gas brennt beim Krüger und Victualienhändler im Keller, Gas leuchtet in den Comptoirs der Kaufleute. Der Setzer fügt die vielverwünschten bleiernen Lettern beim Gaslicht zusammen in ein Ganzes, damit sich das Publikum über das, was die geschäftig tastenden Hände gebaut haben, ärgern oder freuen und der Staatsanwalt gelegentlich Stoff zu einer Anklage daraus saugen mag. Bei Gas bäckt der Bäcker sein Brod, zerhackt der Schlächter das Fleisch, mißt und wägt der Kleinhändler; im stillen, aber erhitzenden Schein dieses geisterartigen Lichtes tanzt und jauchzt, unterhält sich und zecht die vornehme wie die nicht vornehme Welt Hamburgs.

Darum ist auch der Anblick dieser an sich so ungemein nüchternen, nur auf das Materielle bedachten Stadt so wunderbar schön, so merkwürdig mährchenhaft, wenn man sie plötzlich des Nachts betritt. Man kann sich dann wohl verführen lassen zu glauben, in diesem Glanzmeer leuchtender Flammen müßten Kunst und Poesie mit inniger Liebe gepflegte Schooßkinder seyn, ein Glaube, der freilich sehr bald zu Wasser wird.

Man hört nicht, daß die allgemein verbreitete Benutzung des Brenngases die ohnehin häufig vorkommenden Feuersbrünste in Hamburg noch vermehrt hat, oder daß Gaserplosionen, die oft ein geringfügiger Zufall herbeiführen kann, stattgefunden haben. Mit der wunderbaren Flamme genau vertraut, geht jeder behutsam und doch auch leicht mit ihr um, und wenn heute Mephistopheles es noch der Mühe werth hielte, in der diabolisch verdorbenen Welt irgend ein bestimmtes menschliches Individuum herauszugreifen, um es extra für sein flammendes Reich zu präpariren, er würde jezt sicher mit ihm nach Hamburg reisen, nicht auf ausgebreitetem Mantel, sondern auf den weichen Polsterstühlen der Eisenbahnwagen, um in der gasüberflammten Handelsmetropole so recht innig vergnügt sich die Hände reibend, diese glanzreiche, aber seelenlose Flamme als „freundliches Element“ zu begrüßen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Der Winter. — Abdelkader. — Theater.

In einer der ältesten und reizend alterthümlichsten Kirchen von Paris, die kurz nach den Julitagen von einer wüthenden Volksmenge verwüstet, von der Julireglerung hierauf mit Geschmack und Einsicht in den Geist und Baustyl der Zeit, aus der die Kirche stammt, wieder hergestellt wurde, in dieser Kirche, St. Germain l'Auxerrois genannt, hängt seit einigen Jahren ein grausam gemaltes Bild, das den frommen Ritter St. Martinus vorstellt, wie dieser seinen blauen Mantel an einen nackten, sehr elend aussehenden Armen, von christlicher Liebe getrieben, großmüthig abgibt. Die Franzosen schließen aus der Legende, die besagtem Staffeleigemälde zu Grunde liegt, daß der Winter, in dessen Verlauf die Geschichte vorgefallen, ein sehr milder und lauer gewesen; sonst, meinen sie, würde der Heilige sich gehütet haben, sich seines Mantels so leichtsinnig zu entledigen. Sie nennen daher die schönen, sanften Tage des späteren Herbstes, der in Paris gewöhnlich vom Allerheiligentage bis zu den ersten Adventstagen sich erstreckt und der in Deutschland der Altweibersommer genannt wird, den Sommer des heiligen Martinus (l'été de la St. Martin). Wohl leiten ernste, gelehrte Etymologen diese Bezeichnung von dem Umstande ab, daß jene Nachhut der schönen Jahreszeit gerade meist in die Epoche des Martinstages falle; allein aus dem Kopfe des Pariser Volkes ist einmal der Gedanke nicht zu bannen, daß die Sache mit dem Mantel, den der heilige Martinus als Almosen verwendet, zusammen hänge. Wie dem auch sey, nie vielleicht hat uns der heilige Martin einen so lieblichen, so freundlichen und gelinden Winter gebracht als dieses Jahr. Der Mai hat sich heuer so schlecht aufgeführt, daß man berechtigt wäre, ihm von nun an den Namen Wonnemonat zu entziehen. Diesen Ehrentitel wollten dagegen die Monate November und December verdienen. Man sah Wochenlang an den meisten Häusern die Fenster offen, und Damen, keineswegs sehr warm gekleidet, in deren Brüstung stricken oder plaudern; nirgends traf man Feuer im Kamin, ausgenommen gegen Abend, wo dann die Flamme mehr zur Erheiterung als zum Heizen diente. Vor den Cafés auf den Boulevards saßen kaffeeschlürfende, cigarrenschmauchende Müßiggänger, wie mitten im Sommer, und daß die Damen nicht von Neuem in lenzigem Mousselinhute hervorflatterten, ist wirklich zu verwundern. Wenn man den hohen Stand des Thermometers und das hieraus entspringende Verhalten der Bevölkerung, die milden hellen Tage und die lauen Sternennächte mit den entblößten Bäumen und dem kurzen Verweilen der Sonne zusammenhält, so möchte man an irgend eine Störung im Laufe der Natur, an einen Zustand glauben, der weil er zwar gegen die Regel, aber nicht rauh und nicht belästigend, nicht verheerend erscheint, an die sanfte Narrheit gewisser Irren erinnert, deren Geist zwar verwirrt, deren Gemüth aber nicht wild erregt ist. Die Farben sind von der Erde verschwunden, aber nie im Jahre bietet der Abendhimmel von Paris ein reicheres Gedränge reizender, zarter und mannigfaltiger Schattirungen dar, und für jeden, dessen leibliches und geistiges Auge dergleichen Eindrücken offen steht, ist bald das Ineinanderfließen, bald die Aufeinanderfolge dieser glühenden Asche und dieses frischen Smaragds, dieses Goldes und dieses weichen Blaus, dieser weißen Streifen und dieser schwarzer Klumpen ein magisches Schauspiel, das ihm die Luft benimmt, an der künstlichen Herrlichkeit der großen Oper sich zu weiden.

Mehrere Wochen hindurch war Abdelkader das Idol der Pariser Neugierde, und ist er auch nicht mehr der Löwe der Wüste, so kann er sich doch rühmen, einen Augenblick der Löwe von Paris gewesen zu seyn. Der Gasthof, den er bewohnte, liegt einer Terrasse des Tuileriengartens gegenüber, und diese Terrasse war vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Pariser Maulaffen jedes Alters, Standes und Geschlechts, die auf die Erscheinung des Emirs am Fenster harrten, mehr oder weniger dicht besetzt. Abdelkader, der oft den ganzen Tag über in Paris zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten herumzog, ließ sich manchmal gar nicht sehen, und alles Warten und Gaffen war vergebens. Es ist wunderbar, wie leicht und rasch eine durch die Zeitungen dem Späherauge der Pariser empfohlene Persönlichkeit von ihnen, wo sie derselben begegnen, herausgefunden wird; es braucht in einem ganzen Knäuel von Menschen nur ein einziger irgend ein viel besprochenes Individuum, sey es, weil er es schon gesehen, sey es nach einem Bildnisse oder aus einer Beschreibung zu erkennen und seinen Nachbarn zu bezeichnen, so läuft die Nachricht gleich von Mund zu Mund, und in einem Nu weiß es die ganze Masse. Nirgendwo vielleicht herrscht für derlei Außendinge eine solche Gelenkigkeit der Auffassungsgabe als in Paris, und Abdelkader sah überall, wo er erschien, in wenigen Sekunden alle Blicke auf seine Person gerichtet. In englischen Blättern waren dithyrambische Dinge über den Adel und die Heldenwürde seiner Gestalt zu lesen, aber die Pariser, die nicht dieselben Gründe haben, für den algierischen Häuptling sich begeistert zu zeigen, fanden in seinen Zügen wohl einen gewissen Ausdruck religiösen Ernstes und in seinem ganzen

Wesen ein Gepräge nicht gewöhnlicher Energie und eine gewisse anmuthige Mischung von morgenländischer Gesetztheit und kriegerischer Jugendkraft bei schon vorgerücktem Alter; ein ritterliches Aussehen aber und eine heroische Haltung fanden sie nicht in seinem Aeußern; es dünkte sie sogar, es könne jene gott- und schicksalergebene Ruhe seines Kopfes die punische Verschlagenheit, die aus den hie und da Momente lang aufgeschlagenen Augen hervorschreine, so wie um das Kinn und auf den Lippen liege, keineswegs hinreichend verbergen, und es stimme dieß völlig, setzten sie mit ihrem gewohnten lustigen Mangel an Ehrfurcht für öffentliche Charaktere bei, es stimme dieß völlig zu seinem brieflichen Verkehr mit Louis Napoleon, zu seinen Redensarten aus dem Koran und von der Ehre, zu der geschickten Verbindung von muselmännischem Pathos und dem halbamtlichen Phrasenprunk der französischen Civilisation, zu dem Votum endlich, das er mit feierlichem Aufsehen für die Wiedererrichtung des Kaiserthums abgegeben, mit Einem Wort zu der ganzen Comödie, die er seit dem Tage seiner Freilassung spielt; der Marabout stehe bei ihm dem Charlatan durchaus nicht im Wege, im Gegentheil, und es sey eine uralte Erfahrung der Menschheit, daß sich die Barbaren von den gesitteten und gebildeten Völkern nichts leichter angeeignet hätten, als deren Finten und Finessen.

In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, ist Abdelkader wieder vergessen, er ist nicht mehr der Löwe des Moments. Diese Ehre ist dem Signor Bellini zugefallen, der vor kurzem als Othello in der Rossinischen Oper gleichen Namens seine Antrittsrolle bei den Italienern gab. Die italienische Gesangsbühne wurde dieses Jahr ungewöhnlich spät eröffnet. Die Geschäftsführung des Engländers Lumley hatte keineswegs befriedigt, die Liebhaber edler Virtuosität konnten es ihm nicht verzeihen, daß er die Mitwirkung einer Sontag sich entgehen ließ, er konnte nicht mehr länger der Vorsteher eines Theaters bleiben, das so viele Kenner und schwierige Musikfreunde zu Stammgästen hat; allein der Wechsel der Direktion brachte nothwendig Verzögerung mit sich, die Truppe konnte erst spät gesammelt werden, ja ist noch immer nicht vollständig, und nur dadurch, daß sich die Regierung der Angelegenheit wie einer Ehrensache eifrig annahm, konnte der neue Direktor am 16. November die Stagione beginnen. Rossini's Othello führte dieses Jahr den Reigen und ward wie zu jeder Zeit mit der größten Sammlung angehört und mit Begeisterung aufgenommen. Rossini ist ein Liebling der Pariser; in der Musik sind sie keine Patrioten, sie stehen nicht eine Minute an, dem italienischen Meister, dessen Ruhm zwar nicht ihrer Eitelkeit, dessen Genius aber ihren Ohren schmeichelt, den Vorzug vor allen ihren einheimischen Tondichtern zu geben; dafür nehmen sich auch viele von ihnen das Recht heraus, ihn nicht bloß über Meyerbeer, sondern auch über Mozart zu stellen. Othello ist bei ihnen vorzüglich beliebt. Der ganze Schmelz und die Honigsüßigkeit Rossinischer Weisen scheint ihnen in diesem Werke mit dramatischem Mark und tragischem Pathos wie mit einer hohen Beredtsamkeit, der aufgeregten Seele auf das vollkommenste vereinigt, und die technischen Einwendungen deutscher Contrapunktisten dürften gegen diese entschiedene Vorliebe nicht viel ausrichten. Der Tenor Bellini, der vor einigen Jahren in der großen Oper in einem ihm fremden Idiom und in einer seinen musikalischen Gewohnheiten schlecht entsprechenden Partitur nur mit mäßigem Glück aufgetreten war, gab den Othello und erntete außerordentlichen Beifall. Wer an Rubini und dessen hinreißend vollendeten Vortrag, an dessen Kenntniß aller Stratageme eines unvergleichlichen Virtuosen sich erinnert, der wird an Bellinis Othello manches auszusetzen haben; allein ohne mächtige Wirkung konnte diese volle, klare, voluminöse Tenorstimme unmöglich bleiben; der breite Strom seines Gesangs bewegte namentlich in den beiden Duetten elektrisch den ganzen Saal und der Jubel war eben so herzlich als unbestritten. Bellini hat in der Anwendung seiner Mittel bedeutend an Sicherheit gewonnen; er ist auf dem heimischen Boden italienischer Sprache und Elemente ungleich mehr zu Hause als in französischer Tonkunst oder doch Sprache, und er wird allenthalben als ein neuer Stern erster Größe begrüßt. Wie schwer es Naturen wird, die der Himmel nicht vor vielen andern gesegnet und begnadet, ihre Anlagen einem fremden Genius und fremden Schöpfungen anzuschmiegen, zeigt Signora Cruvelli, eine Deutsche mit italienischem Namen, die seit dem vorigen Jahre bei den hiesigen Italienern als Prima Donna fungirt und im Othello die Desdemona gibt. Obgleich die Malibran schon über sechzehn Jahre todt ist, so ist doch der Eindruck, den sie durch ihr Spiel und ihren Gesang hervorgebracht, bei vielen Freunden der dramatischen Kunst und der italienischen Musik noch äußerst frisch und lebendig; sie können die markdurchschauernde Wahrheit nicht vergessen, mit der sie das Weib des Mohren, ihre Unschuld und ihre Huld, ihren Kummer und ihre Angst vergegenwärtigte; sie erinnern sich noch, daß die Idee, sie wohnten einem bloßen Spiele bei, ganz aus ihrem Bewußtseyn verschwunden war, und daß sie, als wäre es voller, blutiger Ernst da oben auf der Bühne, für die arme Dame, die das Opfer bodenloser Bosheit, unverschämten Betrugs und unheilbarer Eifersucht werden sollte, zitterten. Sie haben seitdem die Signora Grisi in derselben Rolle gesehen; sie schien weder im Spiel noch im Gesang ihnen so tragisch und erschütternd wie die Malibran; die Akkorde einschmeichelnden Leides, mit denen diese bis zum tiefsten Herzensgrunde drang, standen der Grisi nicht zu Gebot, aber eine Leidenschaftlichkeit, edel wie ihre Gestalt und ihre Haltung, die vollendetste Herrschaft über das schönste Organ, etwas Antikes, eine Göttin in Stimme und Anblick, die vollkommenste Vereinigung, die sich denken läßt, von Plastik und Musik — das war die Grisi. Gegen das Andenken an solche Koryphäen zu kämpfen gezwungen, konnte Signora Cruvelli, eine übrigens verdienstvolle Künstlerin, die ihre Fähigkeiten für den Vortrag deutscher Tonwerke im letzten Frühling in Beethovens Fidelio glänzend beurkundete, nicht befriedigen; man fand sie kalt, fand sie schwach, vermißte an ihr die südliche Furie; nur stellenweise raffte sie sich zusammen, errang dann auch bei der zweiten Vorstellung ziemlichen, ja ein- oder zweimal rauschenden Beifall und stimmte das gegen sie einigermaßen eingenommene Publikum im Ganzen günstig für sich, wobei ihr vortheilhaftes stattliches Aeußere ihr sehr zu Hülfe kam. Derlei Zugaben schaden nie und

werden häufig als Entschädigung betrachtet. Ihr Bildniß hat in der letzten Ausstellung bedeutendes Aufsehen erregt und wurde als ein Muster germanischer Schönheit vielfach bewundert. Das ist freilich noch kein Grund, wie dieß in einem Theaterblatt geschah, sie ihren großen Vorgängerinnen, sie einer Malibran, einer Grisi an die Seite zu stellen oder gar vorzuziehen. Allein solche Lobsprüche umhüllen hier zu Lande häufig Ansprüche des Eigennutzes, und wenn der Weihrauch die Berücksichtigung gewisser Wünsche nicht herbeiführt, so verwandeln sich die Wünsche in Forderungen, die Forderungen gehen in drohende Noten über, und helfen auch diese nichts, so kommen die öffentlichen Verunglimpfungen an die Reihe. Die Presse übte auf diese Weise lange Zeit und übt noch immer eine sehr drückende Tyrannei gegen das Theater aus. Außer den Eintrittsvergünstigungen, die herrisch begehrt und, wenn das Begehren nicht übermäßig ist, leicht gewährt werden, wurden an gewisse Mitglieder des Künstlerpersonals mehr als einmal Zumuthungen sehr zarter Art gestellt. Bei vielgelesenen Tageblättern angestellte und einflußreiche, oder doch sich einflußreich wähnende Kritiker verlangten über die Wahl der Stücke, die Vertheilung der Rollen und die Zusammensetzung der Truppe befragt und gehört zu werden. Die italienische Oper namentlich hatte von solchen Zudringlichkeiten viel zu leiden und ein gewisser Fiorentino, ein Piemontese, der das Französische mit großer Leichtigkeit und nicht unzierlich schreibt, ein ehemaliger Gehülfe von Alexander Dumas und, wie man sagt, Verfasser zu drei Viertheilen des anmuthigen Romans Ascanio, hatte sich gleichsam zum Regenten dieser Bühne aufgeworfen. Er machte, nach einem den Franzosen sehr geläufigen Ausdruck, Regen und Sonnenschein in ihrem Umkreis, und da die damalige Verwaltung sich eingeredet hatte, er mache Regen und Sonnenschein auch in der öffentlichen Meinung, so gewährte sie ihm größere Vortheile als irgend einem andern Journalisten. Die jetzige Verwaltung aber, welche die hohe Meinung von der Macht seiner kritischen Feder nicht zu theilen scheint, hat ihn auf die gewöhnliche Billetration seiner Kollegen herabgesetzt und zur großen Befriedigung des Publikums jede Einmischung in die innern Angelegenheiten des Theaters sich von Seite dieses Herrn verbeten. In seinem Blatt, dem Constitutionnel, mag er immerhin fortfahren, die Intendanzfragen und den Coulissenhader zu besprechen, das kann ihm niemand wehren, denn die Beschränkungen, welche die Presse erduldet, betreffen nur das Feld der Politik und erstrecken sich nicht auf die Nugä des Bühnenlebens. Es ist sogar natürlich und nothwendig, daß sich die Zeitungen, denen eine unumwundene Kritik der Staatsverhältnisse nicht mehr gestattet ist, und die mit den diplomatischen Geheimnissen und politischen Antichambreplaudereien nicht mehr umspringen dürfen wie früher, sich auf die Mysterien der vielen Theater von Paris und die Regierungssorgen ihrer Leiter werfen. Unter den Neuigkeiten von daher, welche die belletristische Welt beschäftigen, ist die wichtigste, daß die Matadore der neuklassischen Schule, Ponsard und Augier, die neuen Stücke, die sie dem Théâtre français, dem Theater Corneilles und Molières, Talmas und Molés, der Mlle. Mars und der Mlle. Rachel, angetragen hatten, wieder zurückgenommen haben, und der eine, Emile Augier, sein Lustspiel dem Gymnase, der andere, Ponsard, seine fünfaktige Komödie dem Odeon, auf dessen Bretter er mit der Lucrezia seinen ersten, andere sagen seinen einzigen Triumph gefeiert, zugewandt hat. Es sind, wie sich denken läßt, mancherlei Vermuthungen über dieses Ereigniß im Umlauf. Daß Ponsard und Augier in der Sache nach gemeinschaftlichen Grundsätzen und aus gemeinschaftlichen Gründen, daß sie als Freunde und Verbündete gehandelt, darüber kommt jedermann überein; allein verschieden sind die Angaben über die Natur der Ursachen und die Vorwände, welche den Bruch herbeigeführt. Die einen nehmen ein Zerwürfniß an, das aus der Weigerung einer Schauspielerin, die ihr von dem Dichter zugedachte Rolle zu spielen, entstanden sey; die andern, die sich auf halbamtliche Mittheilungen stützen, behaupten, der Zwiespalt komme daher, weil der Vorsteher des Theaters die Hauptfrauengestalt in Augiers Lustspiel nicht den Händen einer von dem Verfasser begünstigten, aber nicht sehr befähigten Person habe anvertrauen wollen; andere endlich, die Bekannten und Anhänger der beiden Dichter nämlich, schreiben dieses Ergebniß literarischen Mißhelligkeiten, einer längst schon bestandenen und endlich zum Ausbruch gekommenen Uneinigkeit über Axiome der Aesthetik und insbesondere über die Hauptbedingungen der dramatischen Dichtkunst zu. In der That gehörte der Intendant des Théâtre français, so lang die Welt von ihm weiß, zu den sogenannten Fantaisisten, einer literarischen Schule, welche die Laune eines reichen Geistes für das höchste Gesetz der poetischen Schönheit erklärt und weder in den Bedingungen der Dichtungsart noch in dem Inhalt des von dem Dichter gewählten Stoffes die Grenzen des der Phantasie gestatteten Spielraums erblickt. Es ist dasselbe Idol der unbegrenzten Freiheit, das Emil de Girardin in der Politik lobpreist und zu dessen schalkhaftem Priester im Tempel der deutschen Muse Heinrich Heine sich gemacht hat. Die Franzosen nennen Heine häufig den französischsten aller Deutschen und sprechen ihn daher gleichsam als einen von den ihrigen an. Dieser Glaube scheint mir auf einer Verwechslung zu beruhen, die darin besteht, daß Heine, der mit den französischsten unter den Franzosen, mit den sogenannten Galliern, den Gaulois, mit Bossuet, mit Molière und Lafontaine gar keine Aehnlichkeit hat, und Voltaire zwar durch den sprudelnden Witz, die Tyrannei der Persönlichkeit und den Hohn gegen hundert verehrte Menschen und Dinge, aber nicht im mindesten durch Manier, durch Geschmack und die dichterische Richtung verwandt ist, von Theophile Gauthier, Gaiffe, Louis de Cormenin, St. Victor und den übrigen Fantaisisten eifrig und triumphirend nachgeahmt, bis zu den Wolken erhoben, und weil seine Weise so zum Gemeingut einer ganzen Sippschaft französischer Autoren geworden, als der französischste aller Deutschen ausgerufen wurde. Diese Fantaisisten waren der sogenannten Schule des gesunden Menschenverstandes, deren Häupter sich Ponsard und Augier nennen, seit ihrem Bestehen äußerst aufsäßig, verhöhnten sie als etwas Blasses, Unfruchtbares und Lethargisches, behaupteten, daß sie kein Erzeugniß ureigener Kraft, sondern die Frucht peinlicher Anstrengung sey, kurz verfolgten sie mit allerlei kritischen Pagenstreichen. Da nun Arsène Houssaie, der Intendant

des Théâtre français, sich zu ihrer Bande zählt und zu ihrer Fahne schwört, so mochte es allerdings zwischen ihm und den beiden Neuklassikern Ponsard und Augier zu Erklärungen gekommen seyn, die mit einer Trennung endigten. Ob Arsène Houssaie deßhalb sehr unglücklich ist, daran zweifle ich; wenigstens daß ihm Ponsard entging, dürfte er schwerlich bedauern, denn die Zugkraft, die dessen dramatische Studien übten, hat in der lezten Zeit sehr bedeutend abgenommen, und sicher verspricht sich das Odeon von Ponsards Comödie, die ihm zugefallen ist, kein so günstiges Kassenergebniß, als von der Posse, die in Gesellschaft des geübten Bühnenfabrikanten Gustave Vaes Henry Monnier ihm geliefert hat. Henry Monnier hatte sich bisher durch Anfertigung kleiner komischen Scenen aus dem Leben von Paris und der Provinz, namentlich der Normandie, bekannt gemacht. Diese Scenen enthielten eben keine Fülle attischen Salzes, es waren im Gegentheil Schwänke von sehr plebejischer Lustigkeit, Reliefdarstellungen der gemeinen Wirklichkeit, und von Handzeichnungen begleitet, deren Humor nicht vornehmer war als der des Dialogs. Das fünfaktige Stück, als dessen Hauptverfasser er auf dem Theaterzettel des Odeon erscheint, ist von demselben Teige und behandelt die ehrgeizigen Plane und Thaten des Pariser Kleinbürgers, wie die Drangsale, die für ihn daraus erwachsen. Die Farben des Gemäldes sind ungemein stark aufgetragen, die Linien sind außerordentlich verzerrt, allein die Bedenken, die eine zimperliche, mürrische Kritik gegen die Wahrheit dieser Malerei erheben könnte, werden von der allgemeinen Heiterkeit überwogen, welche das tolle Spektakel jeden Abend, an dem es gegeben wird, im ganzen, jezt so dicht gefüllten, sonst so verödeten Haus hervorbringt. Dabei ist unter der ausgelassensten Komik die verdiente Satire noch recht wohl sichtbar, und was wir in ernsten, gewichtigen Artikeln über die Schwächen und Thorheiten der Bourgeoisie bis zum Ueberdrusse oft gelesen haben, erscheint in Fleisch und Blut hier von neuem und ist willkommen.

Auf dem Felde der Komik verlangen in Paris, wie wahrscheinlich allenthalben, selbst die Gebildeten keinen gefälligen und geläuterten Styl; daher wird Henry Monnier's „Größe und Verfall des Bürgers Prudhomme“ von der besten Gesellschaft besucht und der Besuch desselben offen und ohne Verlegenheit eingestanden; aber auch die sogenannten Melodrame, die tugendsamen Schauerstücke werden von hohen Herrschaften und selbst ästhetischen Feinschmeckern, freilich nur heimlich, nur unter der Hand, aber mit desto größerer Begierde angesehen und genossen. Die lezte Zeit brachte wieder einige dieser Novitäten, die wohl immer eine neue und spannende Verwicklung von Abenteuern darbieten, aber fast immer dasselbe Gepräge tragen, und von denen die Alpenhirtin, eine empfindsame Savoyardengeschichte, die meiste Anziehungskraft ausübt. Die Theater, welche diese Gattung ausbeuten, entlehnen gern ihre Stoffe den beliebtesten Romanen der Gegenwart, und bereits ist eine Bühnenbearbeitung der amerikanischen Negergeschichte, die in diesem Augenblicke so merkwürdiges Furore macht, gegeben worden. Daneben haben drei oder vier Journale nach demselben Köder gegriffen und sezen die „Hütte des Onkel Tom“ ihren Lesern als geistige Mahlzeit vor. Jedermann will davon kosten, weil es die Mode so gebeut, aber ich bin noch niemanden begegnet, der das Essen schmackhaft gefunden hätte, und ich glaube nicht, daß der Erfolg dieser philanthropischen Dichtung bei den Franzosen die Manie des Augenblicks überdauern wird. — Auf dem Gebiete der erzählenden Poesie wurde den Parisern eine Spende geboten, die von jenseits oder eigentlich von den Ufern des Rheins kommt. Alexander Weil hat seine elsässischen Dorfgeschichten in französischem Gewand herausgegeben. A. Weil hat sich seit sechs Jahren in Paris zuerst durch literarische Turnkünste, in denen burschikoser Muthwille, sarkastischer Freimuth und absprechender Sentenzenkram, gesunder Wiz und paradoxaler Ernst, barocke Gleichnisse und treffende Bemerkungen in trunkenem Durcheinander die Franzosen überraschten, stuzen machten und dann mit einer Art von Respekt erfüllten, seit dem Februar aber durch keckes, beherztes Auftreten gegen socialistische Neuerung, in derselben Weise und demselben Ton, einen gewissen Namen gemacht. Der frühere Demokrat, der Verfasser des Bauernkriegs ging zur weißen Fahne über. Als man ihn fragte, was ihn denn so plözlich erleuchtet habe, antwortete er rasch: „Eure Lämplein.“ Diese wizige Anspielung auf die Zwangsbeleuchtung von Paris in den Märztagen des Jahres achtundvierzig und auf den Gassenhauer der Pariser Gassenjungen: Des lampions, des lampions, machte in dem konservativen Lager großes Glück; seine Artikel für die Monarchie und das Eigenthum, die Familie und die Religion verschafften ihm in der Provinz so gut wie in Paris unter den Legitimisten eine schnelle Beliebtheit, sein scharf gewürzter, mit derbem Spott gegen alle Feinde der Legitimität, namentlich gegen die Orleanisten, durchsäuerter Styl wirkte Wunder, die deutschen Sprüchwörter, die er in sein Französisch einmischte, gaben ihm das Ansehen eines Gelehrten, die Bibelsprüche, mit denen er seiner politischen Beweisführung zu Hülfe kam, erbauten die frommen Seelen, und der Jude Weil galt für einen probehaltigen Katholiken. Nach und nach nahm der Fanatismus für den kleinen Weil, den die hiesigen Deutschen zum Unterschied von einem sehr gestreckten, hochbeinigen, körperlich und geistig dünnen, Langweil geheißenen Landsmann, den Kurzweil nennen, einigermaßen ab; Weil zerfiel mit der Gazette, als deren Mitarbeiter er bekannt geworden war; von den Büchern, die er in demselben Sinn herausgab, griff nur das erste ein, den späteren schadete seine Manier, die sich nicht umwandelte und daher am Ende mehr eine mechanische Fertigkeit als das Sprudeln einer natürlich reichen Quelle schien, so wie der Mangel an Regelmäßigkeit und Methode, den die Franzosen lebhafter als vielleicht irgend ein anderes Volk empfinden; die Ereignisse, die der politischen Polemik die Bewegung und die Lebensmittel abschnitten, verhinderten ihn ohnehin, ein freies Votum über die Staatsverhältnisse abzugeben, und so fand er sich so zu sagen gewaltsam wieder in die Schöngeisterei zurückgeworfen. Deus nobis haec otia fecit. Eine Frucht dieser unerbetenen Muße ist ein einaktiges Drama in Versen. Es führt den Titel: „Eine Magdalena,“ und stellt die Demüthigung einer Frau dar, die ihren Pflichten untreu geworden. Die Handlung ist weder klar noch streng geschlossen, die einzelnen Scenen folgen nicht nothwendig

auseinander, die Charaktere sind undeutlich umrissen und die Sprache ist höchst ungleich, bald pathetisch bis zur Deklamation, bald bis zum Aufgeben aller Würde ungenirt, dabei mit unnützem Nebenwerk überhängt und mit rhetorischer Malerei überladen; aber mit Kraftstellen, mit effektvollen Ausbrüchen der Leidenschaft und schlagenden Worten ist das Stück so gut ausgestattet, daß es troß seiner unheilbaren Grundmängel und der äußern Unförmlichkeiten, die es entstellen, bei einer guten Aufführung dennoch Beifall erringen könnte. Nebst diesem Drama hat Weil in seinen Feierstunden die Uebertragung seiner elsässischen Geschichten besorgt und dieselbe mit einer Vorrede versehen, in der sein Hang zum Polemisiren und Dogmatisiren wieder durchdringt. Dießmal werden nicht die Orleanisten und Socialisten, sondern Auerbach und seine Dorfgeschichten vorgenommen, und der Gefühlsbrei, den man in denselben zu essen bekomme, als schmacklos und marklos verworfen. Weil ist natürlich der einzige Dorfnovellist, der die Sache versteht, der das Bauernvolk kennt, und Leute, die Fleisch und Knochen, Herz und Nieren haben, darstellt. Seine elsässischen Dorfgeschichten, in denen ich übrigens recht gerne ächte und gesunde Natur, gleichsam das warme und reine Blut des unverdorbenen Menschen erkenne, und die ich zur Zeit mit Vergnügen deutsch gelesen habe, dürften in ihrer französischen Form ihre Frische und Ursprünglichkeit zum Theil eingebüßt haben. Die Sprache der Urschrift ist den geschilderten Sitten weit mehr angepaßt als die der Uebersetzung; Weil kennt das Bauernfranzösisch nicht, seine Ausdrücke sind häufig zu gesucht und selbst zu gelehrt; er hascht zu auffallend nach ungewöhnlichen Wörtern, so wie nach Gallicismen, und verräth dadurch den Fremden. Die Menschen und Zustände endlich, die er zeichnet, dürften den Franzosen nicht sehr geläufig seyn, daher nicht sehr natürlich erscheinen, und mehr als Ein Urtheil, das ich hierüber gehört, läßt mich fürchten, daß diese Vermuthung nicht ungegründet ist.

London, December.

Das Goldland.

Die ersten Goldgräber in Australien waren Golddiebe. Hiemit soll keineswegs gesagt seyn, daß diejenigen, die zuerst Gold gegraben, dieses Gold gestohlen haben; aber es fügte sich, daß die Transportirten, d. h. diejenigen, die zuerst Gold in England gestohlen hatten, den Goldgruben am nächsten waren und daher die Transportation ihr künftiges Glück begründete. Jeder zur Transportation Verurtheilte hat eine Prüfungszeit von ungefähr zwei Jahren in einem englischen Gefängnisse zu bestehen. Während dieser Zeit wird er zu seiner künftigen Bestimmung vorbereitet, und einmal in Australien ausgeschifft, erhält er nach wenigen Monaten ein sogenanntes ticket of leave, vermittelst dessen es ihm ein Leichtes ist, sich zu den Goldgruben zu begeben. In Australien ist der Transportirte Herr und Meister; die Polizei selbst besteht zum größten Theil aus entlassenen Transportirten. Tagtäglich noch werden Verbrecher nach Australien transportirt, und die Kosten werden von der Regierung bestritten. Es muß dieß natürlich die Eifersucht aller derjenigen erregen, welche unfähig sind, die Reise auf eigene Kosten zu bestreiten, und nach der Transportationstheorie, die vor Kurzem von Colonel Jebb veröffentlicht worden, scheint es allerdings, daß die Unbemittelten, wenn sie Goldgräber in Australien werden wollen, nichts Besseres zu thun haben, als vorläufig sich als Golddiebe in England zu konstituiren. Eine Verurtheilung in England ist der beste Schlüssel zum Goldlande. Die Transportation, statt eine Strafe zu seyn, stellt sich als eine wahre Belohnung heraus, und die glücklichsten Verbrecher sind ohne Zweifel diejenigen, die solche Verbrechen zu begehen wissen, welche die Strafe der Transportation als unvermeidlich nach sich ziehen. Wer mit Arbeit und Ausdauer sich nicht so viel erschwingen kann, daß er die Transportkosten zu bestreiten im Stande ist, hat sich bloß eines Verbrechens schuldig zu machen, das die Transportation nach sich zieht, und alle Schwierigkeiten sind mit einem male beseitigt. Nach Verlauf von zwei Jahren, während welcher Zeit die Regierung selbst für sein Unterkommen sorgt, wird er kostenfrei in Australien, mitten im Goldlande, abgesezt. Die einzige Bedingung, die man stellt, ist, daß er sich während der zwei Jahre, die er in England zuzubringen hat, gut aufführt; im entgegengesezten Fall können die Probe- und Vorbereitungsjahre willkürlich in die Länge gezogen werden. Wer wird sich aber nicht die kurze Zeit über in einem Zellengefängnisse gut halten wollen, wo jeder Weg, Böses zu thun, abgeschnitten ist, und wenn dabei der Weg aus dem Zellengefängnisse direkt in's Goldland führt? Dem Verbrechen sind hiemit die glänzendsten Aussichten eröffnet. Nur muß man den Muth haben, das Verbrechen ganz zu begehen, direkt in das Haus zu brechen und direkt Hand an Thor und Riegel zu legen, um die Strafe der Transportation zuerkannt zu erhalten. Die halben Verbrecher, die sich bloß durch Schwindeln oder Escamotiren aus der augenblicklichen Noth retten wollen, die sogenannten Taschendiebe, sind in den Augen der englischen Richter zur Transportation nicht befähigt. Die halben Verbrecher können sicher seyn, ihr Leben im Gefängniß oder Arbeitshause zu endigen; dem ganzen Verbrecher bietet die englische Regierung eine hülfreiche Hand, um ihn in ein Land zu führen, wo Gold und Silber in Strömen fließt. Und wenn er nach kurzem Mühen der Schätze genug gesammelt, und wenn die „alte Hand" sich in Gold rein gewaschen und ihre alten Tage in Ruhe und Frieden verleben will, dann mag sie schließlich noch sich öffnen für denjenigen, den sie in früheren Zeiten bestohlen und ruinirt hat; der alte Verbrecher mag seinem Opfer das Gestohlene zurücksenden, ihm seine Protektion anbieten und ihn dringend auffordern, England zu verlassen, nach Australien zu kommen und zu thun, wie er gethan.

Es war eine Zeit, wo die Transportation für die fürchterlichste Strafe galt, die einem Verbrecher auferlegt werden konnte. Es war dieß ungefähr vor fünfzig Jahren, als das Werk der Colonisation begann, und die Transportirten Straßen bauen, Wege bahnen und überhaupt die härtesten Arbeiten verrichten mußten, welche die junge Colonie erheischte. Damals hieß es unter der Garnison: Kill them or work them out (schlagt sie todt oder reibt sie in der Arbeit auf), und diese Parole wurde so gut befolgt, daß diejenigen, welche unter der Arbeit erlagen, ob todt oder nicht, in ein Loch geworfen und mit Erde bedeckt wurden. Ereignete es sich, daß der Mann, der so begraben wurde, nicht ganz todt war und den Soldaten beschwor, ihn doch ja nicht mit Erde zu bedecken, so antwortete der Soldat kaltblütig: „Was, Hund, willst du mir doppelte Arbeit geben, und mir zumuthen, daß ich noch einmal dich begraben soll? denn bist du jezt nicht todt, so bist du es unfehlbar morgen. Du bleibst also besser, wo du bist, und läßt dich ruhig begraben."

(Schluß folgt.)

Zur Orientirung in der schönen Literatur.

Das Liederbuch von Otto Roquette.

Wer wüßte nicht, welch frische Lieder der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt“ und vom „Tag von St. Jakob“ zu singen versteht? Hat er diesen Erstlingen seiner Muse so manche einzelne Liederblüthe eingeflochten, deren Duft den Leser erquickt, so bietet er uns hier einen vollen Strauß seiner lieblichen Gesangeskinder. Sie hauchen Waldesduft und Frühlingsluft. — Heutzutage, wo Dutzende von poetischen Blumenzüchtern uns die farbenprächtigen, duftberauschenden, üppigen Sprößlinge der entlegensten Zonen in zierlichen, goldgeschmückten Gefäßen zu präsentiren gewohnt sind, mag es für verwöhnte Augen und Ohren keine lockende Empfehlung seyn, wenn wir sagen, daß sie in diesem Strauße nur Veilchen und Rosen, das heißt nicht einmal Centifolien, sondern wilde Rosen und dergleichen Kinder des Waldes und der Fluren finden werden. Wessen Sinne aber vor Ueberreizung und Abstumpfung sich bewahrt haben — und gottlob gibt's deren noch manche — den dürfte dieß gerade bewegen, die neuen Blüthen kennen zu lernen, die der Lenz, der ewig junge, auch in diesem jugendlichen Dichtergemüthe wach geküßt hat.

Der Sänger ist ein fröhlich Wanderblut, dem wir gern durch die schönen Gauen des Vaterlandes folgen, denn über dasselbe hinaus schweift er nicht. Die weingesegneten Ufer des Neckars und des Rheins, das liebliche Thüringen mit seinen saftigen Wiesengründen und den hohen Hallen seiner Buchenwälder, der Harz mit seinen schroffen Felsklippen und dem düstern Dickicht seiner Fichten, das sind die Gegenden, die wir durchwandern. Ein warmes, ächt deutsches Heimathgefühl umweht uns. Roquette's Lieder gleichen dem Zauberstabe, dessen Berührung alles, was von Lenz, Jugend, fröhlicher Wanderlust in uns webt, zum singenden, klingenden Leben weckt. Deßhalb haben sie nicht den betäubend starken Duft exotischer Gewächse, sondern den milderen, lieblichen unserer heimathlichen Feld- und Waldblumen. Ihre Jugendkraft gleicht nicht dem Glühen jener süßen südlichen Weine, die das Blut wie Feuer durch die Adern jagen, sondern der edeln Lebenswärme ächten Rheinweins, die wie Frühlingssonnenglanz die Seele durchleuchtet. Und so unversiegbar ist ja der Born, aus dem diese Lieder geschöpft sind, daß jede wirkliche Dichterhand ihm einen Quell neuer Weisen zu entlocken vermag. Es ist das alte Lied, das nimmer ausgesungen wird, so lange noch in einer Menschenbrust ein warmer Herzschlag pocht, das auch in unserem Dichter einen neuen Sänger gefunden hat.

Zwar fehlt es in den Boudoirs, auf den Putztischen unserer Damen nicht an neuesten und allerneuesten Naturpoesien. Das krankhaft sentimentale Gefühl, in welchem man sich nach der Uebersättigung in den Salons wieder zur Natur zurück gewandt hat, findet in ihnen seinen Ausdruck. Man will nicht die Natur in ihrer Einfachheit und unverfälschten Frische genießen, sondern zum Spiegelbild der eigenen verschobenen Persönlichkeit ummodeln; man gibt sich den Anschein, die Vögel, den Wald, den Bach, die Blumen zu belauschen, aber in Wahrheit belauscht man darin nur mit hohem Selbstbehagen das eigene geistreiche Ich; man kokettirt mit der Liebhaberei für schlichte Wiesenblumen, aber man parfümirt sie sich mit eau de mille fleurs. In diesen Liedern dagegen trinken wir aus lauterer Quelle. Deßwegen gelingt auch dem Poeten der Ton des ächten Volksliedes so wohl, und gar manches Lied findet sich in der Sammlung, dem wir es prophezeien, daß es bald im Munde des Volks leben wird. Dahin rechnen wir z. B. „Herzensbeklemmung,“ ein Lied, das bis in die feinsten Wortwendungen aus der Anschauung des Volks herausgesungen ist; „schöne Einrichtung,“ „der Handwerksbursch,“ und die zu dem alten, wohlbekannten „Du mein einzig Licht“ hinzugedichteten Strophen. So frisch und freudig schaut der Dichter mit klaren Jugendaugen das Leben an; ihm scheint es schön, „so recht von Herzen schön,“ und diese Freude, diese schaffensfrohe Lust am Daseyn jubelt er selig in die Lüfte hinaus.

„Der verliert nicht im Gewimmel,
Der zum Leben frisch sich hält.
Ach, die Erde ist der Himmel,
Und im Busen ist die Welt!“

Bei einem so durchaus gesunden, ganzen, vollkräftigen Wesen fehlt denn auch jene neueste Zerrissenheit, die so manche fadenscheinige Seele zur Schau trägt oder doch wenigstens heuchelt. Darum aber ist der lachende Himmel nicht immerfort ungetrübt, auch hier gibt es Stürme und Kämpfe; besonders die Gedichte des zweiten Theils erzählen manches davon. Aber ein tüchtiges Gemüth ringt sich hindurch und weiß die Dissonanzen zuletzt in Harmonie aufzulösen.

„Und wagst du kühn zu irren,
So drückst du einst mit Lust,
Mag auch der Weg sich wirren,
Erfüllung an die Brust.“

Darum hat der Dichter mit Recht seine Lieder der Jugend geweiht, denen, die „selbst noch ringen,“ jener Jugend, der

„Glühend noch die Purpurrose
Im duft'gen Kranz die blüh'nden Locken streift.“

Aber freilich nicht jener altklugen Jugend, der die Seligkeit des unmittelbaren Gefühls unbekannt ist, die jede Empfindung unter den Hammerschlägen der Reflexion zu einer scharfen Pointe zuspitzt, die die Flamme des Geistes in ein farbenschillerndes Feuerwerk sich verprasseln läßt.

Nicht minder fern ist Roquette jener weichlichen Sentimentalität, die jede markige Empfindung in einen

gallertartigen Brei auflöst, die mit welken Blumen und Haarlocken spielt. Man lese nur das schöne Gedicht „Abschiedsstrauß" und sehe, wie viel tiefer und inniger ein Gefühl ist, das sich wahr und gesund zu erhalten weiß:

„Die welken Blumen mag ich nicht,
Mein Schatz denkt eben so.
Viel lieber pflück' ich voll und licht
Mir andre irgendwo."

Darum ist doch in den Liebesliedern eine bezaubernde Lieblichkeit und Herzlichkeit des Gefühls, eine fast jungfräuliche Reinheit der Empfindung, in andern wieder jene frische, jubelnde Keckheit, die der Jugend so wohl ansteht.

Eine so gesunde Natur kann nicht anders als mit Spott auf sentimentale Ueberschwänglichkeit und pedantisches Zopfthum herabblicken. Das erstere wird im komischen Gedichte „das Fräulein und der Schuster," das andere im „Dokterdiplom" auf ergötzliche Weise gegeißelt. Doch ist der Spott nicht boshafter Natur; er hat mehr Salz als Pfeffer, schwingt mehr die Peitsche als die Ruthe, wenn es auch im zweiten Gedicht an Geißelhieben nicht fehlt. Dasselbe ist auch durch die prägnant lebendige Charakterzeichnung hervorragend. Roquette's Talent für komische Darstellung halten wir nicht für die geringste seiner Gaben.

Auch die Fehler des Dichters hängen mit seinen Tugenden genau zusammen. Es kommt wohl hin und wieder ein Reim, der dem Leser etwas zu viel zumuthet, und wir haben dieß nur als gewissenhafter Kritikaster moniren wollen, da der Jugendmuth des Dichters wohl über derlei Kleinigkeiten hinweggeschweift ist. Im übrigen gehören wir nicht zu denen, die den Poeten wegen mancher minder reinen Reime belangen wollen. Eine glatte Form ist heutzutage so sehr allgemeines Eigenthum der jungen Dichter geworden, daß sie ein zweideutiges Lob zu werden anfängt. Roquette's Lieder kommen in leichtem, klarem, melodischem Fluß aus der Seele hervor, wie ein Gebirgsbach aus dem Felsenspalt, und wir halten es mit ihm, wenn er zum Recensenten sagt:

„Es ist mit den Liedern wie mit der Natur,
Die ihre Blüthen streut auf die Flur:
Die Einen prangen in prächtigen Farben,
Doch aber keinen Duft erwarben.

Die anderen, einfach und unscheinbar,
Durchdüften die ganze Halde gar.
Die Natur hat auch nicht zehnmal probirt,
Gibt her, was sie hat, und den Muth nicht verliert.

Pflückst du dir aber im Felde daraus
Von allen recht voll einen blühenden Strauß,
Wirst du das Ganze mit Freuden besehen.
So muß man's auch mit den Liedern verstehen!"

Sollte man meinen, es sey kein so besonderes Lob zu nennen, wenn man einem jungen Dichter vorzugsweise das Prädikat der Gesundheit und Frische beilege, so wolle man bedenken, daß der junge Baum, von dem man aussagen kann, daß er kerngesund und lebenskräftig sey, die frohe Aussicht auf noch manche Ernte trefflicher Früchte bietet. Das ist es, was wir auch von Roquette zu glauben berechtigt sind.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 2. 9. Januar 1853.

Die Zeit, da ich im Werden war,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blüthen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.

Goethe.

Jugenderinnerungen.

(s. Nr. 313. 1851.)

Ich habe in dem ersten Abschnitte der Jugenderinnerungen die Welt meiner Kindheit darzustellen gesucht, westphälische Sitte und westphälische Lebensbedingungen, wie sie sich bis zum Ende der dreißiger Jahre gestaltet hatten. Bereits habe ich erwähnt, daß ich dieser Heimath der Kindheit den Rücken wandte, um mir eine neue Heimath im Reiche des Wissens zu erringen.

Der Eintritt in diese Zeit der Lehrjahre und Wanderjahre fällt mit einem denkwürdigen Abschnitte in der Geschichte der öffentlichen Meinung Deutschlands zusammen, ich meine mit dem Wendepunkte, den in der öffentlichen Meinung die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bezeichnet. Empfänglich wie ich war, gab ich mich den Erscheinungen der Zeit hin, meistens auf Gnade und Ungnade, nur mühsam die Freiheit wieder erringend. Es kann nicht meine Absicht seyn, mein Irren, Streben und Kämpfen in allen Einzelheiten vorzuführen, wohl aber dürften Leser und Leserinnen dieser Blätter mit Vergnügen die Einwirkung einer Zeit auf die Bildung eines jungen Menschen verfolgen, die sie, wenigstens zum großen Theile, selbst gesehen und selbst durchlebt haben, einer Zeit, die durch die Jahre 1840 und 1848 so scharf abgegrenzt ist, daß sie innerhalb dieser Grenzen einen eigenthümlichen Charakter und eine eigenthümliche Physiognomie trägt. Denn wunderbar schnell lebt das gegenwärtige Geschlecht der Menschen; was heute noch wie ein Mährchen klingt, ist morgen schon Wirklichkeit geworden; was gestern geschah, erscheint uns heute als ein Traum. Unsere Großväter können mit beneidenswerther Behaglichkeit erzählen, wie es zu „ihrer Zeit" in der Welt aussah; und wie es damals aussah, so sah es vielleicht auch zur Zeit des Urgroßvaters aus. Uns ist es dagegen nicht mehr möglich, die Zeit in einer so einfachen Charakteristik zusammenzufassen: die Welt, in der wir gestern lebten, ist heute bereits eine andere geworden.

Vergegenwärtigen wir uns die Zeit von 1789 bis 1815, also einen Zeitraum von nur sechsundzwanzig Jahren. Unsere Väter haben diese Zeit durchlebt, sie mögen sich nicht wundern; wir aber, die wir die Thaten und Ereignisse dieser Periode auf den Blättern der Geschichte lesen, wir glauben ein Mährchen aus tausend und einer Nacht vor uns zu haben. Was drängt sich da zusammen in wenigen Jahren! wie schnell schlägt der Puls der Zeit! Nachdem der korsische Eroberer die Fluren des Po, die uralten Sitze der Gallier, der Römer, der Gothen und Lombarden mit Blut getränkt,

kämpft er im fernen Osten im Anblick der Pyramiden und an den Küsten Kleinasiens; siegreich trägt er die Adler auf deutsche Erde, kämpft in den Steppen Rußlands und endet das thatenreiche Leben auf der südlichen Halbkugel unseres Erdballs. Und die Thaten des Friedens, sind sie minder groß als die Thaten des Krieges? War nicht der Glaspalast der Londoner Industrieausstellung im Grunde ein eben so großes Wunder als die europäische Diktatur Napoleons?

Beschränken wir uns auf die kleine Welt, in die ich eintrat und mit der ich verkehrte, als ich die Universität bezog. Es war das im Jahre 1843. Ich verließ nicht die Mauern einer Klosterschule, unberührt von den Ereignissen der Zeit, sondern das Gymnasium einer kleinen Provinzialstadt mit etwa 7000 Einwohnern, den Kopf voll von modernen Ideen, die im grellen Gegensatze standen zu der angeborenen und anerzogenen Anschauungsweise der ersten Jugendzeit. Die Geistlichen befehdeten sich auf der Kanzel und im Leben und erweckten die Kritik der Laien. Der Religionslehrer, der die beiden ersten Klassen des Gymnasiums vereinigt unterrichtete, bekämpfte vom rationalistischen Standpunkte aus die orthodoxen Geistlichen; wir unterließen es nicht, ihm dafür unsererseits allerlei verfängliche Fragen aus der modernen Philosophie vorzulegen, die uns durch verschiedene Kanäle zugeflossen waren. Namentlich waren es die Halleschen, später deutschen Jahrbücher, die sich in dem Journalcirkel der Stadt befanden und deren Inhalt von den Erwachsenen vielfach und lebhaft besprochen wurde. Begierig wurde das Gehörte von uns aufgegriffen, abermals besprochen und in ein Mittel verwandelt, um dem Religionslehrer Noth zu machen. Der Jubel, mit dem das Jahr 1840 begrüßt wurde, schlug bekanntlich schnell in eine lebhafte Opposition um. In Köln erschien die „Rheinische Zeitung," deren Richtung dieselbe war, welche die deutschen Jahrbücher verfolgten. Mehrere Einwohner der Stadt hielten diese Zeitung, überall wurde von ihr gesprochen, und es dauerte deßhalb nicht lange, so wurde sie auch von mehreren Primanern gehalten. Von der Politik und von der Wirklichkeit verstanden wir natürlich gar nichts; was uns anzog, war die Schwärmerei für die Welt der Ideale, die Frische und Lebendigkeit, mit der gekämpft und opponirt wurde. Wir waren ziemlich entschiedene Republikaner, dachten aber nicht im entferntesten an eine Beseitigung des Königthums; wir dachten etwa wie jene Mainzer, die im Jahr 1848 die Republik mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze forderten. Wir begnügten uns damit, die bestehende Welt für geistlos zu erklären und für ein Utopien, für ein Nichts zu schwärmen.

Genährt wurde diese Sucht zu kritisiren und in's Blaue hinein zu schwärmen durch die damalige poetische Literatur. Um den politischen Inhalt der „Rheinischen Zeitung" kümmerten wir uns weniger als um die Gedichte des Feuilletons. Wir lasen und lernten auswendig das Gedicht »aut aut« und waren nun die entschiedensten Gegner aller vermittelnden Parteien. Du mußt wählen zwischen Haß und Liebe, zwischen Knechtschaft und Freiheit: „eins von beiden mußt du wählen, recht und schlicht, einen Mittelweg, bei Gott, den gibt es nicht!" Gerade das war nun auch unsere Ansicht und wir hielten jeden für geistig beschränkt, der anders dachte.

Von Börne cirkulirten die Briefe aus Paris. Bald galt auch uns Goethe für einen „Krebsschaden der deutschen Nation." „Seit ich fühle," schreibt Börne, „hasse ich ihn, seit ich denke, weiß ich warum." Die Gedichte von Goethe wurden deßhalb in Verruf, der Russe für einen Sklaven und der Deutsche für einen Bedienten erklärt. Menzel „der Franzosenfresser" galt für ein Evangelium. Von Anastasius Grün wurden die Spaziergänge und die Zeitgedichte besonders hoch gehalten; daß wir mit dem „politischen Nachtwächter" und den „unpolitischen Gedichten" von Hoffmann von Fallersleben vertraut waren, versteht sich von selbst. Die von Held redigirte „Locomotive" gab Waffen in die Hand, um vielfache, im gewöhnlichen Leben curirende religiöse und politische Vorstellungen zu bekämpfen. Hieß es in einer Zeitungsnachricht: „Heute hat die Vorsehung sichtbar über dem Leben dieses oder jenes Fürsten gewaltet," so schrieb Held: „Heute hat die Vorsehung die Pferde dieses oder jenes Fürsten durchgehen lassen, um sie nachher wieder in der Person dieses oder jenes Mannes anhalten zu können; welche unnütze Mühe!" Die Reden von Walesrode wurden förmlich verschlungen; Tagesschriftsteller, wie Laube, Heine, Gutzkow u. a. machten uns mit der Methode vertraut, über alle menschlichen und göttlichen Dinge in ungewaschener Weise zu reden.

Die Opposition wandte sich theilweise auch gegen die Einrichtungen und den Geist des Gymnasiums. Der Lehrer des Lateinischen konnte z. B. keine drei Worte über die Lippen bringen, ohne mit besonderer Andacht von Cicero zu reden, und der dritte Aufsatz, der gegeben wurde, handelte sicher über Cicero. Da wurden denn die römische Geschichte von Drumann und die „Theorie des deutschen Styls" von Theodor Mundt vorgenommen und nach diesen der Charakter und der Styl des Cicero kritisirt. Sollten wir den Horaz in den Himmel erheben, so nahmen wir eine kleine, irre ich nicht von Teuffel in Tübingen geschriebene Broschüre zur Hand und wiesen nach, daß Horaz gründlich überflüssig geworden sey. Mit wenigen Worten: es wurde alles bekritelt, nicht, wie das sonst der Fall war und ewig bleiben wird, von einzelnen Punkten aus, wo der Schuh gerade drückt, sondern principiell, aus Lust am Kritisiren, im Glauben an eine goldene Zukunft, über deren concrete Gestaltung wir uns keine weiteren Sorgen machten.

Ich habe in aller Kürze die Einflüsse angegeben, unter welchen wir außerhalb der Schule standen. Besonders erwähnen muß ich aber noch den mächtigen Eindruck, den damals ein Dichter auf die Jugend machte, der jezt zu den Verschollenen gehört; ich meine Georg Herwegh. Eine Dame lieh mir zuerst die prachtvoll ausgestattete erste Auflage der Gedichte eines Lebendigen. Das schlug wie ein Bliz ein. Bald besaßen viele Primaner die zweite, billigere Auflage, und besaßen sie nicht allein im Bücherschrank, sondern auch im Kopf. Noch heute bin ich im Stande eine große Anzahl der Gedichte „eines Lebendigen" wörtlich aus der Erinnerung heraufzuholen, so gierig sind sie damals verschlungen worden. Die Briefe eines Verstorbenen kannten wir kaum dem Namen nach, aber mit der Dedication an den Verstorbenen waren wir so vertraut wie mit dem Einmaleins. Gingen wir spazieren oder verbrachten plaudernd die Abendstunden auf dem Zimmer, so wurde wechselseitig der Herwegh citirt: „Reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden, Gott im Himmel wird's verzeihn," und dann baten wir mit dem Dichter: „Wenn sie in der eignen Heimath frei zu leben uns nicht gönnen, schaff uns eine grüne Insel, wo wir frei noch sterben können." Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß mich diese „grüne Insel" mehr wie einmal fast zu Thränen gerührt hat. Die Reise Herweghs durch Deutschland, der Jubel, mit dem er überall aufgenommen wurde, die Audienz, die er bei dem König von Preußen hatte, vollendeten die überspannte Vorstellung von diesem Manne, die sich der jugendlichen Köpfe bemächtigt hatte. Wir zweifelten nicht daran, daß er, wenn er wollte, ganz Europa unter die Waffen rufen könne. „Was sollen uns noch Schiller oder Goethe? was soll uns gar der Pascha Semilasso?"

So vorgebildet bezog ich im Frühjahr 1843 die Universität Halle. Wie ich dachte, kritisirte, schwärmte, so dachten, kritisirten und schwärmten nicht nur die meisten meiner Studiengenossen, sondern fast der gesammte gebildete Mittelstand Norddeutschlands, so weit man ihm ein ideales Leben und Streben zuschreiben konnte. Der geistvolle Zachariä meint in seinen „vierzig Büchern vom Staate" irgendwo, daß gewisse Erscheinungen im historischen Leben der Völker sich nicht ohne physische Einwirkungen erklären ließen; denn gleichzeitig handelten und dächten räumlich weit von einander getrennte Personen in gleicher Weise, ohne daß eine vorherige Mittheilung oder Verabredung hierüber stattgefunden habe. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, ob und welche Beispiele der Rechtsphilosoph für diese seine Vermuthung aufgestellt hat, aber in unserem Falle brauchen wir die Uebereinstimmung in der Richtung nicht aus physischen Ursachen herzuleiten. Der Geist hatte die bestehenden Formen des öffentlichen Lebens schon lange verlassen und irrte nun im unbegrenzten Raume umher, ohne einen bestimmten Anhaltspunkt und Ausgangspunkt an der Vergangenheit für die Zukunft zu haben. Daher wegwerfende, ungründliche Kritik, daher Schwärmerei für eine nebelhafte Zukunft ohne Gestalt und Form. Die Opposition hatte nichts Bösartiges, Verbissenes, entsprang nicht aus altem, tief im Busen verborgenen Hasse, sondern bewegte sich frei wie der Vogel in der Luft. Warum hätte auch der Preuße damals seine Regierung hassen sollen? Er wollte nur, daß die Welt anders sey, als sie war, er wollte Formen für das öffentliche Leben, in welchem sein Geist zu Hause sey. Die Resultate dieses Strebens und die dagegen eingetretene Reaktion haben wir seit dem Jahre 1848 beobachten können. Daß auch bei mir über kurz oder lang die Welt der ersten Jugend mit den angelernten Ideen einer späteren Zeit in Conflikt gerathen mußte, war natürlich, so natürlich, als der Mensch nach Ruhe, Einheit, Frieden strebt. Doch ich will nicht vorgreifen, sondern den eingeschlagenen historischen Weg weiter verfolgen.

Es war an einem sonnigen Aprilmorgen, als mich die Eisenbahn von Magdeburg nach Halle brachte. Wer selbst die Universität besucht hat, wer sie namentlich in einer Zeit besucht hat, in der es noch nicht Sitte war, daß schon der Gymnasiast größere Reisen unternahm, der weiß, mit welchen Gefühlen man die Heimath verläßt und den noch unbekannten Boden der Universitätsstadt betritt. Ich kam gegen Mittag in Halle an und fuhr durch die schmutzigen und unregelmäßigen Straßen der Stadt zu einem ehemaligen Bekannten, der bereits seit einem halben Jahre Mitglied der Halleschen Burschenschaft war. Es waren Ferien und nur wenige Trümmer der Verbindung hatten sich eingefunden, als wir nach Tisch das Wirthshaus der Burschenschaft besuchten. Es wurde beschlossen, einen kleinen ländlichen Ausflug für den Nachmittag zu machen; es waren zehn bis zwölf Studenten, die daran Theil nahmen. Ich hörte aufmerksam auf das, was gesprochen wurde, um mich einigermaßen in meiner neuen Lage zu orientiren, als ein schon ziemlich bejahrter Student sich meiner besonders annahm und mich über dieses und jenes befragte.

Es war eine große, stark gebaute Figur mit einem Hirnschädel, wie ich ihn von solcher kolossalen Capacität noch nicht im Besitze eines Menschen gesehen hatte. Die Kleidung war unreinlich und deutete eher auf jemanden hin, der sich einer banausischen Kunst, als auf einen, der sich den Musen gewidmet hat. Was die fünf Sinne anlangte, so konnte er nicht gut sehen und, wie mir später mitgetheilt wurde, nicht riechen; die Stimme lispelte sehr stark; das ganze Aeußere war im höchsten Grade unbeholfen. Ich wußte nicht, was ich aus dem seltsamen Menschen und seinen seltsamen Fragen machen sollte, und riß mich so bald als möglich los, um darüber einen Bekannten zu befragen. „Der

da mit dem großen Kopfe und den scharfen Gesichtszügen," versezte dieser, „heißt Hilgar (ich bediene mich eines Pseudonyms), studirt bereits seit einer Reihe von Jahren und ist ein äußerst gescheidter Mensch. Daß er dich so genau auszufragen gesucht hat, hat darin seinen Grund, daß er gewöhnt ist, alle Menschen, mit welchen er in nähere Berührung kommt, in gewisse Kategorien einzutheilen, vom „unmittelbaren Bewußtseyn" an bis zum „freien Selbstbewußtseyn" hinauf. Er notirt sich das sorgfältig in sein Tagebuch, um bei vorkommender Gelegenheit zu wissen, mit wem er es zu thun hat, ob mit einem Menschen der Unmittelbarkeit oder des vollendeten, ganz durchsichtigen Selbstbewußtseyns." Meine Verwunderung wurde nicht beseitigt durch die Mittheilung, daß Hilgar seit Jahren ausschließlich Philosophie studire und daher die Neigung zu jener Classification rühre.

Ich übergehe das komische Aeußere Hilgars, obwohl dasselbe, wie mir mitgetheilt worden, vor einiger Zeit in dem Feuilleton einer norddeutschen Zeitung gezeichnet, allgemeines Interesse erregt haben soll. Ich sage allgemein, weil wohl nicht leicht ein zweiter Student aus den lezten Decennien sich einer so ausgebreiteten Bekanntschaft wie Hilgar zu rühmen hat. Dagegen theile ich einiges über den Bildungsgang dieses seltsamen Menschen mit, den ich später so genau als möglich zu verfolgen gesucht habe. Schon als Primaner des Gymnasiums hatte er seine freie Zeit dem Studium des Spinoza gewidmet, im Spinoza gelebt und gewebt. Als ich zur Universität kam, las er das neue Testament, um sich selbst zu überzeugen, „ob und wie weit unser Herr Jesus Christus Communist gewesen sey." Bei dem akademischen Gerichte und dem Universitätscurator war er sehr schlecht angeschrieben, so daß er nach Verlauf eines Vierteljahrs relegirt wurde. Er hatte es nämlich dahin gebracht, daß sich die Corps entzweit und der Burschenschaft das Schiedsrichteramt übertragen hatten. Nun war aber damals die Regierung, wie männiglich bekannt, den burschenschaftlichen Verbindungen eben nicht sehr hold und begünstigte deßhalb die Corps. Hilgar wird deßhalb vor das Universitätsgericht geladen. Statt aber auf die ihm vorgelegte Frage zu antworten, ob er Mitglied der Burschenschaft sey, sucht er vielmehr dem Universitätsrichter durch eine philosophische Deduction zu beweisen, daß in einem „vernünftigen Staate Verbindungen nicht nur wünschenswerth, sondern auch nothwendig seyen." Die Logik dieser Deduction muß indeß höhern Orts nicht eingeleuchtet haben, denn Hilgar wurde relegirt und mit ihm zugleich der befähigtste Leiter der Verbindung. Nach Verlauf eines Jahres besuchte er Bonn und schrieb von dort, daß er um so christlicher werde, je mehr er sich die Anschauungsweise Hegels aneigne. Von Bonn ging er nach Berlin, wo er, wie mir mitgetheilt wurde, einen Kreis katholisirender protestantischer Theologen um sich gesammelt hat. Hilgar selbst war Protestant und, wie angedeutet, im äußersten Grade radikal, als ich ihn kennen lernte. Mit diesen Theologen soll er nun über allerlei Plane gebrütet haben, wie z. B. über die Fortsetzung der Ketzergeschichte des Epiphanias; die Parade der Garde habe er nie versäumt, „weil hier doch noch etwas Objectives zu sehen sey." Als der König von Preußen damals die evangelische Synode nach Berlin berief, da habe er, hieß es, geäußert, daß dieß „der lezte massenhafte Versuch des Protestantismus sey, sich zu blamiren." Etwa ein Jahr später trat er zur katholischen Kirche über; bin ich recht unterrichtet, so haben auch mehrere aus dem erwähnten Kreise der katholisirenden Theologen denselben Schritt gethan. Vor einem Jahre las ich in einer bekannten und verbreiteten ultramontanen Zeitschrift eine Lobrede auf Hilgar und ein von ihm geschriebenes Buch.

Aus den Hörsälen der Hegel'schen Philosophie führten Wege nach den verschiedensten Richtungen hin, und auch, wie ich mehrfach erfahren habe, in die geräumigen Hallen der katholischen Kirche. Deßhalb habe ich das vorstehende Beispiel erwähnt, und gerade dieses von mehreren, weil Hilgar ein sehr begabter Kopf war wie wenige. Weßwegen er den Weg gegangen, erhellt dem aufmerksamen Psychologen bereits aus dem Gesagten, namentlich auch daraus, daß er in Folge seiner mangelhaften Sinne ausschließlich in einer Welt von Abstraktionen lebte. Nur ein Sprung über einen Abgrund konnte zu einem andern Extreme führen, ein Sprung, der für sich kein weiteres geistiges Interesse hat, eben weil es ein Sprung und nicht eine normale Entwicklung war. Als Philosoph bediente sich Hilgar niemals der Ausdrücke gut, schlecht, böse u. s. f., sondern er sprach nur von „veralteten, von falschen, überwundenen Gedankenbestimmungen;" dasselbe thut auch noch jezt der ultramontane Publicist.

Wenn ich der Vergangenheit gedenke, so muß ich es als ein besonderes Glück preisen, daß ich schon im Frühjahr 1843 und nicht etwa später die Universität besuchte. Denn öder und einförmiger wurde das Leben in Halle, je länger ich dort war. Ich weiß wohl, daß es eine in der Natur des Menschen begründete Neigung ist, der Gegenwart gegenüber die Vergangenheit und Zukunft in rosigem Lichte zu erblicken, so daß schon Homer, wo er die Stärke des Diomedes besingt, zugleich von dem schwachen Geschlechte seiner Zeit redet; ich weiß ferner wohl, daß die ersten Eindrücke, die das Universitätsleben auf den neuen akademischen Bürger macht, so mächtig sind, daß ihm die späteren Studienjahre dem ersten Jahre gegenüber reizlos erscheinen; aber dennoch darf ich die Behauptung wagen, daß das spätere und gegenwärtige Studentenleben an Reichthum sich nicht im entferntesten mit dem damaligen messen kann. Die Jugend schwärmte damals noch, und das ist ihr Vorzug vor der Jugend der Gegenwart. Es war

ein vollständiger Herenkessel, in den ich hineingerathen war, so bunt, so chaotisch wogten die Richtungen durcheinander. Börne erzählt irgendwo, wo er Halle als die Stadt der Philosophen rühmt, daß er einmal dort erlebt habe, daß sich zwei Studenten lediglich in Folge einer philosophischen Disputation gefordert hätten. Das ist nicht übertrieben, denn ich habe Aehnliches selbst erlebt.

Von den Philosophen hatte damals Professor Erdmann die meisten Zuhörer; er vertrat und vertritt noch jezt, wie bekannt, die rechte Seite der Hegel'schen Schule. Zu ihm gingen, weil er sehr populär vortrug, die neuen Ankömmlinge, sodann die Theologen, sofern sie nicht durch die Wissenschaft mit ihrem Glauben in Conflikt gekommen waren oder nicht kommen wollten. Tholuck, das Haupt der „gläubigen" Protestanten, empfahl selbst den Besuch der Collegien dieses Philosophen. Kein Wunder daher, daß das Auditorium häufig gegen zweihundert Zuhörer enthielt, und daß die akademischen Predigten Erdmanns förmlich verschlungen wurden. Sein jüngerer College Schaller, außerordentlicher Professor der Philosophie, hatte zwar einen sehr lebhaften, aber auch zugleich einen für den Neuling in der Philosophie höchst unverständlichen Vortrag. Zu ihm gingen die gereifteren Köpfe und sodann, weil er das Centrum der Hegel'schen Philosophie vertrat, diejenigen Studenten, die einer radikaleren Richtung als die Zuhörer Erdmanns angehörten. Die Anzahl derer, die bei ihm hörten, mochte etwa vierzig bis fünfzig betragen. Der Professor Ulrici, Gegner Hegels und in weiteren Kreisen durch mehrfache Schriften bekannt, konnte gegen jene beiden Koryphäen nicht aufkommen. Professor Gerlach, der einst mit Gesenius und Bretschneider das berühmte Triumvirat des Rationalismus gebildet hatte, kündigte zwar Collegien an, brachte solche aber, so weit mir erinnerlich ist, nicht zu Stande. Gruber, der Biograph Wielands, hatte nur einige wenige Zuhörer, die ihm vielleicht nicht die Liebe zur Wissenschaft, sondern andere Gründe zuführten. Einige Zeit, bevor ich nach Halle kam, hatte eine Anzahl von Studenten beim akademischen Senat um die Berufung von Strauß petitionirt, hatte aber als Antwort eine nachdrückliche Bestrafung erhalten. Die entschiedene Linke der Hegel'schen Schule war somit unter den Philosophen von Fach nicht vertreten.

Wagner im Faust weiß viel, aber er möchte alles wissen. Ich konnte mich zwar nicht rühmen, viel zu wissen, aber ich hatte nicht minder das Verlangen, alles zu wissen, über alles im klaren zu seyn. An ein bestimmtes Fachstudium dachte ich deßhalb damals nicht. Ich nahm den Universitätscatalog zur Hand und wählte die Vorlesungen, die ich für den Sommer 1843 zu hören gedachte, nach meiner Neigung und nach dem Rath von Freunden. Da die lezteren der Burschenschaft angehörten, und zwar der radikalen und liberalen Mehrheit derselben, so wurde mir angerathen, die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bei Professor Dunker anzunehmen und die Logik und Metaphysik nicht bei Erdmann, zu dem sonst die Neulinge in der Philosophie gingen, sondern bei Schaller zu hören. Bei Niemeyer nahm ich ein exegetisches Colleg, bei Bernhardy das Gastmahl des Plato, bei Professor Leo die Literaturgeschichte des Mittelalters. Logik und Metaphysik waren indeß bald der Gegenstand meiner ausschließlichen Beschäftigung, nicht weil ich für dieses Studium in besonders hohem Grade begeistert war, sondern weil ich von dem Vortrage Schallers absolut gar nichts verstand. Das Studium der Qualität, womit die Logik begann, war in der That eine Qual für mich. Ich hörte vom reinen Seyn und vom reinen Nichts, vom Werden, vom Daseyn, vom Etwas und vom Andern, vom Ansichseyn und Anundfürsichseyn; ich hörte ferner, daß die Repulsion als negatives Verhalten der vielen Eins gegeneinander eben so sehr wesentliche Beziehung auf einander sey, die Repulsion daher eben so wesentlich Attraktion, und daß endlich die qualitative Bestimmtheit, die im Eins ihr Anundfürsichbestimmtseyn erreicht habe, damit in das Seyn als Quantität übergegangen sey. Damit waren wir bei der reinen Quantität angelangt, in meinem Kopfe aber herrschte die größte Confusion. Ich las das gegebene Diktat einmal, zweimal, dreimal, aber leere Worte blieben für mich, was ich schwarz auf weiß nach Hause getragen hatte. Das mußte anders werden.

Ich nahm die Encyklopädie von Hegel vor; aus der Einleitung konnte ich mir schon allerlei zusammenphantasiren, aber das reine Seyn blieb mir nicht minder ein Räthsel, wie die Lehre vom Wesen und Begriff. Ich griff also zu der Logik von Hegel, die bekanntlich drei Bände der gesammten Werke umfaßt. Es blieb Nacht in meinem Kopfe, und ich konnte nichts anderes thun, als abwarten, wann mir ein Licht aufgehen würde. Vor der Hand beschloß ich concretere Dinge vorzunehmen. Ich nahm die Philosophie der Geschichte zur Hand; das war verständlich, anregend, bildend. Meine theologischen Studien, so wie der Verkehr im studentischen Leben führten dahin, daß ich das Leben Jesu von Strauß durcharbeitete. Einleitung und Schlußabtheilung wurden fast wörtlich abgeschrieben. Die klare, durchsichtige Form dieses Schriftstellers zog mich dergestalt an, daß ich auch die Charakteristiken und Kritiken, die Streitschriften, die beiden friedlichen Blätter und später auch die Dogmatik excerpirte. Noch mehr führten mich „die Atheisten" von Sallet in die Denkweise der modernen Philosophie ein; auch sie wurden daher sorgfältig gelesen und excerpirt.

Ueber solchen und ähnlichen Studien war das erste Semester verflossen. Vergegenwärtige ich noch mit wenigen Worten meinen damaligen Bildungszustand. Die Universitätsjahre mit ihren unermeßlichen Folgen

liegen zwischen dem Familienleben und dem späteren Berufs- und Geschäftsleben. Das Familienleben entläßt den Jüngling mit einem bestimmten angeborenen und anerzogenen politischen und religiösen Gefühl zur Universität. Die Wissenschaft kann nun mit diesem Gefühl dergestalt zusammenfallen, daß sich aus beiden jene unerschütterliche Ueberzeugung bildet, die wir an Männern von Charakter bewundern. Tritt dagegen der Fall ein, daß die Wissenschaft jenem anerzogenen Gefühle widerstreitet, so beginnt zwischen beiden ein Kampf, der, wenn der wissenschaftliche Trieb stark genug ist, damit endet, daß der Jüngling mit seiner Vergangenheit gänzlich bricht. Ist der wissenschaftliche Trieb dagegen nicht stark genug, so bildet sich neben jener Wahrheit des Gefühls eine selbstständige Wahrheit der Wissenschaft, mit andern Worten: Wissenschaft und Leben, Gesinnung und Ueberzeugung bilden einen Dualismus, der in späteren Jahren dadurch an Schärfe verliert, daß der Mann sich um die Wissenschaft so wenig wie möglich kümmert.

Beispiele der ersten Art sind in dem Maße selten, als Wissenschaft und Leben sich widerstreiten; am zahlreichsten sind die Beispiele für den dritten Fall; in der Mitte zwischen beiden stehen die Beispiele der zweiten Art. In dem Falle, daß jemand mit seiner Vergangenheit gänzlich bricht, wird er in der Regel zunächst dem Radikalismus in die Arme getrieben werden, und es wird von seiner geistigen Befähigung oder seinem Lebensschicksale abhängig seyn, ob er den Weg zum Leben wiederzufinden vermag.

Ich war nun in dem Falle, daß ich mit meiner Vergangenheit gänzlich gebrochen hatte, daß kein Band vorhanden war, das die damalige Gegenwart mit der Vergangenheit vereinigte. Unter einfachen ländlichen Verhältnissen und Lebensbedingungen aufgewachsen, kam ich aus dem Kreise der sogenannten Ungebildeten in den Kreis der sogenannten Gebildeten, aus dem Leben in die Wissenschaft, die dieses Leben nicht kannte, nicht respektirte. Die Gemeinde der Wissenden geht nach Strauß, unbekümmert um die Gemeinde der Gläubigen, ihren Weg; denn die Wissenden wissen, daß die Decke religiöser Vorurtheile in den Köpfen der Menschen nur allmählich im Laufe der Jahrhunderte geschwächt wird und niemals ganz beseitigt werden kann. Natürlich gerieth ich immer tiefer in den Nihilismus hinein, und weil das geistige Leben des Menschen in der Religion gipfelt, so mußte ich auf diesem Gebiete nach Sicherheit und fester Ueberzeugung ringen. Ich hörte daher im zweiten Semester neben der Psychologie auch Religionsphilosophie bei Schaller, die Erklärung des Evangelisten Johannes bei Tholuck und die Geschichte der Theologie seit der Reformation bei einem junghegelischen Privatdocenten der Theologie. Schon die Zusammenstellung dieser Collegien deutet den Kampf in meinem Innern an. Ich konnte der Wissenschaft nicht entsagen, aber der religiöse Frieden der ersten Jugendzeit stand wie das verlorene Paradies vor meiner Erinnerung und entlockte nicht selten dem Auge Thränen der Wehmuth. Ich las „den Genius“ von Schiller und fragte mit dem Dichter, ob die Wissenschaft zum wahren Frieden führen könne, fragte:

„Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es;
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht.“

Aber woher eine beruhigende, genügende Antwort auf diese Frage erhalten? Zwar ist der, an den der Dichter jene Frage richten läßt, „erhalten zurückgekehrt aus dem modrigen Grabe,“ zwar soll „Weisheit zurückgeben die verlorene Natur;“ aber mit wie lockenden Farben wird dagegen die „köstliche Unschuld“ geschildert, die die Wissenschaft nichts lehren kann, sondern von der sie zu lernen hat! Ich war zerfallen mit Gott und der Welt; ich schrieb meinen Eltern, wie tief ich es beklage und wie tief es mich schmerze, jemals das heimathliche Haus und den heimathlichen Hof verlassen zu haben.

Zurück konnte ich nicht mehr, ich mußte also vorwärts. Mit der Hegelschen Religionsphilosophie hatte ich mich bereits vertraut gemacht, bevor ich die Religionsphilosophie bei Schaller hörte. Gespannt war ich in hohem Grade auf die Christologie, da die von Strauß darüber aufgestellten Ansichten meinem Gefühle in demselben Maße widerstrebten, als ich außer Stande war, mich ihnen mit Gründen zu entziehen. Der sonst scharfsinnige Dialektiker bewegte sich indeß bei seiner Polemik gegen Strauß, die auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist, in der Kategorie „wesentlich und ganz entschieden,“ d. h. er erklärte, daß Strauß „wesentlich und ganz entschieden“ im Irrthum sey. Die Gründe für dieß „wesentlich und ganz entschieden“ konnte ich nicht fassen, ich ging gelegentlich nach seinem Hause, um mich belehren zu lassen: beides vergebens, es blieb für mich dabei, daß Strauß Recht habe.

Ein zweites Objekt, das mich in demselben Maße wie die Christologie beschäftigte, und über das ich nicht minder im Unklaren blieb, war die Lehre von der Persönlichkeit Gottes. Die orthodoxe Ansicht entsprach meinem Gefühle, die Theorie von Strauß meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung, und die letztere war stark genug, um das Gefühl nicht aufkommen zu lassen. Ich hatte die Gedichte und prosaischen Werke von H. Heine bereits früher gelesen, gleichwohl wurde Heine erst jetzt mein Lieblingsdichter. Ich hatte eine Menge von modernen Ideen in mich aufgenommen, die mich in einen gelinden geistigen Katzenjammer versetzt hatten. In den Werken von Heine fand ich etwas Wahlverwandschaftliches, mit andern Worten: ich fand dort dieselbe Blasirtheit wieder, die sich auch meiner bemächtigt hatte. Von Gens las ich die „Rückblicke auf Personen und

Zustände," von Schelling die „Vorlesungen über das akademische Studium, von dem Tübinger Vischer die „kritischen Gänge," von Fichte die „Reden an die deutsche Nation," ferner die „theologischen Jahrbücher" von Zeller, die „Jahrbücher der Gegenwart" von Schwegler und die „Halle'schen," später „deutschen Jahrbücher" von Echtermaier und Ruge u. d. m. Um aber das Chaos zu vollenden, wurden das „Wesen der Religion" und die „Philosophie der Zukunft" von L. Feuerbach und die „Religion der Zukunft" von Fr. Feuerbach durchgearbeitet. Nun hatte ich genug. Die Philosophie wurde bei Seite gestellt und ich hörte im dritten Semester römische Literaturgeschichte und die Annalen des Tacitus bei Bernhardy, während ich bei Niemeyer das pädagogische Seminar besuchte. Nicht die Ueberzeugung, daß ich endlich ein Brod- oder Fachstudium ergreifen müsse, bewog mich zu dieser Aenderung in den Objekten meines Studiums, sondern der Widerwille gegen die Philosophie. Ich wollte versuchen, ob ich mich ihr gänzlich entschlagen könne.

Nicht allein die Anregung, die der Student in den Hörsälen des Universitätsgebäudes empfängt, sondern auch die Anregung, die das sociale Leben gewährt, ist bestimmend für seine geistige Entwickelung. Als ich nach Halle kam, reiste die Burschenschaft bereits dem nahen Untergange entgegen. Von außen wurde sie auf jede Weise durch die Behörde verfolgt, während im Innern die radikalen Elemente mit solcher Ueberlegenheit auftraten, daß der sogenannte christlich-germanische Geist der alten Burschenschaften, der auch damals noch in Halle fortlebte, dagegen nicht aufzukommen vermochte. Schon gegen Pfingsten 1843 tauchte hier und da die Ansicht auf, daß die Burschenschaft sich auflösen müsse. Die Argumente, die dafür geltend gemacht wurden, sind damals so häufig durch Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht worden, daß ich nur im allgemeinen an dieselben zu erinnern brauche. Das korporative Leben der Universität, hieß es, habe sich überhaupt überlebt; die akademische Gerichtsbarkeit müsse aufhören und die akademischen Bürger nach demselben Gesetze gerichtet werden wie die übrigen Staatsbürger. Das Duell sey ein mittelalterlicher Unsinn. Der einzelne Student werde, wenn er dazu befähigt sey, für die „Allgemeinheit" in demselben Maße besser wirken können, als er nicht durch die Fesseln einer Verbindung in dieser Wirksamkeit gehemmt werde. Der conservative Theil der Verbindung, namentlich mehrere Theologen, die noch im alten Sinne die Burschenschaft auffaßten, widersetzten sich diesen radikalen Ideen auf das entschiedenste, und so verfloß der Sommer unter vielfachen und heftigen Reibungen. Endlich kam der Tag der Entscheidung. Nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch viele ehemalige Mitglieder der Verbindung waren erschienen, um den Kampf auf Leben und Tod mitzukämpfen. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft der Rede eines bekannten Orientalisten, der mit begeisterten Worten sich der Auflösung widersetzte. Er sprach vergebens; seine Citate aus dem phantasiereichen Plato wurden verlacht: die Abstimmung ergab den Sieg der radikalen Partei. Mit Hülfe dieser Partei hatte die Behörde erreicht, was sie wollte. Zwar versuchte die conservative Minderheit im folgenden Semester die neue Constituirung der Verbindung, aber auch hier mußte sie ihre Ohnmacht erfahren. Die radikale Partei beschäftigte sich dagegen mit der Constituirung der „Allgemeinheit," der Gründung eines Lesezirkels und eines Lesezimmers. Die „Allgemeinheit" verlor sich bald im Sand, der Lesezirkel wurde von der Behörde im Sommer 1844 aufgehoben und das Lesezimmer endlich ebenfalls nicht mehr besucht.

Ich war kein eigentliches Mitglied der Burschenschaft, wohl aber mit mehreren Mitgliedern derselben so befreundet, daß ich mich äußerlich zu derselben zählen konnte und auch von der Behörde gezählt wurde. Das Corpsleben konnte mir nicht zusagen, weil dasselbe jedes allgemeinen, geistigen Inhaltes entbehrte. Wollte ich meinem Gefühle einen Gefallen thun, so besuchte ich den damals in Halle bestehenden Tugendbund, dessen Mitglieder meist Theologen waren, und der sich später nach einer größeren Klärung und Sonderung der verschiedenen Elemente in zwei Verbindungen auflöste, in eine, die in ihren Tendenzen sich der christlich-germanischen Burschenschaft näherte, und in eine andere, die den Namen Wingolf annahm und strenge Orthodoxie zur ersten Bedingung für die Aufnahme machte. Daß die Wingolfiten seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag von Jahr zu Jahr und auf den meisten deutschen Universitäten an Zahl und Stärke gewonnen haben, ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, und, wie ich meine, eben kein besonders gutes Zeichen. Ich habe nichts gegen die Orthodoxie, aber es gefällt mir nicht, daß der Jüngling, sobald er zur Universität kommt, die Freiheit der Forschung aufgibt und erklärt, daß er streng orthodox seyn wolle. Dem einen ist die Wissenschaft „die hohe himmlische Göttin," dem andern „eine fette Kuh, die ihn mit Butter versorgt." Der letztere Theil dieses Spruches Schillers ist zwar auf die eigentlichen Brodstudenten gemünzt, er läßt sich aber überhaupt auf alle die anwenden, die auf die eine oder andere Weise ihre Forschung zu einer unfreien machen.

In dem Tugendbunde nun huldigte ich, wie gesagt, meinem Gefühle; die Wissenschaft war in ihm sehr schwach vertreten, aber der Verkehr trug ein warmes und inniges Gepräge, und die Lieder, die gesungen wurden, gehörten zu den besten, welche die damaligen akademischen Liederbücher aufzuweisen hatten. Bei der Burschenschaft dagegen waren die Lieder nicht selten tendenziös; Herwegh, Hoffmann von Fallersleben waren hier durch mehr als ein Gedicht vertreten; auch Travestien auf dieses oder jenes sentimentale Gedicht wurden

ab und zu gehört. Wollte man keine Lieder singen, so sang man auch wohl eine Sentenz, wie etwa: „die Freiheit ist das in das Allgemeine des Individuum Aufgegangenseyn," und wiederholte diese Sentenz so lange, bis man ihrer müde geworden war.

So unerquicklich indeß die gemüthliche Unterhaltung war, so anregend war die wissenschaftliche. Der eine war aus diesem, der andere aus jenem Winkel Deutschlands, der eine mit dieser, der andere mit jener Vorbildung nach Halle gekommen, der eine beschäftigte sich mit diesem, der andere mit jenem Objekt, so daß an den Abenden ein lebendiger und anregender Austausch der verschiedensten Ideen stattfand. Namentlich waren es Schwaben, die mich besonders anzogen, soweit sie sich durch Schärfe des Urtheils und lebendige Hingabe an das Studium der Philosophie auszeichneten. Ich war mit seltsamen Vorurtheilen gegen den schwäbischen Stamm zur Universität gekommen; jetzt, da ich sah, daß es gerade Schwaben waren, die mit dem glühenden Eifer der Jugend dem idealen Leben huldigten, und ferner erwog, daß Schiller, Schelling, Hegel, Strauß, Vischer, Baur, Zeller, Kerner, Uhland, Schwab, Mörike u. a. im Schwabenlande geboren seyen, mußte meine Ansicht von diesem Volksstamme eine andere werden. Ein Aufsatz in den „kritischen Gängen" über den Unterschied zwischen den Norddeutschen und Süddeutschen veranlaßte mich eines Tages den Inder einer Literaturgeschichte vorzunehmen und auszurechnen, wie viele Procente von diesen Namen auf Nord- und wie viele auf Süddeutschland kämen. Ich erinnere mich nicht mehr genau des Resultats, aber ich werde mich nicht weit von der Wahrheit entfernen, wenn ich sage, daß 80% auf das gesammte Norddeutschland, 12 bis 14% auf Schwaben und die übrigen 6 bis 8% auf das gesammte übrige Deutschland kommen. Am geistlosesten waren damals die geborenen Sachsen. Sie vereinigten sich Abends meist nach den verschiedenen Landschaften zur geselligen Unterhaltung, so daß die Bekanntschaft des Gymnasiums auf der Universität fortgesetzt wurde, oder sie hielten sich ganz fern von allem studentischen Verkehr. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme.

Diejenigen, mit welchen ich näher verkehrte, huldigten, wie ich selbst, einer radikalen philosophischen Richtung. Um die Wirklichkeit kümmerten wir uns in politischer Beziehung sehr wenig, desto mehr in theologischer. Als die Burschenschaft sich auflöste, gründeten wir einen „freien Verein," d. h. wir kamen Abends in einem bestimmten Lokale zusammen; der Verein wurde bald im Gegensatze zum Tugendbunde der Sündenbund genannt, seine Mitglieder wegen ihrer radikalen Richtung Heiden. Von ihm ging die Stiftung des bereits erwähnten Lesezirkels aus, der bald gegen anderthalbhundert Mitglieder umfaßte und durch den wir die gesammte Studentenschaft in den philosophischen Schwindel der Gegenwart hineinzuziehen gedachten. Die cirkulirenden theologischen Werke gehörten deßhalb ausschließlich der spekulativen Richtung an.

Auf das kirchliche Leben wurde der Blick durch die damals beginnenden lichtfreundlichen Bewegungen in Sachsen gerichtet; wir gingen nach Stumsdorf, nach Köthen, nach Naumburg und andern Orten, um Uhlich und seine Geistesverwandten zu hören. Wislicenus wurde abgesetzt, einem theologischen Docenten das Auditorium geschlossen, die Lichtfreunde in Halle veranstalteten alle Augenblicke ein Zweckessen, und der Halleische Courier brachte ab und zu ein lichtfreundliches Gedicht; zu allem diesem kam der Brief Ronges an den Bischof Arnoldi. Dem Rationalismus, der allen diesen Bewegungen zu Grunde lag, vermochten wir zwar keine erbaulichen Seiten abzugewinnen, aber wir sahen ihn als Mittel zum Zweck an und begrüßten deßhalb jeden Sieg und jeden Fortschritt in dieser Richtung. Was uns als Ideal vorschwebte, war eine Art von Regeneration des griechischen Lebens; an die Stelle des Kultus sollten Festlichkeiten, analog den olympischen Spielen, treten. Als Motto für das Streben der Gegenwart galten uns die Verse aus dem Prometheus von Goethe: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sey, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich, und dein nicht zu achten, wie ich."

So ungefähr sah, in allgemeinen Zügen beschrieben, der Herenkessel aus, aus dem meine eigene und die wissenschaftliche Bildung so vieler Männer hervorging, die sich jezt bereits in Amt und Würden befinden. Ich behalte mir vor, bei einer andern Gelegenheit das Nähere darüber anzugeben, wie der eine auf diesem, der andere auf jenem Wege aus den Abstraktionen wieder zum Leben gelangt ist, und bemerke für jezt nur, daß verhältnißmäßig wenige meiner Mitstrebenden sich an den radikalen Bewegungen der lezten Jahre betheiligt haben: vielleicht ein Beweis, daß die Freiheit der Forschung Thron und Altar nicht umstürzt. Was aber mich selbst anlangt, so möge sich der Leser mit mir schließlich noch für einige Augenblicke in das Jahr 1847 versetzen.

Die Studentenschaft ist eine vollständig andere geworden; an die Stelle des ehemaligen Strebens in der Wissenschaft sind die sogenannten positiven Studien getreten. Vor wenigen Jahren hörte ich in jedem Wirthshause philosophische Disputationen; jezt fand ich selten jemanden, mit dem ich mich über philosophische Dinge unterhalten konnte. Der Action war die Reaction, der Anspannung die Abspannung, der Bewegung die Ruhe gefolgt. Im Jahre 1848 hatte Halle, wie bekannt, unter allen Universitäten die conservativsten Studenten; Halle hatte das Jahr 1848 bereits im Jahre 1843 erlebt.

Ich hatte abermals Logik und Metaphysik gehört, die Geschichte der Philosophie studirt und wenn auch

nicht alle, so doch alle bedeutenderen Werke der Junghegelianer. Ich konnte mich rühmen, den Hegel zu verstehen, ich sah die Schwächen der modernen Systeme, war aber unfähig, mir eine selbstständige philosophische Ansicht zu bilden. Einst hatte ich der Strauß'schen Ansicht gehuldigt, daß Philosophie und Religion sich so verhielten, daß die Religion dem Volke, die Philosophie dem Wissenden gehöre, daß das Wissen beginne, wo der Glaube ende; jezt sah ich ein, daß Religion und Philosophie zwei verschiedene, in organischem Verhältniß stehende Gebiete seyen, daß die Philosophie den Glauben zu begreifen habe, nicht aber ersetzen könne, weil das eine Wissen, das andere Leben sey. Wissenschaft und Leben, das war der Gegensatz, der mich jezt beschäftigte. Weßwegen, fragte ich, steht das Wissen in einem feindlichen Gegensatze zum Leben? woher der unheilvolle Bruch zwischen Wissen und Glauben, zwischen Gebildeten und Ungebildeten? Ich las die Gedichte Goethes, die ich früher sehr selten zur Hand genommen hatte. „Wenn der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde sät, küß' ich den lezten Saum seines Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust." Ich las den Kosmos von Humboldt, ich las die Mährchen und Sagen von Grimm, die Volkslieder von Uhland und des Knaben Wunderhorn von Brentano und Arnim „Du suchst Licht und Wärme — sieh, eine helle, warme Sonne liegt draußen auf dem Gefilde; geh nur heraus aus deiner dunklen Einsiedlerzelle, schlage deine Augen auf, die du verschlossen hieltest, laß dich nur anscheinen, laß dich durchwärmen von der Sonne: sie ist vor dir dagewesen und wird nach dir da seyn, für dich und viele tausend andere; du hast nicht nöthig sie zu suchen, nimm sie nur, nimm sie mit ihrem milden Glanz und ihrer milden Wärme, wie sie dir gegeben ist; wehre dich nur nicht, laß dich nur aufthauen, gib nur zu, daß du erwärmt und erquickt werdest; hindere durch dein Werk nicht das Werk des Sonnenlichts und der Frühlingswärme."

Zu Ende 1847 verließ ich die Universität. War mein positives Wissen auch nicht bedeutend, so hatte ich mir doch Fähigkeiten zum Lernen erworben und eine klare Ansicht über den Stand der modernen Wissenschaft. Wie sich von diesem Punkte aus meine philosophischen, politischen, socialen, religiösen und ästhetischen Ansichten ausbildeten, wie mir die naturwissenschaftlichen und germanistischen Studien in einem ganz andern Lichte als bisher erschienen, das zu erzählen gehört nicht zu den Erinnerungen aus den Lehrjahren, sondern zu den Erinnerungen aus den Wanderjahren.

Alte Geschichten.

Erzählungen eines alten Fidlers.

Vom wilden Hans.

II.

Eines Tags, als wir auch draußen waren, sagte Hans zu mir: „Steffen, ich kann's schier nicht mehr aushalten. Was meinst du, wenn wir nach Galwitz hinüberliefen und bei deinem Vetter einsähen? Könnten zu guter Zeit wieder hier seyn, wenn wir uns nicht lange aufhalten. Ich möchte nur erst auf gute Manier in's Haus hinein, aber auf gute, denn da gehen die Tollheiten nicht, und überdieß, denk' ich, hat sie auch noch an der ersten genug." — „Hm!" entgegnete ich, „das macht sich. Spät ist's noch nicht, Mondschein haben wir, so will ich nach Haus und einen Compaß holen." — „Bah, Compaß!" rief er, „dummes Zeug das, komm!" — „Nein!" erwiederte ich, „ohne Compaß lauf' ich nicht. Es geht zu weit hinaus und gegen Abend gibt's vermuthlich dicke Luft." — „Hm!" machte er nun seinerseits, indem er in den Abend und Morgen sah, „'s ist möglich. Lauf' also!" So that ich, und da ich zurückkehrte, ging es fort wie der Sturmwind, so daß wir bald genug drüben waren. Wir wurden gut aufgenommen und hoch tractirt; die Eva war roth wie ihr Brusttuch, gegen den Hans aber richtig, was man schnöde nennt, und je mehr er capriolte und plauderte, desto schlimmer ward's. Nun, das Weibsvolk ist seltsam und thut nie, wie man vermuthet und erwartet. Das mochte auch wohl sein Trost seyn, so daß er sich ganz munter darein fand und mit mir gegen sechs Uhr in leidlich guter Laune aufbrach. Nebel war richtig gekommen, mit dem Compaß jedoch kamen wir, wenn auch langsam, immerhin vorwärts. Hans ward immer lustiger und sein Kopf war wie eine Rakete mit Sternsatz, so blizte und prasselte es draus hervor.

Indem wir den Hafen entlang liefen, verzog sich allgemach der Nebel, und als wir an's Land stiegen und die Riemen der Schlittschuhe auflösten, leuchtete der Mond bereits zum Werk. So gingen wir lustig plaudernd das Bollwerk entlang zu Hansens Elternhause; da begegnete uns der Offizier, ging auf meiner Seite vorüber, sah uns scharf in's Gesicht und sagte, nachdem er uns erkannt, wie vor sich hin: „Na, wartet nur, meine Burschen! Geduld! euch krieg' ich doch noch!" Ich schlug ihm gleichmüthig ein Schnippchen nach und schlenderte mit dem Kameraden ruhig weiter, der die Worte gar nicht gehört zu haben schien.

Plötzlich jedoch, wir mochten wohl schon an die fünfzig Schritt weiter gegangen seyn, brach er kurz seine Rede ab, blieb stehen und fragte: „Du, Steffen, was sagte der?" — „Ei, laß den Narren laufen!" versezte ich. „Uns kriegt' er doch noch, meinte er." — „So, hm!" sagte Hans, schwieg darauf und that bis in's Haus den Mund nicht mehr auf, ließ auch dort nur mich von unserm Lauf erzählen, saß am Ofen und schnitzelte schweigsam an einem Span.

„Nun, was gibt's?" fragte seine Mutter. „Was wird nun wieder ausgeheckt? Hans, du Unband, willst du noch einmal vierzehn Tage brummen?" — „Wer weiß!" meinte der Kaptain schmunzelnd. „Es hat den beiden gut geschmeckt, scheint es." — „Schon gut!" gab er zur Antwort, „aber kümmert ihr euch um euern Kram und laßt mir den meinen." Dann war er mobil und lustig wie immer, aber zu wissen kriegt' ich nichts, und als ich beim Weggehen ihn fragte, was werden solle? lachte er nur und sprach: „Je nun, Steffen, ich hab's noch nicht. Geduld! wie jener sagte. Aber kriegen thun wir ihn, das ist faktisch und gewiß." Indessen vergingen noch einige Tage, ohne daß er sich was merken ließ.

Am Sonntag Morgen erst kam er zu mir, forderte mich auf mit ihm hinaus auf's Eis zu kommen, und als wir draußen waren, fing er an: „Horch, Steffen, ich will dir was vertrauen, aber es muß ganz unter uns bleiben, und ich habe dich darum hieher geführt, damit wir ganz sicher sind vor Horchern und Spionen. Du weißt doch, daß der alte Peerson — (das war ein anderer Offizier) — gestern begraben worden ist; der Grog hat ihn endlich doch untergekriegt. Und der Herr, der unsere, mein' ich, hat sich damals doch gerühmt, daß er an keine Gespenster glaube. Was meinst du, wenn wir ihm einen derben Schreck einjagten? Du verstehst mich doch?" — „Hm — ja!" versezte ich nachdenklich. — „Du gehst ja wohl um die Wirthstochter,

die kleine Anne Marie?' fragte er. — „Je nun, so so!" gab ich zur Antwort. — „Thut die wohl was für dich?" fragte er wieder. — „Ei, es kommt drauf an," meinte ich. „Wenn es den Lieutenant gilt, sicher, denn sie hat ihn dicke dick." — „Sie würde dir also, wenn du sie ein bischen instruirtest, wohl eine alte Uniform und einen Hut des Alten verschaffen?" — „Denk's schon." — „Schön! und die Hausgelegenheit kennst du natürlich ganz und gar?" — „Gewiß!" — „So erzähl mir einmal, Steffen, wie sieht's auf der Offiziersseite aus?"

„Nun," sagt' ich, „wenn du in's Haus trittst, so ist links die Thür zum Zimmer, in dem die beiden wohnten: gerade gegenüber in der andern Wand ist wieder eine Thür, die dich in die Kammer führt, wo sie schliefen. Da lag, wie ich weiß, die Leiche. Der andere schläft auch jezt noch, bis dort ausgelüftet ist, im Zimmer." — „Weiter!" sprach er. — „Ei," erwiederte ich, „das Zimmer hat zwei Fenster nach vorn, die Kammer ein kleines nach der Giebelseite, gerade den beiden Thüren gegenüber, aber nur zu Luft und Licht. Der Todte lag auf seiner alten Stelle, und die ist vom kleinen Fenster hinauf bis an die Vorderwand. Das ist alles."

„Und genug!" meinte er und rieb sich die Hände. „Nun hör' zu. Die Anne Marie muß mir also das kleine Fenster so halten, daß ich's von draußen öffnen und einsteigen kann. Zugefroren wird es in dem kalten Raum nicht seyn. Wenn ich dann meine Streiche mache, wird der Herr aufwachen und nachsehen wollen. Du aber mußt vorn an der Stubenthür aufpassen und diese, indem er die Kammerthür öffnet, zugleich aufreißen. Da der Wind aber Südost ist, gerade auf das kleine Fenster steht und zum Abend frischer werden dürfte, so wird dann bei offenen Thüren und Fenstern ein so unbändiger Zug entstehen, daß ihm unfehlbar das Licht ausgeblasen wird, nachdem er mich aber vorher gesehen. Nun denk ich den Karl Ewken an die Hausthür zu stellen, seinen alten Ziegenbock aber mit mir in die Kammer zu transportiren und vor der Thür festzuhalten, und ich meine, wenn du dann zur geöffneten Thür hinein eine Laterne hältst, wird das Thier über den Lieutenant weg und dem Licht zulaufen, so daß wir inzwischen Zeit gewinnen, uns zu salviren. Aber das muß noch genauer besprochen werden. Schau zu, daß du die Anne Marie packst, aber nicht auffällig, und sie instruirst, was sie zu thun hat, und daß sie das Zeug nach Dunkelwerden an dich abliefere."

„Aber," sprach ich kopfschüttelnd, „wenn der Bock nun nicht will wie wir? Der ganze Ort kennt ihn." — „So lassen wir ihn ruhig dort und Ewken klagt morgen beim Schulzen, daß ihm über Nacht sein Bock gestohlen sey." — „Oder wenn das Licht nicht ausgeht, Hans?" fragte ich wieder. — „Bah, so blase ich es aus. Aber das soll ja eben noch beredet werden. Um zwei Uhr treffen wir uns bei Ewken."

Es gelang mir die Anne Marie zu sprechen und zu bereden, bei Tisch sagten wir, Hans und ich, unsern Alten, da das Wetter umzuschlagen scheine, das Eis aber noch halte, so wollten wir heut noch einmal nach Galwitz hinüber, brachen bald nachher auf und trafen uns verabredetermaßen bei Ewken, der allein in seinem Hause wohnte. Er war übrigens ein Lootse und wollte erst nicht recht daran, denn mit so einem fackeln die Behörden nicht lange, wenn er einmal über die Stränge schlägt; es sind zu viele da, die auf seinen Posten ein Aug' haben. Endlich aber gab er sich und dann saßen wir, plauderten und leimten aus Segeltuch und Ziegenhaaren einen Schnurrbart, fabricirten aus Segeltuch eine kleine Kappe, deren Rand auch wieder mit weißen Haaren beklebt wurde, so daß man, wenn sie auf den Kopf gesezt und ein Hut darüber gestüzt wurde, natürlich und weißköpfig genug aussah. Und als ich erst im Dunkeln die richtigen Kleidungsstücke von der Anne Marie geholt, sie dem Hans angelegt und ihn gehörig ausgestopft, als er dann sein Gesicht roth gefärbt, den Bart und den Hut mit der Ziegenperrücke angebracht hatte, sah er dem alten Grogtrinker zum Erschrecken ähnlich.

Der Wind war, wie erwartet, gegen Abend viel steifer geworden, der Himmel zeigte sich indessen bedeckt und es war, da wir gegen eilf Uhr aufbrachen, eine Finsterniß, daß selbst wir Ortskinder uns auf dem bunten Wege vorzusehen hatten. Das gefiel uns aber gerade. Die Anne Marie flüsterte mir aus dem Fenster zu, der Offizier schlafe, Fenster und Hausthür seyen nur angelehnt und alles parat. Da stieg Hans denn hinein, den Bock, den wir an den Beinen und am Maul gebunden, reichten wir ihm nach, und er stellte ihn dann, nachdem er die Stricke gelöst, vor der Kammerthür auf; der Lootse stellte sich zur geöffneten Hausthür, ich mit meiner Laterne an die zur Stube und lauschte durchs Schlüsselloch. Der Offizier schnarchte.

Da polterte es in der Leichenkammer; das Schnarchen sezte aus. Es polterte nochmals, der Lieutenant regte sich und murmelte irgend was noch halb im Schlaf. Ein Stöhnen folgte, so laut und herzbrechend, daß ich es hörte und schier darüber zusammenfuhr. Neues Regen, wiederholtes Stöhnen. Es klirrte: er langte nach Stahl und Stein. Es stöhnte tief und langgezogen. Er schlug Feuer und zündete das Licht an; ich sah, wie er aus dem Bett sprang, nochmals lauschte, dann mit dem Licht gegen die Kammerthür ging. „Hol's der Teufel!" murmelte er. Da fuhren die Thüren beide zugleich auf — sein Licht wehte und verlöschte — „Heiland — Millionen — mein Jesus!" schrie er und taumelte vor dem Bock, der wie wild und toll meiner Laterne folgte, um und um. Ich stieß die Thür zu und

stürzte hinaus, schloß die Hausthür und lief, ohne mich umzusehen. Da am Bollwerk traf ich die andern, den Lootsen, der sein Thier aufgefangen, den Hans, der an seinem Lachen beinahe erstickte. Als wir uns ausgeredet, brachte ich die Kleidungsstücke wieder zurück. Anne Marie hatte ihn noch rumoren hören, aber nichts von ihm gesehen. Verschwiegen blieb die Begebenheit nicht, aber zu erklären wußt' es keiner, zumal der Lieutenant selbst darauf schwor, daß er einen leibhaftigen Geist gesehen.

„Das war ein Knabenstreich," fuhr der Erzähler fort, nachdem er seine Jacke ausgezogen und über die Stuhllehne gehängt, denn es war warm im Zimmer, „ein Knabenstreich, wie er zuweilen auch im gesetztesten Hirn auftaucht, selbst dann, wenn eigentlich ganz was anderes darin umher treibt." — „Na da haben wir ihn daran 'ekriegt!" sagte Hans, „und ist es nicht ganz nett gewesen?" Aber das war so zu sagen auch alles, was darauf erfolgte, denn die Reden und die finstern Blicke des Offiziers, der heimlich denn doch wohl sein Theil denken und den Zusammenhang begreifen mochte, beachtete er nicht. Er hatte dazumal den Kopf voll von der Eva und war oft richtig melancholisch. Da ich ihm den Weg gezeigt, war er, so lange das Eis hielt, oft genug drüben, oder vielmehr, er war weg; das Wohin dachten wir uns nur. Er ward schier still und seine Lustigkeit kam nur ruckweise. Und da nun das Eis aufging, war der Teufel erst recht los. Denn zu Lande ist dann auf den Wegen nicht durchzukommen, ein Fischerboot ist ein langweilig Fahrzeug, kann auch nicht zum Pläsir hiehin und dahin gelegt werden, und ein ander Boot ist nicht immer bei der Hand. Da stieg denn Hans mit seinem Peter höchst verdrießlich und langbeinig umher und ich habe nie so viel böse Mienen gesehen, nie so viel mürrisches Miauen gehört wie dazumal. Seine Alten schüttelten den Kopf, er kehrte sich nicht daran. Seine Kameraden neckten ihn, er ward grob. Wir suchten irgend eine Tollheit anzustiften, die Mariner auf ihn zu hetzen; er ging uns sauer aus dem Wege, klopfte die Mariner, schlug auf das Bauholz ein, daß die Späne flogen und die Aexte stumpf wurden, und war kaum wieder zu kennen. Solch Unheil stiftet das verdammte Verliebtseyn an.

Es ward auch nicht eher besser mit ihm, als bis der Kaptain auf Hansens Bitten und Drängen von einem Russen, der im Frühjahr bei uns anlief, ein ächtes Nordlandsboot erhandelte, so eins, wie sie es droben in den Scheeren gebrauchen, zwar ein wenig flach, aber scharf und schlank wie ein Seefisch, mit zwei Stängen und dem besten, schneeweißen Segeltuch. Da machten Hans und ich uns denn drüber, nahmen die dummen vorderen Stängen herab, setzten einen gehörigen landesüblichen Fock und Klüver an, bestellten eine schmucke Flagge, in der der Name Eva mit rothen Buchstaben zu lesen stand, bestellten auch einen weiß und rothen Wimpel, strichen Bord und Sitzbretter schmuck grün an und theerten die Wände, und hatten denn auch ein so sauberes Boot, wie ichs Zeit meines Lebens nicht besser gesehen. Segeln that es so stetig und scharf, daß wir alle andern auslachten und schlugen, immerdar, der Wind mochte flau seyn oder frisch, obs eine Brise war oder ein Stück vom rechten Sturm, daß euch die Zähne schier die Kehle hinabgeweht wurden. Und ob's eben war oder ob die allmächtigste See stand, das war alles ganz egal, und aufpassen mußte man nur, daß der Wind nicht einmal unversehens umsetzte. Dann war's freilich kein Spaß, denn bei der Flachheit und Schmalheit des kleinen Dings und bei unserem schweren Segelwerk mußte es uns dann rund umholen. Uns freilich incommodirte und quälte das nicht, wir paßten auf und gebrauchten unsere Sinne, und so fuhren wir denn ab und auf. Und Hans und Peter lernten das Fahrwasser nach Galwitz gründlich kennen.

Meistens war er allein, da ich damals meine eigenen Wege ging, zu der Anne Marie, mein' ich. Und bei solchen Dingen muß man allein seyn; der zweite ist nur überflüssig. Erzählen kann man aber davon, und da wußte sein Mund auch von keinem Feierabend. Und da hörte ich nicht viel Gutes; denn die Historie war mit der Eva noch lange nicht im Reinen, sondern weit entzwei; sie quälte ihn oder war schnöde und ein herzlich Wort erlauschte er nur selten. Aber, „das mickt * mich nicht," sagte er wohl ganz munter: „kriegen thu' ich sie doch, das ist alles nur Eulenspiegelei; aber ich habe sie drum nur um so lieber. Wenn ich eine Dirne wäre und es hätte sich einer so verrückt um mich, wie ich um sie, ich wär' grad' so und ließ' ihn etwas zappeln!" Er war jetzt, da er hinüber konnte wie er wollte, wieder munter geworden, flügg und quick wie sein Boot, ich sollte sagen wie eine Möve, denn das war dasselbe. Und der Peter? Ei, der that auch, was man lange nicht gehört, er spann und kniff die Augen so gemüthlich zu und spielte mit seinem Schwanz auf das aller Amusirlichste.

Da kam allerlei neues Geschrei in Altenwyk und der Umgegend auf. Erstens hieß es, das Zollamt werde trotz der geringen Zölle, mit denen die Waaren belastet waren, dennoch sündlich über's Ohr gehauen und betrogen; daher solle die Untersuchung und Aufnahme der Cargos bei den Schiffen bereits auf der Rhede und nicht wie bisher erst im Hafen, und nicht so obenhin, sondern ganz genau geschehen. Zweitens aber, und das war das Schlimmste, ging mit einemmal der Spektakel an, es werde auf der Rhede oder noch weiter draußen Seeräuberei getrieben. Ein Fahr-

* Es mickt mich, oder ich micke das (nicht) — es trifft mich, ich fühle das (nicht).

zeug wie ein Fischerboot, aber viel fixer, komme seewärts plötzlich heran, werde natürlich sorglos an Bord gelassen, es sprängen daraus zehn bis zwölf verkappte Gesellen herauf, sperrten die Mannschaft in den Raum, durchsuchten Schiff und Kajüte und machten sich mit dem, was ihnen gefiele, wieder auf und davon. Und das geschehe nicht nur Abends und Nachts, sondern auch am hellen, lichten Tage, wie und wann die Schiffe gerade herankämen oder vor Anker gingen. Das sollte mehr als einen getroffen haben. Einmal war sogar schon ein Lootse an Bord gewesen und der meinte nachher: so viel er davon verstände, sey das ein kleiner Kutter, wie man ihn auf englischen Kriegsschiffen fände, die Leute hätten aber deutsch geredet. Daraus ließ sich freilich nichts schließen, denn an unsern Gestaden finden sich Boote aus aller Herren Ländern, und so viel man auch umherspionirte, dieses Boot gerade war nirgends zu finden. Das Faktum aber stand fest und war Gott weiß schlimm genug. Die Behörden kamen denn auf die Beine, die Kanonenboote wurden in Gang gesezt und kreuzten bei Tag und Nacht umher, und da das alte Zollboot in seiner langen Ruhe verfault war, ward eines der Kanonenboote auch mit diesem Dienst betraut. Das kommandirte unser Freund. Er hieß, mit Respekt zu melden, Otto Höwd, der Herr.

„Nun, das Unheil kommt nicht einfach!“ fuhr der Alte fort und warf die Mütze auf den Tisch und strich sich mit der Hand über den Kopf. „Die Wykersee ist ein Meerbusen, das Vorland ist rundumher so mächtig, daß alle größeren Fahrzeuge auf der Rhede so lange warten müssen, bis ein Lootse sie durch das eigentliche abgebojte Fahrwasser bringt oder bis sie gar gelichtet haben. Anderwärts als im Hafen können sogar ganz kleine Boote nicht weiter zu Lande gelangen als bis auf dreißig oder vierzig Faden; wer sie näher haben will, muß sie über den Grund ziehen. Daher haben die paar Dörfer, die an dem Strande liegen, auch kaum ein einzig Boot, und von Schmuggeln und Seeraub ist keine Rede. Rechts an der Oeffnung des Busens läuft das Land in eine scharfe Kante aus, Landsend genannt, und rechts herum zieht sich dann Strand und Vorland fort bis Galwitz. Da ist's auch nicht tiefer; da man dort aber die ganze offene See und den langen Strand besser im Aug' haben kann, und es auch die zarten Herrchen hart ankam, wenn sie von der Rhede oder gar von der See her den ganzen weiten Weg durch die Wykersee machen sollten, so ward in Galwitz eine Nebenstation für die Kanonenboote errichtet und für die Herren Offiziere im besten Hause — das war das des Dempin — Quartier gemacht. Die Fahrzeuge selbst blieben freilich an die hundert und fünfzig bis zweihundert Faden in See und lagen da schlecht und unsicher genug; die kleinen Ruderboote konnten aber näher heran, und zulezt sprang ein Mann über Bord und schleppte das Ding an's Land, damit sein subtiler Herr Kommandeur sich ja nicht die Beinchen naß mache.

„Aber die Einquartierung in Galwitz, und bei dem alten Dempin — das war euch nun der rechte Teufel!“ sezte der Alte, plötzlich aus dem Hohn fallend, wild hinzu und schlug mit der Faust auf den Tisch, und seine dunkeln Augen blitzen düster unter den Haaren hervor, die wirr und grau über die geröthete und gefurchte Stirn fielen. „Wirthshaus!“ rief er dann, „verdamm' deine Augen! Siehst du nicht, daß ich ausgetrunken? Wie lange soll ich warten?“ Dann schnitt er sich wieder ein neues Stück Tabak ab und legte harrend und trotzig die Wange auf die untergestüzte Hand. Die Zuhörer drängten sich näher zusammen, denn nur die scharfe Beize geht in die harten Herzen des Volks. Es ist als ob diese eben so von der täglichen Müh und Arbeit angegriffen würden wie die Hände. Zuerst, da der Alte hastig und wild erzählt, hatte er ihnen ganz wohl gefallen; nachher, da er ruhig berichtete, war's manchem langweilig geworden; jezt endlich tauchte wieder die alte Weise auf, und da horchten sie.

„Als Hans von alledem erfuhr,“ sprach der Alte weiter, „zog er die Stirn kraus, wie wir alle. Weßhalb muß man aus der Maus absolut einen Ochsen machen? Dabei kommt nichts Gescheites heraus. Aber als er nun gar von der Einquartierung hörte, die dem alten Dempin zugedacht war, da brach's bei ihm heraus wie eine reguläre Gewitter-Bö. Da steht eine Wolke unten am Himmel, ein Wölklein, klein und dunkelgrau; ihr achtet ihrer nicht, ihr seht sie kaum, ihr wendet euch gleichgültig ab, und mit einemmal fährt es euch brüllend in den Nacken, die Wolke ist groß geworden und sizt euch pechrabenhöllenschwarz zu Häupten und der leibhaftige Teufel ist auf und los. So war's mit ihm. „Komm, Steffen,“ sagte er zu mir nach dem ersten Sturm, „wir wollen nach Galwitz; ich muß wissen, was das heißt. Ich habe die Eva noch nicht! Und wenn das auch noch dazwischen kommt — o Herr — Heiland — Kreuz — Millionen!“

Und nun saßen wir beim alten Dempin, der gerade beim Heuen war, auf der Deichsel seines Erntewagens und er stand vor uns und sagte: das sey leider Gott's so und wahr; das Amt hab' es ihm angezeigt und auf sein Protestiren und Bitten sey gar nicht gehört worden. Wie fuhr der Hans in die Höhe, tobte und fluchte, raste und schrie, betete und verschwor sich, alles im selben Athem, mit Sätzen und Prusten, keine Katz kann's ärger! Und hätte er nicht schon den Namen der wilde Hans gehabt, damals hätt' er ihn verdient, denn er war es. Und das ging immer so fort, ob auch der alte Dempin sagte: „Was fällt dir ein, Bursch? Was soll all der Lärm und Randal und das unmanierliche Wesen? Was thut dir das, wenn

es mir auch leider Gott's durch und durch zur Wrackseite * ist? Bist du nicht klug? Denkst du, ich würde den Offizieren bei mir im Hause Dummheiten passiren lassen? Und wer nur unmanierlich guckt nach der Ev', und wer ihr nur einen Schritt nachgeht! Na, euch Altenwyker kennen die Herrschaften, aber die Galwitzer können sie auch kennen lernen, wenn's ihnen Pläsir macht. Die Ev' ist dein, so viel das mich angeht. Drum sey kein Narr, laß' ihn nicht merken, daß du dich vor ihm ängstigst, sonst könnte er dir rein zum Schabernack dumme Streiche machen."

Aber ruhiger ward Hans nicht; er ward nur stiller und schier wie verbissen, und da wir im Hause waren, hockte er auf dem Stuhl am Fenster, wo die Uhr daneben in der Ecke stand, ich seh's noch! oder lief im Zimmer auf und ab, als ob ihm der Kopf brenne. Und ich ging hinaus zur Eva, die in der Küche gerade die Milchbütten scheuerte, und sprach: „Ev'," sagt' ich, „thu' was für ihn, du mußt! Es geht all mein Lebtage nicht gut; so hab' ich ihn nie gesehen und so fahr' ich nicht mit ihm nach Hause, mög' mich Gott verdammen, wenn ich's thu'! Es muß Unheil geben." — „Und was geht er mich an?" fragte sie und warf den Kopf auf und stemmte die Arme in die Seite. — „Geh, geh!" versezte ich. „Das ist nicht wahr, du lügst. Er geht dich wohl was an. Und wenn's nicht so wär' und wenn du sein Weien dir hättest gefallen lassen, einer solchen Schlechtigkeit verseh' ich mich zu dir nicht, Ev'. Schäme dich und laß die Narrheiten, die sind nicht mehr an der Zeit." — „Ihr Mannsleute seyd doch wilde Kreaturen, und man möcht's abschwören, je was mit euch zu thun zu haben!" meinte sie und schüttelte den Kopf, daß ihr die Zöpfe um die Ohren flogen. — „Thut's aber doch, Ev', habt gern was mit uns zu thun," entgegnete ich lachend; „'s ist so unseres Herrgotts Gesetz und Ordnung." — „Und was soll ich für ihn thun?" fragte sie wieder nach einer Pause. „Daß er mir ansteht, weiß er ja, und daß er mich haben kann. Das viele Reden ist ganz unnütz." — „Das mach' wie du willst," gab ich zur Antwort und ging wieder hinein zu ihm, der mit der Mutter im Zimmer war. Bald darauf ging die hinaus und die Eva kam herein, trat zu der Lade, langte sich eine andere Schürze und ein sauberes Tüchlein heraus und legte es vor dem Spiegelglas an. Hans sah sich das zuerst ganz still an und begann darauf auf und ab zu rennen wie ein wildes Thier im Käfig, schaute auf sie immer mit einem wilden schiefen Blick von der Seite, bis er sich endlich, da sie sich gar nicht um ihn zu kümmern schien, wieder auf einen Stuhl warf und die Hände vor die Augen drückte. Da, als sie die lezten Nadeln zwischen den Zähnen hervorgenommen und festgesteckt, trat sie sachte zu ihm und faßte seine Hände und sagte: „Du — Hans!" — „Was soll's?" murrte er. — „Hans, du bist doch ein ganz grausamer Narr, du Unband! Was ist denn los?" Nun, da ging ich denn hinaus zur Mutter, die in der Stube gegenüber aufräumte, und schnakte klug mit ihr über alles und jedes; 's war freilich nicht viel anderes als Hans und die Eva, Wirthschaft und Einquartierung.

Als er wieder zum Vorschein kam, war's nur um Adje zu sagen und mich zur Heimfahrt aufzufordern. Da wir im Boot saßen und abtrieben, war er still. — „Ist's noch nicht in Ordnung? Seyd ihr noch nicht klar?" fragte ich; ich saß vorn beim Fock und er hinten am Ruder. „Du bist auch einer von denen: wenn man sie das ganze Jahr lang auf Händen trägt und sie am Neujahrsabend einmal unsanft niedersezt, da klagen und jammern sie ihren blutigen Ellenbogen." * — „O!" rief er und sprang und jauchzte auf, daß man's eine Meile weit hören konnte und das Boot beinahe umschlug, „o du Gott! Ich nicht zufrieden? Du mein Herrgott! Steffen, ich bin ja nur still, weil ich doch nicht so laut jauchzen kann, wie mir's zu Muth ist! O ist das ein Engelsgemüth, die kleine Kreatur! Da hat sie zu mir gesagt, ich weiß nicht mehr was alles, aber das war dabei: „Hans, du bist 'n Esel! Den Buntrock sollt' ich lieber haben als dich? den du rundum gekehrt hast damals? der mir nichts als Unehre anthun kann? Geh doch, du Narr!" — O Steffen, was für ein Gemüth ist das! Was für ein feiner kleiner Kopf, daß sie das so versteht und auch sagt! Und nun ist alles gut. Nun laß ihn nur kommen! Sie will mich heirathen, sobald es sich schicken will." — „Na, Gott sey getrommelt und gepfiffen!" versezte ich, „'s war auch an der Zeit damit. Und nun, Hans, sey vernünftig und zeige, was Vater und Mutter aus dir gefüttert haben, ob du ein Butzkopf bist, wie's seither schien, wo du so quinig warst, oder ob der kecke, schmucke Seemuth von früher noch in dir steckt. Heraus mit dir! Du hast die lezte Zeit gar zu wenig Schelmenstreiche ausgeheckt und verlierst schier deine eigene Natur." — „Hast recht!" gab er lustig zur Antwort. „Predige nur drauf los. Sollst aber sehen, Steffen, bin noch der wilde Hans, und jezt grade erst recht." — „Na, Gott weiß!" meint' ich, „daran fehlt's nicht, an der Wildheit, mein' ich. Haben's gesehen! Aber das andere, mein' ich! Da thu' wie sonst."

Als wir dicht vor dem Hafen waren, begegnete uns eines der Kanonenboote, das eben hinauslegte. Wir wurden angerufen. „Hellah, wessen Boot das?" hieß es. Das war eine dumme Frage, denn sie kannten uns gut genug, da wir sie bei gelegentlichem Begegnen oft genug mit unserem kleinen Dinge zum Spaß

* Zur Wrackseite — höchst ungelegen, fatal.

* Eine seltsame, aber ganz gebräuchliche Redensart für: lebhaft, bitterlich klagen.

und Spott umsegelt hatten. Dießmal wollten sie uns chikaniren. Den Braten roch ich schon und redete daher Hans zu, er möge ruhig bleiben. Und ruhig antwortete er: „Kaptains Steffensen Eva." — „Woher kommt ihr?" hieß es weiter. — „Von der Rhede," sprach Hans, er mochte nicht sagen: von Galwitz. — „Was hattet ihr dort zu thun?" — „Nichts," antwortete Hans, „haben aber bei Gelegenheit Hechte gedargt * und keine gekriegt." — „Habt ihr Waaren an Bord?" — „Unsinn! Könnt ihr dort ein Schiff sehen, von dem wir sie geholt?" — „Legt bei, ich will nachsehen."

Das wollte Hans nicht und lieber ausritschen, doch beredete ich ihn wieder zur Ruhe; wir legten bei, das Boot kam heran, der Offizier, Herr Höwd, stieg zu uns an Bord, durchschnüffelte alles, sah uns schief an, stellte noch ein paar dumme Fragen, auf die er grobe Antworten erhielt, und zog endlich wieder ab. Wir lachten hinterdrein und zogen unseres Wegs. Nachher erfuhren wir, daß das Boot an dem Abend die nöthigen Effekten nach Galwitz gebracht habe.

* Dargen — mit einer besondern Angel angeln, und zwar nur nach Hechten.

Von moderner Kunst.

Bei Gelegenheit der lezten Berliner Ausstellung.

II.

Genug der Beweise! Und es sind ihrer noch viele da, auf welche Ab-, Seiten- und Holzwege die Kunst gerathen, wo sie nach der Historie sucht, die auf der geraden großen Landstraße ihrem Auge entging. Sie hat sich auch in's Schlachtengewühl gestürzt, was wieder ein sehr bedenkliches Feld ist, wenn den Künstler nicht die Begeisterung für eine Sache und für Personen, sondern nur der Kitzel gestachelt hat, Schilder glänzen und Pulver dampfen zu lassen. Wer in Deutschland interessirt sich zum Beispiel mit ganzer Seele für den gegenwärtigen Krieg der Engländer mit den Birmanen, wenn es nicht im allgemeinen Interesse der Civilisation geschieht, daß man lieber wünscht, die Britten trügen den Sieg davon und öffneten dem Handel und der Cultur jene zweite ostindische Halbinsel, als daß ein rohes, grausames Barbarenvolk sie länger in wüstem Drucke niederhält! Doch davon haben wir noch keine Abbildungen, wohl aber eine von der lezten entscheidenden Schlacht, welche die Engländer gegen die Sikhs in Pendschab geliefert. Am Ende ist uns auch hier lieb, daß die brittische Taktik über die der wilden Kriegerstämme den Sieg davon getragen; der Geist muß doch endlich über die Materie siegen, oder es ist mit dem Leben aus, das für uns einen Werth hat, der über den Genuß des Augenblicks hinaus geht. Aber was ging uns der Kampf da am Sudletge, oder wie er heißt, an? Ja, was ging er die Hauptperson auf dem Bilde an, den Prinzen Waldemar? Das ist die nächste Frage. Das Bild ward nicht um der Britten und ihrer ostindischen Kolonien willen, auch nicht im Interesse der Civilisation gemalt, denn die kriegerischen Barbaren sieht man kaum, sondern um des zufälligen Umstandes willen, daß ein preußischer Prinz gerade in Ostindien war, als der Kampf losging, und von angeborenem Muthe sich hinreißen ließ, mit in die Schlacht zu gehen, und daß auch zufällig sein treuer Begleiter, der junge Naturforscher Hoffmeister, an seiner Seite fallen mußte. Daß der Prinz vom Pferde springt und den Sterbenden mitten im Kugelregen aufrecht hält, ist allerdings kein Zufall, sondern der natürliche Impuls eines humanen und ritterlichen Sinnes, aber noch kein Akt des Heroismus, welcher der Sache eine historische Bedeutung gäbe.

Aehnliches kommt uns zu Sinn bei einer der vielen traurigen Darstellungen der Kämpfe in Baden. Weshalb mußte sich die Kunst auf das werfen, was wir so gern vergäßen! Ja, wenn noch eine Parteibegeisterung dabei im Spiele wäre! Aber man sieht, alle die Maler, welche sich daran gemacht, sind weder von einem Grimm gegen die Insurgenten, noch von einem gegen die Preußen erfüllt; es ist ihnen unter die Finger gekommen, entweder auf Bestellung, oder weil es ihnen neu, interessant schien, beste Waare für den Markt. Da haben sie eines jener Gefechte sich ausgesucht, wo auch ein preußischer Prinz in überkühnem Muthe sich in die Feinde warf und selbst zwar heil davon kam, mehrere Offiziere aber, seine Freunde und Gefährten, nutzlos und unter Qualen das Leben ließen. Der Maler ist eben so zahm an seine Arbeit gegangen, als der Prinz tollkühn. Man weiß nicht recht, ob es Gefecht ist oder Parade. Der Prinz sprengt durch ein Aehrenfeld, und im Aehrenfelde stehen Insurgenten. Sie schießen nicht, aber sie heben langsam die Gewehre, man weiß nicht, ob um zu zielen oder zu präsentiren. Ein Offizier von der Suite des Prinzen sprengt zur Seite mit so halb gehobenem Säbel, daß man wieder zweifelhaft ist, ob er auf sie einhauen will, oder als geübter Gensdarm die gehörige Distance des Publikums von Seiner königlichen Hoheit anempfehlen. Das ist wieder ein historisches Schlachtbild! Wenn es auf die nach uns Lebenden kommt, welche Vorstellungen soll es da wohl erwecken von dem, wie in unserer Zeit ein Krieg geführt ward?

Da lobe ich mir ein anderes Schlachtbild. Die Direktoren hatten es vorsorglich in den engen Nebencorridor gehängt, damit es zartfühlende Seelen nicht choquire, auch vielleicht aus anderer Ursache. Das ist eine Schlacht, aber eine schon geschlagene, das lezte wilde Gemetzel, das Schlachten unter den Geschlagenen. Zertreten, niedergestampft werden sie, barbarisch; mit Blut, Schweiß, Staub, Pulverdampf ist das trostlose Bild gemalt, denn da ist kein Trost, keine Hoffnung, keine Aussicht nach menschlichen Begriffen. Es ist die Schlacht bei Bau. Die Ueberwundenen, die Sterbenden sind die Jäger, Studenten und Turner von Schleswig-Holstein, die Sieger dänische Soldateska. Die Rothröcke zerstampfen in brutaler Siegesfreude die Brust der Verwundeten, Erschöpften, deren Waffen und Kleidung man ansieht, daß sie in dem Handwerk noch Jünger gewesen; aber sie haben wie Helden gegen die

mächtigere Disciplin, gegen die Ueberzahl gestritten; blutend, zerschmettert am Boden liegend, vertheidigen sie sich noch, und ihre Augen funkeln von Wuth und Entsetzen. Aber wohin sie sehen, blickt kein Lichtstrahl durch das düstere Gewölk am Himmel. Und die Sonne, die doch dahinter in unvergänglichem Glanze kreist, wann wird sie durchdringen und auf ihre Gräber einen frohen Strahl werfen! Das ist kein Bild auf Bestellung, keines für den Markt, es ist aus innerster Anschauung, aus Schmerz, es ist mit dem Herzblut des Malers gemalt. Man hat recht und klug gehandelt, ein solches Bild in einen finstern Winkel zu entfernen.

Im Louvre betrachtete ich immer zwei Schlachtenbilder von Salvator Rosa mit einer Theilnahme, von der ich mir anfänglich keine Rechenschaft zu geben wußte. Man muß sich doch für einen der streitenden Theile interessiren; man weiß aber hier nicht mehr, wer die kämpfenden Parteien sind; vielleicht hat es der Maler seiner Zeit selbst nicht gewußt. In einer ausgedörrten Gebirgsschlucht Italiens, wo die Sonne von den Kalkschichten abprallt und das wenige Strauchwerk gebräunt und welk an den Klippen hängt, sind Reiterschaaren zum blutigen Gemetzel zusammen getroffen. Sie sind so verraunt, eingeengt, daß sie sich todtschlagen müssen; es ist fast kein Ausweg. Sie tragen keine Abzeichen, keine Farbe, denn Staub und Sonnenbrand und Wetter haben ihre Gesichter gefurcht, ihre Rüstungen und Kleider zu Stückwerk und Plunder zersetzt. Der Maler muß diese zersprengten Banden mit eigenen Augen gesehen haben; so etwas läßt sich nicht erfinden. Sie kämpfen für keine Idee, keine Sache, keinen großen Anführer und Helden. Es sind aufgelöste Condottieribanden, die für alle Sieger und Feldherrn gekämpft haben und endlich nur um den Kampf selbst kämpfen; denn das Daseyn draußen ohne Krieg ist ihnen ein unverständlich Wesen. Hatten sie doch keine Heimath, kein Vaterland gehabt, als im Lager, im Quartier, im Wald und auf der Heerstraße. Vielleicht ist jezt Friede gemacht im Lande, sie sind überflüssig, ausgestoßen; irgendwo muß ein Ende ihres Daseyns seyn, und der Zufall hat es herbeigeführt. Sie schlagen sich gegenseitig todt, wie die seligen Kämpfer der Walhalla, um in ihrem Beruf zu sterben. — So deutete ich mir die Bilder.

Eines, von einem Niederländer, Coomans, frischte die Erinnerung an jene Bilder aus dem Louvre in mir wieder auf. Es stellt die große Hunnenschlacht bei Chalons dar; Attila führt seine geworfenen Schwärme zum leztenmal in den heißen Kampf — so sagt der Katalog. Ohne diesen wüßte man überhaupt wenig. Man sieht nur, es ist ein Schlachtgetümmel, nicht einmal, wer Freund, wer Feind ist, so durcheinander ist alles geworfen, ein entsetzliches, cannibalisches Schlachten und Gemetzel; zerrissene Verschanzungen, umgeworfene Schlachtwagen, halb geschundene Pferde, die sich in furchtbarem Schmerz über den von ihnen zerquetschten Reitern bäumen, prasselnde Pfeile, Wurfspieße, die noch in der Hand der Schleudernden vibriren, und wir sehen doch schon die Weiche, wo sie zerstörend eindringen werden. Ja wir glauben fast für jeden der Kämpfer, die noch zu Roß oder Fuß aufrecht stehen, schon das Todesloos geworfen zu sehen, und unter den Hufen und Wagenrädern, dem eingestürzten Pfahlwerk und den Schanzentrümmern liegen vermuthlich schon mehr Krieger todt, als auf dem Bilde noch athmen. Die Fehler des Bildes sieht ein Kind, und die Kritik ist daher sehr bereit, dasselbe mit Spott zu beseitigen; man nennt es eine große Schlächterstube, um Blutwurst zu machen, und dergleichen. Die Figuren sind zu klein, das Ganze ist zu dunkel gehalten; man müßte doch einzelne Hauptpersonen, Hauptgruppen unterscheiden, während die deutlicher sichtbaren im Vordergrunde nur Soldaten sind, voll charakteristischen Ausdrucks, aber ohne alle historische Bedeutung. Eine historische Person ist nur Attila, der zu Roß mit dem leuchtenden Flügelhelm inmitten seiner Schaaren heransprengt; aber er gehört fast schon zum Hintergrunde, und man erkennt nicht, wer eigentlich sein specieller Gegner ist, auf wen er es bei diesem Angriff abgesehen hat. Denn keine geschlossene Kriegerordnung steht mehr vor ihm, gewiß keine Römerphalangen, von denen sich überhaupt nur Reste links seitwärts hinter den gebrochenen Verschanzungen erhalten haben; die Streiter in dem Knäuel vor ihm mögen großentheils Barbaren seyn, Burgunder, Franken, Ostgothen; aber sie metzeln sich unter sich, und es ist schwer zu unterscheiden, wer der Hunne, wer der Anhänger der Civilisation ist. Gegen das Kunstgesetz ist hier unbedingt gesündigt; wir durften eine solche Scheidung fordern, daß wir troz des Durcheinander im unerhörtesten Schlachtgetümmel wissen mußten, wer die handelnden Personen sind, auf welcher Seite wir zu stehen hätten? Es mußte ein Schlaglicht hinein fallen, das dem Auge sich zu orientiren, dem Sinne sich Rechenschaft zu geben erlaubte. Deßgleichen ist historisch gefehlt, indem Attila nur einen langen Streifen Krieger über die Berge führt, und diese hätten sammt und sonders von seinen Hunnen bedeckt seyn müssen, so weit das Auge reicht; denn er war die Geißel Gottes nicht durch seine Taktik und nicht durch seinen ritterlichen Muth, sondern durch die dämonische Kraft, mit der er die halbe Welt mit sich fortriß; er führte Heuschreckenschwärme, und die Masse war es, die ihn furchtbar, unwiderstehlich machte.

Aber troz alledem ist es ein bedeutendes Bild, von einem wahren Künstler hingeworfen. Solchen Schlachtenblick können nicht Studien gewähren, aus eigener Erlebniß kann er es auch nicht haben; es muß eine Eingebung seyn, eine Phantasie aus der grauen Vergangenheit. Ist aber der Künstler auch vielleicht ein Seher in die Zukunft? Schwebte ihm der Gedanke vor,

diese Zeiten rücken uns näher, sie stehen vielleicht vor der Thür, wo auch Kultur und Barbarei so in einander geworfen sind, wo jene sich erschöpft, zersplittert hat, daß ihr nichts geblieben, nichts von ihren Ideen, nichts von ihrer Technik und Disciplin, daß sie zum Widerstande gegen die rohe physische Gewalt nichts mehr aufzuwenden weiß als dieselbe Kraft, die der Fäuste? daß in diesem endlosen Kampfe Freund und Feind sich nicht mehr kennt, daß wir an dem jüngsten Tag unseres Menschenfortschritts angelangt sind, wo das Licht, der Geist, nicht mehr scheint, das moralisch physische Gesetz: mens agitat molem, zu Ende ist? Wenn das ist — und den Dichter erkennen wir in dem Maler neben dem Techniker — so hat er Recht, daß er auch den Himmel umdüsterte und keinen Sonnen-, keinen Mondstrahl auf diesen Knäuel cannibalischer Wuth scheinen ließ. Diese Hunnen, diese Römer, diese Gothen können auch nicht wieder auferstehen, um als Geister, wie in Kaulbachs Hunnenschlacht, ihren Kampf in den Lüften fortzusetzen; ihr alles an Blut, Leben, Nerv, Kräften haben sie ausgespritzt; in entsetzlicher Wahrheit hat der Künstler diese Exaltation gemalt, in diesem lezten Kampfe, und wenn sie gesunken, sind sie Lehm, Staub, nichts weiter. — Ein wunderbares, gräßliches Bild. Daß seine Wahrheit uns fern bliebe!

Neben der großen Ausstellung hatten wir noch eine andere kleine: das Bild von Delaroche: Marie Antoinette, die nach der Verurtheilung in ihr Gefängniß zurückgeführt wird. Dieses eine Bild ward zum selben Preise gezeigt, den man für den Eintritt in die ganze große Kunstausstellung erlegte. Daß ein Maler ein gelungenes Bild für Geld zeigt, ist aus Frankreich herübergekommen. Wir mögen die Sitte nicht tadeln, denn warum soll der Künstler nicht auch im Wege der Industrie aus seinen Schöpfungen einen höhern Vortheil ziehen, als der auf dem gewöhnlichen Wege des Verkaufs zu erzielen ist? Hier ist aber die Sache doch noch so neu, daß man sich genöthigt sah, in den Ankündigungen zu sagen, der Erlös sey zu einem wohlthätigen Zweck bestimmt, obgleich man wissen will, daß es sich um eine großartige Spekulation handelt. Der Künstler habe sein Gemälde einem Impressario für einen bedeutenden Preis auf Zeit und für bestimmte Länder verpachtet. Ja man spricht schon von Afterverpachtungen; Marie Antoinette soll bestimmt seyn, wenn sie Europa durchwandert; auch in Amerika ihren Umlauf zu halten und sich für Geld zeigen zu lassen. Mancher mag darüber schaudern; aber es ist das Loos, das Größe und Berühmtheit nicht von sich abwenden.

Dieß bei Seite, so ist das Bild einer solchen Aufmerksamkeit werth. Es erregt die Bewunderung und — stößt ab. Viele fanden mehr, eben so viele nichts von dem, was sie erwartet. Die lezteren sagen: da ist nichts von idealer Anschauung, nichts von Poesie, nichts als die Wahrheit des Stoffes; ja es ist auch kein Parteibild, denn man weiß nicht, ob der Künstler ein Royalist oder ein Jakobiner ist, weil weder die Königin durch Adel und Würde uns anzieht, noch ihre Richter, Wächter und das Volk mit ihren boshaft gemeinen Gesichtern unsere Theilnahme beanspruchen. Damit ist eigentlich alles gesagt: es ist ein Bild von Delaroche, wie seine andern berühmten. Weiß man, ob er als Royalist oder Republikaner und Cromwellist seinen Cromwell am Sarge Karls I. gemalt hat? Weiß man, ob er Napoleonist ist oder Bourbonist in seinem Napoleon in Fontainebleau? Dort wie hier ist's nur der Abdruck reiner Wirklichkeit, die uns anzieht und peinigt, weil das irdische Bild alle Zuckungen des Seelenschmerzes, der Empfindung der betreffenden Personen wiedergibt, die Symptome, die das geistige Leben in Auge, Blick, Gestalt, Bewegung, in der Haltung des Arms, des Fußes, bis zum Staub auf den Stiefeln, anzeigen, alles, alles, wie unsere Sinne es wahrnehmen, aber nicht mehr; wir lesen nicht den Gedanken des Künstlers, nichts aus seiner Seele, nicht sein Endurtheil. Daher entbehren diese Bilder in ihrer vollblütigsten Wahrheit des Trostes, der Erhebung, jenes Silberblickes der Läuterung und Klärung, was die Alten in der Tragödie die Katharsis nannten.

Und so ist es mit dieser Marie Antoinette: das leibhafteste Gegenstück zu seinem Napoleon. Der sizt da, niedergeworfen vom Spruch des Schicksals; noch in allem, im Augenrunzeln, in der gekrümmten Hand, vom Wirbel bis zur Fußspitze, Nerv, Gewaltigkeit: aber die elastische Kraft ist dem Giganten ausgegangen. Er brütet über sein Schicksal, aber kein Trost, keine Erhebung, keine Lichtzückung auf dem Maskengesicht. Es ist angeschwellt, wie der ganze Körper, noch volle physische Kraft, und keine Sprungfeder, sie zu heben, sie wirken zu lassen. Sein Reich ist aus, und er sieht kein neues vor sich. — Marie Antoinette ist auch niedergeworfen von dem Spruch des Schicksals; aber er kam aus dem Munde böser Richter. Sie unterwirft sich ihnen, wie Napoleon den seinen, nur weil sie muß, nicht aus Ueberzeugung. Sie ist noch ein starkes Weib, sie möchte noch Königin seyn, und wenn sie es wäre, würde sie den bösen Spruch ihre Richter entgelten lassen. Zwei Niedergedrückte, aber noch nicht Zerschmetterte, von einer physischen Uebermacht, gegen die es keinen Widerstand, keine Hülfe gibt. Beider Resignation ist von dieser Welt, kaum Stoicismus, nichts von christlicher Ergebung, nichts von dem läuternden Bewußtseyn: das hatte ich, wenn nicht um dieß, doch um das verdient! Napoleon ruft: Warum mußte mir das geschehen, und von diesen! Marie Antoinette triumphirt: Das mußte ich aushalten, und von diesen! aber ich habe es ihnen wiedergegeben, ich habe mich ihnen nicht unterworfen! — Der ganze Stolz der Habsburgerin und Bourbonin in dem kalten Gesicht, dem die Kerkerluft

auch einen Maskencharakter übergehaucht, ohne die schönen, aber nicht feinen Züge zu verwischen. Wie eine Gespenstererscheinung tritt die stolze Figur, von einem Licht übergossen, das von außen kommt, aus dem dunkeln, feuchten Gewölbe, und die Gegenstände um sie her, die gräßlichen Weiber, die die Faust gegen sie ballen, die terroristischen Gamins in der Jakobinermütze, der alte Nationalgardist, der sie mit einer unterdrückten Regung von Theilnahme betrachtet, der andere, in dem Marats Züge wiedergegeben sind, mit teuflischem Ingrimm, die lauschenden Richter hinten, das Gemäuer, der feuchte Boden, alles, alles wird um so dunkler. Künstler behaupten, diese Nachtstücke seyen das Beste am Bilde, aber wo der ganze Lichteffekt auf die Königin ausgegossen ist, muß man sich erst zwingen, auf sie die Aufmerksamkeit zu richten; sie ist die Siegerin über diese Schrecken, ja, aber keine, vor der wir uns anbetend zu Füßen werfen möchten, keine, der unser Herz blutend von Mitgefühl sich öffnet; eine, deren Schmerz wir anerkennen und ehren, der ein furchtbar Unrecht geschehen ist, wir fühlen es, ein tief gekränktes, beleidigtes Weib, aber eines, das sich schon selbst genügt hat in dem Gefühl, daß sie sich nicht niederwerfen ließ. Diese Röthe, die über die blassen Züge fliegt, ist nicht die der Scham, daß das ihr widerfahren mußte, es ist die des Zorns; Lippen und Zähne berühren sich nicht krampfhaft, die niedergehaltene Hand drückt nicht das Battisttuch im Gefühl der Reue, des Insichgehens, es ist noch das Gefühl der Empörung, der Entrüstung. Hatte sie ein Recht dazu? Gewiß, ein volles, menschliches Recht; es ist alles volle Naturwahrheit. Aber — es ist einmal so, diese Naturwahrheit genügt uns nicht, wenn wir eine Dichtung, ein Kunstwerk betrachten, das uns befriedigen soll. Es muß noch ein Lichtstrahl von anders woher darauf fallen; und der fehlt hier, und darum können wir bewundern oder abgestoßen seyn, aber wir scheiden vom Bilde weder mit inniger Trauer, noch mit Freude.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die italienische Oper. Luisa Miller von Verdi. — Das Odeon. Monsieur Prudhomme.

Es war vorgestern ein zwar kalter, aber doch noch so schöner Abend, daß man im Freien seine demi tasse löffeln konnte; ich saß vor einem Café des Boulevard des Italiens und hatte eben die Presse aus der Hand gelegt, in der ich beim Schein der hellen Gasflamme Herrn Girardins komische Opposition gegen das neue Kaiserreich bewundert, als ein musikalischer Freund mich aus meinen Betrachtungen über Schnürstiefelchen und Talmas, oder vielmehr über die Besitzerinnen, welche sie gerade spazieren führten, mit den Worten riß: „Hast du über deinen Abend schon verfügt? wenn nicht, so begleite mich zu den Italienern." Wir hatten noch eine Stunde Zeit bis zum Beginn der Vorstellung und ich war nichts weniger als gelaunt, der Aufforderung Folge zu leisten; am Ende war es nur die Verpflichtung, Ihnen zu berichten, die mich zehn Franken und einen Abend daran wagen ließ. Allerdings zog mich auch etwas die Neugierde, denn man gab eben eine Oper, deren Libretto der deutschen Muse entlehnt ist: „Luisa Miller, Oper in drei Akten von Verdi, Text von Cammarano." Schiller auf dem italienischen Theater, deutsche Sentimentalität und Gefühlstiefe als Folie von Solfeggien, Rouladen und Trillern, das war allerdings eine Erscheinung, die allenfalls die Neugierde reizen konnte. Außerdem hat das italienische Theater hier eine Vergangenheit von europäischem Rufe; schien es doch einst, als hätten sich die ersten Stimmen der Welt dort ein Rendezvous gegeben, aber das sind tempi passati! Das Pariser italienische Theater erfreut sich ferner eines gewissen Rufs wegen seiner glänzenden Dekorationen. Der Styl des Saales ist aber nur eine etwas veränderte Auflage der Renaissance des Théâtre français; mittelmäßige Größe, eben genügende Erleuchtung, überladene, aber abgegriffene Vergoldung, vier Logenreihen und nicht sehr glänzende avant-scènes würden keinen besondern Eindruck machen ohne das Publikum. Dieses ist die Hauptzierde des Theaters, denn es ist allgemein Sitte Toilette zu machen, quand on veut aller aux Italiens. Die Damen im ersten Range und den Prosceniumslogen sind fast ohne Ausnahme in Soiréetoilette mit Kopfputz und Fächer, die Männer im Frack und weißer Cravatte. Wir rohen Nordländer selbst zogen gelbe Glacéhandschuhe an, um dem eleganten Publikum möglichst geringen Anstoß zu geben, und da man nicht wie in London vor den Augen der Constabler, die entscheiden, ob man auch well dressed ist, Revue zu passiren hat, so gelang es uns wirklich noch zwei „Stalles" zu erobern, um in Geduld das Aufgehen des Vorhangs erwarten zu können. Endlich flog er in die Höhe und meine Ahnung wurde leider nur zu sehr bestätigt.

Was hat Friedrich Schillers Tragödie verbrochen, daß sie verdammt ist, in solcher Gespenstergestalt auf den Brettern umzugehen, und den Namen unseres Dichters mit dem des Autors einer nur italienischer Unverschämtheit möglichen Verstümmelung zu verbinden? Der italienische Librettoschreiber hat am Trauerspiel beinahe nichts geändert, nur Zeit, Ort, Handlung, Sitten — sonst ist es ganz die getreue Uebersetzung von Kabale und Liebe. Herr Verdi konnte für seine Musik keinen bessern Dichter finden als Herrn Cammarano, und dieser für sein Libretto keinen würdigeren Componisten. Die Oper hat denn auch — vielleicht wegen dieser Harmonie — in San Carlo zu Neapel, wo sie zuerst über die Bühne ging, außerordentlichen Erfolg gehabt.

Man kann es dem Herrn Cammarano nur Dank wissen, daß er den Schauplatz der deutschen Tragödie der malerischeren Dekorationen wegen nach Tirol verlegt hat, die Verdi'sche Musik hat entschieden dadurch gewonnen. Die Zeit, in welche der Dichter uns versezt, ist das siebzehnte Jahrhundert, in welchem allein eine so herrliche Oper hätte gegeben werden sollen. Lassen Sie mich zuerst die italienische Travestie etwas näher betrachten, ehe ich von der Ausführung erzähle. — In jenen längst vergangenen Zeiten lebte im Dienste eines Grafen Walter ein alter pensionirter Soldat, Namens Miller. In der ersten Scene macht derselbe seiner Tochter Luisa Vorwürfe, daß sie ein Verhältniß mit dem Sohne seines Gebieters, dem jungen Rodolfo, angeknüpft habe, gibt aber seinen väterlichen Segen zu diesem Herzensbunde, da Signor Rodolfo erklärt, er wolle die cara Luisa ja nicht zur Maitresse, sondern zur ehelichen Gemahlin. In der zweiten Scene, die uns in das Schloß des alten Grafen führt, erfahren wir, daß dieser seinem Sohne die Hand der Herzogin von Ostheim zugedacht hat, und er befiehlt einstweilen, des kürzeren Prozesses und der dramatischeren Wirkung wegen, seinem Haushofmeister Wurm, jenen Miller in's Gefängniß werfen zu lassen, was denn auch im Finale wirklich executirt wird. Mit dieser wirkungsvollen Scene schließt der erste Akt. Im zweiten ist zuerst Luisa sehr traurig darüber, daß ihr armer Vater in's Gefängniß gesteckt ist, was einem so zartfühlenden Mädchen natürlich sehr schmerzlich seyn muß; nun erscheint Wurm, der Haushofmeister, und macht es Luisa in einer Arie klar, daß sie ihren Vater zu retten vermöge, wenn sie in einem, an ihn (Wurm) gerichteten und von ihm selbst diktirten Liebesbriefe ihre Neigung zu Rodolfo abschwöre. Sie will erst nicht, dann aber macht sie eine ergreifende Force-Roulade, in der ihr Wille sich ändert, so daß sie Wurms Begehren nachgibt. Zur Belohnung für dieses kindliche Opfer wird

sie darauf in's Schloß geladen, wo ihr die Ehre zu Theil wird, der Herzogin selbst mitzutheilen, wie sie auf Rodolfo verzichte und den Geliebten der mächtigen Fürstin abtrete. — Inzwischen erhält Rodolfo, der Liebe athmende Jüngling, durch einen dienenden Geist den an Wurm adressirten Liebesbrief; er singt darauf eine verzweifelte Romanze, schwört sich an der Ungetreuen zu rächen, und verspricht endlich dem Vater, schon morgen der Herzogin seine Hand zu reichen, wodurch er Besitzer und wirklicher Inhaber eines Herzogthums werden soll. — Der dritte Akt führt uns in das Zimmer des alten Miller mit Fensteransicht auf die Kirche, in welcher Rodolfo's Trauung vollzogen werden soll. Der alte Miller singt mit seiner Tochter ein süßliches Duett, worin sie von baldiger Abreise und glücklichem idyllischem Zusammenleben in Waldeseinsamkeit träumen. Während dessen pfeift die Orgel hinter der Scene bereits zur Hochzeit, was einen höchst dramatischen Effekt macht. Der alte Miller entfernt sich jezt, denn die folgende Scene wäre gar nicht möglich, wenn er da bliebe; da aber die folgende Scene durchaus möglich seyn muß, so muß auch der alte Miller sich entfernen. Rodolfo erscheint nämlich bleich und verstört und fragt Luisa, ob sie den Brief, den Liebesbrief an Wurm, den Haushofmeister, geschrieben. Das kann sie natürlich nicht leugnen, und so vergiftet er denn sie und sich. Die Folge bleibt nicht aus, beide bekommen Leibschneiden, was auf ihre Kehlen dergestalt einwirkt, daß Rodolfo der einst Geliebten gesteht, wie er sie vergiftet habe, worauf sie ihm aus Erkenntlichkeit mittheilt, daß sie unschuldig sey. Jezt erscheint Vater Miller und singt mit den Vergifteten ein krampfhaftes Terzett, welches nie enden würde, wenn nicht Graf Walter mit seinem Haushofmeister und einer Menge Reisigen erschiene, um Rodolfo zur Trauung abzuholen. Da ergrimmt dieser beim Anblick Wurms und sticht den Verräther nieder. Beide Liebende hauchen in größter Eintracht ihre Seelen aus, und der Vorhang fällt.

Aus dem Libretto mögen Sie auf die Musik schließen, ich enthalte mich jedes Urtheils über dieselbe. Was die Ausführung betrifft, so war dieselbe höchst mittelmäßig; ich möchte das Orchester fast schlecht nennen. Es accompagnirte ziemlich unsauber und die Saiteninstrumente sangen nicht. Gerade durch den Schmelz des Tons sind die Cellos so vorzüglich zur Begleitung der schmachtenden italienischen Tenor- und Sopranariosos geeignet; ich suchte aber diesen Klang vergebens. Ein Saiteninstrument, das nicht singt, selbst bei dicker Besaitung, ist nur von halber Wirkung, und wäre der Ton sonst glockenrein. Dieses Singen, die Folge einer sichern, vollen und elastischen Bogenführung, fehlt dem Streichquartett der italienischen Oper vollständig. Die Holzblasinstrumente waren dürftig und ohne Grazie; das bei Verdischer Spektakelmacherei unvermeidliche Blech war mit einer Fülle militärischer Rohheit gesegnet. Es war, wie seine Virtuosen, sichtlich mehr für den Parademarsch als für das Orchester geeignet.

Die Primadonna assoluta ist Fräulein Crüvel aus Elberfeld, die sich in eine Signora Cruvelli verwandelt hat. Eine volle, frische, hübsche Erscheinung mit runden Armen und schwarzen Locken, die ihre Garderobe vollständig ausfüllt. Sie ist außerdem im Besitz eines recht wohlklingenden, umfangreichen Organs, das leider nur in der höchsten Höhe etwas dünn ausläuft. Signora Cruvelli singt mit anerkennungswerther Fertigkeit, sie trillert geläufig, macht im Ganzen geschmackvolle Cadenzen, aber es fehlt ihr doch die lezte Feile. Sie kennt keine Mitteltöne zwischen Schatten und Licht, sie treibt sich nur zwischen einem kaum hörbaren Piano und dem Forte herum. Ihre Spielmittel sind die gewöhnlichen; sie zeigt das Hergebrachte, die alt- und allbekannten Theaterkniffe, aber nichts Originelles, Selbstgefühltes und wahrhaft Empfundenes. Sie ergreift nicht, weder durch den mimischen Ausdruck, noch durch Haltung oder Bewegung. Sie ist mit Einem Worte eine ausgezeichnete Dilettantin, aber nicht mehr. — Bettini, der den jungen Grafen Rodolfo sang, hat eine recht schöne, frische, selbst in der Höhe ausnehmend kräftige Tenorstimme; ihm ward reichlicher Beifall, aber verdient war er in diesem Grade nicht, denn im kolorirten Gesang ist der Sänger noch sehr zurück. Bettini ist übrigens von angenehmem Aeußern und im Ganzen also immer eine nicht uninteressante Erscheinung. — Die Bassisten, deren drei in der Oper verbraucht werden, waren einer so werthlos wie der andere. Balli, der Bariton, der den alten Miller sehr geziert sentimental darstellte, tremolirte dermaßen, daß man gar nicht wußte, welchen Ton der Scala er eigentlich intoniren wollte. Da die Stimme nur von mittlerer Schönheit und Fülle ist, so wird dieses ewige, incorrekte Jammern und Winseln zulezt höchst peinlich. Der alte Graf, Jastni, und der Haushofmeister, Fortini, sangen sehr gewöhnlich, obgleich namentlich des ersteren Stimme sehr voll und kräftig ist. Signora Nantier-Didier entwickelte nur eine sehr winzige Altstimme, mit der sich die Herzogin im Leben hätte wohl begnügen können, die aber in der Opéra des Italiens doch etwas zu ärmlich ist.

Das sind also die Anforderungen, welche man heute in Italien an einen Operndichter stellt; das nennt man dort reiche Erfindung, lebhafte Situationen, geeignet, den reichen Schmuck von des Componisten Hand zu empfangen. Und um diese elende Travestie zusammenzusudeln, mißbrauchte man Schiller! Ist es nicht Sulzer, der mit Recht sagt: „das beste Trauerspiel gibt die schlechteste Oper?" Ich will das erstere nicht von „Kabale und Liebe" behaupten, aber sicherlich von der Oper das leztere. In der Travestie fehlt die Rolle des Hofmarschalls Kalb; sie war unnöthig, da der Componist sie für seine Musik in Anspruch genommen hat.

Mitten im Quartier latin, nördlich vom Palast Luxembourg liegt das Theater de l'Odeon am Platze gleiches Namens. Es nennt sich auch nach einem alten Recht »second théâtre français,« weil es neben dem Théâtre français allein unter den Pariser Bühnen auch die klassischen Stücke gibt. Das Publikum dieses Theaters ist schwer zu bestimmen, da das Haus häufig fast verwaist ist. Studenten der Medicin und des Rechts füllen zumeist das Parterre, kleine Rentiers mit ihren Frauen und Kindern und mäßig salarirte Beamte besuchen die Logen. Typisches hat dieses Publikum wenig oder gar nichts; es findet sich im Odeon zusammen, weil es ein

anständiges und wohlfeiles Haus ist. Das eigentliche Theater des Quartier latin ist das Bobinot in der Rue Madame, nur wenige Schritte vom Odeon entfernt. Das second théâtre français hat kein bestimmtes Repertoire, sondern gibt alles, von den Racine'schen Tragödien bis zu den Vaudevilles und den schlechtesten Farcen. Wie in seiner Geschichte, so hat das Odeon auch in seinen Stücken eine vorzugsweise republikanische Färbung, wenn auch dieselbe mehr zurücktritt als zur Zeit, wo es théâtre de la nation oder théâtre de l'égalité hieß. Die künstlerischen Kräfte des Odeon sind mäßig, sogar sehr mäßig, im genauen Verhältniß zu den Geldkräften. Das Haus ist groß, der Saal geräumig und von angenehmen Formen, wenn gleich etwas abgenuzt; aber das Theater liegt zu ungünstig, um stark besucht zu werden, wenn nicht gerade ein Zugstück gegeben wird. In diesem Augenblicke ist ein solches, »Grandeur et décadence de Mr. Prudhomme,« Lustspiel in fünf Akten von Henry Mounier.

Wer kennt nicht die scènes populaires Henry Mouniers, wo das Volk von Paris in tausend treffenden Zügen gezeichnet ist, der Gamin, die Portière, die Bonnen, alle kleinen und großen Leiden des Pariser Lebens? Seine Skizzen sind voll Schärfe, Witz und Wahrheit, die sich — eine außerordentlich seltene Erscheinung bei einem Franzosen — bis zu wahrem Humor erheben. Er erinnert in seinen Darstellungen an Glasbrenner, nur sind die seinen feiner gehalten, die Wahrheit ist nicht um des Witzes willen zurückgestellt. Der Dialog zweier Gamins, Lolo und Titi, bei einer Hinrichtung ist wie dem Leben abgelauscht. Man muß in diesen hingeworfenen, nur mit dem Wischer gezeichneten Bildern keine ästhetische Durchführung, Einheit und Plan suchen; sie sind zu lebensfrisch und wahr, um künstlerische Beschränkung zu dulden, es sind nur lose zusammengeheftete, geistreiche Aperçus; aber ihre Wirkung ist darum nicht minder drastisch. Unter den Gestalten, welche die einzelnen Klassen der Gesellschaft, gleichsam als specifische Exemplare, vertreten, ist Monsieur Prudhomme eine der komischsten. Er erscheint zuerst im „Roman bei der Portière," und seine Personalbeschreibung lautet dort: Herr Prudhomme, Professor der Schreibekunst, Schüler von Brard und Saint-Omer, beeidigter Sachverständiger bei den Gerichtshöfen und Tribunalen; sieben und fünfzig Jahre alt, angenehme Manieren, wenig Haare, silberne Brille. Er ist von ausgesuchter Höflichkeit und spricht mit Reinheit und Eleganz. Er ist unverheirathet, trägt weiße Strümpfe und Weste, bei einem sonst schwarzen Anzuge, und Schnürschuhe.

Henry Mounier hat durch seine vortreffliche Charakterzeichnung (Eugen Sue nennt ihn in seinen Geheimnissen von Paris den französischen Hogarth) Monsieur Prudhomme zu einem von Allen gekannten Typus gemacht, wie ihn etwa in Deutschland Nante, der Berliner Eckensteher, bildet. Er ist jezt der Repräsentant des Bourgeoisthums, des eigentlichen Philisters; als solcher ist er denn auch im Stücke dieses Namens aufgefaßt, in welchem Henry Mounier selbst die Titelrolle gibt.

(Schluß folgt.)

London, December.

(Schluß.)

Das Geldland.

Zu dieser Zeit war nicht ein Einziger von den Deportirten, der nicht willig eine Mordthat begangen hätte, wenn diese Mordthat ihm eine Mahlzeit einbringen konnte, hätte er auch in der nächsten Stunde mit seinem Leben dafür büßen müssen; so sehr wurden diese Leute ausgehungert und so wenig achtete man auf ihre Erhaltung. „Schlagt sie todt oder reibt sie durch Arbeit auf!" Aber die Verbrecher ließen sich nicht durch die Arbeit aufreiben, und diejenigen, die nicht todtgeschlagen oder lebendig begraben wurden, übermeisterten die Arbeit, überstanden sie und vollbrachten in kurzer Zeit das Werk der Colonisation. Ganz Sidney ist von Transportirten erbaut worden. Dann aber, als das Werk der Colonisation größtentheils gethan war, und sie, die „alten Hände," vermöge eines Tickets Erlaubniß erhielten, ihre Hände für sich zu gebrauchen und ihr eigenes Werk zu thun, wußten sie dieselben so geschickt zu gebrauchen, daß sie in kurzer Zeit zu Eigenthum, ja zu Reichthümern gelangten. Wer konnte es ihnen da wehren, Australien nicht allein als ihre Heimath, sondern geradezu als ihr Eigenthum, als das Eigenthum aller Transportirten zu betrachten? Diese Anschauungsweise konnte natürlich nicht fehlen, sich sofort auf die neuen Ankömmlinge zu übertragen. Sobald ein in England Verurtheilter nach überstandener Prüfungszeit nach Australien transportirt war, so betrachtete er sich auf der Stelle als mitten unter seinen Stammgenossen befindlich, und hatte er sein ticket of leave, so konnte er von seinen nun zu Polizisten avancirten Freunden die besten Dienste erwarten. Wenn also schon vor der Auffindung des Goldes in Australien das Loos der Transportirten sich bedeutend verbessert hatte, so kann man sich leicht vorstellen, wie es heutigen Tages ist, und als eine natürliche Folge mag es erscheinen, wenn die „harten Hände," deren Lohn zu gering und deren Leben zu kurz ist, um die Transportkosten zu erschwingen, darauf denken, derselben Vortheile theilhaftig zu werden wie die „alten Hände," d. h. auf Kosten der Regierung transportirt zu werden, aber ohne Einsperrung zuvor. Für das Laster, heißt es allgemein, ist ein Prämium ausgesezt; das Laster findet in der neuen Welt seinen Lohn; soll die Tugend in der alten Welt, im alten Europa unbelohnt bleiben? Die Frage, welche jezt ganz England beschäftigt, ist also ganz einfach diese: „Wie kann man Goldgräber werden, ohne zuerst Golddieb zu seyn?"

Die Auswanderung geht indessen munter vorwärts, und es zeigt sich, daß gerade diejenigen, die in ihrem Leben nie eine Schaufel gehandhabt, wie Schriftsteller und Schreiber und Krämer, sich am meisten zu den „Diggings" drängen. Die Spekulation geht aber auch ihren Weg und macht die besten Geschäfte. Ganze Straßen werden nach Australien versendet, die Häuser nämlich, aus denen die Straßen bestehen sollen, und diese Häuser selbst wieder bestehen aus eisernen tragbaren Zellen, die zu Tausenden in Australien landen. Das erste, was ein Goldgräber zu thun hat, ehe er zu den Gruben sich begibt, ist ein solches eisernes Haus auf die Schulter zu nehmen und es zu der Stelle zu tragen, wo die Schätze begraben liegen. Allgemein beklagt man sich in den Städten Australiens darüber, daß es mit der sitzenden Lebensart aus sey, daß ein Schwindel den Leuten in den Kopf gefahren, der es ihnen unmöglich macht, ihren alten Beschäftigungen nachzugehen, und daß man genöthigt sey, Chinesen zu den friedlichen Hausgeschäften zu brauchen. Die Europäer sind rastlos geworden, und die Zurückbleibenden folgen in ihren Gedanken so ganz den zu den Goldgruben Eilenden, daß sie von nichts anderem sprechen und träumen als von Gold. Die ganze Civilisation in Australien hat sich auf's Graben und Waschen geworfen, Beschäftigungen, die im Stehen verrichtet werden müssen, und das Haus, das man mit sich führt, dient bloß zum Schlafen; das Wohnen hat aufgehört. Nur die Chinesen denken noch an's Wohnen; ihnen fällt es anheim, Sorge zu tragen, daß die europäische Kultur nicht ganz untergehe in Australien, und sie werden zu Haus-, Feld- und Gartenarbeiten verwendet. Ja, man hat sogar versucht, sie in Hirten zu verwandeln, und es scheint, daß sie sich ganz gut anlassen, die Schafe zu hüten. Wie lange dieß dauern wird, weiß man nicht; denn die Chinesen haben gezeigt, daß sie ebenfalls sehr viel Talent zum Goldgraben besitzen.

Nichts ist in England so sehr vom Gesetze beschüzt als Thüre und Tasche, Schloß und Riegel, nichts so ungeschüzt gelassen als das menschliche Leben. So wie man eine nur etwas unsanfte Hand an des Nächsten Thüre oder Tasche legt, so steht Transportation in sicherer Aussicht. Wie unsanft dagegen die Hand auch immer seyn mag, die man an des Nächsten Rippen oder Schädel legt, so kann man gewiß seyn, mit einer Geldbuße von einigen Pfunden davon zu kommen. Wer nicht im Stande ist, die Summe gleich zu bezahlen, wird während einer der Geldbuße entsprechenden Zeit eingesperrt. Man rechnet, glaube ich, zwei Schillinge für den Tag. Wer am meisten unter diesem Systeme zu leiden hat, das sind die Weiber, die nur zu oft von trunkenen und nicht trunkenen Männern mißhandelt werden. Knock down und kick down, das Weib zu Boden werfen und zu Boden schlagen, das ist ein so gewöhnliches englisches Verfahren, daß die Richter selbst diese herrschende Brutalität der Unzulänglichkeit der Strafe zuschreiben. Ein Gentleman

der sich dieser Brutalität schuldig macht, wirft seine Banknote von fünf Pfund auf den Richtertisch und erhält zwei Pfund in Silbergeld heraus. Nun sind im englischen Silbergelde bekanntlich die falschen halben Kronenthaler sehr häufig, und um dieselben von den ächten zu unterscheiden, hat jeder Engländer die Gewohnheit, dieselben hart auf den Tisch aufzuwerfen und sie klingen zu lassen. Während also unser verurtheilte Gentleman sein Silbergeld, das er vom Gericht gegen seine Banknote empfangen hat, nachzählt, kann er sich nebenbei die Genugthuung machen, die Kronen gerade vor des Richters Nase auf dem Tisch klingen zu lassen, und nachdem er gefunden, daß alles in Richtigkeit ist, sich entfernen wie Einer, der eine Schuld abgetragen hat. Wer die drei Pfund Sterling nicht baar zahlen kann, hat eine Reihe von Tagen in einem Arresthause zuzubringen, bald mehr, bald weniger; es hängt dieß lediglich vom Gutachten des Magistrats ab. — Es ist also klar, daß das Eigenthum in England besser geschüzt ist als die Person, und daß man, um gratis in den Goldgruben Australiens wühlen zu können, zuerst die Geldkasten Englands angegriffen haben muß.

Die Masse neuen Goldes, welches von Australien kommt, hat den Gedanken rege gemacht, eine neue Goldmünze zu schlagen. Noch nicht gar lange ist neue Silbermünze, Zweischillingstücke, in Umlauf gesezt worden. Diese Zweischillingstücke cirkuliren unter dem Namen Florin so gut und so leicht wie die $2\frac{1}{2}$ Schillingstücke, die man halbe Kronen nennt. Die ganzen Kronen, im Werthe von fünf Schillingen, sollen jezt verdrängt werden. Die Krone, heißt es, sey so plump, so unbequem, und den Damen falle es schwer, so ein massives Silberstück zu handhaben. Wie ganz anders, wenn man ein kleines Goldstückchen von demselben Werthe besäße, das sich so leicht anfassen, so leicht ausgeben und so leicht einnehmen ließe! Das ist die Meinung derer, welche bloß die Damen im Auge haben, und sie würden allerdings durchdringen, wenn die Goldstücke dicker ausfallen könnten. Aber man merkt es den Goldmünzen noch keineswegs an, daß das Gold in Australien in Klumpen gefunden wird, und die Goldflitter, die man halbe Pfunde nennt (zehn Schillinge), sind noch immer so dünn und schmal wie zuvor. Wie wäre es erst mit den Goldstückchen, die nur fünf Schillinge werth seyn sollten! Die englischen Arbeiter sagen allgemein, sie würden dieselben zwischen den Fingern verlieren. Der Tastsinn derjenigen, die nur Gold zu handhaben gewohnt sind, ist so wesentlich von dem Tastsinn derjenigen verschieden, in deren Händen die ganze Woche hindurch der Hammer und die Feile gepreßt wird.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. 16. Januar 1853.



— My heart will burst, an if I speak,
And I will speak, that so my heart may burst. —
Butchers and villains, bloody cannibals!
How sweet a plant have you untimely cropp'd!

Shakespeare.

Alte Geschichten.

Erzählungen eines alten Fidlers.

Vom wilden Hans.

III.

Von der Zeit an begegneten wir dem Herrn Offizier oft genug, denn Hans war fast jeden Tag auf der Fahrt und häufig begleitete ich ihn jezt wieder. Jedesmal wiederholte sich dasselbe Manöver: wir wurden angerufen und durchsucht, wechselten herbe und spöttliche Reden, legten ab, lachten wie toll, segelten rund um unsern Gegner herum und schwirrten dann davon, unserm Ziele zu. Natürlich wurden wir dann das nächstemal erst recht angehalten, denn daß er sich ärgerte, war begreiflich, ich verdenk's ihm noch heut nicht. Ich sag' euch, es ist eine sakermentische Empfindung, wenn man ein ander Boot sein eigenes so umspielen sieht.

Zufällig trafen wir uns mit diesem Boot nie in Galwitz selbst, wenn wir auch bei der Begegnung wußten, daß der eine dahin ging, der andere von dort kam. Mit den andern kamen wir dort freilich hin und wieder zusammen; damit aber hatte es keine Noth, denn die Offiziere waren vernünftige Leute und wir sahen uns nur schief an, weil es einmal Gesetz war, daß die Altenwyfer und die Mariner einander nicht leiden konnten. Im Hause des Dempin ward über die Offiziere wenig oder gar nicht gesprochen. Nur ein paarmal war die Eva ein wenig störrisch und ungeduldig, als ob ein Aerger oder ein Zank vorhergegangen, und einmal meinte der Alte, er werde demnächst doch wohl tüchtig auftrumpfen müssen. Er sagte aber nicht, was es gegeben, und da Hans, der sich das Geschehene doch ungefähr denken konnte, darob wieder wild und borstig ward, wies er ihn kaltblütig zur Ruh und sagte, er selbst sey Herr in seinem Hause und über seine Tochter und wisse, was er zu thun und zu lassen habe.

Inzwischen hatten die Alten unter sich alles richtig und klar gemacht. Am Tage, wo des Kaptains Barkschiff vom Stapel laufen würde, sollten die beiden Leute mit einander versprochen werden. Zum Namen des Schiffs war Eva bestimmt und ausgemacht, daß der Alte es nach der nächsten Reise — also so in anderthalb Jahren — am Hochzeitstage dem Sohn übergeben und sich selbst zur Ruhe setzen solle. Nun war das Schiff fertig und wir fuhren nach Galwitz hinüber, um den Tag des Ablaufens mit ihnen zu bereden. Hans und ich waren aber wie gewöhnlich allein, da den alten Kaptain niemand an Bord eines so kleinen Dinges wie unser Boot gebracht hätte. Und es war um die Zeit des Egidientags, das weiß ich noch.

Während ich nun, wie gewöhnlich, abseits, und

zwar in der Küche bei der Mutter war, hörten wir laute Stimmen vom Garten her, wo Hans bei der Eva saß, und da wir hinausliefen, fanden wir den Lieutenant dort und alle drei anscheinend in Eifer und Zank. „Aha!“ rief der Herr mir mit höhnischem Lachen entgegen, „da ist der ja auch! Dacht' ich's doch, denn ihr jagt ja immer zusammen, wie ein Koppel Jagdhunde. Aber — nur heraus damit! was habt ihr hier immer zu thun? Was lungert ihr hier umher? Wir können das ewige Fahren nicht leiden, denn ihr treibt doch nichts als Unerlaubtes. Und wir kommen euch doch noch einmal auf die Sprünge.“ — „Nun,“ entgegnete ich und drückte Hans zurück, der giftig hervor wollte, „ereifere sich der Herr nicht um lauter Flausen. Meine Großmutterbrudertochter werde ich doch wohl heimsuchen können, so oft es mir beliebt? Und der da wird doch seiner Braut guten Tag und gute Nacht bieten können, ohne den Herrn zu fragen? Der Herr hat doch nicht das ganze Haus und die Wykersee und alles miteinander gepachtet?“

Er sah mich höhnisch an, wendete sich aber zur Mutter und sagte: „Leidet Sie denn, Frau Dempin, daß er die schmucke Eva des jungen Kerls Braut nennt?“ — „Und, wie so sollt' ich das nicht leiden, was wahr ist?“ rief die, und die Eva fuhr dazwischen: „Was nimmt sich der Herr heraus? Was geht das Ihn an, was ich bin? Seine schmucke Ev' bin ich nicht, Er kann sich trösten. Und, Hans,“ fuhr sie fort und faßte und hielt ihn am Arm, „wenn du den Herrn nicht laufen läß'st, so erzürnen wir uns. Noch bin ich die Tochter meines Vaters, und der soll mir Ruh' schaffen.“

Kurz, so ging es noch eine Weile lang fort, und es muß wahr seyn, was man sagt: wer mit Weibsleuten anbindet, hat verspielt. Der Herr und wir kamen gar nicht mehr zu Wort, bis der erstere sich endlich ganz stolz, aber doch lächelnd auf und davon und in sein Zimmer machte. Darauf redeten wir noch viel aus und ein, und der ruhigste von uns war Peter, der gemüthlich zu Baum stieg, mit Sehnsucht und schiefen Augen nach den Sperlingen schaute und den herunterhängenden Schwanz hin- und herspielen ließ. Na, ihr meint vielleicht, bei solchem Geschäft sey dessen Gemüthsruhe auch nicht weither gewesen.

Endlich ward es Zeit zum Abschied und Aufbruch und der Peter marschirte nun vor uns her dem Strande zu. Wir achteten jedoch nicht weiter auf ihn, da wir mancherlei zu bereden hatten, bis er plötzlich im kurzen Trabe retour kam und sich spinnend und miauend uns um die Beine schmiegte. „Nun, was ist's denn mit dir wieder?“ fragte Hans. „Geh' nur zu Boot, Peter, wir kommen schon.“ Und als er dabei aufschaute, fiel sein zum Weitergehen erhobener Fuß zurück, er starrte hinaus und schrie dann plötzlich: „Steffen, was ist das? Wo ist unser Boot?“ Ich sah auf, — da war nichts. Wir stürzten dem Strande zu, — ja da lag das Kanonenboot seine hundert und sechzig, siebenzig Faden in See, da lag auch sein kleines Boot am Strand, große und kleine Riemen darin, aber keine Leute. Da war die Stelle unter dem Wasser noch im Sande zu sehen, wo wir unser Fahrzeug herangeschoben, und auf dem Lande ruhte der Stein, an dem wir die Kette befestigt. Aber die Kette war fort und das Boot nicht da, und erst nach einiger Zeit entdeckten wirs, wie es eine gute Strecke draußen leise hinzog. Die weißen Segel leuchteten in der Sonne wie das Gefieder eines Seevogels.

„Da,“ sprach Hans mit einem regulären Stoßseufzer, „da ist's! Gott sey Dank! Und nun — hollah, Posten!“ — „Halloh!“ antwortete der vom Kanonenboot herüber. — „Welcher Hundsfott hat mein Boot hinausgebracht?“ fragte Hans und sprang in ihr Boot. „Ist's dein?“ entgegnete der Posten und sagte dann noch, was wir der weiten Entfernung wegen nicht verstehen konnten. So sprang ich ihm denn nach und wir schoben uns vom Land ab und so nahe zum Fahrzeug, daß wir hörten, sie hätten nicht gewußt, wem das Ding gehöre; im Glauben, daß es frei sey, haben Claas und Jürgen, die den Offizier an Land gerudert, das Boot genommen, um einstweilen draußen ein paar Hechte zu bargen. Und dabei lachten sie an Bord wie die Schelme. Nun, das that ich auch, da die Geschichte gar nicht so übel war. Aber Hans bebte vor Grimm. „Sie haben es uns heim gebracht!“ sprach ich zu ihm. „Aergere dich nicht, Hans; wir können es ihnen kaum verdenken.“ — „Nein!“ entgegnete er knirschend. „Doch wir wollen's ihnen wett machen. Leg aus, Steffen!“

Und er legte den Riem ein und begann seinem Boote nachzurudern. „Hans,“ sagte ich, „das laß', das geht nicht!“ — „Bah!“ entgegnete er mir und ruderte eifriger, „komm du nur und hilf mir. Wir wollen ihnen das Ding ja selbst hinüber bringen; dann können sie es nehmen und wir nehmen das unsere. Höflicher kann man doch nicht seyn?“ Nun, was wollt' ich thun? Mitgefangen, mitgehangen, heißt's, und so legte auch ich denn meinen Riem aus. „Halt da im Boot! Wollt ihr wohl an's Land, ihr Esel?“ rief es vom Kanonenboot drohend herüber. Hans lachte wild und schüttelte verächtlich den Kopf. „Halt oder ich schieß', ihr Diebe!“ klang es. „Thu's und sey verdammt!“ rief er. Aber bis sie eine Muskete heraufgelangt und fertig gemacht, waren wir schon weit weg und die Kugel pfiff unschädlich auf fünfzehn bis zwanzig Schritt vorüber. „Kanaillen!“ murrte er, „schießt nur noch einmal, und — ich bin ganz in der Laune zu euch an Bord zu gehen und euch alle durchzuklopfen. Wollen wir? Was meinst du, Steffen?“ — „Sey kein Narr und rudere,“ entgegnete ich. „Schau', sie haben im Boot dort den Schuß gehört und halten auf uns ab; in zehn Minuten sind wir zusammen.“ — „So will ich

ihnen ein Pläsirvergnügen machen," sagte er und warf den großen Riem über Bord und nahm einen kleinen. „Thu's auch, Steffen. Wir haben an den kleinen genug und sie müssen nachher die andern zuerst wieder aufsammeln. Da haben die faulen Bestien doch Strafe und Motion."

Darin sah ich denn gerade kein Unglück. Strafe muß seyn, dachte ich, folgte seinem Beispiel, und während die Dinger schmuck abtristeten, näherten wir uns unserer „Eva" immer mehr, kamen endlich mit ihr zusammen, sprangen an Bord, brachten nach einem nicht geraden sanften Diskurs die beiden vom Kanonenboot in ihr Fahrzeug, riethen ihnen, fein geduldig ihren Riemen nachzueilen, und richteten dann unsern Schnabel gegen Norden.

„Herr — Heiland!" schrie Hans plötzlich und ließ die Fockschoote fahren, daß das Segel scharf hinüberschlug und wir uns derb auf die Seite legten; „Herr — Heiland! wo ist der Peter? Der ist gar nicht mit zu Boot gegangen, er ist am Land geblieben, er traute dem Ding von Kanonenboot nicht. O das ist pure Natur! — Steffen, den können wir nicht dort lassen! Die Hunde schlagen ihn todt! Halt ab, Steffen, halt ab! Flink, flink! Was das Zeug halten will, zurück!" Da ich ihm Recht geben mußte, that ich seinen Willen; er sezte den Fock wieder auf und wir schossen hin wie der Wind selbst, der fix genug aus Südost kam und ein halber für uns war. So legten wir denn nach wenig Minuten wieder an, und während Hans über Bord sprang und durch das seichte Wasser dem Lande zuwatete, ließ ich die Schooten fahren, wendete das Boot für die Rückfahrt und machte alles klar. Darauf folgte ich ihm, denn vom Kanonenboote war nichts zu besorgen. Sie konnten ja nicht an das unsere kommen, und bis ihr eigenes kleines Ding wieder heran war, mußten wir von unserer Expedition lange zurück seyn.

Da hörte ich den Hans am Lande aufschreien — nein, es war ein Brüllen wie das eines wilden Thiers, so furchtbar schallte und dröhnte es herüber, und einen Satz machte er, schier zehn Fuß weit, und bückte sich und hob mit beiden Händen den Peter hoch empor, der über und über voll Blut war. Und da ich in ein paar Sprüngen an seiner Seite war, sah ich wohl, wie die millionenverfluchten Höllenhunde der armen Kreatur den Schwanz abgehauen hatten, dicht am Leibe, so daß das Blut nur so daraus hervorströmte. Die Katze miaute und jammerte, vom Bord herüber scholl es wie Gelächter, der Hans schrie und brüllte und fluchte und heulte abwechselnd, kurz, es war fürchterlich. Und mit einemmal fing er an: „Peter, mein kleiner Peter, mein armes altes Thier, daß ich dich vergessen konnte, werd' ich mir nie vergeben; daß die Unmenschen aber dich arme Kreatur so behandelten —!" Die Thränen schossen ihm aus den Augen. „Aber," brüllte er wieder und schüttelte die Faust gegen das Boot und gegen das Land; „aber, nun gnade euch Gott! Ich will in den untersten Pfuhl verdammt seyn, wenn ich das nicht räche, daß eure wildesten Herzen zittern!" — „Hans," sprach ich und konnte kaum vor Wehmuth und Grimm, denn solch eine Bosheit gegen eine arme unschuldige Kreatur bringt mich noch immer außer mir selbst. „Hans, komm! Klag's dem Offizier, er muß strafen. Behalte du Recht bis zulezt!" Und er antwortete finster: „Ja, sagen will ich's ihm wohl — aber — nun, ich weiß auch schon!" Und damit eilten wir den Weg entlang.

Als wir in's Dorf liefen, kam uns ein Kanonier entgegen gerannt; er triefte von Wasser, war wohl an Land geschwommen, um zu rapportiren; und da er uns sah mit der Katze, grinste die Bestie über das ganze Gesicht. Ich sah's, wie der Hans leichenblaß ward und schrie: „Laß' ihn mir, Hans, mir laß ihn!" — „Hoho!" brüllte er und warf mir das Thier zu, das sich mir an der Jacke festkrallte, und schoß auf den Hund, den Soldaten, zu und rannte ihn um und packte ihn und schleifte ihn mit sich, als sey es ein kleines, kleines Kind. — „Hans!" schrie ich wieder in Angst, er möchte ihn todtschlagen, denn in solchen Momenten ist ein Ruck so viel wie sonst der härteste Schlag, und der Grimm mißt nicht und rechnet nicht. Aber: „Heida!" lachte er wild, „das ist der Satan, Steffen, aber ich thu' ihm nichts! O, ich thu' ihm gar nichts!" Und so ging es vorwärts auf den Hof, zur Thür, wo eben der Lieutenant bei der Eva stand, im Hut und mit dem Degen, und er hatte die Hand zu ihrem Gesicht erhoben und sie stieß ihn dermaßen zurück, daß er taumelte. Das fuhr wie ein Blitz, alles wie eine Handlung an unserem Auge vorüber, da standen wir bereits vor ihnen. Hans ließ den sinnlosen Kanonier fallen wie ein Stück Holz und trat vor den andern hin, die Faust erhoben, das Auge blitzend und sprühend, das Haar gesträubt. Und wer uns so sah, so erhizt, so grimmig, so mit Blut über und über bedeckt und den leblosen Mann vor uns auf der Erde, dem mochte wohl kalt zu allen Füßen werden. Der Herr verfärbte sich auch, er ließ die noch immer erhobene Hand fallen und sie fiel auf den Degenknopf. Da kriegt' er wieder Courage.

„Was soll das?" fuhr er uns an und zog den Degen. „Seyd ihr, Kanaillen, aus Dieben an königlichem Eigenthum nun auch noch zu Mördern geworden? Aber bei Gott, jezt seyd ihr reif und dießmal entgeht ihr mir nicht!" Die Eva schrie grell auf und stürzte in die Knie, Hans aber trat näher zum Lieutenant und sprach beinahe kalt: „Mörder? o nein! Betäubt ist die Bestie. Ich hab' ihr nichts gethan, daß sie crepirt seyn könnte. Aber bringen wollt' ich sie Euch, daß Ihr Recht an ihr übt, denn wie nennt Ihr das?" fuhr er fort, riß mir das schreiende Thier vom

Arm und hielt es ihm dicht vor das Gesicht. „Für die Schandthat sollt Ihr mir mein Recht geben!“ Der Herr lachte höhnisch auf. „Was geht mich das Vieh an? Deßwegen sollt' ich meinen Mann bestrafen, ihr Narren? Bah doch, bah doch! Fort, mir vom Leibe, ihr Hunde, und an Bord mit euch! Steh du nur auf, mein Kind,“ sprach er weiter und bückte sich zur Eva und faßte sie am Arm. „Laß den Buben laufen, du siehst wohl, wie recht ich hatte, wenn ich dir von ihm —“ Da fiel Hansens Faust so schwer auf seinen Kopf, daß es ihn wie der Blitz zur Erde riß.

„Hans!“ schrie Eva und warf sich ihm um den Hals. „Hans, was soll daraus werden? Hans, du bringst uns in's Verderben!“ — „Ei,“ sprach er lachend und küßte sie lang und herzlich, „ängstige dich nicht! Denkst du, daß die todt sind? Unkraut vergeht nicht. Und wenn es noch ein Recht auf der Welt gibt, muß es mir werden, denn sie haben mir zu viel gethan, daß ich ruhig bleiben sollte. Nun aber komm in die Küche und gib mir eine Kohle, daß ich das arme Thier kurire. Es blutet sich todt.“ So ruhig nahm er's, nachdem er seine Wuth ausgesprüht; er brannte den Peter, lachte über die Grimassen desselben, tröstete seine Braut und hörte nicht auf mich, der ich zur Eile rieth. Doch that sie noth, denn als wir nach zwei oder drei Minuten wieder hinaus kamen, sahen wir den Offizier mit dem andern dem Strande zueilen.

„Hans, zu Boot!“ schreit Eva. — „Laß sie laufen!“ sagt er. „Wir sind doch lange vor ihnen in Altenwyk. Dießmal will ich klagen.“ — „Aber sie nehmen uns das Boot!“ rufe ich. — „Verdammt seyen sie, so ist's!“ spricht er. „Ade, Ev', mein Schatz, sey nur ganz ruhig! Also übermorgen hol' ich euch!“ Und so schießen wir fort, an den andern vorbei, durch's Wasser in unser Boot; zwei Leute, die es besezt halten, fliegen über Bord, und wir setzen schon ab, während die andern eben in's seichte Wasser treten. Dießmal scheute der Offizier die nassen Füße nicht.

„Halt, ihr Hunde!“ ruft der Lieutenant. — „Ja halt, prost die Mahlzeit!“ höhne ich. — „Alles hinauf!“ brüllt jener zu seinen Leuten im Kanonenboot hinüber. — „Ja, alles hinauf!“ jauchzt Hans und schiebt ein Ruder vorn hinaus, um den Klüver beizusetzen, den wir sonst nicht zu führen pflegten. „Alles hinauf, ihr Müllereesel! Laßt streichen, ihr lahmen Hunde, und seht dann zu, wo ihr bleibt!“ Und so ging es mit uns davon.

Ich hatte inzwischen das große Segel und den Fock beigesezt und die Schooten festgemacht, stand am Ruder und sah mir bedenklich Luft und See an. Die Sonne war nicht weit vom Untergehen und neben ihr, recht gegen Westen, stand eine schwere Wolke, aus der die Blitze jäh hervorzuckten. Der Wind war ganz flau geworden, so daß wir nur langsam weiter gingen und das Kanonenboot, das nun auch los war, fast gar nicht aus der Stelle kam. Und das Land gegenüber, obgleich eine gute Meile entfernt, schien uns so nahe, daß wir den Schatten der Bäume in der See sahen und schier glaubten, wir könnten mit der Hand hinüberreichen. * Die See war so glatt und lau wie Milch.

„Halt da!“ rief es uns nach. „Hans,“ sprach ich, ohne darauf zu hören, „nimm den Klüver herunter. Schau das Land an. Bevor wir auf der Ecke sind, springt der Wind um, und dann haben wir mehr als wir brauchen.“ — „Ja,“ versezte er und schaute sich um, die Mütze hatte er vorhin beim Lauf verloren, und die langen braunen Haare wehten ihm leise und lose um den heißen Kopf, „ja, es sieht bös aus; aber den Klüver nehme ich nicht ab. Wir wollen schon aufpassen. Halte nur die Schooten los, Steffen. Wenn wir nur ein bischen Wind hätten! Pfeif' ihm, Steffen! Und nun komm, Peter, mein armer Kerl! Wie geht's dir jezt? Schäm' dich nicht, du siehst ohne deine Stänge noch immer schmuck genug aus, und sie sollen dich noch gehörig honoriren!“ Er sezte sich dann zu dem Thier und karessirte ihm.

„Halt!“ kam es dumpf mit dem Winde zu uns herüber und gleich darauf blizte und knallte es und ein Vierundzwanzigpfünder sezte keine zwei Faden von uns vorüber und machte Sätze vom Wasser wie ein Hase, nur ein bischen höher und weiter. „Bah!“ lachte er. „Schießt und verknallt eure Munition! Aber das wird ernster, als ich dachte. Kommt denn gar kein Wind?“ — „Er kommt!“ sagte ich. „Husch! Horch, wie es am Kiel spielt!“ Und in der That plätscherten die Wellen lustiger am Spiegel, der Wind frischte sich, er kam von Süden und wir hatten ihn voll; — wir schossen wacker vorwärts und kamen glücklich um Landsend' herum. Dann aber ward es todtenstill und wir gingen nur mit der geringen Fluthung der See. Da, während ich mich aufrichtete, um mich umzusehen, denn mir ward bange und der Himmel war fast schwefelfarben, und während Hans nach den Rudern langte, um uns nachzuhelfen, da knallte es wieder und über die flache Landspitze daher kam die Kugel, streifte den Bord entlang und ich fühlte mich von einem Splitter hart am Knie getroffen. In demselben Augenblick schrie Hans: „Um Gotteswillen, Steffen, die Schooten los! die Schooten los! Ein Hase! ein Hase!“ ** Aber obgleich ich sie in der Hand hielt und sie halb besinnungslos fahren ließ, war es doch bereits zu spät; es packte uns und wir kenterten im gleichen Moment. Denn damit geht's nicht so, wie ihr es kennt, wie

* Bei dieser Erscheinung ist ziemlich sicher auf ein baldiges und schnelles Umspringen des Windes und des Wetters zu rechnen.

** Die plötzlich hereinbrechenden und jäh vorüberschießenden sehr gefährlichen Wirbelwinde.

ihr gewohnt seyd zu handeln und zu denken, fein langsam und die Hände in den Taschen. Wenn ihr es auf eine Viertelmeile über die Wellen laufen und wirthschaften seht, ist's im Moment darauf schon bei euch, umheult, umtobt euch, die Masten brechen wie Glas, das Fahrzeug wirbelt umher, schlägt um, füllt sich, treibt den Kiel nach oben, und der Stoß ist längst über euch weg, bereits wieder eine Viertelmeile weit.

Als wir auftauchten, war Hans mit dem Peter auf dem Arm neben mir. „Adje, Steffen!“ rief er. „Adje Welt! Kriegen thun sie uns doch nicht! Hurrah für Altenwyk!“ Und so gings mit uns hinab, denn schwimmen konnten wir beide nicht.

Wie ich davon kam, weiß ich nicht. Als ich meine fünf Sinne wieder fand, war ich am Bord des Kanonenboots und das Bein entzwei. Sie setzten mich daheim ab, und da ging nun das Elend an, zuerst mit den Alten, am andern Tage und von da ab Tag für Tag mit der Eva.

Wie sie kam, wußte sie nur von der Bö und dem Schießen. Die Angst, es könnte uns ein Malheur passirt seyn, hatte sie mit ihrem Alten zur Reise getrieben. Nun erfuhr sie beim Anlegen denn gleich von mir; der Hans, meinten die Leute, würde wohl frischauf seyn. Sie hatten nicht das Herz ihr weiteres zu sagen. Und da kamen sie dann zu uns. „Und Hans ist nicht hier?“ fragte sie, sich umsehend, nachdem sie mit mir ein paar Worte gewechselt. „Wo ist der denn, daß er dich im Stich läßt, Steffen? Oder hat er auch was gekriegt, der unbändige Bursch?“

Meine Mutter konnt' nicht länger an sich halten, sie nahm die Schürze vor die Augen, und aus dem Nebenzimmer kam der alte Steffensen, den sie bei Dempins Ankunft dahineingesteckt, ging auf die Eva zu, nahm sie in seinen Arm und reichte dem Vater die Hand hinüber. „Na na!“ sprach der; „das sieht ja bös aus, und ihr drückt mir ja die Hand so stark, Kaptain! Ist dem Jungen was passirt?“ Die Eva riß sich empor und schrie: „O Vater, was ist's mit ihm? Ist er denn auch so elend?“ — „Nein, Kind,“ versetzte er dumpf und schwer und die Thränen liefen ihm über die braunen Wangen, „unser Herr hat's anders mit ihm vorgehabt und er liegt in der See, wie ein rechter Seemann, ertrunken an seinem eigenen Kiel.“

Das alles hatte sie still und starr angehört. Nun aber schrie sie auf wie eine Verzweifelnde: „Todt? Hans todt? O du Jesus! O du Herr meines Lebens!“ Was dann aus ihr wurde, weiß ich nicht, denn mir ward es schwarz vor den Augen. Nachher aber saß sie Tag und Nacht an meinem Lager, still und starr, und pflegte mich wie ihren Bruder. Und wenn sie sprach, so war's: „Erzähl', Steffen, wie fuhr er dahin?“ — oder: „sag noch einmal, was sprach er zuletzt? — O Hans, mein aller — allerliebstes Herz!“ Weiter wußte und wollte sie nichts. Und ich will davon schweigen, es war zu schrecklich.

Aber wie ich vorhin sagte, ich habe für alle Zeit meines Lebens damals genug davon gekriegt. — Vom Hans und Peter ist nie wieder ein Gebein zum Vorschein gekommen. Ihr Ruhm war groß, wie die Wuth in Altenwyk und im ganzen Lande. Der Lieutenant kam fort; was sonst aus ihm geworden, weiß ich nicht. Als ich wieder aufkam, war ich der nichtsnutzige lahme Hund, der ich bin. Das ist alles. Und nun, Wirthshaus, verdammtes, gib mir noch einen Schluck auf den Weg; ich will aufbrechen.

„Ich werde Sie begleiten!“ sagte der Jäger, als der Alte getrunken, und langte nach seiner Mütze. — „Bleibt mir vom Leibe!“ versetzte der Alte finster. „Ich will allein seyn und brauche keinen Menschen!“ Und damit nahm er sein Instrument und hinkte zur Thür hinaus.

Aus Süddeutschland an die Adria.

XII.

Letzter Artikel.

Der Gondolier, der mich wiederholt zum Lido gefahren, liegt noch auf der Mauer seiner Kanalbrücke, als ich in der Frühstunde wieder dorthin eile, wo Luft und Sonne und Meer die köstlichste Morgengabe zum neuen Tagewerk geben muß; denn auch der Genuß ist ja glücklicherweise eine Arbeit. Mein wackerer Seefahrer kennt mich, er springt auf, eilt die Treppe hinab zu Gondel und Ruder, und flugs geht's hinaus zur offenen See. Nach fröhlicher Rückkehr vom Bade muß ich heute mit in's „venetianische Pantheon," wie Meister Nikolo die Kirche San Giovanni e Paolo nennt, zu der wir durch das Gewirre der Kanäle hinrudern, zu der ich aber bald und wiederholt auch zu Fuß mich durch das Labyrinth der engen Brücken und Gassen zu finden suchte.

Ein kleiner freier Platz vor der Westseite der Kirche ist nördlich durch die Scuola di San Marco geschlossen, deren schöne, im Renaissancestyl gebaute Façade sich mit Rundbogengiebeln nach dem Vorgang der Markuskirche krönt und unten mit Reliefdarstellungen sich schmückt, in welchen der Meißel so sehr in das Gebiet des Pinsels eingreift, daß er völlige Perspektiven darzustellen wagt. Das äußerst schöne Bauwerk ist von Martino Lombardo, 1485. Zu einer Zeit, wo man in Deutschland noch voll in den gothischen Spitzen und Bogen steckte, hat hier die Hand der Künstler bereits eine wundersame Gewandtheit in feinster und geistreichster Nachbildung antiker Formen gehabt. So hat auch Alessandro Leopardo 1495 vor die Kirche die eherne Reiterstatue des Feldherrn Coleoni von Bergamo auf ein äußerst geschmackvolles, von griechischen Säulen getragenes Postament aus Marmor gestellt.

Die Kirche selbst, 1246—1395, also in der Zeit des Kölner Doms, angeblich von dem großen Nikolo Pisano gebaut, ist ein Beispiel germanischen Kirchenbaus, wie Italien ihn verstand. Außer drei Baldachinthürmchen auf dem Giebel ist nichts Zierliches und Strebendes an der später mit einer Kuppel statt dem Thurme über der Kreuzung versehenen Kirche. Die Strebepfeiler am Haupt- und Seitenschiff sind ohne Spitzen und ohne Gliederung. Ein Spitzbogenfries zieht sich unter den Gesimsen der Dächer umher, auch sind die Fenster des höhern Mittelschiffes im Spitzbogen, wie das Hauptportal und drei Nischen rechts und links daneben, aber die Fenster der Seitenschiffe sind halbmondförmig und mit zwei senkrechten Steinbalken zertheilt. Im Innern tragen starke Rundsäulen das Spitzbogengewölbe; aber die Säulen stehen zu weit von einander ab und sind oben durch schwere Balken gegen einander gesperrt; die Seeluft hat auch den Sandstein derselben so angefressen, daß die Säulen von unten bis oben mit rothem Damast überkleidet wurden. Die Spitzbogen haben eine rohe Profilirung; der südlich romanische Geist verstand sich nicht auf feinere Ausbildung dieser wesentlich germanischen Formen.

Das venetianische Pantheon heißt die Kirche, weil eine Menge von Feldherrn und Dogen (über zwanzig, und zwar nur solche, welche ihren Adel durch das Schwert verdient) darin begraben sind. Prachtvolle, die ganze Höhe der Kirchenwand einnehmende Denkmäler verkünden ihren Ruhm. In der Regel liegen sie mit gefalteten Händen oder auch mit aufgestütztem Haupte in ihrem Amtsornat auf ihren reichverzierten Marmorsarkophagen. Unter den frühern Denkmälern zeichnet sich das des Pietro Mocenigo und des Andrea Vendramin als ein ungemein reiches Werk der Meister Lombardi aus. Leonardo Loredano, der die Liga von Cambray auflöste, ist sitzend dargestellt. Zu dem spätern Male des Dogen Valerio mußte Portugal gelben, Egypten schwarzen, Carara weißen Marmor liefern, und 80,000 Dukaten soll es gekostet haben. Aus den Bildhauereien der Kirche strahlt eine marmorne Magdalena (über dem Eingange der Sakristei) von Guglielmo Bergamesko, als wäre es eine Schönheit von Tizians Hand selber, mit allen ihren Reizen und in ihrer ganzen Reife in Stein verwandelt. Unter den Gemälden der Kirche ist das berühmteste der Tod des Dominikaners Pietro Martyre, der als Inquisitor in Mailand auf Veranlassung mehrerer Ketzer, die er verfolgt hatte, 1252 durch gedungene Mörder getödtet worden seyn soll. Dieses Bild Tizians ist ein großes Stück braungrüner Waldung; oben schweben zwei Engel mit Palmen in der Hand; ganz vorne liegt unter den Fußtritten des Mörders der Heilige am Boden, sein Gefährte im schneeweißen Dominikaner-

kleide flieht mit ausgestreckten Händen dem Hintergrunde zu. Ein trüber See wird zwischen den unruhigen Bäumen sichtbar, schwere Wolken hängen am düstern Himmel. Das ist der wehende, ja der schreiende Geist der Natur voll lebendiger Kraft; die Bäume schütteln sich, als ob sie ein Grausen ankäme ob der Mordthat; der ganze Ton des Bildes ist, als ob der Wald wiederhallte vom Schreckensrufe des Fliehenden, vom Geröchel des Sterbenden, und alles nur wie hingeworfen, den alten Dominikaner Mönchen, denen die Kirche gehörte, wie ein Brocken von des reichen Mannes Tafel hingeworfen, lebt es und sättigt es schon mehr als zweihundert Jahre alle offenen Augen und empfänglichen Gemüther wie mit Himmelsspeise. Unter allen in Venedig noch befindlichen Gemälden Tizians macht nur noch eines einen gleichen oder größeren Eindruck, und wir fliegen in unserer Gondel dahin zur Jesuitenkirche, an der Kirche Santa Maria dei Miracoli vorbei, die von Pietro Lombardo 1480 gebaut, ganz mit buntem Marmor bekleidet und reich verziert über der Eingangsthüre ein Madonnenbild aus Marmor von dem Griechen Pyrgoteles zeigt.

S. Maria assunta dei Gesuiti ist ein geschmacklos überladener Bau von 1715, aber an dem „Martyrium des heil. Laurentius“ von Tizian hat er ein Gemälde wie keine andere Kirche Venedigs. Gewiß, Tizian ist ein Zauberer, der das Leben mitten im Tode zu bannen, aus dem Tode das Leben zu wecken weiß. Im Hintergrunde des Bildes zeigt sich ein Tempel, vor dessen Götzenbild Laurentius als Christ nicht hatte opfern wollen. Der römische Befehlshaber sizt auf dem curulischen Stuhle im Purpur, starr und kalt, während Schergen und Soldaten seinen Befehl ausrichten. Brennende Pechpfannen und Fackeln erhellten die Nacht, die hinten alles umhüllt, während vorne riesenhafte Männer im grellrothen Wiederscheine der Glut stehen, die sie mit nacktem Arme unter dem eisernen Roste schüren. Einer trägt Holz herbei, ein anderer bläst das Feuer an, einer wendet den Blutzeugen, der auf einer Seite gebraten um solches Umwenden bittet, mit einer Schürgabel auf dem Roste. Mitten über dieser Gräuelscene thut sich der Himmel auf, ein weißer, milder Lichtstrahl fällt auf das Angesicht des Gemarterten und verklärt es auf wunderbare Weise. In die Himmel verzückt hebt sich seine Brust, die linke Hand erhebt sich mit in die Höhe, und ob auch die Rechte von einer Henkersfaust niedergehalten wird, holdselig lächelt der schmerzbewegte Mund über das Unternehmen der Thoren, die da meinen, sie thun Gott einen Dienst damit, daß sie seinen Leib tödten, während die Seele bereits liebliches Wesen zur Rechten Gottes schaut. Die dreifache Lichtwirkung im Bilde, die Kohlenglut unter dem Roste, der rothe Fackelschein dahinter und die himmlische Helle, die durch die Schatten der Nacht und den Qualm der Fackeln brechend, Seligkeit auf das Antlitz des Märtyrers herunter gießt, dazu dieser Glaubensblick aus dem strahlenden Auge — das alles macht dieses Bild zu einem von denen, in welchen die tiefste Vermählung des künstlerischen Geistes mit dem erleuchtenden und heiligenden Gottesgeiste sich als eine recht im Himmel geschlossene Ehe vollzieht. Das ist religiöse Kunst, und nur ein Geist, der durch den Vorhang in's Allerheiligste blicken durfte, in das, was kein gewöhnliches Auge zu sehen und kein nur menschliches Ohr zu hören vermag, nur ein Gemüth, in dessen Tiefe, troz allen sonstigen Irrungen und Trübungen, Religion eine Wurzel und Glauben eine Wohnstätte hat, kann ein solches Bild malen, das so ganz Natur und ganz Heiligenbild in Einem ist. So ein Bild ist denn auch wahrhaftig eine Predigt, und mehr als das, über jenes Apostelwort: „als die Gezüchtigten, und doch nicht ertödtet, als die Getödteten, und siehe sie leben.“

Die Jesuitenkirche liegt nahe am Nordende der Stadt; wir rudern vollends hinaus vor die Fondamente nuove in den großen breiten Canal von Murano. Das ist ein eigenthümlicher Eindruck, wenn man durch den engen Wasserweg vor die Stadt hinaus kommt und nun nichts als Himmel und Wasser, nichts als die blaue stille Fläche, in der einzelne Inseln schwimmen, vor sich sieht. Keine Stadtmauer, kaum ein Ufergang — das Stück Steinweg, das vorhanden ist, stammt aus neuerer Zeit — sondern, wie mit dem Messer scharf abgeschnitten, lezte Häuserreihe und endlos dem Auge sich bietender Wasserspiegel, keine Vorstädte, keine Gärten, keine Bäume, keine Straßen, keine Spaziergänge, keine Fuhrwerke, und was sonst Städte umgibt in lebendiger Vermittlung zwischen dem Lärm des geselligen Menschen und der einsamen Landschaft, zwischen der arbeitsamen Kunst und der schweigsamen wachsenden Natur. Diese Todtenstille, diese Eintönigkeit und Abgeschiedenheit überrascht das Gefühl auf wunderbare Weise, und es entspricht ganz der Stimmung, daß gerade gegenüber (östlich von der Stadt) die Insel S. Michele e Cristoforo liegt, die zum allgemeinen Begräbnißorte Venedigs dient. Einen stilleren Todtenweg, eine feierlichere Kirchhofsruhe gibt es nicht als hier, wo die schwarze Gondel, selber ein Sarg, still mit ihrer stillen Bürde durch das Wasser gleitend, recht wie eine Fähre hinüber in's Jenseits, auf eine Insel der Seligen zieht. So verschwimmt auch ungehört, ungesehen die Zeit in die Ewigkeit, ohne Mittel, ohne Weilen, ohne Eilen, wie hier die stillgewordene Stadt in das stille Gewässer und in die stille Kirchhofsinsel, um die als um eine große Wiege voll schlummernder Kinder leise die Wellen spielen, leise die Lüfte fächeln und der emsig mähende Tod noch leiser als sonst die Sichel wezt und die Sense führt.

Aus der Stätte der Todten fahren wir in die Mitte des venetianischen Volkslebens gegen die Rialtobrücke

zurück, um den großen Todtenbeschwörer Tizian in seinem lebenschaffenden Genius ein wenig weiter zu verfolgen. Unweit von Rialto, an einem mäßig freien Platze — wie denn Venedig doch über fünfzig größere und kleinere Plätze besitzt — steht San Salvatore, eine große Kirche von Tullio Lombardo und Jac. Sansovino 1534 vollendet, zu welcher Meister Giorgio Spavento — für die innere Anordnung wenigstens — das Muster aus der Markuskirche genommen hat. Wichtiger als das Bauwerk sind uns drei Gemälde in der Kirche von den beiden Großmeistern der venetianischen Kunst, Tizian und Giovanni Bellini.

Von Tizian ist eine Verkündigung Mariä da, von großer, lebendigster Darstellung. Zu der frommen Magd des Herrn kommt der Engel Gabriel, einer von den „starken Helden Gottes, ausgesandt zum Dienste der Seligen," wie im Sturme hereinfahrend, die Hände über die Brust gekreuzt, hehr und mild zugleich, die frohe Botschaft zu bringen. Aus einer himmlischen Glorie schwebt, von Engelschaaren umgeben, das Bild des heiligen Geistes, die Taube hernieder in's stille Gemach der Gebenedeiten unter den Jungfrauen. Der seine Boten zu Winden und seine Engel zu Feuerflammen macht, hat auch in diesem Bilde die Hand eines Sterblichen befeuert und begeistert, daß Linie und Farbe dastehen wie am ersten Schöpfungsmorgen, da er gebot: „es werde Licht und es ward Licht," und wie am zweiten neuen Schöpfungstage, da es hieß: „und das Wort ward Fleisch und es wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit."

Ein anderes Gemälde von demselben Meister ist die Transfiguration. Ob dem Berge der Verklärung schwebt Christus mit Moses und Elias auf einer Wolke, „und seine Kleider wurden weiß als ein Licht;" durch die Wolke hindurch umleuchtet der Strahl einer höhern Welt die Jünger, die, wie vom Blitze darniedergeworfen, „fielen auf ihr Angesicht und erschracken sehr." Die Schrecken göttlicher Lichtblitze und himmlischer Kraftwirkung auf die Leinwand zu bannen, dazu war dieser eiserne Tizian mit übermenschlicher Gluth und Kraft auf wunderbare Weise gerüstet, während das höhere, rein geistige Element zu einem Bilde der Verklärung freilich nur ein Raphael herbeizubringen vermochte.

Wie die göttliche Einfalt einer heranschwellenden Knospe zu der in volle Farbenpracht entfalteten Rose, so verhält sich Giovanni Bellini zu Tizian. Strenge Zeichnung, antikisirende Elemente in der räumlichen Anordnung (Säulen, Nischen, Triumphbogen u. dergl.), und in der Darstellung der Engel, als nackter Flügelknaben, mit Lauten spielend, daneben landschaftlicher Hintergrund und genreartige Beiherspielungen, mit selbstständigem, offenem Natur- und Farbensinn, in sinnig gemüthlicher Weise und festlicher Heiterkeit, leben und blühen in den Bildern Giovannis, der 1426—1516 wirkte, auf die anziehendste Weise ineinander. Christus mit vier Männern am Tische (zu Emmaus?) gilt als sein nahezu vollendetstes Werk, und mit inniger Lust betrachten wir es wieder und wieder. Es hängt vorne in einer Nebenkapelle des Chors. Christus im rothen Gewande segnet das Brod, rechts von ihm sitzt ein Mann mit turbanartiger Kopfbedeckung und mit langem weißem Barte, links ein dunkelbärtiger und dunkel gekleideter Mann mit schwarzem Käppchen, neben diesem Einer mit dem Pilgerstab in der Hand am Ende des länglichen Tisches, hinter dem vier Säulen ragen. Ein gar trauliches, zu heiterer Andacht und ernster Freudigkeit stimmendes Bild, so recht der segnenden Nähe des Auferstandenen abgelauscht, dessen Naheseyn nach dem Wort einer Dichterin „bringt hohen Frieden in's Herz hinein."

Unweit von Rialto, weiter nördlich steht S. Giovanni Crisostomo, vielleicht von Tullio Lombardo etwas nach 1480 erbaut. Die Grundform der Kirche ist gewissermaßen byzantinisch, indem sie ein griechisches Kreuz mit Tonnengewölben und einer Mittelkuppel auf vier Pfeilern bildet, hinten im Chor eine Altartribüne, in Halbkuppelform zugewölbt. Auch in dieser Kirche ist eines der zahlreichen Bilder des unermüdlich „Sandkorn um Sandkorn zum Bau der Ewigkeiten reihenden" Giovanni Bellini. Hieronymus in der Wüste, oben auf einem Felsen sitzend und in einem Buche lesend, umgeben von Christophorus und Augustinus (1513 gemalt), hat ganz den Ausdruck seines kindlich stillen milden Ernstes, der so sehr an deutsche Innigkeit erinnert. Dem Bellini zulieb pilgerte unser Albrecht Dürer einst nach Venedig, um neidlos zu geben und arglos zu nehmen, was der wahlverwandte Genius den beiden großen Geistern voll Kindeseinfalt schenkte. Die südlichen Formen bis auf die lautenschlagenden Engel zu den Füßen und zu den Häupten der Heiligen, wie dankbar nahm sie Meister Albrecht mit in die trübere Heimath! Den zarten, tiefen, sinnig durch ernste Färbung spielenden Geist des deutschen Gemüthes, wie klang er in der zartbesaiteten Seele Bellinis und seiner besten Schüler wieder!

Vor Giorgione, dem großen Schüler Bellinis und Tizians mächtigem Mitschüler, haben wir in der Sammlung Manfrini uns gebeugt; seine glühende herbe Kraft, die wie eine vom Strahle der Sonne noch nicht völlig erschlossene Blume das volle Leben noch in sich verhalten trägt, vererbte sich vorzüglich auf einen seiner Schüler, der sich später zu Michel Angelo hingezogen fühlte, Fra Sebastiano del Piombo, aus dessen früherer Richtung eben in San Crisostomo ein Hauptwerk: der heilige Johannes Chrysostomus — der beredte Mann mit dem goldenen Munde — der Täufer, die heilige Magdalena mit andern Heiligen, in dunkelglühenden Farben wie fernes Meeresbrausen von der

Wand herabtönt, an der das Bild leider etwas zu hoch für das Auge hängt.

Gehen wir zurück an die Rialtobrücke und hinüber mit der lärmenden Menschenwoge in den westlichen Haupttheil Venedigs, das Inselconglomerat jenseits des großen Kanals, dieser mächtig durch die Stadt hindurch sich ringelnden Seeschlange, die ihren Schweif unter den 222 Bogen der Lagunenbrücke hinüber zum Festlande schlägt und den gähnenden Rachen durch den Canal di San Marko zum offenen Meere hinaus öffnet. Da sind wir an der Wiege Venedigs. Unter den hieher in die sichere Laguneninsel geflüchteten Venetern hatten Kaufleute von Padua eine Niederlage gegründet und Consuln regierten von Padua aus diese älteste Niederlassung, die durch den Zug der Hunnen mit einer Menge von Flüchtigen vermehrt, auch weiter durch Theodorichs und Odoacers Raubzüge, durch die slavonischen Seeräuber vergrößert, sich von Insel zu Insel ausdehnte, so daß auf jeder Insel ein Tribun zur Handhabung der Rechtspflege erwählt werden mußte. Zweihundert Jahre nach der ersten Ansiedelung — in der Mitte des sechsten Jahrhunderts — konnten die Venediger bereits von Padua sich lossagen, ja ihm die Schifffahrt auf den Lagunen verbieten. Schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts hatte man die Tribunen der größern Inseln zu Obertribunen ernannt und ihnen die kleinern untergeordnet; da wählten die Venetianer schließlich 697 auf einer Versammlung zu Heraklea auf Vorschlag des von Aquileja auf die Insel Grado geflüchteten Patriarchen ihren ersten Herzog, den Dogen Paolo Anafesto, zum alleinigen Oberherrscher durch zwölf der edelsten Männer, deren Namen Morosi, Contarini, Dandolo, Gradenigo, Falieri, Bembo, Barozzi, Bragadino u. s. w. durch die ganze tausendjährige Geschichte der Weltstadt so klangvoll hindurchtönen.

Hier stehen nun von den alten Tribunen (Rathshallen) noch die einfachen Rundbogenarkaden (der jetzige Oberbau ist später), hier steht noch der alte Pranger für die Gerichts- und Gesetzpublikationen — eine neuere steinerne Stiege ist darüber gebaut — hier ist noch die älteste Kirche Venedigs, S. Giacomello di Rialto, 421 erbaut, 1194 umgebaut, ein dreischiffiges Kirchlein, der Chor geradlinig abgeschlossen, die Nebenschiffe im einfachen Kreuz, das Hauptschiff und Chor in der Tonne gewölbt, einfache Rundbogenarkaden umher auf Säulen mit attischen Basen und korinthisirenden Kapitälen, über denen noch ein Würfelaufsatz steht; über dem Mittelschiffe vor dem Chor erhebt sich eine Kuppel; vor der Westseite ist eine schmale Vorhalle (ein Narther) angebaut, alles gemäß dem spät-byzantinischen Style, der von Konstantinopel in's Abendland kam.

Rings um dieses Kirchlein des kleinen Jakobus und um das alte Tribunal, die Gasse entlang, ist der Fleisch-, Fisch-, Blumen- und Früchtehandelsplatz der Stadt, voll Käufer und Verkäufer, voll von übeln Gestalten und übeln Gerüchen. Eilen wir fort aus der drückenden Luft und dem betäubenden Gedränge an eines der schönsten Gotteshäuser Venedigs, das mitten in diesem Stadttheile liegt, S. Maria Gloriosa ai Frari. Die Brüder vom Orden des heiligen Franziscus haben hier die Mater dolorosa als gloriosa verehren wollen und ihr von dem berühmten Nikolo Pisano 1250 (zur Zeit des zweiten Hohenstaufen) eine wahrhaft gloriose Kirche im germanischen Style erbauen lassen. Freilich bleibt auch sie eine Dolorosa, eine schmerzenreiche für den, der ächt germanischen Geistesschwung und Formverklärung in Italien sucht. Wie S. Giovanni e Paolo hat sie keinen strebenden Thurm, keine strebenden Pfeiler und Bogen außen; aus Backstein erbaut wie jene, hat sie nur die Spitzthürmchen der Giebel, die Hauptglieder und Verzierungen an den Fenstern und Gesimsen und Portalen aus Sandstein, aber verhältnißmäßig stumpf und nüchtern. Rosettenfenster stehen über und neben dem Spitzbogenportal; auf schweren starken Rundsäulen setzen innen die Spitzbogen und Gurtträger auf, die Säulen haben breite, oben mit Balken gesperrte Abstände, die Bogenform ist roh, die Gewölberippen erreichen weit nicht das feine germanische birnförmige Profil, die Gurtbogenträger gehen nur als viereckige Wandpfeiler von den Säulenkapitälen aufwärts; alles ist willkürlich und unorganisch, ohne die Werdelust, die schon in den frühesten deutschen („gothischen") Kirchen Stein und Form in's Geistige hebt. Der Grundriß der Kirche ist im abendländischen Kreuz, die beiden Querschiffe verlängern sich neben dem Chor in je drei spitzgewölbte, eckig geschlossene Kapellen.

Trotz dieser Mängel ist es ein großer, schöner Bau, und überreich an Denkmälern von Dogen, Bischöfen, Admiralen und Generalen in Stein und Farbe und Holz. Da sind Sim. Dandolo (1360), Federico Cornaro, Paolo Savello (1405), Pacifico Bono (1437), Fr. Foskari (1457) verewigt, da steht das Denkmal des Nic. Trono von Lombardi (1471) und Antonio Riccio mit Statuen von Kriegern, Allegorien der Weisheit und Tugend, der heiligen Geistesgaben, des Reichthums, der Tapferkeit und der Klugheit, mit den Büsten Julius Cäsars, römischer Matronen und endlich der Statue des Fürsten selbst, ganz oben Christus und die Verkündigung, alles aus Marmor von Istrien. Seit Marino Faliero, blutigen Angedenkens, hat kein Doge mehr den Dogenpalast bewohnt, ist kein Doge mehr in der Markuskirche beerdigt worden. Andrea Dandolos Grab, der 1354 starb, war das lezte darin. Seitdem bauten die Dogen sich ihre Paläste an den Kanal, ihre Grabmäler in die Hauptkirchen der Stadt.

In dieser Kirche begegnen wir doch auch einmal einer alten Freundin und Landsmännin, der Holzschnitzerei. Giampietro da Vicenza hat 1468 die schönen

Chorstühle aus Eichenholz gemeißelt, in denen germanische und antike Formen sich kräuseln, und die Brustbilder der Apostel und Heiligen so prächtig braun zu dem Beschauer heraus und herabblicken. Der große Bildhauer Donatello hat an einem Altar den Täufer und andere Heilige ebenfalls aus Holz geschnitzt. Den kleinen Täufer über dem Weihwasserbecken hat Sansovino, der Erz- und Hofkünstler der kunstfreudigen, aber schon zum politischen Verfall sich neigenden Republik, köstlich modellirt und gegossen.

Hier begegnen wir auch dem Erzvater der venetianischen Malerei, dem alten Bartolomeo Vivarini, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in der antiken Strenge, die er von den Paduanern lernte, wie mit scharfem Meißel malte. Voll lebendigster Ausprägung und hoher Würde ist sein Gemälde des heiligen Markus (1487) in dieser Kirche. Markus auf dem Throne wird vom Täufer, von Hieronymus und andern Heiligen sammt der Madonna umgeben. Den heiligen Ambrosius auf dem Thronsessel, wieder mit dem strengen Täufer und andern gestrengen Heiligen, hat er nur anfangen können; er starb darüber und sein trefflicher Schüler, Marko Basaiti, der wie Bellini durch Antonello von Messina aus Flandern die van Eyck'sche Oelmalerei und die liebevolle Nachahmung der den Menschen umspielenden Natur überkommen hatte, hat es vollendet. Den anmuthsvollen Zusammenklang dieser deutschen Sinnigkeit und dieser italienischen Formenstrenge, wie er eben dem tiefen Gemüthe und der formgewandten Hand Giovanni Bellinis so sehr gelang, daß er der eigentliche Altvater, der Vater Abraham der venetianischen Malerei wurde, die an Giorgione ihren erstgebornen Sohn, ihren wilden Esau, und in Tizian ihren eigentlichen Stammhalter, ihren vielgesegneten Vater Jakob bekam, diese eigenthümliche Anmuth, wobei das Strenge mit dem Weichen sich so wunderlieblich und jungfräulich mischt, genießen wir reichlich auch an dem kleinen, in der Sakristei befindlichen Gemälde Giovanni Bellinis, das die Madonna auf dem Throne mit musicirenden Engeln zu Füßen und mit vier prächtigen Heiligen zu den Seiten darstellt. Trete dann nur gleich wieder der große Sohn selbst heran zum großen Vater mit seiner Madonna auf dem Throne, welcher der heilige Petrus die ganze Familie Pesaros, des alten Bischofs und Generals der Republik, zur Aufnahme in den Himmel empfiehlt. Da ist der schwarzhaarige, braune, markige Kopf, dem man in Tizians Bildern öfters begegnet, eine Festigkeit und Strenge in den Zügen, die von Weinen und Lachen nichts wissen und doch das tiefste Gefühl durchblicken lassen. — Das Denkmal des Dogen Pesaro steht daneben; vier riesige Mohren tragen das Gebälke, auf dem sein Thron steht. Der lezte Pesaro starb vor vier und dreißig Jahren in London.

Tizian, der den einen Grundzug der Schule, die an der Antike gelernte Darstellung der Menschengestalt in ihrem ursprünglichsten Naturzustande und in ihrer nackten Schönheit später am liebsten in den mythologischen Gebilden der Venus, des Adonis, des Bacchus, der Diana und Ariadne u. s. w. darstellt, hat auch seinen kirchlichen Bildern eine hohe antike Ruhe des Daseyns gegeben, wie sich gerade an diesem Madonnenbilde mit der Pesarofamilie zeigt, welches zu den großartigsten seiner Kirchenbilder gehört. Er selber, der weltumfassende und in der reinen Körperform Geist und Leib wundersam vermählende Genius, dieser glorreiche Liebling der glorreichen Mutter Gottes von Venedig, schläft selbst in dieser Kirche, in welche er auch sein sonst gefeiertstes Kirchenbild, die Himmelfahrt Mariä, gemalt hat. Es ist jezt vor dem Moder der Kirche in die Akademie gerettet, wo wir es hernach aufsuchen wollen. Hier an seinem Grabe drängt sich uns die Bemerkung auf, wie Tizian nicht bloß als Maler, sondern fast auch als Mensch unsterblich heißen mag; denn ganze Menschenalter hindurch stand er wie ein Riese vor der Staffelei; nur ein Jahr fehlte, um ihm ein Jahrhundert voll zu machen; erst die große Pest im Jahr 1575 mähte auch ihn hinweg. Ein dürftiger Stein auf dem den Gräbern vielfach nachgesunkenen Marmorboden bezeichnete bisher seine Gruft mit der italienischen Inschrift: „Hier liegt Tizian von Vecell, der Nebenbuhler von Zeuxis und Apell.“ Als Denkmal für ihn konnte bisher der heilige Hieronymus von Vittoria gelten, der in weißem Marmor nicht weit von Tizians Grabe steht. Dieser selbst soll dazu Modell gestanden haben. Das Marmorbild zeigt auch ganz die Adlernase, die tief unter den Brauen versteckte Augenhöhlung, die erhabene Stirne, die wir aus gemalten Bildnissen des nicht aus gewöhnlichem Zeug geschmiedeten Kunstheroen kennen, der auch im Alter noch zürnen und lieben konnte wie keiner. Antonio Canova, der 1822 in Venedig starb, hatte ein Grabmal für Tizian entworfen; er starb darüber und nun wurde es als Grabmal für ihn selbst auf Kosten Europas von seinen Schülern ausgeführt. Jeder meißelte eine Gestalt — es sind allegorische Bilder der Skulptur, Architektur, Malerei, der Adria u. s. w. Für Tizian aber wurde neuerdings von Zandomeneghi ein eigenes Denkmal gegenüber entworfen und ausgeführt, das in italienischem Geschmack oder Ungeschmack viel mit allegorischen Gestalten und sonst unreinen Kunstformen prangt, auch das erste, das lezte und das berühmteste kirchliche Bild Tizians in Marmorrelief — nachdruckt!

— —

Von ai Frari ist nur ein Schritt zu der nahen Scuola di San Rocco neben der Kirche gleichen Namens, wo friedlich neben Tizianischen Gemälden die

Bilder rauschen und bluten, welche der von Tizian einst im Zorn über seine Sudelei die Treppe hinabgeworfene Tintoretto in langer Folge, von der Verkündigung Mariä bis zur Kreuzigung, so wie aus der Geschichte des heiligen Rochus, auf Bestellung der frommen Bruderschaftsgilde zu San Rocco gemalt hat. Seine kräftigen Schatten, seine energische Muskelbildung, seine dunkle Färbung, seine theatralische Schaustellung sind in diesen großen Compositionen noch ein Werk der ächten Kunst im aufrichtigen Dienste der Schönheit. Hat Tizian bis in den üppigsten Erguß von Sinnlichkeit hinein immer etwas spartanisch strenges, gemeiner Lust unnahbares bewahrt, so hat Tintoretto vom Spartanerthum in diesen seinen besten Bildern das von Drako mit Blut geschriebene Gesetz sich gemerkt, und nicht so gefährlich, aber eben so in die Augen springend in blutrothen Tinten seine lebensvollen Gestalten auf die Leinwand geschrieben, und alle zeugen von dem leidenschaftlich bewegten Geiste, der dieses fatale Genie durchzuckte. Bei dem Fischzug Petri in der Kirche San Rocco mußte es ihm eine Lust seyn, die starken Gesellen so recht an dem zum Zerreißen vollen Netze die Glieder sich recken, die Muskeln schwellen, die Adern sich röthen zu lassen, und was für einen Stoff gab erst der bethlehemitische Kindermord!

Zu dieser leidenschaftlich bewegten Farbenwelt im Innern fügt das Aeußere des Bruderschaftsgebäudes selbst einen eigenthümlichen Reiz und Ueberreiz. Bartolomeo Buono hat es mit andern 1517 erbaut. Eine prächtige marmorne Doppeltreppe führt hinauf in die schönen, einfachen, von leichten Säulen getragenen marmorgepflasterten Säle. Diese waren vor drei Jahren sehr den österreichischen Kugeln ausgesezt; neununddreißig solcher unkünstlerischen Gäste flogen auf die Räume herein, allerdings noch lärmender als in Tintorettos Verkündigung Mariä, wo gleich eine ganze Heerschaar von Engeln zum Fenster der holdseligsten unter den Weibern hereinstürmt. Die Außenseite hat der Baumeister Scarpagnino mit einer glänzenden Façade versehen, wie es kaum eine ähnliche gibt. Der Reichthum der zarten und geschmackvollen Verzierungen, welche die marmorne Wand, die Fenster- und Thüröffnungen, Bänder und Gesimse füllen, geht fast in phantastische Ueberfülle. Das Bruderschaftsgebäude wurde erbaut von dem Ueberschusse der Armengelder, welche die Brüder von S. Rocco, dem Pestheiligen, zur Befreiung von der Pest und zur Besorgung von Pestkranken zusammengebracht hatten. Die 1490 gegründete Rochuskirche soll 1725 von dem Gelde umgebaut worden seyn, das durch den Verkauf des Tizianschen Gemäldes, Christus vom Henker gebunden, ähnlich dem Christus mit dem Zinsgroschen, einem wahrhaft protestantischen Erzeugniß des unerschöpflichen Genius, erlöst worden ist.

Von Scarpagninos phantastischer Formenfülle weg suchen wir nach einem Bauwerke, das uns wieder in dem reinen Genuß klarer, würdiger Kunstform ernüchtern soll. Also durch Gassen und Kanäle hindurch südlich weiter — da sind wir wieder am Ende der Welt. Diese Inselhälfte, auf der wir uns befinden, läuft in ihrer westlichsten Spitze in das Marsfeld aus, die Südküste (so zu sagen) endet ohne Ufergang am Canale di Fusina, weiterhin trennt nur ein schmaler Steinweg die Häuserinseln von dem sehr breiten Canale della Giudecca. Das ist wieder von eigenthümlichem Eindruck, am Ende des sonnenlosen engen Gäßchens und des dunkelnden Canals plötzlich vor der breiten, brückenlosen Wasserstraße zu stehen und drüben, entlang der wieder mit kleinen Querkanälen durchschnittenen Giudeccainsel, der sich östlich die Insel von San Giorgio vorlegt, die Häuserfronte, vom hellsten Abendscheine überröthet, sich im Wasser spiegeln zu sehen. Wie ein anderer Welttheil liegts da drüben über dem blaugrünen Gewässer und freundlich lockt die lieblich herüberschimmernde Kuppel von San Redentore zur Bewunderung des Meisterstücks von Andrea Palladio, des großen Baukünstlers von Vicenza, dessen Genius reich genug war, nicht nur seine Vaterstadt, sondern auch das große Venedig mit Palästen und Kirchen zu füllen. Er ist neben Michel Angelo der einflußreichste Meister der modernen Baukunst, er war immer neu und geistvoll in Lösung der schwierigsten Aufgaben, seine Werke haben das Gepräge eines Geistes, der da weiß, was er will, und will was er weiß, und er wußte Würde und Schönheit antiker Formverbindung mit schöpferischem Reichthum zu vereinigen wie keiner nach ihm.

Il Redentore (1576 gebaut) hat eine schöne, edle, aber etwas nüchterne Stirnseite. Das Mittelschiff baut sich in Gestalt einer mit griechischem Giebelfelde geschlossenen Eingangshalle vor, deren Gebälke von zwei Wandpfeilern außen, von zwei korinthischen unkannelirten Wandsäulen dazwischen getragen wird. Eine breite Marmortreppe führt hinauf zum rundbogigen, darüber mit einem stumpfen Dreieck überschlagenen Portal. Auf der Giebelspitze steht als Akroterion das Bild des Erlösers, rechts und links davon auf der Mauerecke des Mittelschiffs zwei andere heilige Steinbilder. Die hohe helle Kuppel überragt das Ganze und rechts und links davon steht je ein etwas niedrigeres rundes Thürmchen mit kegelförmigem Dache. Das Innere ist eben so streng als malerisch durchgeführt. An die Mittelkuppel über dem Kreuze lehnen sich, auf Säulen ruhend, hohe Halbkuppeln in Form des griechischen Kreuzes; der östlichen Halbkuppel baut sich der halbrund geschlossene und gewölbte Chor an, in dem eben die Kapuziner Hora halten. Hinter einander knieen die braunen Kutten auf dem Marmorboden und kreuzigen sich und beugen sich bald nieder zur Erde, richten sich bald wieder auf die Knie, die jüngsten am

eifrigsten. Wir schleichen an ihnen vorbei aus der bildlosen Kirche in die Sakristei, wo sich die ehrwürdigen Väter eine eigenthümliche Kunstsammlung angelegt haben. Da stehen unter Glasglocken ein Dutzend lebensgroße Kapuzinerköpfe aus Wachs bosirt; es sind Nachbildungen von Kapuzinern, die als Missionäre den Tod gefunden. Die Wunden in Stirn und Kopf und Hals klaffen weit und roth auseinander; die blassen Lippen, die leichenfahlen Gesichter, die gläsernen Augen starren mit dem ganzen peinlichen Ausdruck, der den Wachsfiguren eignet, zu uns her. Wenden wir uns ab und schauen wir lieber die Ruhe in den Gesichtern, den stillen hohen Ernst der Gestalten, den Meister G. Bellini in drei schöne lebensvolle Bilder hineingemalt hat. Das erste stellt die Madonna mit dem auf ihrem Schooße liegenden, von links und rechts musicirenden Engeln in Schlaf gewiegten Kinde vor. Welche Unschuld in dem Kinde, wie feierlich die Kinderengel ihre Lauten spielen, wie innig die lauschende Mutter die Fingerspitzen ihrer Hände zum Gebet zusammen legt! Daneben ist eine zweite Madonna mit dem Kinde, das frei auf ihrer linken Hand steht, während links Katharina, rechts Johannes es gleichsam hüten helfen. Auf einem dritten Bilde von Bellini sitzt das Kind auf dem Schooße der Mutter, rechts steht Paulus, links ein Kapuziner daneben, in hohem stillem Ernste das Wunder Gottes verehrend.

(Schluß folgt.)

Aus Irland.

(s. Nr. 47. 1852.)

V.

Unser kleines Boot gleitete pfeilschnell über die dunkelblauen Wellen des Boyne weg und schien ihre Spitzen wie die Möve nur spielend zu küssen. Die Scenerie blieb noch eine Weile ungemein lieblich. Die Höhenzüge zu beiden Seiten des Flusses senkten sich in anmuthigen Formen der See zu, in deren Nähe sie rasch nach Norden und Süden sich wendend aus eisenschwerem Sand einen Wall gegen die anströmende Fluth bauten, der selbst wieder kleine Aeste gleichsam als Vorposten in das Meer hinausschickte und sie die leichteren Scharmützel mit den Wogen bestehen ließ. Noch lachte uns jedoch auf den beiden Ufern des Boyne das frische, von der Sonne überglänzte Grün der Wiesen an; oder es öffnete sich an den näher tretenden Höhen ein von Lärchen überschattetes Glen, durch das ein fernher schimmerndes Wässerchen niedergaukelt, bis es, wie aus seinen Kindesträumen aufgeschreckt, den schäumenden Boyne vor sich sah und mit einem lauten Angstruf über die Felsen stürzte; oder einzelne Fischerhütten, kleine Pachthöfe und Dörfchen traten in das liebliche Bild des Flußthales, welchem es so wenig wie den übrigen Thälern der Smaragdinsel an der Staffage zahlreicher Kinder fehlte.

Wir hatten das alte Tredach und seine zwei den Boyne überspannende Brücken kaum hinter uns, als die Scene sich plötzlich änderte. Die Ausläufer der Hügelketten schienen sich vor der Majestät der nahen See mehr und mehr beugen zu wollen; ihre mit Gras oder Moos bekleideten Seiten waren in der mit Salz geschwängerten Luft gebleicht und die Vegetation beschränkte sich bald auf Farnkräuter, Riedgras und Strandrohr, während die animalische Welt eine große Strecke, Küste auf und Küste ab, nur durch krächzende Raben, Möven und Kaninchen repräsentirt war. Vergeblich sah ich mich nach einem menschlichen Wesen um. „Wir könnten hier," sagte mein junger Freund, „eine volle irische Meile umherwandern, ehe wir eine Hütte erreichten; auch müßte man sich wie ein Kaninchen unterirdisch anbauen, denn die Stürme, welche von drei Seiten auf diesen Theil des Strandes hereinbrechen können, würden bald jede andere als die aus den massivsten Steinblöcken erbaute Wohnung in die Luft schleudern." — Es war in der That eine Scene wilder, öder, trostloser Einsamkeit, nur den eisumstarrten Einöden der Hochalpen vergleichbar. Wie ich bereits angedeutet habe, schützt eine Reihe von Sandhügeln das Inland gegen die ruhelos heranspülenden Wogen des Meeres, und eine Unzahl von eben so ruhelos wechselnden Sandbänken macht die Schiffahrt an diesem Theil der irischen Küste äußerst gefährlich. Das nördliche Ufer des Boyne läuft in einem scharfgeschnittenen spitzen Winkel in die See ab, an Farbe, Gestalt und gekerbter Oberfläche einer riesigen Eisenfeile nicht unähnlich. Die Meeresbarre war an einem feinen, wie mit einem Silberstifte gezeichneten Streifen erkennbar, welcher etwa eine Viertelmeile jenseits der eigentlichen Mündung des Flusses zwischen zwei, nördlich und südlich weiter in die See vorspringenden Hügelrücken hinlief und vor der eben zwei stattliche Dreimaster mit ausgespannten Schwingen, die Nase südwärts gewendet, entlang schwebten.

Das südliche Ufer, welchem sich unser Boot zuwendete, flachte sich gegen die Mündung fast ganz ab; Laufmarken — hohe, starke, tief eingerammte Stangen mit Holzschildern, um sie den Schiffern in der Ferne bemerklich zu machen — Laternen auf dreibeinigen eisernen Gerüsten, gleichsam im Wasser schwimmende Miniaturleuchtthürme, ein kleines schwarzes Wachtboot, das zwischen der Küste und der Barre vor Anker lag und einem Gespensterschiffe glich, denn kein lebendiges Wesen war auf dem Verdeck zu sehen, und endlich einige guirlandenartig am Strand aufgehängte Fischernetze deuteten auf dieser Seite des Gestades die wenigstens zeitweise Nähe menschlicher Wesen an. Der hervorragendste und anziehendste Gegenstand jedoch, welcher diesem wilden Küstengemälde etwas eigenthümliches und ich möchte sagen recht irisches gab, war ein zu unserer Rechten unmittelbar am Strande in die blaue Luft emporragender Thurm, dessen stark ausgezackte Zinnen sich in dem nur wenig bewegten Wasser spiegelten und dessen dunkle Schießscharten drohend in die offene See hinauszublicken schienen. Auf der Nordseite dieses schmalen, viereckigen, zwischen sechzig und siebzig Fuß hohen Thurmes sah ich eine niedrige gewölbte Oeffnung, welche als Eingang dient; drei Schießscharten öffnen sich in ziemlich gleichen Entfernungen auf dieser und der südlichen Seite; östlich und westlich, unmittelbar unter den Zinnen, sind zwei unregelmäßige Oeffnungen in der Mauer angebracht und scheinen anzudeuten, daß der Thurm vorzugsweise als Warte oder Ausguck gedient hatte und nur durch ein Versehen, durch einen jener Zufälle, welche bei Shakespeare die römischen

Bürger in ihrer Begeisterung für Julius Cäsar die „Mützen“ in die Luft werfen oder Seeschiffe an der Küste von Böhmen landen lassen, unter den vier- oder fünfundsechzig Rundthürmen, welche der heiligen Insel erhalten wurden, mit aufgezählt wird, während andere ganz ähnliche Thürme, z. B. der von Meyne in der Grafschaft Mayo, mit Recht ausgeschlossen sind.

Eine kleine Strecke landeinwärts, und zwar westlich von dem Thurme, sah ich einen eisgrauen, säulenartigen Steinkoloß in die Luft emporragen und erfuhr von unserem Schiffer Patrik, jener „Ubillsk“ werde »the Lady's Finger« genannt, und der Steuermann, welcher sein Schiff sicher über die Barre und in die Mündung des Boyne führen wolle, müsse genau auf dem Punkte wenden, wo der Thurm und der „Ubilisk“ in eine Linie träten. — „Die Einfahrt,“ setzte er hinzu, „war in frühern Zeiten sehr verrufen und man gesellte den Gefahren, welche dem Schiffer in Gestalt von Sandbänken, Untiefen und Klippenketten drohten, die Tücke der Slua-shy und Shy-gyhis zu, wie wir die unsere Ströme und Flüsse schützenden Geister und die Windsbraut nennen, die sie den Eindringlingen entgegen senden; in unsern Tagen glaubt man jedoch, dieß sey nur eine kleine Kriegslist gewesen, deren sich die Schiffer von Tredagh bedienten, um ihren Verdienst nicht durch fremde Mitbewerber geschmälert zu sehen.“

Patrik zog sein Duodezboot unmittelbar vor dem Maiden-Tower (Jungfernthurm) — denn so nennt man, wie mein junger Freund mich belehrte, diese Warte in der Umgegend, auf den Sand und wir traten alsbald durch die niedrige, gewölbte Oeffnung in das Innere. Die Mauern sind so dick, daß nur eben hinreichender Raum für eine schmale, steil ansteigende Wendeltreppe blieb, welche durch oben erwähnte drei Schießscharten äußerst spärlich erleuchtet wird. Erst als Patrik uns die auf die Plattform führende kleine Fallthür öffnete, machte das in Fülle einströmende Licht es möglich, das alte Gemäuer näher in's Auge zu fassen. Die innere Einrichtung des Thurms hatte so wenig Aehnlichkeit mit der der Rundthürme wie seine äußere Form. So verschieden nämlich die Rundthürme in Bezug auf Höhe, Umfang und Gestalt seyn mögen — der von Trummery in der Grafschaft Antrim ist einer der merkwürdigsten, da seine Mauern in der halben Höhe ringsum zwei Fuß vorspringen, so daß er aus der Ferne einem Vogelhaus gleicht — so sehr sie hinsichtlich der Zahl, Stellung und Form der Lichtöffnungen von einander abweichen, in so mannigfacher Weise da, wo das Dachhütchen fehlt, die Zinnen sich auszacken, so sind sich doch alle darin gleich, daß das Eingangspförtchen sich dreizehn bis zwanzig Fuß über dem Boden öffnet und daß die Tragsteine im Innern auf eine Abtheilung in fünf bis sechs Stockwerke deuten, welche zur Aufnahme einer größern oder geringern Anzahl von Personen bestimmt waren. Hier dagegen öffnet sich die Thüre zu ebener Erde und von einer Abscheidung der Stockwerke findet sich keine Spur; auch wäre bei der Enge des Raums eine solche kaum möglich gewesen. Auch fällt die Erbauung des Jungfernthurms offenbar in eine weit spätere Zeit als die der Rundthürme; er scheint kaum vor der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts aufgeführt worden zu seyn; ja, eine Nummer des »Drogheda Journal« welche ich mir desselben Tags noch verschaffte, suchte darzuthun, daß der Thurm erst aus der Zeit der Königin Elisabeth stamme. „Der Name,“ heißt es dort, „welchen ihm die Bevölkerung der Umgegend beilegt, deutet auf die »maiden-queen« und die Bestimmung des Thurms ist nicht zu verkennen; er sollte eine Landmarke für den vom Sturm verschlagenen Seemann abgeben.“ Am Schlusse des Aufsatzes kühlt sich jedoch das heiße irische Blut des Verfassers ein wenig ab und er sagt ziemlich kleinlaut: „Freilich ist alles, was sich über die Geschichte des Maiden-Tower beibringen läßt, nur Vermuthung, da jedes verbürgte historische Zeugniß fehlt, und nur das ist gewiß, daß er in düsterer Einsamkeit auf dem öden Strand sich erhebend, der Wuth der Stürme trozt und auf die geschäftigen Sterblichen, welche an ihm vorübersegeln, gleichgültig niederblickt.“

Die Zinnen des Jungfernthurmes erschlossen uns ein eben so reiches als ausgedehntes Rundgemälde: zur Rechten die dunkelblaue See mit einer Menge malerischer Bergvorsprünge, stiller Buchten, von den Wellen umspülter Klippen, die bald einem sich schaukelnden Boote, bald einem in dem Wasser spielenden Delphin, bald einem gegen die Wogen ankämpfenden Riesen glichen; die zauberreiche, in der Sonne funkelnde, duftige Wasserfläche in der Ferne von schneeweißen Segeln belebt, die stolz zwischen Mourne und Bray-Head zogen, den beiden Vorbergen, welche die Aussicht nördlich und südlich abschlossen; zur Linken — landeinwärts — der östliche Theil der Grafschaften Meath und Louth mit ihren welligen Sandhöhen im Vordergrunde, ihren waldgrünen oder heiderothen Hügelseiten, ihren heimlichen Glens, ihren wasserreichen Thälern, den ragenden Trümmern ihrer Schlösser, Abteien und Kirchen, und ihren Dörfern, Landsitzen und Cottages.

Mein junger Freund nahm, von Patrik eifrig unterstützt, die Ansicht von dem hohen Alter des Thurmes mit der Lebhaftigkeit eines Erinsohnes in Schutz. „Bei den Stürmen,“ sagte er unter anderem, als wir uns auf die „Zahnlücken“ der Zinnen niedergelassen hatten, um die reiche Scenerie, die uns umgab, behaglich zu überschauen, „bei den Stürmen, welche seit mehr als tausend Jahren über die heilige Insel brausten, ist es erklärlich, daß tausende der wichtigsten Zeugnisse in Betreff der Geschichte unseres Landes verloren gegangen sind. Wo diese fehlen, muß man die Sagen des Volks als Ersatz hinnehmen. Auch an diesen Thurm knüpft sich eine Sage, die allen Hirten und Fischern den Strand entlang

bekannt ist, und welche mein guter Oheim seinen Besuchern in folgender Weise zu erzählen pflegt."

„Maolseachlain mit den weißen Zähnen oder der Rastlose (Bonaire), wie man ihn gewöhnlich nannte, weil er bei allen Kämpfen und Abenteuern den Vorfechter spielte, hatte von seinen Vorfahren, den Königen von Meath, nichts geerbt als ihr heißes Blut, ihre Kampflust und den östlichen Theil ihres ehemaligen Reiches; das nördliche Ufer des Boyne war im Besitze eines ähnlichen, obgleich bejahrteren Kampfhahns. Wenn diese zwei Helden nichts anderes auszufechten hatten, lagen sie sich wegen der Flußgrenze oder wegen eines verlockten Wolfshundes in den Haaren. Bei einem dieser freundnachbarlichen Sträuße hatte Weißzahn das Glück, seinen Nachbar gefangen zu nehmen. Der Besiegte lag Wochenlang in einem dunkeln Kerker zu Cloalp, als Bonaire dessen Tochter, die schöne Deintre, zu Gesicht bekam, und von ihren Reizen hingerissen, dem alten Recken die Freiheit anbot, wenn er ihm die Hand seiner Tochter zugestände. Zum erstenmal sah man die beiden wilden Gesellen einträchtig ausziehen, um die Bären und Wölfe in den Bergen zu bekämpfen oder auf das raubsüchtige Volk der nördlichen Inseln Jagd zu machen; zum erstenmal hörte man in den befestigten Thürmen, welche damals den Clanhäuptern als Wohnungen dienten, die Stimme des Barden und die Töne seiner Harfe; die glücklichen Stunden des jungen Paares waren jedoch gezählt. Schon war der Tag festgesezt, welcher die Liebenden verbinden sollte, als Stammverwandte auf einer fernen Küste Bonaire's Hülfe gegen einen mächtigen Feind ansprachen. Die Ehre, von welcher er eine andere Ansicht hatte als Falstaff, ließ weder Wahl noch Zögerung zu, und der Vater der Braut, auf dem die stillen Tage bereits schwer lasteten, bestand darauf, Bonaire mit seinem Stamm zu begleiten. Angesichts des schwarzen Schiffes, das die beiden Milesier und ihre Krieger über die See tragen sollte, versprach Weißzahn der schönen Deintre, er wolle, wenn das Glück ihm hold sey, in einem Jahr und einem Tag mit einer weißen Flagge an dem Schnabel seines Schiffes in die Mündung des Boyne einlaufen, im andern Falle aber werde eine blutige Flagge schon aus der Ferne Kunde von dem geben, was geschehen sey."

„Das Schiff war kaum am fernen Horizonte verschwunden, als Deintre befahl, auf der Stelle, wo sie die Mastspitze in die blauen Wasser hatte tauchen sehen, diesen Thurm zu erbauen. Einem solchen Wunsche konnte damals schneller und leichter entsprochen werden als in unsern Tagen, denn wenn die Arbeit am Tage noch so lässig von statten ging, so waren in den Nachtstunden die Cluberieauns, die Collough-na-luhas, die Leprawhouns, die Linawnshjis, die über die Geschicke unserer milesischen Familien wachenden Banshys, und wie die lustigen Wesen alle heißen mögen, von denen die Smaragdinsel damals wimmelte und die noch immer in unsern abgelegenen Glens und in unsern einsamen Pachthöfen spuken, nur um so geschäftiger, und ehe der volle Mond zum drittenmal aus der See stieg, war der Thurm vollendet, von dessen Zinnen die verlassene Braut nun Tag für Tag in der weiten Wasserwüste nach dem Schiffe ausschaute, das ihr den Geliebten wiederbringen sollte. Je näher die festgesezte Zeit kam, desto gleichgültiger wurde sie gegen die Stürme, die ihren Thurm umbrausten, gegen die Donner der Wellen, die wüthend gegen den Fuß des Baues heran rollten, desto angestrengter blickte sie in die nebelumhüllte Ferne, aus der sie jeden Augenblick den schwarzen Rumpf des Schiffes und die weiße Flagge heraustreten zu sehen hoffte. Der festgesezte Tag brach endlich an, die Sonne trat aus dem Nebelmeer und am fernen Horizont zeigte sich ein dunkler Fleck, der sich höher und höher hob. Es war Bonaire's Schiff und an dem Schnabel flatterte die weiße Fahne im Morgenwind. Ein Freudenruf drang aus der Brust der schönen Deintre; ihr Glück war jedoch von kurzer Dauer. Als der Weißzahn den Thurm mit seinen hohen Zinnen und den Schießscharten ansichtig wurde, flammte das milesische Blut in seinen Adern auf; er sah sein Gebiet in dem Besitz räuberischer Nordländer; die Warte galt ihm für ein Zeichen seiner Schmach. Augenblicklich rief er seine Mannen zu den Waffen und ließ die blutrothe Flagge aufrollen. Ein Todesschauer durchzuckte das Herz der Jungfrau bei diesem Anblick, Nacht umhüllte ihr Auge, ihre Seele und sie warf sich von den hohen Zinnen in die Wellen, welche die eben steigende Fluth gegen den Fuß des Thurmes schleuderte. Für die Wahrheit der Geschichte spricht, nach dem Dafürhalten meines guten Oheims, nicht nur das Daseyn des Thurms und sein Name, sondern auch die Aussage von Fischern und Hirten, welche zuweilen in hellen Mondnächten eine jungfräuliche Gestalt auf diesen Zinnen nach Osten ausblicken, dann die weißen Arme erheben und leicht, luftig wie ein Nebelbild, wie der Schatten eines Wölkchens in die blauen Wasser hinab gleiten sehen."

Im Verlaufe dieser Mittheilung, welche mich an eine ähnliche unsern Genua auf der schönen Riviera di Levante spielende Sage erinnerte, hob sich die Fluth und zehn bis zwölf Schiffe, welche sich der Barre zaudernd genähert hatten, wendeten jezt die Nase der Mündung des Boyne zu und belebten bald die bisher so stille Bai. Die weitum hörbare Stimme der heranschwellenden Fluth weckte den Ostwind, der lässig sich erhob und dem ein Segel nach dem andern die weiße Brust bot. Da Patrik seine Nußschale einem dieser Schiffe bis Drebagh anhängen wollte, war es hohe Zeit, dem Maiden-Tower und der ausgedehnten Aussicht über See und Land Valet zu sagen, und zehn Minuten später legte das Boot mit dem noch aus der Ferne wiederholt Abschied winkenden Studenten an der

Seite der Shane Bai an. So gern ich den liebenswürdigen jungen Mann bis Dregheda begleitet hätte, war ich doch einem berühmten Fleck der Grafschaft Mid, wie die Irländer Meth aussprechen, zu nahe, als daß ich mir es hätte versagen können, ihm einen kurzen Besuch abzustatten. Patrik hatte mir den Fußpfad, der über eine leichte Höhe zu dem Dörfchen führte, genau angegeben, und als ich den Gipfel der Höhe erreichte und noch einmal nach dem alten Thurme und der schönen Bai hinblickte, kam ein Hirte, dessen Schafe und Ziegen sich in der grasigen Klüftung auf der Südwestseite des Hügels gütlich thaten, zu mir heran und bat um „einen armen halben Pfennig." Der alte Bursche stammte gewiß, obgleich er bettelte, von einer milesischen Familie ab, wenigstens waren Gesicht, Brust, und was sonst von seiner Haut sichtbar seyn mochte, so schwarzbraun, daß an seiner Herkunft von ägyptischen Einwanderern nicht zu zweifeln war; auch seine Bekleidung deutete auf die Abstammung von einer Völkerschaft, welche an den Traditionen von patriarchalischen Zuständen festhielt, denn sie bestand aus nichts anderem als einem »bered,« wie er die grobwollene, schwarze Mütze nannte, die einen Theil seines starken Haarwuchses bedeckte, einem Wamms aus Schaffell und einem paar Inexpressibles von erdfarbiger Leinwand, welche in malerischen Zacken und Trotteln über den Knieen endigten; dazu kam noch, daß seine Sprache sehr »gipsy-like,« nämlich ein Gemisch von Irisch und irisirtem Englisch war, daß er von seinem Berufe, welcher ihm erlaubte, stets im Freien zu leben und mit seiner wolligen und zottigen Heerde in einem ausgedehnten Bereiche umher zu wandern, mit großem Behagen sprach, endlich daß er ein O'Connor war; denn alle milesischen Familien haben das O' oder das M' vor ihrem Namen und unter hundert Milesiern heißen neunzig O'Connor oder O'Neile.

Es war nicht möglich, dem armen alten Burschen eine so bescheidene Bitte abzuschlagen, auch wünschte ich mir ihn geneigt zu machen, um meine allenfallsigen Fragen mit einer Antwort und nicht, wie der irische Landmann zu thun pflegt, mit einer Gegenfrage erwiedert zu sehen. Der weiße Jungfernthurm war noch deutlich zu sehen und ich fragte den Hirten, indem ich auf die hohen Zinnen deutete, ob es wahr sey, daß sich eine weibliche Gestalt zuweilen in den Stunden der Nacht auf jener Warte zeige. — „Man hat dem Herrn also bereits die Geschichte von der unglücklichen Deintre erzählt?" lautete die unerläßliche Gegenfrage. „Nun," fuhr er unter Einmischung aller der betheuernden, einen Zweifel, eine Gewissensverwahrung, eine Schmeichelei u. s. w. ausdrückenden und sich in dem Munde der Englisch sprechenden Irländer aus den untern Ständen stets wiederholenden Wörtchen, wie »arrah,« »gra,« »acushla,« »avurnihn,« »astore machri,« »bathershin« u. a. mit einem gewissen Selbstgefühl fort, „man hat schon viele wunderbare Dinge in unserem Lande erlebt, und die Hirten, die Küstenschiffer und die Umwohner unserer zerfallenen Klöster und Schlösser sind reich an Geschichten von Erscheinungen aller Art; mir selbst aber ist nie das Glück zu Theil geworden, etwas zu sehen, das einer andern als dieser Welt angehört hätte, was seinen Grund »bathershin« (vielleicht) darin hat, daß ich an einem Montag, und zwar am hellen Morgen, zur Welt kam."

„Noch eine Frage, Freund," sagte ich; „in meinem irischen Reisehandbuch hier, welches nicht einmal der Mellifontabtei und des Maiden-Tower gedenkt, heißt es, der berühmte Milesius sey zuerst hier gelandet. Weiß die Bevölkerung der Küste etwas von dieser Sage?" — „Fragt der Herr," entgegnete der Alte lebhaft, „ob unsere Leute das Ar-n-atar (Vater unser) kennen? Man weiß nicht nur, daß der große Held hier gelandet ist, sondern man kennt alle einzelnen Begebenheiten, welche mit dieser Landung in Verbindung standen, namentlich weiß man auf das genaueste, welche verruchte Zauberkünste die Danonians in's Werk setzten, um die tapfere Schaar von der Küste abzuwehren." — Der alte Milesier war ganz gewillt, mir alle die wundervollen Nebelbilder, Wolkenungeheuer, Lufterscheinungen und Wasserscheusale, welche bei dieser Landung in's Spiel kamen, ausführlich zu beschreiben; da die Mittagsstunde aber längst vorüber war und der irische Himmel sich mittlerweile in sein gewöhnliches nebelgraues Gewand gekleidet hatte, dessen Saum sich zusehends tiefer und tiefer auf Meer und Land senkte, nahm ich Abschied von dem alten Mann, der mir sein »Go soirbige dia duit« (Gottes Segen mit Euch) wiederholt nachrief, und eilte dem nahen Coalp zu, wo ich mir das Grab Coalpas, eines Sohnes des Milesius, auf dem Kirchhofe zeigen ließ und die Angesichts des Kirchhofs aufsteigende Umwallung in Augenschein nahm, auf welcher der junge Held im Kampfe mit den Danonians den Tod gefunden haben soll. Des drohenden Regens wegen wurde diese Umschau ziemlich »à l'anglaise« abgethan, und zwei Stunden später sah ich den schönen Thurm von St. Mary's Church in die neblige Luft empor ragen und auf dem alten Fort von Drogheda die britische Fahne flattern. Als ich den Bahnhof erreichte, wurde eben der von Norden kommende Zug signalisirt, und unter Sturm und Regen und inmitten von Gesichtern, die das schlechte Wetter in griesgrämliche Falten legte, flog ich wieder der Hauptstadt der Smaragdinsel entgegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Der Besuch des Kaisers. — Die königliche Bühne. — Der Tunnel. — Weihnachtsausstellungen. — Kinderbühnen.

Das wichtigste Ereigniß dieses Decembers war der Besuch des Kaisers von Oesterreich in Berlin. Nicht als dürften wir annehmen, daß alle Differenzen zwischen den beiden deutschen Großmächten, die politischen Rivalitäten und commerciellen Gegeninteressen, dadurch mit Einem Schlage ausgelöscht oder auch nur ausgeglichen wären. Wer in unsern staatlichen Angelegenheiten einen stetigen, wenn auch zuweilen gehemmten, doch niemals völlig abgebrochenen oder erlahmten Fortschritt zu freierer Bewegung und Verselbstständigung des Volkslebens wünscht, kann den Wunsch eines unbedingten Einverständnisses zwischen Preußen und Oesterreich kaum hegen. Die Friktion in den innern Angelegenheiten muß bleiben, sie ist, wenn denn doch eine große deutsche Reichseinheit vor der Hand nicht zu erreichen steht, das Lebenselixir unserer Zukunft. Anders in den äußern Fragen, und daß man in diesen einig seyn wolle, sobald es eine Abwehr fremder Anmaßung gelten sollte, dafür scheint der kaiserliche Besuch eine bedeutungsvolle Bürgschaft zu geben. Ein Gefühl von dieser Wichtigkeit lebt in der Berliner Bevölkerung, und während der preußische Stolz sich nicht selten in einem ausgesprochenen Gegensatz gegen österreichische Richtungen gefällt, wurde die Ankunft des jungen Kaisers hier mit allgemeiner Freude begrüßt. Die Feierlichkeiten, welche ihm zu Ehren angestellt wurden, bestanden in militärischen Aufzügen und Vorstellungen, in festlichen Theateraufführungen im glänzenden Opernhause vor ausschließlich vom König eingeladenen Zuschauern und dem nöthigen Zubehör an Dejeuners, Diners, Soupers. Das neue Museum, diese an künstlerischen Schönheiten so reiche Schöpfung, ließ der Kaiser nicht unbesucht und soll sein Wohlgefallen darüber lebhaft ausgesprochen haben. Weniger Befriedigung dürfte ihm das Theater geboten haben. Zwar ist die hiesige Aufführung der Spontinischen Oper Olympia, welche man gewählt hatte, durch das Zusammenwirken der Damen Johanna Wagner und Luise Köster ausgezeichnet, aber um so schwächer in allen Männerrollen. Marie Taglioni hat sich durch den Bau und die Sicherheit ihrer Beine und das Ballet Satanella durch seine Ausstattung Ruf erworben, und man führte es deßhalb ebenfalls dem kaiserlichen Gaste vor. Aber im Schauspiel bot man ihm nichts, und leider hatte man darin so unrecht nicht, obwohl Franz Josephs Theaterneigungen gerade nur dem Schauspiel zugewendet seyn sollen. Man hatte nicht unrecht, weil der kaiserliche Protektor des Wiener Burgtheaters an ein treffliches Zusammenspiel gewöhnt ist, während man es hier liebt, dem Publikum das unfertigste Auseinanderspiel darzubieten. Das Berliner Schauspiel, einst von hohem, europäischem Ruf, sinkt tiefer und tiefer und wird an Präcision, Eifer und Wärme der Darstellung von unsern Theatern zweiten Ranges übertroffen. Ich will indeß nicht wiederholen, was ich schon in einem früheren Briefe geschrieben, sondern nur ein paar neue Thatsachen beibringen von dem Erfolg und dem Anstande, mit welchen das Berliner Hoftheater gegenwärtig verwaltet wird. Durch ein trauriges Repertoire ist es dahin gekommen, daß das Deficit dieses Jahres bei einem königlichen Zuschuß von 150,000 Thalern auf 80,000 Thaler stieg. Nun sucht man nach Mitteln, eine bessere Oekonomie einzuführen, und welche ergreift man? Unter andern auch die Entziehung der Eintrittskarten, welche sich in den Händen hiesiger Schriftsteller befanden. Ich bin keineswegs der Ansicht, daß eine Bühnenleitung verbunden sey, jedem Skribenten, dem es beliebt, in irgend einem Blättchen über das Theater zu räsonniren, ein Freibillet zuzustellen. Aber wer auf eine solche Vergünstigung den ersten Anspruch hat, das scheint mir der dramatische Dichter zu seyn, und ich könnte dir Namen mehrerer beliebter und anerkannter dramatischen Autoren nennen, welche hier am Orte leben, Stücke auf der königlichen Bühne hatten oder noch haben, und denen dennoch das seit Jahren ihnen zustehende Freibillet plötzlich entzogen wurde. So achtet die Leitung des Berliner Hoftheaters den dramatischen Dichter, dessen Wirken und Schaffen sie pflegen, ermuntern und erleichtern sollte! Man glaube auch nicht, daß politische Beziehungen dabei mit im Spiele waren; die Maßregel traf die conservativsten Männer, sie ist rein finanzieller Natur. Und was kann wohl der Berliner Hofbühne an den paar armseligen Thalern gelegen seyn, welche sie den Taschen der wenigen hier ansäßigen dramatischen Autoren entlockt? Alle Mängel der Bühne soll die — Subordination ersetzen. Wegen irgend welcher Vergehen gegen die Hausordnung ließ der Intendant vor Kurzem ein Mitglied des Chors verhaften und auf vierundzwanzig Stunden in Polizeigewahrsam bringen. Um nicht gezwungen zu seyn, fremde Lokale in Anspruch zu nehmen, läßt man bei Gelegenheit des Neubaus im Schauspielhause, wie man mir erzählt, hinter dem Concertsaal ein Arrestlokal anlegen, dessen Nähe für den Eigensinn launenhafter Künstler von drohender Bedeutung werden soll. Mit welchem Rechte eine solche Einrichtung getroffen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Diese Thatsache wurde mir von so würdigem Munde mitgetheilt, daß ich für meine Person keine Ursache habe, an deren Richtigkeit zu zweifeln. Bezeichnend genug ist es jedenfalls, daß jeder Berliner, dem sie erzählt wird, darin gar

nichts Merkwürdiges mehr findet. (Wir auch nicht.) Während schlechte Uebersetzungen schwacher französischer Stücke, alte Schwänke und Possen, die vor Menschenaltern schon schlecht waren, über die Hofbühne gezogen werden, weist man ein neues Lustspiel von Freitag, dem Verfasser des „Kunz von der Rosen," der „Valentine" und des „Grafen Waldemar," als unbrauchbar zurück. Warum heißt das Lustspiel aber auch „die Journalisten"? Warum wagte es der Verfasser, ein paar Vertreter der Tagespresse für würdig zu halten, Helden eines Lustspiels zu seyn? Man läßt einen afrikanischen Mulatten, Mr. Ira Aldridge, in zerfetzten Stücken Shakespeare'scher Trauerspiele auftreten und in englischer Sprache einem deutschen Publikum zerrissene Brocken vorsetzen von dem, was unsere Literatur in so wundervoller Uebertragung besitzt, aber das Werk eines deutschen Dichters kann nicht aufgeführt werden, wenn es einen so reglementswidrigen Gegenstand wie das Verhältniß zweier Journalisten behandelt. „Die Kerle," hieß es, „sollten wir auf dem Theater gar noch illustriren!"

Doch von etwas Freundlicherem, von einem schönen Schriftstellerfeste, das am 3. December gefeiert wurde. Der hier bestehende literarische „Sonntagsverein zum Tunnel über der Spree" beging das Jubelfest seines fünfundzwanzigjährigen frohen und gedeihlichen Lebens. Einige kurze Notizen über die Geschichte dieses Vereins dürften den Lesern nicht uninteressant seyn. Am 3. December 1827 saßen Abends in demselben Kaffeehause, in welchem der Verein u. s. w. oder kurzweg der „Tunnel" noch heute seine Sitzungen hält, im Belvedere hinter der katholischen Kirche und nahe dem Opernhause, der Humorist Saphir, der Hofschauspieler Schneider und ein paar Freunde beim Glase Wein, als plötzlich, und zwar aus Saphirs Munde, die Idee zur Stiftung eines literarischen Vereins, in welchem nur eigene Produktionen der Mitglieder vorgetragen werden sollten, unter ihnen auftauchte. Der erste Einfall lief auf eine ausschließlich humoristische Gemeinschaft hinaus, daher man auch bestimmte, daß jedes Mitglied einen Vereinsnamen führen und so alles Persönliche aus dem Spiel bleiben sollte. Vorzugsweise die Namen bekannter Schriftsteller und Künstler gaben dieses ideale Maskengewand, das zugleich den Zweck hatte, die im Verein geübte Kritik rücksichtsloser und entschiedener zu machen. Der Name des Vereins war bald gefunden, die Nachmittagsstunden des Sonntags von fünf bis sieben Uhr für die wöchentliche Sitzung gewählt, und die Thätigkeit des Vereins nahm ihren Anfang. Von leiblichen Genüssen wird, mit Ausnahme der Jahresfeste, in den Versammlungen gänzlich abstrahirt; die angemeldeten Arbeiten poetischer oder sonst literarischer Natur werden vorgelesen und beurtheilt, wobei jedes anwesende Mitglied gehalten ist, seine Ansicht sofort unumwunden auszusprechen. Durch die strenge Uebung der Kritik, welche in den fünfundzwanzig Jahren des Bestehens nie vernachläßigt wurde, gewann der Verein einen bildenden Einfluß auf seine Mitglieder, sowohl auf die Selbsterkenntniß und den Fortschritt beurtheilter Talente als auf die Klarheit und Schlagfertigkeit des Urtheils aller Betheiligten. Die Theilnahme für den Verein blieb in stetem Wachsen, während sonst häufig dergleichen Institute sich nur durch die Zuthat gemeinschaftlicher Mahlzeiten zu halten vermögen, welche hier, wie gesagt, bei den wöchentlichen Versammlungen durchaus verpönt sind. Der „Tunnel" hat mehr und mehr seine vorwiegend humoristische Tendenz abgestreift, wenn er auch die Form der Vereinsnamen und das Protektorat des unsichtbaren Schutzpatrons Eulenspiegel, als dessen Statthalter der jedesmalige Vorsitzende figurirt, beibehalten hat. Die Eule der Weisheit und der Spiegel der Thorheit sind die Vereinsattribute, und ein traditioneller Wahlspruch lautet, daß zwischen den Extremen ungeheurer Ironie und unendlicher Wehmuth in rechter Mitte die Schönheit zu suchen sey. Ernst und Humor, die Tragik wie die Komik, überhaupt alle Gebiete der Dichtung haben jetzt eine gleichmäßige Geltung im Verein erlangt, und jährlich ersteht in seinem Schooße eine nicht unbeträchtliche Zahl trefflicher Arbeiten lyrischer, epischer, ja sogar dramatischer und auch novellistischer Gattung. Die beste Vorstellung von der Bedeutung und innern Kräftigkeit des Tunnels über der Spree wird eine namentliche Aufführung seiner literarisch oder künstlerisch bekanntesten Mitglieder gewähren, wobei ich bemerke, daß die Gesammtzahl aller noch lebenden Vereinsgenossen bereits mehr als hundert beträgt. Es befinden sich darunter die Dichter und Schriftsteller Fr. Eggers (Redakteur des deutschen Kunstblatts), Theodor Fontane, Emanuel Geibel (jetzt in München), George Hesekiel, Paul Heyse, Franz Kugler, Bernhard v. Lepel, Rud. Löwenstein, Wilhelm v. Merkel, Max Ring, Scherenberg, Heinrich Smidt u. a., die Maler Th. Hosemann, Adolph Menzel, Stilke, Hermann Weiß, der Bildhauer Wilhelm Wolf u. s. w. Ehrenmitglied ist W. v. Kaulbach, und von den berühmten Verstorbenen nenne ich den Dichter Strachwitz und den Schauspieler Lemm. Gewiß eine achtbare Schaar talent- und geistvoller Männer.

Das Jubelfest am 3. December 1852 begann mit der ordentlichen Sitzung, in welcher die Herren Fontane, Scherenberg, Lepel und Eggers neue Dichtungen vortrugen. Hierauf ertönte ein Fanfarenstoß und es erschien ein Bote Sr. Majestät, des unsichtbaren Oberhauptes, Eulenspiegel, welcher durch eine Kabinetsordre im Style Friedrichs des Großen einen Vereinsorden für die bisherigen Mitglieder stiftete. Dieser Orden besteht in einer von dem Bildhauer Wolf eigens zu diesem Zwecke gearbeiteten Medaille an buntscheckigem Bande. Nach der von humoristischen Anreden an die zu Schmückenden begleiteten Ordensvertheilung erfolgte die Aufführung eines Festspiels, das den Titel trug: „Tyll Eulenspiegels silberne Hochzeyt. Eyn Schönbarthspill in Eym Auffzug." Das Programm lautete ferner: »Dramatis Personae: Bombastus der Doktor; Fraw Hypochondria; Tyll Eulenspiegel; Fraw Critica die Wehmutter; Phoebus Apollo, derer Musen Gott. Daß theatrum praesentiret des Tyllen Hauß." Den Inhalt bildete in züchtiger Darstellung der humoristische Vorgang, wie Tyll Eulenspiegel am Tage seiner silbernen Hochzeit mit Fraw Hypochondria von sich selbst in verjüngter Gestalt entbunden wird. Den Schluß des Festes machte eine solenne Abendmahlzeit, durch eine von dem Maler Ewald gezeichnete, von dem ehemaligen Hofschauspieler, jetzigen Hofrath Louis Schneider witzig erklärte Tischkarte, durch poetische und humoristische Toaste und Vorträge, so wie durch einen reichen Kranz neu gedichteter

Tischlieder gewürzt. Das Ganze trug einen so harmlosen und zugleich so anmuthig geistvollen Charakter, daß die Stimmung aller Theilnehmer des Festes zu einer dem Enthusiasmus verwandten Befriedigung sich erhob. Ich wünsche dem schönen Verein ferneres gesundes Bestehen und kräftiges Gedeihen.

Die Weihnachtszeit ruft in Berlin immer eine Menge von Aus-, Vor- und Darstellungen zu einem vorübergehenden Insektendaseyn in's Leben. Dießmal blieben dieselben jedoch an Glanz und Geschmack gegen frühere Jahre zurück. Das Bedeutendste, was uns als Weihnachtsgabe geboten wurde, war die Reihe sehr schön in Oel gemalter Ansichten, welche der amerikanische Maler Smith in cykloramatischer Folge unter dem Titel einer Reise durch Europa an unsern Blicken vorüberführte. Von Dover aus ging die Reise durch Frankreich und Belgien den Rhein aufwärts nach Italien und bis nach Griechenland. Im Frühjahr wird der Künstler mit diesen europäischen Ansichten nach Amerika hinüberschiffen, wie er uns im Herbste des Jahrs 1851 ein ebenfalls sehr schön gemaltes Cyklorama des Mississippi von dorther nach Europa trug. Eine ganz neue Erscheinung der Weihnachtszeit ist das Weihnachtskindertheater, welches die Generalintendanz der königlichen Schauspiele im Concertsaale des Schauspielhauses aufgeschlagen hat. Darin wird von Kindern, Mädchen und Knaben, zuerst ein Mährchenspiel und dann ein Ballet aufgeführt. Das erstere, an sich eben nicht von poetischer Bedeutung, interessirte nur durch die Naivetät der mitwirkenden Kinder, das zweite war den kleinen Tänzern mit erstaunlicher Präcision eingeübt. Im Allgemeinen jedoch wird mit solchen öffentlichen Kinderkomödien mehr geschadet als genützt. Das unentwickelte Gefühl der kleinen Schauspieler wird dadurch auf eine für ihre spätere Entwicklung gefährliche Bahn geleitet, auf der frühreife Eitelkeit, Selbstüberschätzung, Irrthum über den eigenen Beruf und Mangel an Lebensernst für jede nützliche Thätigkeit wuchern. Das Schicksal derer, die durch die Kinderkomödie zu dem Glauben verleitet wurden, sie hätten Beruf zur Schauspielkunst, ist stets ein trauriges gewesen. Im achtzehnten Jahrhundert entstanden mehrere Kindertruppen, die anfänglich einen Kassenerfolg hatten, bald aber spurlos verschwanden. Eine derselben war in Wien ansäßig, wurde jedoch aus sittlichen Gründen durch Befehl beseitigt. Näheres über diese Gründe zu sagen, verbietet sich mir aus Rücksichten des Anstandes. Unter den früheren Truppen erlangte die Kindergesellschaft Berner's den meisten Ruf. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und bis zum Ausbruch der französischen Revolution durchzog Felix Berner Süddeutschland von einer Stadt zur andern. Im Jahr 1782 verbreitete man ein in Frankfurt a. M. gedrucktes Buch, worin die Geschichte dieser Kinderkomödie nebst den wunderhaften Thaten dieser unmündigen Schauspieler erzählt, auch eine Reihe von nicht weniger als vierundzwanzig Bildnissen der Knaben und Mädchen, die sich in der Histrionenwelt ausgezeichnet hatten, beigefügt war. Darstellungen von Scenen, die als vorzüglich gelungen galten, fehlten gleichfalls nicht. Direktor Felix Berner ist zufolge dieses Buchs ein Mann, der durch sein Unternehmen eine Pflanzschule guter Schauspieler zu begründen die Absicht hatte, was ein „höchst patriotisches Vorhaben" genannt wird. Er hatte sechsundvierzig Kinderschauspieler, ließ Tragödien, Lustspiele, Opern und Ballets aufführen, und sein Repertoire war inhaltvoller als damals irgend eines von denen, welche uns die Theaterannalen überliefern. Von Berner's sechsundvierzig Kindern hat aber kein einziges der angeblichen Absicht des Direktors entsprochen. Sie zeigten sich, als sie älter wurden, sämmtlich talentlos und fristeten als höchst untergeordnete Komödianten kümmerlich ihr Leben. Von allen sechsundvierzig Namen finden wir auch nicht Einen in der Theatergeschichte aufgezeichnet, obgleich man sich bemühte, aus dem Leben und Treiben der Mädchen, welche sich verheiratheten, Kunde über ihre Wirksamkeit auf der Bühne einzuziehen. Dieß aber war die berühmteste Kindertruppe. Mit jeder folgenden stand es im Beginn schon kläglich genug, und aus keiner ist ein Ergebniß erfreulicher Art hervorgegangen. Läßt sich schon die Verwendung von Kindern im Ballet vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit und Humanität nur schwer rechtfertigen, so dürfte es noch schwerer halten, der Schauspielerdressur unmündiger Kinder von irgend einem Standpunkte aus das Wort zu reden. Die öffentliche Schaustellung, bevor sie fähig sind, den Zweck der Schauspielkunst irgend wie zu begreifen oder deren Anforderungen zu ermessen, kann in den meisten Fällen auf ihre Neigungen nur verderblich wirken.

Helgoland, im Herbst 1852.

Gustav Adolph. — Die Saison.

Erst mit dem August begann „die rothe Klippe" sich ansehnlicher zu füllen, meist mit Norddeutschen, zunächst aus Hamburg und den Küstenländern. Fast gar niemand aus dem Süden unseres Vaterlandes, kaum noch ein vereinzelter Sachse, desto mehr Britten, auch viele Schweden, deren hohe, schlanke Figuren entschieden vortraten. An Celebritäten war ziemlicher Mangel. Nur Ein Fremder von größter Auszeichnung traf auf der Insel ein, Gustav Adolph. Am 10. August haben sie ihn herübergeholt von der Düne, wo der mächtige Kriegsheld, mit vergebens zum Kommando ausgestreckter Hand, in kleiner Bretterbude, wie auf dem Paradebette lag, umwogt von Ultramarin, aus welchem sich die silberweiße Sandbank selbst gleich einem Zaubergrabe erhebt, dem die drei schwarzen „Baaken" — Signale, welche die Richtung von Klippen andeuten — statt Kreuzen dienen. Auf einem Floße zwischen zwei Schiffen, ähnlich jenen, mit welchen die Blankeneser in See fahren, ward er an's Ufer gebracht, Mittags, mit der Fluth, in zwei Stunden, unter dem Herbeidrängen vieler Zuschauer. Nahe an hundert Menschen beschäftigte der Transport, fünfzehn auf jedem Schiffe. In einer stürmischen Oktobernacht des vorigen Jahrs um zehn Uhr strandete bekanntlich das Schiff, welches das kolossale Erzbild trug, rückwärts an der Dünenzunge, wo die stärkste Brandung tobt. Noch kurz vorher, am Abend hatte man es vom Eilande aus gewahrt. Ein halbes Jahr lag die Statue im Meere; erst im April 1852 ward sie nach ungeheurer Anstrengung und einer dreitägigen Arbeit herausgehoben, um später noch einmal unter den Wogen sich begraben zu lassen; es kam Hochwasser und riß alles, auch die Bretterhütte mit fort. Da fing die Mühe von neuem wieder an. Durch das Strandrecht fiel das schöne Werk Fogelbergs und der Münchner Kunst den Helgolandern heim, welche freilich mit äußerster Lebensgefahr die Bergung besorgt. Man weiß, daß Schweden sich weigerte den geforderten Rückkaufspreis zu zahlen. Der Matrose, welcher uns den Gustav Adolph zum erstenmal zeigte, noch auf der Düne, versicherte, das Bild habe ursprünglich 40,000 Thaler gekostet und sey von den hiesigen Bewohnern bei der üblichen Versteigerung um 2000 Thaler erstanden worden. Das Meerwasser hat die glänzende Gestalt mit einem grünlichen Anfluge überhaucht. Das Gesicht, so nah dem unsern, erschien uns erschreckend lebendig, aber die grundehrlichen, guten Augen, die uns daraus entgegen blickten, gaben schnell das Vertrauen zurück. Was hilft jezt das Gebieten deiner ausgestreckten Finger? Ein gebrechliches Desserttellerchen haben die Fischer auf die riesige Erzbrust des gewaltigen Königs und Feldherrn gesezt — zum Sammeln von Trinkgeld. Jeder Eintretende wirft seine paar Schillinge dem Helden, welcher einst die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, an den Kopf. Was haben wir nicht alles für Urtheile über das Bild vom Reisepöbel hören müssen! Die Feder am Hute, Schärpe und Knöpfe waren die Bewunderung der Gaffer. Nun umschließt ein Magazin in der „Bindfadenallee" des Unterlandes dieses durch seine Schicksale doppelt merkwürdige Bildwerk. Nicht in seinem königlichen Stockholm, am geringen Strande, mitten unter armen Schiffern soll Gustav Adolph stehen. Noch vermochte man sich nicht zu einigen über die geeignete Stelle. Die prächtigste wäre freilich hoch oben die Kante oder das Nordhorn, von wo man hinaus schaut in die Meereinsamkeit; die Wahrscheinlichkeit spricht für eine minder stolze Aufstellung, auf dem Markte, beim Conversationshause.

Unmittelbar in der Nähe des lezteren, dessen Mauer Anschlagzettel aller Art trägt, Ausschreiben der Regierung, Anzeigen von frischen Austern, Hummern, Concerten, Bällen u. d. m., spinnt sich das Treiben der Modewelt ab. Alles eilt herbei zum Tanzfeste. Als die feenhafteste von allen Vergnügungen der Saison hat sich aber wieder die Grottenbeleuchtung bewährt, in magischer Augustnacht, unter jener Klippenwelt, welche mit titanenhaften Umrissen die tausendjährige Geschichte des Strandes in den Himmel schreibt. Mit welchen Augen betrachtet indessen oft die Menge die großartigen Naturspiele! Kann man doch auch kaum irgendwo auf dieser Welt eine hübsche Aussicht haben ohne Geruch von Beefsteaks. Jene Dame, während die Sonne aus goldener Glorie sich herabsenkt, um gleich einer brennenden Rose im Meere zu verlöschen, entschuldigt sich: „Ich muß zur Table d'Hôte." Eine andere, in Wolken von Spitzen gehüllt, sagt zu dem neben ihr hergehenden Mann mit orangegelben Handschuhen und weißem Hute in unnachahmlichem Tone: „Die Sonne geht heute wieder ganz schlecht unter," wie man von der Arie einer Primadonna spricht, die nicht bei Stimme ist. Um diese Stunde pflegt das Publikum des Conversationshauses nach der Kante auszuwandern. Wie manchen schönen Abend hat uns das Geschwätz des eleganten Pöbels verdorben! Der Putz stieg in diesem Jahre auf eine lächerliche Höhe. In keiner früheren Saison soll solche Thorheit mitten in der Fischeridylle so grell hervorgetreten seyn. Selbst in die Läden im Unterlande drängt sich jezt mehr Modetand, wenn auch die Sentimentalität der Erinnerungen an Helgoland — im Norden legt man beim Aussprechen dieses Namens nicht wie im Süden den Accent auf die erste Sylbe, Helgoland, sondern auf die lezte, Helgoland — noch immer die Hauptrolle spielt. Es besteht eine ganze Fabrik — Hornsmann, in der Treppenstraße — von Holzwaaren mit hundert Ansichten der Insel. Eigenthümlich erscheinen die leichten

strohgeflochtenen Pantoffeln und Schuhe an den Schaufenstern. Man stolpert über kleine muschelverkaufende Kinder mit langem blonden, straffen Haar. Nur zwei Fragen, aber unzählige mal, hörten wir, als wir den Fuß auf „die rothe Klippe" setzten, und so weit er uns trug: „Wollen Sie Muscheln?" — „Wollen Sie eine Wohnung?"

Oft machte es uns einen seltsamen Eindruck, wenn wir, von unserer Zelle am Fallm bei zauberischem Mondschein niederschauend, zu unsern Füßen, wie ein böses Koboldnest, vom schwellenden Meere, der Faust Gottes, fast erdrückt, das funkelnde Ball- und Spielhaus gewahrten. Die Hazardtische stoßen unmittelbar an den Tanzsalon, und es hat etwas Zerreißendes, hier auf diesem Riffe im Ocean, mitten unter so vielen Himmelswundern, solche dämonische Höhle des Lasters zu finden. Ein Pächter von Hamburg hält die Spielbank. Wir wissen nicht, daß sie schon gesprengt worden wäre. Ein Berliner, welcher mit der vor einigen Wochen aus der preußischen Hauptstadt veranstalteten Extrafahrt, bei der man um den geringen Preis von drei Thalern für die Person mit dem Dampfer herbefördert wird, in aller Bescheidenheit anlangte, um einen Tag auf dem Eilande König Helgos zu verweilen, wagte am grünen Tisch acht Groschen, gewann mit ihnen vier Louis und trat sammt dem Golde wohlgemuth seine Dreithalerfahrt wieder an.

Trotz diesem momentanen Ueberfluthen von Fremdlingen aus ganz Europa, und trotz dem, daß die Menschen ihre Qual und Schmach überall mitzuschleppen wissen, hat sich bei den armen Klippenbewohnern, die einschleichende Gewinnsucht abgerechnet, noch manches ganz primitiv und in aller Kindlichkeit erhalten. Hinter des Schauspielers Grunert langhaarigem Newfundländer jagten, wo er sich blicken ließ, die Knaben her; noch niemals hatten sie ein solches Thier geschaut. Neulich brachte ein Helgolander ein kleines Schwein mit vom Dampfschiffe, nur so unter dem Arm; Alt und Jung lief ihm nach, die Buben verließen ihn nicht mehr. Da kam es los; nun rannten sie alle geschwind fort, aus Schrecken vor dem Geschöpf, große Bursche darunter. Haben sie doch von vierfüßigen Thieren, außer ihren Schafen, denen man im Nothfall auch Fischreste vorwirft, kaum ein paar Kühe auf der Kuppe in der „Kartoffelallee." — Trotz allen Entbehrungen und Mühen, ist dieses Lootsenvölkchen vielleicht jezt das glücklichste in ganz Europa. Keine Politik, kein Drängen nach neuen Zuständen, nur die alte poetische Ursehnsucht zum Meere. Die Helgolander sind Britten, und sie erkennen es als ein Glück. Kommt es den Landenden nicht wunderlich vor, plötzlich wie im Traume sich auf englischem Gebiete zu sehen? Auf jener von Albion gebauten riesenhaften Treppe, welche in drei kühnen, blitzartigen Zacken, Unterland und Oberland malerisch verknüpfend, bis zum Gipfel der Klippe steigt, trägt das Volk, am meisten die Weiber, erschreckende Lasten auf und ab, Säcke mit Torf, Kohlen. Diese Aermsten müssen unaufhörlich mit äußerster Anstrengung um das Leben ringen, es sey zu Wasser oder zu Land. Wir begegneten einem unter schwerer Bürde keuchenden Greis. Auf unsere mitleidige Anrede entgegnete er unter Schweißtropfen, die ihm von der Stirn flossen, „Ja, es ist wahr, wir haben es recht sauer, aber wir sind doch frei." — Sie darben wohl oft, allein was sie kärglich erwerben, dürfen sie ungeschmälert behalten. England nimmt keine Abgaben vom Eilande. Sie sind frei, fühlen sich mit Stolz als Theile einer großen Nation. Was kümmert sie die Brigg Dänemarks, dort, wo Meer und Himmel in eins verschwimmen, so fern, daß man meint, sie segle im Aether, das Kriegsschiff, welches hier einen Lootsen nahm und nach Altona steuerte, um den Schoner, das bisherige kleine Wachschiff, abzulösen, das nicht mehr fertig werden konnte mit dem Schleswig-Holsteinlied der Hamburger? Santa Cruz heißt die Brigg, wir sind an ihr vorübergefahren: vierzehn Kanonen. Wie die Mannschaft hoch in den Masten nistete und an den riesigen Segelwänden, gleich Möven an Riffen!

Als Gegenstück zum Ball in Flor und Seide im Conversationshaus hat die junge Welt der Insel auch den ihrigen, Sonntags, „im grünen Wasser." Man pflegt noch immer hinzugehen und sich der Anmuth der Helgoländerinnen zu freuen, die in ihrer charakteristischen Landestracht erscheinen und nicht selten von Herrn der Saison zum Tanze aufgefordert werden. — Haben wir unsere Schiffer bei ihren Zerstreuungen besucht, so wollen wir ihnen auch zur Andacht folgen. Orgelton schallt vom Felsen. Wir sind durch viele schmale, reinliche Gäßchen mit der Aussicht auf den Wogenschwall und mit hochtönenden Namen gegangen: „Trafalgar-, Waterloo-, Wellington-, Victoria-, Blücherstraße" u. s. w. An der Kirche, während des Gottesdienstes, weht frische Wäsche patriarchalisch, gleich Segeln. Von der in Schiffform gebauten Decke — ein umgekehrtes Schiff — schwebt wie eine Kirchenlampe ein Schifflein mit allen flatternden Segeln nieder und unter ihm steht zu lesen: Richmer Peter Krehn, geboren auf Helgoland im Jahre 1762, Schiffskapitän auf Spanien und Portugal mit Hamburger Flagge." — Der Prediger auf der Kanzel, murmelt er nicht wie das Meer von ferne? Hat er von der Nordsee gelernt? Zuweilen schlägt er auf den Pult; das hat etwas vom Ruderschlage. Man nennt die Namen derer sowohl, die heimgekehrt sind, als die noch auf der Fahrt sich befinden, und betet für leztere. — Wird ein Neugeborener getauft, so ziehen die andern Kinder, eine ganze Prozession, in's Gotteshaus mit Krüglein, in denen sie das Taufwasser zutragen und in das mächtige Becken gießen. Gern verweilt man inmitten des friedlichen kleinen Kirchhofs, von wo man den Ocean blauen sieht, als Sinnbild des andern hier, auf dem sich diese Schläfer eingeschifft in ihren Gräbern — stille Kähne. Dort auf einem blüht noch eine Rose. Auf manchem Steinmale sind Sanduhr, Anker und Taue eingegraben. Oft begegnet man aber auch bloß kleinen Holzstückchen — ein Endchen Planke nur, auf welchem der Schlummernde sich fortgerettet aus dem Schiffbruche dieser Welt. Jeder Sohn der Insel kehrt nach den weitesten Pilgerfahrten doch zulezt wieder in diese engste Bucht zurück. Wer aus der kleinen Schaar fehlt, wer nicht hier unter dem Grase liegt, der liegt sicher auf Meeresgrund. Treu hängt der Helgolander an seiner rauhen Klippe, die ihm Wiege und Sarg ist.

(Schluß folgt.)

Paris, December.

(Schluß.)

Monniers Prudhomme. — Théâtre des Funambules.

Der Pariser Bourgeois ist von deutschen himmelweit verschieden, er ist eine bei weitem lächerlichere Figur. Der Pariser Bourgeois, besonders wie ihn Prudhomme repräsentirt, ist ein unleidlicher Schwätzer, voll Aufgeblasenheit und Eitelkeit, beschränkt und Poltron durch und durch. Diese Schwächen geißelt Monnier mit rücksichtsloser Schärfe; er gibt Mr. Prudhomme einen Radikalen zum Freunde, der ihn zu den größten Thorheiten verleitet, indem er auf seine Eitelkeit spekulirt. Das constitutionelle System Louis Philipps, welches sich besonders auf den Bourgeois stüzte, wird indirekt dadurch lächerlich gemacht. Herr Prudhomme hängt unbedingt dem Gouvernement an und glaubt und hofft dadurch die vier großen Wünsche seines Lebens zu erreichen, einen Ehrendegen von der Nationalgarde, eine Einladung mit seiner Frau zum Hofball, die Dekoration der Ehrenlegion und einen Titel. Um diese Wünsche, um die Mittel sie zu erreichen, und die bittere Thatsache, für immer darauf verzichten zu müssen, im Augenblick, wo sie der Erfüllung nahe scheinen, dreht sich das Stück. Es ist durchaus undramatisch, die Intrigue ziemlich plump, und doch ist das Ganze nicht ohne Spannung. Dieß scheint ein Widerspruch, ist es aber in der That nicht; wir erleben ja alle Tage, wie z. B. an den Bauernfeld'schen Stücken, daß Schauspiele ohne allen innern Werth auf der Bühne durchaus nicht ohne Erfolg sind. Geschicklichkeit in der Anordnung, gute Vertheilung der Effekte, eine gewisse Gewandtheit, die Stimmung des Zuschauers vorherzuberechnen und auszunutzen, kurz die „bühnengerechte" Anlage tragen oft mehr zum augenblicklichen Erfolg eines Stücks bei, als der dramatische Werth der Dichtung selbst.

Henry Monnier und Madame Grassan geben die Rollen des Herrn und der Madame Prudhomme, und besonders leztere ist höchst komisch in ihrer Erscheinung, obgleich sie die Farben etwas zu stark aufträgt. Sie ist in ihrem Spiel mehr deutsch als französisch, eine etwas wohlbeleibte Frau, nicht ungemüthlich, aber etwas zu beweglich, zu bunt aufgetakelt, von zu wenig Manieren, zu offen den unmittelbaren Eindrücken sich hingebend. Diese Schattenseiten der deutschen Hausfrauen verwandter Kreise treten bei uns gegen die ewigen Lichtseiten deutscher Weiblichkeit so zurück, daß sie fast verschwinden. Aber Madame Prudhomme hat nichts von jener zärtlichen, hingebenden Mutterliebe, die der Nationalzug der deutschen Frauen ist. Sie opfert ihre Tochter ihrer Eitelkeit, oder beabsichtigt es wenigstens. In Henry Monniers Stück ist es der Vater, der als Beschützer der Tochter auftritt. Die commercielle Weise, in der ganz besonders in Paris die Heirathen abgeschlossen werden, die vom Willen der Tochter ganz unabhängige Entscheidung der Eltern, spielt auch im kleinen Liebesroman Fräulein Prudhomme's eine Rolle. Aber so verwachsen ist diese Unnatur mit der französischen Anschauung, daß selbst Henry Monnier sie nicht zu geißeln gewagt hat, oder vielmehr er hat nichts Unnatürliches darin gefunden. Dieß beweist wohl am besten, wie aus dem Leben gegriffen Monniers Lebensbilder sind; er kann nur die Eigenthümlichkeiten, die Schwächen der einzelnen Klassen, nicht die der Gesammtheit vor sein Forum ziehen, aus dem einfachen Grunde, weil er leztere selbst theilt. Das Bourgeoisthum ist daher in seiner specifischen Gestaltung vortrefflich karrikirt, aber alles, was Nationalfehler ist, erscheint nur zufällig eingeflochten und nicht als solcher dargestellt. Ich glaube, daß man niemals einen Franzosen finden wird, der im Stande wäre seine eigene Nation auch in ihren Schwächen objektiv zu zeichnen; das ist nur einem Deutschen möglich, der sich schließlich selbst negirt.

Außer den beiden genannten Schauspielern ist etwa nur noch Tedard, der eine Nebenrolle gibt, erwähnenswerth; er spielt die eigentlichen „dummen Jungen" mit vielem Glück. Es ist bekannt, daß den Franzosen besonders Elsässer Dickköpfe (tête carrée) dazu dienen, und mir ist es daher erklärlich, daß auf den Pariser Theatern durchgehends Blondins zu dieser Rolle genommen werden oder diese Haarfarbe wählen. — Die weiblichen Mitglieder der Odeonbühne glänzen weder durch ihr Talent, noch durch ihre Persönlichkeit. Lezteres ist von unangenehmen Folgen für ihre Toilette, da bekanntlich die sehr bedeutenden Kosten derselben gewöhnlich nicht von den Gagen bestritten werden.

In dem ehrsamen Gewürzkrämerpublikum und in der Gothaer Partei der Pariser, d. h. jener Partei, welche bewundernswürdig ist im Maß und dem richtigen Erkennen der zeitgemäßen politischen Ziele, aber leider eben so unentschlossen und unklar in den Wegen, um sie zu erreichen, der Partei, die voll Intelligenz ist, aber ohne Energie, voll Wohlwollen und Billigkeit, aber ohne Charakter, in diesen beiden zum Theil verwandten Kreisen ist natürlich Henry Monniers Prudhomme einer sehr herben Kritik begegnet, denn das Lächerlichmachen der langsam erworbenen und blitzschnell ohne allen Kampf verlorenen politischen Freiheiten hat sie tief gekränkt. Aber berechtigt ist dieser Spott gewiß, und die Träger von Louis Philipps Regiment, welche nichts zur Aufrechthaltung desselben gethan haben, sind am allerwenigsten berechtigt darüber in Harnisch zu gerathen. Für die momentane Gestaltung der französischen Bühne ist es jedenfalls von Bedeutung, daß mit Henry Monniers Prudhomme die Politik wieder auf den Brettern behandelt

wird, von denen sie seit dem Staatsstreich verschwunden war. Ob das Odeon auch dann frei über sein Repertoire bestimmen dürfte, wenn es nicht bloß vergangene, sondern gegenwärtige Zustände geißeln wollte, scheint allerdings sehr zweifelhaft.

Am Boulevard du Temple liegen eine Menge kleiner Theater dicht gedrängt; es sind die Theater des Volks, der Arbeiter, der Dienstmädchen, der Gassenbuben. Würden Sie mich begleiten, wenn ich Sie zu einem Besuch derselben aufforderte? Ich wähle das beliebteste unter denselben, das Theater des Funambules. Was Sie dort sehen werden? Zunächst natürlich das Volk, die Leute ohne Handschuhe, den ehrbaren Epicier mit seiner kugelrunden, enggeschnürten Ehehälfte, mit den Erst- und Letztgeborenen, Blousenleute mit hartschwieligen Händen, Bonnen mit hochthürmigen Mützen aus der Normandie, Gamins, die vom Leben und Lebenlassen mehr erfahren haben als ihnen gut ist, gelegentlich auch ein frisches Gesichtchen mit luftigem Häubchen, schwarzseidenem Schürzchen und ein paar Augen — ach, man muß diese schelmischen Augen sehen, wenn sie vor lauter Lachen voll Thränen stehen, und der kleine Mund die gebratenen Maronen ohne Gefahr zu ersticken nicht mehr hinunter schlucken kann. Man muß dieses bewegliche Pariser Völkchen sehen in seiner Freude, mit seinem vollen, herzlichen, unauslöschlichen Gelächter, um zu begreifen, was leichter Sinn heißt. In die Funambules geht man nicht, um zu weinen, es sey denn man lache aus Thränen; der größte Theil der Zuschauer kennt Thränen und Noth aus unmittelbarer Bekanntschaft; sie kommen unaufgefordert zu ihnen, sie brauchen sie nicht aufzusuchen. — Und dann? — Dann werden Sie Charles Deburau sehen, den eheleiblichen Sohn, den Erben des großen Deburau, des ersten Pierrot von Paris, von Frankreich, ja der Welt. Es sind in Frankreich nicht immer die Neffen, welche das Erbe antreten; dieses mal ist es der Sohn, auf den das Volk seine Liebe übertragen und dem der Vater sein Talent nachgelassen. Wenn Sie mich fragen, wer täglich die meisten Glücklichen in Paris macht, was glauben Sie, daß ich antworten würde? — Ich würde weder den Blaumantel nennen, der früher täglich Hunderte von Armen speiste, noch den neuen Kaiser, der Titel, Ehren, Orden, Würden zu Dutzenden verschenkt, noch die schöne Mad. D......, die so viel Liebhaber besitzen soll, daß kaum für jeden ein beseligender Blick übrig bleibt; ich würde sagen: Charles Deburau, der Pierrot des Théâtre des Funambules.

Dieses Theater ist wesentlich ein der Pantomime gewidmetes, das einzige, das darin seinen Stolz sucht und seinen Gewinn darin findet. Wir Deutschen haben die Pantomime fast ganz von der Bühne verbannt, und allerdings ist es schwierig, in ernsten, streng gebundenen und sentimentalen Sujets den ästhetischen Bedingungen darin gerecht zu werden, aber in den komischen, den burlesken kann sie von drastischer Wirkung seyn, und für die Kunst im Allgemeinen hat sie den Werth, daß sie die Mimik, die Geste zwingt, sich um einen präcisen Ausdruck zu bemühen, so einfach als möglich zu seyn, um möglichst verständlich zu werden. Natürlich tritt dabei eine Uebertreibung ein, weil die Geste eigentlich nur das Wort erläutern soll, aber eben das begründet den komischen Grundzug, der der Natur der Sache nach in der Pantomime liegt. In den Funambules spielt man sie zum Theil mit einer gewissen Vollendung, und manchem unserer Komiker derberer Gattung könnte ein Cursus in diesem kleinen Theater gar nicht schaden. Um die Uebertreibung nicht in's Uebermäßige ausarten zu lassen, und die Wirkung dadurch zu verringern, wird die Pantomime zum Theil durch Worte erläutert, das Wort ist aber nur der Begleiter, und die besten der Spieler, vor allen Charles Deburau, sind zu vollständigem Stummseyn verurtheilt. Die Rolle des Pierrot, welche ihm in allen Stücken zufällt und niemals fehlen darf, erhöht wegen der weißen Gesichtsfarbe die Schwierigkeit der Aufgabe, aber Charles Deburau scheut vor keiner zurück, und sein Vater soll ihn noch unendlich übertroffen haben. Die Beweglichkeit der Gesichtszüge, das Sprechende des Ausdrucks der Mienen und Gesten war von jeher mehr romanisch als germanisch. — Unser Hanswurst, Kasperle, Staberl u. s. w. haben von jeher gesprochen, wir haben nie niedrig komische Charaktere auf der Bühne gekannt, deren Komik nur in der Erscheinung und nicht im Wort, im Witz, in der Improvisation bestanden hätte. Unser Hanswurst gehört jedoch seiner Natur nach eigentlich zum Pikelhäring, Jean Potage, Maccaroni, Jack Pudding. Seltsamerweise haben alle Nationen einen komischen Charakter nach einem Nationalessen benannt. — Pierrot ist ein rein romanisches Kind, eine rein französische Schöpfung, die ursprünglich aus einer Verbindung, einer Zusammenziehung des Policinello und des Arlechino entstanden, von Paris wieder nach Italien ausgewandert und heut zu Tage dort sogar mehr gäng und gäbe ist als die beiden Zanni. — Pierrot ist ganz weiß gekleidet mit langen, weiten, herabhängenden Aermeln, er trägt eine schwarzseidene, dicht anliegende Mütze auf dem Kopfe und weite weiße Beinkleider; auf seinem schneeweißen Gesichte mit ungeheuerm Munde sind häufig zwei hochgewölbte Augenbrauen und ein paar hochrothe Flecken auf die Wangen gemalt. Charles Deburau macht nur vom Kostüm, nicht aber von der Malerei Gebrauch, sein Gesicht ist schlicht weiß; wenn dieß einerseits den komischen Ausdruck herunter schraubt, so erleichtert es ihm andererseits den sentimentalen, und in dieser Richtung ist der Pantomimiker nicht minder gewandt als in der andern. — Das Extemporiren fällt natürlich bei diesen Stücken weg, denn ihre Hauptwirkung würde ohne das genaueste Zusammenspiel verloren gehen.

Die Pantomime, welche seit Anfang Decembers in den Funambules gegeben wird, heißt „Pierrot Sorcier.“ Es ist die Liebesgeschichte eines jungen Marquis, der die Tochter eines armen Gärtners liebt und sie heirathen will. Der Vater und die Mutter des Marquis wollen aber darein so wenig willigen wie der Vater der Gärtnerin, denn dieser hat dieselbe einem groben Bauern, Gros Pierre, zur Frau versprochen. Pierrot hat nun die Aufgabe, den alten Marquis mit seiner Gemahlin, den tölpelhaften Gros Pierre mit seinem Schwiegervater so lange zu chikaniren und in Furcht zu setzen, bis sie endlich aus lauter Angst in die Verbindung der Liebenden willigen. Pierrot ist der Ueberall und Nirgends; rechts

vertrieben kommt er links wieder herein, er springt durch die Thüren, steigt aus dem Boden, fliegt aus dem Fenster. Ueberall wo man ihn greifen will, endigt er damit, daß er alle abprügelt und seine Maske in den Händen der Verfolger zurücklassend als Pierrot entspringt.

Auf der sehr kleinen Scene gehört eine besondere Fertigkeit dazu, um die Pantomime fließend durchzuspielen, und ihr Erfolg hängt gerade von dieser Geläufigkeit ab; ein Anstoß würde den ganzen Zauber des Zauberers brechen. Ich habe oft herzlich in diesem kleinen Theater gelacht, und schäme mich nicht zu gestehen, daß die tollen Einfälle, die grelle Mimik, der Unsinn des Stücks meine Heiterkeit häufiger erregt haben, als die lasciven Witze der übrigen Theater. — Rührend ist die Dankbarkeit des Publikums gegen seinen Liebling; er tritt nie auf, ohne daß ihm nicht einige Apfelsinen und Sträußchen der einfachsten Gattung geopfert würden. Diese schlichten Gaben armer Leute haben gleichwohl einen höhern Werth als die prächtigen Kränze und Bouquets, die den Primadonnen und Solotänzerinnen der Oper zu Füßen fallen. Aber Charles Deburau ist auch erkenntlich für diese Gaben, er legt die Hand auf's Herz und wirft seinen Freunden einen Blick zu, der mehr sagt als die pathetischste Rede. — Man sagt allgemein, daß die älteren vorzüglichen Schauspieler des Théâtre français einen Theil ihrer Studien an Baptist Deburau, dem Vater, gemacht haben, weil sie an ihm, dem Pierrot mit der weißen, farblosen Miene, besser als an irgend einem Andern die Bedeutung der bloßen Form erkennen konnten. Charles Deburau, der Sohn, ist ebenfalls ein geborener Künstler. Sein Vater hatte nicht gewollt, daß er die Laufbahn des Histrionen wählte, er bestimmte ihn zum Maler. Aber Pinsel und Palette waren nicht im Stande ihn von den Brettern zurückzuhalten, und seit seines Vaters Tode, der schwermüthig, am gebrochenen Herzen starb, ist er der Pierrot des Theater des Funambules.

Außer der Pantomime werden in diesem Saale auch noch kleine einaktige Vaudevilles niederer Gattung aufgeführt; sie sind aber nicht charakteristisch, und um sie in ihrer Beziehung zum Volksleben zu erkennen, thut man besser, die andern Theater des Boulevard du Temple zu studiren.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 4. 23. Januar 1853.

Hier wuchs die Kunst wie eine Tulipane,
Mit ihrer Farbenpracht dem Meer entstiegen,
Hier scheint auf bunten Wolken sie zu fliegen,
Gleich einer zauberreichen Fee Morgane.
Wie seyd ihr groß, ihr hohen Tiziane,
Wie zart Bellin, dal Piombo wie gediegen!

Platen.

Aus Süddeutschland an die Adria.

(Schluß.)

Nun ist uns ein Hauptstapelplatz venetianischer Kunst noch übrig; wir besuchen ihn gleich auf dem Rückwege, nicht das erstemal heute und nicht das leztemal. Es ist die Akademie der schönen Künste am Canale grande, in der alten Carita, dem Kloster der Barmherzigen. In der danebenstehenden Kirche hielt sich einst Papst Alexander III. vor Friedrich dem Rothbart versteckt, bis er ihn durch den Seesieg der Venediger bei Salvore zum Frieden und zu mehr als Frieden zwang. Treten wir ein in den Hof, so überrascht uns vor allem ein Werk von Palladio, in dem er wahrhaft groß, im reinsten Lichte seines hohen Genius erscheint. Es ist eine dreistockige offene Halle, die Halbsäulen, die Rundbogen, die Gesimse von solchem Adel und solcher Reinheit der Verhältnisse, daß das leider Bruchstück gebliebene Gebäude kaum seines Gleichen finden wird und in seiner Art alle Bauwerke Venedigs mit einer Schönheit überstrahlt, mit einem Wohllaut übertönt, dessen Accorde dauernd in der Seele des Beschauers nachklingen.

Gleich unten neben der schönen, fast freihängenden Schneckenstiege Palladios begegnen uns zwei Fresken, eine Lautenspielerin und ein Bischof, die uns willkommene Führer zu dem Künstler sind, dessen Bewunderung vor allem uns in den Sälen der Akademie in Anspruch nehmen wird: Paolo Veronese.

Der Catalog führt uns vor eine vollständige, gut geordnete und geschmackvoll aufgestellte Sammlung von Werken der venetianischen Malerschule. Zuerst kommen die Urväter derselben, Nikolo Sanitevolo (Krönung Mariä), Lorenzo Veneziano (1357), Michele Mattei, welche die alten steifen byzantinischen Formen auf goldenem Grunde in schlichte Anmuth verklären; dann erscheint der schon in San Marko die Capelle dei Mascoli so lieblich mit Mosaiken verzierende Michiel Giambono mit Giovanni Alemanno (einem Deutschen) und Antonio Vivarini von Murano (1440—50), welche den germanischen Ernst in eigenthümlich hinschmelzender Weichheit mit warmer, satter Färbung verklären: das sind liebliche deutsche Hauche, die vor den Bildern mit blauem Grunde und goldenen Sternen uns anwehen. Antonios Bruder dagegen, Bartolomeo Vivarini, wendet sich zu der scharfen strengen Herbigkeit der Paduaner, aus welcher der noch jüngere Luigi Vivarini sich bereits zu einer freieren Anmuth heraus entwickelt. Nun aber holt Antonello von Messina aus Flandern den liebevoll in alle Spiele der Natur eingehenden Niederländer Sinn und die geschmeidige, leuchtende Oelfarbe, und

gibt damit dem G. Bellini die Mittel zu der blühenden Färbung, zu der sinnigen Auffassung des Lebens, zu der festlichen Heiterkeit, die er seiner großen Schule als unveräußerliches, unerschöpfliches Erbe vermacht.

Der ältere Bruder des Giovanni Bellini, Gentile (1421 — 1501), behält eine ernstere, alterthümliche Richtung bei geringerer Seelentiefe und malt uns z. B. den alten Markusplatz von 1466 im Gepränge einer großen Fronleichnamsprozession, oder er läßt bei einer andern Prozession einen Geistlichen sammt Kreuz in einen Kanal fallen und unter den schönen Augen der Königin von Cypern wieder glücklich sammt einem im Kanal wiederaufgefundenen, versunkenen Prozessionskreuze herausfischen. Auch abweichend von G. Bellinis Weise stellt uns Vittore Carpaccio (um 1500) die ursprüngliche, von Holz gebaute Rialtobrücke dar mit all seiner neckischen Lust am heiter bewegten Klein- und Volksleben, daneben aber auch ernst und andächtig die Geschichten der heiligen Ursula.

Mit seiner Feuerkraft nimmt Giorgione (Giorgio Barbarelli von Castelfranca 1477 — 1511) das Erbe Bellinis auf und wuchert mit dem reichen Pfunde von Licht und Leben, Farbe und Form, das ihm der Schöpfer in sein glühendes Herz gelegt hat. Hier in der Akademie ist das Bild, wie der heilige Markus einen Seesturm stillt, mit großartig freier Phantasie behandelt; so eine cholerische Löwennatur, wie sie dem Markus zugeschrieben wird, ist ganz ein Stück von seinem Eigenen. Eine Anzahl Bildnisse, prächtige Charakterköpfe, wie sie sich ihm sammt mancher Hand voll Zechinen in dem adeligen Venedig darboten, dringen aus den Rahmen wie aus einem Fenster auf den Vorübergehenden mit tief bohrendem Blicke ein. Von seinen Nachfolgern bringt Jacopo Palma (il vecchio) ein milderes Gefühl statt der herben Kraft seines großen Meisters, z. B. in einer Himmelfahrt Mariä, zu liebenswürdigem Ausdruck.

Nun aber der Meister der Meister, Tizian, vergleichbar der hundertjährigen Eiche, die fest im Boden gewurzelt weit die mächtigen Arme dahinbreitet und mit ihrem grünen Laubdach das Herz des Wanderers erquickt. Neun und neunzig Jahre, von 1477 bis 1576, erfüllte sein Leben, und halb Europa erfüllte er in dieser Zeit mit seinem Ruhme durch die Werke seiner Hand. Hier in der Akademie ist das erste Gemälde von ihm, das er als Knabe von vierzehn Jahren gefertigt, eine Heimsuchung Mariä. Die vier Figuren, Maria, Elisabeth und zwei Begleitende stehen vor dem Hause Elisabeths eng neben einander; das Ganze ist noch völlige Nachahmung G. Bellinis. Daneben hängt das letzte Gemälde des greisen Tizian, dessen Auge und Hand die Dienste endlich versagt, so daß er wie ein Held auf dem Kampfplatze fällt. „Was Tizian unvollendet hinterließ, hat Palma in Ehrfurcht vollendet und Gott geweiht," steht in lateinischer Inschrift darunter. Es ist eine Grablegung; rechts steht Moses, links die hellespontische Sibylle mit Kreuz und Dornenkrone am Rande des Bildes; in der Mitte hat die Mutter den am Kreuze gestorbenen Sohn auf dem Schooße, Magdalena winkt stehend andern herbei, Nikodemus unterstützt knieend die Schmerzensmutter. In Erfindung und Zusammenstellung der Gestalten, in Führung der Linien zeigt sich noch ganz der alte Meister, der nur den Finger zu rühren braucht und etwas meistermäßiges steht da; aber den Pinsel hat bereits die Hand des kalten, schweren Todes geführt; man sieht es, wie schmerzlich es dem Künstler fiel, seine Uhr abgelaufen, seine Kraft gebrochen, seine Muskeln erstarrt zu wissen.

Ganz dagegen aus seiner vollen Kraft heraus ist das allerliebste Bild Tizians, das den ersten Kirchgang der Maria darstellt. Eine hohe Steintreppe führt in zwei Absätzen zur Pforte des Tempels, aus der eben ein Hohepriester mit anderem geistlichen Volke heraustritt, um das Wunderkind zu empfangen. Diese thut den ersten Schritt in's Leben, das heißt bei ihr in's Heiligthum, mit einer wahrhaft heiligen Grazie. Die kleine Madonna im bläulichten Kleidchen sezt mit fromm und froh erhobenen Händen, mehr im Geiste als im Leibe wandelnd, den schüchternen und doch beflügelten Fuß zaghaft von Stufe zu Stufe; um das liebliche Köpfchen spielt ein Lichtstreif; alles ist an ihr heilige Scheu, Wonne einer ersten Erwartung; süße Ahnung überschauert leise das holde Kind, in welchem Tizian den Begriff des Mädchens, des einst zur Magd des Herrn, zum reinen Gefäße des Reinen Bestimmtseyns erschöpft hat. Von oben mit Bewunderung erwartet, von unten mit Entzücken betrachtet, ist die kleine Donna der Mittelpunkt für alle Augen, außer für die da in der Ecke, welche nichts sehen und nichts genießen können, ohne zu kritisiren und zu disputiren und zu räsonniren. Mit gespannter Neugier schauen aus dem Hause neben der Treppe, das auf korinthischen Säulen ruht, vornehme Leute zu der lieblichen Erscheinung heraus; vor der Treppe sizt unten neben dem Torso einer Marsstatue ein häßliches, mit Eiern und Hühnern handelndes Höckerweib, angeblich Tizians Mutter; links von der Treppe blickt ein bunter Haufe Volks zu dem aufwärts schwebenden, vom Hauche des Göttlichen getragenen Mädchen empor, Männer, Weiber, Kinder, darunter zwei prächtige junge Frauen, vier stattliche Senatoren in rothen und schwarzen Staatskleidern, dunkeln Kappen und Bärten, dahinter eine Bettlerin mit dem Kinde auf dem Arm; Tizian selbst schenkt ihr etwas, während ein anderer Betteljunge daneben sein Gewerbe treibt. Gar naiv schaut ein Mädchen ihrer scheidenden Gespielin nach; ein bejahrter Mann lehnt mit dem Ellenbogen auf einer Staffel, sein Auge ruht auf dem holden Wesen, das ihm einst bräutlich angetraut werden sollte, denn es ist wohl Joseph, dem ein schwarzer

ältlicher Mann ahnungsvoll zu gratuliren scheint. So ist überall Neugier, Verwunderung, liebendes Nachblicken, Andacht und Ahnung, und die freundliche Berglandschaft, in die sich zwischen zwei Häusern ein Ausblick öffnet, hilft das Bild in eine Stimmung bringen, wie sie der Erscheinung des Göttlichen im rein Natürlichen und der Verklärung des Menschlichen in's Göttliche entspricht. Die ganze Weihe, welche auf dem Uebergange des Kindes in's Mädchen liegt, all der zarte Duft, der nach heutigem kirchlichem Gefühle auf einem geheiligten Schulleben und auf einer würdigen Confirmandin ruht, scheint von dem bewundernswürdigen Genius dieses so weltlichen Malers in diesen legendenhaften Tempelgang der Maria hineingezaubert.

Tizian war ein weltlicher Maler durch und durch, aber weltlich gesund, groß und stark, und mit seiner gewaltigen Kraft steht er dem Göttlichen, fast auch dem Geistlichen, nur nicht dem „Heiligen" nahe. Gegen letzteres verhält er sich in seiner Weise fast protestantisch. Zwischen kirchlicher, den Leib und die Natur als an sich unheilig kreuzigender Ascetik und heidnisch naturalistischer, die Leiblichkeit an und für sich vergötternder Weltlust steht er mitten inne mit seinem ernsten, männlichen, beide Pole mit kräftiger Hand in sich zusammenfassenden Geiste als ein geborener Herrscher. Wäre aber Tizian in eine Umgebung darnach gekommen, hätte er den Geist des Christenthums aus der Quelle schöpfen können, wie Dürer, dann wäre er der größte Maler geworden, und auch größer als Raphael Sanzio, der schönheitbeglückte Günstling der Grazien, den das „Ewig-Weibliche" mit all seinem übermächtigen Zauber umfing, den aber das „Ewig-Männliche" nicht gleich also zu ergreifen vermochte. Tizian war männlicher: — hätte er das Evangelium und den heiligen Geist der Schrift in sich aufnehmen können, wie er den Natur- und Weltgeist aus den brausenden Lebensfluthen der ihn umgebenden thatkräftigen, mannhaften und an Männern so reichen Weltstadt in sich sammelte, wie stünde er — freilich dann übergroß — vor uns! In dem üppigen, aber kraftvoll üppigen Venedig, das immer zuerst venetianisch, dann erst christlich und niemals gern päpstlich seyn wollte, konnte Tizian seine strahlendste Krone nicht in kirchlicher, nicht in christlicher, sondern nur in weltlicher Schönheit erringen. Die stolze Venus, nicht die einfache Demuth der Magd des Herrn, war sein Ideal. Marienbilder hat er wenige gemalt, desto mehr Venusbilder, und was von Mariathum in ihm lebte, das hat er in seine christlichen Venusbilder, in seine Magdalenen verwendet. Hierin hat er ein Absolutes erreicht. Leider kann man im heutigen Venedig das nicht mehr finden. Nach Florenz, nach Dresden, nach Petersburg muß man gehen, und selbst Berlin hat in Tizians Tochter ein Kleinod dieser Richtung, um das Venedig uns beneiden darf. Diese weltlichen Bilder haben die Könige und Fürsten zur Zeit der sinkenden und gesunkenen Republik für ihre Paläste und Museen zu erwerben gewußt; was sollte das arme Venedig mit solchen königlichen Schönheiten besseres thun, als sie verkaufen!

Tizian war nicht der Mann für Darstellung der himmlischen Herrlichkeit, der Verklärung und Heiligung durch Schmerzen. Diese Auflösung und Wandlung des Creatürlichen in's Göttliche, diese Verduftung und Verschwebung in's Jenseits — die völlig leidentliche Hingebung, das reine, willenlose Ergossenseyn einer duldenden Seele, das Ueberfließen aus namenlosem Schmerze in überselige Entzückung, das gänzliche Hin- und Aufgenommenseyn in eine höhere Welt, wie zumal die mittelalterliche Kirche es in ihrer Maria als Triumph des Geistes über den Leib, als Vergeistigung und Vergottung des Menschlichen auffaßt — dieß alles begriff Tizian nicht, dieß war nichts für den Pinsel, der es überall nur auf feste Formen, nicht auf Lösung derselben, auf entschiedenes Licht, nicht auf dämmerndes Zwielicht und Halbdunkel absehen konnte.

Den Beweis hiefür liefert das weltberühmte Gemälde der Himmelfahrt Mariä, das aus der Frarikirche in die Akademie gerettet ist. Ein Meisterstück in Farbe und Form ist dieses Bild, es lebt und webt ein großer Geist darin; wer darf es leugnen? Aber eine Himmelfahrt ist das nicht; dazu ist alles zu real, zu bestimmt, zu satt. Diese Maria, eine reife Schönheit in rothem Gewande, die Arme in schönster Haltung, aber doch zaghaft gen Himmel hebend, das Antlitz gewaltig, fast etwas dunkel und schwer, mehr in Furcht und Zittern gehalten als in seliger Wonne strahlend; dicht, zu dicht über ihr Gott Vater in den Wolken, mit offenen Armen sie empfangend; dicht, zu dicht unter ihr die Apostel, herrliche Männer, prächtige Köpfe, mit gestreckten Armen ihr nachschauend: das ganze Bild ist nicht recht frei, hat etwas Gedrücktes, und wie zwischen Erde und Himmel eingeengt, ist Maria scheu und bang zwischen den Aposteln und Gott Vater in Schwebe; weder Blick noch Gefühl des Beschauers wird hingerissen zu den überhimmlischen Höhen, wohin die Kirche doch die seligste der Weiber emporfahren läßt auf lichten Wölkchen durch sonnenklaren Aether. Im ganzen Bilde ist jenes protestantische Element, das man schon frühe von Seiten seiner Landsleute an dem Maler des Christus mit dem Zinsgroschen als etwas Nordisches und Fremdes bezeichnete. Das scharfe, klare, auf geistdurchdrungene, geistbewährte Wirklichkeit gegenwärtigen Lebens ausgehende Auge dieses großen Genius konnte nur malen, was er sah und was er begriff; ein ihm nicht geoffenbartes Ueberirdisches zu träumen, zu erheucheln, dazu war er zu wahr und zu stolz. Einmal hat er sich an eine Himmelfahrt Mariä und an das darin von der Kirche niedergelegte Geheimniß von der Verklärung unseres nichtigen Leibes in die Klarheit des

Auferstandenen gemacht; er hat zu dem Bilde offenbar alle seine Kraft zusammengenommen und gethan, was er konnte; aber er mochte wohl selbst fühlen, daß er in diesem Gebiete doch nur ein unnützer Knecht sey: er hat nie wieder eine Himmelfahrt gemalt.

War Tizian für das Himmlische und Ueberhimmlische nicht geschaffen, lebte er auch ein sehr weltliches Leben, war ihm die Liebe zu einer Violante, Palma Vecchio's Tochter, noch im Greisenalter Bedürfniß, erzählt man von seinem Zorn und Neid, von seiner Eifersucht selbst gegen seine eigenen Blutsverwandten, die in der Kunst sich hervorthaten, von seiner Verfolgungssucht gegen Nebenbuhler, von seiner grausamen Härte gegen Schüler, von seiner Geldgier und Habsucht, in der er gerne sein Arbeitszimmer offen ließ, damit seine Schüler heimlich seine Gemälde nachmachen konnten, worauf er diese Nachbilder, wenn sie verkauft waren, wieder ankaufte, überarbeitete und um hohen Preis als die seinigen absezte — sind diese häßlichen Züge seines Charakters ein Beweis für die leidige Wahrheit, daß zwischen Genie und Tugend, Kunst und Sitte, Begabung und Wandel meist eine große Kluft befestigt ist, so hat Tizian seinen Pinsel doch nie zu Gemeinem hergegeben und auch das Sinnlichste hat er durch den keuschen Hauch des Geistes geadelt.

Eine große Stufe unter und hinter ihm steht jener Paolo von Verona, dessen große Mahlzeit des reichen Levi die ganze Querwand des Saales in der Akademie einnimmt, in dem wir den Tempelgang der Maria bewundern. Vor diesem innigen und sinnigen Bilde Tizians wird der Blick immer wieder hinübergerissen in dieses großartige, aus dem vollen venetianischen Sinnenleben geschnittene Gemälde des Veronesers. Der schwarze Kopf des Malers mit der Habichtsnase und dem wirren dunkeln Haupthaar schaut genial leichtsinnig rückwärts heraus zu uns und fragt mit behaglichem Spott, ob wir es denn auch hören, mit welchem Hagel von Verwürfen der dicke runde Wirth ihn überschüttet ob der Schulden, die er täglich bei ihm macht und die er nur damit bezahlt, daß er diesen seinen geduldig ungeduldigen Weinwirth als Speisemeister an die Säule neben dem vollbesezten Tisch lehnt, an dem er unter prächtiger Halle, umgeben von Gold und Purpur, Seide und Sammt mit den üppigen Nobili lustig zecht und tafelt. Paolo ist in diesen schwelgerischen Schaugeprängen üppig, frivol und profan, doch nie weichlich und süßlich oder gemein sinnlich; es bewahrt ihn davor eine Großartigkeit, eine Herrenmäßigkeit, ein Stolz, den er aus demselben reichen Venediger Aristokratenleben schöpft, dessen vollendeter Spiegel seine rauschenden, strahlenden, strotzenden Prunkgemälde sind. Wie leicht und sicher sind diese runden, lebensfrischen Gestalten, wie einfach diese klaren, lichten Farbentöne auf hellem Grunde auf die riesige Leinwand gezaubert! Kein Wunder, wenn Paolo der vielgesuchte Maler der Klöster und ihrer Refektorien war, in denen man auch gut venetianisch zu leben und leben zu lassen verstand.

Noch einen Meister und ein Gemälde desselben nehmen wir zu gutem Schlusse mit weg als unverlierbares Andenken an dieses farbenhelle Kunst- und Staatsleben der alten Venetia, in dessen heiterste Lichter immer so dunkle Schatten spielen. Ein wohlgerathener Schüler Tizians, der genug von seiner Härte zu leiden hatte, zumal er offenbar weicheren, zarteren Gemüthes war, ist Paris Bordone gewesen. Von ihm hängt im großen Saale der Akademie ein Bild, das unter allen in Venedig zu sehenden Gemälden im wärmsten, sonnenhellsten Goldton schwimmt, während es die dunkelste Vorbedeutung in sich trägt. Venedigs Macht sollte bleiben, hieß es, so lange die See den Brautring, den der Doge alljährlich ihr zuwarf, bewahrte. Da findet ein Fischer im Bauche eines gefangenen Fisches den goldenen Reif, das Pfand der bräutlichen oder ehelichen Treue der von jeher ungetreuen See. Der Rath ist versammelt um den Dogen, ein Prokurator der Republik führt entblößten Hauptes den unglücklichen Finder des Rings vor die Stufen des Thrones und allgemeines Staunen, Bangen, Bedenken erfüllt die Versammlung, durch welche die dunkle Ahnung eines baldigen Sturzes der meerbeherrschenden Republik zieht. Der spätere Witz hat in dem links zunächst neben dem Dogen sitzenden Rathsherrn die bedeutungsvollste Aehnlichkeit mit dem Kopfe Napoleons gefunden — Napoleons, der freilich nur dem schon todten Löwen den lezten Fußtritt gab. Paris Bordone (1500—1570) ist nicht entfernt mit Tizians oder auch nur mit Paolos Kraft und Größe zu vergleichen, aber ein Auge für die Farbe muß er gehabt haben, ein sonnenhaftes Auge wie keiner, und mit demselben wußte er die Färbung seiner Schule mit einer solchen Zartheit auszubilden, daß auch sein strenger Meister mit Wohlgefallen den goldenen Tönen lauschen mußte, die aus dem weichen Pinsel seines Paris quollen.

Noch ein Blick, noch ein Gruß für diese schöne Welt, für diese alte und immer junge, diese gestorbene und doch mit süßem Wohllaut in Bild und Farbe fortredende Welt Venedigs. Die Gondel ist bereit, am schönsten Sommermorgen geht's lustig mit dem Ranzen auf dem Rücken und mit vollem Herzen zum leztenmal zu den steinernen Stufen des Kanals an Bord. Gerne hätten wir nochmals das ganze große S hindurchbuchstabirt und die zwei Gondelführer waren von Freund Bulgari ausdrücklich dazu gedungen; aber was kümmert sich so ein leichter Bursche um Vertrag und Wort? Als Kaiser Franz in Venedig war und für die Gondelfahrten eines Tags eine Anzahl Gondoliere zum Dienst Seiner Majestät gemiethet war, führten sie ihn prächtig die ersten Stunden hin und her; wie er aber aussteigt, den Markusdom zu sehen, laufen die Herren Schiffer ganz gemüthlich von der kaiserlichen Gondel

fort nach Hause und zur Kneipe: so lange mögen sie nicht in der Sonne warten, sie haben für heute ihre Polenta übergut verdient; will der Kaiser weiter fahren, mag er frische Gondoliere dingen. Dieser kommt aus dem Dome, erfährt mit gutem Bedacht, was seine Venetianer für Streiche gemacht, schüttelt lächelnd den Kopf und heißt auch uns, die wir keine Kaiser sind, gute Miene zum schlimmen Spiel machen, das uns und unsern italienischen Wörterbüchern in der Tasche die beiden Schelme spielen, indem sie, unbekümmert um unsere Winke und Blicke — italienische Flüche standen nicht zu Gebot — bald genug links in einen Seitenkanal hineinrudern, um auf dem nächsten Wege mit weniger Anstrengung ihrer werthen Arme uns zur lärmenden Eisenbahn zu bringen. Nun, eine kleine Schelmerei zum Anfang, eine kleine Schelmerei zum Schlusse — was schadets? Wir kommen desto zeitiger an's Ziel, und Ende gut, alles gut! Die Pfeife schallt, wir fliegen über die Lagunenbrücke pfeilschnell hin mit einem lezten langen Scheideblick auf die, „wie eine Perle in der Muschel," auf der stillen, sonnenhellen Meerfluth vor unsern Augen schwimmende Königin der Adria.

Die Auvergnaten in Paris.

Die Welt des diesseits, sagt uns die Religion, sey eine Erziehung in fremdem Land, das Erdenleben eine Zeit und ein Zustand der Prüfung und Vorbereitung für ein besseres Daseyn, und geschlossen wird hieraus, daß die Sehnsucht einer gläubigen Seele auf den Augenblick, in dem sie aus diesem Lande des Elends, in dem sie fremd sey, loskommen und ihrer himmlischen Heimath zueilen werde, beständig gerichtet seyn müsse. Dessen ungeachtet wünschen gar viele der hieher Verwiesenen sich keineswegs aus diesem Jammerthal hinweg, gewöhnen sich im Gegentheil sehr gut in dasselbe ein, werden in ihm völlig zu Haus und warten der Stunde, wo sie es verlassen müssen, mit Angst und Widerwillen. So strömen auch aus allen Winkeln Frankreichs und aus allen Zonen Europas Pilger in Paris zusammen, die zwar in dem Babylon unserer Zeit keinen Ort der Verbannung und des Elends erblicken, jedoch nur vorläufig und mit dem festen Entschlusse hieher gehen, bald wieder in ihre respektiven Vaterstädte oder Vaterlande zurückzukehren, und mit den Kenntnissen, die sie hier erworben, mit den Erfahrungen, die sie hier gesammelt, in den Mauern, wo ihre Wiege stand und wo sie selber sich ein Nest zu bauen gedenken, nach Kräften zu glänzen und zu nützen. Wie viele aber von denen, die in dieser Absicht die alte Lutetia betreten, können sich aus den Armen der nie alternden Verführerin mit aller Anstrengung und mit allem guten Willen nicht mehr losreißen, möchten in ihnen leben und sterben, und würden lieber in ihnen zu Grunde gehen als sich ihnen entreißen!

Unter allen Ankömmlingen dieser Versuchung am wenigsten ausgesezt sind ohne Zweifel die kräftigen Söhne der auvergnatischen Berge. Jahrhunderte mögen sie schon in die alles abschleifende, alles verwischende und vermischende Hauptstadt kommen, und noch immer haben sie ihr Landesgepräge und ihre Landessitte, ihre Landestracht und ihre Landesmundart fast unverändert beibehalten. Nur die allerwenigsten von ihnen werden einigermaßen Pariser, die unendliche Mehrzahl bleibt Auvergnate und Stockauvergnate. Sie bilden ein eigenes Volk in Paris, wie die Juden in Europa, und bleiben ihren angestammten Tugenden wie ihren heimathlichen Tücken unverbrüchlich getreu. Sie verheirathen sich, mit äußerst seltenen Ausnahmen, untereinander, was bei ihnen auf eine weit größere Zähigkeit hinweist, als bei den Israeliten, da sie durch kein religiöses Hinderniß von verwandtschaftlichen Bündnissen mit andern Stämmen abgehalten sind, und die meisten von ihnen sehen den Aufenthalt in Paris als eine vorübergehende Frohnzeit an, als etwas wie die Militärpflicht und als ein wahres Exil.

Nicht Genußsucht, nicht einmal ein Nebengedanke an die großstädtischen Vergnügungen, die ihnen hier zu Gebote stehen, einzig und allein die Aussicht auf Gewinn, die Hoffnung mit ihren Pariser Verdiensten und Ersparnissen sich ein Haus und ein paar Zollbreit Boden in ihren Bergen anzukaufen, führt sie karavanenweise nach Paris, und als ich, schon sind es über vierzehn Jahre, zum erstenmal nach Bourges, das auf dem Wege nach Clermont liegt, mit dem Eilwagen fuhr, ward ich von der Menge von Knaben überrascht, die uns zu Fuß, und zwar meist barfuß entgegen kamen, uns im Vorbeigehen um einen Zehrpfennig beweglich ansprachen und so gebräunt waren, so rußig aussahen, daß man sie ganz füglich für kleine Schlotfeger halten konnte. Es waren Auvergnatenkinder, die nach Paris wanderten, um dort mit allerlei Hanthierungen, die mit ihrem Alter sich vertragen, das bischen Brod, das sie zu ihrem magern Unterhalte bedürfen, zu verdienen und den Grund zu einer etwas breiteren Existenz zu legen. Sie waren alle mit Adressen für verwandte oder bekannte Landsleute versehen, und obgleich sie von Haus, außer ein wenig Brod und einigen Aepfeln, höchstens ein paar Sous auf die Reise bekommen hatten, so schienen sie doch alle äußerst guten Muths zu seyn.

Was ich hier mittheile, wurde mir meist vom Condukteur erzählt, der wenigstens die Woche einmal die Straße, auf der sie einher trippelten, hin und her fuhr. Obgleich wir in der sonst flachen Gegend ausnahmsweise eine Anhöhe vor uns hatten, der Weg durch die Regen der lezten Tage ein rasches Emportraben nicht erlaubte und ich deßhalb nebst dem Condukteur neben dem Wagen zu Fuß hinauf ging und bei dieser Gelegenheit versuchte mit einem der braunen Bergknaben ein Gespräch anzuknüpfen, so konnte doch dieser, wie es schien, von meinen Fragen und ich von seinen Antworten nicht das Mindeste verstehen. Er konnte nicht mehr Französisch als er gerade nöthig hatte, um etwas Brod und Wasser zu verlangen, und selbst die Freude, die ihm ein kleines Geschenk machen würde, drückte er nur pantomimisch aus.

Ein paar Worte, die mir verständlich waren, hörte ich jedoch aus seinem Gewälsch heraus, unter andern den Namen des Departements Aveyron. Dieser Name tauchte zwei oder dreimal aus dem Chaos der Töne, die er mir vorkaute, auf, und ich schloß daraus, daß er in diesem Departement zu Hause sey. Dasselbe gehört zwar nicht zur eigentlichen Auvergne und entspricht der ehemaligen Landschaft la Rouergne, allein ein großer Theil der Proletarier, die sich in Paris unter dem Namen Auvergnaten herumtreiben, sind aus dieser Landschaft, deren Einwohner sich allerdings von

dem Volke der eigentlichen Auvergne in Mundart, Tracht, Sitten und Aussehen nur wenig unterscheiden. Auch das Departement Cantal, das in den Marken der alten Auvergne mit inbegriffen ist, so wie das Stück der Haute Loire, das ebenfalls in ihrem Umkreise liegt, vermehren durch viele ihrer Söhne und Töchter das Contingent der Pariser Auvergnaten. Am wenigsten Leute liefert hiezu vielleicht der Puy de Dôme, jener Theil der Auvergne, der von den Touristen am häufigsten und regelmäßigsten besucht wird, und die meisten Elemente für den landschaftlichen Ruf dieser Provinz hergibt. Allerdings umschließt auch der Puy de Dôme mehr reiches Fruchtland als die übrigen Theile der Auvergne und die Rouergne.

Die Limagne, ein großes Gau am Fuße des Berges, von dem das Departement des Puy de Dôme seinen Namen hat, ist einer von den reichsten Strichen Frankreichs; das Erdreich, dessen Ergiebigkeit man durch die Nachbarschaft der vielen, jezt nicht mehr thätigen Krater zum Theil erklärt, bringt Getreide, Wein, Obst, kurz alles was zur Nahrung und Kleidung des Menschen dient, in Ueberfluß hervor, und da sie von schön geformten Bergen amphitheatralisch umgeben ist, so ist sie eben so sehr durch ihre Schönheit als durch die Fülle ihrer Erträgnisse zu dem Vorzüglichsten, was Frankreich besizt, zu rechnen, und gleich den Musterwerken der Literatur, die sich eben so sehr durch den Nutzen des mannigfaltigen Inhalts als durch die Vortrefflichkeit der Form empfehlen, eine wahrhaft klassische Landschaft.

Es ist natürlich, daß ein so gesegneter Bezirk weniger Auswanderer liefert als der rauhere, ödere, von unbrauchbarem Felsenboden, jähem Geröll, mit Gestrüpp oder Heidekraut bewachsenen Abhängen weit mehr durchzogene und bedeckte, kurz mit einer widerspenstigeren Natur versehene Cantal und die gleichfalls stark gebirgige Rouergne, die durch den Charakter ihrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse zwar eine eigenthümliche und hervorragende Stellung, doch keineswegs einen Platz unter den Kornkammern und Weinkellern Frankreichs einnimmt. Die Ziegen der Rouergne geben die Milch, aus der jener unter dem Namen Roquefort berühmte Käse verfertigt wird, dessen aromatische Schärfe verwöhnte Feinschmecker so hoch preisen und der mit den köstlichsten Dessertweinen so ausnehmend harmonirt. Die Ziegen der Rouergne sind es auch, deren Haar den Rohstoff für die französischen Nachahmungen der indischen Shawls abgibt. Die Rouergne ist außerdem eines von den Departements, in denen die meisten und ansehnlichsten Hochöfen sich befinden. Troz dem ist sie es auch, die zur Auvergnatenkolonie in Paris die beträchtlichsten Zuflüsse sendet, mag nun die Stärke der Bevölkerung die Summe der Bedürfnisse so hoch gebracht haben, daß die Gesammtheit der einheimischen Nahrungszweige zu ihrer Befriedigung nicht ausreicht, mag der Wunsch, ebenfalls eine kleine Trift mit einigen Ziegen, die so gute Milch und so gute Wolle geben, nebstdem ein paar Zollbreit Ackerland zum Bauen von etwas Heidekorn und ein eigenes Häuschen zu besitzen für die mehr oder weniger Mittellosen, wie für die Kinder zahlreicher, wenn auch wohlhabender Familien ein Sporn seyn, sich ein Stück Geld in der Fremde zu verdienen.

Viele von ihnen, namentlich die Weiber, sind bei ihrer Ankunft des Französischen völlig unmächtig, und da sie, wenn sie aus der Rouergne sind, eine Mundart reden, die von dem Idiom des nördlichen Frankreichs sehr merklich abweicht und sich sogar dem Spanischen in manchen ihrer Elemente nähert, so brauchen sie oft ziemlich lange Zeit, bis sie einigermaßen mit dem ihnen neuen Wörterbuch zurecht kommen. Das ist nun vorzüglich denen, die als Dienstboten in den kleineren Gasthöfen eine Unterkunft gefunden, sehr beschwerlich, und ich habe aus dieser sprachlichen Unbehülflichkeit gar manchen possirlichen Auftritt hervorgehen sehen. Ich selbst wohnte mehrere Jahre in einem Hotel, wo auvergnatische Mägde wegen ihrer ausharrenden Arbeitstüchtigkeit, troz ihres sonderbaren und zuweilen unwirschen Benehmens und ihrer geringen Rücksicht auf Reinlichkeit, gehalten wurden. Ich erinnere mich sehr lebhaft an zwei derselben, zwei Schwestern aus der Rouergne, beide häßlich, aber die eine voll Einsicht und Rührigkeit, die andere dagegen schlechterdings abscheulich, ohne andere Entschädigung als eine außerordentliche Gutmüthigkeit. Beide kamen als völlige Barbarinnen, mit andern Worten, ohne den geringsten Anstrich französischer Bildung, in Paris an; die gewandtere und minder häßliche aber lernte bald französisch plaudern und hatte es, ehe ein Jahr verging, so weit gebracht, daß sie kein Pariser Gewürzkrämer mehr betrügen konnte. Die andere dagegen, obgleich um zwei oder drei Jahr älter als ihre Schwester, hatte unsägliche Mühe, die Ursprünglichkeit ihrer Berge nur einigermaßen abzulegen, und konnte namentlich mit dem Französischen durchaus nicht fertig werden. Ihre eigenthümliche Häßlichkeit brachte, mit ihrem Schmutz und ihrer Ungeschicklichkeit verbunden, ein höchst drolliges Pathos und die spaßhafteste Harmonie hervor; aber nichts ging über ihr Kauderwelsch, wenn sie französisch reden wollte, und wenn sie merkte, daß man sie nicht verstand und darum sich lustig machte über sie, in doppelte Verlegenheit gerieth. Man hat es oft gesagt, ein herrlicher Sonnenaufgang, das sturmgepeitschte Meer, ein frischer Maimorgen mit dem Geschwirr, Getriller, Geflimmer und Gewimmel der erneuten Natur, der Ausblick in eine weite und reiche Ferne sind Dinge, die keine Feder malen und kein Lied besingen kann; aber das Gestammel und die Grimassen jener Auvergnatin, ihren närrischen Zorn über sich und die andern und ihre vergeblichen Bemühungen sich herauszuhelfen, durch

welche sie nur in immer ärgere Verwirrung gerieth, das zu beschreiben ist noch ein schwereres Problem als Auroras Lächeln und die Herrlichkeit des Frühlings in artikulirten Lauten zu veranschaulichen.

Diese Auvergnatin war indessen eine außerordentlich rührige und rüstige Magd und in dieser Beziehung eine ächte Vertreterin ihres Stammes. Als Dienstboten in den Miethhäusern und den Hotels zweiten und dritten Rangs sind die Auvergnaten sehr brauchbar und gesucht; sie sind fleißig, wenn auch nicht eben flink, und in der Regel weder störrisch noch launisch; man kommt gut mit ihnen aus und man hat nicht so leicht Veruntreuungen und Entwendungen von ihnen zu fürchten als von Leuten aus andern Gegenden. In den ersten Gasthöfen sind sie nicht so willkommen, weil sie es nie zu dem gehörigen Grade von Schliff und selten über die Anfangsgründe der Reinlichkeit bringen.

Ihre geringe Virtuosität in diesem Stück thut einer andern Profession, die sie allgemein und fast als Monopol in Paris betreiben, nicht den mindesten Eintrag. Sie sind Kohlenhändler im Kleinen und versehen die Familien, die nicht im Großen zu kaufen vermögen oder gewohnt sind, mit ihrem Kohlenbedarf, liefern ihnen trachtweise Holz und versehen sie sonst noch mit Dingen, die man in's Haus braucht. Durch die Ausübung dieses Gewerbes kommen sie natürlich mit unbemittelten Haushaltungen, mit dem untern Volk in Berührung, und da sie bei ihrer außerordentlichen Genügsamkeit und ihrem ungemeinen Spargeist aus dem Gewinn, den sie von ihrem Kohlen- und Holzgeschäft ziehen, sich gewöhnlich bald ein kleines Kapital erwerben, so fangen sie ein Geschäft anderer Art an: sie werden die Bankiers der armen Leute und halten, was man hier zu Lande die Wochenbank (faire la petite semaine, passer à la petite semaine) nennt. Sie machen, wie es das Wort schon anzeigt, ihren hülfsbedürftigen Nachbarn mehr oder minder namhafte Geldvorschüsse und verpflichten sie nach Ablauf einer Woche zur Heimzahlung des Vorgestreckten. Zahlt der Schuldner richtig, so wird ihm, ist er von neuem in der Noth, von neuem derselbe Dienst geleistet; zeigt er sich nachlässig, zumal wenn es durch eigene Schuld geschieht, zahlt er saumselig oder gar nicht, so läßt der Auvergnate ihn bei der nächsten Gelegenheit natürlich stecken. Sicherheit für sein Anlehen hat er gewöhnlich keine, höchstens eine Verschreibung, die aber selten hilft, da der verklagte Schuldner gemeinhin gründlich insolvent ist. Es kommt daher häufig vor, daß der Auvergnate die vorgeschossene Summe einbüßt; aber glauben Sie nicht, es sey Großmuth und mildthätiger Sinn, wenn er trotz dem in seinem Bankgeschäft verharrt. Er nimmt so hohe Zinsen für das Geld, das er leiht, und das arme Volk hat seinen Bankier so nöthig und muß so genau in seinen Rückzahlungen seyn, daß er, eines in's andere gerechnet, bei all seinen Verlusten doch mit einem bedeutenden Gewinnste davon kommt. Er ist daher gewöhnlich nicht sehr beliebt, man verwünscht ihn und kann ihn doch nicht entbehren, läßt auch wohl hie und da, wenn er unchristlich viel fordert, ein paar derbe Wahrheiten gegen ihn los, sagt ihm aber am Ende doch zu, was er verlangt. So ist er zugleich der rettende Genius und der Quälgeist seiner Nachbarschaft, man ist von ihm abhängig und man bedient sich seiner; kurz ein kühner und sinnreicher Forscher könnte in so manchen seiner Gewohnheiten und Künste Spuren einer in der Zeiten Nacht sich verlierenden Herkunft aus Palästina und geheimen Verwandtschaft mit den weltkundigen Abkömmlingen aus dem gelobten Land entdecken.

Darum sind sie aber nichts desto weniger gottesfürchtige Christen, und wenn auch von den Männern mehr als Einer beim Militär oder zu Paris das Kirchengehen verlernt, so wird doch einige Zeit nach der Rückkehr in die Berge der einheimische, von den Vätern geerbte Gott wieder lebendig in den Herzen der Abgefallenen, und der Masse nach ist die Bevölkerung eine der religiösesten in ganz Frankreich. Ihr politischer Gott ist der Kaiser; wenige Landsmannschaften Frankreichs sind so bonapartistisch als die Auvergnaten. Die Idee, daß Napoleon alle Wohlthaten der Revolution zum Besten des Volkes gesammelt, brauchbar gemacht und befestigt habe, steht sehr klar in ihrem Geist und wurzelt tief in ihrem Gemüth. Sie sind Bonapartisten, weil sie revolutionär, und sie sind revolutionär wegen der Lasten und Hemmnisse, von denen die Revolution den leiblichen Menschen befreit hat. Die Gleichheit der Glaubensbekenntnisse vor dem Civilgesetz kümmert nur die paar Protestanten, die unter ihnen wohnen und die nur in der Rouergne in ziemlicher Anzahl vorkommen, dort aber einer zum Theil legitimistischen Bevölkerung entgegenstehen; aber die Abschaffung der Frohnen, die Beseitigung der Zehenten, die Erweiterung des kleinen Grundbesitzes durch die Einziehung der Güter, welche dem Klerus gehörten, das sind die Gründe ihrer Anhänglichkeit an die Revolution. An diesen Aenderungen hängen sie mit Zähigkeit, mit Argwohn, und haben sich auch in den neunziger Jahren durch fanatische Eifersucht bis zur Grausamkeit ausgezeichnet.

Aus Auvergnaten bestand zum großen Theil das wilde Revolutionsheer, das im Jahr dreiundneunzig Lyon belagerte und nach der Einnahme in der halb royalistischen, halb federalistischen Hauptstadt der französischen Industrie so ungeschlacht und erbarmungslos wirthschaftete. Kaum irgend ein anderer französischer Stamm war so geeignet, den Ausschweifungen des revolutionären Hasses als Werkzeug zu dienen. Mit den Sitten einer früheren Zeit scheinen sie auch die Rohheit derselben geerbt und bewahrt zu haben, und der gemeine Pariser, der sie in den Schenken vor den Barrièren oder bei den plebejischen Weinwirthen im Innern der Stadt häufig zu beobachten Gelegenheit hat,

weiß viel von ihren häufigen Streitigkeiten zu erzählen, über deren Quelle und Verlauf er aber gewöhnlich nur unvollständige Aufschlüsse zu geben vermag; denn die Auvergnaten, die noch so fertig französisch reden, wenn sie unter sich in Zorn gerathen, nehmen ihr Auvergnatisch vor, und manchmal kommt es dann zu Auftritten, die für den nicht daran gewöhnten Zeugen etwas Entsetzliches haben und ihm den Eindruck einer beredten Einleitung zu unvermeidlichen und gräßlichen Thätlichkeiten machen. Allein sehr selten wird an das Messer appellirt, und diese Wortrausereien verbrausen sich meist wie der Sturmwind auf einer Haide ohne großen Schaden. Die Auvergnaten, Südländer wie die Italiener, gleichen hierin den venetianischen Gondelführern, die sich in Folge eines mißliebigen Anstoßes bei der Begegnung ihrer Barken spitzige Redensarten zuwerfen, dann in dem Maße, als sie von einander sich entfernen, heftiger und heftiger werden, und wenn sie sich längst beide nicht mehr hören können, endlich heißer und athemlos zu schreien aufhören.

Dagegen scheint es, daß die sonst in Paris so gewöhnlichen Weiberhändel bei den Auvergnaten seltener sind, als bei andern Stämmen, wenigstens ist von ärgerlichen Auftritten dieser Art unter ihnen nur wenig die Rede. Die Frauen der Auvergne stehen keineswegs im Rufe galanter Zugänglichkeit, und dennoch sind manche von ihnen sicher würdig der Preis hitzigen Wetteifers zu seyn. Für wen eine schlanke, zierliche Pariserin mit dem länglichten Gesicht und den feinen Zügen, oder dem Schelmenblick und dem schnippischen Mund, mit dem oft krankhaften, oft gemachten Teint, mit der niedlichen Hand, mit dem kleinen Fuß, mit dem koketten, sey es nun anmuthig schleppenden, sey es verführerisch kecken Gang, mit dem ungezwungen korrekten Anstand oder der sorglos ungebundenen Grazie, mit dem Lächeln, das Alles und sehr oft auch nichts sagt, mit der Hauptsache endlich, der Toilette, die, verschieden nach den Ständen, dennoch bei der ächten Pariserin, mag es eine Herzogin, mag es eine Grisette seyn, immer in ihrer Art klassisch ist, für wen eine solche Magierin das Ideal weiblicher Reize ist, dem freilich wird die derbe Schönheit der Auvergnatinnen, dem werden diese breiten und vollen Gesichter, diese meist mit Kohlenschwärze gemischte Röthe, diese nicht übermäßig, aber doch stark entwickelten Leiber, diese Hände, welche schwere Arbeit seit Jahrhunderten verrathen, und diese Füße, denen die Schuhe der Pariserin wie Kinderschuhe vorkommen mögen, schlecht gefallen. Allein man betrachte einmal den Kopf dieser Auvergnatin, die dort an der Thüre ihrer kleinen Bude steht und ihren Jungen auf dem linken Arme hat, und sage mir, ob diesen Linien Regelmäßigkeit und Gepräge fehlt, ob unter dem Kohlenstaub auf ihren wie Segel geblähten Wangen nicht ein lebenskräftiger Incarnat hervorschaut, der, genährt von der freien Bergluft, rein und durchaus nicht gemein ist, ob diesem kernigen, muskelreichen, massenhaften Körper das Ebenmaß der Formen abgeht und in dieser Haltung nicht eine Art edlen Stolzes sich ausspricht. Ich zweifle sehr, ob ein Rembrandt, ein Rubens, ein Tizian solche Gestalten verschmäht hätten, und wer weiß, ob der idealischere Maler der Fornarina sie seiner Muse unwürdig erklärt haben würde. Die Männer sind bei weitem nicht so schön, und auch hier tritt die Aehnlichkeit mit den Kindern Abrahams hervor, unter denen die Töchter ebenfalls für präsentabler gelten als die Söhne und den Namen des schönen Geschlechtes nicht bloß tragen, sondern auch verdienen.

Wenn wir, gleichviel ob ernstlich oder im Scherz, diese Parallele zwischen der auvergnatischen und der jüdischen Nation weiter verfolgen, so finden wir neben mancherlei Uebereinstimmungen, wie sich erwarten läßt, auch kolossale Unterschiede und sehen, um nur Einen Punkt, der die einen wie die andern enthält, hervorzuheben, beide Völker der Wanderung ergeben, aber die Juden machen trotz der Millionen, über die sie verfügen, noch immer keine Anstalten, wieder in's gelobte Land zurückzukehren, während bei weitem die meisten Auvergnaten, wie gesagt, sobald sie ihre paar Sparpfennige beisammen haben, so schnell als möglich ihren Heimathbergen zueilen. Sie gleichen hierin jenen Denkern, die ihrem anerzogenen Glauben Lebewohl sagen, und mit der armen Leuchte, dem dürren gebrechlichen Stabe und dem dürftigen Gepäcke ihrer Vernunft die Pilgerschaft in's Unbekannte antreten, aber wenn sie lange genug herumgeirrt, wieder Zuflucht und Beruhigung suchen in dem Gebete ihrer Väter und so zu sagen in ihre geistige Heimath zurückkehren. Sie gleichen namentlich ihrem berühmten Landsmann Blaise Pascal, der in seine Seele die schroffe, vulkanische, rauhe, aber auch reiche Natur der auvergnatischen Berge aufgenommen zu haben schien, und nachdem er in dem Eisgebirge des Zweifels, wo keine Blume und kein Strauch menschlichen Sinnens und Fühlens mehr fortkommt, sich lang herumgetrieben, in das beschränkte Thal der Offenbarung demüthig sich zurückzog. Man hat in der lezten Zeit ihn mehr als einmal neben Spinoza gestellt, ihn den christlichen Spinoza genannt; aber der Jude Spinoza, einmal heraus aus dem Canaan seines Glaubens, steuerte unverrückten Gesichts der Unendlichkeit zu und kam nie mehr zurück zu dem Gott, den er verlassen, ein großartiger Vertreter seines Volkes, das einmal weg aus Palästina, wenn auch einzelne seiner Söhne den Versuch machen, den Tempel Salomos wieder aufzubauen, nie mehr zurückkam in das Land der Väter.

Hamburger Briefe.

(s. Nr. 1.)

II.

Imponirt die östliche Seite Hamburgs durch die Pracht ihrer Häuser, durch die reichen Anlagen, durch das wundervolle Becken der Binnenalster, in deren blauen Gewässern sich an stillen Sonnentagen die grandiosen Bauten beschauen und des Nachts die blitzenden Gasflammen ihr Feuer verdoppeln, so zeigt uns die Südseite der gewaltigen Stadt die Quellen ihres Reichthums und belehrt uns über die wichtige Stelle, welche sie unter den Städten Deutschlands einnimmt. Wenn man in Harburg ein Dampfboot besteigt und sich nach Hamburg übersetzen läßt, bekommt man am leichtesten einen Begriff von der Handelsbedeutung letzterer Stadt. Man übersieht auf dieser Fahrt den ganzen Jonas- und Rummelhafen, denen als dritter, für kleinere Schiffe bestimmter Ankerplatz sich der Binnenhafen anschließt. Kein anderer Hafen Deutschlands läßt sich in Bezug auf Schiffsfrequenz nur entfernt mit dem Hamburger Hafen vergleichen. Selbst Triest, das wir als deutsche Handelsstadt gelten lassen müssen, kommt im Schiffsverkehr, in der Belebtheit der Rhede ihm lange nicht nahe.

Nicht seiner glücklichen Lage und seinen großen Handelstraditionen allein verdankt Hamburg seine gegenwärtige commercielle Wichtigkeit und seinen merkantilen Flor; der geheimnißvolle Pulsschlag des Meeres, Ebbe und Fluth sind es, die es verschwenderisch mit allen Gaben des Glücks überschütten. Ohne diese regelmäßig wiederkehrende Bewegung der Meereswellen würde das breite, zwischen niedrigen Ufergeländen sich fortziehende Strombett der Niederelbe, das bei Hamburg eine Breite von anderthalb deutschen Meilen hat, höchst wahrscheinlich längst versandet seyn. Die Rinnsale des Stroms, von Sandbänken und Geröllanschwemmungen gesperrt, würden nur einen geringen Schiffsverkehr zulassen. Aber das Aufstauen des Flußwassers durch den Andrang der Meereswogen zur Fluthzeit macht den ganzen ungeheuern Strom rückwärts fluthen, schwellt die Gewässer sechs bis acht Fuß hoch an, füllt alle Kanäle, alle seichten Stellen hinreichend mit lebhaft strömendem Wasser an und begünstigt dadurch nicht nur den Schiffsverkehr, sondern bewirkt auch ein Spülen des Grundes, wodurch beim Sinken der Fluth eine ungeheure Masse von Schlamm, Sand und Unrath aller Art fortgewaschen und durch den stark niederwärts drängenden Ebbestrom dem Meere zugeführt wird. Ohne Ebbe und Fluth würde Hamburg bald eine todte Stadt seyn, so lange aber der Himmel diese Bewegung des Meeres fortbestehen läßt, werden selbst trübe Handelsconjuncturen und unglückliche politische Constellationen Hamburg als Handelsstadt niemals ruiniren können. Nur die Versandung des Elbstroms, nur das Aufhören von Ebbe und Fluth wäre für das größte deutsche Emporium der Todesstoß.

Man darf annehmen, daß während der guten Jahreszeit stets zwischen 600 und 800 Schiffen in Hamburgs Hafen vor Anker liegen; die Gesammtzahl der in die Elbe eingelaufenen Seeschiffe betrug 1851 5706, der von Curhafen in See gegangenen 2459 Segel- und 652 Dampfschiffe. Dieser gewaltige Schiffsverkehr macht den langgestreckten Hafenquai von der Landungsbrücke für Dampfboote aufwärts bis zum Baumhause zu einem eben so unterhaltenden als interessanten Aufenthaltsort. Eine Wanderung durch dieses Gewühl von Menschen, in diesem Durcheinander aller Nationen hat viel Belehrendes und kann für den Menschenbeobachter, für den Freund psychologischer Studien nur gewinnbringend seyn.

Schon das gewöhnliche Alltagsleben entwickelt hier eine Mannigfaltigkeit von Bildern, wie sie nur eine großartige Seestadt aufzuweisen hat. Obwohl Hamburg mitten im Schooße eines der reichsten und fruchtbarsten Landstriche Deutschlands liegt, muß es doch einen großen Theil seines täglichen Lebensbedarfs aus ziemlicher Entfernung beziehen. Versorgt das große Emporium der Niederelbe halb Deutschland mit Waaren aller Art, so muß die nahe und ferne Umgebung seiner zahlreichen Bevölkerung wiederum das tägliche Brod zuführen, das Arme wie Reiche nicht entbehren können. So liefern die überelbischen Küstenstriche und einige der großen Elbinseln, die hier dem Strome ein so breites Bett anweisen, Hamburg fast ausschließlich die Milch. Jeder dämmernde Morgen zeigt uns den Elbstrom bedeckt mit Fahrzeugen, deren braunrothe Segel seltsam in der Sonne glänzen und die allesammt gerade auf das Hafenbollwerk zusteuern. Diese Fahrzeuge, Ewer genannt, kommen von der hannoverschen Küste, von Moorburg, von den Inseln Finkenwärder, Ochsenwärder und andern Orten und führen der Stadt unglaubliche Massen von Milch, Früchten und Gemüsen zu. Fast alle täglich verbrauchte Milch schwimmt an Bord dieser Ewer über die Elbe, wird am Kai ausgeschifft und durch hunderte von Menschen durch die ganze Stadt in rothgemalten Fässern oder Kübeln getragen. Jede Haushaltung erhält auf diese Weise ihren Bedarf. Daß die Qualität der in Hamburg zu Markt gebrachten Milch vorzüglich sey, möchte ich nicht

behaupten; mir will eher scheinen, die Milcher und Milchhöcker seyen mit sehr wenigen Ausnahmen warme Anhänger der Wiedertäufer, denn taufen und abermals taufen ist ihnen ein so zur Gewohnheit gewordenes Geschäft, daß sie wohl gar nichts Arges in der Verdünnung dieses animalischen Produkts erblicken.

Außer den Milchern legen die Fruchtschiffer, die Gemüsehändler an dem Hafenkai oder auch in den vom Fluthwasser angeschwollenen Fleethen an, zu denen sich noch die Holz- und Torfewer gesellen, die in dicht gedrängten Reihen im Binnenhafen am Steinhöft zu ankern pflegen. Man kann sich denken, welch buntes, bewegtes Leben diese vielen hundert Menschen täglich dem Hafenkai geben, wie das lustig durcheinander wogt und schwatzt, wenn da die breiten stämmigen Gestalten der Ewerführer in ihren flatternden leinenen Lootsenbeinkleidern, den schwarz- oder braungetheerten Windhüten (den Südwestern), die schmalen, steilen Landungstreppen auf und ab steigen; wie die kräftigen Weiber und Mädchen, denen der fabelhaft kleine, ganz vorne auf der Stirn befestigte Strohhut ein so keckes und doch wieder schalkhaftes Ansehen verleiht, schwatzen, kichern und lachen; wie die dunkel gekleideten Bardewiekerinnen, länglich geformte Körbe auf dem Kopfe tragend, hoch aufgerichtet über schmale Bretter schreiten, um an's Land zu kommen, und unter näselndem Gesange, bald in hohem Discant, bald in heiserem Alt ihre Waaren unermüdlich ausrufen. Erst gegen Mittag, oft noch später erlischt dieses Leben; das Tagesgeschäft ist dann großentheils abgethan und jeder sucht sein Fahrzeug auf, um vor einbrechender Nacht die überelbische Heimath wieder zu erreichen.

Außer diesen täglich kommenden und gehenden Ewern gleiten zahllose lange und ziemlich breite Kähne ohne Mast und Segel über die zuckenden Wellen des Hafens nach oder von den großen Schiffskolossen, die einen Waaren zur Befrachtung aus der Stadt tragend, die andern dergleichen nach den Speichern schaffend. Mit jedem Eintreten der Fluth, welche alle Kanäle in lebhaft strömende Flüsse verwandelt, vermehrt sich das Leben und der Verkehr, und nicht selten sind dann die breitesten Fleethen dergestalt mit Kähnen und Schuten aller Art bedeckt, daß von der schmutzigbraunen Wasserfläche wenig zu sehen ist. Straßen und Kanäle sind dann gleich lebhaft, und obwohl die Bewohner des Nordens den Südländern an Lebendigkeit in Sprache und Geberde weit nachstehen, möchte es in Deutschland doch schwerlich eine zweite Stadt geben, in welcher der verkehrtreibende Mensch mehr spricht, ruft, bisweilen auch schreit, als in Hamburg.

Schreiten wir weiter die Vorsetzen entlang nach dem Johannisbollwerk, so tritt uns ein anderes, noch ungleich großartigeres Bild entgegen. Die vielen hundert Masten der Seeschiffe, von einer Wolke flatternder Segel umhüllt, versperren fast alle Aussicht auf den Strom, aber ein rühriges Leben regt und plätschert hier zwischen den Schiffsleibern, steigt die Fallreepe auf und nieder, schaukelt sich auf Wanten und Raaen, singt und kreischt, Waaren aus dem Raum hebend, oder im Takt das Gangspill drehend. Kein Schiff, auf dem nicht irgend etwas vorginge, kein Nachen, der nicht eine Botschaft brächte oder empfinge, kein Ruderschlag, der nicht zu einem bestimmten Zweck die Woge spaltete.

Erst nahe dem Hafenthore erhält das Auge einen freien Ausblick auf den breiten Strom der Elbe, belebt von hundert Segeln, durchfurcht und aufgewühlt von den rauschenden Schaufelrädern großer Seedampfschiffe. Selten vergeht ein Tag, an welchem nicht mehrere dieser von schwarzen Rauchsäulen halb überdeckten Kolosse ankommen oder abfahren. Sie sind die geflügelten Boten Merkurs, die nach allen Häfen der civilisirten Welt die Kunde vom Pulsschlag der Börse tragen, der über das Wohl und Wehe des kaufmännischen Daseyns entscheidet. Einzelne dieser Dampfer führen Hamburg einen Theil seines Fleischbedarfes zu, indem ganze Heerden breitgestirnter Ochsen oder blöckender Schafe sich an ihrem Bord befinden, die unter lautem Rufen ihrer Treiber schwerfällig an das Land wandern und hier sogleich in einen umhegten Platz getrieben werden, bevor sie ihrem Schicksal verfallen. Diese feisten Thiere kommen von Jütland und werden zu vielen Tausenden in Hamburgs Schlächtereien getödtet. Vielleicht nur die Hälfte derselben oder noch weniger verbraucht Hamburgs fleischessende Einwohnerschaft selbst, die größte Menge des Ochsenfleisches dürfte eingesalzen und als Schiffsproviant verwendet werden.

Gegenüber diesem äußersten Ende des Jonashafens erhebt sich eine mit schönen Baumanlagen versehene Höhe, zu welcher breite, gewundene Wege emporführen. Diese Höhe, dessen Fläche abgeplattet und von einem gußeisernen Geländer eingefaßt ist, führt den Namen „Stintfang.“ Von ihrem Plateau herab hat man die schönste und umfassendste Aussicht auf den belebten Strom, auf die grünen Elbinseln, auf das nahe Altona mit seinem Hafen, auf das Schiffsgewimmel der Hamburger Häfen und endlich auf das unermeßliche Häusermeer der gewaltigen Stadt mit den hohen schlanken Kirchthürmen. Begrenzt im Südosten wird dieses großartige Landschaftsgemälde von dem runden hohen Thurme der Stadtwasserkunst, dessen stumpfe Fläche stets in die schwarzen Schleier einer Rauchwolke gehüllt ist. Dieser Wasserthurm versorgt fast ganz Hamburg mit Wasser und gehört zu den wichtigsten und interessantesten Bauwerken, welche das neue Hamburg aufzuweisen hat, weßhalb ich mir vorbehalte, in einem späteren Briefe ausführlicher darauf zurückzukommen.

Englisches Land und englisches Landleben.

I.

Wenn man eine Zeitlang den Kohlenstaub und die dicke Atmosphäre von London geathmet hat, wenn man durch den betäubenden Lärm der Straßen der Hauptstadt nahezu nervenkrank geworden und von den Sorgen des großstädtischen Lebens schier zu Boden gedrückt ist, da fühlt man am Ende, und sollte man auch die modernste Natur, ein Jahre lang an großstädtisches Leben gewöhnter Mensch seyn (oder dann vielmehr gerade oft am ersten), das Bedürfniß, auf ein paar Wochen oder Tage den Staub der Hauptstadt von sich abzuschütteln, zur See oder auf das Land zu gehen, um frische Kraft zu dem Kampfe mit der ermüdenden Existenz einer Hauptstadt zu schöpfen.

„O wonnigliche Reiselust,
An dich gedenk' ich früh und spat,
Der Frühling naht, der Sommer naht,
Mai, Juni, Juli und August."

Diese Platen'schen Verse läuteten mir schon lange in den Ohren. Ich glaube, daß es neben dem Heimweh kaum etwas Unwiderstehlicheres geben kann als die Reiselust. Sie ist das umgekehrte Heimweh moderner Naturen, und vielleicht noch viel mächtiger als das von der Sentimentalität der Flächen besungene Heimweh der Gebirgskinder. Die Ferne lockt und umschmeichelt uns mit tausend mannigfaltigen, theilweise imaginären, erträumten Reizen; die Reisesehnsucht ist mit unserem ganzen geistigen und körperlichen Menschen verknüpft. Das Heimathgefühl ist eine weit einfachere, aber darum freilich auch um so innigere und intensivere Empfindung. Wie wunderbar ist es doch, daß eine monotone Haide, eine karge Gebirgsgegend, eine dürre Düne, oder gar ein Land, dessen ganze Vegetation aus Moos und Flechten besteht, auf das Menschenherz eben so mächtig wirken kann, als die ganze Fata Morgana eines fernen Wunderlandes? Sie sehen, daß ich keine der Naturen bin, der das Heimweh so gar leicht etwas anhaben kann. Naturen, die von jedem gegebenen Detail aus sogleich weitere Kreise ziehen, welche von jeder Einzelbeobachtung aus sofort generalisiren und auf das Blachfeld der Abstraktion übergehen, sind nicht für „Lust und Lieb an Einem Ding" und folglich auch nicht für's Heimweh geschaffen.

„Werde Mann, und dir wird
Eng die unendliche Welt."

Ich komme deßhalb zu dem mir homogeneren Gefühle der Reiselust zurück. Verbringt einen Winter zwischen den angerauchten, in's Hunderttausendfache multiplicirten „vier Wänden" einer großen Stadt und wartet, wenn dann die ersten Strahlen der Maisonne durch die Gardinen eurer Fenster hereinlugen, ob es euch da nicht so ruhelos zu Muthe wird, als ob die warme Frühlingssonne auch zur Thüre hinaus scheinen wollte. Besonders ist das große Häusermeer der brittischen Hauptstadt geeignet, in jedem Menschenkinde, das nur einigen Natursinn besitzt, dieses Gefühl der Reiselust zu wecken. Die Stadt hat in ihren belebtesten Quartieren an der Themse keine Kais, obwohl an ihren Square's und grünen Parks ein gewisses Surrogat ländlicher Natur. Geht man nun z. B. den Strand hinauf oder hinunter oder gegen Westminster hin, so sieht man hie und da, wo eine Straße gegen den Fluß hin einmündet, ein Stück sonnebeglänzten Wassers, ein weißes Segel oder noch öfter den dampfenden Schlot eines Themsesteamers. Alles dieses macht, bloß zwischen den Gebäuden durch gesehen, einen weit magischeren Eindruck, als die Themse in der Nähe besehen hervorbringt, und diese Perspektiven locken dann unwiderstehlich in die Weite, in die Ferne. Am unwiderstehlichsten aber wird diese Empfindung dann, wenn die Felder anfangen zu vergilben, wenn das Blatt am Fruchtbaume finster und härter wird und der Apfel sich röthet: wenn der Herbst herannaht. In den kühleren „Breezen," welche uns beim Nahen der Herbstzeit im Sonnenbrande die Wange fächeln, liegt die stärkste Aufforderung zum Reisen.

Ich hatte einen Winter, einen Frühling und den größten Theil des Sommers in London verseufzt. Staub, Hitze und Aufregung englischer Volksversammlungen auf den Hustings durchgekostet, Frühling und Sommer nur in der Flora der Oper, in Cremorne und Vauxhall gesehen; was Wunder, daß ich mich wieder einmal in die Stille eines grünen Baumes, in den Schatten eines Waldes, in alle jene idyllischen Heimlichkeiten und Freuden sehnte, die eine moderne Natur in der Sehnsucht oder im Genusse zu Horazischem Odenschwunge oder Tibullischen Herametern entzücken können. Jedes weiße Segel, jede Rauchsäule eines Themsedampfbootes erregte mir Heimweh, ich meine das umgekehrte, das moderne — die Reiselust.

Da mußte es denn eine höchst angenehme Ueberraschung für mich seyn, als eines Morgens der junge

Engländer, dessen Bekanntschaft ich in meinem Lodginghause gemacht, in mein Zimmer trat und mich aufforderte, ihn für einige Tage auf seinen Landsitz, seine „Cottage" in Kent zu begleiten. Mr. Robert ist mehr „Gentleman" von Beruf als von Abstammung. Er ist einer Künstlerfamilie entsprossen, die in vieler Beziehung mit den Londoner Bühnen in Verbindung steht, und hat selbst schon auf den Brettern gestanden, ein Beruf, den er jedoch mit dem, was man in Frankreich sehr emphatisch einen »rentier« nennt, vertauscht, seitdem seine Mutter ihre zweite Heirath mit einem wohlhabenden Gentleman, der den Namen eines berühmten englischen Reisenden des vierzehnten Jahrhunderts führt, geschlossen hat. Mr. Robert ist seit jener Zeit „Gentleman" von Fach, und von Gesinnung, dürfen wir hinzusetzen. Er fährt oft mit seinem Pony und zierlicher englischer „Pony-Chaise" zwischen Keston, wo seine Cottage sich befindet, und London, und freut sich, daß die Gastwirthe und Kinder in den Dörfern längs der Landstraße den weißen Hut und den raschen Pony des Landbesitzers und Freeholders von Keston schon von weitem kennen. Man sieht solcher kleinen, comfortabeln Pony-Kutschen in den Straßen von London unzählige sich herumtreiben; sie nehmen sich zwischen den Omnibus und größern Kutschen wie die kleinen Boote neben den Steamern und Frachtschiffen auf der Themse aus. Es ist das gewöhnliche Fuhrwerk, dessen sich die kleinen, aber wohlhäbigen Leute vom Lande zu Spazierfahrten (drives) in die Metropolis bedienen.

Obwohl es das erstemal war, daß ich eine solche ländliche Ponyfahrt durch die Straßen von London anstellte, die Manier also den Reiz pikanter Neuheit für mich hatte, so muß ich doch gestehen, daß ich mich Anfangs auf meinem Sitze nichts weniger als comfortabel fühlte. „Unglückliche Zufälle," sagen unsere Railway-Magnaten, wenn durch die Fahrlässigkeit eines Bahnwärters oder in Folge einer erbärmlichen Knauserei, welche die rechtzeitige Abschaffung einer unbrauchbar gewordenen Maschine verhindert, ein halb Dutzend Menschenleben »of third class passengers,« welche am Ende die ehrenwerthen Mitglieder der resp. Compagnie weniger hoch zu stehen kommen als eine neue Maschine, verunglückt sind; „unglückliche Zufälle kommen vor," so dachte auch ich, als unser Pony frischweg in den Strudel der sich kreuzenden Omnibus, Cabs und Coaches hineintrabte, und wie die verschiedenen Fahrapparate des großen Menschenozeans London alle heißen, so wie in die verschiedenen Schaf-, Ochsen- und Schweineheerden, welche, besonders in den südlichen Quartieren jenseits der Themse, die wir passiren mußten, die Straßen unsicher machten.

Man sollte glauben, daß eine Fahrt durch London die größte Geschicklichkeit im Wagenlenken erfordere; allein von dieser irrigen Vorstellung sollte mich die Sorglosigkeit und traumwache Verwegenheit, mit welcher Mr. Robert unsern »drive« behandelte, sehr bald zurückbringen. Auf den Londoner Straßen treiben zu viele Wagenlenker von Fach ihr Handwerk, als daß der Tollkühne und Unerfahrene, wenn er anders zu Wagen ist — denn zu Fuß kann man jeden Augenblick, wenn man Raum und Zeit nicht wohl bemißt, überfahren werden — falls er es nicht gar zu arg treibt, erklecklichen Schaden nehmen könnte.

Ein junger Engländer vom Lande, eine halbe Farmersnatur, ist immer tollkühn im Reiten und Fahren. So auch mein Freund. Unsere Noth sollte jedoch erst angehen, als wir in die »suburbs,« in die südöstlichen Quartiere der Stadt gegen Greenwich hin kamen. Hier war die frühere Heimath des Pony, hier war er geboren und erzogen werden, hier hatte er die Freuden der Jugend genossen, und darum ward er feurig in diesen Quartieren und wieherte sie in lyrisch dithyrambischer Begeisterung an. Er legte jezt eine seltsame Neigung, die ihn während des ganzen Weges nicht mehr verließ, an den Tag, eine Neigung zu verpönten Wegen, zum Trottoir und Chausseegraben, die uns mehrmals nahezu mit der Stadt- und Wegpolizei in Conflikt gebracht hätte. Auch liefen wir verschiedentlich Gefahr, durch dieselben Neigungen eines Pferdes, die einst einem Könige des Morgenlandes auf den Thron verholfen hatten, sehr unsanft von unserem Wagenthron herabgeworfen zu werden.

Wenn man zu Fuß oder zu Wagen von einem Quartier im Mittelpunkte der Stadt London durchreist, um auf das Land zu gelangen, wenn man die langen Straßenzeilen dieser unendlichen Häuseragglomerate der Vorstädte, welche sich täglich weiter in das Land hinaus ziehen, durchfährt, da bekommt man eine noch lebhaftere Vorstellung von der ungeheuern Größe dieser Stadt, deren Straßen nach den Polizeiberichten zusammen 2000 Meilen messen, als wenn man mit einem Themsedampfer an ihrer merkantilen Façade vorüber von London-Bridge nach Chelsea fährt. Die Vorstellung von der riesigen Größe und dem raschen Umsichgreifen dieser Stadt kann einem am Ende beängstigend werden. Ich wollte zulezt gar nicht mehr glauben, daß man anders als auf dem Zauberrosse des Dampfes sich aus ihrem Labyrinthe losmachen könne. Denn als wir am Ende auf eine freie Höhe kamen, wo die in gewölbten Bogen über die Landstraße herlaufende Eisenbahn von Dover und Brighton in die Vorstädte einschneidet, bemerkte ich, daß die Landhäuser an der linken Seite des Wegs von einer neuen Häusermasse, nur durch ein paar Felder davon getrennt, flankirt waren. Die Idee von der Größe Londons hatte sich bei mir zu einer Art von Aberglauben gestaltet. „Wir werden wieder nach London hereinkommen!" rief ich meinem Automedon auf dem Sitze neben mir zu; aber er bedeutete mich lachend, daß die Häusermasse zu unserer Linken Greenwich sey.

„Gleichviel," versetzte ich, „Greenwich ist auch London; wir werden diese Stadt auf diesem Wege nicht los werden. Es ist etwas Gespenstiges um dieses London und sein ungeheures Volumen."

Aber wir waren sie und ihre Grillen und Sorgen, ihren Kohlendunst und ihren tausendköpfigen Humbug denn doch auf ein paar Tage los geworden. Greenwich blieb links liegen und fort trabte der Pony in gestrecktem Laufe, obwohl mit unveränderter Neigung zu Chausseegräben und Fußpfaden, fort in die grüne, sonnige, lustige Country.

Wir befanden uns etwa auf Einem Niveau mit der Sternwarte von Greenwich, also auf einer Hochebene, über welche die Landstraße in manchen Schlangenwindungen hinführt. Im nächsten Dorfe kurze Rast. Die Dörfer in der nächsten Umgebung von London sind meist nur vermehrte Auflagen der Vorstädte. Da findet ihr dieselben, von Epheu umrankten Landhäuser, an den Wohnungen der arbeitenden Bevölkerung den Beginn jener ächten Londoner Bauart, jenes ganz modernen Baustyls der Maschinenindustrie und der großen Städte, der monoton in Lehm und Backstein arbeitet und mehrere Wohnungen unter dasselbe angeschmauchte Ziegeldach stellt. Auch das Londoner Plakat hat bis auf diese Dörfer gewuchert; das radikale »Lloyds Weekly Newspaper« von Douglas Jerrold ist an den Wänden der Häuser angekündigt, und an dem Stouthause wird wie in London in großen prahlerischen Ellenlettern die Superiorität des hier zu habenden Ale gepriesen. Das nächste Dorf hinter London, in welchem wir Freund Pony sammt unserer eigenen durstigen Seele rasten ließen, war nur ein Wurzelschoß, ein vorgeschobener Posten der Hauptstadt, ein Malzeichen, daß sie bereits bis dahin ihre Fühlhörner ausgestreckt habe und dereinst den ganzen Zwischenraum mit ihren Werkstätten, ihren Waarenlagern, ihrem Proletariat und ihrer dicken Atmosphäre überwuchern werde.

Aber der Charakter der Ländlichkeit sieht denn doch schon hier und da sehr vernehmlich aus diesen Dörfern hervor. Die Gärtchen vor den Häusern zeigen schon nicht mehr die ängstlich reinen Sandwege und die geleckten Anlagen, wie sie die Cottages der Londoner Vorstädte umgeben, sondern in jener rustiken Unordnung, welche das Schöne zwischen dem Nützlichen, Georginen und Spätrosen zwischen Turnips und Bohnen wachsen läßt, einen gewissen Anflug englischen Gartenstyls. In das offenstehende Fenster der Wohnstube kommen zur Theezeit die Tauben hereingeflattert und verlangen ihren Antheil an dem Mahle.

Mit einbrechender Dämmerung hielten wir vor dem Thore des Landhauses meines Freundes in Keston. Je tiefer man in das Land hinein kommt, desto ähnlicher wird der Charakter der englischen Dörfer dem uralt germanischen unserer deutschen Gebirgsdörfer, wie sie sich z. B. im Odenwalde finden. Die Wohnungen, auch die längs der Landstraße erbauten, stehen in erklecklich weiter Entfernung von einander ab, oder liegen seitabwärts ordnungslos zerstreut, wie der Zufall oder ein schöner Platz es gerade gefügt hat.

Erlauben Sie mir indessen, ehe wir das landschaftliche Terrain, auf dem wir uns befinden, näher recognosciren, es mir zuvor im Landhause meines Freundes comfortabel und wohnlich zu machen. Obwohl der englische Comfort, wie jüngst in der Allgemeinen Zeitung richtig bemerkt wurde, nicht ganz unsern deutschen Begriffen von Bequemlichkeit entspricht, so kann es doch einem Menschen von Geschmack nicht besonders schwer fallen, in einem solchen Landhause des Mittelstandes sich bald recht wohnlich und behaglich zu finden. Man darf das Haus des Engländers ja nicht nach dem fürchterlichen Londoner Lodginghause beurtheilen. Wer in London zu einem bachelors-life (Thackeray hat die Qualen eines solchen in seinem „Pendennis" plastisch geschildert) verdammt und dabei nicht sehr reich ist — denn nur Leute ledigen Standes oder arme Familien bewohnen Lodginghäuser — für den ist das Leben in London eine Hölle. Freilich bietet solchen Leuten das Clubleben einigen Ersatz; aber um Mitglied eines Clubs zu seyn, dazu gehört eine englische Einnahme — ein gentleman's-income. Im Lodginghaus, und sollte das Zimmer mit bed-room 14 bis 16 Schillinge die Woche kosten und in sehr respektabler Gegend liegen, ist der sogenannte „Comfort" nur ein »sham comfort;« nur seine Dehors sind vorhanden, er existirt nur in der Andeutung. Der Fußboden ist zwar durchaus mit bunten Teppichen belegt, diese sind aber, da man in dem Lodginghaus sehr häufig mit der Bedienung knausert, meistens nichts weniger als sauber gehalten. Die Schlösser der Thüren erweisen sich gar häufig als abgenutzt und die letztern knarren fatal in den Angeln. Bequemlichkeiten wie Stehpult und Schreibtisch, verschließbare Kommoden und Wandschränke u. dgl. m. gehören in das Bereich der Fabel; der Theetisch ist wackelig, das Bett endlich, obwohl von erschreckend kolossalem Umfang und mit abenteuerlich gespenstigem Himmel verhangen, ist nichts weniger als comfortabel; im Gegentheil, seine Farbe ist häufig so, daß man sie nur in London eine weiße nennen mag; die Decken erweisen sich als zu leicht für den Winter und zu schwer für den Sommer, und zudem werden sie von den meist irischen Dienstboten übel zurecht gemacht. Ein Fremder, der London nur von seinem Hotel aus beobachtet und das Londoner Leben nur in einigen Familien des höhern Mittelstandes gesehen hat, kann nur ein unvollständiges Bild und Urtheil von demselben haben.

Welch anheimelnder Comfort lachte mich dagegen aus dem Landhause meines, doch nach englischen Begriffen kaum wohlhabenden Freundes an! Es gilt in Deutschland und in der Schweiz fast für ein Privile-

gium der Aristokratie, wenigstens für die Blüthe des Stubencomforts, den ganzen Fußboden mit eleganten Teppichen belegt zu haben. Ich wohnte einst einer Audienz auf dem Landsitze eines der kleinen deutschen Fürsten bei — freilich war es Sommer, wo man in Deutschland den Fußteppich aus dem Zimmer hinwegzunehmen pflegt — aber ich muß gestehen, daß ich in dieser fürstlichen Villa weit weniger Eleganz und Comfort angetroffen als in dem kleinen englischen Landhause. Man wirft dem Engländer gar oft — und in vielen Beziehungen allerdings mit Recht — Mangel an Geschmack und an Grazie vor, im englischen Landhause aber läßt sich nichts weniger als dieser Mangel empfinden. Wie geschmackvoll sind schon die Umgebungen des Hauses bis zu den Epheu- und Rosenguirlanden, welche die Hausthür umziehen! Um das Gitterwerk des wohlverwahrten Hofes grünen Jasmin- und Lorbeerhecken; ja ich habe zu Keston das Haus eines Schuhmachers gesehen, zu dem man auf mit Sandstein belegtem Wege zwischen Lorbeer- und Orangenbüschen gelangt.

Der tiefe Natursinn des englischen Volks macht sich auf dem Lande allenthalben bemerklich. In ihren Gärten und Höfen, in ihren Parks und an ihren Landstraßen begegnet nirgends das Auge, wie so häufig in unserem deutschen Südwesten, dem unvermeidlichen Utilismus der Zwetschen- und anderer Fruchtbäume. Buchen, Föhren, Linden, Eschen und Kastanien, und die hier noch weit häufiger als in Deutschland sich findende stämmige altenglische Eiche mit der prächtigen, weithin schattenden Krone, sind der Schmuck der Landschaft. Dieser Reichthum an Bäumen verleiht der englischen Landschaft auch da, wo sich keine besonders romantische Abwechslung von Berg und Thal findet, wo keine pittoresken Felspartien und Wasserfälle zur Bewunderung einladen, einen Anflug von Poesie, der gleichwohl, wie wir bald sehen werden, an die allermateriellsten nationalökonomischen Bedingungen gebunden ist.

Doch ich kehre zum Comfort der Civilisation, der sich in England auf dem Lande eben so wohl wie in den größern Städten findet, zurück. Ein civilisirter Mensch ist wohl berechtigt, dazu auch den Policeman zu rechnen, dessen beruhigende, solide Uniform ich hier in Keston plötzlich mitten auf einer Heide am Waldsaume auftauchen sah, wie er in London an den thorough-fares steht, den Repräsentanten des allgegenwärtigen Gesetzes, so wie das Postoffice, wo man eben so rasch wie in London für einen Penny Briefe nach allen Theilen von England entsenden und aus allen Theilen der Welt erhalten kann, ohne, wie die Landbewohner in Deutschland, ewig besorgen zu müssen, daß am Ende die wichtigsten Briefe im nächsten Landstädtchen acht bis vierzehn Tage liegen bleiben. Der »Comfort of her Majestys subjects« findet sich hier zu Lande allenthalben »provided for,« und das kleinste Dörfchen bleibt uns den Beweis nicht schuldig, daß wir uns in einem Lande befinden, wo allenthalben mit der Freiheit und Volkssouveränität auch der materielle Wohlstand und das Wohlbefinden des Individuums Hand in Hand gehen.

Macaulay schildert uns in einer jener vortrefflichen kulturhistorischen Uebersichten, die seinem Geschichtswerk angehängt sind, das Landleben in England bis zur Zeit der Restauration als ein höchst einfaches, ja rohes. Wir haben kaum nöthig zu bemerken, daß jene Zeiten patriarchalischer Einfachheit, wo, wie der englische Geschichtschreiber uns erzählt, die Frau des Landbesitzers aus dem niedern Adel ihren Gooseberrywein selbst bereitete und höchsteigenhändig in Küche und Speisekammer hantirte, längst vorüber sind, tempi passati. nicht bloß für die eigentliche Gentry. In die Fugen der alten, ängstlich umschriebenen Stände hat sich in den Städten wie auf dem Lande vielfältig ein neues Geschlecht hereingeschoben. Die Hausfrau, die sich zur Gentry zählt, besorgt die Küche und den Garten nicht mehr, geschweige daß sie den Gooseberrywein selbst bereitete, aber auf ihrem Tische liegen Milton und Byron, elegante Kupfer- und Reisewerke, und im Drawing-room fehlt selten das elegante Piano.

Trotz dem aber lebt man, was die Küche betrifft, doch sehr gut in der Country, wenn man nur überhaupt so eigentlich von englischer Küche reden könnte. Die englische Küche ist bekanntlich noch sehr episch, sehr alterthümlich. So haben unstreitig die Nibelungenrecken, so hat Cedric, der Sachsenhäuptling, so hat Richard Löwenherz gespeist, wie man in London und in der Country noch heutzutage ißt. Seit Richards III. Zeiten hat sich die englische Kochkunst bekanntlich nicht wesentlich verändert. Noch immer wird das Fleisch (und welches, der Hand des kundigsten Kochs würdige Fleisch!) an einem Haken über dem Kaminfeuer aufgehängt und so geschmort und geröstet; das gibt denn die »hot joints«. In den Londoner Lodginghäusern sieht auf diese Weise die Familie, die oft, wenn die Season recht glänzend und das ganze übrige Haus vermiethet ist, auch zur Sommerzeit den ganzen Tag über in der schwülen Atmosphäre des kitchen-room zusammengedrängt lebt, dem ganzen einfachen Proceß der Bereitung ihrer Mahlzeiten zu. Es ist jammerschade und könnte einem fast den Geschmack wie an der englischen Küche, so auch an den englischen Ladies verleiden, daß diese Ladies, ich weiß nicht ob aus nationalem Vorurtheil gegen fremdländische Kochkünste, oder weil Stolz oder Bequemlichkeit sie abhalten, sich allzusehr mit den Finessen der Küche zu befassen, das köstliche Material, welches ihnen ihr Land liefert, das treffliche Fleisch und üppige Gemüse mit so wenig künstlerischem Geschick zu traktiren wissen. Wie göttlich ist dieses Rindfleisch, wenn es nach deutscher Weise bereitet oder, wie die Italiener es lieben, mit Reis angemacht ist! Aber sie kennen es nur in der Gestalt von „Beef," sind nur »fond of Mutton chops« und

Beefsteaks und kennen anstatt schmackhafter Saucen nur den natürlichen, noch blutigen Saft des Fleisches, den sie gravy nennen! Den Salat essen sie unangemacht, ohne Essig und Oel — höchstens nehmen sie Salz dazu — und ihre vegetables (Gemüse) kochen sie bloß in Wasser. Daneben haben sie denn noch das, was sie pastrys, Gebackenes, nennen. Das sind ihre schweren, fetten, dick mit Rosinen durchspickten Puddings, ihr Yorkshire-, Plum-, College-Pudding, und wie sie alle heißen; feinere Puddings, wie überhaupt alle jene leichten Milch- und Mehlspeisen, wie sie die deutsche Speisekarte unter der Rubrik: „süße Schüssel“ kennt, oder französische Confituren sind der originalen englischen Küche durchaus fremde Dinge, gleicherweise Salat und nach continentaler Sitte zubereitete Gemüse. So nennen sie die Bohnen, wenn sie nach gewöhnlicher civilisirter Sitte geschnitten und ordentlich gekocht sind, »french beans;« sie sind dem ursprünglichen John Bull-Gaumen, dessen Hauptdelikatessen allmonäglich auf Smithfield-Market herumwandeln, ein fremdes Kraut.

Ich verbreite mich weitläufiger über die englische Küche, als die Grenzen meines Themas vielleicht schicklich erscheinen lassen; allein wir befinden uns in der englischen Country, in einer farmer-like lebenden Familie, und in diesen Kreisen besteht das Hauptgeschäft des Gastes vom Morgen früh bis spät in die Nacht in Essen und Trinken. Den im Uebermaße aufgetragenen Speisen und den verschiedenen Getränken, als da sind Porter, Portwein, Sherry, Champagner, und am Ende auch Brandy und Gin zum Schlaftrunke, nicht recht wacker, nach Leibeskräften zuzusprechen, hält der ächte Engländer für gemüthlose Ungeselligkeit. Wie er dir herzlich und mit Ueberzeugung Küche und Keller zu Gebote stellt, so sollst du auch herzlich und ohne arrière-pensée seinen Gerichten zusprechen. Findest du seinen Currant-Pudding zu schwer und Branntwein und Champagner nicht wohl verträglich — um so schlimmer für dich! Aber essen mußt du, essen, wie die Helden der Iliade gegessen haben, aufrichtig und mit Ueberzeugung essen. Der Engländer hat, um das Uebermaß von Verbindlichkeit zu bezeichnen, den plastischen Ausdruck: „durch Höflichkeit tödten“ — kill with kindness. In einer vierwöchentlichen englischen Gastfreundschaft, unter farmers-people genossen, kann dieses Sprichwort gar wohl seine buchstäbliche, wortgetreue Bethätigung finden. Glaubten doch gar viele Politiker bei Gelegenheit der großen Kossuthfeste im vorigen Herbste, daß man im hohen Rathe des Whigministeriums beschlossen habe, den magyarischen Löwen durch splendide englische Gastlichkeit mit Manier todt oder doch zahm zu füttern.

Buffon hat gesagt: „der Styl ist der Mensch.“ Eben so gut kann man auch sagen: die Küche ist der Mensch. In seiner Küche spiegelt sich Land und Volk Englands eben so wohl ab, wie in seiner Sprache. Das Klima hat — ich werde dieß später noch näher auseinandersetzen — auf die Bildung der englischen Sprache, und eben so auf die Bildung der englischen Küche großen Einfluß geübt. Die scharfe, naßkalte Luft Englands macht, andern Ländern gegenüber, schwerere, kohlenstoffhaltige Speisen und schwerere Getränke nöthig. Der Appetit macht sich hier zu Lande weit öfter und in empfindlicherem Maße fühlbar als anderswo. Daher das Bedürfniß, welches hier zu Lande sogar das schöne Geschlecht empfindet, des Tags mehrmals Fleisch zu essen und starke Getränke zu trinken. Dazu kommt, daß das englische Volk durchschnittlich weit angestrengter arbeitet als andere Völker. Der flanirende, leichtfüßige Pariser kann schon weit eher mit einer magern, in der Bratpfanne zusammengeschrumpften Cotelette, mit einer Omelette und Confituren vorlieb nehmen, als der hard working Englishman.

Es liegt darum auch eine tiefe, ironische Wahrheit bezüglich des Unterschiedes zwischen dem englischen und französischen Volkscharakter darin, wenn der Engländer den Franzosen einen frog-eater (Froschesser) nennt. Es liegt in diesem Spottnamen ein Beigeschmack von Leichtfertigkeit und Unsolidität, deren John Bull seinen Nachbarn jenseits des Kanals, und auch wohl nicht mit Unrecht, so gern zeiht. Es lassen sich keine solide Geschäfte mit dem Frenchman machen, weder in der Politik noch im Handel und Wandel, wie man letzteres aus dem Munde vieler Londoner Kaufleute vernehmen kann.

Wie der Franzose überhaupt in kleineren und feineren Geschicklichkeiten den Engländer übertrifft, so auch in der Küche. In den vornehmsten Clubs und in den Häusern der Aristokratie sind die Kochkünstler (»artistes« nennt sie wirklich Mr. Murrey in seiner neuesten Schrift) Franzosen. Der Fancyartikel, die zierliche Waare mit geschmackvoller, verführerischer Etikette, ist wie in der Industrie, so auch in der Küche des Franzosen starke Seite. Der Engländer ist nur für das solid Massenhafte; wie er ist, so ißt er auch. Ein Londoner Antiquar z. B. kauft nicht leicht ein Buch, wenn es zu kleines Format hat; er betrachtet es verächtlich und sagt: »I only buy books in large quantities.« In Beziehung auf kleinere Handwerksdienste ist man in London schier verlassen. Schuhe, Stiefeln, Röcke ausbessern zu lassen, ist der Engländer nicht gewohnt, und wo es in seinen Fabriken geschmackvolle Formen anzubringen und feinere Erfindungen zu machen gilt, da müssen deutsche und französische Werkmeister zur Hand seyn, während der Engländer das Geschäft leitet und den Profit macht.

Ich sehe, ich bin noch so voll von London, daß ich vergesse, daß wir uns auf dem Lande befinden. Allein auch dort ist ja, wie in den Städten, die solide Küche und ein noch weit reichlicheres und massenhafteres

Diniren zu Hause. Man muß hier im eigentlichen Sinne des Worts den ganzen Tag essen und trinken. Morgens nach dem Aufstehen Thee, vor dem Selterserwasser angeboten wird; zum Thee wird Kresse mit Salz oder roher Lattich, Butterbrod, fette englische Eier, die weit größer und besser sind als die fremden, vom Continent eingeführten, und Beefsteak verzehrt. Da wir uns gewöhnlich spät den Federn entwanden, so fiel das déjeuner à la fourchette weg; dagegen wurden zu Mittag abermals drei bis vier Fleischspeisen, Puddings und Dessert gespeist. Während des Essens tranken wir Porter oder Ale, welche die Verdauung befördern, dann wurde Portwein, Sherry, Champagner und Claret gereicht, daneben auch wohl noch Gin und Brandy, so daß am Ende der ganze Tisch mit Flaschen besezt war. Kaffeetrinken nach Tisch gehört nicht zur originalen englischen Lebensweise. Der Engländer trinkt gegen vier Uhr Thee. Wir tranken, wenn wir zu Hause waren, von den andern eben genannten Getränken bis zum Abend; dann wurden abermals verschiedene Fleischspeisen und Wein zum Supper aufgetragen. Zum Beschluß abermals Thee.

Ich muß gestehen, daß es mir, vollständig müßig wie ich war, bei dieser Lebensweise anfangs unheimlich zu Muthe war. Indessen fühlte ich mich doch gleich am ersten Abend sehr comfortabel. Statt des Londoner dust dufteten süße Blumen, rauschten die grünen Bäume des Hofes in mein Schlafgemach, und ist auch das Bett von etwas abenteuerlich kolossalen Dimensionen, so wird es sich schon angenehm darin träumen lassen. Und so nehme ich denn für heute vom Leser Abschied.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahr. — Theater. — Das Pantheon.

Der Monat December ist für einen großen Theil der Pariser Handelswelt, namentlich für die Verkäufer und Verkäuferinnen von Tand und Prunk, die goldene Zeit des Jahres, der wahre Wonnemonat. Die Straßen und Viertel, die den Bedürfnissen großstädtischen Wohllebens und aristokratischer Pracht durch massenhafte Aufstapelung entsprechender Waaren am großartigsten entgegen kommen und, wie die Straßen Vivienne, de la Paix und Richelieu, wahre Bazars abendländischen Luxus und beständige Ausstellungen des feinsten, vornehmsten Gewerbfleißes sind, strotzen und schimmern um diese Zeit von verführerischer Herrlichkeit. Zumal des Abends sind sie, von Gaslicht umsponnen oder von der elektrischen Flamme erhellt, bezaubernd und bewältigend; die Juwelen- und Glasbuden sehen dann wirklich wie glitzernde Feenschlösser aus, und wie lange man auch an alle Wunder von Paris gewöhnt, wie abgestumpft man auch gegen seine Blendwerke seyn mag, dieser Anblick ist für den Veteranen des Pariser Lebens wie für den betäubten Fremden stets ein überraschender. Seit achtundvierzig war einige Abnahme in dieser Entfaltung lockender Pracht merkbar geworden, die Anzahl der Liebhaber von glänzenden Neujahrsgeschenken hatte sich um ein Bedeutendes vermindert, manche Läden, deren Besitzer sich von vornherein keine Hoffnung auf ausgiebigen Absatz machten, waren minder reich, als in den Jahren vor dem Umsturz, ausgestattet, in andern, die sich auf eine zahlreiche Einkehr freigebiger Käufer thöricht vorbereitet hatten, bildete das saure, verdrossene Gesicht der Inhaber mit dem lachenden, einschmeichelnden Bilde der ausgestellten Kostbarkeiten und Kleinigkeiten einen peinlichen Gegensatz. Noch im vorigen Jahre war es so und die Nachwehen des seitdem so götzendienerisch gepriesenen Staatsstreiches wurden von den Neujahrsverkäufern, die sich von diesem Ereignisse eine sehr günstige Wendung der Geschäfte versprochen hatten, sehr lebhaft, sehr schmerzhaft empfunden. In diesem Jahre ist eine merkliche Besserung eingetreten und die Neujahrseinkäufe müssen weit beträchtlicher als in den vorhergehenden gewesen seyn. Der Luxus, dem zu entsagen während der Revolutionsjahre guter Ton und fast Mode war, ist wieder in Aufnahme gekommen und durch Wink und Losung von oben, durch kaiserliches Beispiel und Geheiß in den amtlichen Sphären eine Obliegenheit aller derjenigen geworden, welche durch Stellung und Vermögen auf diese Weise sich auszuzeichnen im Stande sind. Bei Hofe sind die goldgewebten Kleider wieder Sitte, und was in solchen Dingen Sitte ist, das ist auch Pflicht; das Drängen an den Hof war nie so stark als in diesem Augenblick, und um in dem Hause des Kaisers durch blendenden Schmuck sich hervorzuthun, scheint vielen Frauen kein Opfer zu schwer. Die Eitelkeit löst schelmisch lächelnd mit spielender Hand den Gürtel der Zucht, die Würde schweigt vor der umstrickenden Beredsamkeit so großer Pracht, die knechtischen Bücklinge unter leuchtendem Diadem, in Diamanten und Sammt, werden ein Beweggrund und eine Befriedigung des Stolzes; man fühlt sich durch nichts erniedert, wenn man so strahlend aussieht und sich beneidet fühlt; wenn man an die Stoffe, die man auf dem fast halbnackten Leibe trägt, an den Schnitt seines Anzugs, an die Form seines Kopfputzes, an Wuchs und Gang, an Brust und Nacken, an die Wirkung endlich, die man hervorbringen werde, zu denken hat, läßt man sich von dem peinlichen Rückblick des Gewissens auf verlassene Ueberzeugungen nicht sehr quälen, verweist die Treue gegen lang bewahrte Gefühle verächtlich in das Reich der Träume und erklärt den Erfolg des Augenblicks, das erreichte Ziel des Ehrgeizes, das Hervorragen unter seines Gleichen für das einzig Wahre und Vernünftige in der Welt. Der Wetteifer im Luxus ist die Losung des Tags, und Damen, deren Haupteinkommen in der Besoldung ihrer Männer besteht, treten in den amtlichen Regionen mit Kleidern zu sieben bis sechzehnhundert Franken das Meter auf. An Versuchen weiblicher Höflinge, diese kaiserliche Pracht den Modeformen des ersten Kaiserthums zu unterwerfen, fehlte es, wie man leicht begreift, keineswegs; aber obgleich diese Restauration, weil der heutige Geschmack jenen Verirrungen der Toilettenästhetik zu sehr widerstrebt, selbst von den eifrigsten Damen nur annäherungsweise unternommen ward, so machte sie doch in größeren Kreisen nicht das geringste Glück, und es scheint leichter einen Thron als eine veraltete Mode wieder herzustellen. Mag auch der Moniteur de la Mode, der sich diese Auferweckung besonders angelegen seyn läßt, die Namen Lätitia, Hortense und gleich erlauchte Ehrentitel den neuesten Erfindungen beilegen, durch welche die Moden von 1806—12 dem heutigen Gefühle angepaßt werden sollen, es hilft alles nichts, alle Kunst sinnreicher Schmeichler richtet nichts aus gegen die Einsprache weiblicher Koketterie, und selbst die Schüchternheit, mit der man auf jene Traditionen zurückzukommen sucht, zeugt von dem allgemeinen Widerwillen gegen dieselben.

Eben so wenig als die Mode lassen Literatur und Kunst auf die Richtung und die Methode jener Zeit sich zurückführen, in der sie nur kalte und starre Blüthen, wie die Blumen der gefrorenen Fensterscheiben, zu treiben vermochten, und mehr eine ästhetische Schulübung, mehr die schattenhafte Staffage einer unendlich fesselnderen Wirklichkeit als der freie Ausbruch schöpferischer Elemente waren. Sie gehen den Weg, den sie seit dreißig Jahren

eingeschlagen, unverrückt und um die Ereignisse des öffentlichen Lebens wenig bekümmert weiter, und wenn auch keine Ueberfülle von geistigem Vermögen, wie in den lezten Decennien, auf gute oder schlechte Weise verwendet wird, so ist hieran wohl nichts anderes als die naturgemäße Ermattung Schuld, die auf jede außerordentliche Kraftergießung zu folgen pflegt. Bis jezt hat sich das neue Regiment auf dem französischen Parnasse nur durch ein paar Festkantaten und Gelegenheitsgedichte, Werke von vornherein oder Bedürfniß halber befreundeten Poeten des schönen sowohl als des starken Geschlechts, durch das Umtaufen fast aller vom Staat unterstüzten Bühnen im kaiserlichen Sinne und durch eine kleine Anzahl pomphaft angekündigter, wichtig aussehender, aber schwerlich folgenreicher Maßregeln behufs der Hebung und sittlichen Läuterung der Kunst bemerklich gemacht. Die namhafteste dieser Maßregeln ist die Unterdrückung der sogenannten Claque, mit andern Worten, der von den Theaterunternehmungen besoldeten Leibwache, welche den beliebtesten Schauspielern oder denjenigen, die man beim Publikum einführen oder ihm aufdringen wollte, bei ihrem ersten Auftreten in einem Stücke oder ihrem Abgange nach einer Bravourscene, oder auch sonst bei einer Glanzstelle mit Hand und Kehle auf ein gegebenes Zeichen beizustehen hatte. Dieses Institut der Klatschmiethlinge war so völlig in die Pariser Sitten übergegangen, daß niemand den geringsten Anstoß daran nahm, und brachte nur den Uebelstand mit sich, daß es manchen zahlenden Zuschauer abhielt, einen aufrichtigen Beifall laut zu erkennen zu geben, aus Furcht, man möchte ihn für einen von diesen Comödiantenprätorianern halten, für einen von diesen Römern, wie sie im Couliissenrothwälsch hießen. Doch hinderte diese heikle Betrachtung, wenn irgend ein Moment unwiderstehlich die Gemüther ergriff, die große Mehrheit des Hauses nicht, ihre Sympathie, ihre Befriedigung oder ihre Erschütterung durch die unzweideutigsten Aeußerungen zu offenbaren. Dieß ist natürich in den kleinen Theatern, die gegenwärtig mit ziemlich schaalen Neujahrsübersichten der Jahresereignisse ihr Publikum unterhalten, mehr als irgendwo der Fall, und die Arnal, die Ravel, die Hofmann und die andern Popen des Momus in Thaliens Tempel sind durch alle Schicksale und Wechselfälle des Staates und der Gesellschaft, durch alle Launen und Einbildungen des öffentlichen Geistes und Geschmacks hindurch die Günstlinge des großen Publikums geblieben.

Unter den Schauspielern der kleineren Bühnen hat es auf dem Theater des Gymnase in den lezten Jahren ein gewisser Bressant durch die doppelte Gabe wirksamer Komik und jugendlichen Anstands in seinen Liebhaberrollen zu bedeutendem Ruf gebracht und kürzlich ein ziemlich nichtssagendes Soldatenvaudeville von Bayard, dessen Verwicklung auf abgenüzten Verkleidungen und tausendmal dagewesenen Verwechslungen beruht, durch sein wahrhaft bewundernswürdiges Spiel zu einem Zugstücke für ganz Paris gemacht. Bayard hat allerliebste Vaudevilles und recht artige Lustspiele, theils in Prosa, theils in Versen verfaßt und aus Casimir Delavignes liebenswürdiger, zahmer, etwas grauer, wenn auch gefällig grauer, und wenn nicht kalter, doch lauer Poesie und dem Handwerkszeuge Scribes, mit Zuthat einiger Gewürznelken und Champagnerperlen lebemännischer Romantik, eine eigene Gattung sich gebildet und von den Sitten der Gegenwart, ohne in die Tiefe der ewigen Leidenschaften hinab zu steigen und den Kern der menschlichen Persönlichkeiten zu ergreifen, einige anspruchslose, anmuthvolle und dabei nicht untreue Gemälde geliefert. An hohlem Tand und Klingklang ließ er es freilich auch nicht fehlen, und diesem lezteren gehört das oben erwähnte Soldatenvaudeville an, das Bressant unter ausgezeichneter Mitwirkung aller seiner Collegen zu so allgemeiner Geltung gebracht hat. Bressant spielt in diesem Stücke einen Sohn aus gutem Hause, und damit die Titelrolle. Dieser „Sohn aus gutem Hause“ ist ein Schlemmer, wird von seiner Familie wegen unordentlichen Lebens im Stich gelassen und es bleibt ihm nichts übrig, als unter die Soldaten zu gehen. „Eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu.“ Er bleibt aber auch unter den Soldaten derselbe, ein guter Geselle, gemein mit den Gemeinen, stolz gegen die Obern, der Wirth all seiner Kameraden, mit den paar Goldvögeln in seiner Tasche stets bei der Hand, galant gegen die Damen, kurz ein Muster edelmännischer Liederlichkeit. Mit einem solchen Charakter kommt er natürlich nicht sehr vorwärts, wird zwar Wachtmeister oder etwas Aehnliches, aber in Folge dummer Streiche wieder zum Gemeinen hinab befördert und geräth in eine Masse von schlimmen Geschichten und Verlegenheiten. Ein Liebeshandel kommt, das kann nicht anders seyn, dazwischen und zwingt den jungen Helden zu allerlei ehrbaren Spizbübereien, unter denen ein verstellter Rausch eine Hauptrolle spielt. Es ist das ein bis auf den lezten Faden verbrauchtes Mittel, aber ich bin Bayard darum nicht böse, denn er hat dadurch, daß er es wieder hervorzog, Bressant Gelegenheit zu der merkwürdigsten Entfaltung von Talent gegeben. Bressant ist so natürlich und so vollständig, daß man nicht glauben kann, es sey Verstellung, aber auch so anständig betrunken, daß selbst das zarteste Gefühl den Auftritt nicht widerlich finden wird. Garrick selbst, der einem großen französischen Roscius seiner Zeit in einer ähnlichen Rolle den Vorwurf machte, daß sein linkes oder sein rechtes Bein nicht voll genug des süßen Weines sey, würde Bressant vielleicht nicht für das Ideal des scenischen Trunkenbolds, wahrscheinlich aber doch für höchst naturwahr und des größten Lobes würdig erklärt haben. Im Moment namentlich, wo er sein rothes Kepi auf dem Boden vor sich sieht und sich stellt, als käme es ihm vor, die Müze tanze ihm vor den Angen im Kreise herum, ist er unbeschreiblich drollig, und Parterre, Logen, Gallerie, alles bricht in das unbändigste Lachen aus, wenn er nach dem rothen Hauptschmucke greift und stammelnd ausruft: „Willst du still halten, verfluchtes Kepi?“ (veux tu bien ne pas tourner, maudit Képi?) In der ganzen übrigen Rolle bewährt Bressant dieselbe Virtuosität; die beständige Verbindung des Patriciertons, des Schlemmergeists und des Soldatenzwangs ist weit mehr in seiner Haltung, seinem Mienen- und Gebärdenspiel, seinen Bewegungen und seinem Vortrage als in den Andeutungen, welche die Rolle selbst enthält, ausgeprägt. Mit einem solchen Schauspieler kann auch das schlechteste Stück nicht ganz Fiasko machen; aber auch der Stoff des Stückes, das Soldatenleben, das in ihm skizzirt und gepriesen wird,

ist für das Pariser Publikum ein Schmaus und eine Wonne. Soldatenstücke müssen unter aller Kritik seyn, um den Parisern zu mißfallen; ein Hoch auf den französischen Ruhm, ein Liedchen auf die dreifarbige Fahne, ein Verslein auf den kleinen Corporal, und wenn es noch so abscheulich wäre, und nebenbei etwas keckes Geschmuse mit einer Marketenderin oder jungen, frischen, feisten Bäurin, kurz eine pikante Mischung von Galanterie und Pulverdampf, das zieht noch immer wie vor dreißig, wie vor fünfzig, wie vor hundert Jahren. Und wenn es dazu einige Schläge für die Kosaken, die Preußen und die Oesterreicher (les Russes, les Prussiens et les autres chiens) absezt, da will der Jubel gar kein Ende nehmen, und die Pariser halten sich für so unbesiegbar, als wenn gar kein Waterloo in der Geschichte wäre. Seit dem zweiten December werden die Schlachtstücke immer häufiger und der Circus, wo sie mit Pferden und Geschütz ganz nach der Natur aufgeführt werden, hat Nebenbuhler gefunden, die keine schlechten Geschäfte machen.

Nebst den Soldaten stehen die Räuber in hohem Ansehen und besonderer Gunst. Der große Franzosenkenner Scribe hat dieß wohl gefühlt und drei bis vier der beliebtesten Singspiele, die er in Verbindung mit seinem langjährigen Freund und Mitarbeiter, dem alten und noch immer jungen Auber, den Parisern vorgesezt hat, sind dialogisirte Räuberabenteuer. Auch das neueste Erzeugniß der beiden Meister, „Marco Spada," ist wie Fra Diavolo, die Sirene, die Krondiamanten, der tragische Roman eines Wegelagerers, der rinaldinische Geschäfte mit aristokratischen Manieren verbindet. Die gewöhnlichen Wirrnisse und Ueberraschungen, die schon in den früheren Räubertexten des Unerschöpflichen gedient, werden in kaum erneuter Reihenfolge von neuem aufgetischt; ein paar pikante Unmöglichkeiten, die in Alexander Dumas Monte Christo, ohne Gefahr verdunkelt zu werden, ihren Platz finden könnten, sind dem schon Bekannten beigesellt; kurz das Ganze ist eine neue, etwas vermehrte, schwerlich verbesserte, aber noch immer willkommene Auflage der oben genannten Dichtungen. Auber hat ebenfalls die Reminiscenzen nicht gespart; wie alle Greise erinnert er sich unwillkürlich an die Gedanken seiner Jugend, allein er verjüngt sie durch neue Fügung und Verkettung, und keiner von seinen Nachfolgern thut es ihm, er hat es in diesem Marco Spada wieder bewiesen, an schmeichelndem Gesäusel des Orchesters und zierlichem Ineinanderklingen der Instrumente gleich. Unter den überraschenden Musikeffekten seiner neuesten Oper ist vorzüglich eine Cavatine in vier Sprachen zu erwähnen, die einem verkleideten Mädchen als Mittel dient, herauszubekommen, welcher Nation ein Fremdling, dessen Abstammung ihr zu wissen wichtig ist, angehört. Auber karrikirt in diesem Tonstück die Musik verschiedener Völker, und nachdem er den russischen, so wie, wenn ich nicht irre, den englischen Leierkasten vorgenommen, wird auch die rossinische Coloraturenbüchse der Heiterkeit des Publikums preisgegeben; allein der geistvolle Tondichter, unparteiisch wie ein ächter Künstler, liefert auch die französische, und zwar seine eigene Manier der übertreibenden Satire aus, und er zeigt in der Verhöhnung seiner eigenen Muse noch mehr Ungebundenheit und lose Laune als in den vorhergehenden Parodien. Ein italienischer Kritiker, der ihn übrigens zu sehr, viel zu sehr in die Abhängigkeit der italienischen Meister stellt, hat ihn mit Recht einen Sohn Voltaires und Rossinis genannt; der Maestro von Pesaro hat ihm, wenn ich so sagen darf, den Felsen gezeigt, aus dem der Strom seiner Melodien hervorgequollen; aber Auber ist troß dem ganz und gar Franzose geblieben, denn er ist eine von jenen Naturen, die, wenn sie auch nachahmen, bei dem besten Willen ihrer Eigenthümlichkeit nicht zu entsagen vermögen.

Ein dramatischer Schriftsteller, der statt in Italien seine Vorbilder zu suchen, die Nachtstücke der englischen Literatur zu Mustern sich erkoren und vorzüglich an den Schrecken der Shakespeareschen Tragödie sich weidet, aber, in einem andern Sinn als Auber, ganz Franzose blieb, indem er ohne tiefes Verständniß jener nordischen Meister und ohne das Zeug, das nöthig ist, um sie erfolgreich nachzubilden oder mit Glück ihnen nachzueifern, in dem Streben, sich die Vorzüge und von ihm für Vorzüge angesehenen Auswüchse fremder Schöpfungen anzueignen, gerade die Verkehrtheiten der eigenen Nationalität herauskehrte und frazenartig, deklamatorisch und romanhaft, indem er furchtbar und erhaben, schauderhaft wurde, indem er schaurig seyn wollte — dieser Mann ist im Laufe des Monats December ebenfalls mit einem neuen Erzeugnisse, und zwar auf dem Théâtre français, der Bewahranstalt der klassischen Ueberlieferungen und Werke, hervorgetreten. Allein wenn er früher in den sieben Infanten von Lara und Glennarvon melodramatische Wirrsal mit romantischer Rhetorik verband, so hat er in seinem lezten Stücke, „das Herz und die Mitgift," sich auf die Schilderung bürgerlichen Stilllebens geworfen und schwärmerische Mädchenliebe mit dem ehelichen Tugendkranz geschmückt. Es wurde die sittliche Richtung dieses Schauspiels, in dem der Zug des Herzens über die Lockungen Fortunas den Sieg davon trägt, vom Standpunkte des häuslichen Glücks aus und im Namen der Bedingungen eines gesegneten Ehestandes mißbilligt, und der verständigste, ruhigste, nüchternste Recensent, den Paris besizt, hat sich zum Organ dieser Bedenken gemacht. Er findet das Beispiel einer Liebesheirath, die mit Hintansetzung finanzieller Rücksichten eingegangen wird, auf dem Theater für das Gemüth junger Weiber gefährlich und erinnert an das Elend, das so häufig aus derlei leichtsinnig eingegangenen Verbindungen entspringe. St. Marc Girardin, der jezt an die zwölf Jahre in einem Hörsale der Sorbonne sittenrichterliche Studien über die dramatische Literatur vorträgt und die epikuräischen Freiheiten der Bühne, wie die übermäßigen Huldigungen, die sie oft der Leidenschaft darbringt, mit Witz und Anmuth bekämpft, findet vielleicht für gut, das Thema des Herrn Hippolyte Rolle nächstens zum Vorwurf einer geistvollen Vorlesung zu machen. Aber was ist, beim Licht besehen, in diesen kritischen Predigten die Hauptsache? Ist es die Moral oder der Witz? dient der Witz der Moral oder die Moral dem Witz? Die Frage wird bald entschieden seyn, wenn man bedenkt, daß gar manche von den jungen Zuhörern des gewandten Professors, die sich Morgens in seinen Hörsal drängen, Abends auch in der hypergalanten Cameliendame des jungen Dumas anzutreffen sind. Was sie bei Girardin suchen, das ist nicht die Moral, sondern der Witz und die Unterhaltung, was sie in dem Schauspiel

von Dumas suchen, das ist nicht gerade die Immoralität, sondern eben wieder die Unterhaltung und der Witz. So ist im Grunde die Schule und das Theater ein und dasselbe Ding für sie, eine Anstalt des Zeitvertreibs und der Erheiterung. Man gehe in die übrigen Vorlesungen der Sorbonne; diejenigen, die nicht einem Feuilleton oder, was jezt nicht mehr möglich ist, einer politischen oder religiösen Diatribe gleichen, werden nur spärlich besucht, und wenn einst Michelet und Quinet so großes Furore machten, so kam es daher, daß sie aufregend wirkten wie ein Pamphlet von Lamennais, und wenn zu ihrer Zeit Guizot, Villemain, Cousin die reife wie die minder reife Jugend in Menge herbeizogen, so erklärt sich dieß daraus, daß sie nicht bloß Professoren, sondern auch Redner waren. In den Fachwissenschaften, im Bereiche der Brodstudien ist es freilich anders; hier wird nicht mehr auf die Glätte des Ausdrucks, die sinnreiche Leichtigkeit der Wendungen und den zeitkürzenden Witz gesehen, hier ist die künftige Versorgung mit ihren Bedingungen der einzige Magnet und der einzige Entscheidungsgrund. Diese Rücksicht gibt in Paris wie in der ganzen Welt zu den widerstrebendsten Verrichtungen, zu dem Biß in den sauersten Apfel den Muth, legt, wenn auch die Verachtung im Herzen sizt, Worte des Lobs und der Huldigung auf die Lippen, beugt des Stolzesten Knie, lehrt den zähesten Unglauben die Grimasse der Andacht. Diese Rücksicht mag auch mehr als Einen, der vor zwanzig Jahren bei der Verwandlung der Genofevenkirche in den Tempel Rousseaus und Voltaires willig und freudig mithalf, bei deren Zurückgabe an die Schutzpatronin von Paris in dieselben Hallen zurückgeführt haben, um auch bei dieser Feier durch seine Gegenwart mitzuwirken, ohne daß er darum gläubiger geworden wäre. Diese Kirche, die mit ihrer Kuppel und ihrem erhabenen Säulenkranze ganz Paris beherrscht und das schönste Belvedere der labyrinthischen Hauptstadt bildet, hätte durch die Wahl der Heiligen selbst an keinem glücklicheren Orte errichtet werden können. Von da aus steigt über das unermeßliche Gewühl, das ihrer Obhut anvertraut ist, ihr Segen gleichsam von selber nieder. Obwohl in der Umgegend von Paris nur noch Ruinen des christlichen Glaubens übrig sind, so hat doch selbst in diesen, vom Dämon der Irreligion so allgemein und so gründlich heimgesuchten Gauen sich noch, wie eine uralte Sage, ein Gefühl der Ehrfurcht und Anhänglichkeit für die Schutzpatronin von Paris erhalten, so wie die Gewohnheit, nach Paris, wo die Gebeine der heiligen Hirtin aufbewahrt sind, in den ersten Tagen des Januars zu pilgern. Diese Gebeine ruhen in der gothischen, ernst graziösen Kirche St. Etienne du Mont, der Nachbarin des Pantheon. Heuer nun ist nicht bloß das enge, finstere St. Etienne mit Wallern und Wallerinnen angefüllt, auch die weiten, hohen, großartig gefälligen, zu freier Geisteserhebung vielleicht mehr als zu warmen Ergüssen des Gemüths stimmenden Räume des ehemaligen Pantheon wimmeln von Besuchern, die, wenn dasselbe nicht der heiligen Genofeva zurückgegeben wäre, sich gewiß niemals hieher verirrt hätten, und ganz erstaunt scheinen, sich in einer Kirche zu befinden, die ihren bescheidenen Gotteshäusern so gar nicht ähnlich sieht. Diese Besucher wissen wohl wenig von den großen Männern, denen das Pantheon gewidmet war; ihre heilige Genofeva kennen sie; die Freigeister, von denen Frankreich sein Heil vergebens erwartete, sind ihnen unbekannte Größen; die Schäferin von St. Denis lebt in ihrer Phantasie, wie der Mann von Austerlitz und Waterloo, und was in ihrer Einbildungskraft lebt, das geht auch leicht in ihre Herzen ein. Das Pantheon ist aber auch, durch seine Struktur sowohl als durch die Bestimmung, die es so lange gehabt, der Ausdruck und das Sinnbild des achtzehnten Jahrhunderts, und das achtzehnte Jahrhundert hat die Interessen, die in das heutige Frankreich eingewurzelt sind, die Ideen, in denen das tägliche Leben seiner Gesellschaft sich bewegt, geschaffen. Man wird die Fußstapfen Rousseaus und Voltaires aus dem französischen Boden eben so wenig auszutilgen vermögen als die Spuren, welche die alten Könige in ihrem langen und glorreichen Kampfe gegen die großen Lehnsherrn des Reichs hinterlassen haben. Weder von dem Mittelalter noch vom achtzehnten Jahrhundert wird sich Frankreich je befreien können, und das gothische St. Etienne und das moderne Pantheon stehen wie das Doppelsinnbild des französischen Geistes und der französischen Geschichte vor uns da.

Helgoland, im Herbst 1852.

(Schluß.)

Die Lootsen. — Badeleben. — Schiffahrt.

Man wird nie müde diesen eigenthümlichen Typus, diese sturmgehärteten Lootsen zu beobachten. Wie schleichen sie so fremdlingsartig und vornehm unglücklich umher, so hülflos auf der Erde, entthronte Fürsten, so bald sie die Woge unter sich missen! Dort Männer der That, Helden, gleichen sie hier hinfälligen Greisen. Welcher seltsame Gang! wie auf Eierschalen, zweifelsohne vom Schwanken des Schiffes, vom Einsinken der Schritte im Sande und ihrem Ringen mit dem brausenden Orkan. Freundlich sind eigentlich auf Helgoland nur die Frauen, die Männer schweigsam, fast wie gewohnt sich nicht stören zu lassen im schicksalsvollen Amte. Nach Kampf und Sturm in beinahe orientalische Apathie versunken, stehen „die Nomaden der Nordsee" früh und spät oben auf dem „Fallm," stumm die Arme auf das Geländer gestemmt. Wie gebannt blicken sie hinaus in Meer und Luft, gleich Gespenstern, die immer fortsetzen müssen ihr irdisches Geschäft, oder Sehern, die nichts Weltliches mehr schauen wollen, oder wie Liebende, welche nicht lassen können von ihrer Sehnsucht. Bei solcher träumerischen Existenz des Lootsen auf dem Lande möchte es wohl Erklärung finden, daß man hier auch auf Spuren von zweitem Gesichte stoßen soll. Wird doch jeder hier stumm und allein umherirrend. Alles, Lootsen, Kinder, Fremde, starrt in den blauen Globus hinaus, dessen zwei Hälften, etwas lichter und dunkler schattirt, sich da scheiden, wo Meer und Luft in einander zerfließen. — Nur wenn der Lootse merkt, daß man nicht bloß plappern will, eben um das Mühlrad der Rede klappern zu lassen, gelingt es ihn in eine Unterhaltung zu verflechten. Am zugänglichsten ist er auf einsamer Seefahrt oder auf seiner Bank an der „Rhe" — Rhede, auf helgolandisch „Serrhe" — wo er uns wohl auch gesteht, wie viel er oft durchmache mit dem unaufhörlichen Schwatzen und Fragen der Badgäste. Manchen guten Bekannten haben wir da gewonnen. Noch jüngst trafen wir einen der erfahrensten Schiffer, Jasper Nickls. Er war gerade von Hamburg zurückgekehrt, hatte Hummern hingebracht mit dem Dampfschiffe, denn mit eigenem Boote dauert bei warmer Witterung der Transport zu lang. Er erkundigte sich nach unserer Heimath, und als jemand ihm Württemberg nannte: „Wittenberg!" sagte er. „Wo ist aber Wittenberg? Wer ist darüber gesezt? Heißt die Stadt auch Wittenberg?" — Was ist für einen Lootsen, der Meere durchmißt, eine Handvoll deutsche Binnenerde! Wissen wollte er jedoch, von was die Einwohner dort leben, was man dort baut, und als man den Wein erwähnte, rief Jasper Nickls: „Da wollte ich gern seyn, um Wein zu trinken! den möcht' ich!" — Müssen doch hier die Armen selbst das Wasser von den Reichen kaufen, zwei Eimer um einen Schilling. Nur die großen Häuser besitzen Brunnen, und die Salzfluth thut nichts zur Reinigung der Wäsche.

Während wir so da saßen, ging ein Schiffer vorüber, in braunen Manchester gekleidet, mit Holzschuhen. Wir konnten ihn für einen Fünfziger halten, hätte unser Nachbar uns nicht bedeutet, daß derselbe achtzig Jahre zähle. Nicht weniger kräftig schritt nachher gleich ein Mann von zweiundneunzig vorbei, und kürzlich ein Fischer, vierundneunzig alt. Einem Fremden, der sich in den Kreis gedrängt hatte, um dummes Zeug zu peroriren, wie diese Leute dabei doch so schlecht genährt seyen, nur von Fischen und so weiter, entgegnete Jasper bündig: es frage sich, ob ihre arme Kost nicht gesünder sey als die seine. Es fiel uns auf, daß fast alle Helgolander, welche des Wegs kamen, blaue Jacken trugen, blaue Strümpfe, wenn sie überhaupt welche haben, blaues Halstuch. „Die Pantoffeln dürfen nicht fehlen," sagte der Nachbar; „die zeigen an, daß der Lootse jezt ruht, nichts zu thun hat. Wenn wir ausfahren, tragen wir wasserdichte Stiefeln, die sechzehn Mark kosten und sehr weit sind, so daß zwei Paar große, dicke wollene Strümpfe Platz haben, damit man nicht erstarrt, wenn man so im Wasser steht." Diese zwei Paar dicke wollene Strümpfe tragen sie Sommer und Winter, dazu die betheerte „Busferuetze," die grobe Friesjacke, den Sturmhut, „Südwester" geheißen. Noch Verschiedenes theilte uns Jasper mit über seinen Beruf. Englisch, schwedisch, dänisch, norwegisch sprechen sie geläufig; nur — was uns für diese Charaktere sehr bezeichnend däucht — das Französische können sie nicht fertig kriegen. „Das ist schlimm, wenn wir als Lootsen an ein französisches Schiff kommen," sagte er. Es sind ihrer achtzig; der Helgolander muß dreiundzwanzig Jahre zählen, um Lootse werden zu können. Die sechs Aeltesten sitzen bei der Prüfung zu Gericht, und darauf findet im günstigen Falle eine Art Beeidigung statt. Nach dem Examen empfängt er eine Medaille, „den Lootsenpfennig." — Man behauptet, daß jeder Lootse einen „Glückstein" bei sich trage und von demselben sich geschüzt glaube. Wir selbst haben einen solchen in der Hand gehabt. Man kauft ihn um zwölf Schillinge. Glückskinder finden ihn wohl auch am Strande. Der „Glückstein" sieht nicht anders aus als wie ein versteinerter kleiner Seeigel. — Wir unterhielten uns mit Jasper Nickls über die steten Verwüstungen Helgolands durch die stürmende See. Im Widerspruche mit der sonderbaren Angabe mehrerer Reisehandbücher, welche im Verhältnisse, wie die Klippe abnimmt, die Düne wachsen lassen, versicherte er, sie schwinden beide furchtbar. „Wenn die Düne weggeht," sprach er, „sind wir verloren. Nicht nur das Bad ist hin, auch der Fischfang. Die Lockspeise, die wir brauchen, finden wir nur dort, die kleinen Fische, die

„Sandspieler;" sie sehen aus wie Sardellen." — Vor nicht allzufernen Tagen gab es noch alte Leute auf dem Eilande, die sich erinnerten nach der Düne gegangen zu seyn. Eine Sturmfluth von unerhörter Gewalt durchwühlte im Jahr 1720 die schmale Erdzunge und wälzte einen Meerstrom zwischen Fels und Düne. Aber troz der heftigen Brandung an ihr will man doch den Wellenschlag zu Ostende noch stärker, jedenfalls ununterbrochener finden, denn obschon, im Gegensatze zu lezterer Küste, Helgoland den unschätzbaren Vorzug besitzt, mitten in der Nordsee zu liegen, scheint das Meer hier doch eine Art Bucht zu bilden, welche sein Tosen bricht. Auch der Strand an der Insel selbst soll erschreckend kleiner geworden seyn, noch in den lezten zehn Jahren. Das titanische Felsenpferd an der Nordküste, der Hengist, dem sein wildes Emporbäumen den Namen gegeben hat, ist vorigen Winter herabgestürzt und liegt in Trümmern. Es war eine grause Sturmnacht. Das Herunterschmettern in die Wogen machte ein entsezliches Geräusch. Der andere Theil hing, als wir das Nordhorn im Nachen umkreisten, schaurig über unsern Häuptern, und wird wohl ebenfalls bald zusammenbrechen. Auch die unter der Bezeichnung „der kleine Mönch" bekannte Pyramide ist zusammengesunken. Nur „der große Mönch" ragt noch leuchtthurmartig am Südhorn als Vorposten. Auf dieser Spitze der Kuppe springt ein Pfad die zerklüftete Wandung hinab. Voriges Jahr beschloß ein hartnäckiger Engländer, diesen Vogelsteig entlang zu klimmen. Mitten auf dem Wege blieb er sitzen in peinvoller Lage, konnte nicht mehr vorwärts, noch zurück, nicht herunter, noch hinauf. Man mußte ihm einen Strick zuwerfen und sonstige Hülfe schaffen.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß alle romantischen Leute im Oberlande, die Bequemen hingegen im Unterlande sich einquartieren, ja man gewöhnt sich zulezt die Menschen darnach zu taxiren, je nachdem sie dort oder hier ihr Zeit aufgeschlagen haben, wie wir einst auf einer Wanderschaft durch Helvetien, um das reisende Individuum zu kennen, ihm nur die Frage aufgeben durften: „Welcher von den Schweizer Seen gefällt Ihnen am besten?" Wir konnten regelrecht darauf zählen, daß wer z. B. den Zürchersee dem von Luzern vorzog, nicht in unsern Kram paßte. Noch während der auf unserer rothen Klippe Landende Spießruthen läuft durch das über den feinen Ufersand gezogene Spalier von Augen und Augengläsern der Badgäste, also gleich beim Eingange der Idylle durch eine Fratze der Kultur begrüßt, wirft man ihm zwanzig Anerbieten von Wohnungen entgegen. Schreitet man, besonders oben, durch die Gäßchen, so kann man leicht all die kleinen reinlichen Wirthschaften selbst mustern. In lauter Stillleben sieht man da hinein. Jede Stube hat ihr stets gedecktes, schneeweißes Tischchen; in der Ecke hängt ein schmaler Spiegel, über dem weißen Vorhang schwebt ein rother, gleich Segeln. Die Tapeten selbst hängen fast nur wie Segelwände um die Holzhäuser, durch welche jedes lautgesprochene Wort schallt. Vor den Thüren auf den blanken, weiß- und schwarzgetäfelten Dielen sind zierliche Stroh- und Bindfadenboden ausgebreitet. „Das kann gern geschehen," sagt Johanna, das Dienstmädchen bei Kron Franz (bekanntlich werden hier die Tauf- nach den Familiennamen gesezt), wenn wir ihr einen Auftrag ertheilen. Die weiche lispelnde Aussprache des Deutschen im Munde der Helgolander hat fast etwas vom Schweben der Brise. Im offenen Flur über den betreffenden Nummern hängen unsere Stubenschlüssel. Viele Häuser sind nur mit Holzriegeln verwahrt. Man lebt wie im goldenen Zeitalter. Niemals kommt Veruntreuung oder Diebstahl vor.

Wenn wir vor außerordentlichen Ausgaben geschüzt sind, so belaufen sich dafür die ordentlichen desto höher. Abgesehen davon, daß ohnehin dieser nackte Felsen gar nichts bietet, daß alles mit größter Mühe hergeschleppt werden muß, haben sich schon durch die Mode sämmtliche Preise beinahe unerschwinglich gesteigert, zumal für Familien. Mancher läßt sich jezt schon davon abschrecken. Das ist wie Ebbe und Fluth. Der Helgolander fängt an zu bemerken, daß die Badgäste nicht mehr seine Insel so überschwemmen wie in früheren Saisons. Er wird sich bald entschließen müssen weniger zu verdienen, um sicherer zu verdienen. Bedenklich schüttelt er den Kopf darüber, daß jezt bei den beschleunigten Verbindungsmitteln der Fremde mit dem Dampfer ankommt, um am dritten Tage schon wieder zurückzusegeln. Verdrießlich bleibt, daß sämmtliche Privatquartiere immer die Preise der Hotels einhalten. Unter ½ Thaler für die Nacht kann sich niemand eine Stube verschaffen. Das gewöhnlichste Zimmer pflegt für einen Monat 14—16 Thaler zu kosten, häufiger noch von 18—24, ja 30 Thaler. So oft ist von solchen, welche Reiseplane entwerfen, geklagt worden, man erhalte in vielfachen Berichten nie den richtigen Tarif, um voraus berechnen zu können, ehe man einen Entschluß faßt, daß wir es uns zur Pflicht machen, diese Details in unserer Mittheilung nicht zu versäumen. Wir hoffen da und dort vielleicht Dank zu verdienen, indem wir die Adresse eines Hauswirths beifügen, der zu den wohlfeilsten und gefälligsten gehört: „Jasper Kiört auf dem Norden des Oberlandes in der Nähe des Bäckers Hans Rickmers."

Das einzige Billige ist hier die Ueberfahrt auf die Düne zum Baden. Man bezahlt, her und hin zusammen nur vier Schillinge, das Bad selbst aber kostet zwölf Schillinge, doch kann man Billete für die Karren nehmen, das Dutzend zu acht Mark. Bei den Hauswirthen mag man sich das Frühstück u. s. w. reichen lassen. Eine Tasse Thee sammt kärglichem Zucker, eine schwarze und weiße Brodschnitte, etwas weniges thranige Butter wird dort mit acht Schillingen bezahlt. Speiseküchen kennt man nicht; alles muß sich entschließen an der Table d'hôte — und sey es auch auf Kosten des Sonnenuntergangs — Aetzung zu suchen, welche von jungen Helgolanderinnen servirt wird, die nicht nur sehr schön sind, sondern eine erbliche, wo nicht gar nixenhafte Grazie entfalten, man möchte sagen etwas Wellenförmiges in den Bewegungen. Es besteht nur Eine Restauration, wo man den ganzen Tag nach der Karte speist, aber eine sehr empfehlenswerthe, praktische, mit mäßigen Preisen: „Fremden-Willkomm," in der Bindfadenallee. Das Auge hat hier zwei Fenster voll Meer, und auf dem Büffet prangen mächtige rothe Hummern neben andern Leckerbissen aus Neptuns Reich. Gefischt wird jezt bloß wegen der Badegäste, denn eigentlich sind die Fische zu gegenwärtiger Zeit nicht gut.

Wir haben schon oben der Lustfahrt erwähnt, welche dieses Jahr von Berlin aus hieher stattfand, und zwar für drei Thaler hin und zurück. Da kam mancher, hatte vielleicht noch einen Thaler weiter eingesteckt, meinte reichlich zu langen, hatte keine Ahnung von den 24 Schillingen, welche das Aus- und Einschiffen kostet, die Spanne vom Dampfer zum Strande, der Nebenerwerb des Helgolanders. Einer von jenen Spreetouristen, dessen Wander- und Meerlust kurze und knappe Berechnung gehalten haben mochte, bat, als er hörte, daß er selbst im Privathause einen halben Thaler Nachtquartier zahlen müsse, flehentlich, ihn um Gotteswillen für acht Schillinge zu behalten, dann für zwölf, und wenn er auf Stroh liegen müsse. Unser idyllisches Schiffervolk blieb jedoch unerbittlich, that es nicht, auch nicht um Gotteswillen. In solche Drangsale kann ein Berliner kommen. Nicht jeder gewinnt an der Spielbank vier Louis zur Heimreise. Gewöhnlich, in den minder frequenten Monaten der Saison, gehen die Dampfboote zu Hamburg Mittwoch Morgens ab, um Donnerstag Abends heimzukehren, und Sonnabend früh, um die Rückkehr am Montag zu vollbringen. Darnach richtet sich auch der Lauf der Briefe. An den Tagen vor Abgang eines Steamers — Dienstag und Freitag — bleibt in der Hansestadt die Post bis zehn Uhr Abends offen, sonst nur bis acht. In den vergangenen Jahren fuhr nur das hiesige Schiff, der Patriot. Man behauptet, er habe dabei seit Errichtung des Bades 300,000 Gulden gewonnen. Er ist aber klein und muß, wenn das Meer allzusehr stürmt, in Curhaven verweilen. Das große englische Schiff, Mercator, fährt erst seit vorigen Sommer. Damals zahlte man dem Patrioten vierzehn Thaler hin und her, jetzt drei — »opposition must be.« — Die erste Cajüte auf dem Patrioten, der schon von weitem an seinem rothen Kamin sich kenntlich macht, kostet nicht mehr als die zweite auf dem Mercator, nämlich drei Thaler im Ganzen nach Helgoland und zurück. Erfahrene Personen versichern uns indessen, daß der Patriot, für und gegen welchen lebhaft Partie genommen wird, durchaus kein Mißtrauen verdiene und seine Aufgabe zu lösen vermöge. Die Hamburger, welche sich natürlich ärgern, daß der Britte sie überflügelt, da sie die Unkosten des Fahrwassers, die Tonnensignale u. s. w. tragen, haben jedenfalls gefehlt, daß sie dem fremden Unternehmen nicht mit einem eigenen größeren Schiffe zuvorzukommen wußten.

Wir selbst zogen den Mercator, Kapitän Robert Cook, vor und hatten Ursache uns dieser Wahl zu freuen. Wie großartig ist doch alles auf den brittischen Schiffen! dazu der Kapitän, ein Mann von reifem Alter, ganz feenritterlich und angenehm. Ging das Meer noch so hoch, so sagte er: »a nice breeze.« Ohnehin pflegt man auf der Herfahrt nie einzugestehen, daß die See anfängt, weil man es den Leuten ersparen will, aus Einbildung krank zu werden. Da heißt es immer: „Wir sind noch nicht an der rothen Tonne, wir müssen erst an die Leuchtschiffe kommen u. dgl." Dieß ist nämlich die äußerste, die lezte Grenze zwischen Elbe und Nordsee. Das Meer verräth sich aber selbst. Das Wasser wird wundersam grün, die Luft stürmend und doch so mild. Möven streifen so nah über der See, daß man nicht weiß, was Vogel, was Wellenschaum ist. Mit jedem Moment veredelt sich das Element. Mitten hinein in die Wogen voll weißschwellender Kämme tanzt das große Haus. Göttlich stolzes Gefühl, so der ewigen Freiheit entgegen zu segeln! In einigen Köpfen mag es dabei immerhin absonderlich genug aussehen. Als wir am Felsen landeten, sprachen mehrere Damen, die mit uns auf dem Schiffe gekommen waren: „So, das ist also die Elbe. Das ist ja recht schön!" Sie glaubten steif und fest, auf der Elbe zu seyn.

Indeß der Mercator noch auf der Rhede zu schlummern scheint, hat er da oben vor seinem Bureau am Falm eine stattliche Flagge aufgehißt und die Stunde seines Abgangs überall anschlagen lassen, denn sie richtet sich nach der Fluth. Mit derselben macht man die 24 Meilen von der Insel nach Hamburg in sieben Stunden. Wenn dem Ankömmlinge Helgoland auf seinem rothen Felsen aus dem ewigen Fluthenschooß wundersam und fremd emporsteigt, gleich einem Mährchen, so sieht der Scheidende das Eiland schwinden wie eine Heimath, wie traute Kindheit und Jugendliebe. Anfangs gemahnt es uns noch wie ein Weihnachtberg, auf den man kleine Häuser gestellt hat, später fast nur noch wie eine Broche mit einem Bild auf Email. Immer mehr bleicht es, verlischt, jezt ist's versunken im Meer, wie schon manches Paradies. Segel um Segel schwebt uns entgegen, ein ganzer Reigen von Schiffen. Zu bald taucht die Küste auf, Schleswig-Holstein. Unsere Trompeten schmettern ihr das „Meerumschlungen" in's Gesicht, die Dampfer spielen noch im Vorbeifahren die Melodie — das ist alles, was geblieben, alles. Eine Ladung Festlandsjammer, von dem man auf jener unschuldigen Meerwiege nichts weiß, kommt einher, das große Auswandererschiff. Wenn man so die Elbe herauffährt, wie majestätisch die Masse der Fahrzeuge, welche auf uns zusteuern, ganze schwimmende Städte! Hier ein Däne, ein Schwede, dort St. Margaretha, ein gewaltiges holländisches Dampfschiff, jezt, mit vollen Segeln und sehr graziösem Takelwerk, ein Spanier. Man kann der Völker nicht genug nennen. Und wie das immer weiter und weiter vorrückt, wie auf einem Dambrette. Dieses Entgegenziehen ist etwas so Mächtiges. Immer neue Schiffe! Wie am Magnetberge gleiten sie herab, zu beiden Seiten des Mercators. Die Schiffe vor Blankenese nähern sich uns wie prächtige, kunstvolle Schachfiguren, königliche, auf einem silbernen Schachfelde. Endlich Hamburg mit seinem Mastenwalde, wie ein Abenteuer aus tausend und einer Nacht. Aber das Alsterbassin sammt seinen Palästen erscheint uns ganz klein, ärmlich, der grünumsäumte Horizont, der uns früher unermeßlich däuchte, begrenzt und eng gegen jenen wallenden Globus. Kein Horizont zeigt sich uns mehr groß gegen den der See. Wie liebe ich, was den Blick so weitet!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 5. 30. Januar 1853.

Wie Schiller innerlich geweihet und unter dem Druck der Verhältnisse zu dem Höchsten auf- und fortstrebend nicht ermüdet in der Arbeit der Selbstbildung und im Dienste der Idee, so fand und findet an ihm der Deutsche das Symbol seines eigenen Nationalwesens, seiner eigenen Bestimmung.

Hillebrand.

Zur Würdigung Friedrich Schillers.

I.

Die erste Blüthezeit unserer Nationalliteratur fiel in die Tage der Kreuzzüge und der Hohenstaufen; sie begleitete ein erhabener Aufschwung des politischen und religiösen Lebens, und indem sich in ihr wiederspiegelte, was auf andern Gebieten die Geister bewegte und durch glorreiche Thaten dargestellt ward, erschien die Poesie als edelster Schmuck und als Verklärung der Wirklichkeit. In ihrer zweiten Glanzperiode war die Literatur selbst die Vorfechterin des Lebens; fast alles Interesse vereinigte sich in ihr; sie befreite Deutschland von der Herrschaft der Ausländerei, sie leitete einen Umschwung der Gesittung und Bildung ein, und die Revolution, welche in Frankreich gewaltsam in Staat und Kirche vollbracht wurde, wiederholte sich in innerlicher Weise, wenn ein Klopstock und Lessing gleich Mirabeau und Lafayette dastanden, wenn die Gironde in Herder und die Jakobiner in den Stürmern und Drängern ihr Gegenbild fanden und Goethe und Schiller sich mit cäsarischer Machtvollkommenheit auf den neugegründeten Thron schwangen. Wie Hillebrand treffend bemerkt, ist es das Charakteristische dieser Literaturzeit, die Poesie zugleich zum Spiegel und Leiter der Kultur zu machen, die Wissenschaften mit der Kunst möglichst zu vermählen, überhaupt aber der Freiheit des Gedankens wie den Ideen des Genies den höchst vollendeten und bedeutsamsten Ausdruck zu geben. Keine großen Thaten in Staat und Kirche nahmen Geist und Arm des Volks in Anspruch, es saß nicht vor der Tribüne des Redners, sondern vor der Schaubühne des Dichters, wenn es hören wollte, wie über seine höchsten Angelegenheiten verhandelt ward; Klopstock und Herder standen mit priesterlicher Weihe in seiner Mitte, Lessing entschied seinen theologischen Streit in Nathan dem Weisen auf dem Theater, Goethe wollte sich am Abend seines Lebens von der Jugend am liebsten als geistigen Befreier angesehen wissen, und Schiller war der Lehrer und Erzieher seiner Nation. Die angedeutete Eigenthümlichkeit der neuen deutschen Dichtung zeigt sich bei keinem klarer als bei ihm. Wie sein Posa zu Carlos sagt:

> Denn jezt steh' ich als Roderich nicht hier,
> Nicht als des Knaben Carlos Spielgeselle,
> Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
> Umarm' ich Sie. —

so sollte seine Muse nicht etwa nur mit Reigentanz und Gesang das Mahl zieren und erheitern, sondern sie sollte jezt auch zum Kampf begeistern und das

Wort des Friedens und der Versöhnung den Herzen offenbaren; sie sollte eine Vertreterin der ewigen Rechte seyn, die unverbrüchlich und unveräußerlich wie die Sterne des Himmels in der Menschheit leben, sie sollte der Menschheit das Idealbild ihres eigenen Wesens nicht bloß zur Freude und zum ruhigen Anschauen, sondern als Ziel ihrer Entwicklung mit lauter sittlicher Mahnung zum Erstreben aufstellen und vorhalten. Und so ist Schiller überall groß, wo er als Abgeordneter der ganzen Menschheit die allgemeinen Angelegenheiten derselben zur Sprache bringt, wo er das Ringen, den Schmerz und die Lust des ganzen Geschlechts, die allgemeinen Ideen und Gesetze darstellt; die besondern Regungen des Einzelgemüths kümmern ihn wenig, die zarte Sicherheit in der Darstellung des Individuellen besitzt er nicht, aber was alle gemeinsam fühlen, denken, hoffen, das weiß er mit melodischem Wohllaut zu verkündigen, und wenn sein Herz voll Wonne und Liebe überschwillt, dann ruft er: „Diesen Kuß der ganzen Welt!“

Ich glaube Schillers Wesen damit näher bezeichnen zu können, wenn ich sage: er ist der Dichter der Idee durch die Macht des Willens. Er ist Dichter der Idee: er weiß den geistigen Gehalt seiner Zeit poetisch zu gestalten, er läßt nicht Gedanken und Betrachtung aus den Begebenheiten hervorkeimen, sondern jene sind ihm das Erste, die Seele Bewegende, zur Verkörperung durch die That Antreibende; er hegt eine Idee in seinem Gemüth, macht sie sich als solche klar und sucht dann nach einem Träger derselben in der Geschichte, sey es ein Held oder ein Ereigniß. Allein die Idee ist ihm wie dem Begründer der Ideenlehre, Platon, das ewige Musterbild, welches als der göttliche Gedanke der Bildung der irdischen und zeitlichen Dinge vorsteht, aber in der Vielheit der Erscheinungen von keiner einzigen völlig erreicht wird; sie können daher an die Idee nur erinnern und die Seele zur innern Anschauung derselben erregen. Der wahre Künstler ist dann derjenige, welcher diese innere Anschauung bildend offenbart und in andern auch zu wecken versteht, nicht derjenige, welcher etwa nur den Stoff der Welt als ein bloßer Copist der Natur uns wiederbringt, etwa nur mit der Wirklichkeit sein Spiel treibt, durch bizarre Combinationen zu überraschen sucht, und doch nur Schaum und Schein zu Tage fördert, im Gemüth aber nichts erbaut und begründet. „Denn,“ wie der Dichter in der Vorrede zur Braut von Messina selber sagt, „phantastische Gebilde willkürlich aneinanderreihen heißt nicht in's Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen. Beide Forderungen stehen so wenig im Widerspruch mit einander, daß sie vielmehr eine und dieselbe sind, daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer seyn als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung. Es ergibt sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Theilen ideell seyn muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll.“ — In der Recension der Bürger'schen Gedichte erklärt Schiller sich ferner also: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröberen, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Alles was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren.“

In diesen eigenen Worten liegt Schillers Größe und Schillers Schwäche.. Seine Muse läßt uns die Angst des Irdischen von uns werfen, aus den Schranken der Sinnlichkeit in das Reich des Ideals uns emporheben, sie will uns nicht bloß in einen Traum von Freiheit versetzen, sondern uns die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel all seiner Kräfte dauernd als höchsten Genuß verleihen. Ueberall ruft sie zur Anschauung des Heiligen und Höchsten auf:

Und hinter ihr in wesenlosem Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Aber seine Muse weiß der Realität der Welt zu wenig gerecht zu werden, ihre Idealgebilde zu wenig mit dieser Realität zu sättigen, weil ihr die Idee selbst über der Erscheinung schwebt und nicht derselben völlig einwohnt. In den Adern der Gestalten Schillers fließt gar oft der Ichor der Götter statt des warmen Blutes der Menschen, sie überfliegen die Bedingungen und Grenzen des irdischen Seyns und verflüchtigen sich im Aether;

sein Idealismus bleibt häufig abstrakt, das heißt er vermag der Verkörperung der allgemeinen Gedanken manchmal weder für das Auge die plastische Klarheit, die feste Umrißlinie und Farbe der Natur, noch für das Gefühl den Pulsschlag und die Wärme des individuellen Lebens zu verleihen. Daher zugleich die Erhabenheit und der elegische Ton seiner Poesie: die Erhabenheit, indem er uns beständig in das Unendliche, in das Reich des Gedankens und seine Freiheit emporführt, und der elegische Ton, weil er selber empfindet, daß er eine andere Welt in seinem Herzen trägt als die wirkliche ist, weil er sich ahnungsvoll sehnt nach dem Paradiese, wo das Irdische himmlisch unvergänglich seyn wird, aber klagend ausruft:

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier

Aber er schmilzt nicht dahin in weiblicher Klage, sondern rafft als ein Mann sich auf und spricht:

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Er nimmt die Gottheit auf in seinen Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron, sie wohnt in seiner Seele und er lebt in ihr, er schaut ihre Offenbarungen und als ein Seher verkündet er sie den Menschen. Von ihm gilt sein Wort vom Sänger in den vier Weltaltern:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Durch sein eigenthümliches Idealisiren unterscheidet sich Schiller von der Kunst des Mittelalters, welche als die kirchlich christliche das Ewige vorzugsweise in den Gestalten unserer Religion erblickt und darstellt, oder die Gebilde der Volkssage, in denen das Faktische bereits mythisch geworden ist, in neuen Weisen darstellt, die Weltwirklichkeit aber bald gar nicht in ihren Kreis zieht, bald ein phantastisches Spiel mit ihr treibt. Schillers Ideen sind die allgemeinen Mächte und Gesetze alles Daseyns, und da sie die Formen desselben bestimmen, darf die Einbildungskraft sich nicht in selbstgeschaffenen Wundern ergehen, sondern muß sich der innern Realität der Erfahrungswelt anschließen. Aber eben so unterscheidet sein Idealisiren ihn von der zweiten Periode der christlichen Kunstgeschichte, die sich von der Reformation bis zur französischen Revolution erstreckt, in Männern wie Shakespeare, Cervantes, Rubens und den niederländischen Genremalern ihre Vertreter hat, und von mir als die der Weltwirklichkeit bezeichnet worden ist. Sie erfaßt das gegenwärtige Leben in der Wahrheit seiner Erscheinung, in der Fülle seiner Gestalten, im Reichthum des individuellen Daseyns und der geschichtlichen Thatsachen. Für Schiller ist dieß nur das Material, um einzelne typische Träger der Idee daraus zu bilden. Ich hoffe in einer Abhandlung über den Entwicklungsgang und die Gliederung der christlichen Kunstgeschichte im dießjährigen historischen Taschenbuch, auf die ich hier verweise, es begründet zu haben, daß mit unserer neuen Literaturblüthe wie mit Thorwaldsen und Cornelius eine dritte Periode begonnen hat, die der gottinnigen Humanität oder der historischen Idealität. Einer ihrer Herolde und bahnbrechenden Genien ist Schiller.

Weil aber Schiller nicht wie Homer oder Pindar, wie Shakespeare oder Goethe in der Wirklichkeit das Ideal erblickte, im besondern Fall das Allgemeine gewahrte, sondern zum Allgemeinen erst das Besondere suchte, weil er von Gedanken ausging und die Gegenstände zur Idee erst hinanzubilden trachtete, deßhalb ist er auch nicht sofort schon in der Jugend der fertige Dichter wie Goethe im Werther und Faust, wie Shakespeare in Romeo und Julie, sondern er bedarf eines längern Entwicklungsganges zum Heiligthum der Poesie; er ist der werdende Dichter, bei dem uns das Ringen oft mehr anzieht als das Errungene, dessen Werke in diesem Sinne betrachtet seyn wollen, der nach den ersten Würfen einer ungezügelten Naturkraft es inne wird, daß er der Philosophie zur klaren Erkenntniß der Ideen und der Geschichte zur richtigen Auffassung der Erscheinungswelt bedarf, der daher durch das Studium beider Wissenschaften sich bildet und läutert und nun als ein wiedergeborener Poet seine classischen Dichtungen schafft. Er ist nicht bloß Dichter von Natur, sondern auch durch die Macht des Willens.

Neben dem Griechen Goethe ist Schiller ein Römer. Während Goethe der Phantasie vor allen Unsterblichen den höchsten Preis gibt, sagt Schiller: „Der Geschlechtscharakter des Menschen ist der freie Wille. Eben das macht den Menschen zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen." — „Den Menschen macht sein Wille klein und groß," heißt es im Wallenstein, und in den „Worten

des Glaubens" wird Gott selber der heilige Wille genannt, der als der selbst ruhige, allbewegende Geist in allem Wechsel beharrt und lebt. Ein Epigramm, „das Höchste" überschrieben, lehrt uns kurz und schön:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sey du es wollend — das ist's."

Der Mensch ist Geist, er soll sein Seyn zu seiner That machen, durch eigene Kraft das innere Wesen ausbilden und das in seiner Seele von Gott gelegte Ideal verwirklichen.

Auch hier zeigt sich uns der Vorzug und die Grenze oder der Mangel an Schillers Individualität wieder in einem gemeinsamen Grunde. Weil er Dichter der Idee durch die Macht des Willens ist, sind der Dichter und der Mensch in ihm ganz Eins, ruht sein Dichterruhm auf seiner Menschenwürde, ist ihm die sittliche Grazie zu eigen geworden, konnte Frau von Staël das Gewissen seine Muse nennen, ist er überall ausgezeichnet, wo er die Macht des Willens, den Triumph des freien Geistes feiert, in der hohen Tragödie wie in seinen Balladen. Aber das Bild der weiblichen Natur gelingt ihm weniger, und das leichte, schlanke, singbare Lied muß uns durch die ernste, weihevolle Gedankenlyrik ersezt werden. Wilhelm von Humboldt fand bereits im Schiller'schen Geiste einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit; es war eben die Macht des Willens, die ihn mehr zum Auswirken seiner eigenen Innerlichkeit drängte, als zum liebevoll sich hingebenden Aufnehmen der Objectivität befähigte. Humboldt schrieb an Schiller, daß dieser der Natur selbstthätig entgegen eile, ehe sie noch vollkommen auf ihn wirken könne, daß er ihr Bild nicht sowohl aus ihr schöpfe, als aus eigener Kraft schaffe. Seine Stellung zur Geschichte ist ganz dieselbe. „Die Geschichte," sagte er selbst, „ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Und anderwärts: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher seyn, aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden." Die Begeisterung, die ihn für den Freiheitskampf der Niederländer beseelt, will er nicht durch schlichte Erzählung des Geschehenen, sondern durch den erhabenen Ton und rednerischen Schmuck seiner Darstellung in dem Gemüth der Leser erwecken, und im dreißigjährigen Krieg sind es die Charaktere von Gustav Adolph und Wallenstein, die ihn interessiren, um deren Schilderung er alles andere nur unterordnend gruppirt. Ich kann daher über Schiller als Geschichtschreiber das harte Urtheil Niebuhrs nicht verwerfen, unterschreibe vielmehr, was Gervinus sagt: „Richtig verstanden ist es gewiß richtig, daß der Historiker den gesammelten Stoff mit freier Hand erst in sich aufbauen und zur Geschichte construiren müsse; aber wer dabei nicht die äußerste Ehrfurcht vor der Materie, nicht den vollkommensten Sinn für das einzelne Detail, wer nicht die Gabe hat, die aus diesem gefundene Idee wieder auf eine weite Strecke durch die kleinsten Einzelheiten zurückzuverfolgen, und wenn er sich auch auf das Nothwendigste beschränkt, nicht überall verräth, daß er sich nicht aus Armuth und gezwungen, sondern troz der Fülle und freiwillig beschränkt, der muß nothwendig den Zweck und den Vortrag der Geschichte gleich verfehlen. Die Historie hat so gut wie Philosophie und Poesie ihren eigenen Styl, sie soll aus einem Reichthum faktischer Anschauungen reden, und wird dann gewiß am spätesten auf jene rhetorische Ausstattung verfallen, die das Thatsächliche nur so in Bausch und Bogen behandelt."

Schiller war kein Historiker, aber er bedurfte der Geschichte für seine Dichtung. Jener Ueberschuß von Selbstthätigkeit ließ ihn jedoch im Studium nicht bloß lernend aufnehmen und erkennend genießen, sondern trieb ihn sofort auch zur Produktivität, zum eigenkräftigen Arbeiten. Das ist der innere Grund seiner Geschichtswerke. Der äußere war das äußere Bedürfniß. Um während der Dichtung des Carlos und Wallenstein leben zu können, stellte er seine Studien für jene Tragödien binnen einiger Monate zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges zusammen.

Aber auch in der Poesie wird Schiller durch die vordringende Willensmacht seiner Individualität veranlaßt, den Gestalten seiner Phantasie den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken, sich in ihnen auszusprechen, Offenbarungen seiner eigenen großen Seele ihnen in den Mund legen. Man hat ihn deßhalb den subjectiven Dichter genannt und zum Unterschiede von ihm Goethe als vorzugsweise objectiv gepriesen. Aber dieß bedarf einer näheren Bestimmung und Erläuterung.

Sehen wir auf den Inhalt der Werke, so ist Goethe, der größte Lyriker aller Zeiten, durchaus subjectiv: er gibt nach eigenem Wort in seinen Dichtungen uns Bekenntnisse über seine eigenen Herzenserfahrungen, er verkörpert in seinen Helden die Zustände seines Innern, die Empfindungen seines Gemüths, und spiegelt in ihrer Geschichte die Erfahrungen seiner Seele wieder, ist darum auch mehr Seelenmaler als Darsteller der äußern Wirklichkeit, und hat überall mehr Sinn für das Individuelle als für das Massenhafte, mehr Sinn für Glück und Leid des Einzelnen als für Kampf und Sieg der Völker. Gerade umgekehrt ist Schiller nach der Seite des Inhalts seiner Werke vorwiegend objectiv: er schaut nach den ewigen, allgemein gültigen Ideen, die nicht das Resultat besonderer Gedankenentwicklungen sind, nicht bloß in besondern Gemüthslagen oder Verhältnissen gelten, sondern unter allen Umständen, auf allen Gebieten des Daseyns immerdar herrschen; er zeigt darum in seinen Dramen

Wie um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen;

er spricht seine objectiv bedeutsamen Gedanken gar oft durch Personen aus, von denen man nicht weiß, wie sie dazu kommen, in denen sie nicht genetisch motivirt sind; wo er individualistisch, wie im Don Carlos, ein absonderliches Gefühlsleben zu schildern beginnt, da geht sein Interesse alsbald auf die Frage des Jahrhunderts über, und Posa wird zum Mittelpunkt der Handlung. Seine gelungensten Frauengestalten sind diejenigen, welche aus der lieblichen Naivetät der Natur herausgetreten und in die öffentlichen Angelegenheiten verflochten sind.

Sehen wir dagegen nach der Form, dann ist Goethe der objective Dichter, denn er weiß seine Gestalten aus dem Mutterschooß seiner Phantasie rein zu entbinden, zu voller Selbstständigkeit zu entlassen, einem Plastiker gleich nach allen Seiten mit scharfbestimmten Umrißlinien zu umschreiben und jegliche ein eigenlebendiges Daseyn führen zu lassen, während Schiller seine Stoffe, seine Helden aus der Geschichte nimmt, aber sie in das eigene Innere hineinzieht weniger sich in sie, als sie in sich verwandelt und ihnen seine Stimme leiht, so daß Friedrich Schiller aus allen spricht und die Stimmung, der Ton der einzelnen Dramen stets dem Dichter angehören, darum auch leicht der Sprache, den Gedanken nach ein Charakter aus einem Stück in ein anderes verpflanzt werden könnte. Bei Goethe hat jedes Drama seine eigene einheitliche Stimmung, und die plastische Klarheit und klassische Harmonie in der Iphigenie, die romantische Glut und Fülle der Phantasie im Tasso ist über alle Personen ergossen, erstreckt sich bis auf den Bau der Verse, die Wahl der Bilder, die Entwicklung der Handlung, und wollten wir noch Götz oder Egmont heranziehen, so leuchtete vollends die Unmöglichkeit ein, daß eine Person dieser Stücke in jene versetzt werde. Schiller ist diesem Reichthum an Tönen gegenüber viel eintöniger; wir hören seine Stimme gern, denn sie ist eine herrliche und gewaltige, aber wir hören *seine* Stimme, ein Uebermaß von Selbstthätigkeit des Schöpfers läßt die Geschöpfe nicht recht zu Worte kommen.

Für Platon war die Philosophie nicht bloß das reinste und höchste Denken, sondern auch der Liebesaufschwung der Seele zu Gott, ein Freiwerden von den Banden der Sinnlichkeit, eine Läuterung des Menschen, eine sittliche That. Darauf beruht die erhabene Weihe des Platonischen Geistes. Indem Schiller Dichter der Idee durch die Macht des Willens ist, gilt von seiner Poesie dasselbe was von jener Philosophie, und wie wir oben auf die Verwandtschaft in der Anschauungsweise beider Männer hinwiesen, so dürfen wir jezt diese Platonische Weihe auch unserem Schiller zusprechen. Er ist ein sittlicher Erzieher seines Volks, das aus seinem Munde in den Tönen seiner Poesie die Worte des Lebens von Jugend auf vernimmt. „Die Poesie," sagt er selbst, „kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist; sie kann ihn zum Helden erziehen, ihn zu Thaten rufen und zu allem, was er seyn soll mit Stärke ausrüsten." Goethe dagegen vergleicht sich dem Aristoteles: er hat denselben realistischen Sinn für das Individuelle, in welchem ihm das Allgemeine allererst Wirklichkeit besizt, so daß, wer das Besondere recht anschaut, auch das Allgemeine mit gewinnt; er hat dieselbe Freude an der Natur, auch „ein Schreiber der Natur, der seinen Griffel in den Geist taucht," und weiß ebenfalls stets das Eine Ganze bei aller Fülle der Einzelformen im Sinn und Auge zu behalten und in Gott den bleibenden Mittelpunkt, die lenkende Kraft und das Ziel aller Dinge zu erkennen und darzustellen.

Platon und Aristoteles waren Freunde, aber um des Unterschieds ihrer Begabung und Richtung willen sollten sie einander gehaßt haben, eine Sage, deren Grundlosigkeit ich in meiner Doktordissertation erwiesen habe. Von Goethe und Schiller aber wissen wir, daß sie den Freundschaftsbund schlossen, um in neidloser Wechselergänzung das volle Menschenthum darzustellen. Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, Klopstock und Wieland waren und blieben gegensätzliche Naturen, die einander abstießen und immer mehr sich trennten; Goethe und Schiller verstanden es einer vom andern zu lernen, und in künstlerischer wie in ethischer Beziehung ein großes Beispiel zu geben. Darum wollen wir sie aber auch betrachten — nach Bettina's Ausdruck — wie zwei Brüder auf Einem Thron, wollen uns freuen, daß wir, um mit Goethe zu reden, zwei solche Kerle haben, und es stets abweisen, wenn der eine auf Kosten des andern erhoben werden soll, denn nur so handeln wir in ihrem Geiste.

Lessing thut einmal von sich selber den ewig preiswerthen Ausspruch ächtester Bescheidenheit, nachdem er mit ächtem Stolz behauptet hatte, er werde jedes Stück des gepriesenen Corneille besser machen als dieser: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerke und Röhren aus mir herauspressen." — Wir können dem scharfen Kritiker Schillers, Hillebrand, zugeben, daß uns bei Schiller häufig die Anstrengung und der Kampf mit der Form sichtbar werde, daß seine Werke deßhalb auch mehr oder minder das Gepräge des Errungenen und des Zusammengepreßten tragen, während die Goethe's in unnachahmlicher Gefälligkeit sich vor unserm Blicke auseinanderlegen und mit der heitern frischen Miene der Naivetät vor uns hintreten. Aber wir müssen festhalten: Schiller besizt die lebendige Quelle mit ihren reichen vollen Strahlen in seinem Geist, doch dieser Geist muß die

Stunden freier Thätigkeit einem kranken, krampfgequälten Körper abringen, und dem Dichter ist seine Kunst kein Spiel, sondern eine ernste Lebensaufgabe, kein sybaritischer Selbstgenuß, sondern eine Arbeit im Dienste Gottes und der Menschen, und wenn nun die Noth des Leibes den Quell des Geistes hemmt, dann ist er der Dichter durch die Macht des Willens, dann sezt er jene Lessing'schen Druckwerke und Röhren an, und gibt sein bestes Herzblut willig hin. Ehre ihm!

Ich will noch, ehe ich mich zur Betrachtung des Einzelnen wende, Einiges hervorheben, das als Ausfluß der, wie ich hoffe, richtig erfaßten Eigenthümlichkeit Schillers bald als ein Tribut betrachtet wird, den er seiner Zeit gebracht, bald hoch an ihm gepriesen wird, je nach dem Standpunkt der Beurtheiler. Ein jeder Genius steht in seiner Zeit und nimmt ihre Einflüsse in sich auf, er steht aber auch in Gott, und überwindet darum zugleich das Einseitige und Vergängliche. Wir werden sehen, daß dieß auch mit Schiller der Fall ist, indem wir seinen Kosmopolitismus, seinen Humanismus, seine Stellung zum Christenthum noch in's Auge fassen.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte auch die Aufgabe, statt des Nationalhasses und der Völkerkriege den Gedanken der wesengleichen Menschennatur in allen Stämmen und eines friedlichen Völkerbundes hervorzuheben, und was ursprüngliche Idee des Christenthums ist und durch dasselbe möglich geworden, auch hier wissenschaftlich zu begründen und in das Bewußtseyn der Zeit einzuführen. Indem aber die Menschen von gleicher Gesinnung, von gleichen Interessen sich über die Grenzpfähle hinaus die Hand reichen sollten, Weltbürger seyn sollten, vergaß man, daß die Menschheit als ein Organismus nicht dann besteht, wenn man alle Volksunterschiede aufhebt und alle Staatskörper in einen Urbrei auflöst, sondern nur dann, wenn die besondern Gaben der einzelnen Nationen auch besonders gepflegt, ihre Eigenthümlichkeiten bewahrt, aber in Wechselwirkung gesezt und harmonisch verbunden werden. Lessings bitteres Wort, der Deutschen Nationalcharakter sey, keinen haben zu wollen, ward damals als ein Lobspruch aufgenommen, und Goethe und Schiller meinten:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet darum, ihr könnt's, freier zu Menschen euch aus.

So schrieb auch Schiller an Körner: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Er kann sich für das Nationelle nicht weiter erwärmen, als soweit ihm die Nation und Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Und an Jacobi: „Nur dem Leibe nach will ich Bürger der Zeit seyn und bleiben, dem Geiste nach aber scheint es mir das Vorrecht wie die Pflicht des Philosophen wie des Dichters zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu seyn." Dieß sind die stärksten Stellen; man sieht daraus, daß Schiller auch in der Reflexion das Nationale nicht aufgehoben, sondern nur dem Menschheitlichen ein- und untergeordnet, Kunst und Wissenschaft zu einem Gemeingut gemacht sehen wollte. Aber dort, wo der poetische Genius die Reflexion überwindet, erhebt er sich zur Begeisterung des Nationalgefühls. Auf dieses als auf ein gottgewolltes ist die Tragödie gebaut, welche die Jungfrau von Orleans zur Heldin hat. Frankreich soll nicht die Fesseln tragen eines fremden Volks, kein engelländisch Roß soll aus den Wellen der prächtig strömenden Loire trinken, das sind die ersten Worte Johannas. Sie fragt, ob der fremde König, dem keines Ahnherren heilige Gebeine in diesem Lande ruhen, es lieben könne; sie verheißt die adlerkühne weiße Taube gegen die Geier, die das Vaterland zerreißen.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig sezt an ihre Ehre.

Der Kampf für's Vaterland wird als menschlich gut, als heilig gepriesen, das ist der Grundton des ganzen Gedichts. Er ist es bekanntlich auch im Tell, und aus Attinghausens Munde schallt für uns Deutsche immer wieder die Mahnung:

Seyd einig — einig — einig!

Wallenstein hat in der Tragödie die Herstellung eines einigen Deutschlands zum Ziel; er redet die Pappenheimer also an:

Was geht der Schwed' mich an? Ich hass' ihn, wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über seine Ostsee heimzujagen.
Mir ist's allein ums Ganze. Seht, ich hab'
Ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich.
Ihr seyd gemeine Männer nur; doch denkt
Ihr nicht gemein, ihr scheint mir's werth vor Andern,
Daß ich ein traulich Wörtlein zu euch rede.
Seht, fünfzehn Jahr' schon brennt die Kriegesfackel
Und noch ist nirgends Stillstand. Schwed' und Deutscher!
Papist und Lutheraner! Keiner will
Dem Andern weichen! Jede Hand ist wider
Die andre! Alles ist Partei und nirgends
Ein Richter! Sagt, wo soll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der, sich endlos selbst
Vermehrend, wächst? — Er muß zerhauen werden.
Ich fühl's, daß ich der Mann des Schicksals bin,
Und hoff's mit eurer Hülfe zu vollführen.

Wallensteins Soldatengröße und Sturz war dem aufgehenden Stern Napoleons zum Spiegelbild prophetisch

vorgehalten; in Schillers Schwanengesang, im Tell, wurden die Befreiungskriege Deutschlands zum voraus gefeiert. Und so konnten sie den Ton ihrer Begeisterung von Schiller entlehnen, so war er mit Fichte der geistige Führer der Jugend, die sich freiwillig unter die Fahnen reihte, als der königliche Aufruf „an mein Volk" erscholl.

An den Kosmopolitismus reiht sich der **Humanitätsgedanke**, die Idee sowohl von der Menschheit als einem großen brüderlich einen Ganzen bei aller Mannigfaltigkeit der Völker, als auch von einem Adel, einem Recht, einer Würde ihres ächten und reinen Wesens, und beides, die Darstellung des vollen und schönen Menschenthums nach seinem Inhalt wie in seinem die ganze Gattung in sich begreifenden Umfang als das Ziel der Geschichte. Auch dieser Gedanke knüpft sich ursprünglich an das Christenthum. Denn die Griechen, welche man wohl vorzugsweise als Vertreter der Humanität nennt, ließen doch einerseits die Innerlichkeit des Gemüthlebens noch vielfach unentwickelt, die Weiblichkeit noch vielfach im Hintergrunde, andererseits sahen auch sie sich für das erwählte Volk, die andern Nationen als Barbaren an, deren sklavischem Sinne Recht geschehe, wenn der gebildete Hellene sie zu Sklaven, zu seinem beseelten Werkzeuge mache; ja Aristoteles bewies ächt hellenisch das Herrenrecht der Griechen daraus, daß sie schöner seyen als die Ausländer, da ja auch jene selbst einem Menschen gehorchen würden, der unter sie träte mit der Größe und Schönheit eines Phidiasschen Götterbildes. Der Stoiker Zeno weissagte davon, daß sich alle Menschen als Volksgenossen und Mitbürger betrachten sollen, daß Ein Leben und Eine Welt wie Einer verbundenen Heerde seyn soll, und Alexander der Große bekundete auch darin seine weltgeschichtliche Sendung, daß er eine wechselseitige Achtung und Verbindung der Völker einleitete; aber erst Er, der sich des Menschen Sohn nannte, sprach das Wort von der gleichen Kindschaft Aller, gab das Gesetz der Liebe für Alle, stellte das Urbild der Menschheit wieder her. Ein Theolog, mit dem ich mich oft der Uebereinstimmung erfreue, Hundeshagen, hat jüngst in einer akademischen Rede erörtert, wie die Humanitätsidee im Christenthum wurzelt, und unter andern auf nachfolgende Punkte hingewiesen.

Es war eine häufige Einwendung gegen das auftretende Christenthum, daß doch Hellenen und Barbaren nicht ein und dasselbe Gottwesen verehren könnten; indem jenes aber seinen Glauben an Einen Gott als den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde predigte, bereitete es auch dem Gedanken von der Gattungseinheit der Menschen den Boden. Es lehrte ferner, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, es lehrte die Abstammung aller Völker von Einem Paar, deren Möglichkeit auch die neuere Naturforschung wieder anerkennt, und hob dadurch die natürliche wie die geistige Einheit und Wesengleichheit des ganzen Geschlechts hervor, das damit gleiche Rechte, gleiche Pflichten und eine Continuität seiner Entwicklung erhält. Der Mensch ist nun nicht eine der Blasen, die aus dem Meer des Naturseyns aufsteigen und in ihm wieder verschwinden, sondern er ist wie Gott ein Träger der Ehre der Persönlichkeit, seinem Wesen nach als Gottes Ebenbild für Wahrheit, Freiheit, Liebe geboren und gesunder Kraft theilhaftig. Durch die Sünde fällt der Mensch allerdings von Gott und seinem Urbild ab, allein Gott geht selber in Christus wieder erlösend ein in die Menschheit, der Gottmensch ist der zweite Adam, um durch ihn, den Erstgeborenen einer neuen geistigen Schöpfung die gefallene Menschheit zu ihrem Urbild zu erneuern, in einem geistigen Haupt den ganzen Leib der Menschheit zu einer organischen Einheit zusammenzufassen. Das Göttliche und Menschliche sind nun einander nicht mehr fremd, sondern das Zweite vollendet sich im Ersten. Der Gegensatz zur Humanität ist jezt die Lieblosigkeit, die Selbstsucht. Die Kirche aber ward Trägerin der Humanitätsidee, sie hielt das Einheitsband der Christen aufrecht, sie suchte die Welt mit Gott zu versöhnen, die Völker zu gemeinsamem Glauben, gemeinsamer Gesittung zu führen.

Wie kam es aber, daß sich in neuerer Zeit die Humanitätsidee von ihrer Wurzel, dem Christenthum, losreißen, daß sie als ein Gegensatz zu demselben hingestellt, daß Rousseau von Schiller besungen werden konnte, weil er aus Christen Menschen werbe? Ich glaube der Grund liegt in der Kirchenspaltung. Indem Protestantismus und Katholicismus einander befehdeten, verloren wir leider das Einheitsband in der Religion und meinten es in einer andern Bildung suchen zu sollen, bis auch dort der Friede wieder hergestellt und die Gemeinsamkeit des christlichen Princips in der Mannigfaltigkeit seiner confessionellen Bestimmungen anerkannt wird. Wo man um des Glaubens willen verfolgt, statt daß man sein Licht in der Finsterniß leuchten läßt und durch Liebesthat der Wahrheit das rechte Zeugniß gibt, da zieht sich die Humanität aus der schulgerechten Dogmatik lieber für eine Zeitlang in eine dogmenlose Philosophie, in eine alle Herzen gleichmäßig erfreuende und erbauende Poesie. Das war der Fall in Deutschland am Ende des vorigen, am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Daraus erklären sich Lessing und Kant, Herder und Jean Paul, Goethe und Schiller. Aber sie waren weit entfernt von der eben so niedrigen als widrigen Erscheinung, die heutzutage mit dem Namen des Humanismus prunkt, aber gerade das, was die Ehre und Würde des Menschen ist, seine Freiheit, seine ewige Persönlichkeit leugnet, ihn zu einem bloßen Naturwesen, damit zu einer Maschine ohne sich selbst bestimmenden Willen, ohne sittlichen Werth und selbstständige Geistigkeit macht, die in Gott nicht

das schöpferische Urbild, sondern nur ein Abbild des Menschen sehen will, damit die Humanität ihres idealen Inhalts beraubt und schließlich nur im sinnlichen Genuß des Materialismus, in der Verthierung des Menschen endigen kann. Diese Carrikatur einer an sich reinen Idee hat mit Schillers Streben nichts gemein. Er berief vielmehr alle Menschen zur Geisterwürde, er stellte nur deßhalb den Humanitätsgedanken neben das Christenthum, weil er dieses irrthümlicherweise zu wenig unterschied von der Dogmatik seiner Zeit, in der jener allerdings seine Heimath verloren hatte. Dem Christenthum, das ihn wieder in sich aufnimmt, war seine eigene edle Natur viel zu verwandt, als daß er ihm nicht von ganzem Herzen zugejauchzt hätte.

Dieß bringt uns auf Schillers Stellung zum Christenthum. Zu dem Christenthum, welches heute in einem verjüngten Bunde mit der Wissenschaft steht und in freier Liebesthat mit Werk und Wort der Noth und Verwilderung oder der kühlen Gleichgültigkeit unserer Tage entgegen arbeitet, würde er sich anders gestellt haben als zu der schulgerechten Orthodoxie oder dem nüchternen Rationalismus seiner Jugend. Seine Dichterseele rang nach der Versöhnung von Gott und Welt, von Geist und Natur; die Theologie seiner Zeit in ihrem dualistischen Deismus gab sie ihm nicht, da pries er die phantasievolle Darstellung jener Versöhnung in den Göttern Griechenlands, ohne damals ihre Wahrheit und Wirklichkeit in dem fleischgewordenen Worte, in Christus und dem Gott der christlichen Religion zu erkennen. Er verhielt sich zweifelnd gegen das Historische, aber der sittliche Gehalt des Christenthums stand ihm unerschütterlich fest; aus Religion wollte er sich zu keiner der Religionen bekennen, die man ihm nannte, denn unter der Hülle aller Religionen erkannte er als die Religion selbst die Idee eines Göttlichen, die Liebeseinheit des Menschen mit ihm. Später sah auch er im Christenthum die einzige ästhetische Religion, und was dieß für ihn heißen will, erläutert sein Ausspruch, daß der Dichter der einzig wahre Mensch sey. In herrlichen Gesängen, wie im „Glück," im „Ideal und Leben," verkündigt er in Formen hellenischer Mythen christliche Ideen, hier auch wieder der Offenbarung seines Genius mehr als seinem angelernten Wissen und seiner Reflexion folgend, und ich werde später darthun, wie das Christenthum die innerste Grundlage zweier seiner Tragödien, der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart, geworden ist. Und indem ich auf Vilmars, des strengkirchlichen, Geschichte der deutschen Nationalliteratur und auf meine Rede über die christliche Kunst (religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk) verweise, schließe ich mit einem auch dort von mir erwähnten Worte Goethes:

„Schiller war immer im absoluten Besitz seiner großen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er im Staatsrath gewesen seyn würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksichten und Bedenken. Das war ein rechter Mensch, so sollte man auch seyn! Schillern war eben diese Christustendenz eingeboren: er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln."

Ich glaube der Altmeister des deutschen Parnasses hat bei dieser Erwähnung der Christustendenz an einige Verse des persischen Dichters Nisami gedacht, die das Wesen des Heilands gar anmuthig bezeichnet haben, im Munde eines Muhamedaners gar wohlthuend klingen. Ein todter Hund liegt am Wege und die Leute stehen umher und schmähen das Thier, ein jeder auf seine Weise:

Als nun an Jesus kam die Reih',
Sprach ohne Schmäh'n er guten Sinns,
Er sprach aus gütiger Natur:
Die Zähne sind wie Perlen weiß.

Wie Lessing hielt Schiller an der Religion, die Christus selber lehrte, lebend und sterbend übte, und wem etwas von jener Christustendenz eigen ist, der wird auch ihn einen Christen nennen.

Moriz Carriere.

Skizzen aus dem norddeutschen Leben.

1.

Drinnen und draußen.

Frühling, Frühling! Gott sey Dank, es ist ein heller, glorreicher, duftig und sonnig schöner Frühlingstag!

Die vergangenen Tage waren so grau gewesen, so trüb; die Wolken gingen langsam und tief, der Regen war unaufhörlich da und trübte meine Fenster. Und kein frischer Hauch und kein Sonnenblick, und die Luft regungslos, erschlaffend lau und fade. Ich sag' euch, das ist zum Verzweifeln, da muß es in uns nach und nach eben so grau werden, wir mögen wollen oder nicht. Und das alles noch dazu im Frühling, wo es treibt und keimt, wo der lachende Himmel, der lustige Sonnenschein und der spielende Hauch uns von Gottes und Rechtswegen zukommen, ja eigentlich nachgerade zu unsern Menschenrechten gehören! Es war schlimm, zu schlimm beinah! Da eines Abends spät hatte der Regen aufgehört, ein leises Lüftchen schüttelte die lezten Tropfen von dem jungen Laube und hoch droben schimmerte ein einzelner Stern durch zerrissenes Gewölk ganz neugierig herab auf die lange verborgene Erde. Und am folgenden Morgen dann?

Da ich aufwachte, das Gesicht gegen die Wand gedreht, die von den schweren Vorhängen des Alkovens dicht beschattet war, fühlte ich mich freilich munter und heiter, aber es schien mir noch so dunkel, daß ich nur an das ewige unleidliche Regenwetter dachte und wenig Lust fühlte aufzustehen. Doch die Vögel lärmten draußen so lustig, die Wand färbte sich plötzlich so ganz besonders hell und schillernd, daß ich überrascht herumfuhr und die Vorhänge weit auseinander zog. Da strahlte mir der klare Tag in die Augen. Mein alter Dachshund schien auf mein heiteres Erwachen gerechnet zu haben, da er sich die unerhörte Freiheit genommen, sein Lager zu verlassen und auf den Stuhl vor meinem Bett zu springen; dort saß er lautlos, wedelte leise mit dem Schwanz, hatte die langen Ohren gar schüchtern glatt an den Kopf zurückgelegt und sah mich nun mit den großen braunen Augen demüthig und etwas zweifelhaft an. Dann ward das Wedeln lebhafter, die Augen blickten heller, die Ohren richteten sich vertrauensvoll wieder auf, er sezte die zierlichen Vorderpfoten leise auf den Bettrand, leckte mir die Hand und fuhr darauf vom Stuhl und in schier wahnsinnigem Entzücken im Zimmer umher.

Ich sprang auf und legte die Kleider an, dann zum Fenster, dann dieses aufgerissen und mich hinausgelegt — weit hinaus, mit Pfeifen und Singen. Der Hund kam mir nach, er drängte sich schmeichelnd an mich, schob mir den Kopf unter dem Arm durch in die Hand, schaute mir lustig von unten auf in die Augen. Und so standen wir, wir zwei allein, wie so oft, gute Freunde wie immer, du mein altes treues Thier!

Ja, Frühling, Frühling! Gott sey Dank, es war ein heller, glorreicher, duftig und sonnig schöner Frühlingstag! Ich wohne gegen Westen und Morgens hab' ich kein ander Sonnenlicht, als das aus den fremden Fenstern drüben spiegelnd herüberschillert. Aber der ganze Raum vor mir liegt im vollen goldigen Glanz, und der Raum ist gar nicht klein, da Höfe und Gärten sich hier weithin an einander reihen. Es ist so geräumig, daß man wirklich nicht viel von der lebhaften Stadt vernimmt, daß nur ein ungewöhnlich lautes Stimmengesumm, das Rollen eines schweren Wagens, die Klänge eines Posthorns oder einer Drehorgel aus den angrenzenden Straßen herüber schallen. Außerdem seh' und höre ich hier nur das Leben, welches sich in den nächsten Häusern regt und eben nicht viel bedeuten will, da meistens nur ältere und ruhig hinlebende Leute dort hausen. Um es so still zu haben, sucht' ich mir dieses Zimmer meines Hauses aus; denn meine Maxime ist: willst du Leben und Bewegung, so geh' hin, wo sie zu finden sind, wirf dich in Welt und Gesellschaft; aber bei dir daheim sey es still; da ist deine Burg, da herrschest du und nimmst nur das und den darin auf, der dir ansteht.

Ich schob den Tisch an's offene Fenster, legte Papier hin und fing an zu schreiben, denn es drängte und trieb in mir, Neues zu schaffen, wie seit langer Zeit nicht. Frühling draußen und drinnen! Der Lenz ist ja die Zeit der Sehnsucht. Allein es wollte nichts entstehen, da ich immer von neuem abgezogen wurde. Der Birnbaum, der mir seine Zweige beinahe in's Fenster reicht, hatte sich mit weißlich schimmernden Knospen bedeckt; droben, so weit ihn die Sonnenstrahlen bereits erwärmten, war er weiß von erschlossenen Blüthen. Links rollte die Eiche, die ich einst spielend als Kind gepflanzt und die nun hoch und schlank heran gewachsen, gleichfalls das junge braune Laub auseinander, weiterhin im Garten knospete, blühte und duftete es allüberall, Schwalben waren da, Schmetterlinge,

Bienen. Die alten Giebel drüben schauten im Sonnenglanz ordentlich jugendlich darein, die kleinen, trüben, verstaubten Fenster waren geöffnet, Wäsche hing zum Trocknen und Bleichen heraus. Dort schwirrten die Tauben aus dem Schlage und ruhten am schrägen Dache im Morgensonnenschein, da gackerten die Hühner und die Vögel lärmten und — da — ja, da klang ein lustiges Postsignal und ein Wagen rollte schnell vorüber. Da wußt' ich, was mir fehlte, weßhalb ich so nachdenklich und so zerstreut, schier traurig war. Hinaus wollt' ich, hinaus mußt' ich, sey's auf die See, sey's in's Holz, sey's in's Land, auf lange, lange Zeit! Der Winterdunst lag so dicht und schwer um meine Seele und nur der volle Sonnenschein konnte ihn wegküssen.

Aus dem Schreiben ward nichts. Ich lehnte mich in den kleinen Lehnstuhl zurück, kreuzte die Arme und sah träumerisch hinaus in die Luft, hinein in mein stilles altes Zimmer. Ich schaute mir die Wände an mit den Bildern und Bilderchen; die langen weißen Vorhänge der Fenster, die sich so anmuthig wie eine lichte Wolke vor das Licht legten und im leisen Zuge an den geöffneten Flügeln hinaus- und hereinbauschten, machten auf mich einen so friedlichen, heimischen Eindruck. Dann — es zog mein ganzes Leben an mir vorüber. Das alterthümliche Schränkchen dort, an dessen Klappe der junge Schüler so oft seufzend über schweren Aufgaben gesessen; der ausgelegte Tisch in jener Ecke, auf dem ich das erste Stück schrieb, das in eines Setzers Hände kam; die alte Kassette dort von getriebenem Kupfer und Messing in seltsam verschnörkelter Arbeit, hinausgenommen in die Fremde, heimgebracht in's Vaterhaus, immer treu, fest und sicher für alles, was ich drin verbarg. Geld freilich ist nicht darin — lieber Gott! unser einer braucht dafür seine Tasche zur Kassette. Aber es liegt zwischen ihren sichern Wänden mancherlei, das ich damals, als es mir zuflog, oft nicht gegen alles Gold der Welt vertauscht hätte, viel Freude und Glück, viel Trauer und Leid, viel Scherz, viel Ernst, kurz eine lange ernste und lustige, gläubige und zweifelnde, sentimentale und spöttische Vergangenheit. Doch die Vergangenheit ist vergangen, der Kasten ist lange nicht mehr geöffnet worden, denn die rechten Sammler sind wir nur in der Jugend, und an das, was gewesen, denkt niemand. Die Gegenwart will uns ganz an Herz und Kopf.

Da sah ich denn auch auf die Reihen der Bücher, da schaute ich auf das Gestell mit meinen Pflanzen, alles grün, alles üppig, zierlich und kräftig, aber ohne Blüthen; denn so mag ich's. Mancher meint freilich, der Ausdruck liege nur in der Blüthe, sonst sey eine Pflanze wie die andere. Aber die, meine ich, haben sie nie genauer beobachtet, diese stillen Geschöpfe. Auch aus den Blättern spricht es zu euch mit eigenthümlichen, leisen und schönen Klängen. Seht einmal die Farnkräuter an, ob sie sich nicht mit leiser Koketterie und zierlich euch entgegen neigen. Sagt einmal, ob ihr jemals in unserer armen Heimath solch ein prachtvolles, blendendes Grün gesehen wie dieses Blattgefieder eines tropischen Farnkrauts. Seht die schlanken, weichen Calladien an mit den wundervoll schönen zarten Blättern — fällt euch dabei nicht eine anmuthige Frau ein mit leicht gesenktem Kopf, deren Züge nur von Milde und leiser Melancholie reden? Diese Ranke mit dem dunkelblauen metallischen Schimmer und Schmelz, ist sie nicht keck und fremd? Das Blatt dieser kleinen Nymphäa, welches sich aus dem Wasser hob und nun darauf schwimmt, wie träumerlich, wie still!

Das alles sah ich damals vor mir und um mich, wie ich es jezt sehe. Gott weiß ja, mein altes Zimmer, wir zwei haben zusammen manches durchgemacht! Wenn die Wände das alles behalten hätten und mittheilen könnten, was hier geredet und gedacht, ersonnen und geträumt wurde, das Plaudern mit Freunden und das jähe Wort, das sich uns in der Einsamkeit entringt, einen hastigen Zank mit einem Zweiten und die still geballte Faust und das finster drohende Auge, wenn die Gedanken in uns so wild sind, wie sonst nur böse laute Worte, die eintönigen Rufe am Spieltisch und die Lust beim vollen Glase: Gott weiß, es könnte ein wunderliches und vielleicht nicht armes Stück Erinnerungen und Bekenntnisse werden. Wer nicht nur in der Welt ist, sondern auch in ihr lebt, wie ich, der muß für sich und in seinem Innern noch viel mehr leben als nach draußen; Träume und Gedanken, Empfindungen und Gefühle verbrauchen noch viel mehr Lebensstoff als alles äußere Getriebe. Und das alles geht in der Einsamkeit vor sich, und diese meine Einsamkeit, das bist du, mein Zimmer. Wir kennen uns lange und sind fest verbunden. Darum lasse ich mich Sommers in dir rösten und friere Winters jammervoll, darum fluch' ich auf dich und entlaufe dir mit allen möglichen Verwünschungen; es kommt aber immer einmal die Zeit, wo ich wieder mit aller Sehnsucht nach deiner guten Stille zurück verlange. Hier bleibt eben die Heimath immerdar.

Und damals überkam mich die Wanderlust, die Sehnsucht nach der blauen Ferne mit unwiderstehlicher, tiefer Gewalt; ich dachte und sann, wie ich hinaus kommen, wohin ich mich wenden könne, als mir der Diener die „Post“ brachte und darunter den Brief eines alten lieben Bekannten, der mich für die nahe Pfingstzeit zu einem „langen, langen Besuch“ aufforderte. Da war denn alles gut, denn dort ist alles, was man wünschen mag, Wald und Feld, Luft und Licht, und die See nahebei; das ist für unser Einen mehr als alles übrige zusammen genommen. Und da der Brief, wie gewöhnlich bei unsern schlechten Landpostverbindungen, verspätet war, mußte ich schon am folgenden Tage

aufbrechen. Viel zu thun hatte ich nun, viel zu besorgen, anzuordnen, aber mit Lust und Eifer läßt sich auch viel thun, und so bestieg ich seelenvergnügt am folgenden Morgen in aller Frühe die Post, die ich bis zur nächsten Station benutzen mußte, schmuggelte meinen alten Hund glücklich unter dem Mantel hinein, und fort gings, die holperigen Straßen entlang, durch das gewölbte Thor. Auf der Station hielt der Wagen meines Freundes bereits angespannt, der Knecht brachte mir einen Gruß von der „Herrschaft," übernahm mein Gepäck und sprang in den Sattel.

Wie man zur See Morgens zuerst und vor allem nach dem Wind fragt, so erkundigt man sich bei solchen Fahrten vernünftigerweise nach dem Wege; denn Chausseen sind bei uns überhaupt noch etwas ganz Rares, und bei ihrer Anlegung befolgt man nur den Grundsatz, daß die Post- und sonstige Fuhrverbindung der Städte bequemer gemacht und erleichtert werde, stellt die Straßen deßhalb so kurz und so sparsam her wie möglich und fragt den Teufel darnach, ob man dadurch auch dem durchschnittenen Lande nütze. Daß man etwa durch eine Bogen- oder Winkellinie, welche die Entfernung zweier Städte von einander allerdings vergrößert, dafür aber durch eine reichere und mehr bevölkerte, abseits liegende Gegend führt, den Verkehr erleichtert nicht nur, sondern oft sogar erst herstellt, die Produktion steigert, den Bodenwerth hebt, die Rentabilität der Straße unberechenbar vergrößert, daran denkt man bei uns nicht im Traum; man stellt wo möglich den höchst edlen, sophistischen Satz auf: zuerst die unnöthigen Straßen, die nöthigen kommen dann von selbst. Ich weiß nicht, ob es überall so ist.

Wer Landwege im Marschboden oder in der Heide kennt, weiß auch, daß es damit gar kein Spaß ist, und man mag sich daher denken, wie mir zu Muth ward, als der Knecht auf meine Fragen entgegnete, hie und da sey es schlecht, da und dort passire es. Darin fand ich gar keinen Trost, denn man glaubt nicht, wie genügsam man hier zu Lande in dergleichen ist, was man schlecht, passabel, sogar noch gut nennt. Und da ging es denn los. Die Räder schnitten bis an die Achsen hinein, die vier Pferde dampften und schäumten vor dem leichten Wagen, und so fügte ich mich in Geduld, biß die Zähne zusammen, hielt den Hund fest, sah nach dem bisweilen wunderlich lebendigen Gepäck und freute mich, so gut es gehen wollte, über die Frühlingsluft der Umgebungen. In den Dörfern hing die Wäsche auf Zäunen und Leinen, wie immer bei herannahender Festzeit, die Arbeiter auf den Feldern pfiffen und sangen um die Wette mit den Lerchen droben, die Störche spazierten hochbeinig und sorgsam suchend durch die Wiesen. Die Weide dort am Wege war mir gut bekannt, der wilde Himbeerstrauch wuchs auf ihr so lustig empor. Die bekannten Stellen mehrten sich, in der Ferne zeigte sich schon der Kirchthurm zwischen den Bäumen, die hohe Mühle lag nahe am Wege auf der Anhöhe; es ging in's Dorf hinein und dann auf den Hof; die Pferde liefen rascher und rascher, umkreisten den Rasenplatz vor der Thür und hielten schnaubend, die Hunde begrüßten lustig mich und den tapfer antwortenden alten Kameraden neben mir; der Diener war da, der alte Freund kam aus der Gartenthür, schüttelte mir die Hand und sprach herzlich: „Nun, da sind Sie ja! Gott willkommen in Schwannwiek!"

„Nun, was soll's?" fragte er, als ich Miene machte in's Haus zu gehen; „wir sind alle im Garten." — „Ich muß mich doch vorher umkleiden," meinte ich. — „Ei was!" versezte er, „kommen Sie doch. Wozu sollen die Umstände? Es sind lauter gute Freunde. Hängen Sie den Ueberzieher an den Kleiderriegel, und dann zum Thee, denn dabei sind wir gerade." So geschah's, und wie wir in den Garten kamen, sah ich mich bald umringt und begrüßt, man rief mich hierhin und dahin, man zog mich von dieser Seite auf jene, einer umfaßte mich zärtlichst und zog mich in den Wirbel eines tollen Tanzes hinein; kurz, Lust, Gelächter und Ausgelassenheit auf allen Enden. Dazwischen dann ein mahnender Ruf von ich weiß nicht wem, ein kleiner Schrei von Gott weiß welchem Munde. Es fragte niemand darnach und niemand hörte darauf.

Wie wir endlich ziemlich athemlos standen, lachten und plauderten, kurze Fragen und kurze Antworten wechselten, sah ich mich wiederholt und etwas besorgt nach meinen Wirthen um, denen ich mich nachgerade denn doch auch etwas ernstlicher vorstellen mußte, als es bisher beim Amtmann geschehen. Statt ihrer sah ich aber nur zwei unbekannte Damen auf der kleinen Terrasse vor der Gartenthür des Wohnzimmers, deren eine mir den gedämpften Ausruf: „Gott erbarme sich!" entlockte. Dann holte ich mir den anwesenden Sohn des Hauses auf die Seite und sagte: „Fritz, um Gotteswillen, wer ist das mit den ewig langen Locken und dem rastlos beweglichen Halse?" Ein Gelächter war seine einzige Antwort; dann rannte er zu seiner verheiratheten Schwester und dem übrigen Kreise, theilte lachend meine Frage mit und bewirkte dadurch überall eine der seinen ähnliche Heiterkeit. So stand ich denn ziemlich verlassen und betroffen, bis die junge Frau mich bat, sie einige Schritte über den Rasen hin zu begleiten, und mir dann mittheilte, die eine Dame sey ihre und ihrer Schwester frühere Erzieherin, jetzt Vorsteherin eines Pensionats in einer benachbarten Stadt und in den Ferien zum Besuch hieher gekommen. Die andere, die Lockige, sey deren, auch ihnen bisher unbekannte Schwester und allerdings, wie ihr Aeußeres bereits andeute, keine angenehme Zugabe, in allem ein wenig übertrieben. Doch sey „das junge Volk" — die Sprecherin selbst zählte vielleicht zweiundzwanzig Jahre — abscheulich gegen die arme Johanna, und sie bitte mich daher, eine rühmliche Ausnahme zu machen.

„Liebenswürdige Freundin," sprach ich, „ich werde mein Möglichstes thun, aber Sie müssen mir aufs Gewissen sagen: trägt sie immer dieses grün und weiß gemusterte Kleid mit dem grünen Gürtelbande, diesen kleinen stehenden Kragen mit der grünen Schleife voran? Geht sie dazu immer in diesen langen, langen blonden Locken? Zeigt sie Morgens sich sehr lange in den Papilloten und dem rosa bebänderten Morgenhäubchen? Hält sie den Arm oft so bedenklich graziös auf die Lehne gelegt und die Hand so durchaus gefährlich gesenkt, mit wehenden Taschentüchern darin?" Sie lachte und zuckte die Achseln. „Sie karrikiren," sagte sie, „aber ähnlich ists." — „So gehöre ich zur Opposition!" rief ich. — „Nehmen Sie sich nur in Acht," meinte sie munter. „Die Dame ist gegen Männer nur höflich, wenn sie mit ihnen wie hier verkehren muß. Im Grunde haßt sie Ihr Geschlecht und nennt Sie alle kalt, grausam, falsch und herzlos." — „Natürlich!" gab ich lachend zur Antwort, „denn das gehört auch zum Uebrigen."

Inzwischen war die Gattin meines alten Freundes zu den andern beiden auf die Terrasse getreten, hatte das Schlüsselkörbchen auf den Tisch gestellt und sich behaglich niedergelassen, und so konnte ich nicht umhin, den sauern Weg anzutreten, den man mich, wie sich von selbst versteht, allein gehen ließ. Unterdrücktes Lachen folgte mir nach. Frau Amtmann Stammberg empfing mich wie immer heiter und freundlich und stellte mich den beiden Damen vor. Ein Gespräch kam bald in Gang, und so gern ich mich auch wie die ab- und zugehende Hausfrau wieder entfernt hätte — die Lockige ließ mich nicht. Im Nu wußte sie meinen Stand und Rang, im nächsten Augenblick sprach sie von meinen Schreibereien und forschte nach etwaigen Versen im Notizenbuch oder in der Brusttasche. Dann machten wir einen raschen Galopp durch Literatur, Musik, Malerei, fremde Sprachen, Gesellschaft, Haus, Familie, Staat und Kirche, Orthographie und Grammatik — o Gott! mir ward schwindlig. Das ging, daß es dampfte! heißt es in jenem Sprichwort. Dann begann das Planemachen für die nächsten Tage, und Gott weiß, wohin wir noch gerathen wären, wenn mich der Amtmann nicht erlöst hätte, um mich auch mit andern Gästen bekannt zu machen. Weßhalb sind wohl Lehrerinnen mit unverhältmäßig wenigen Ausnahmen fast immer Pedanten, oder — wie hart es auch klingen mag, es ist so — verschroben, oder gar beides zusammen?

Die andern empfingen mich lachend und neckend, und meinten, ich sehe ordentlich angegriffen aus. „Den Teufel auch!" sagte ich. „Hättet ihr das durchgemacht, so würde euch die Luft vielleicht noch etwas knapper geworden seyn als mir." In Plaudern und Scherzen verging der Rest des Tages und der Abend und lustig sagten wir uns endlich gute Nacht. Das war heute wie immer eine muntere Scene, wenn die ganze Gesellschaft ziemlich zugleich an den Tisch trat, auf den der Diener die angezündeten Nachtlichter zu stellen pflegte, wenn man sich zusammen entfernte und nach und nach trennte, hier in den Corridor hinein und dort durch den wenig benutzten Saal. Hier bleiben ein paar stehen, da gehen andere treppan. Die Lichter laufen durch die weitläufigen dunkeln Räume, wo oft bereits die Lampen ausgelöscht sind, wie wenn Irrwische übers Moor schweben, denn das Haus ist sehr groß.

Alte stattliche, schloßartige Gebäude findet ihr in diesen Gegenden auf dem Lande nur sehr selten. Erst in den letzten Jahren begann man hie und da auch schöne und großartige Wohnungen anzulegen; die ältern stammen größtentheils aus dem vorigen Jahrhundert und zeugen gewöhnlich von einer Einfachheit, ja Dürftigkeit, von einer Knappheit und Nüchternheit im Aeußern, daß man schon hieraus die merkwürdigsten Schlüsse auf damaliges Leben und damalige Zustände ziehen kann. — So ist es auch ursprünglich mit diesem Hause gewesen, von dem ich euch jetzt erzähle. Es hat zwar starke Mauern, aber es war eng und niedrig; es lag ohne Zweifel auch nur ein Strohdach darauf, wie man es selbst jetzt noch hin und wieder trifft. Das ist nun freilich längst anders geworden. Jetzt erhebt sich auf dem einstockigen Gebäude ein steinernes Dach, und zwar ein recht hohes, schweres, gebrochenes, von jener Art, die man hier holländische Dächer zu nennen pflegt. Außerdem war die darin hausende Familie immer zahlreich und gastfreundlich, man brauchte viel Raum und baute daher an das ursprüngliche Haus hier ein Stückchen an, schob dort einen Flügel hinaus, schloß an den einen zweiten, an diesen den dritten, bald rechts, bald links oder quer vor, wie es wünschenswerth und paßlich erschien, und erhielt so eine ziemlich krause und wirre, aber bequeme und desto geräumigere Wohnung, in der die Familie und ihre Gesellschaft so warm und behaglich haust, wie der Vogel im Nest. Die Fremden finden sich freilich nicht ganz leicht darin zurecht, und es passirt, daß sich einer oder der andere einmal sehr gegen seinen Willen und am lichten Tage in Räume verirrt, die allerdings himmelweit von den Wohn- und Gesellschaftsräumen verschieden sind. Das gab denn schon zu mancher Lust, aber auch zu manchem kleinen Verdruß Veranlassung, und mehr als einmal rieth man dem Amtmann, er solle doch ein neues Haus bauen. Er will aber nicht. „Ich bin zu alt," spricht er wohl. „Will mein Sohn dereinst die ganze alte Geschichte herunterwerfen, so mag er's thun. Geld kriegt er und Zeit hat er. Ich aber bin drin geboren und erzogen, und hab' es zum Theil sogar noch werden sehen und selbst dran gebaut. Großvater und Vater haben siebenzig Jahre als des Königs Pächter drin gewohnt, vor fünfunddreißig Jahren folgt' ich ihnen, seit dreißigen ist es mein Eigenthum. Das ist eine große

Spanne Zeit, da schließen Gebäude und Menschen sich aneinander, sie verwachsen, könnte man sagen. Ich mag die Räume nicht missen, wo meine Eltern hausten, wo ich zu der alten Frau da sagte: siehst du, hier sind wir nun daheim! — wo meine Kinder geboren wurden, krochen, liefen und jauchzten, groß wurden oder starben, wo ich selbst mein ganzes Leben sich abwickeln sah mit allem, was unter den dichten Fäden verborgen ist. Das alles wäre im neuen Hause vorbei; ich würde mich darin einsam und unsicher fühlen."

Hat der alte Herr Unrecht? Ich sage das gewiß nicht, denn ich denke beinah ebenso. Ich finde diese Ansichten überaus richtig und ehrenwerth, zumal in unserer bösen Zeit, wo das Heimathsgefühl mehr und mehr verloren geht. O ihr wißt nicht, was ihr mit der Heimath alles habt, ihr wißt nicht, was ihr mit derselben alles aufgebt! Wir Menschen sind leider so unsicher in der Welt und im Leben dran, daß wir vor allem nach irgend einem Halt, nach irgend einer auch nur scheinbaren Garantie unseres Glücks greifen sollten. Und lauscht da die leise Hoffnung nicht tief in unserm Innern, daß durch eine sichere, feste Vergangenheit und eine erträgliche Gegenwart eine einigermaßen leidliche Zukunft bedingt werde, daß was früher Glück gebracht und jetzt beglückt, dereinst nicht leicht zum Unheil umschlagen könne? Knüpft das alles sich nicht beinah zuerst an den Ort, wo eure Vorfahren glücklich gewesen sind, wo ihr selbst bisher gelebt habt?

Und weßhalb sollte der Alte auch bauen, da sein Haus fest und trocken, kühl im Sommer und warm im Winter ist und Raum darbietet, wie man ihn braucht? Das sah man damals so gut wie immer, denn die Gesellschaft war zahlreich genug und vermehrte sich noch von Tag zu Tag. Hier kam einer im Vorüberfahren bis an die Thür, um guten Tag zu sagen; da blieb ein anderer auf ein paar Stunden, ein dritter einige Tage. Kurz es schwärmte überall von Fremden und Freunden, und mehr als einmal hab' ich in jenen Tagen, sey es in einer Mußestunde des Tags, sey es am stillen Abend, wenn alle zur Ruh' waren, mein sonstiges tiefstilles Leben und Treiben lächelnd mit der Fülle und dem Wechsel dieses jetzigen Lebens und Treibens zusammengehalten. Das war allerdings ein großer Unterschied, obgleich man keineswegs die ganzen Tage zusammenblieb, obgleich man sich eigentlich nur bei den beiden Mahlzeiten des Tags vereint fand. Morgens verschlief mancher die Zeit, andere tranken ihren Kaffee und frühstückten auf ihren Zimmern, und da wir manche bereits ältere Leute unter uns hatten, die ihre Ruhe wollten, und da eine ruhige Stunde für jeden wünschenswerth ist, so geschah dieß meistens auch Nachmittags. In den Zwischenzeiten hielt uns dann alles Mögliche auseinander. Einige machten einen Spazierritt, andere verloren sich bei einer Promenade in den großen Garten oder auf's Feld, in's Holz. Diese gingen vielleicht auf die Jagd der Möven aus, jene fuhren in die nahe Stadt oder zu einem Nachbar, oder waren in den Ställen oder in der Wirthschaft, im Hause, auf dem Hofe oder Felde, neugierig oder pflichtmäßig, beobachtend oder selbstangreifend thätig. Die Hausbewohner hatten ihre Pflichten, die Gäste ihr Vergnügen und ihren freien Willen, wie sich das gehört, wie es nothwendig ist, wenn ein angenehmes Zusammenleben stattfinden soll. Wir hatten dort unsere Freiheit und sie wurde einzig und allein durch die Haus- und Familienordnung unserer Wirthe bedingt, die immer aufrecht erhalten wurde.

Denn freilich, die Zucht im Hause und die Lebensordnung ist trotz aller gestatteten Freiheit nichts weniger als lax, in Betreff der Familienglieder sogar streng, für Gäste und Besucher, die überall ihre eigenen Wege wiederfinden möchten, eigentlich etwas beschwerlich, da sie in manchen Punkten ganz fest und bestimmt ist und unveränderlich für jeden besteht. Man fällt in dieses Haus nicht nur so hinein und lebt fort wie überall. Es ist manches Besondere da, manches Eigenthümliche, das erst gelernt seyn will, in das man sich schicken muß. Heimlich zieht dergleichen uns aber doch an, mögen wir hin und wider auch ein wenig räsonniren. Denn Haus und Familie werden dadurch erst zu diesem Hause, zu dieser Familie, sie werden selbstständig und eigenthümlich, das ganze übrige Leben verknüpft sich für sie damit, entsteht so zu sagen von da aus. Es liegt darin für jeden die Bürgschaft einer wahren Tüchtigkeit und Sicherheit. Ein solches Familienleben ist ein fester Halt und verleiht auch den sich zufällig Anschließenden eine gewisse Haltung. Diese wünscht innerlich jeder, und ich muß im vorliegenden Fall gestehen, daß ich mit diesem Wesen und Treiben im Hause sehr zufrieden bin, denn ich mag auch nur das, was nicht überall eben so ist, ich mag nur da leben, wo ich mich von selbstständigem Leben umfluthet, wo ich das schöne kräftige wahre Leben nicht zum allgemeinen schlaffen, faulen, stumpfen Daseyn werden sehe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Telegraph.

Dem Geistigen verwandte Kräfte in der sonst leblosen Natur ahneten schon die Weisen Griechenlands, Roms, aller alten Völker, und sie gaben dieser Vermuthung meist einen bildlichen Ausdruck, indem sie die ganze Natur mit Göttern, Dämonen und Geistern bevölkert darstellten. Die neueste Naturforschung und ihre Anwendung scheint diese Anschauung wieder zu bestätigen, besonders die Entdeckung Galvanis über die Elektricität der einfachen Stoffe, die weitere Entwicklung derselben durch Volta, Oersted, Faraday, und ihre großartige Benutzung durch den elektrischen Telegraphen.

Zwar wenn man die gewöhnlichen Darstellungen dieser Entdeckungen und Einrichtungen liest, wie sie in so vielen Schriften dem wißbegierigen Publikum, der jezt gebräuchlichen Ausdrucksweise der Naturlehre gemäß, geboten werden, so erhält man keineswegs den Eindruck einer in der Natur verborgenen, dem Geistigen verwandten Kraft, vielmehr gerade den entgegengesezten, welcher die dem natürlichen Sinn sich aufdrängenden Gedanken wieder verwischt. — In diesen Erklärungen begegnet einem eine Masse von fremden Worten, aus den alten Sprachen Griechenlands, Roms, besonders aber aus dem mönchischen Neulatein, ferner aus dem Französischen und Deutschen zusammen gesucht, und eine Menge von Begriffen und Bildern, aus den verschiedensten Zweigen des Wissens, aus der Naturgeschichte, Geographie, Mathematik, Grammatik, Mechanik, der Kriegskunde, dem Postwesen entlehnt. — Man wird überhäuft, überschwemmt mit den Worten Elektricität, Galvanismus, Magnetismus, Nord- und Südpol, positiv und negativ, Batterie, Relais, Station, Apparat, Multiplikator, Indikator, Induction, bei denen man, wenn man sie alle sich genau erklären lassen, so viel weiß als zuvor, oft noch weniger, weil der ursprüngliche Gesammteindruck verloren gegangen und kein anderer, die ganze Erscheinung umfassender an seine Stelle getreten ist.

Diese Erklärungsweise mittelst fremder Worte und Begriffe führt den Unbefangenen zur Vermuthung, daß die Erklärenden selber noch im Dunkeln sind über den Grund der Erscheinungen, und die meisten Wißbegierigen wenden sich unbefriedigt, ermüdet, oft gelangweilt von den Belehrungen ab. Dergleichen Schriften und Vorträge machen auf sie den Eindruck, wie wenn sie deutsche Bücher aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, aus den Zeiten Ludwigs XIV. lesen müssen, die mit einer Masse von Fremdwörtern überhäuft sind und gar oft durch diesen Wust den Mangel an innerem Werth verdecken. Die Naturkunde der Gegenwart, so große, so erstaunliche Erfolge sie erreicht, hat auch in der That bei der Erklärung ihrer Resultate noch sehr mit den Schwierigkeiten des Anfangs zu kämpfen. Die Sprach- und Menschenforscher, die Philosophen und Dichter, alle Wissenschaften, deren Aufgabe es ist, die Natur des menschlichen Geistes zu ergründen, sind ihr noch zu ferne geblieben, und somit ist sie auch der großen Menge ein noch wenig aufgeschlossenes Gebiet des Wissens.

Die folgenden Zeilen sollen es versuchen, diese merkwürdigen Erscheinungen an Begriffe und Gedanken anzuknüpfen, die den meisten zugänglicher und geläufiger sind. Sie werden zwar den eigentlichen Grund derselben eben so wenig erklären, als jene fremden Ausdrücke, aber sie können doch zu Anschauungen führen, bei denen man manches denken und manches Bekannte anknüpfen mag.

Galvani in Bologna machte im Jahr 1789 eine Entdeckung, welche auf dem Gebiete der Naturkunde eine so große Umwälzung hervorrufen sollte als die politische war, welche im selben Jahr ausbrach. Er fand, daß zwei Metalle, durch einen feuchten Stoff verbunden, dieselben Erscheinungen des Leuchtens, Blitzens, Anziehens und Abstoßens hervorrufen, welche man bisher elektrische genannt und durch Reiben und Schlagen aus Harzen und Gläsern hervorgebracht, und die bis zu jener Zeit zu nicht viel mehr als zur Unterhaltung gedient hatten. Bald fand man nun, daß nicht bloß gewisse Metalle bei ihrer Annäherung diese Eigenschaften zeigen, sondern alle, ja alle einfachen, nicht weiter zerlegbaren Stoffe, in minderem Grad selbst zusammengesezte. Bald wurde man zu der Ueberzeugung gedrängt, es sey diese Kraft der Elektricität oder des Galvanismus in allen Stoffen, in der ganzen äußern Natur vorhanden, die ganze Erde sey eine große elektrische Maschine, und jeder Apparat, der diese Kraft hervorrufe, sey eine Erde im Kleinen, wobei die in derselben ruhende Kraft nur sichtbarer und leichter hervortrete, als sonst der Fall ist.

Der Däne Oersted machte im Jahr 1820 die Entdeckung, daß der elektrische Strom unmagnetisches Eisen magnetisch macht; der Engländer Faraday fand im Jahr 1831, daß aus dem Magneteisen elektrische Strömungen hervorgerufen werden. Einige deutsche Forscher, Gauß und Weber in Göttingen, Sömmering und Steinheil in München, wendeten diese großen Entdeckungen zuerst mit Erfolg auf die Telegraphie an, in

Göttingen im Jahr 1833, in München im Jahr 1839. England, Nordamerika benutzten diese Resultate in größerem Maßstab. Aber Deutschland ist in der Anwendung gegen diese Länder nicht zurückgeblieben, und steht in der Ausbildung der Kunst denselben sogar voran.

Man nennt die Apparate, mit welchen man zum Zweck der Telegraphie elektrische Kraft hervorbringt, elektrische oder galvanische Batterien. Besser könnte man sie Organismen heißen, oder doch denselben vergleichen. Die militärischen Batterien wirken ja nur, so oft sie mit Pulver und Kugeln geladen und dann abgebrannt werden, also mittelst unausgesetzter äußerer Einwirkung. Die elektrischen Batterien, wenigstens die jezt zum Zweck der Telegraphie üblichen sogenannten constanten, haben eine mehrere Monate dauernde Wirksamkeit, ohne alle äußere Einwirkung, einen sich selbst erzeugenden Zündstoff, und damit ein inneres, dem Organischen verwandtes Leben und eine längere Dauer desselben, als viele niedern Thiere.

Noch mehr tritt diese Aehnlichkeit der elektrischen Batterie mit lebendigen Wesen hervor, wenn man ihre Bestandtheile betrachtet. Das Weientliche bei derselben ist die Annäherung und Entgegensetzung zweier fester einfacher Stoffe, zweier Metalle, oder eines Metalls und der Kohle, ferner die Vermittlung und Verbindung dieser Gegensätze durch eine ätzende Flüssigkeit, endlich die vollständige Abschließung und Abgrenzung dieser Gegensätze durch nicht leitende Stoffe, durch Harz, Gläser. Aber auch aller Thiere Leben ist bedingt durch diese drei Momente, durch die zwei entgegengesezten Kräfte des Gehirns und der vegetativen Organe, der Nerven und der Muskeln, durch den Umlauf von Säften, welche den Gegensatz vermitteln, und durch strenge Abgrenzung des Körpers von der umgebenden Welt mittelst der Haut. Aus der verlezten Haut eines Thiers strömt sein Leben, sein Blut aus, wie aus einer galvanischen Batterie ohne Isolirung die elektrische Kraft.

Betrachtet man ein unmagnetisches Eisen, das in zahllosen Windungen von einem Kupferdraht umschlungen ist und durch diesen Draht, so wie ihn der galvanische Strom durchzieht, augenblicklich magnetisch gemacht wird, so wird man durch diesen sogenannten Multiplikationsapparat an die Nervengeflechte erinnert, welche die Lebenskraft leiten und durch ihre vielfachen Berührungen die Muskeln des ganzen Körpers beleben und bewegen. Noch mehr tritt diese Aehnlichkeit hervor, wenn man die Kraft selbst in's Auge faßt, welche in der Batterie als ihrem Körper wohnt. — Man nennt diese Kraft bald eine elektrische, bald eine galvanische oder magnetische; besser nennte man sie den Erdgeist, der allüberall vorhanden, hervortritt, sobald man ihm einen angemessenen Organismus als Werkzeug oder Hülle bereitet. Die schon jezt bekannten Wirkungen dieser Kraft in einem offenbar noch unvollkommenen Organismus sind so außerordentlich, so abweichend von dem, was man sonst in der leblosen Natur wahrnimmt, daß man angemessene Vergleichungspunkte dafür nur in den psychischen Aeußerungen belebter Wesen wieder findet. Der durch eine galvanische Batterie erzeugte Strom wirkt trennend, zersetzend auf die Körper, welche in seinen Bereich gebracht werden, in einer Weise, wie man es sonst weder auf mechanische noch auf chemische Weise zu erreichen vermag; er zerlegt Körper, welche man früher als einfache betrachten mußte, wie das Wasser, die Erden, in ihre Urbestandtheile. Der elektrische Strom zeigt somit hier eine Kraft der Scheidung, wie sie bisher nur dem urtheilenden, abstrahirenden Verstand des Menschen beigelegt wurde. Dieser Strom hat aber auch eine Kraft anzuziehen und abzustoßen, die nur zu vergleichen ist mit den Aeußerungen der Liebe und des Hasses lebendiger Wesen, und die Schnelligkeit, mit der die elektrischen Ströme über alle Theile des Apparats sich fortpflanzen, eine Schnelligkeit, die, so weit sie überhaupt meßbar seyn sollte, die des Lichts bedeutend übertrifft, hat ihres Gleichen nur im Flug der Gedanken, in der unmeßbaren Schnelligkeit, mit welcher der menschliche Geist den Leib beherrscht und mit seinem Willen die Bewegungen seiner Glieder bestimmt.

Höchst wahrscheinlich ist aber der Apparat, mit dem man bisher in diesen Batterien dem Erdgeist eine Heimath zu bereiten unternommen hat, noch höchst unvollkommen; insbesondere ist die Ausgleichung und Vermittlung der Gegensätze noch ganz ungenügend. Während die einfachsten lebenden Wesen die Einheit vieler Glieder darstellen, hat man bei den Batterien nur den ersten Anfang der Vielheit, eine Zweiheit herzustellen gewußt, und vielleicht wäre schon ein ganz anderes Resultat zu erreichen, wenn man drei Stoffe auf einander wirken lassen könnte. Schon dann wären wohl ganz andere Manifestationen des Erdgeistes zu erwarten, als die, welche sich auf Funkensprühen, Bewegen und Klopfen beschränken.

Die Forscher einer frühern Zeit behaupteten, der Mensch könne auf künstliche Weise Organismen fertigen, die alle Handlungen eines lebenden Wesens verrichten, gehen, arbeiten und sprechen können, nur der Freiheit des Willens entbehrend dem Menschen unbedingt gehorchen müssen. Es liegt in diesem lang genährten Glauben einer alten Zeit vielleicht ein prophetisches Vorgefühl von dem, was der Mensch noch mit Hülfe dieser Erdkraft zu erreichen vermag, und diese alte Vorstellung läßt ahnen, wie weit noch das bisher durch die elektrischen Batterien Erreichte vom Erreichbaren absteht. Es ist häufig und liegt in der Natur der Dinge, daß der menschliche Geist das von ihm zu erringende Ziel am Anfang, ehe er mit der Ausführung begonnen, klarer erkannt hat, als wenn er einmal mit den Schwierigkeiten der Ausführung bekannt geworden

und durch viele mißlungene Versuche erkaltet, ermüdet ist.

Die elektrischen Telegraphen sind galvanische Batterien, welche mit ihren Leitungsdrähten sich auf große Entfernungen ausdehnen. Richtiger könnte man sie Organismen heißen, die mit ihrem Leib bereits einen großen Theil der kultivirten Welt umspannen. Man nennt die Lokomotiven häufig Dampfrosse, Funken sprühende, schnaubende Ungeheuer; ebenso gut kann man den elektrischen Telegraphen eine Riesenschlange nennen, die scheinbar ruhig, leblos, sich mit ihrem Leib über weite Länder ausgestreckt hat, aber durch plötzliches, mit unmeßbarer Schnelligkeit sich fortpflanzendes Zucken der Glieder zur Verbreitung der Gedanken der Menschen dient, und durch jähes Ausströmen erschütternder Blitze den unvorsichtig sich nähernden ihre geheime Lebenskraft fühlen läßt.

Am Anfang und am Ende der elektrischen Leitung, also an der Station, wo die Nachricht aufgegeben wird, sowie an der entfernten, wo sie eintrifft, sind die Leitungsdrähte tief in den Erdboden, meistens in Brunnen eingesenkt. Mittelst dieser Versenkung in die Erde geht der Strom der Elektricität, welcher über der Erde oder an derselben mittelst der Leitungsdrähte sich fortpflanzt, auf eine von der Wissenschaft noch nicht erklärte und von den Gelehrten verschieden gedeutete Weise, in der Tiefe, ohne weitere künstliche Leitung zu seinem Ursprung zurück. Durch diese von unbekannten Kräften der Erde geleistete unerwartete Hülfe reicht man mit der Hälfte der Leitungsdrähte, welche sonst nöthig gewesen wären, und so auch mit der Hälfte der Kosten und mit der Hälfte der bei allen künstlichen Leitungen zu bekämpfenden Schwierigkeiten. Dadurch vorzüglich wurde es möglich, diese großartige Einrichtung so rasch, so leicht und sicher über weite Länderstrecken auszudehnen. Die Drähte, welche wir bei einem, wie gewöhnlich, außer der Erde liegenden Telegraphen aufgespannt sehen, bilden daher nur den obersten Theil oder den Rücken des zur Fernschreibekunst dienenden Riesenthiers; seine größere, ausgedehntere Hälfte ist unter der Erde. Der elektrische Telegraph ist daher ein Wesen, ein Thier, das halb Menschenhände gebaut, halb die Kräfte der Unterwelt, das seine Nahrung erhält zum Theil vom Licht des Tages, zum Theil aus der Tiefe der Nacht. Er ist ein Wunderwerk, das, nachdem der Mensch es halb fertig gebracht, unsichtbare Kräfte auf unerklärte Weise vollendet haben. — Durch diese bei Errichtung des erstaunlichsten Werks der neuern Zeit unerwartet gewordene Hülfe erhält der Mensch ein Zeichen, einen Wink, welche mächtige Unterstützung aus unbekannten, bis jetzt unzugänglichen Regionen er bei künftigen Unternehmungen von den lebendigen Kräften der Erde zu erwarten haben mag, wenn er diesen auf gehörige Weise beizukommen versteht. Der Mensch erkennt hier deutlich, wie bereitwillig der Erdgeist ist, ihm zu dienen, wenn man seine Hülfe ernstlich in Anspruch nimmt, und wie dünn die Decke, wie schmal die Grenze ist, welche die Kräfte der Menschenwelt von den unbekannten der Tiefe trennen.

Mit den Zeichen, welche bisher durch den Telegraphen mitzutheilen gelungen ist, hat der menschliche Geist in rascher Reihenfolge dieselben Entwicklungsstufen zurückgelegt, die das Menschengeschlecht in Jahrtausenden von seiner Urzeit bis zur Erfindung der Buchstabenschrift durchlaufen. Wie die Urvölker Egyptens und Amerikas mit der Bilderschrift begannen, wie dann die Menschheit zur Wortschrift überging, an welcher die Chinesen noch jetzt festhalten, hierauf zur Sylbenschrift gelangte, welcher manche orientalische Sprachen sich bedienten, und welche die Araber mit ihrer vokallosen Consonantenschrift theilweise noch heute anwenden, und wie dann erst der fortschreitende Erfindungsgeist zur reinen Buchstabenschrift gelangte: so ging man auch mit der fortschreitenden Kunst der Zeichengebung von der Satztelegraphie zur Wort-, Sylben- und Buchstabentelegraphie über, und behielt die unvollkommenen, einfachen Arten derselben nur noch für einzelne untergeordnete Zwecke bei, namentlich beim Eisenbahndienst, um einzelne, sich oft wiederholende Nachrichten mitzutheilen.

Auch bei der Art der Mittheilung bemerkt man einen Entwicklungsgang, welcher Aehnlichkeit hat mit dem, den die Menschheit überhaupt eingeschlagen. Man unterscheidet Zeichen- und Schreibapparate. Bei den erstern werden durch den Apparat die zur Bildung der Worte bestimmten Buchstaben einer nach dem andern dem entfernten Beobachter vor die Augen gestellt, welcher sie aufschreibt und die Schrift daraus zusammensetzt. Diese Apparate setzen beständige Aufmerksamkeit von Seiten des Beobachters voraus. Die Richtigkeit der Mittheilung leidet, wenn dabei auch nur das Geringste versäumt wird, und die Nachricht geht ganz verloren, wenn gerade kein Beobachter anwesend oder vom Schlaf betäubt ist. Bei diesen Apparaten sind daher Einrichtungen, um die Beobachter aufmerksam zu machen oder zu wecken, namentlich Glocken, unentbehrlich. Diese Art der Mittheilung durch Zeichenapparate hat nun Aehnlichkeit mit der Art des Briefschreibens, welche in wenig kultivirten Ländern üblich ist, wo die meisten, des Schreibens und Lesens unkundig, sich an Leute wenden, welche aus dem Briefschreiben ein Gewerbe machen, oder an die Schriftkundigen, welche aus Gefälligkeit in außerordentlichen Fällen die Mittheilungen besorgen, an Gelehrte, Geistliche, wobei aber die Besteller ganz von der Gefälligkeit, Aufmerksamkeit und Wahrheitsliebe dieser Besorger abhängen, und bei aller Sorgfalt und Wahrheitsliebe derselben dennoch oft Mißverständnissen ausgesetzt sind.

Die zweite Art der Telegraphen sind die Schreibtelegraphen, die, vom Amerikaner Morse erfunden, immer mehr in Aufnahme gekommen sind und die langsam

arbeitenden, unzuverläßigen Zeichenapparate mehr und mehr verdrängen. Bei diesen Schreibtelegraphen werden die Zeichen, welche die Mittheilung enthalten, ganz unabhängig von der Aufmerksamkeit des Beobachters, blos nach der Bestimmung des Mittheilers, mittelst der elektrischen Kraft des Apparats durch einen Stift in einen Papierstreifen eingedrückt. Hier ist ein angebrachtes Lärminstrument nur nöthig, um den Beobachter aufmerksam zu machen, daß überhaupt eine Nachricht angekommen ist, nicht um ihn zu veranlassen, die sich schnell ablösenden Zeichen des Telegraphen niederzuschreiben. Diese Morse'schen Drucktelegraphen entsprechen daher der in kultivirteren Ländern üblichen Mittheilung, wobei auch der weniger Gebildete nicht von der Gefälligkeit und Aufmerksamkeit weniger Schriftkundigen abhängig ist, sondern seinen Brief selbst schreibt, oder durch ihm zunächst stehende Bekannte schreiben läßt.

Dagegen leiden auch diese verbesserten Schreibapparate immer noch an der großen Unvollkommenheit, daß ihre Zeichen, auf dem Unterschied längerer und kürzerer Eindrücke und der Zahl derselben beruhend, eine Geheimschrift bilden, weßhalb man, wenn gleich alles ganz unabhängig von der Aufmerksamkeit des Beamten auf der entfernten Station sich niederschreibt, doch wieder von der sorgfältigen, getreuen Ueberlieferung desselben abhängig ist. — Auch leidet eine Schrift, welche bloß auf der Zahl und Größe der Eindrücke beruht und anderer Unterschiede entbehrt, an einer einseitigen Einfachheit. Es wird aber von verschiedenen Seiten an der weiteren Ausbildung des Morse'schen Apparats gearbeitet. Besonders sind schon verschiedene, im Kleinen zum Theil gelungene Versuche gemacht worden, die Geheimschrift des Drucktelegraphen in eine gemeinverständliche umzuwandeln, und daher den Betheiligten in den Stand zu setzen, die Nachrichten seines entfernten Freundes auf dem Büreau selbst zu lesen, oder ohne die Auslegung des Telegraphisten in Empfang zu nehmen. — Es erscheint dann auch nicht als unmöglich, sogleich mehrere Abdrücke der Mittheilung zu erhalten und auf diese Weise die Telegraphen als Druckanstalten zu benutzen, welche ohne Vermittlung der gewöhnlichen Druckereien wichtige allgemeine Nachrichten verbreiten.

So sind denn bis jezt die Mittheilungen auch durch den besten Apparat noch vielfach mangelhaft und für viele Bedürfnisse nicht hinreichend. Wenn der Mensch seine Gedanken nur verbreiten kann mittelst zweier ihm fremden Dolmetscher, wenn ihm der Kostspieligkeit wegen jedes Wort von der Anstalt vorgerechnet wird, so ist er auf die allgemeinsten Nachrichten beschränkt, so ist ihm noch versagt die geheimsten, tiefsten Gedanken dem entfernten Freund mitzutheilen, wie sie mit dem lebendigen Wort oder in einem ausführlichen vertrauten Brief ausgesprochen werden können; er ist noch auf den Lapidarstyl beschränkt, in dem die Menschheit am Anfang der Geschichte sich ausdrückte und in dem Ungebildete noch jezt ihre Briefe abfassen.

Betrachtet man endlich die Art, wie die Telegraphen die ihnen überlieferten Nachrichten zusenden, durch Klopfen, Stoßen, Hämmern, Läuten, so wird man an die unvollkommene Sprache erinnert, deren sich Gefangene bedienen, die durch Wände getrennt sind, oder Freunde in einer Gesellschaft, in der sie am Sprechen gehindert sind, oder an die klopfenden Töne, mit denen die Besucher vor dem Eintritt in die Wohnung ihre Ankunft anzeigen, in England oft sogar den Stand des Besuchers und die Absicht desselben andeuten.

Es ist wahrscheinlich, daß der Erdgeist im Verlauf der Zeit, wenn die jezigen Erfindungen in der Telegraphie hinreichend entwickelt und benuzt sind, noch auf ganz andere Weise zu Mittheilungen dienstbar seyn wird, als durch solche Mittel, die der Mensch bis jezt nur als die unvollkommensten kannte oder nur als Vorzeichen besserer betrachtete, daß er, gehörig citirt, nicht bloß auf so geistlose, leblose und unheimliche Weise, gegen welche die Sprache des unglücklichsten Stotterers noch fließend und lebendig erscheint, Botendienste verrichten, sondern auf weite Entfernung, ohne Vermittlung Fremder den Gedanken den freien Ausdruck geben wird.

Es ist zu jeder Zeit gestattet und angemessen, bei einer noch in der Entwicklung begriffenen Erscheinung Anfang, Ziel und Stand in der Gegenwart zu betrachten, sich zu freuen über das Errungene und zum Angriff der noch ungelösten Aufgaben zu ermuthigen. Aber bei allen Schöpfungen des Geistes, welche bestimmt sind, großen Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit zu üben, ist es natürlich, ja nothwendig, daß die Menge die weitere Vervollkommnung derselben nicht ausschließlich dem Fleiß und der Anstrengung der wenigen dazu berufenen Künstler und Forscher überläßt, nicht bloß gedankenlos ihre Erfolge anstaunt und benuzt, sondern in ihrer Weise die Gedanken der berufenen Meister begleitet, in ihre Vorstellungsweise überträgt und als Gemeingut Aller behandelt.

Im December.

1.

Todt ist das tolle Paris, zerronnen der Strudel des Lebens,
Unumschränket regiert wieder die schweigende Nacht.
Alle Straßen sind leer, durchschleicht auf verspäteter Heimkehr
Noch ein munterer Freund langer Gespräche sie auch.
Nicht wie im Fasching ertönt von weitem das lustige Chorlied,
Stillerem, ernsterem Thun ist der December geweiht.
Die noch jüngst in der Nacht so lärmend erklungen, der Freiheit
Hymne, sie ist verstummt, ist ein verpönter Gesang.
Auch die Pfiffe, die fern hingellenden Räubersignale,
Die in früherer Zeit öfter mich bange gemacht,
Hör' ich schon lange nicht mehr; Paris ist sicher geworden,
Und nur die Runde durchzieht schützend die schlummernde Stadt.

2.

Leise, mit einem mal, fällt in die schaurige Stille
Eine Stimme, so frisch, wie auf den Blumen der Thau;
Leise klinget sie wohl, doch nicht von den hohen Gestirnen,
Die aus dem Wolkengewühl lugen, mit zitterndem Glanz,
Wo die Cachucha florirt, da schicket sich Sphärenmusik nicht,
Und wie die Thiere der Fluth schweiget das himmlische Heer.
Eine gütige Fee birgt in dem Dunkel vielleicht sich?
Ach, in Lutetia gibt's gütige Feen nicht mehr.
Nein, es ist irdischer Klang, ein Echo der menschlichen Seele,
Und den wonnigen Ton hat nicht der Aether entsandt.

3.

Dicht dort unter dem Dach, in dem siebenten oder dem neunten
Stockwerk, seh' ich ein Licht, seh' ich ein schüchternes Licht!
Dort ist Leben, dort schlägt ein Herz; von jener Mansarde
Kommt mir der trauliche Ton zu in der einsamen Nacht.
Wer ist die Sängerin wohl? Ist es eine wackere Tochter,
Die sich der Mutter Brod wachend und singend ernährt?
Ist es mutterseelenallein ein betrogenes Mädchen,
Das sich die traurige Zeit nachtigallartig vertreibt?
Ist es ein fröhliches Kind, das allein bei ihrem Geliebten
Mit melodischem Spiel herzet den heimlichen Freund?
Ich getraue mir nicht zu entscheiden die heikliche Frage,
Uebereilet erscheint jegliche Lösung mir hier,
Und es liegt mir im sinnenden Geist wie ein Räthsel; der Räthsel
Stadt ist Paris ja und ist selber ein Räthsel der Welt.
Ward es geschaffen zum Heil der Menschen, ward es zu ihrer
Strafe geschaffen? Das weiß, der es geschaffen, allein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Die geistige Strömung. — Städtisches.

Mir fällt zufällig ein Artikel in einer unserer Zeitungen in's Auge; er fängt an: „Der hiesige katholische Sankt Vincenz-Verein hielt am Mittwoch Abend um acht Uhr seine Generalversammlung im Lokale des etwa seit einem Monat in's Leben gerufenen Gesellenhauses ab, und verband mit diesem Actus zugleich das Stiftungsfest des Vereins. Das Lokal, so wie das Bildniß des heiligen Vincenz war mit Blumen, Guirlanden und Fähnchen von verschiedener Farbe festlich geschmückt. Nachdem u. s. w. — verlas der Vorsitzende des Vereins, Se. Durchlaucht der Fürst Radziwill, eine auf das Fest bezügliche Abhandlung, in welcher derselbe am Schlusse auf das Klosterleben hinwies und den frommen Wandel der Mönche und Nonnen hervorhob u. s. w." Der Artikel ist kein Inserat, sondern steht unter der wöchentlichen Uebersicht. Vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren würde man seinen Augen nicht getraut, man würde einen Anachronismus, einen Zeitungspuff vermuthet haben, wenn man eine solche Relation in fast officieller Weise in einer Zeitung des protestantischen, rationalistischen, deistischen, einige wollen atheistischen Berlin gefunden hätte. Aber man wurde toleranter, selbst gegen den Jesuitismus, in der Stadt, deren erste Geister einst Jesuitenriecher waren oder seyn mußten. Wäre es ein Zeichen der Toleranz, oder der Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse, so würde man den Artikel mit Freuden begrüßen; aber da wir nichts von Toleranz in der Art wissen, noch weniger von Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse, da die Erlasse des Oberkirchenraths Anfangs zwar davon in Kenntniß setzten, daß man die Jesuitenmissionen zugelassen, in Erwartung, daß die wahren Protestanten sich dadurch angeregt fühlen würden, kräftig für ihre Confession in die Schranken zu treten und die wankenden Gemüther festzuhalten, nachher aber doch eine Restrictivmaßregel gegen die Missionen eintrat, so gab und gibt jener Artikel denn doch manches zu denken. Die Stellung wird noch merkwürdiger, wenn man weiß, daß in unserer Kammer die Rechte wie die Linke, ja die Regierung selbst nur dann auf einen Sieg rechnen können, wenn die katholische Partei für sie stimmt. Es ist dieß so dem ganzen Wesen und Seyn des preußischen Staats widersprechend, daß man auf eine totale Umänderung unseres Organismus und Blutlaufs, auf eine innere Revolution schließen möchte, gegen welche jene des März ein unbedeutendes Ereigniß war. Wenn man an die letzten Lebensjahre Friedrich Wilhelms III. denkt und seinen Kampf mit der römischen Curie, und diese Zustände mit den heutigen vergleicht, mit den Forderungen der katholischen Partei, die zum Theil auch von Protestanten unterstützt werden, so muß es auch den Stumpfsinnigsten durchzucken, wie alles, was war, aus seinen Fugen gerückt ist. Wer sagt, was unser vielfach zerklüftetes Volk dazu denkt? Es denkt eben nicht viel, weil das zu viele und weite Vorausdenken ihm Unbequemlichkeiten verursacht hat; das ist richtig, allein eine norddeutsche Natur kommt doch auf die Länge nicht ohne Denken aus. Wenn es plötzlich durch äußere Anstöße aus dieser langen Apathie erwachte, müßten seltsame Erscheinungen zu Tage kommen. Im Ganzen darf man annehmen, daß in den Provinzen, auf dem Lande, der altpreußische protestantische Geist noch am lebendigsten ist; in den größern Städten ist es zweifelhafter. Die einen sehen den großen confessionellen Kampf vor der Schwelle stehen, einen neuen dreißigjährigen Krieg, und erklären, daß aller politische Meinungsunterschied als eine geringfügige Frage dagegen zurückstehen müsse, wogegen andere jede selbstständige Lebensäußerung, also auch die der Lichtfreunde, bewillkommen und begrüßen als ein Mittel, die allgemeine Stagnation zu unterbrechen. Aber nirgends Exaltation, nirgends Feuer, höchstens daß der alte Veteran im Kampfe für Friedericianische Glaubensfreiheit, der Oberst Fr. v. Bülow, zuweilen sein Hannibal ante portas! in die Zeitungen schreit. Aber man liest auch das, wie irgend ein Inserat von einem wirklichen und letzten Ausverkauf und legt das Blatt weg.

Mit unendlich vergnügtem Gesichte sieht man jetzt auf den Straßen Berlins eine bekannte Persönlichkeit, den Professor und Geheimerath Stahl. In seinen Augen leuchtet die Siegesfreude; mit vollem Recht, er hat ja den alten preußischen Staat besiegt, er existirt nicht mehr, seit die letzte conservative Partei, welche die Fahne dafür aufsteckte, keine lauten Anhänger fand. Denn daß im Stillen ihrer noch Millionen sind, welche sich zur Doctrin des Herrn v. Bethmann-Hollweg bekennen würden, wenn es vortheilhaft und klug wäre, will nichts bedeuten. Sie haben nicht den Muth oder fühlen sich nicht berufen ihre Ueberzeugung auszusprechen; eine solche schwachherzige Ueberzeugung in der Brust hilft und gilt aber nichts, und die Doctrin des Herrn Stahl hat politisch effectiv gesiegt. Ob dieß aber auch wissenschaftlich der Fall seyn wird, wie er in seiner vielbesprochenen Universitätsrede gesagt, ist eine andere Frage. Ob er der prometheische Gigant ist, welcher den Wissenschaften einen neuen Weg anweisen wird, ist fraglich. Wir mögen eine christliche Philosophie, Aesthetik

Geschichte, Chemie, Botanik, Astrologie und Geographie erhalten, wie wir alle diese Dinge einmal leider nach Hegelschem Zuschnitt hatten, oder bekommen sollten. Die Sache dauerte aber nicht lange; die Sehne riß, ehe noch alle Pfeile verschossen waren. So wird es auch hier gehen. Die deutsche Gelehrtenrepublik ist so stabilirt wie irgend eine Dynastie in Deutschland. Sie ist aus dem Zwiespalt der deutschen Nation hervorgegangen, und wird mit ihr bestehen bis zu ihrem Ende. Ihre Glieder gehorchen weder der Majorität, noch der Autorität, zuweilen der Inspiration, zuweilen dem Eigensinn. Ihre Schulen lassen sich verbieten, nicht zerstören. Uebrigens hat sich auch diese Republik in den allerletzten Zeitkämpfen vielfältig versündigt, indem sie, um der Ruhe des Augenblicks willen, ihren alten Charakter verläugnete und sich, ihrer Ueberzeugung entgegen, vor der Revolution niederwarf. Eine kleine Züchtigung ist ihr daher zu gönnen. — Wie man, und ob man überhaupt das alte Palladium des deutschen Geistes, die Universitäten, angreifen wird, ist noch nicht recht klar. Man scheut doch auch den Vergleich mit dem Radikalismus, der in allen Perioden seiner Exaltation gegen diese aristokratischen Kolosse des Mittelalters seine Krallen ausstreckte. Die Angriffe sind bisher, von welcher Seite sie auch kamen, noch immer ziemlich mißglückt; ihre Spitzen und Ecken sind abgestumpft, der Pyramidalbau steht aber unangetastet, und hat, in wie vielen Fällen, so nachhaltig für die Macht des Bestehenden gewirkt! Ist doch auch Stahl das Produkt der wunderbar und unberechenbar quellenden Kraft aus diesem Bau, dessen Fundament der deutsche Felsboden ist. — Gegen die Freimaurer einzuschreiten, hält man bei uns für überflüssig. Es sind ja nur wohlthätige Zweckessen. Mit welchen ängstlichen Augen man aber schon längst auch diesen Orden betrachtet, erfahren wir jezt aus von der Marwitz's Memoiren.

Weitauf öffnen sich die Schleusen, um das materielle Wohl einzulassen. Spitäler stiften, Kranke pflegen, Frierende wärmen, Hungrigen Suppe kochen, niemand wird etwas dagegen einwenden, auch wenn die Ritterorden, Diakonissinnen u. s. w. ihm nicht zusagen, wenn nur nicht das beschauliche Leben, das wieder erweckt werden soll, eine doppelte Richtung hätte! So arg ist nun einmal die Welt geworden, daß die sich ihm widmen, immer vor ihr verdächtigt erscheinen, als hätten sie, ehe sie daran gingen, sich das draußen beschaut und gefunden, daß es klug und rathsam sey, an das sich selbst beschauen zu gehen. Vielen Müden, Zerrissenen, Enttäuschten ist es allerdings Gewissensdrang nach solchen Katastrophen; aber die große Mehrzahl entgeht nicht dem Verdacht des Pharisäerthums. Ein neues Armengesetz ist im Werke und wird der Legislatur vorgelegt werden. Schon vor Jahren tasteten einige Stimmen darauf hin, daß man die Armenpflege wieder, wie im Mittelalter, der Kirche überlassen solle. Für Berlin würde das ungefähr so viel heißen, als daß Magistrat und Gemeinderath etwas über die Hälfte ihres Budgets dem Consistorium und den Parochialgeistlichen überließen, um die Armen damit zu pflegen. Wenn sie es prästiren wollten, ich glaube Magistrat und Stadt wären am Ende damit zufrieden, die zur Herrschaft gelangte Partei aber schwerlich. Wie unter der Hand verlautet, will aber das neue Gesetz durchaus nicht samaritanisch zu Werke gehen. Es will nicht streicheln, sondern scharf anfassen, die Sippschaften zur Arbeitgebung und Verpflegung zwingen, es will beaufsichtigen und ausweisen.

Die alte Gewerbefreiheit steht wieder auf dem Punkte, über die neue Zunftordnung den Sieg davon zu tragen. Aber die Industrie ist zu mächtig geworden und die Unterbindung der kleinen Adern bringt den ganzen Blutlauf in's Stocken. Der Gewerberath ist fast zur Nichtigkeit zurückgesunken, und zahllose Streitigkeiten ermüden und necken mehr, als daß sie die Aufmerksamkeit erregen. Was soll auch eine Rückkehr zum Zunftwesen, unbeschadet aller seiner Vorzüge, und wenn man auch zu schnell zum andern Extrem übergesprungen, in einer Zeit, wo die Materie so mächtig geworden, daß das Freihandelssystem eiserne Bande von Jahrhunderten sprengt, die Muthlosen muthig macht, in England ein Ministerium und mit ihm ein System stürzt, und in Frankreich vielleicht unter dem Absolutismus die größte Revolution in's Werk sezt, die je dieses Land erschüttert hat!

Berlin wird nun wirklich eine große Wasserspeisungsanstalt erhalten, die nicht allein fünf kolossale Springbrunnen auf den Hauptplätzen springen lassen, den trägen Abfluß der Rinnsteine in Schuß bringen, sondern auch alle Häuser bis in die obersten Stockwerke mit Wasch- und vielleicht auch mit Kochwasser versehen wird, insofern nämlich die Berliner ihre Spree genug würdigen, um ihre Suppen damit kochen zu wollen. Die Stadt hatte den längst angeregten Plan nicht gerade von der Hand gewiesen, aber so viele und zum Theil gegründete Bedenken dagegen gefunden, daß es zweifelhaft war, ob, was vielen eine Nothwendigkeit, andern nur eine Spielerei des Luxus dünkt, in einem Menschenalter zur Ausführung gekommen wäre. Ein hoher Wunsch blieb aber diesen Bedenken gegenüber unerschüttert, und es hat nun der Polizeipräsident die Sache in die Hand genommen und einer Compagnie Engländer die Ausführung unter gewissen Bedingungen überlassen, die man für vortheilhaft hält. Es ist darin ein verlezter Ehrenpunkt für das städtische Gemeinwesen, aber worüber geht man nicht hinweg der Ruhe und des Friedens wegen! Die Aussicht, ohne Geld von Schmutz und Staub befreit zu werden, hat denn auch ihr Lockendes, um so mehr als der gewöhnliche Calcul nicht absieht, wie die Compagnie durch den Verkauf des Wassers für die Privathäuser zu Zinsen, Dividenden, oder gar zu ihrem Capital gelangen soll. — Eine große Steigerung der Miethpreise ist eingetreten in Folge des Mangels an gewissen Mittelwohnungen; auch ist es wohl Seitens der Wirthe ein Zusammenscharren des Hamsters für die schlimme drohende Zeit der neuen Grundsteuer. Der Häuserpreis ist aber, merkwürdigerweise, dadurch nicht gestiegen.

Nie hatten wir schönere Weihnachten, aber die Verkäufer klagen. Für die Theater ist keine neue Aera eingetreten, es wäre denn, daß man seit Weihnachten Kinderschauspiele im königlichen Theater aufführt, oder daß der Mohr oder Mulatte Ira Aldridge hier das Publikum in Erstaunen sezt. Ueber beides ein andermal. — Die wissenschaftlichen Vorlesungen werden auch in diesem Jahr in der Singakademie noch einmal stattfinden, obgleich

ihr Publikum sich verkleinert hat. Die kirchlich wissenschaftlichen Vorlesungen sind gefährliche Concurrenten, nicht sowohl ihres Inhalts wegen, als weil auch die Mode auf die Protektion horcht. So lange ein glänzender Hof an jedem Sonnabend in der Singakademie sich zeigte, waren die Plätze bis oben gefüllt. — In der schönen Literatur ist es still. Adolph Stahr hält hier seine Wintersaison. Wir freuen uns, daß troß der itinerarisch literarischen Sündfluth über Italien sein treffliches Werk darüber selbst in diesen bewegten Jahren im deutschen Publikum so angeklungen, daß eine zweite Auflage, ein seltener Fall bei der Masse italienischer Reisen, nöthig geworden und eben erschienen ist. — Aufmerksam möchte ich Sie noch auf Mügge's Taschenbuch machen, das unter dem wenig versprechenden Titel Vielliebchen weit mehr gibt, als der tändelnde Name erwarten läßt. Es sind zwei Erzählungen darin: „Vor fünfzig Jahren," und „Aus dem Tagebuch einer Dame von Stande," die nichts weniger als tändeln, sondern allerdings in leichter, fließender Erzählungsweise, sehr ernste Gegenstände aus unserer Vergangenheit und Gegenwart behandeln. Namentlich ist die leztere Erzählung das Spiegelbild von Zuständen in unserer nächsten Nähe, wahr, unterhaltend und erschütternd, nur daß in Wirklichkeit die Nemesis in der Regel länger auf sich warten läßt, als der Dichter, der sein Buch schließen muß, abwarten kann.

London, Januar.

Die Literatursteuer.

Was in alten Zeiten unter mens sana in corpore sano verstanden wurde, stellt sich zu unserer Zeit als Reinheit der Seele und Reinlichkeit des Körpers heraus. Wenigstens geht in England das Streben aller Philanthropen dahin, Geist und Körper durch Reinheit und Reinlichkeit gesund zu erhalten. Aber himmelweit verschieden sind die Mittel, welche im Alterthum zur Erzielung dieses Resultats angewandt wurden, von denjenigen, welche die englischen Philanthropen als vorzugsweise zweckdienlich anpreisen und in allgemeine Anwendung zu bringen suchen. Statt gymnastischer Leibes- und dialektischer Geistesübungen stoßen wir in moderner Zeit auf zwei ganz moderne Spezifica, unbekannt im Alterthum und ganz und gar Produkte der modernen Industrie; wir meinen die Seife und die Druckerschwärze. Was die Seife für den Körper, das ist die Druckerschwärze für den Geist, in so fern die leztere uns die Mittel an die Hand gibt, durch moralische Abhandlungen und sonstige Traktate die Reinheit der Seele auf die mannigfaltigste Weise herzustellen. Das Gedeihen des Geistes und des Körpers auf solche Weise zu befördern, Körper und Geist rein zu waschen, dieß ist, wie gesagt, ein Hauptgegenstand der Bestrebungen der philanthropischen Engländer, und sie sind daher ernstlich bedacht, Seife und Druckpapier allen Klassen der Gesellschaft zugänglich zu machen. Was nun aber dem allgemeinen Gebrauche der Seife und der allgemeinen Verbreitung von moralischen Schriften am meisten im Wege steht, das ist die starke Steuer, welche auf Seife und Papier lastet, und um dieser unmoralischen Steuer entgegen zu steuern, hat sich in den lezten Jahren ein Comité gebildet, das regelmäßige Zusammenkünfte hält und aus den vornehmsten Verlegern und Autoren Englands besteht.

Die Seifensteuer lassen wir hier bei Seite, um uns desto ausführlicher mit der Papiersteuer zu beschäftigen, welche mit Recht als eine Steuer auf die Literatur betrachtet werden kann. Nur so viel müssen wir in Betreff der Seife bemerken, daß in diesem Kohlenlande der Kohlendampf, der sich auf der Haut lagert, allen Waschungen mit reinem Wasser widersteht und die Seife daher unentbehrlich macht. Eine Steuer auf die Seife fällt daher zunächst auf die Haut zurück, die am meisten von derselben zu dulden hat.

Was nun die Papiersteuer betrifft, so wird dieselbe von den Engländern mit dem treffenden Namen: taxes on knowledge bezeichnet, indem keine andere Steuer so sehr der Verbreitung von nützlichen und gemeinnützigen Kenntnissen im Wege steht. Diese Steuer ist aber zweifacher Art. Erstens haben wir die Steuer, welche auf dem Papier als solchem lastet, bevor es unter die Presse kommt, und diese ist sehr bedeutend. Dazu kommen dann die Stempelgebühren, welche auf den »news papers« lasten, da jedes Exemplar eines news paper mit einem Pennystempel versehen seyn muß, bevor es in Cirkulation gesezt werden darf. Wir haben absichtlich das englische Wort »news paper« beibehalten, weil man bei uns irrthümlicher Weise unter dieser Benennung die politischen Blätter allein zu begreifen pflegt. Träfe diese Steuer die Politik allein, so möchte der Schaden nicht so groß seyn. Aber unter news paper versteht man in England jedes periodische Blatt, welches news (Neuigkeiten) bringt, von welcher Art dieselben auch immer seyn mögen. Die Assisenverhandlungen, Unglücksfälle, Verbrechen sind eben so gut Neuigkeiten als neue wissenschaftliche Entdeckungen, Erfindungen, Berichte über neue chemische Processe, neue Krankheitsfälle u. s. w. Jedes Faktum, das sich im Laufe des Tages, der Woche oder des Monats zugetragen hat, kann als »news,« als Neuigkeit betrachtet werden, und jedes Blatt, welches in periodischem Erscheinen Rechenschaft über geschichtliche, naturhistorische Fakta abstattet, kann daher unter die Kategorie der news papers gebracht und zur Zahlung der Stempelgebühren angehalten werden. So lange ich mich auf Abstraktionen beschränke und das einzelne Faktum in Zusammenhang mit allgemeinen Sätzen bringe, entgehe ich der Steuer; sobald ich auf das einzelne Faktum selbst eingehe und dasselbe als eine Neuigkeit berichte, verfalle ich der allgemeinen Abgabe, die auf allen news papers ruht. Die laufenden Ereignisse, und wären es auch bloß Ernteberichte oder Ueberschwemmungen, sind steuerpflichtig; sobald aber das laufende Ereigniß, seines prosaischen Charakters beraubt, in eine abstrakte oder poetische Form eingekleidet wird, passirt es stempelfrei. Jede Verunstaltung der ursprünglichen Thatsache hat freies Durchgangsrecht.

Man sagt mit Recht: es gibt nichts Neues unter der Sonne, und wirklich hat die Unbestimmtheit des Begriffs news zu den sonderbarsten Mißverständnissen und Verwirrungen Veranlassung gegeben. — So war die Lobrede, welche D'Israeli in der Kammer auf den verstorbenen Herzog von Wellington bei Gelegenheit der Diskussion über die Leichenbegängnißkosten hielt, eine fast wörtliche Copie einer ähnlichen Lobrede, welche einst Thiers auf einen geschiedenen französischen Marschall gehalten hatte. Es erhob sich daher die Frage, ob diese Rede D'Israeli's als »news« gelten, und ob es den ungestempelten Blättern erlaubt seyn solle, dieselbe stempelfrei zu reproduciren? — So lange die medicinischen Zeitschriften allgemeine Abhandlungen über pathologische und therapeutische Gegenstände bringen, halten sie sich außerhalb des Bereichs der Stempeldirektion. Wenn sie aber zur Erläuterung dies

Abhandlungen auf Krankheitsfälle eingehen, die sich im Laufe der Woche oder des Monats in den Hospitälern Londons zugetragen haben, dann kommen sie plötzlich auf dieselbe Stufe zu stehen mit dem Journalisten, der Tagesneuigkeiten berichtet, und können zur Zahlung der Stempelgebühr angehalten werden. So kann eine ganz einfache Krankheitsgeschichte einen Arzt in einen Geschichtschreiber verwandeln und ihn unter das Joch der Taxe stellen. Wenn Unglücksfälle aller Art, welche sich im Laufe der Woche ereignen, für ihre Veröffentlichung zahlen müssen, warum sollen Krankheitsfälle ausgenommen seyn? Etwa, weil sie zur Belehrung des Menschengeschlechts, zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse dienen können? Nichts kann dem Ackerbauer erwünschter seyn, als von dem Bestande der Dinge unterrichtet zu werden, die auf seines Nachbars Aecker vorgehen; nichts dem Mechaniker erwünschter, als von den täglichen Verbesserungen in der Technik in Kenntniß gesezt zu werden. Wenn nun alle technischen oder juristischen Journale, welche den Leser mit den Verbesserungen im Maschinenwesen oder den neuesten Entscheidungen der Gerichtshöfe bekannt machen, dafür zahlen müssen, so begreift man, daß diese Journale ein Interesse haben, nachzuweisen, daß den medicinischen Zeitschriften für die Erzählung von Krankheitsgeschichten dieselbe Verpflichtung obliege, geschähe es auch aus keinem andern Grunde, als um die Absurdität der Stempelsteuer auf news papers im Allgemeinen und die Unbestimmtheit des Wortes »news« insbesondere recht handgreiflich zu machen.

Die eigentliche cheap literature (wohlfeile Literatur) ist nirgends so sehr zu Hause als in England. Es herrscht eine wahre Manie in diesem Lande, alles, was in's Gebiet der Literatur einschlägt, auf einzelnen Bogen zu einem Penny in wöchentlichen Lieferungen in's Publikum zu bringen. Die Vervollkommnung der Maschinen hat die Engländer in den Stand gesezt, ungemein viel Gedrucktes für Einen Penny zu produciren, und der geringe Preis sichert diesem Gedruckten eine ungemeine Verbreitung, zumal wenn man bedenkt, daß die Engländer nicht allein sehr gerne lesen, sondern auch sehr gerne im Besitze des Gelesenen bleiben. Oeffentliche Leihbibliotheken gibt es in England sehr wenig; Bücher zu kaufen übersteigt die Mittel der sehr zahlreichen Arbeiterklasse. Die Pennypublikationen haben die eigentliche Form, welche dieser Klasse am meisten zusagt. Die Stempelsteuer würde den Preis dieser Literatur um das doppelte steigern; um der Steuer zu entgehen, sind daher die Redaktionen genöthigt, sich in das Reich der Fiktion zu werfen und auf die Ereignisse des wirklichen Lebens Verzicht zu leisten. Dieser leztere Umstand gibt den meisten dieser Blätter den eigenen Charakter des Außerordentlichen, des Uebernatürlichen, womit dieselben in ihren Romanen, Schilderungen u. s. w. angefüllt sind. Da es ihnen untersagt ist, Ereignisse aus dem vielbewegten englischen Leben zu bringen, erzählen sie Dinge, die sich nie ereignet haben, oder sich nie ereignen können. Da die Reproducirung der wirklichen tragischen Begebnisse nicht taxfrei passirt, suchen sie die Lesesucht ihres Publikums durch dramatische Dichtungen zu befriedigen. Alle diese Blätter haben bereits eine Taxe bezahlt, bevor sie in die Presse kommen, die Papiertaxe, die bereits den englischen Philanthropen so vielen Anstoß gibt, da ohne sie dasselbe Blatt, das jezt einen Penny kostet, für einen halben Penny verabreicht werden könnte. Die zweite Steuer, die Taxe auf die news, oder vielmehr die Taxe auf knowledge, wirkt verderblich auf diese Publikationen zurück, da dieselben, um dieser Taxe zu entgehen, den wahren Charakter von knowledge entstellen und statt wirklicher Kenntnisse nichts als schlechte Fiktionen verbreiten. Kann es für die englischen Philanthropen einen würdigeren Gegenstand geben, als gegen eine Taxe zu eifern, welche die Reinheit der Seele direkt in Gefahr bringt? Werden doch selbst Shakespeare und seine besten Repräsentanten, Macready und Kean, die so meisterhaft seine Stücke spielen, in Folge dieser Taxe den Augen des großen Publikums entzogen. Zwar ist es niemanden verwehrt, Macbeth und Richard III. in wöchentlichen Pennynummern zu verbreiten; was aber die Engländer an Shakespeare heutigen Tages besonders entzückt, das ist nicht Macbeth, noch Richard III., sondern Macready und Kean, welche diese Rollen spielen, und meisterhaft spielen, so daß die Engländer Macready und Kean nicht genug sehen und bewundern können. Von diesen Schauspielern zu lesen, macht ihnen ein eben so großes Vergnügen als das Lesen der Schauspiele selbst. Wenn nun die Engländer für einen Penny sich den Genuß verschaffen können, die Schauspiele zu lesen, so müssen sie einen Penny extra bezahlen, wenn sie etwas über Macready und Kean lesen wollen, über die Art und Weise, wie sie die Heldenrollen gegeben haben. Ein Schauspiel, es mag alt oder neu seyn, ist eine Fiktion, folglich nicht news, kein Faktum; aber eine Besprechung des Schauspiels und der Art und Weise, wie es gegeben worden, ist eine Aktualität, ein Faktum, das eben so gut steuerpflichtig ist, wie eine Krankheitsgeschichte, und jedes Journal, das sich erlaubt, Theaterrecensionen zu bringen, fällt unter die Rubrik »news papers.«

Was nun die eigentlichen news papers betrifft, so müssen wir zwei Kategorien unterscheiden, solche, welche tagtäglich, und solche, die wöchentlich erscheinen. Die erstern dürfen gemäß einer Parlamentsakte nicht unter fünf Pence verkauft werden, so daß der Penny, der als Stempelgebühr hinzukommt, den Preis dieser täglichen Blätter auf sechs Pence steigert. Dieser hohe Preis, der für die Tagesjournalistik gesezlich bezahlt werden muß, ist für die Verbreitung der politischen und literarischen Tageblätter von den nachtheiligsten Folgen; die wenigsten derselben können ohne bedeutende Zuschüsse von den Parteien, die sie vertreten, bestehen, und diejenigen, welche ohne solche Zuschüsse bestehen, verdanken ihre ungewöhnliche Prosperität den sehr gut bezahlten Anzeigen. Eine andere Bewandtniß hat es mit den wöchentlichen Zeitungen, deren Preis von zwei bis vier Pence schwankt, zu welchem Preise jedoch der Penny für die Stempelgebühr immer hinzugerechnet werden muß. Die Verbreitung dieser Journale geht in's Unglaubliche, und die Anzahl derselben steigt mit jedem Tage, oder vielmehr mit jeder Woche. Diese wöchentlichen news papers gehen Hand in Hand mit den wöchentlichen Publikationen der sogenannten cheap oder wohlfeilen Literatur, nur mit dem Unterschiede, daß das, was in lezterer zu geben untersagt ist, dort im Uebermaße erscheint. Die Ereignisse der ganzen

Woche, die interessanten Criminalfälle, Unglücksfälle, Mordthaten werden hier dem Leser in der größten Fülle geboten. In jüngster Zeit haben diese Wochenblätter versucht, die ganze Familien- und Hausliteratur zu absorbiren, d. h. Dichtung und Wahrheit zu vereinigen und zu den wirklichen Vorfällen der Woche die idealen Schöpfungen der Phantasie hinzuzufügen. Aber dieses genügt den englischen Philanthropen nicht; was sie wollen, ist, daß alles dieses und mehr noch für Einen Penny gegegeben werde, und solches, meinen sie, kann nur durch das Wegfallen der Papier- und Stempelsteuer erreicht werden. Die Stempelgebühr sichert zwar allen täglichen und Wochenblättern den freien Transport mit der Post, aber die Verbreitung der lezteren ist so ungemein groß, daß die wenigsten von diesem Rechte Gebrauch machen, und um Samstags zeitig in die verschiedenen Provinzen Englands zu gelangen, sich veranlaßt sehen, auf eigene Rechnung sich eine Lokomotive zu miethen. Man muß sich daher nicht wundern, wenn man an diesem Tage ganze Eisenbahnzüge, mit news papers beladen, von London abfahren sieht, welche „gemeinnützige Kenntnisse" über ganz England verbreiten. Daß unter diesen gemeinnützigen Kenntnissen sich sehr viel unnützes Zeug befindet, das die „Reinheit der Seele" verpestet, geht schon aus dem Umstande hervor, daß diese news papers genöthigt sind, in das Gebiet der cheap literature hinüberzustreifen, und die wirklichen Ereignisse mit den starken Farben der Phantasie auszumalen. Wie könnten sie sonst neben den Pennyblättern bestehen?

Vor nicht gar langer Zeit ist die ganze literarische Welt in Bewegung gesezt worden durch die plötzlich aufgetauchte Streitfrage über den bestimmten Zeitpunkt, wann Neuigkeiten anfangen alt zu werden und dem Gebiete der Geschichte zu verfallen, d. h. wann die zur Zeit neuen Ereignisse als Geschehenes betrachtet und behandelt werden können, ohne der Stempelgebühr unterworfen zu seyn. Der erste, der diese Frage in Anregung gebracht, ist der bekannte Schriftsteller Charles Dickens. Derselbe hatte bereits der Hausliteratur einen neuen Aufschwung gegeben durch die Gründung einer neuen Wochenschrift, household words. Aber diese Zeitschrift, obgleich sie sehr stark in's Publikum drang, wurde von ihm nicht hinlänglich befunden für den Zweck, den er sich vorgesteckt, und er begründete daneben eine Monatschrift unter dem Namen household narrative, welche ausschließlich die Aufgabe hatte, alles, was sich im Laufe des Monats Merkwürdiges im Bereiche der Politik, der Literatur, der Kunst, des bürgerlichen und socialen Lebens ereignet hatte, summarisch darzustellen. Diese Zeitschrift wurde zu zwei Pence verkauft, und nachdem dieselbe einige Monate bestanden hatte und vom Publikum mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden war, legte sich plötzlich die Stempeldirektion in's Mittel und verlangte ihre Gebühren von einer Zeitschrift, die sich mit Fakten beschäftige, die sich während des Monats zugetragen. Es kam zu einem Processe, der wochenlang die ganze Presse in Athem hielt. Charles Dickens gewann seinen Proceß. Die household words durften forterscheinen, ohne Steuer zu zahlen, und es schien aus dieser gerichtlichen Entscheidung hervorzugehen, daß Neuigkeiten oder Fakta, die einen Monat alt sind, steuerfrei passiren dürfen. Um aus diesem gewonnenen Resultate die größtmöglichen Früchte zu ziehen, hat sich auf Veranlassung des Comité, das gegen die taxe on knowledge eifert, eine andere monatliche Zeitschrift in Verbindung mit household narrative aufgethan, die unter dem Namen von Slome-upon-Trente-Narrative erscheint. Diese beiden Monatschriften gehen in so fern Hand in Hand, als die erstere zu Anfang des Monats und die leztere in der Mitte desselben Monats herausgegeben wird. Dem Publikum ist so der Vortheil geboten, von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen die Tagesneuigkeiten kaufen zu können, ohne Stempelgebühr zu zahlen. Man sieht hieraus, daß die Gesellschaft zur Verbreitung von nützlichen Kenntnissen zu allen Mitteln greift, um diese Kenntnisse auf die wohlfeilste Art zu verbreiten. So lange das Gesetz besteht, das sich dieser Verbreitung entgegen stellt, sucht sie das Gesetz auf sinnreiche Weise zu umgehen, und da sie jezt darauf denkt, vier Zeitschriften in's Leben zu rufen, von denen jede wechselsweise eine Woche nach der andern erscheint, so hat man allen Grund anzunehmen, daß Kenntniß sich auf allen Wegen und in jeder Weise verbreiten wird.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 6. 6. Februar 1853.

Die Volkspoesie, ganz Natur, wie sie ist, hat Naivetäten und Reize, durch die sie sich der Hauptschönheit der künstlich vollkommensten Poesie gleichet.

Herder.

Sinesische Volkslieder,

gesammelt von Confucius im Schi-king, lateinisch übersezt von P. Lacharme, deutsch von

Ernst Meier.

Rückerts bekannte Uebertragungen sinesischer Lieder, deren eine ziemliche Anzahl vor Jahren zuerst in diesen Blättern erschien, sind großentheils allzu frei. Sie entlehnen oft nur die Motive aus dem Sinesischen und spinnen sie dann weit aus, so daß man nicht selten, wie z. B. bei dem Ki-ling, den ganzen Commentar mit dem Gedichte verbunden erhält. Ich habe dagegen mit möglichster Treue die alterthümliche Einfachheit, Kürze, Zartheit und Zierlichkeit des Sinesischen nach der wörtlichen Uebersetzung des Jesuiten Lacharme wiederzugeben gesucht und meine, daß diese volksthümlichen Laute bei den Lesern dieser Blätter einigen Anklang finden sollten.

---

1. Ehrbare Liebe.

Vor dem Ostthor standen Mädchen,
Schier wie Wölkchen, lichte, feine;
Mochten sie den Wolken gleichen,
Zu besitzen wünscht' ich keine;
Die mit blauem Häubchen, weißem Kleide,
Die nur ist mein Wunsch und meine Freude.

Vor dem Stadtthor standen Mädchen,
Aehnlich einem Rosenhaine;
Mochten sie den Rosen gleichen,
Zu besitzen wünscht' ich keine;
Die nur mit dem blau und weißen Kleide
Ist mein Wunsch und meines Lebens Freude.

2. Liebesgaben.

Wie ist mein Mädchen lieb und hold!
Hat mich bestellt an diesen Ort,
In's Winkelchen der Mauer da;
Ich harr' auf sie, doch sie bleibt fort,
Wie ich auch späh', bald hier, bald dort.

Wie ist mein Mädchen hold und rein!
Bringt mir ein Angebinde her;
Das Angebind' ist schön und roth;
Doch glänzt und strahlt es noch so sehr,
Des Mädchens Tugend freut mich mehr.

Sie gab ein duftig Veilchen mir,
Das sie im Feld für mich gepflückt;
Kein schöner Blümlein gibt es hier;
Doch hat nur dieß mich dran entzückt,
Daß sie's gegeben und gepflückt.

3. Rache.

Sie sprach: es kräht der Hahn!
Er sprach: noch ist es Nacht,
Der Tag noch nicht erwacht.

Steh auf, sprach sie, und schau!
Der Tag ist nicht mehr fern,
Schon kommt der Morgenstern!

Die Scheidestund ist da,
Das Scheiden thut jezt Noth;
Doch schieß den Hahn mir todt!

4. Spröd und frech.

Gehn sie durch ein tiefes Wasser,
Watend schier bis an die Knie,
Heben sie die Kleider nie;
Aber gehn sie durch ein seichtes,
Heben sie sie ohne Scheu
Viel zu hoch und viel zu frei.

5. Das Geleite.

Die Schwalbe fliegt ungleichen Flugs:
Die Freundin zu begleiten ging ich weit.
Ich schlug die Augen auf, sah sie nicht mehr;
Da strömt' aus meinem Aug' ein Thränenmeer.

Die Schwalbe fliegt bald hoch, bald tief:
Der Freundin gab ich weithin das Geleit,
Und als ich aufsah, war sie mir entrückt;
Ich stand und hab' ihr Seufzer nachgeschickt.

Die Schwalbe singt bald hoch, bald tief:
Der Freundin gab ich das Geleit weit weit;
Ich sah ihr nach, doch ach! sie war dahin,
Und nun verzehrt der Gram mir Herz und Sinn.

6. Erwartung.

Dieses Mannes Kleider haben
Oben einen schwarzen Rand.
Ach, mein Denken und mein Sinnen
Ist mir schier wie festgebannt.
Zwar, wie viel ich auch mag spähen,
Selber werde ich nicht gehen;
Doch, da ich muß ferne leben,
Könnt' er mir nicht Nachricht geben?

Jener Mann trägt einen Gürtel,
Ist ein schwarzes, schwarzes Band.
Ach, mein Sinnen und mein Denken
Ist mir schier wie festgebannt.
Zwar, wie viel ich auch mag spähen,
Selber werde ich nicht gehen;
Doch, da mir es bleibt benommen,
Könnte er zu mir nicht kommen?

7. Die unzugänglichen Schönheiten.

Im Süden stehen Bäum', die nur
Am Gipfel Zweige haben;
Man kann in ihren Zweigen nicht
Sich setzen und sich laben.

Am Ufer, das der Han bespült,
Spazieren schöne Frauen:
Es wär' umsonst, es wär' umsonst,
Sehnsüchtig hinzuschauen.

Der Han der ist ein breiter Fluß,
Man kann ihn nicht durchschreiten;
Das Ufer ist zu fern, kein Kahn
Kann dich dahin geleiten.

8. Im Mondschein.

Der Mond geht auf und scheint so licht!
Der Mann, wie schön von Angesicht!
Ich breit' die Arme aus, ihn zu umfassen,
Doch kann mein Herz von seinem Weh nicht lassen.

Der Mond geht auf und scheint so klar!
Der Mann, wie lieblich ganz und gar!
Ich breit' die Arme aus, ihn zu umfangen,
Doch bleibt mein Herz in tiefer Trauer hangen

Der Mond geht auf und scheint so rein!
Der Mann, so edel, hold und fein!
Ich breit' die Arme aus, ihn zu umschließen,
Doch soll mein Herz in Sehnsucht mir zerfließen.

9. Hochzeitlied.

Wie glänzt der Pfirsichbaum!
Wie leuchten seine Blüthen:
Edle Mädchen, welche frein,
Wie sorglich werden ihr Haus sie hüten!

Wie glänzt der Pfirsichbaum!
Wie reich ist er an Früchten:
Edle Mädchen, welche frein,
Wie werden sie sorglich ihr Haus einrichten!

Wie glänzt der Pfirsichbaum!
Wie dicht ist doch sein Schatten:
Edle Mädchen, welche frein,
Wie werden sie sorglich erquicken den Gatten!

10. Das Licht im Hause.

Eine junge Morgensonne,
Nämlich ein holdselig Mädchen,
Weilt in meines Hauses Mitte,
Folgt mir nach bei jedem Schritte.

Ein aufgehend holdes Mondlicht,
Nämlich ein holdselig Mädchen,
Weilt an meines Hauses Pforte,
Folgt mir gern nach jedem Orte.

11. Trauer um Pehi.

Mein Pehi ist kühn und stark,
In der Schlacht kein zaghaft träger;
Mit dem Speer geht er voran
Als des Königs Waffenträger.

Seit Pehi gen Osten zog,
Flattern wirr und wild die Locken,
Wie von Blumen durch den Wind
Fortgewehte Samenflocken.

Ob's an Salben mir gebricht,
Um mein Haar und Haupt zu schmücken?
Ach, wozu doch solcher Schmuck?
Wen doch sollte er beglücken?

Mag es regnen! endlich strahlt
Doch die Sonne aus der Höhe.
Sein gedenkend schmerzt mein Haupt,
Aber süß ist solches Wehe.

Pflanze, die Vergessen bringt, *
Wächsest nicht weit von hier im Zimmer;
Doch ich denke seiner gern,
Wird mein Weh auch immer schlimmer.

12. Bei Regenwetter.

Leise weht der Wind, und leise
Fallen Regentropfen nieder,
Und der Hahn singt fein: Kie-kie!
Da ich kann den Gatten sehen,
Soll ich nicht die Sorgen lassen?

Regen fällt bei Windeswehen,
Wind und Regen seufzen säuselnd,
Und der Hahn singt fein: Kie-kie!
Da mich labt des Gatten Anblick,
Sollte mir es da nicht wohl seyn?

Regen fällt bei Windeswehen,
Dicht verdunkelt ist der Himmel
Und der Hahn kräht unaufhörlich.
Da mich labt des Gatten Anblick,
Sollte ich mich da nicht freuen?

13. Nächtlicher Hofdienst.

Schon erbleichen die Gestirn' am Himmel,
Nur noch drei bis fünf sind hell im Osten.
Leise wandeln wir zur nächt'gen Stunde,
Stehn von früh bis spät dem Herrn zu Dienste. —
Andern ward ein andres Loos und Leben!

Schon erbleichen die Gestirn'; im Osten
Leuchten nur noch jene zwei am Himmel.
Leise gehen wir zur nächt'gen Stunde,
Eine Decke und ein Leintuch tragend. —
Andern ward ein andres Loos und Leben!

14. Lied der Pflanzenleserinnen.

Wir sammeln das Kraut Fiu-i,
Wohlan denn, sammeln wir's ein!
Wir sammeln das Kraut Fiu-i,
Wohlan denn, gesucht muß es seyn!

Wir sammeln das Kraut Fiu-i,
Wohlan denn, zur Erd' sich gebückt!
Wir sammeln das Kraut Fiu-i,
Wohlan denn, die Körnlein gepflückt!

Wir sammeln das Kraut Fiu-i,
Im Unterkleid berget es fein!
Wir sammeln das Kraut Fiu-i,
Am Gürtel, da schließet es ein! *

15. Das Ohngefähr.

Auf dem Felde stehen Pflanzen,
Die am Boden weithin kriechen
Und vom Thau betropft erglänzen.
Hoch an Schönheit steht der Eine,
Dessen Namen ich verschweige,
Dessen Augenbraun so reizvoll.
Ohne daß wir es bereden,
Kommen beide wir zusammen,
Und er ist mir stets gewogen.

Auf dem Felde stehen Pflanzen,
Die am Boden weithin kriechen
Und vom Thau betropft erglänzen.
Anmuthvoll ist er, deß Namen

* Diese Pflanze, die den, der sie genießt, alles Leid vergessen läßt, heißt Ho-huan.

* Einige behaupten, diese Pflanze helfe den Kreißenden.

Ich verschweige, dessen Brauen
Gar so höchlich mir gefallen.
Wir begegnen uns einander,
Ohne daß wir es bereden,
Und sind beide wunschbefriedigt.

16. Die unzufriedene Königsbraut.

Neue Gärten stehn im Glanze,
Und der Wall mit weiter Aussicht
Lockt Beschauer her, und reichlich
Tränkt der Fluß die ganze Gegend.
Sel'ge Hochzeit! wie gefällig,
O wie schicklich man sie feiert!
Schwer zu flechten ist ein Körbchen,
Wenn die Binsen starr geworden.

Jener Wall erhebt sich ragend,
Und das Wasser, das da fließet
Sanft dahin auf eb'nem Grunde,
Tränket reich die ganze Gegend.
Sel'ge Hochzeit! wie gefällig,
O wie schicklich man sie feiert!
Nicht zu flechten ist ein Körbchen,
Wenn die Binsen steif geworden.

Netze werden ausgespannet,
Wohl um Fische drin zu fangen:
Sieh, da ist ein dummes Gänschen
In das Fischnetz dir gerathen.
Sel'ge Hochzeit! wie gefällig,
O wie schicklich man sie feiert!
Den ich krieg', der ist ein krummer,
Kann den Kopf nicht aufrecht halten.

17. Trinklied.

Fische fielen in's Netz hinein,
Karpfen sind's und Hechte.
Der weise Mann, der schwimmt im Wein,
Und zwar vom besten muß es seyn.

Fische fielen in's Netz hinein,
Lachse und Forellen.
Der weise Mann, der schwimmt im Wein,
Und zwar vom besten muß es seyn.

Fische fielen in's Netz hinein,
Rothfisch' sind's und Aale.
Der weise Mann, der schwimmt im Wein,
Und zwar vom besten muß es seyn.

Skizzen aus dem norddeutschen Leben.

(Fortsetzung.)

Winter und Sommer zieht Stammberg von seinem Schlafzimmer aus zu der der Jahreszeit und Arbeitsthätigkeit angemessenen Stunde die Klingel. Eine halbe Stunde darauf erschallt die Klapper zum Frühstück für die Hofleute, wieder eine halbe Stunde später wird die Glocke, die neben dem Pferdestall in ihrem Gestell hängt, geläutet und damit zur Arbeit gerufen. Um sechs Uhr im Sommer, um sieben im Winter wird der Kaffee für die Familie gemacht; um acht Uhr steht das leichte Frühstück auf dem Tisch. Für die Gäste ist das natürlich nicht maßgebend, sie können das alles früher oder später in ihre Zimmer erhalten; wer aber am Familientisch erscheinen will, muß sich unbedingt nach der bestimmten Stunde richten. So wie die Uhr in der Leuteküche, die stets im richtigen Gange erhalten wird, die zwölfte Stunde anschlägt, erschallt wieder die Klapper zum Mittagessen und zugleich wieder eine Glocke im Hause, die den Bewohnern anzeigt, daß zehn Minuten darauf der Hausherr hinter seinem Stuhl unausbleiblich das Tischgebet spricht. Denn es wird hier noch gebetet, und gewartet wird unter keinen Umständen, möge auch fehlen wer wolle. Das wird allen als feste Hausregel bei ihrem Eintritt in dieses Familienleben freundlich mitgetheilt. Eine Abweichung von dieser Regel sehen beide, Stammberg und seine Frau, nur höchst ungern, und nur bei den seltenen, ganz großen Gesellschaften setzt man sich später zum Speisen nieder. Dann essen aber die Wirthschafter und alle in der Wirthschaft beschäftigten Personen nicht an der Tafel, sondern, wie gewöhnlich, um zwölf Uhr. „Die Leute und die Arbeit können, dürfen und sollen nicht warten," sagt Stammberg. „Und daher müssen auch, die dabei beschäftigt sind, die darauf zu sehen haben, durchaus zur rechten Zeit auf dem Platz seyn. Für die Leute ist die heutige Gesellschaft nicht arrangirt!" Und so geht draußen alles seinen ruhigen Gang fort. Nachmittags und Abends lebt man dann freilich unabhängiger von der Zeit und freier, da dann die Wirthschaft weniger in die Häuslichkeit eingreift. Da mag denn auch mehr der Zufall, die Gelegenheit, die Lust hiezu oder dazu verwalten und bestimmen. Nur trinkt Stammberg Winters und Sommers gern um sieben Uhr seinen Thee und geht wo möglich um zehn Uhr zu Ruhe. Doch daran bindet sich niemand.

Die Pünktlichkeit und Ordnung herrschen in der Wirthschaft selbst begreiflicherweise noch viel entschiedener und werden auch auf alle übrigen Punkte ausgedehnt, wo dieselbe irgendwie mit dem häuslichen Leben in Berührung kommt. Fuhrwerk und Reitpferde stehen den Gästen gern zu Diensten, sobald die Menschen oder Thiere nicht schon bei der Arbeit sind. Von der sie abzurufen, nur eines Einfalls, eines aufschiebbaren Vergnügens wegen, würde der Amtmann nur schwer zu vermögen seyn; er mag aus Höflichkeit nachgeben, wird aber niemals gute Miene zum bösen Spiel machen. „Es ist ja nicht um das eine Gespann," entgegnet er den etwa Redenden. „Wenn ich es vorher weiß, läßt es sich immer einrichten und ausgleichen. Dieses plötzliche Fehlen aber wirkt auf alle andern zurück, denn sie alle haben insgesammt ihr Pensum und werden nun nicht damit fertig." Die Gäste mögen die Zeit selbst bestimmen, zu der sie das Pferd, den Wagen wünschen. Auf die Minute ist das Gewünschte da, aber mit Entschiedenheit hält der Alte darauf, daß die Besteller dann auch nicht einen Augenblick auf sich warten lassen. Daß er hiebei oft, und zumal mit Damen in einen kleinen Streit geräth, ist begreiflich. Trotz des Lachens und Neckens, in das er wohl selbst mit einstimmt, trotz einer etwaigen kleinen Verstimmung, geht er indessen nie von seinem Wunsch und Willen ab. Und zu dem bisher Angeführten will ich noch das Letzte fügen: genöthigt, wie man wohl sagt, wird in seinem Hause nie, weder zum Essen und Trinken, noch zum längeren Verweilen. Jeder greift zu, wie er mag, jeder bleibt, so lange er kann oder es für passend hält. Höchstens heißt es einmal: „Was fällt Ihnen ein? Bleiben Sie doch noch!" Und damit ist es vorbei. Es steht das Wort von ihm fest: „Sie müssen selbst am besten wissen, was Sie zu thun haben. Man soll frei seyn in Schwannwiek."

Schildern kann ich den alten Herrn nicht, da mich das weit über die Grenzen dieser kleinen Skizzen hinausführen würde; ich kann indessen sagen, daß er noch auf alle, die mit ihm in Verbindung und Verkehr gekommen, den Eindruck eines ächten Mannes gemacht hat. Er ist so kraftvoll, sicher und ruhig, so tüchtig und bestimmt, so klar und entschieden, so ehrlich, offen und treu, liebevoll und bisweilen innig gegen die Seinen, freundlich gegen jeden, immer bereit zu Rath und Hülfe. Er läßt sich gern belehren und streitet nie über Sachen, die er nicht durch und durch versteht, denn er ist fern von Heftigkeit, Rechthaberei und Eigensinn. Dazu ist dieser Charakter viel zu kraftvoll und gesund. Was ihm aber seine reiche Erfahrung, seine gediegene

Bildung, seine reifliche Ueberlegung als richtig und recht erscheinen ließen, bei dem verharrt er mit ruhiger und zugleich eiserner Consequenz. Sezt er einmal zu irgend einem Ausspruch oder einer Bestimmung die Worte hinzu: „so wird's!" so geschieht es auch nach seinem Willen eben so sicher, wie morgen auf heute folgt. Er kommt nur schwer mit einem Menschen auseinander; ist aber einmal ein Bruch eingetreten, so ist die Sache abgethan. Sie mögen immerhin artig und angenehm mit einander verkehren, aber Stammberg wird nie wieder herzlich und zutraulich. „Wer von mir fort will," sagte er einmal zu mir bei einer solchen Gelegenheit, „der muß gehen. Nöthigen kann ich nicht," sezte er mit trübem Lächeln hinzu, „und wenn mir das Herz darüber brechen sollte." Es ist ein prächtiger Mensch, dieser Stammberg, man muß ihn achten und lieben. Und wenn nun gar durch die tiefe Ruhe und Stille seines Wesens plözlich einmal eine solche Weichheit, Milde und Innigkeit hervorleuchtet, dann ist er vollkommen hinreißend.

Das sind Züge von ihm; was soll ich euch aber nun über seine Frau sagen? Wer so innig mit einem andern vereint ist und immerdar ihn liebt und immerdar mit voller freudiger Achtung, mit tiefem Vertrauen auf ihn sieht, Jahr aus und ein, ein ganzes Leben lang, dessen Wesen und Leben und Denken amalgamirt sich mit dem des andern so, daß beides fast eins wird. Ich weiß nicht, wo ich einmal die Ansicht ausgesprochen und durchgeführt gefunden habe, daß Menschen, die so mit einander, die sich so in einander hinein leben, nach und nach einander nicht nur innerlich, sondern sogar auch äußerlich immer ähnlicher werden. Sie wählen dieselben Worte, ihre Ausdrucksweise ist die gleiche, das Organ des einen wird dem des andern überaus ähnlich; sie schreiben dieselbe Handschrift, und endlich sollen auch ihre Gesichtszüge nach und nach eine gewisse Aehnlichkeit gewinnen. Das mag seltsam und ziemlich parador klingen, enthält aber jedenfalls sehr viel Wahres und führt bei weiterer Verfolgung auf eine viel zu wichtige und interessante Materie, um sie hier nur so nebenbei zu behandeln. Hier genügt es, wenn ich sage, daß die Frau, wie sie auch gewesen seyn mag, jezt, wo es darauf ankommt, eben so bestimmt und klar, so ruhig und sicher ist wie der Gatte, das alles überhaupt von der freundlichsten und liebenswürdigsten Milde und Weiblichkeit. Sie ist in ihren Kreisen eben so thätig, ordentlich und pünktlich wie er in den seinen, nur daß dieß bei ihr, wie so oft bei Frauen, hin und wieder den Anstrich einer leisen Peinlichkeit und Sparsamkeit angenommen hat. Das ist aber leicht zu entschuldigen, und um so leichter, da es nur sehr selten bemerkbar und auffällig wird. In ihren Kreisen, wo sie, mit ihm und seiner Thätigkeit verglichen, sich meistens in Kleinigkeiten und Nebendingen bewegt, die denn doch wieder für das Ganze und Große durchaus unentbehrlich sind, wirkt dieses Kleine gar zu leicht auf den Geist und zieht ihn unmerklich nach und nach, so zu sagen, ein wenig in die Enge. Dazu kommt, daß sie die ersten Jahre keineswegs brillant gelebt haben, sondern jeden Groschen zu Rath halten mußten. Er hat das längst überwunden, sie aber trägt noch immer daran ein bischen nach. Sie will immer noch selbst sehen, hören, anordnen, wo sie es längst nicht mehr nöthig hat; sie holt selbst und trägt selbst fort, was zehn andere ihr gern abnehmen würden; zum Sizen kommt sie wenig und die Schlüssel dürfen nie aus ihrer Nähe. Dabei ist sie aber so gutmüthig, so eifrig und um das Wohlseyn und die Behaglichkeit ihrer Umgebung so bekümmert, sie lacht selbst so herzlich mit den andern über ihre kleinen „Schrullen," wie sie es nennt, daß man ihr immer zugethan bleiben muß.

Was die andern Personen betrifft, die sich in jenem Hause bewegten und bewegen, so kann es mir nicht einfallen von allen zu erzählen, denn die Gesellschaft war, wie erwähnt, nicht klein. Da waren die Kinder des Hauses, die verheirathete Tochter mit ihrem Gatten, eine zweite, deren Verlobter gleichfalls zum Feste erschienen war, Friz, der dem Vater in der Wirthschaft beistand, ein paar jüngere Kinder, die nun auch ihre Ferien hatten; dann Bekannte der Eltern, Freunde und Freundinnen der Kinder, wie sie sich, geladen und ungeladen, aber stets willkommen zusammengefunden hatten. Ich will aus diesem ganzen Kreise hier nur noch zwei herausheben, die beide auch dessen hoffentlich werth erscheinen werden. Die andern mögen sich zeigen, wie sie sich damals in der Gesellschaft zeigten, das heißt vorübergehend.

Zuerst erscheint eine seltsame, hier kaum gesuchte Figur, eine große, hagere, von der Last der Jahre und noch mehr von der der Strapazen einigermaßen gebeugte Gestalt, ein früher gewiß wundervoll schöner Kopf, dessen ein wenig sarmatische Züge man aus all den Runzeln und Narben kaum herauszufinden vermag; ein starker, leicht ergrauender Bart, dunkelbraune, klare, meist freundlich und fast ein bischen schwermüthig blickende Augen mit schwarzen Brauen darüber, und silbergraues, kurzes und noch dichtes Haar. Das ist der ewige Gastfreund des Hauses, der polnische Oberst. Weiter kann ich ihn auch nicht nennen, denn seinen Namen kann ich so wenig schreiben, wie ihn irgend jemand bisher auszusprechen vermochte. Denkt euch die herbsten Consonanten, mit möglichst wenigen Vokalen verbunden, und dieses Wort auf y endend, so werdet ihr dem Namen des alten Herrn ziemlich nahe kommen. Im Hause heißt man ihn ruhig „Oberst" und stellt ihn als solchen den Fremden vor. Als halber Knabe hatte er unter Kosciuszko gefochten, war später in die französische Armee eingetreten und so vor langen Jahren hier einmal in Quartier gewesen. Da hatte er die

Familie kennen gelernt und lieb gewonnen, so daß er 1815, als er frei geworden, hieher einen Abstecher machte, um die alten Freunde wieder zu begrüßen. Der Vater war bereits seit einigen Jahren todt, der Sohn war ihm aber fast noch inniger befreundet, und so blieb er, zuerst um auszuruhen, dann von Woche zu Woche, endlich von Jahr zu Jahr, so daß man ihn als wirkliches, unentbehrliches Familienglied zu betrachten begann. Im Jahr 1831 zur Zeit des polnischen Aufstandes war er eines Tages verschwunden, und erst von Posen aus schrieb er der Familie seinen Abschiedsbrief. Dann erfuhr man nichts, bis er nach Beendigung des Kampfes plötzlich wieder da war, abgerissen und abgemagert, mit einigen Narben mehr, für gewöhnlich noch etwas einsylbiger als sonst und im übrigen der Alte. Nach seinen Erlebnissen hat niemand gefragt und er selbst nie ein Wort darüber verloren. Seit der Zeit blieb er, lehrte die Knaben reiten, schießen und fechten. Er reitet die frischen Pferde zu, inspicirt hin und wieder das übrige Vieh, trinkt den besten Ungar des Kellers, zu dessen Erlangung er dem Amtmann die besten und sichersten Quellen anzugeben wußte, in ganz bedeutenden Quantitäten, wird dann, aber selten, gar liebenswürdig munter, tanzt auch, aber noch seltener, mit den Mädchen vielleicht eine Masurkatour und erzählt aus seinem frühern Kriegsleben. Uebrigens steht er nicht nur im Hause, sondern überall in hoher Achtung, ist der allgemeine Vertraute, der allgemeine Rathgeber, der unentbehrliche Schiedsrichter bei Streitigkeiten, von dessen Entscheidung keine Appellation stattfindet. So ist er da, und wie es einmal ohne ihn werden soll, daran mag niemand denken.

Und nun komme ich schließlich zu dir, Margarethe, du seltsamstes aller seltsamen Wesen, das uns so frei und offen entgegenzukommen scheint, und aus dem noch niemand recht klug geworden ist, das sich uns so frisch, so gleichgültig und sanftmüthig hingibt, daß der Prüderie drüber die Haare zu Berge steigen, und das doch sicherer und unverletzlicher durch die Welt geht als alle jene bégueules, wie Alfred de Musset sie nennt. Tändelnd, spielend und lächelnd flattert sie jetzt bedachtlos hin, hält an, säumt wie gedankenlos, wie um auf eine fangende Hand zu erwarten, und entschlüpft dann plötzlich aalgewandt und ist so fern wie nie vorher. Wenn man vom Herzen und zumal von dem des Weibes sagen kann, daß es unergründlich und unberechenbar sey wie der Raum, in dem die Sterne ziehen, so kann man's von diesem wilden und sanften, heißen und kalten Herzen mit seinem unbändigen und seinem frühlingsmilden Klopfen. Nie gab es eine Seele, die allgewaltiger und geschmeidiger, nie eine, die proteusartiger gewesen, und nie war ein menschlicher Kopf toller und unbedachter, eisiger und geordneter. Ja, Contrast auf Contrast, das ist ihr Wesen, das ist Figur und Haltung, Seyn und Treiben, Reden und Denken, und vielleicht auch Fühlen. Sentimental und moquant, theatralisch und natürlich, gleichgültig und kokett, herzlich und herb, sie ist das alles und noch viel mehr, wie es gerade kommt, oft einmal alles in derselben Stunde. Eben waren die dunkeln Augen noch gleichsam blaß und müd, und jetzt funkeln sie von Geist, Intelligenz, Bosheit; es schießt wie eine glänzende Flamme daraus hervor, das heißeste Leben des Innern schillert in ihrem Spiegel. Gibt es nicht auch dunkle Diamanten? — Nun sitzt sie da, haltungslos und beinahe ungraziös, gleichgültig und zusammengesunken, und im nächsten Moment fährt sie empor wie eine Springfeder, voll Anmuth und Kraft, voll schwindelerregender Regsamkeit, in flatternder Bewegung, oder auch ganz Stolz, Ernst, Hoheit, Haltung, wie eine Nixe, wie eine Fürstin. Die Mährchen erzählen uns von Zauberinnen, die sich blitzgleich in alles mögliche verwandelten, in eine Rose, in einen Fisch, in eine Kapelle, in einen Vogel; so ist es mit ihr. Wer will es den Menschen verdenken, wenn sie ihr gegenüber nicht gleichgültig bleiben, sondern sie hassen oder lieben? Was sie selbst dabei fühlt, wie sie selbst dabei ist, das vermag ich nicht zu sagen; denn schildern läßt sie sich nicht, man muß sie erleben.

Als ich sie kennen lernte, dachte ich: Puder, Frisur, Reifrock, und was weiter dahin gehört, müßten ihr ganz vortrefflich stehen; es ist Wesen, Figur, Gesicht des vorigen Jahrhunderts. Und wunderbarerweise traf ich bald nachher in einem alten böhmischen Schloß das Porträt einer Gräfin Antoinette W. aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, das ihr ganz, selbst in dieser seltsamen Verbindung von Hochmuth und Kälte, Spötterei und übermüthiger Lust glich. Sie hat ein durch und durch aristokratisches Gesicht; ihr Stamm ist auch adelig, wie der der Rohan oder Levis. Ob sie Urkunden haben, die durch Noah gerettet wurden, weiß ich nicht, sie bewahren aber in dem sichersten Fach ihrer Archive noch eines jener wunderbaren Geschenke der Zwerge oder Elfen oder der sonstigen Geister. Das ist, denk' ich nicht weniger werth.

Ich steh' ihr, die Wahrheit zu sagen, fern, wir stoßen einander ab. Aber wenn wir einmal zusammentreffen, sitzen wir bald bei einander und — der Teufel soll mich holen! — der Fluch gehört durchaus zur Sache — wenn ich mir dann was Besseres weiß, als ein paar Stunden des übermüthigsten, ausgelassensten, anregendsten Plauderns mit ihr! Und jedesmal taucht der alte Gedanke empor: sie ist hundert Jahre zu spät geboren! An Margarethen ging eine der charmantesten Marquisen der Regentschaft verloren, und wir müssen es bedauern, daß die Memoiren jener Zeit nichts von ihr melden konnten, denn sie wäre eine Figur darin geworden wie kaum eine andere.

So bewegten wir uns damals bunt durcheinander und kamen vortrefflich mit einander aus, was an

andern Orten und bei andern Gelegenheiten kaum der Fall gewesen seyn dürfte. Allein bei dem Schalten und Walten unserer Wirthe fanden wir uns gegenseitig ziemlich erträglich und uns selbst ganz behaglich. Ecken und Kanten, an denen man sich hätte beschädigen können, wurden vor uns wie vor Kindern verbaut und aus dem Wege geräumt. Und da gings, und wir lebten lustig in die fröhliche Pfingstzeit hinein. Mancher — nein, ich will sagen: hin und wieder denkt einer vielleicht: Je nun, was will man da leben und erleben? Was läßt sich davon sagen? Was könnt ihr da anders treiben als Kindereien? Was nützt das? Was habt ihr davon? — Aber ich sage euch, das sind blinde Köpfe und blinde Herzen! Die nehmen nichts mehr in sich auf als das Flitterleben der Welt und das Klügeln des klügsten Verstandes. Und wenn ihnen das unermeßliche Blau sich zu Häupten wölbt und wenn ihnen die himmlische Sonne bis zum Herzen blizt — sie werden's nimmer spüren, aus ihnen strahlt es nie zurück, denn die Herzen sind blind geworden und die Köpfe. Arme Menschheit!

II.

Ein Sonnentag.

„Langschläfer, wo bleibst du?“ sagte ich zu Fritz, als ich früh am Morgen in sein Zimmer trat und ihn zu meiner Verwunderung noch im Bett fand. „Heraus mit dir und in die Wirthschaft! Der Vater hat längst geklingelt, es muß gleich zur Arbeit läuten und die andern sind alle auf und draußen.“ — „Hoho!“ versezte er, reckte sich, gähnte und fuhr empor, um nach der Uhr auf dem Nachttisch zu sehen, und fiel wieder in die Kissen zurück. „Daß der Alte geklingelt, glaub' ich schon, er kann's ja nicht lassen. Aber für uns ist es noch nicht fünf Uhr, mein Lieber; mit dem Zusäen sind wir vorgestern fertig geworden, für's Uebrige mag der Wirthschafter sorgen. Heute ruh' ich noch aus. Und drunten ist noch niemand, ich kenne meine Leute.“ — „Eben drum,“ entgegnete ich; „so steh' auf und theile mit mir die Ehre, zuerst da zu seyn, Tisch und Stühle auf der Terrasse zu ordnen. Denn ich habe beschlossen, daß wir heute im Freien Kaffee trinken; der Morgen ist die leibhaftige Einladung dazu.“ — „Traurige Ehre das, Hauskobold zu seyn!“ gähnte er, sprang aber aus dem Bett und kleidete sich schnell an, um mir dann leise die Treppen hinab und durch das stille dunkle Haus zu folgen.

Wenn ihr Morgens in euer Zimmer tretet, findet ihr's still, wie den ganzen Morgen rings, und es fällt euch nicht weiter auf. Kommt jedoch einmal auch so ganz früh, vor dem Tage der meisten, in Räume, wo es für gewöhnlich laut und bunt zugeht, in's Wohnzimmer einer großen heitern Familie, wo ihr dann die vergeblich sucht, die es sonst munter und wimmelnd erfüllen, da findet ihr auch die Stille, aber eine wie andere! Die läßt euch nicht gleichgültig, ihr spürt sie. Und so geschah es auch hier und bei uns. Als wir die Laden aufstießen und die Thüre nach der Terrasse öffneten, als der große Raum sichtbar ward mit seinen vom vorigen Abend noch verschobenen Möbeln; als wir all die so bezeichnenden Einzelheiten vor uns sahen: hier im Winkel am Ofen Margarethens Etablissement, den kleinen Lehnstuhl mit dem unbenuzten Tischchen davor, und umgeben von den Sesseln ihrer Getreuen; dort in der Sophaecke die Kissen und Polster, wie die Kinder sie für den invaliden Körper des Oberesten sorgsam aufzubauen pflegen; da vor dem Instrument wieder eine andere Gruppe, Notenhefte auf dem Pult, einzelne Blätter hinabgeglitten auf die Tasten; und dazu nun draußen die üppigen Laubmassen und Blüthen des Gartens, schimmernd und duftend, hier im tiefen Schatten, dort sonnig überglänzt und durchbrochen von den langen, noch milden Strahlen, und je lauter es draußen war, desto stiller zeigt es sich drinnen: Gott weiß, es war wundersam heimlich und gemüthlich, aber in dieser Einsamkeit und Verlassenheit auch tief melancholisch! Und Fritz sagte zu mir, während wir mitten im Zimmer standen und das alles betrachteten: „Komm hinaus! wir wollen schnell was vornehmen. Das da, das alte Zimmer, die Stille, die Einsamkeit, es macht mir das Herz schwer!“ Und der ist doch sonst wahrhaftig nicht sentimental.

Da schleppten wir denn zu den auf der Terrasse befindlichen Bänken Tische und Stühle herbei, bestimmten vorsorglich die Plätze, ordneten und waren geschäftig, liefen zum Spinde, in dessen Auszug die ordentliche Hausfrau die Decken für den Kaffee- und Theetisch aufbewahrte, suchten uns lachend die festlichste hervor und breiteten sie aus und glätteten sie, ließen das inzwischen erscheinende Mädchen im Zimmer aufräumen, den verwunderten und dann lächelnden alten Diener Tassen und Maschine und alles Nöthige herbeibringen, jagten ihn darauf zum Wecken in's Haus — denn alle Welt solle heut bei einander seyn, und auf seinem Zimmer bekomme heut keiner was, und sahen uns dann seelenvergnügt an und um. „Höre,“ sprach Fritz, „wir haben uns ehrlich eine Belohnung verdient, und da der Kaffee nichtswürdigerweise verschlossen und unzugänglich ist, so frage ich dich nun: was denkst du von einer Partie Piket?“ — „Sehr gut!“ rief ich. Und so rasch zwei Tischchen herbei, eines zum Spielen, eines für den dereinstigen Kaffee, seitwärts vom Gesellschaftskreis aufgestellt, dann die Cigarren und endlich die Karten. Und nun geschwind! es wird wach im Hause! Wer gibt an? Schwarz oder Roth? — Schwarz. — Du! — Gib!

Wir saßen mitten im Spiel, als die innere Thüre geöffnet wurde und Adele, welche wegen ihres Brautstandes und weil sie die „Woche“ hatte, sehr früh

aufzustehen pflegte, im Zimmer erschien, verwundert näher trat und uns und unsere Zurüstung eine ganze Weile stumm betrachtete.

„Das ist mir eine saubere Wirthschaft!“ sagte sie endlich, während sie zum Tisch trat, um das Besorgte zu übersehen. „Schämt ihr euch nicht bei euern Karten vor dem frühen Morgen?“ — „Nein,“ versezte Friz phlegmatisch. — „Fünfundzwanzig, sechsundzwanzig. — Gib uns bald Kaffee und belohne uns für unsere Bemühungen. — Siebenundzwanzig, achtundzwanzig, neun — Hast du die Zehn, Franz? Du hast ein unmenschliches Glück! Neunundzwanzig. Es ist nicht möglich gegen dich anzukommen.“ — „Ihr seyd unleidliche Menschen,“ sagte sie und machte sich am Tisch ganz unnöthig dieß und das zu thun. „Ein wahres Glück, daß ihr nicht zum Schrank kommen konntet, ihr wäret im Stande gewesen, selbst den Kaffee anzugehen.“ Ich zuckte melancholisch die Achseln und Friz sprach lachend: „Sicher, Kind! und er wäre besser geworden als der deine. Bitte, mache ihn heut recht gut.“ — „Und die gelbe Decke!“ rief sie wieder und schlug die Hände zusammen. „Mein Gott, das geht nicht! Die Mutter —“ Indem ging die Thür auf und es erschien natürlich der Verlobte; gleich darauf kam aber auch die Mutter und ward durch Adelen sogleich von unserem Verbrechen in Kenntniß gesezt.

„Meine gelbe Decke? Wie ist das möglich? Hab' ich denn den Schlüssel stecken lassen? Du mein Gott, wie werdet ihr Nichtsnuze mir alles durcheinander gerührt haben!“ schallte ihre Klage, während sie zuerst ihren Schlüsselkorb nach dem unglücklichen vergessenen Schlüssel durchschüttelte und sich dann hastig dem Spinde zuwandte, um den Schaden zu untersuchen und wieder gut zu machen. Wir begleiteten sie lachend und assistirten bei der Inspektion. Verwundert sah sie die ungestörte Ordnung an. „Das habt ihr nicht gethan!“ rief sie. „Die Decke hat unten gelegen; die hättet ihr nie so sauber herausgekriegt. Und alles in Ordnung! Wer hat euch geholfen? Adele?“ — „Nein, Mutter, gewiß nicht. Aber Franz und ich wissen, daß du gern alles sauber und glatt hast.“ — „Nun gut, so sey es euch vergeben, für dießmal! Aber —!“ Sie zog den Schlüssel ab und folgte uns auf die Terrasse, wo sie denn alsbald wieder nach dem Korbe zu suchen begann, den Friz vom Tisch genommen und auf die Seite gesezt hatte. „Wo hab' ich ihn nur!“ rief sie sich umsehend. — „Was soll's, Mütterchen?“ fragte Friz. — „O ich habe noch draußen zu thun, ich muß noch — hast du ihn, Kind?“ — „Ja, Mutter, und du kriegst ihn nicht. Du sollst jezt einmal hier bleiben und dich niedersetzen. Es ist alles besorgt.“ — „Aber das Weißbrod zum Kaffee —“ — „Es kommt schon.“ — „Und die — wir könnten wohl ein paar Kuchen haben, da ihr doch einmal alles in Unordnung gebracht habt.“ — „Ich habe sie bei der Mamsell (Wirthschafterin) schon bestellen lassen, Mutter. Setz dich doch nur.“ — „Ich muß aber noch meinen Strumpf haben!“ — „Den werde ich dir holen.“ Und er eilte fort und kam gleich darauf mit einem schon jezt unermeßlichen und noch lange nicht fertig gestrickten Strumpf zurück. Sie ließ sich lächelnd auf ihrem Platz drängen. Inzwischen erschienen nun auch nach und nach die übrigen, Alt und Jung, selbst die blondlockige Johanna, die sonst stets die lezte zu seyn pflegte, weil ihr die Morgentoilette so viel Zeit wegnahm. Man begrüßte sich, man nahm seine Tasse, man fand den Einfall und die Ausführung allerliebst, scherzte und plauderte, und wir beide rückten unsere Tischchen vor der höher steigenden Sonne wieder in den Schatten, sezten uns zum Spiel und conversirten lustig herüber und hinüber mit der scheltenden oder spottenden Gesellschaft. Hin und wieder trat man auch zu uns und sah dem Spiele zu, einige promenirten auch ein Stückchen in den reichbebüschten Garten lachend und lustig. Denn der Ton war einmal glücklich getroffen und angegeben; der klang nun fort.

Der Amtmann war bereits eine Zeitlang da gewesen, gekleidet, wie immer, schon seit dem Aufstehen für den ganzen Tag, im saubern, aber bequemen braunen Rock — einen Frack hab' ich nie an ihm gesehen, selbst in der größten Gesellschaft nicht — dunkeln Beinkleidern und hohen Stiefeln, den breitrandigen, ziemlich niedrigen weißen Hut auf dem Kopf. Er hielt seine zwei jüngsten Kinder auf den Knieen und unterhielt sich geduldig mit der Blonden, die ihm Gott weiß was für neue Erziehungsmethoden und Maximen vordemonstrirte. Denn das Paar saß uns zunächst und zwischen unserem Zählen hörten wir mehr als einmal die gewichtigen Ausdrücke: ächte Methode — Erziehungsgrundsätze — Grammatik — ein die Weisheit der jungen Wesen durchdringendes, nie ermüdendes Auge — und was dergleichen mehr ist. Der Alte hörte geduldig zu, schüttelte einmal den Kopf, nickte auch zuweilen, nahm eine Prise oder schob ein paar Worte ein, bis er endlich die beiden Kleinen leise von sich drängte. „Sasa!“ sagte er dann. „Nun springt ein bischen umher, aber nicht zu weit, denn ich habe hernach noch was für euch.“ Und darauf lehnte er sich in den Gartenstuhl zurück, während die Hand mit der Dose bequem auf dem Tische lag.

„Mein liebes Fräulein,“ fing er an, „was Sie bemerkten, ist ganz gut und schön, aber für meine Kinder, oder vielmehr für meine Frau und mich ist es zu viel. Wollen unsere Söhne schöne Herren werden und unsere Töchter feine Damen — in Gottesnamen, wir haben nichts dawider; nur mögen sie nicht erwarten, daß wir ihnen dazu besonders behülflich sind. Wir geben ihnen Gelegenheit, das zu lernen, was sie in der Welt und Gesellschaft, was sie zum Leben, zu dem erwählten Stande durchaus gebrauchen. Was zum

sogenannten Schmuck des Lebens gehört, bekommen sie durch uns so weit, daß sie sich selbst forthelfen können, nicht ein Haarbreit mehr, und wir bitten uns ernstlich aus, daß unsere Kinder über dem Schmuck des Lebens nicht das Leben selbst vergessen. Ob die Adele da, die viel Lust zur Musik hat, eine Sonate tadellos spielen und eine große Arie brillant vortragen kann, ist uns beiden Alten höchst egal. Wenn aber darnach Verlangen ist, kann sie einen Tanz, eine angenehme Melodie spielen, ein kleines Stück, ein Volkslied und dergleichen ungenirt und ungeziert singen. Das war unser Wunsch. Ob Eugenie einen Vers richtig scandiren — so nennen Sie's ja wohl? — die Länge oder Kürze einer Sylbe angeben oder gar selbst einen Vers machen kann, das geht mich nichts an. Sie schreibt aber einen klaren Styl und wenn sie vorliest, versteht sie's selbst und läßt es die Hörer verstehen. Das ist wieder unser Wunsch gewesen, bei ihr wie bei allen." — „Ja, aber, Herr Amtmann —" schob seine Zuhörerin ungeduldig ein. — „Sogleich, ich bin gleich fertig," unterbrach er sie. „Sehen Sie, liebes Fräulein," fuhr er lächelnd fort und nahm ein Prise, „wir lehren unsere Kinder Gott und ihre Eltern lieben, die Menschen respektiren, so viel als nöthig, sich in die Welt schicken, sich selbst achten und Ordnung und Wahrheit über alles schätzen. Und wir lassen sie eins nicht nur kosten, sondern, so viel an uns ist, kennen und verehren lernen: das ist ein richtiges, tüchtiges, gutes und heimisches Familienleben. Wer damit nicht durchkommt, und zwar gut, an dem ist Hopfen und Malz verloren. Das wissen wir von den Unsern bisher nicht zu sagen und wir glauben, sie werden durch die Welt kommen, was an ihnen liegt, gut, im übrigen wie es Gottes Wille ist."

Er nickte seiner Frau zu, die den Strumpf hatte sinken lassen und ihn unverwandt mit leise zuckenden Wimpern und Lippen betrachtete; man sah wohl, daß sie in ihm noch immer alles fand wie am ersten Tage ihrer Verbindung. Er war ernst geworden, doch war es der bewußtvolle, freundliche Mannesernst, der auf seiner schönen Stirne lag und in seinen ruhigen, klaren Augen, mit denen er freundlich auf seine herbeigesprungenen Kinder blickte; er drückte dem einen die Hand, er strich der andern leise und lächelnd über das weiche glänzende Haar. Dann stand er auf und indem er nach der Uhr sah, sagte er: „Ich weiß nicht, wie ich darauf — auf all den Ernst kam. Das ist nun der Mann vom Lande, liebes Fräulein, dem fehlt's hie und da am Maß. Und nun, Kinder," fuhr er fort und nahm seine Prise, „nun zu was Lustigem. Bei dem anhaltend schönen Wetter kann es das Vieh draußen wohl schon aushalten und wir wollen es heut hinausjagen. Die Damen, besonders die noch nicht dabei gewesen, will ich nicht nöthigen, es geht dabei oft ein wenig bunt zu. Ihr andern aber kommt doch mit? Auch Sie, Franz? Sie kennen meine Heerde wohl kaum?" — „Doch!" versetzte ich munter. „Aber ich sehe sie immer gern wieder und zumal heut. Wo hinaus soll's gehen? Drüben an den Eichen ist ja auch gute Brache." — „Je nun," meinte er, „wir bleiben wohl hier gleich hinter dem Garten und lassen dem Klee drüben noch ein wenig Zeit, sich nach all dem Regen zu erholen. Was meinst du, Fritz?" — „Freilich, Vater." — „Nun denn vorwärts und laßt uns den Obersten holen, der nennt das seine Revue." Wir eilten ihm nach in's Haus und treppan.

So schließen in solchem Leben der tiefste Ernst und die munterste Lust sich unmittelbar und ganz natürlich an einander.

(Fortsetzung folgt.)

Einige kritische Bemerkungen aus und über Frankreich.

Man mag es beklagen, mag sich darob erfreuen, sicher ist es, daß man in Deutschland neue Bücher über Frankreich und Paris zu drucken nicht müde, und, läßt sich vom Erzeugen auf den Verbrauch schließen, das über Paris Geschriebene zu lesen nicht satt wird. Je zugänglicher Paris durch die leichtere und beschleunigte Verbindung, je näher es gerückt wird, um so mehr scheint die Neugierde, die es erregt, zu wachsen, und es ist, als wolle jeder, der eine Wallfahrt nach dem Mekka des heutigen Europa anzutreten vor hat, auf die persönliche Bekanntschaft durch das Studium des Modernsten, was darüber erscheint, sich vorbereiten.

Ich weiß nicht, ob eine solche Methode geeignet ist, dem Ankömmling in Paris ein richtiges Verständniß der Dinge, die ihm da in einem blendenden Durcheinander vor die Sinne treten, zu vermitteln, und Zweifel, ich gestehe es, drängen sich mir auf, ob die außerordentliche Leichtigkeit des Verkehrs und die Kenntniß, die so viele Deutsche von der französischen Sprache haben, die genaue Auffassung der französischen Zustände durch mehr oder minder lang verweilende Touristen, die von jenseits des Rheins an die Seine kommen, sehr befördert haben. Die verworrene Masse der Tageserscheinungen und der momentanen Verhältnisse nehmen einen Besucher, der in einer so großen und bunten Stadt, um sich in ihr Leben zu versenken, nie lange genug sich aufhält, zu stark und zu mannigfach in Anspruch, als daß er auf die bleibenden Elemente des französischen Wesens, das in Paris zwar nicht alle seine Blüthen treibt und alle seine Früchte trägt, aber doch seinen vollständigsten Ausdruck findet, einzugehen vermöchte. So wird er denn leicht versucht, was ihn bei einem flüchtigen Streifzug oder aufmerksamer Wanderung durch das Labyrinth des Pariser Lebens im Vordergrunde des unendlich reichen Gemäldes mit schillernder Grazie anzieht, oder durch eine starke Abweichung von den Gewohnheiten seiner Heimath abstößt, als bezeichnend für die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände von Paris in sein Tagebuch einzutragen; er macht mit dieser Anschauung, wenn er dem Geflügel des Parnasses angehört, unter seinen Landsleuten Propaganda, und gibt denen, die ihrerseits ihre Fahrt nach dem europäischen Mekka antreten, einen irrthümlichen Maßstab an die Hand. Sie beobachten nach derselben Methode wie er und sind ganz erfreut, die Angaben ihres Führers durch höchst eigene Wahrnehmung bestätigt zu sehen. Auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung tritt dasselbe Wechselverhältniß der mitgetheilten und sodann richtig befundenen Irrthümer ein, und wie in den Wörterbüchern oft dieselben Lücken und dieselben ungenauen Definitionen sich verewigen, so pflanzen sich auch in den Touristenbüchern und Touristenurtheilen über Paris dieselben Verdrehungen und Verwechslungen fort.

Ich hatte öfters Gelegenheit durch persönliche Unterhaltung mit Deutschen, die sich in Paris fleißig und tüchtig umgesehen, deutsche Aeußerungen über die französische Frauenwelt zu hören, und durch Vergleichung dessen, was mir auf diese Weise zu Ohren kam, mit Bemerkungen und Ansichten, die mir über denselben Gegenstand in deutschen Reisebüchern zu Gesicht gekommen, habe ich mich überzeugt, daß jenseits des Rheins in diesem Punkt eine ziemliche Einstimmigkeit der Urtheile trotz großer Verschiedenheit der sittlichen Standpunkte herrschend geworden ist. Mit Einem Worte, man kennt besonders die Grisette und Lorette, die nicht mehr zweideutige Besucherin der öffentlichen Bälle und die vielbesprochene Heldin, welche die vornehmeren Spazierorte mit ihrer Gegenwart zu beleben und mit ihrer Anmuth zu schmücken pflegt; man kennt vorzüglich die lockeren und bestechenden Vertreterinnen des schönen Geschlechts in Paris; man kennt die Grazie seiner Sünderinnen und bewundert die Kunst der Französin, die liebenswürdigen Seiten des Lasters hervorzukehren.

Nicht als ob ich sagen wollte, von den andern Pariserinnen werde völlig Umgang genommen, aber ich glaubte zu bemerken, daß den genannten leichten Geschöpfen eine größere Aufmerksamkeit geschenkt wird, als denjenigen Pariser Frauen, die in einer strengeren Sphäre leben. Es ist dieß auch dem fremden Beobachter und denen, die er belehrt, keineswegs zu verargen; das Heiligthum des häuslichen Lebens ist minder zugänglich als die öffentlichen Vergnügungsorte und die belletristischen Cirkel, und den verborgenen Gängen der Mildthätigkeit zu folgen, die Stätten unermüdlicher Energie und die Asyle der Dulderinnen aufzusuchen, die in Mitten verführerischen Elends auf ihren guten Engel zu horchen niemals aufgehört, das kann man keinem zumuthen, der nicht mit einer besondern Sendung in das Gewirre des Pariser Lebens eindringt. Da

es aber einmal eine alt hergebrachte Regel ist, von dem wohl Bekannten auf das minder Bekannte zu schließen, so konnte die Neigung entstehen, in der Grisette und den angrenzenden Wesen den Typus der Französin oder doch der Pariserin zu suchen, den die gesellschaftlichen Verhältnisse wohl zu bändigen oder abzuschleifen, aber nicht auszulöschen vermöchten.

Auf ähnliche Weise wurden in der Literatur Voltaire, Beranger, selbst Paul de Kock zu den ächtesten Trägern des französischen Geistes gestempelt, als ob ein Corneille, ein Bossuet, ein Chateaubriand gar nicht existirt hätten oder nicht auch Franzosen wären. Dieß ist um so verzeihlicher, als auch französische Gewährsmänner durch ihre Schilderungen dieser Ansicht zu Hülfe gekommen sind und eine ziemliche Anzahl von Einzelfällen in dem großstädtischen Wirrwarr von Paris dieselbe zu bestätigen scheint. Allein zu welchen irrigen Vorstellungen sie auf der andern Seite Anlaß werden kann, davon habe ich in einem übrigens sehr feinen und einsichtsvollen Berichte über Pariser Zustände, der vor kurzem veröffentlicht wurde, einige Beispiele entdeckt.

Der Verfasser dieser Briefe hat bei der jungen, ledigen Französin das Augenmerk auf die Beziehungen zu dem stärkeren Geschlechte sehr hervortretend gefunden und in jedem Pariser Fräulein eine von ihrer Rolle auffallend durchdrungene Ehestandskandidatin gesehen. Er hat diese Beobachtung in einem witzigen Gegensatze zusammengefaßt, indem er das deutsche Mädchen: „ich bin unverheirathet," das französische dagegen: „ich bin noch nicht verheirathet" (je ne suis pas encore mariée) sagen läßt, um Fragen, die diesen kitzlichen Punkt betreffen, zu beantworten. Daß viele Mädchen vom künftigen Bräutigam wachend und schlafend träumen, mag in Paris wie anderswo vorkommen; daß jedoch gar manche Pariserinnen, die weder Noth noch Elterntyrannei dazu zwingt, nicht an die Hochzeit, sondern ans Kloster denken, das beweist der nicht seltene Eintritt von reichen und hübschen Kindern, die um einen Mann nicht verlegen zu seyn brauchten, in die religiösen Frauengemeinden von Paris.

So sehr scheint der Autor jener Briefe von der Richtigkeit seiner Bemerkung überzeugt, und so allgemein herrschend glaubt er auch in Frankreich oder doch in Paris dieselbe Ansicht, daß er als Beleg für die Genauigkeit seiner Beobachtung uns versichert, es werden in Paris auch die unverheiratheten Frauenzimmer gewöhnlich Madame angeredet. Das kann allerdings bei Mädchen, die verehlicht aussehen, aus Irrthum, bei schon bejahrten Fräulein zuweilen aus Höflichkeit, und bei Bürgerinnen, die sich als Freiheit herausnehmen, was nur als Pflicht gestattet ist, so weit sie aber auch den Kreis weiblicher Unabhängigkeit ziehen, doch in ihrer Erscheinung auf das Dekorum die gehörige Rücksicht nehmen, aus Gründen der Schicklichkeit geschehen; ob es aber sonst, die allerhöchsten Regionen ausgenommen, irgendwo Brauch ist, zweifle ich sehr.

Es kam vor einigen Jahren in einem der ersten Bäder Frankreichs ein großer Herr mit einer jungen, schönen und wirklich oder angeblich leidenden Dame an, die er bei den Behörden und den Badegästen des Fleckens als seine hochwohlgeborene Gemahlin bezeichnete. Die Dame ließ sich in der Gesellschaft, deren kleinere Hälfte aus Parisern und Pariserinnen bestand, nicht sehen, und da sie einen sehr hohen Namen trug, dessen Glanz in die Geschichte des französischen Königshauses hinein spielt, so erhielt ihr halbverborgener Aufenthalt an dem vornehmen Kurorte die Bedeutung eines fashionablen Räthsels, und sie selbst ward die geheimnißvolle Löwin der sommerlichen Kolonie.

Eines schönen Morgens langten einige junge Löwen vom Boulevard des Italiens am Gesundbrunnen an und hörten von der schönen Herzogin von Bs., die sich Krankheit halber in ihrem Zimmer einschließe, Wunderdinge erzählen. „Die Herzogin von Bs. die kennen wir, mit der haben wir oft zu Nacht gegessen und Champagner getrunken, gescherzt, gelacht und im Lansquenet uns gemessen. Wo wohnt sie? wir wollen sie sehen." Erstaunen und fast Entrüstung waren die Wirkung so kecker Reden, und die Nachsichtigsten sahen einen ungeziemenden Scherz in den Aeußerungen und den Ansprüchen der hochfahrenden Stammgäste des Café de Paris und der großen Oper. Diese aber ließen sich durch den provinziellen Widerstand, dem sie begegneten, in ihrem Vorhaben keineswegs irre machen, schritten auf das Gasthaus, das ihnen als die Wohnung der hohen Dame bezeichnet worden war, ohne weiteres zu, fragten nach Madame Octave, und als ihnen erwiedert warde, man kenne in dem Hause keine Madame Octave, verlangten sie die Herzogin von Bs. zu sehen, ein Begehren, das ihnen rundweg abgeschlagen wurde.

„Die Nummer des Zimmers?" rief jezt mit lauter, despotischer Stimme einer von den dreien. Dieser Ton hatte die anwesende Dienerschaft des Hauses einen Moment eingeschüchtert; alles war wie versteinert, alles schwieg, nur ein Küchenjunge von eilf bis zwölf Jahren rief in knabenhaftem Eifer und ohne die leiseste Absicht der Bosheit oder des Spottes, hastig aus: „Nummer zwei, Nummer zwei!" — „Dank, mein Junge," antwortete der Frager mit freundlicher Geberde, die ein Vierzigsousstück im Flug begleitete, und ohne einen Moment Rath zu halten, sezten sich die drei Pariser in Bewegung, erklommen die Stiege, und ehe sich die Umstehenden von ihrer Verblüfftheit zu erholen im Stande waren, traten sie mit den Worten: „Wie freut es uns, Sie hier zu sehen, liebe Octave! wie danken wir unserem guten Sterne, der uns hieher geführt!"

und mit ähnlichen Complimenten in das Zimmer der Herzogin triumphirend ein. — „Ach, Sie hier, Octave, Sie hier! das ist ja ganz köstlich, das trifft sich ja ausnehmend gut, das freut uns ganz außerordentlich!“ so ging es in Einem Zuge die ganze Scala der Begrüßungsformeln durch. Die lockere Prinzessin, im ersten Augenblick wohl etwas verdutzt und erzürnt, faßte sich, wie ihr edler Freund und Beschützer, bald. Dieser hatte die Eindringlinge zur Rede stellen wollen, allein das freundliche Entgegenkommen seiner Gefährtin machte ihm die Unschicklichkeit eines Ausbruchs handgreiflich und er zog es vor sich zu bezwingen. Es befanden sich nämlich unter ihnen zwei Journalisten, die man durch einen unfreundlichen Empfang in Mißstimmung versetzen und deren plauderhafte Feder dem Abenteuer in der Hauptstadt eine nicht sehr willkommene Verbreitung geben konnte.

Der rasche Ueberfall endigte mit einer friedlichen Ausgleichung, und man kam dahin überein, daß die Jüngerin Thaliens, obgleich ein lediges Frauenzimmer, von ihren Pariser Bekannten, wenn sie öffentlich sich sehen ließe, mit Madame beehrt werde, wofür ihnen unter acht bis zehn Augen allerlei epigrammatische Vertraulichkeiten gestattet seyn sollten, und so kommt es allerdings, daß eine unverheirathete Dame Madame geheißen wird.

In demselben Bade befand sich zur Hebung eines nicht sehr bedeutenden Ungemachs eine junge Dame mit ihrem bedeutend älteren Mann, für den sie ganz außerordentlich eingenommen schien. Sie machte, wenn man sie auf der Straße oder auf dem Spaziergange vorüber gleiten sah, ja selbst bei einer bloß oberflächlichen Unterhaltung, die ihrem schon gereiften Geist keine Gelegenheit zur Entfaltung gab, den Eindruck eines Mädchens, das den Kinderjahren kaum entwachsen ist. Sie war klein und fein gebaut, in Benehmen und Haltung zwanglos, in ihren Bewegungen kühn und flink. Durch Fels und Gestrüpp schritt sie leicht wie eine Ziege und auf ebenem Pfad lief sie munter hin wie der Quellbach durchs Wiesenthal. Sie ritt zuweilen auf einem schwarzen niedlichen Pony, den sie aus dem Departement der Haiden, wo sie her war, mitgebracht hatte, keck und adrett über Stock und Stein, am Rand der abschüssigsten Senkungen vorbei, und wenn ihre Begleiterinnen, die großentheils minder elegant beritten waren und auf grauem Pergament einher trabten, ihr wegen ihrer Verwegenheit weise Vorstellungen machten, lachte sie laut auf wie der unerschrockenste Knabe. Ihr Mann, der mit dem Italienischen einigen Umgang gepflogen hatte und in dieser schönen Sprache leidlich fortkam, hatte, um ihr Wesen recht poetisch zu bezeichnen, ihr den lieblichen Namen Farfalla beigelegt, und in der That ließ sie sich nicht mit Unrecht einem Schmetterlinge vergleichen. Ihre Schmetterlingsnatur brachte nur den, freilich vielleicht schmeichelhaften Nachtheil mit sich, daß der ihr gebührende Titel Madame ihr häufig vorenthalten und sie von Personen, die es nicht für möglich hielten, daß ein so jugendliches Geschöpf schon in den Banden der Ehe liege, mit Mademoiselle angeredet wurde. Sie nahm das Mißverständniß natürlich niemals übel und erzählte vergnügt, daß ihr das seit den fünfzehn Monaten, die sie verheirathet sey, schon ein paar hundert mal, und zumal in den Läden von Bordeaux vorgekommen sey. Wie aber bei wechselseitiger Mittheilung von Erlebnissen die Erzählung eines Schicksals oder Abenteuers häufig ähnliche Enthüllungen hervorruft, so bemerkten auch bei dieser Gelegenheit anwesende Damen, daß Farfalla nicht die einzige sey, die eine solche Verwechslung erfahren, und selbst in Paris, wurde versichert, finde dergleichen sehr häufig statt.

Das Bad, das die liebenswürdige Farfalla durch ihre Gegenwart erheiterte, liegt in der Nähe von wildromantischen Naturscenen, die einem erregbaren Besucher leicht eine mit Schauer gemischte Bewunderung einflößen. Frankreich ist reich an Gegenden, deren Reize, düsterer, schroffer, fast unheimlicher Art, auf gewaltige Kämpfe und Krämpfe der Erde in grauer Vorzeit schließen lassen, und weicheren Gemüthern, die überall ein wohnliches Asyl verlangen und die erhabensten Schrecken der Natur durch den Gegensatz sanften Behagens gemildert wissen wollen, mögen dieselben minder zusagen. Um so mehr hat mich ein Ausdruck in einem deutschen Berichte aus Paris überrascht, der eine Reihe feiner Beobachtungen in anmuthiger Form enthält. Es wird in diesem Aufsatz die Umgegend von Paris eine französische Landschaft, und zwar in dem Sinne genannt, daß dieselbe für den landschaftlichen Charakter des Landes als ein typisches Muster und gleichsam als maßgebend betrachtet werden könne. Da ich von jeher die Deutschen für stark in der Erdbeschreibung gehalten habe und mir außerdem bekannt war, daß die deutsche Literatur an Reisen, und zwar gründlichen Reisen in Frankreich keinen Mangel leidet, so war mir der erwähnte Ausdruck höchst auffallend, und ich fragte mich: „Gehört das Thal von Gresivaudan, der Mont Dauphin, der Mont Venteu, der Puy de Dome, der Maladetta und der Canigou denn nicht zu Frankreich? Hat Jean Paul nicht von dem Campanerthal phantasirt, und sind die Auvergne und die Rouergne, das Limousin und das Morvan, Franche Comté und Hochburgund denn keine französischen Landschaften? Und kann die freundliche, aber bedeutungslose Umgebung von Paris, die sich in ganz Europa ohne Zweifel an vielen Orten wieder findet, als eine vollgültige Vertreterin der hier aufgezählten Landschaften angeführt werden?

Mit diesen Gedanken schlug ich mich herum, als mit Einem mal eine Art Abhandlung über den Antheil,

welchen die Natur jedem der verschiedenen Völker Europas bei dem künftigen Werke der Besetzung, des Anbaus und der geistigen, sittlichen und physischen Entwicklung der jezt von den Bekennern des Islam eingenommenen Länder, namentlich der Küste Nordafrikas angewiesen habe, aus einem dunkeln Schachte meines Gedächtnisses emporstieg. Diese Abhandlung hatte ich vor etwa fünfzehn Jahren gelesen und hauptsächlich eine Stelle daraus behalten, in der dem gebirgigen Spanien die Region des Atlas, Frankreich aber als einem Flachlande das niedere Nildelta zugesprochen wird. Mir hatte diese holländische Vorstellung vom schönen Frankreich immer viel Spaß gemacht, und ich weiß noch, daß ich dieselbe mit einem Vorschlag der damals unanständig löschpapierenen Oberpostamtszeitung im Frühjahr 1814, kurz nach allgemeiner Einstellung der Feindseligkeiten, in Zusammenhang brachte. Dieser Vorschlag ging dahin, Elsaß, Lothringen und die flämischen Theile des französischen Flandern von Frankreich abzutrennen, und so weit schien mir die Idee eben so wenig unvernünftig als der damaligen Stimmung in Deutschland zuwider. Der Urheber des Vorschlags wollte Frankreich für die abgetretenen Länderstriche germanischer Zunge mit der halbfranzösischen Grafschaft Nizza und dem französisch redenden Savoyen billig entschädigen, und auch das schien mir höchst naturgemäß und verständig. Savoyen sollen sie haben, sezte er hier bei, nur nicht den Montblanc, und dieser Ausschluß des Königs unter den Bergen war weder durch politische noch durch strategische und ethnographische Rücksichten begründet; aus dem ganzen Inhalt und aus dem Geist des Aufsatzes zog ich jedoch den Schluß, daß der sehr dichterische Verfasser den Montblanc als ein europäisches Heiligthum betrachtete und den Gedanken nicht ertragen konnte, die Wache dieses Heiligthums einem so leichtfertigen und gottvergessenen Volke wie die Franzosen anvertraut zu sehen.

Ich habe für meinen Theil die Vaterlandsliebe immer von einer so grimmigen, und ich wage beizufügen, so knabenhaft grimmigen Abneigung vor dem Volke, mit dem man auf dem Feld der Ehre sich feindlich getroffen, unabhängig und für etwas zu Ernstes und Männliches gehalten, um an derlei ästhetischen Entscheidungsgründen in Fragen des Kriegs und des Friedens ein anderes Gefallen als an andern grotesken Erscheinungen zu empfinden; aber es scheint, mein Gefühl wird nicht von jedermann getheilt, und ich kann nicht umhin, mir die oben angezogene Aeußerung über den flachländischen Charakter Frankreichs und die erwähute Mahnung, den Franzosen mit dem übrigen Savoyen nicht auch den Montblanc zu lassen, in folgender Weise zu erklären.

Es gab und gibt in Deutschland wie anderswo, und wohl noch mehr als anderswo, dichterisch gebildete Geister, die in den Bergen die natürliche Poesie eines Landes, in dieser Poesie aber so gut die Ehre eines Landes, wie in seinen großen Thaten und seiner ruhmvollen Vergangenheit erblicken. Wer nun die meisten Berge hat, der hat die meiste, wer den höchsten Berg, hat die höchste Poesie, Flachländer aber bieten nichts als Prosa und gehören also nicht zu den Ehrenplätzen der Erde. Dieser Anschauung zufolge ist der Besitz des Montblanc das Ideal der Poesie, die Savoyarden und Murmelthiere leben in lauter Poesie, und da es jenem Korrespondenten der Oberpostamtszeitung klar war, daß der Montblanc kein deutsches Eigenthum werden könne, so wollte er wenigstens dafür Sorge tragen, daß er den Franzosen nicht in die Hände falle; den Franzosen gönnte er diese Poesie einmal nicht, „sie sollen sie nicht haben,“ mochte er ausrufen, und wer weiß, wenn Gott den Rhein nicht mit alten Legenden und besungenem Rebensaft gesegnet hätte, wenn die Loreley nicht verführerische Lieder von ihrem Felsen herabgähnte, wenn ein Heer von Rattengespenstern nicht um den Mäusethurm herum rumorte und die Düsseldorfer Schule nicht empfindsame Bräute auf den Fluthen des gefeierten Stroms spazieren führte, wenn er bloß ein nützliches, aber nicht romantisches Wasser wäre wie die Donau bei Donauwörth und Ingolstadt, wer weiß, ob in diesem Falle die deutsche Sängerjugend Anno Vierzig so herzhaft und eifrig ihre Schuldigkeit gethan hätte. Ich kann sogar den Gedanken nicht unterdrücken, daß, wenn für so manchen Deutschen Frankreich ein prosaisches Flachland ist, wenn er die französische Kunst nur in den lüsternen Erzeugnissen eines Boucher oder den gespreizten Figuren eines David, die französische Literatur nur mit dem steifen Reifrock an dem Hofe von Versailles oder in dem tollen Strudel des Aufruhrs gegen Geschmack und Sitte, den französischen Staat nur in den Gräueln demagogischer Anarchie oder unter dem Eisenpantoffel des Despotismus sieht, wenn er die französische Sprache „abgegriffen“ schilt und dem französischen Leben alle Poesie, selbst die der Flasche abspricht und die Einwohner des Landes, das den Champagner und Burgunder, den Bordeaux und den Hermitage erzeugt, einem traurigen Wasserkultus ergeben glaubt, dieß nur die Wahrheit des Satzes bekräftigt, den jener Trunkenbold in Auerbachs Keller ausgesprochen hat:

Ein ächter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.

Viele Mißverständnisse, viele irrige Ansichten mögen auch daher kommen, daß man ganz Frankreich zu ausschließlich, zu unbedingt nach Paris, und Paris, wie schon bemerkt, zu sehr nach dem, was am meisten hervortritt, am offensten zu Tage liegt, beurtheilt. Es wird mir nie beifallen, den ungeheuern Einfluß, den Paris auf das übrige Land ausübt, in Abrede zu

stellen oder zu verkleinern, ich werde nicht müde das politische Gewicht und die gesellschaftliche Anziehungskraft der französischen Hauptstadt, namentlich auf die mittleren Klassen der Nation, anzustaunen und kann mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich einen Kaufmann oder Gewerbsmann der Provinz von dem unabhängigeren Geiste, der sich in den Departements entwickle, von der Auflehnung gegen Paris, die man allenthalben wahrnehme, erzählen höre; aber man geht denn doch etwas weit, wenn man geradezu, ohne Erläuterung und Einschränkung, wie das schon so oft geschehen ist, ausruft: Paris ist Frankreich, und sich einbildet, Frankreich zu kennen, weil man in Paris sich herumgetrieben, Frankreich geschildert zu haben, weil man Pariser Skizzen geschrieben hat. — Wer Gelegenheit hatte zu sehen, wie gerne die Franzosen sich landsmannschaftlich zusammenhalten, mit welcher Freude viele von ihnen in vertrautem Gespräch die örtlichen Eigenthümlichkeiten ihrer heimischen Mundart gebrauchen, und wie sehr endlich die einzelnen Stämme einander aufsäßig sind, wie gründlich unter andern der Bretagner den Gaskogner verachtet, der muß den Glauben verlieren, daß ganz Frankreich nach dem Muster von Paris gemodelt und die provinziellen Unterschiede in das Reich der Schatten und „der überwundenen Dinge" verlegt seyen.

Von den Verwechslungen, die hieraus entstehen, will ich hier zum Schlusse nur einigen, die das französische Wörterbuch betreffen, eine kurze Beleuchtung widmen. Weil man in Paris und in ganz Frankreich von einer Putzmacherin oder einem Handschuhmädchen, von einer Tänzerin oder einer Grisette, häufig sagt: »elle est gentille,« habe ich vor Kurzem mit Hitze und Eigensinn einen deutschen Belletristen behaupten hören, dieses Wort gentille werde nur von der Pariserin gebraucht, und zwar von einer Pariserin, die mit allen Erfordernissen der specifischen Pariser Grazie ausgerüstet sey. Die ganze Gesellschaft, aus sechs bis sieben Landsleuten bestehend, gab ihm vollkommen Recht; denn, wurde witzig bemerkt, alle Frauen, die in Frankreich gentilles sind oder Anlage haben es zu werden, kommen, von ihrem guten Geist getrieben, nach Paris und werden Pariserinnen. Dagegen machte ich ohne viel Erfolg geltend, daß dieses Beiwort eben so gut einer Bäuerin gegeben werde als der zierlichsten Pariserin, und zwar nicht der Vorzüge wegen, welche das Dorfkind mit einer Schönen der Chaussée d'Antin oder der Rue de la Paix gemein haben könne, sondern wegen seiner eingeborenen ländlichen Anmuth und Frische. Ich führte als Beleg die auf dem Lande sehr gebräuchliche Redensart an: un gentil brin de fille, und schickte mich an, ähnliche Beispiele beizubringen; ich machte darauf aufmerksam, daß gentil, wie das verwandte englische gentle, in dem Sinne von sanft, nachgiebig, zuthulich, und also eben so sehr von der Gemüthsart und der Sitte als von der äußern Grazie gesagt werde; ich führte Redensarten des alltäglichen Lebens an, wie: »vous n'êtes pas gentil aujourd'hui,« »vous étiez autrefois plus gentil,« die von Schwestern und Gattinnen häufig gebraucht werden, um ihren Brüdern und Männern Mangel an gutem Humor und Freundlichkeit, barsches, ungefälliges Wesen vorzuwerfen. Ich brachte es jedoch mit meiner Beweisführung nicht sehr weit, und man spottete über meinen Ernst und Eifer, um eine solche Kleinigkeit in's Reine zu bringen. Als ich aber gar noch versuchte, durch verschiedene Citate darzuthun, daß gentil häufig so viel als das deutsche lieb oder herzig bedeute, so entstand ein allgemeines Halloh, ich ward einstimmig für schuldig erklärt, das schreiendste Paradoxon vorgebracht zu haben. Lieb und herzig, hieß es, seyen Begriffe, von denen die Franzosen keine Ahnung haben; ich wurde fast des Hochverraths an den heiligsten Kleinodien des deutschen Bewußtseyns angeklagt, und ich glaube gern, daß auf die Pariser Kreise, in denen meine Gegner ihre Sittenstudien zu machen pflegen, die Anwendung der genannten Prädikate durchaus nicht statthaft wäre.

Wie über das Wort gentil, so fand ich über das Wort flâner eine bedeutende Begriffsverwirrung im Schwang. Allenthalben in deutschen Schriften oder in Gesprächen mit Deutschen wird, dünkt mich, „Flaniren" für ein fashionables Farniente auf den Boulevards gebraucht, wobei eine gemächliche Bewegung mit nachlässiger Befriedigung der Neugierde sich verbindet, und es ist auch nicht viel dagegen zu sagen, daß „Flaniren" als Fremdwort zur Bezeichnung dieser köstlichen Spielart des menschlichen Müssiggangs diene; aber es wird oft, und zwar ganz natürlich, hieraus der falsche Schluß gezogen, daß flâner im Französischen auf derselben Höhe stehe. Dem ist aber sicherlich nicht so. Noch vor etlichen zwanzig Jahren war dieses Zeitwort ausschließliches Eigenthum des Pöbels und kam nur in sehr schlechtem Sinne zum Vorschein: zur Brandmarkung von Faullenzerei, von Liederlichkeit, in Momenten des Unmuths und der Entrüstung, gewöhnlich mit einer Betonung, die keineswegs gute Laune verrieth. Man sagte und sagt noch immer eben so gut flâner au lit als flâner dans la rue, und die Idee einer anmuthigen und beneidenswerthen Muße war von der Idee, welche das Wort erweckt, himmelweit entfernt. Allein im revolutionären Taumel der Julierеignisse ward es nach und nach aus seinem Schlamm hervorgezogen, drängte sich ein in die kleinen Journale, in das Vaudeville, in die Kaffeehausunterhaltungen, in den zwanglosen Verkehr von guten Freunden, und zwar sowohl mit der Geltung, die es bei dem untern Volk hat, als mit der Glorie einer poetischen Unthätigkeit, und es hat jetzt ganz die Miene eines glücklichen Emporkömmlings angenommen. Dem Empor-

kömmlinge bleiben aber gewisse Regionen der Pariser Welt verschlossen, und nicht bloß die höhere Poesie und Prosa, selbst die höhere Comödie weist ihn zurück: diejenige Gesellschaft, die in Deutschland durch Sprachmengerei, in Frankreich durch Spracheinheit sich auszuzeichnen glaubt, hat ihm bis jezt seine Gunst noch nicht geschenkt, und dasselbe Wort, das in Deutschland die Ehre des besten Tons und ein aristokratisches Ansehen zu genießen scheint, hat sich in Frankreich von dem plebejischen Schmutze, der ihm von Haus aus anklebt, noch nicht zu reinigen vermocht.

Noch viele andere Wörter könnten Stoff zu ähnlichen Bemerkungen geben, allein es ist meine Absicht nicht, einen berichtigenden Beitrag zur Literatur der französischen Sprache zu schreiben; ich wollte nur durch einige Thatsachen die Ansicht unterstützen, daß bei äußerlich nicht geringer Bekanntschaft mit den Zuständen eines fremden Volks und mit dem Besitz ansehnlicher Mittel, um dieselbe zu erweitern und zu vertiefen, gewisse Irrthümer, gewisse Mißverständnisse fortbestehen, wenn dieselben in einer Ueberlieferung wurzeln, die dem Geist der Nation entspricht und ihrem Selbstgefühle schmeichelt, und daß die unabweisbarsten Wahrheiten, die verbürgtesten Aufschlüsse, die schlagendsten Erfahrungen große Mühe haben gegen Vorurtheile aufzukommen, die einem Volke in's Fleisch gewachsen sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, Januar.

Der Winter. — Wucherprocesse. — Der Klopfgeist. — Kunst. — Karl Geib.

Dünn und fein, nur so hingehaucht, liegt am Morgen des 25. Januar der erste Schnee auf den dunkeln Dächern, eine leise Mahnung an das alte Sprichwort, daß noch kein Wolf einen Winter gefressen. Indeß ist St. Vinzenz, der Weinpatron, im Sonnenglanze vorüber gegangen, und die feine weiße Hülle vermag das frische Hoffnungsgrün nicht mehr zu verdecken, welches das ganze rheinische Land überkleidet. Von Kälte, grimmiger Kälte sogar faselt der hundertjährige Kalender, nun aber seine Prophezeiungen bis heute sammt und sonders zu Schanden geworden, wie die des seligen Zeus-Stieffel auch, wer sollte sich noch von dem schrecken lassen, was er an bösem Wetter für den Nachwinter aufgehoben? Vor mir steht im Glase ein duftender Veilchenstrauß, im Garten blühen Primeln und Osterluzei, Mandeln und Pfirsiche haben da und dort längst ihre Blüthen getrieben. Aehren waren bisher auf jedem Felde zu sehen, selbst der Weinstock hat Schosse getrieben und in Dürkheim hat man nach Neujahr völlig reife Herlinge gegessen und gekeltert. Kurz, das Barometer unserer Hoffnungen steht hoch, um so höher, je näher der Vergleich mit dem Jahre 1834 liegt, dessen Winter durchgängig nicht einmal so mild war, wie der heurige bis jezt. Zwischen Hoffnung und Erfüllung kann freilich noch vieles quer liegen, aber wir Pfälzer sind etwas sanguinischer Natur und lassen uns nicht leicht irre machen in dem, was wir — wünschen und hoffen.

Schade nur, daß die Bilder, die das Leben bietet, nicht allerwege so erquicklich sind, wie die draußen in der Natur! Muß ich doch die Leser sogleich wieder dahin führen, wo ich sie nach meinem lezten Briefe verlassen habe, nämlich vor Gericht. Wucher und nichts als Wucher, Wucher von Christen und Juden bildet das Tagesgespräch und das tägliche Zeitungsfutter. In immer weiterem Kreise breiten sich die Untersuchungen aus und es werden Leute vor Gericht gezogen, deren Namen kein Mensch unter denen der socialen Vampyre gesucht hätte. Es geht ein großer, aber heilsamer Schrecken durch das Land. Ein Zittern ist über die bösen Gewissen gekommen, das manchem den Schlaf verdirbt, und die öffentlich bestellten Rathgeber haben kaum Ohren genug, um die Beichte schuldbewußter Kinder Israels oder christlicher Schalksknechte und Mammonsdiener anzuhören, die das Damoklesschwert immer über ihren Häuptern schweben und das mene tekel auf jeder Wand geschrieben sehen. Es ist so zu sagen ein Rachegeist in das lange ausgesogene Volk gefahren. Es fordert seine Opfer wieder, seit es weiß, daß sie gefordert werden können, und mancher arme Schlucker hat gegenwärtig einen Mann in seiner Gewalt, der früher die seine über ihn im Uebermaße geübt hat. Der Gedanke liegt nicht fern, es könnte der Sinn des Volks mehr und mehr von jenem lang genährten Hasse gegen die Reichen und Besitzenden inficirt werden; doch ist dieß, wie ich glaube, nicht zu fürchten. Das Volk hat Takt genug, die Redlichen von den Unredlichen zu unterscheiden, und wir haben in der jüngsten Zeit ein schlagendes Beispiel dafür, indem alle Welt die würdigen und wohlthätigen Glieder einer reichen Familie bedauert, weil durch ein weniger würdiges ihr geachteter Name Wuchers halber bemakelt wird. Daß die kleineren Kreditverhältnisse dadurch eine Aenderung erfahren müssen, daß dem Wucher gesteuert wird, versteht sich von selbst, es kann dieß aber nur eine Aenderung zum Bessern werden, indem leichtsinniges Schuldenmachen erschwert und das Volk gegen Uebervortheilung geschüzt wird. Oeffentliche Kreditkassen sind jezt die Losung geworden.

Von sonstigen moralischen und socialen Schäden, die der strenge Ernst der Rechtspflege immer offener zu Tage legt, wäre auch bei uns viel zu reden, ich trage indeß gerechtes Bedenken, dieß vor den Ohren der Leser dieser Blätter zu thun, denen eine solche Gerichtssaal- und Gefängnißschau wenig erquicklich werden dürfte. Aber auf ein anderes schon mehrfach betretenes Feld glaube ich sie doch für einen Augenblick führen zu dürfen. Es ist das der Auswanderung. Oeffentlich und heimlich, lezteres meist zu wesentlichem Schaden einzelner Personen und ganzer Gemeinden, geht sie ihren Gang, ja der Zug nach Eldorado scheint immer mächtiger werden zu wollen. Selbst Kinder ergreift er, als ob die Wunderpfeife von Hameln ihre Weise hören ließe. Wir haben ein auffallendes Beispiel dafür noch jüngst an einem dreizehnjährigen Knaben, dem einzigen Sohne einer geachteten Beamtenfamilie, erlebt. Emancipationssucht führt die einen, Golddurst die andern über den Ocean, derer nicht zu gedenken, die die Noth, meist die selbst verschuldete, hinüber treibt. Daß einer reich oder doch wohlhabend zurückkehrt, ist eine Seltenheit. Indeß haben wir in der Pfalz ein eigenthümliches Exemplar der Art aufzuweisen gehabt. Ein junger Mann, dem Kaufmannsstande angehörig, kehrte vor zwei Jahren nach verhältnißmäßig kurzer Abwesenheit mit einem für seine Verhältnisse bedeutenden Vermögen zurück. Ueber die Art, wie er dasselbe erworben, hat man nie genaueres erfahren, kurz, er besaß es. Vor wenigen Monaten ließ er sich bestimmen, die neue Welt nochmals zu besuchen, und bald verbreitete sich das Gerücht, er sey verunglückt. Neuere Nachrichten aber klingen noch schauerlicher. Gehenkt hat man ihn, nicht lange nachdem er den amerikanischen Boden wieder betreten, weil er vordem zu einer Gesellschaft von Gentlemen of the night gehört, die durch eine Reihe dunkler Thaten sich in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesezt hatten. Daß diese schauerliche Geschichte viel Redens im Lande macht, können Sie sich denken.

Ich gehe von diesem Nachtgebiete zu einem andern über, das ebenfalls zu den dunkeln, doch in viel milderem Sinne, gehört. Die Ihnen bereits bekannte junge Somnambule zu Bergzabern macht noch immer von sich reden und es stehen neue Enthüllungen über ihren sogenannten Klopfgeist zu erwarten, denen aber wohl die wissenschaftliche Beglaubigung fehlen dürfte. Die Stimmen über die räthselhafte Erscheinung sind noch immer getheilt, und Männer, denen ein unbefangenes Urtheil wohl zugetraut werden darf, geben Berichte, auf Autopsie gegründet, die mindestens auf ein Wirken gewaltiger animalisch-magnetischer Kräfte schließen lassen, während andere, und darunter sehr tüchtige Mediciner, es geradezu für eine Schande erklären, daß die ungeheuern Uebertreibungen, wo nicht gar der schmähliche Betrug, nicht schon längst die gebührende Enthüllung gefunden. So viel scheint gewiß, daß recht gründliche Beobachtungen noch keineswegs angestellt worden sind, und Verdacht muß es doch auch erregen, daß die Eltern des Mädchens nicht zu bewegen sind, dasselbe eine Zeitlang einer öffentlichen königl. Anstalt, wie dem Krankenhause zu Frankenthal, zu überlassen. Ich für meinen Theil vermuthe, daß die Geschichte dieses Klopfgeistes, oder vielmehr dieser Klopfsomnambule, die den Reiz der Neuheit ohnehin schon verloren, sich im Sande verlaufen werde, wie so manche andere ähnlicher Art.

Von Wintervergnügungen und Festen werden Sie aus der Provinz wohl schwerlich etwas zu hören erwarten. Was wäre auch aus einem Lande zu melden, aus welchem die leidige Politik und ihr trauriges Gefolge selbst den lustigen Prinzen Carneval sammt Jocus und Momus vertrieben hat? Man spricht von dem neuen Kaiserthum und den neu anzulegenden Eisenbahnlinien, von Krieg oder Frieden; man liest die conservative Pfälzer und die demokratische Speyrer Zeitung, wohl auch den radikalen Frantz-schen Lichtfreund und den orthodoxen Kirchenboten oder den christlichen Pilger und ärgert sich über die einen oder die andern, je nachdem man diese oder jene politische und religiöse Farbe bekennt. Dazu paßt nicht Scherz noch Kurzweil. Glücklicherweise ist aber jene Zeit gänzlich verschollen, in der man allabendlich in diesem oder jenem Club, im Volks- oder Arbeiterbildungsverein bombastische Phrasen und redewüthigen Unsinn zum besten gab. Es scheint sich Vernünftigeres dafür Bahn machen zu wollen. In einzelnen Städten, besonders da, wo sich Gewerbschulen befinden und Gewerbsvereine gebildet haben, fängt man an einige Abendstunden in der Woche mit Vorträgen über Experimentalphysik oder Chemie und deren praktische Anwendbarkeit auf Gewerbe und Landwirthschaft auszufüllen, und das Publikum beweist durch zahlreiche Theilnahme, daß es Geschmack daran findet und den Nutzen solcher Vorträge zu würdigen weiß. Selbst geschichtliche Vorlesungen tauchen auf, und wenn der Friede erhalten wird, werden hoffentlich auch die verstimmten Instrumente wieder Ton bekommen, wird der edeln Musica wieder mehr ihr gebührend Recht im Lande werden, als es in der disharmonischen Zeit der Fall ist. Was die andern schönen Künste und die Literatur dazu anlangt, so ist es trotz des frühlingsartigen Wetters wahrhaft winterlich still im Lande. Nicht als ob die Pfalz unter ihren Söhnen keine Künstler zählte, sie hat vielmehr deren recht wackere aufzuweisen, aber die Heimath ist der Boden nicht, auf dem sie ihren Heerd gründen könnten. Bürkel, Eberhard, Bernatz und Fried leben längst in München, Schlesinger noch länger in Berlin, der treffliche Porträtmaler Serr hat Straßburg, der Bildhauer Hornberger Mannheim zum Aufenthalte gewählt. Nur Franz Schmitt, durch seine naturwahr und sauber gemalten Fruchtstücke bekannt, wohnt in Frankenthal, wohin vorerst auch Cäsar Willich, der vielversprechende Historienmaler, zurückgekehrt ist. Wo sein Altersgenosse Anselm Feuerbach gegenwärtig sich aufhält, weiß ich nicht einmal. Die pfälzischen Dichter sind schweigsam, als säßen sie an Babels Wassern und hätten ihre Harfen an die Weiden gehängt. Indeß hat der hervorragende unter ihnen, der Sänger der Amaranth, übergenug von sich reden gemacht. Der älteste derselben ist aber vor kurzem heimgegangen. Karl Geib, der greise Sänger der Rheinlandssagen, ist am verflossenen 19. December in seinem Geburtsorte Lambsheim im 76. Lebensjahre gestorben. Der alte Veteran, der Anno 1804 als Deputirter der Krönung Napoleons I. beiwohnte, sollte am Abend seiner Tage noch die Wiederaufrichtung des französischen Kaiserthrons durch den Neffen des von ihm oft im Liede gefeierten Helden sehen, ehe er zur letzten Ruhe einging. Mehr dem früheren als dem jezt lebenden Geschlechte bekannt, wird Geibs Name seltener mehr genannt werden, aber aus der deutschen Dichterhalle doch nicht verschwinden, wenn ihn auch nicht die Glorie der Gefeierten umgibt. Unter seinen näheren Freunden aber und besonders in der Heimath, wird der wackere Greis um seines edeln und äußerst liebenswürdigen Charakters willen im freundlichsten Angedenken und im Segen bleiben. Außer den früher vielgelesenen „rheinischen Sagen“ in poetischer Einkleidung und zwei Bänden „lyrischer Gedichte“ haben wir von Karl Geib auch noch eine ziemliche Anzahl prosaischer Schriften, darunter „Sagen und Geschichten des Rheinlandes,“ „der Rhein,“ eines der illustrirten Werke nach Art des malerischen und romantischen Deutschlands, ein „Handbuch der griechischen und römischen Mythologie,“ eine „Theorie der Dichtungsarten“ nebst „Blumenlese“ dazu. Außerdem hat er mehrere Reisehandbücher und Uebersetzungen aus dem Französischen herausgegeben, unter den letzteren namentlich das Leben Eugens von Leuchtenberg nach Aubriet, zwei Bände der neuen Biographie der Zeitgenossen, die Memoiren Napoleons und Neys. Auch Ovids Festkalender im Versmaße des Originals ist von ihm übersezt erschienen.

Nizza, 1852.

Aus einem Tagebuch.

Der Canal ist überschritten; diesseits desselben wird es anders seyn, ob besser, wissen die Götter. Ein bedeutender Contrast stellt sich wenigstens heraus, und ein in die Augen fallender, wenn man aus dem großen, ernsten, ruhigen England an die Ufer seines Erbfeindes gelangt, wo alles sogleich eine andere Farbe und Gestalt trägt. — Wir reisen, weil wir Engländer sind, à l'anglaise, d. h. umgeben von einer Masse unnöthiger Nothwendigkeiten für den Comfort des Lebens, so daß wir vor lauter Sorge für alle diese materiellen Güter kaum zu einiger Behaglichkeit gelangen können. Unsere Bagage besteht für drei Personen aus sechzehn Koffern und Säcken, von größerer und kleinerer Gestalt freilich, aber durch ihre Zahl immer ein Hinderniß, indem kein Wagen sie fassen kann. Wir haben eine Jungfer, die nur Englisch spricht, und einen Diener, einen Italiener, der sich in allen Sprachen versucht, aber eine so geläufige Zunge hat, daß ihn niemand verstehen kann. — Zu den Gegenständen für unsere Bequemlichkeit gehört auch ein großer Lehnstuhl, der sich zusammenschlagen und verpacken läßt. Dieser wird bei unserer jedesmaligen Ankunft in einem Hôtel zuerst hervorgezogen. Dann haben wir einen Kasten mit Arznei bei uns, der für zwanzig Pfund Sterling Medicamente enthält; dieser muß jeden Abend für nothwendige Fälle bereit gestellt werden.

Man sagt, England sey theuer; indessen zahlten wir in Brighton im Steyn Hôtel für einen großen Salon au premier mit einer Aussicht auf das Meer und drei Schlafzimmer nur acht Thaler täglich, und in Dieppe forderte man vierzig Franken für minder gute Zimmer. — Was uns bei unserer Landung an der französischen Küste am unangenehmsten berührte, war das Durcheinanderreden von hundert Menschen aller Arten, die uns nicht zu Wort kommen ließen. In England geht alles so ruhig und ordentlich zu; man denkt erst und spricht dann; hier im Gegentheil spricht man erst und überläßt es dem Zufall, ob er einen gesunden Gedanken folgen lassen will. Da ich den Dolmetscher für unsere Reisegesellschaft abgeben muß, ist meine Aufgabe nicht leicht.

Meine Leidensgefährtin in der Cajüte war eine reizende kleine Französin von siebzehn Jahren, die Gattin eines Jünglings von dreiundzwanzig. Sie sprach nur ihre eigene Sprache und freute sich unendlich, daß ich dem Strome ihrer Worte zu folgen vermochte. Sie fand das Leben so reizend, sah alles in so frischen Farben, freute sich an allem, genoß alles. Welch ein Reiz liegt in diesem jugendlichen Sinn! Mir war, als blickte ich in ein fremdes, fernes Land, dessen Glockentöne auch ich einst vernommen und die jezt nur ein so schwaches Echo in meinem Herzen finden.

Um eilf Uhr Nachts erreichten wir den Hafen von Dieppe. Ich raffte mich auf, um vor allen andern das Schiff zu verlassen und im Hotel Zimmer für uns zu bestellen. Aber das hieß fare il conto senza l'oste. Ich durfte das Schiff nicht ohne Paß verlassen und wir besaßen nur ein einziges solches Papier, auf dem wir sämmtlich verzeichnet waren. Meine kleine Pariserin wußte Rath; sie meinte, wenn ich zwischen ihr und ihrem Männchen gehe, würde in der Eile und dem Gedränge niemand mich bemerken, und so geschah es denn auch. Im Hotel Royal wimmelte es schon von Gästen, und nur mit Mühe gelang es uns, noch bequeme Zimmer zu finden. Giuseppe ging, auf der Douane unsere Nachtsäcke zu holen, kehrte aber mit der traurigen Botschaft zurück, daß man den einen zurückbehalten, weil ein großes Stück Flanell darin gewesen, das steuerbar sey. Es war ein Badetuch. Wir lachten über diesen Unsinn, aber nur einen Augenblick, denn gar bald vermißten wir eine Menge Sachen, die uns für die Nacht unentbehrlich waren. Auch den Vorrath von Medicamenten hatte man uns entzogen. Desto größer war nun am nächsten Morgen die Freude, als alles wieder da war und auf unserem Frühstücktisch der englische schwarze Thee und ein Töpfchen mit guter Butter und andere gute Dinge lachten. Wie lange werden wir aber diese Leckerbissen erhalten können! — Da ich die Kasse führte, war es mir außer allem Spaße, daß wir für unsere sechzehn Pakete einen Franken per Stück zu entrichten hatten. Unser Mittagessen kostete 14 Franken, unsere Zimmer hatte ich mit Mühe zu 25 bedungen.

Unser Gasthof hat die Aussicht auf das Meer. Dieppe ist ein kleiner Ort, in eine Vertiefung zwischen Klippen gebaut; er hat auf der einen Seite eine alte Festung; einige alte Kirchen, und kleine, schmutzige, enge Straßen. Der Ort hat Aehnlichkeit mit Dover, steht diesem aber an Schönheit weit nach. Ich ging heute in die Stadt, um le juif errant aus einer Leihbibliothek zu holen, damit Master Buller einen Zeitvertreib habe. Es war Sonntag, aber alle Laden waren geöffnet, und der Markt voll Verkäufern; am Schlosse arbeiteten Maurer, das Hausmädchen scheuerte die Treppe und die Stallknechte schimpften einander. Das war so wenig ein christlicher Sonntag als ein bürgerlicher Ruhetag. Welch ein Contrast gegen die ernste Feierlichkeit des lezt vergangenen Sonntags im orthodoxen England! — Es ist alles theuer in Dieppe, Lebensmittel, Bäder. Die Damen ziehen ein Badehemd an und tanzen damit im Meere umher, während die Ufer von Zuschauern wimmeln. Diese Wassertoilette ist nicht kleidsam. Nur die Gewohnheit kann damit aussöhnen, eine so garstige Najade vorzustellen. —

Wir sind zu Rouen im Grand Hôtel angekommen und haben ein gutes Mittagessen vorgefunden. Gottlob! eine gute Tafel trägt stets zur Erheiterung meiner Reisegefährten bei, selbst wenn sie nur mit den Augen genießen dürfen. Es regnet. Wir wohnen im zweiten Stock nach

vorne heraus und zahlen täglich sechzehn Franken. Vor unsern Fenstern fließt die Seine, die durch die von Paris nach Havre gehenden Schiffe belebt wird. Ich eilte in die alte Kathedrale, dann zur Kirche von St. Ouen, und endlich zum Palais de Justice, lauter Meisterwerke der Baukunst. Groß und ernst blicken diese Monumente der Vergangenheit in unsere seltsame Gegenwart hinein, die nichts der Art mehr zu schaffen vermag. Es fehlt ihr di Begeisterung des Glaubens, die ein Gesammtinteresse hervorbrachte und in vereintem Wollen uns Unbegreifliches schuf. Die Straßen sind eng und düster, dabei schrecklich gepflastert. In der Mitte ist eine Vertiefung und eine Rinne. Wir fuhren heute zwei Stunden durch die Stadt, was keine geringe Strafe war. Der Ort ist sehr lebhaft, der Verkehr sehr stark, aber das Geschlecht der Normannen ist nicht hübsch. Unter den langen spitzigen weißen Mützen schaute auch kein einziges Gesicht hervor, in das man sich hätte mit Rechtfertigung verlieben können. Brauner Teint, unregelmäßige Züge, schnelles Verblühen, dieß sind die Reize der normannischen Frauen.

Heute erreichten wir Paris, eine Fahrt von vier Stunden, die uns in der ersten Klasse sechzehn Franken die Person kostete. Die Wagen sind vortrefflich. Mir übrigens einerlei, wenn ich nur die berühmte Stadt sehen konnte. Der erste Anblick täuschte jedoch meine Erwartung. London ist nicht allein schöner, es ist auch unendlich großartiger. Paris kam mir im ersten Moment wie ein weitläuftiges Dorf vor. — Wir wohnen im Hôtel de Mirabeau, wo wir für sechs Zimmer täglich zwanzig Franken zahlen. Wir speisen in unsern Gemächern die Person zu fünf Franken. Das Essen ist vortrefflich, indessen klagen wir über alles; das ist englisch. Es geht uns wie den Juden, die immer nach den Fleischtöpfen Egyptens schmachteten.

Mistreß Sarah Austin besuchte uns. Sie fragte sehr artig, ob sie mir gefällig seyn könne. Ich äußerte, wie gerne ich Dumas und Sue sehen möchte. Sie warf den Kopf in die Höhe: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen darin nicht dienen kann; ich gehe mit diesen Leuten nicht um; ich verkehre nur mit Personen von Gesinnung." — Was sollte ich sagen? was durfte ich sagen? Ich schwieg. — Heute ging ich zu Weiché, der für Kollmann in Leipzig die neuen Romane übersezt, und fand ihn fleißig bei der Arbeit, während seine kleine Frau das Mittagessen bereitete. Von ihm erfuhr ich, Sue sey auf dem Lande, und Dumas könne man im Augenblick nicht sprechen, da er seiner Frau entlaufen sey und mit einer andern Dame in St. Germain lebe. Wie lange hatte ich mich gefreut, diese bewunderten Helden zu sehen! Und nun war jede Hoffnung verloren. Von Mazzini hatte ich einen Brief an Georg Sand nebst einer Rolle mit Kupferstichen abzugeben; das war also noch eine Aussicht, die Großes versprach, aber auch diese sollte vernichtet werden. Als ich in ihrer Wohnung, Rue d'Orleans, nach ihr fragte, war sie auf dem Lande. Das war Schicksal! Was galt mir ganz Paris, wenn ich diese Frau nicht sah?

Charles Buller, der berühmte Parlamentsredner, ist angekommen und wird die Reise mit uns fortsetzen. Das ist ein nicht zu berechnender Gewinn. Er ist höchst geistreich und dabei ein feiner Weltmann mit den liebenswürdigsten Formen. — Heute waren wir in Versailles mit einer ganzen Gesellschaft von englischen Verwandten; morgen speisen wir mit denselben im Café français, die Person zu fünfzehn Franken; dafür muß man gut speisen. — Es ist eine ganz andere Sache, wenn man einen Mann zum Begleiter hat in einer großen fremden Stadt, ich erkenne das jezt, und nun vollends einen so angenehmen Begleiter wie Charles Buller, der jedes Ding mit den Blitzen seines Geistes beleuchtet! Ich war heute mit ihm im Louvre und im Palais royal. Wie bedaure ich jezt, daß die Zeit unseres Aufenthaltes hier schon mit beflügelten Schritten zu Ende eilt! —

Wir sind gestern Abend in Melun angekommen. Kein Salon, keine Teppiche! Allgemeine Unzufriedenheit! Daß wir hier billig wohnen, bietet keinen Ersatz. — Heute hatten wir einen schweren Tag. Es war sehr heiß und von Melun bis Sens sind vierzig englische Meilen. Der Weg war theilweise sehr hübsch, aber die Gegend flach. In Auxerre brachten wir den Sonntag zu und wunderten uns den Schmutz der Woche auf allen Gesichtern zu finden. Das Volk hier scheint weder das Bedürfniß der Reinlichkeit, noch das der Ruhe zu kennen. In großen Holzschuhen mit struppigem Haare gingen die Frauen des Volks auf der Straße umher; ein widerlicher Anblick! Man sah wohl, daß die Respektabilität hier die Gesellschaft nicht beherrscht. — Chalons sur Saone ist ein stilles Städtchen. Wir wohnen am Ufer des Flusses und suchen mit den Augen das Boot, das uns von hier nach Lyon bringen soll. Die Fahrt ist billig, acht Franken die Person. Hier fängt eigentlich der Süden an. Bergreihen thürmen sich am fernen Horizonte auf und hängen sich wie Wölkchen an den blauen Aether; die Felsenabhänge schmückt der Weinstock, und die ächte Kastanie gedeiht hier ungepflegt. Die Menschen sind von der Sonne gebräunt und nicht schön, aber freundlich und gefällig. Alles nimmt einen heitern Charakter an und schon spiegelt sich jene Sorglosigkeit auf den Gesichtern, die uns überall begleitet, wo unsere Bedürfnisse leichter zu befriedigen sind.

Wir gingen früh um fünf an Bord des Schiffes und fanden in dem nur kleinen Fahrzeuge ein Gedränge von Passagieren, das uns jede Bequemlichkeit abschnitt. So wie der Morgen graute und man auf dem Verdecke seyn durfte, war es besser. Die Sonne schien und die Hügel der Côte d'or spielten in schönen Farben. Lyon liegt prachtvoll. Wir wohnen im Hôtel de Provence an den Ufern des Rhone, wo wir uns übermorgen nach Avignon einschiffen werden. Wir bestiegen heute die Höhen von Fourvière, eine Hügelreihe, von welcher man eine ungeheure Fernsicht hat, ein Panorama, das seines Gleichen sucht. Auch den Montblanc sah man. Ich hatte nie etwas so schönes gesehen und konnte mich kaum losreißen von diesem irdischen Paradiese. — Wir kamen gestern Abend bei guter Zeit in Avignon an und konnten den Eindruck dieser den völligen Süden repräsentirenden Stadt noch in uns aufnehmen. Hier wächst schon die Olive, aber klein und verkrüppelt; hier gedeiht auch der Feigenbaum schon im Freien und der Granatapfel. Unsere Fahrt hieher auf dem Rhone war reizend und voll mannigfachen Wechsels. Es waren noch mehrere deutsche

Damen auf dem Schiffe, die sich die hierischen Inseln als Ziel gesteckt. Wir erreichten mit Postpferden in wenigen Stunden Marseille, von wo uns ein Dampfschiff in zwölf Stunden nach Nizza befördern sollte. Noch eine Nacht also, und wir hatten alles überstanden. Die Luft war still, der Abend mondhell, so schifften wir uns denn getrost ein. Die Matrosen sahen freilich einen Hof um den Mond und äußerten etwas von einer nicht ganz ruhigen Fahrt; wir aber hatten Eile und hörten nicht darauf. Also auf dem mittelländischen Meere war ich! Wie anmuthig wiegte ich mich in diesem Gedanken, und harrte voll Sehnsucht des kommenden Morgens, der mir die blauen Fluthen zeigen sollte! Er kam, und — l'homme propose, Dieu dispose! — himmelhoch stiegen die Wellen und ließen das Schifflein wie eine Feder auf ihren krausen Kämmen balanciren. Ich konnte mich nicht aufrecht halten; doch wurde ich nicht seekrank, das Haarsträubende unserer Lage ließ es gar nicht zu. Hoch schlugen die Wellen über unserer Nußschale zusammen und drohten sie jeden Augenblick zu versenken. Alles war wach, alles auf den Beinen. Es war ein allgemeines Rufen, Fragen, Wehklagen; dazwischen ertönte die gebietende Stimme des Capitäns und die Nothzeichen. Eine solche Nacht vergißt man nicht leicht. Sonderbar! man ist sich in solchen Stunden der Gefahr auch gar keines Gedankens bewußt. Man sizt nur athemlos da und harrt was die kommende Minute bringen wird; und selbst dieses Was faßt man nicht in's Auge. Der Morgen graute bereits. Wo sind wir? fragte man von allen Seiten. „Vor dem Hafen von Toulon," hieß es, und Lootsen kamen bereits und versuchten dem Schiffe Hülfe zu bringen. „Ich rathe allen Passagieren an's Land zu gehen," rief der Capitän; „in den Hafen einlaufen kann ich nicht, das ist zu gefährlich. Ich darf die hohe See nicht verlassen." Bereits nahte sich ein Boot, so wie aber eine mächtige Welle es gegen das Schiff trieb, riß eine andere es wieder weg; es war ein grausames Spiel. Mit Entsetzen sahen wir demselben zu und begriffen nicht, wie das Boot uns Hülfe bringen sollte. Jezt kam es wieder, und die Matrosen ergriffen einen Passagier und warfen ihn wie einen Ball den Lootsen zu. So ging es nun fort, bis auch an mich die Reihe kam. Mit welcher Empfindung des haarsträubenden Grausens sah ich mich so bereit gehalten, um im ersten günstigen Momente über die Tiefe geschleudert zu werden! Endlich faßten die Lootsen auch mich, und damit war ihr Boot voll, und wir tanzten unter Sturmesheulen dem Hafen zu. Ich hörte nichts mehr und sah nichts mehr; jede Empfindung in mir war ausgelöscht, und völlige Apathie hatte sich meiner bemächtigt. Ich saß auf dem nassen Boden des Bootes, an eine Bank gekauert, und große Thränen rollten über meine Wangen. Eine Art Mitleid mit mir selbst mußte diese wohl hervorrufen, denn von außen her rührte mich nichts mehr. Es währte lange, bis wir den Hafen erreichten. Hier wimmelte es von Zuschauern, die gekommen waren, die unglücklichen Reisenden landen zu sehen. Es regnete stark, wir waren durchnäßt und hatten keine Kleider. Man packte uns in einen Wagen und wir erreichten ein Hôtel, wo wir zuerst nach einem Feuer verlangten, uns zu trocknen. Alle waren krank. Ich raffte mich auf und verpflegte die Leidenden, aber in meinen Adern tobte ein brennendes Fieber. Unser Wunsch war, vor allem Nizza zu erreichen, wo wir unsere Koffer wiederfinden sollten. Wir ließen daher gleich am nächsten Morgen Postpferde kommen und reisten weiter, aber in welcher Verfassung!

Hier sind wir endlich in Nizza im Hôtel de France, aber im Bette. Ich bin heute aufgestanden, um zehn Uhr in der glühenden Sonnenhitze in die Stadt gegangen und habe von Mr. Bonfils seine Villa Bonfils auf der Straße von Villa Franca gemiethet. Wir zahlen sechzig Pf. St. für sechs Monate. Die Lage ist herrlich, die Aussicht auf das mittelländische Meer und über die Stadt weg köstlich. Werde ich davon profitiren? Mir ist sonderbar zu Muthe. Es schwirrt mir im Kopfe und meine Füße tragen mich nicht mehr. Was wird mit mir werden?

Monate sind entschwunden, seit ich die lezten Zeilen schrieb. So will ich denn heute versuchen, mit meiner zitternden Hand das neue Jahr, das eben eingeläutet wird, zu begrüßen. Aber wie begrüße ich es? — Bin ich es noch, die meinen Namen führt? oder ist es eine andere? so möchte ich fragen. Was ist aus allen meinen stolzen Träumen geworden, mit denen ich dieses Land betrat, das mir wie eine neue Welt entgegen lachte! Ich könnte Ströme weinen, und ach! meine armen Augen weinen sie auch, wenn ich mir überlege, was ich war und was ich bin! — Elendes Geschenk des Lebens! was sollst du mir ohne Gesundheit! Du bist mir ein Fluch und kein Segen!

Heute kroch ich zum erstenmal hinaus an die Sonne. Ich kam mir wie eine Schnecke vor. Da saß ich auf einem Bänkchen und schaute die Fluthen des blauen Meeres an, das mich zulezt so böswillig an das Land getragen. Eine goldene Sonne färbte die Berge, und zu meinen Füßen war ein Garten, in dem die goldenen Aepfel lustig prangten. Wie heiter, wie lachend die ganze Natur! Und ich! Es ermüdete schon meine armen Augen, den Blick so lange darauf zu richten. — Ich bin recht krank gewesen. In einem fremden Lande, unter Fremden den lezten Seufzer aushauchen, verschwinden von der Erde, als wäre man nie da gewesen — wie weh thut dieser Gedanke! Und doch war das Genesen noch schlimmer; denn wo nun meine Existenz verbergen? — Meine Brust ist eingefallen, mein Rücken gekrümmt; ich bin an Gestalt eine Greisin. Mein schönes blondes Haar ist unter dem Messer des Barbiers gefallen und das neu sprossende ist weiß; dazu bin ich taub. Was soll ich also ferner noch unter Menschen? Ich schäme mich meiner persönlichen Erscheinung und kann von der Unterhaltung keinen Vortheil ziehen. So bin ich also lebend für das Leben todt! —

Ich erhole mich. Ich kann schon an einem Stocke gehen und werde heute mit Lady Ashburton auf einem Esel ausreiten. Ich soll ja den ganzen Tag in der Luft seyn, und da ich zu dumm bin, um zu lesen, und zu elend, um zu denken, so ist ja auch meine Zeit von gar keinem Werth für mich. — Ich bin Monate lang eine Gefangene gewesen. Wie reizend erschien mir nun der Himmel und die Erde und die bunte Menschenmenge, als ich

langsam im Schritte durch Nizza ritt! — Es ist wahr, das Leben ist doch schön! Ich möchte es jezt genießen; daß aber meine dumme Seele nichts ist, habe ich während meiner Krankheit erfahren, wo ich sie zu keinem einzigen vernünftigen Gedanken bringen konnte; mit meinem andern Theile ist es leider auch nichts! So muß ich dem Idealen und Realen in gleichem Maaße entsagen.

Herrliche Lüfte des Südens, wie erquickt ihr meine Sinne! Früh, wenn die Jungfer die Fensterladen öffnet, schaue ich durch meine Moskitovorhänge hinaus auf die Bucht, die ein Felsen mit einem Kastell begrenzt, während im Rücken höher und höher sich hebende Hügelketten mit einer weißen Schneelinie den Horizont begrenzen; im Vorgrunde die malerischen Olivenwaldungen mit dem leichten, dunkelfarbigen Laube, und ganz in der Nähe die mit Blüthen und Früchten zugleich geschmückten Orangenbäume. Der Februar hat eben begonnen und schon ist die Erde mit Veilchen besäet und die Sonne in ihrem Zenith zu heiß für unsere Stirne. Die ganze Natur ist hier ein Garten und die Pracht ihrer Farben und ihres Blumenschmucks malt kein Pinsel. Wer nur ein ganzer Mensch wäre, um all diese Schönheit mit voller Brust einsaugen zu können!

Ich habe mir eine große Haube machen lassen, die mein kahles Haupt bedeckt. — Gestern wankte ich in dieser Toilette zum erstenmal in das Gesellschaftszimmer hinüber, wo einige Gäste waren, wie ich wußte. Der Arzt will, daß ich allein seyn soll, aber ich kann es nicht ertragen. Meine Stimmung ist eine so trostlose, daß ich mich in eine Fluth von Zerstreuungen stürzen möchte, nur um mich selbst zu vergessen. Der Moment, als die Aerzte um mein Lager standen und meine Wärterin den fragenden Blick ängstlich zu ihnen aufrichtete, ob wohl mein leztes Stündlein gekommen sey, hat sich tief, unauslöschlich in meine Seele geprägt. Ich bin an meiner Identität irre geworden und belächle jezt, was ich sonst verehrte.

Ich fand Herrn und Frau Saint John bei Mistreß Buller. Ersterer spielte Schach, aber Lady Elisabeth Saint John unterhielt sich lebhaft mit Mistreß Buller. Ich sezte mich zu den Damen und wollte zuhören, verstand aber kein Wort. Lady Elisabeth ist Schriftstellerin und dabei eine Tochter des Herzogs von Grafton; sie weiß also die angenehmsten Formen mit einer geistvollen Unterhaltung zu verbinden, so daß es ein Verlust war nicht Theil nehmen zu können. Ich war aber dennoch befriedigt; nach Monden war dieß der erste Wechsel in meiner Umgebung.

Lady Ashburton wird einen großen Ball geben, an welchem der ganze Beaumonde von Nizza Theil nehmen soll. Ich bin eingeladen und will hingehen. Man wird eine Polka in Costümen tanzen, die prachtvoll seyn werden. Ein Vetter des Hauses, der mit von der Partie ist, berichtet mir alles, was dabei vorfällt, und ich bin froh über jede Neuigkeit, die mich nach außen hin beschäftigt. Er hat mich überdem zu seiner Vertrauten erwählt. Er wünscht nämlich eine Tochter der Lady E. zu gewinnen, weil der Vater Gouverneur von Indien ist und ihm zu einer guten Laufbahn verhelfen kann. Leider sind aber zwei Töchter da und er kann durchaus nicht mit sich einig werden, welche von beiden die passendere für ihn wäre. Heute entscheidet er sich für die ältere, morgen für die jüngere, und diese Ungewißheit, welcher von beiden er ernstlich den Hof machen soll, wird ihm, fürchte ich, sein Spiel verderben. Sehr viel Freiheit haben aber diese jungen Damen der haute volée. Neulich begegnet er ihnen am Meere und sie kommen überein, um die Wette zu laufen, wobei er, troz seiner langen Beine, den kürzern zog. Ich lachte herzlich, als er mir die nähern Umstände dieses Wettrennens erzählte.

(Schluß folgt.)

Zur Orientirung in der schönen Literatur.

Die alte Heldensage und ihre Bearbeiter.

Wenn von den Erscheinungen auf dem Felde der epischen Dichtung, die nach der Goethe-Schillerschen Literaturperiode aufgetaucht sind, die Rede seyn soll, so gebührt unzweifelhaft die erste Stelle denjenigen Werken, welche sich an die alte Heldensage anlehnen. Die romantische Schule ist zwar nicht im Stande gewesen, irgend eine rein poetische Arbeit zu Tage zu fördern, welche ihre Lebensfähigkeit auch nur bis in unsere Tage herab bewiesen hätte, aber sie hat das offenbare Verdienst, den Geist der Nation auf die Stoffe gelenkt zu haben, welche dieses wunderbar reiche, fast unerschöpfliche Gebiet bietet. Ihren rastlosen Bemühungen verdanken wir es vorzugsweise, daß wir in die vergangene poetische Pracht des Mittelalters gegenwärtig klare und lichte Blicke thun können. Man braucht nur an das Nibelungenlied, an die Gudrun, an den Parcival und an Tristan und Isolde zu erinnern, die wir jezt sammt und sonders in vielfachen trefflichen Uebertragungen vor uns liegen und dem Geiste und dem Herzen nahe gebracht sehen, um voll Dankbarkeit für eine Reihe von Männern zu seyn, denen die Kritik freilich nach andern Seiten hin oft die härtesten Dinge sagen mußte, die aber nie vergessen werden dürfen, wenn es sich um die alte Sage handelt.

Was die Väter säen, das ernten die Söhne. Zu den glücklichsten Erben, der sich die schönsten und vollsten Garben auf diesem Acker geschnitten und sie in die sichere Scheune gebracht hat, gehört ohne Widerrede der treffliche Karl Simrock, dessen Uebersezungen der Nibelungen, der Gudrun und des Parcival von Wolfram von Eschenbach zu den rühmlichsten Arbeiten unserer Literatur gehören, nicht allein, weil sie in jedem Wort den gründlichen gelehrten Forscher offenbaren, sondern noch mehr, weil sie das klarste und deutlichste Zeugniß ablegen von der eigenen kräftigen Dichterbegabung des Schriftstellers, der mit wahrhaft künstlerischem Sinn und Maaß die alte Zeichnung herstellt und die verwischten und dunkeln Farben erneut und auffrischt. Leider hat bis jezt nur sein Nibelungenlied die verdiente Popularität gefunden, die Gudrun und der Parcival sind noch lange nicht genug gewürdigt und gekannt.

Mit Betrübniß muß man hinzufügen, daß Simrocks Amelungenlied, eine der bedeutsamsten, umfangreichsten und prächtigsten Dichtungen, welche die deutsche Nation besizt, dasselbe Loos theilt. Eine tiefere Bekanntschaft findet man fast nur bei den besten Kennern der Literatur. Und doch, welche Vorzüge vereinen sich in diesem herrlichen Werk, in welchem der Poet nicht nach- und umbildet, sondern selbstständig und eigenschöpferisch auftritt! Zunächst staunen wir über die unabsehbare Mannigfaltigkeit des verarbeiteten Materials. Welche Masse von Studien war nöthig, um diese Thatsachen und Ereignisse an das Licht zu fördern! Und wie hatte die Phantasie alsdann zu schaffen, um die getrennten, losgerissenen Glieder zu einem ganzen Organismus zu verbinden und zu verknüpfen, ohne dabei den ursprünglichen Charakter der Gestalten und Thaten zu zerstören und zu schwächen! Welche Kraft der Arbeit, welche Zähigkeit der Begeisterung war endlich nöthig, damit auch alle im Haupte entstandenen und zusammengelegten Combinationen zur plastischen, greifbaren Erscheinung kämen! Wie mußten die Abenteuer durchgefeilt, wie mußte die Sprache gehandhabt werden, um ein solches Gedicht zu schreiben! Das Ende hat aber auch das Werk gekrönt. Eine Exposition der Amelungen wäre hier nicht an der Stelle, weil sie uns über das Maaß, welches diesen Orientirungen gegeben ist, hinausführen würde. Wir haben nur die Thatsache auszusprechen, daß in dieser Dichtung ein großartiges, ächt deutsches Werk vor uns liegt, dessen Gleichen wir bei einem andern Volk vergebens suchen würden. Aecht deutsch ist es dem Stoffe, dem Gedanken und der Behandlung nach. Die riesigen Heldengestalten, welche der germanische Geist vor langen Jahrhunderten phantastisch erdacht hat, gewinnen, wie in den Nibelungen, so auch in den Amelungen Fleisch und Bein, sie treten eisengerüstet aus den Nebeln der Vergangenheit mit ihrer mächtigen Lebensfülle, mit ihrer ehernen Kraft, mit ihrem wilden ungebändigten Muth. So lieben sie, so hassen sie, so feiern sie ihre Feste, so schlagen sie ihre Schlachten. Wie sehr sie aus jedem Rahmen, an den unsere Anschauungsweise gewöhnt ist, heraustreten, der Dichter weiß sie unserem Gefühl nahe zu bringen. Wir erhalten überall den Eindruck, daß ein ächter Künstler sie vor uns auftauchen und verschwinden läßt. Von ganzem Herzen stimmen wir deßhalb einem jungen Dichter bei, der von Simrocks Heldenbuch sagt: er zeihe jeden der Geschmacklosigkeit, der es besitzen kann und nicht besizt, er bedaure jeden, der es nicht haben könne.

Simrocks rastloser Fleiß hat es aber nicht allein bei diesen Dichtungen bewenden lassen. Hin und wieder ist er auch in die spätere Sage hinabgestiegen und hat auch dort manche eigenthümliche Arbeit zu Tage gefördert. Eine sehr hübsche Geschichte ist das kleine Epos: der gute Meister Gerhard. In seinen Volksbüchern findet sich ferner der freilich ziemlich drastische Schwank: Salomon und Morolf, dem er aus Vorsicht das Motto: „Wer zipp ist oder zimperlich, der hüt' vor diesem Büchlein sich!" vorsezt. Ueberaus lieblich und anmuthig klingt endlich das Gedicht: Bertha die Spinnerin, welches die Sage von der Mutter Karls des Großen behandelt und eben in einem besondern Abdruck erschienen ist.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich eines andern Bearbeiters des karolingischen Sagenkreises gedenken. O. F. Gruppe behandelt in seinem: „Karl der Große,

eine epische Trilogie" ungefähr das ganze Leben des fränkischen Kaisers. Der erste Theil führt uns ebenfalls die Königin Bertha und damit die Geburt Karls vor; die zweite Abtheilung schildert unter dem Titel Hildegard, die bekanntlich von des Kaisers Bruder in Versuchung geführt und auf die heuchlerische Anklage desselben verbannt wurde, alle seine hauptsächlichen Staats- und Kriegsthaten, und der Schluß, Eginhard und Emma, zeigt ihn uns als Vater seiner Familie. Simrocks epische Kraft und Breite ist hier freilich bei weitem nicht erreicht. Die zusammenknüpfenden Fäden sind oft viel zu lose geschürzt, die Ereignisse gehen oft zu paradenartig vorüber. Dabei wiegt der Balladenton zu sehr vor. Auch sprachlich könnte manches besser gebaut seyn. Es läßt sich indeß nicht läugnen, daß die idyllischen Partien des Buches mitunter äußerst zart und lieblich sind. Besonders ist Eginhard und Emma ein wahrer kleiner Edelstein.

Schließlich müssen wir hier noch an einen Bearbeiter der Heldensage erinnern, den schon lange die kühle Erde deckt und dessen Genius viel zu früh von uns geschieden. Sein Name ist Karl Immermann, sein Gedicht heißt Tristan und Isolde. Dieses Epos verhält sich zu den Dichtungen Simrocks, wie die französische Sage zur deutschen. Ist diese groß, starr, gewaltig, eisern, so macht jene meistens einen graziösen, milden, anmuthvollen und blühenden Eindruck. Und so hat Immermann seine Arbeit auch gefaßt. Er überschüttet den Leser ordentlich mit einem Reichthum von üppigen Bildern. Man sizt darunter wie unter einem Apfelbaum im Frühling, der seine reichen Blüthen herabstreut. Dabei sind seine Gestalten stets aus ganzem Holze geschnitten, mögen sie nun die Kraft oder die Liebenswürdigkeit repräsentiren. Freilich ist auch manches zu tadeln, zumal die mitunter entsetzlich holperigen Verse, in denen der Sprache und dem Reime Gewalt angethan wird. Trotzdem übt die Dichtung einen überaus wohlthuenden Einfluß auf Herz und Haupt. Sie ist das Werk eines ganzen und reifen Meisters. Seltsam ist das Loos, das Immermann gerade wie seinen Vorgänger Gottfried von Straßburg traf. Beide sind über ihrem Gedichte, das denselben Stoff behandelt, gestorben.

Haben wir uns hier erlaubt, auf einige schon vor längerer Zeit erschienene Dichtungen aufmerksam zu machen, so geschah es nicht wenig des heutigen Geschmacks wegen, der sich oft nur zu sehr den spielenden, tändelnden und süßlichen Erscheinungen der Tagesliteratur zuwendet und darüber die kräftigsten, tüchtigsten Arbeiten unserer Dichter vergißt. In der That wäre wohl vieles besser im deutschen Vaterlande, wenn man sich daran gewöhnte, die Urtypen alter Kraft, hohen Stolzes, edler Milde und süßer Holdseligkeit in ihren reinen ungetrübten Bildern zu betrachten, als Zeit und Muße für ekelhafte, nur die Sinne reizende ausländische Produkte zu vergeuden. Erzieht einmal eure Söhne und Töchter mit der alten Heldensage, und sie werden bessere Männer und Frauen werden, als sie, Gott sey es geklagt, gegenwärtig sind.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 7. 13. Februar 1853.

— Ils admirent, sur les frises tombées,
Le vif azur qui teint l'aile des scarabées,
Les feuilles de lotus, les farouches Typhons,
Les granits constellés qui parent les plafonds,
Les murs où vainement de muets caractères
D'un magique alphabet conservent les mystères.

Barthélemy et Méry.

Aus Egypten.

Bruchstücke einer Reisebeschreibung.

I.

Die Königsgräber zu Theben.

Es war an einem Sonntag Morgen, als ich das linke Ufer bei den paar elenden Hütten von Kurnah betrat und nach den prachtvollen Tempeln, den fabelhaft kolossalen Säulengängen von Karnak und Lucsor hinüber blickte. Es ist bei so außerordentlichen Erlebnissen und Gemüthsbewegungen mehr ohne Schilderungen als mit ihnen gethan. Die ehrlichsten, die begeistertsten und glücklichsten Worte verklingen solchen Weltstätten, Weltruinen und wahrhaftigen Kunstwundern gegenüber zum eiteln, tragikomischen Nichts.

Zwischen den alten Titanen, welche Felsenstücke gen Himmel thürmten, und den modernen Titanen im Frack, welche Worte, Formen und Normen auf breitester Grundlage in abstracto zusammenkitten, ist eben die unübersteigliche Kluft, welche ewiglich zwischen Lebens- und Redensart, zwischen Gottesinstinkt und Schulverstand, zwischen Thaten und Worten, zwischen den lebendigen Geschichten und ihrer Beschreibung befestigt bleiben wird. Der moderne Redeverstand ist kein Gefäß, um die uralte Egypterseele und Phantasie darein zu fassen, die sich in Pyramiden, in Tempel- und Grottenbauten bespiegelte und ihre Worte den Steinen eingrub.

Den Namen Theben kennt der Araber nicht; nur der Führer Achmed Ali in Lucsor, welcher italienisch und französisch sprach, kannte ein Theb. — Zu mir fand sich gleich am frühen Morgen (den 18. November) ein Cicerone Namens Achmed Girgar, ein alter aber kräftiger Mann. — In Betreff der beiden Achmeds muß ich bemerken, daß hier jedermann Achmed heißt, wie bei uns Jakob oder Johann. — Dieser Girgar zeigte eine Menge Zeugnisse auf, unter andern vom Fürsten Colloredo Mansfeld. — Ein vom Führer mitgebrachter Esel taugte nichts, ein zweiter herbeigeholter fiel nicht viel besser aus, war jedoch etwas stärker und größer als ein Kalb. Die Steigbügelriemen gingen beim Aufsitzen entzwei und wurden mit Stricken ersetzt. Dergleichen kühlte meine Begeisterung so weit ab, daß es zur Gedankenkrystallisation kam. Endlich saß ich im Sattel, der Führer ging rüstig zu Fuß vorauf und mein Barkenkapitän neben mir her. Dazu hatte ich mir meine Tiroler Ledertasche umgehängt und zwanzig Thalerstücke hinein gethan, um auf alle Fälle nicht ohne Geld zu seyn. — Es ging jetzt durch Fruchtfelder und wüste Strecken dem libyschen Gebirge entgegen,

zu den Gräbern der Könige. Sie liegen vom Nilufer bei Kurnah keine deutsche Meile entfernt, am Ende eines schauerlichen Thales, so von zerrissenen, zerklüfteten und zerbröckelten hohen Kalksteinmassen eingeschlossen, daß man vollkommen auf die Nekropolis selbst vorbereitet wird.

Diese Gräber, welche sich die Pharaonen der neunzehnten und zwanzigsten Dynastie bei ihren Lebzeiten bauen ließen, befriedigen die ausschweifendsten Erwartungen durch die unermeßliche Mühseligkeit und Kunst, mit der sie in dem Bauche des Gebirgs ausgehöhlt sind, welches aus einem fast marmorweißen, sehr feinkörnigen und harten Kalkstein besteht. Man besucht und beschaut diese unterirdischen Wunder ohne irgend welche Gefahr und ohne andere Unbequemlichkeit oder Strapaze, als die, welche mit dem Hinabsteigen auf zum Theil zerbröckelten und mit Schutt bedeckten Steintreppen, gleich wie mit dem Einathmen einer drückend heißen, dumpfen, staubigen, von Mumien, Moder, Fackeldampf und krepirten Fledermäusen verpesteten Atmosphäre verbunden ist. Die zu den Grabsälen hinabführenden, etwa acht bis zehn Fuß breiten und fünfzehn bis zwanzig Fuß hohen Treppenräume sind indeß keineswegs so tief und gefährlich und die Dünste nicht so unerträglich, daß der Enthusiasmus sich beeinträchtigt finden dürfte, welchen diese unterirdische Kunstwelt selbst im blasirtesten und phantasieloseften Menschenkind erweckt.

Hier zieht der Reisende, welcher mit der Besichtigung der Ruinenstätten der hunderttherigen Diospolis auf dem linken Nilufer beginnt, das erste überwältigende Facit seiner Mühseligkeiten, die er vor diesen unerhörten und im Wertverstande mährchenhaften Thaten des alten Kunstverstandes und der alten Arbeitsausdauer gern vergißt. — Die alte Menschenseele hat sich an diesen Stätten Jahrtausende hindurch mit Hämmern und Meißeln in das Eingeweide des Felsen hineingewühlt und eben so lange Zeit die Felsblöcke der Hunderte von Pyramiden zum Himmel aufgethürmt. Die alten Egypter haben von ihrem ehrlichen Kampfe mit der Idee und der Materie zugleich in dieser unterirdischen Todtenstadt wie in den Pyramiden ein in Stein gegrabenes Zeugniß hinterlassen, das den modernen Menschenwitz mit seinen klügsten Parolen zerdrückt.

Die Corridore und Säle haben in der Regel gegen zwanzig Fuß Höhe. Die Decken der Säle bilden entweder einen mäßigen Bogen, oder eine Fläche. Die Säulen, von denen die Decken gestüzt werden, sind gleich den Wänden mit Hieroglyphen und Figuren bedeckt. Die lezteren haben kaum ein fingerdickes Relief. Alles Bildwerk ist farbig und die Menschengestalten sind meist braunroth kolorirt; alle Farben so rein und frisch wie von gestern und heute. Die Figuren haben meist Lebensgröße, sie kommen aber auch in allen andern Maßen und mitunter ganz kolossal vor. Es gibt etwa siebzehn Eingänge zu diesen Königsgräbern, die zwar nicht mit einander in Verbindung, jedoch in naher Nachbarschaft sind. Sechs Eingänge werden ohne Fährlichkeit besucht.

Ich selbst war nach der Besichtigung der drei merkwürdigsten dieser Gebirgsmausoleen, zu denen insbesondere das von Belzoni entdeckte gerechnet wird, aus dem er den Granitsarkophag nach England entführt hat, körperlich und geistig erschöpft. Für diejenigen, welche die Stätten nicht als Fach- und Sachkundige besuchen, hat die Besichtigung sämmtlicher Gräber keinen Reiz und Zweck. Ihre Symbolik und charakteristische Beschaffenheit gibt sich in jedem Saale und Gange auf dieselbe Weise, mit unwesentlichen Variationen kund. Von der englischen Manie, ein hundertstes Winkelchen und Curiosum zu beschauen, wenn bereits neun und neunzig gleich ausgeprägte besichtigt worden sind, und zwar in keinem andern Interesse, als dem der Vollständigkeit, der Curiosität, des verordneten Reiserezepts, also einer bornirten Gewissenhaftigkeit; von diesem freiwillig auferlegten Reisefakirthum, das auf Händen und Knieen und auf dem Bauche in den ungangbarsten Krypten oder in antiken Schornsteinen umherrutschen muß, selbst wenn das Resultat auch keinmal eine zerrissene Hose oder ein Maul voll Moder bezahlt machen kann, davon fühl' ich mich frei.

Man steigt durch tiefere und tiefere Corridore zu diesen Katakomben hinab, die jeder Pharao bereits bei seinen Lebzeiten aushauen und allmählig größer machen ließ, falls er sich noch ein längeres Lebensziel versprach. Zu beiden Seiten der Treppen befindet sich eine fortlaufende Reihe offener Kämmerchen, ganz wie die großen Säle mit bemalten Skulpturen bedeckt. — Die Mitte dieser Grottenwerke wird in der Regel durch einen großen Königssaal gebildet, der ringsum durch enge Gänge mit kleineren und größeren Gemächern, bis zu zwölf an der Zahl, in Verbindung gebracht ist, während andere Gräber wiederum nur aus zwei Sälen, aus einem, und sogar nur einem in augenscheinlicher Eile gegrabenen Kämmerchen mit roher Bemalung bestehen.

In einem Saale lag ein mitten durchgebrochener Granitblock, so groß, daß man schwer begreift, wie er durch den Eingang geschafft worden ist. In einem andern Grabe sieht man einen Sarkophag von Granit, der einen ungeheuern ausgehöhlten und aus dem Groben gehauenen Würfel bildet, mit einem eben so kolossalen, von einer unbegreiflichen Gewalt zerbrochenen Deckel, auf welchem in Hautrelief eine liegende Figur im ersten Anlauf ausgehauen ist. Der Umfang dieses Granitkastens beträgt sechs ein halb Klafter, wie ich sie spannen kann (à 5 Fuß 6 Zoll), also 35 Fuß 9 Zoll, die Höhe etwa 10 Fuß.

Die Wände aller Gänge und Gemächer sind durchaus sorgfältig geebnet, und an den Orten, die ich näher

untersuchte, sind die Figuren in einem Gypsstuck modellirt, der auf die Steinwand aufgetragen ist, was ein Franzose, der mit mir die Gräber besah, selbst dann noch nicht glaublich zu finden schien, als er den Glauben in die Hände bekam: denn er hatte sich's einmal in den Kopf gesezt, und in seinem Buche stand es ebenfalls gedruckt, die Figuren wären alle in Stein ausgeführt. — Der gelahrte Archäolog hatte nicht Licht genug mitgenommen, ich half ihm also mit Stearinlicht und Wachsstock aus, bat mir aber als Gegengefälligkeit etwas von seinen Wasservorräthen aus. Der Gute ließ mich indeß nur auf dringendes Bitten wenige Züge aus einer Thonflasche thun, und nahm sie mir dann mit der Entschuldigung vom Munde weg: sein Weg führe ihn nicht so bald in die Nähe des Nils. — Mein Barkenkapitän konnte sich über diesen französischen Tauschhandel gar nicht zufrieden geben, und meinte entrüstet, ein Nemse sey ein raggl taib, aber ein Fransaui ein raggl batahl (ein Deutscher sey ein guter, ein Franzose ein fataler Mensch). Bemerken muß ich bei dieser Gelegenheit, daß man sich am besten mit einem Packesel zu diesen Gräbern auf den Weg macht, der vor allen Dingen mit einem Wasserschlauch versehen ist. Ich wenigstens litt unausgesezt den fürchterlichsten Durst, obgleich ich bei der weitern Exkursion alles Wasser hinunter goß, das mir irgend von Hirtenjungen angeboten wurde. Der Hunger bleibt bei den großen Strapazen eben so wenig aus, und ich verschlang eine Masse Oelfladen, die mir der Führer durch einen Hirtenjungen von Hause holen ließ, wie wenn es die schönsten Eierkuchen gewesen wären. Ich hatte in meiner Begeisterung keinen Proviant mitgenommen, und mein Kapitän, so wie der alte Girgar, lebten ächt arabisch, halb von der Luft. Ein Deutscher kommt von dieser arabischen Frugalität geradezu um's Leben.

Mich überfiel in dem ersten Tempel, den wir nach den Gräbern besahen, ein Wolfshunger, und ich habe das Malheur, ich werde vom Hunger händelsüchtig, wie einer, der zu viel getrunken hat. So ein Heißhunger, mit Anstrengungen verknüpft, erinnert aber auf sehr nützliche Weise an den Zusammenhang des Geistes mit der Materie in dieser sublunaren Welt. Man entgeht durch diese stomachalischen Mahnungen der spiritualistischen Phantasterei, der hohlen Ideologie, und das ist auch ein Gewinn.

Außer dem Moder, dem Staub und mit Asphalt durchzogenen Lumpenfetzen findet man nichts in diesen Gräbern, was mit fort zu nehmen wäre, falls man nicht Fledermäuse greifen, Basreliefs von den Wänden ablösen, oder die Granitsarkophage in die Tasche stecken will. Der Gestank oder das historische Existenzklima ist in einigen Kammern sogar der entwickeltsten Begeisterung zu originell. Verbindet sich aber dem Nasenmalheur, dem Staube, dem Fackeldunste, der erstickenden Luft noch der brennende Durst, so katzbalgen sich zulezt Idealismus und Materialismus, Träumerei und Wirklichkeit selbst im schwärmerischsten Reisenden ums enge Quartier in der immer enger werdenden Brust. Ohne Licht und Luft, ohne Essen und Trinken, ohne lebendige Geselligkeit und Spielraum hälts der Enthusiasmus nicht lange in dieser Welt aus.

Was nun den Inhalt und die Details der figurenreichen Darstellungen in diesen Räumen der Finsterniß und des Schweigens betrifft, so kann ich nur ein paar Andeutungen von dem wagen, was eben mir in dieser unerhörten Welt besonders in's Gesicht geschlagen, oder wie mit Messern in die Seele geschnitten hat; denn grell, barock, frappant, grotesk, kurios und ungeheuerlich ist alles so sehr, daß man aus der dicksten Verwunderung gar nicht herauskommen kann. In dem Gedränge all der todten Götter, Geister, Gespenster und Fratzen wird der lebende Geist dergestalt gestoßen, gekitzelt, gekniffen, geknetet, geprellt und außer Balance gebracht, daß sich zulezt auch der professionirte Alterthümler dieses urhistorischen und urarchäologischen Todtengräberspukes mit beiden Händen erwehrt.

Man will allenfalls in Wundern und Abenteuern ein bischen umherschwimmen, aber das Untertauchen halten selbst die froschblütigen Amphibien nicht lange aus. Ich übergehe also die modellirten und kolorirten Darstellungen von allen Dingen, Geschäften und Bedürfnissen der altegyptischen Werkeltagswelt, also die kleineren Gemächer, welche ganz und gar mit Waffen, oder allein mit Vasen, oder mit musikalischen Instrumenten, und dann wieder nur mit Früchten, ja sogar mit lauter Tischen und Stühlen bemalt sind, und greife nur das Pikanteste aus diesen configurirten Mährchen der bildnerischen Weltgeschichte heraus.

Gleich in einer der kleinern Kammern, zur Seite des Eingangs in das größte Mausoleum, sieht man zwei Figuren mit einundzwanzigsaitigen Harfen, welche leztere aber ohne Säule oder Stange abgebildet sind. Eben daselbst sieht man eine große trächtige Sau (von der ächt polnischen Race, mit borstigem Bogenrücken, also nicht etwa lang gestreckt deutsch), im vollen Laufe, den Pürzel in Waldhornwindung gebracht, dazu Figuren mit Knitteln hinter der Flüchtigen her.* An mehreren Stellen ist eine ausgedehnte Darstellung des Nilstroms die ganze Wand entlang zu schauen. Barken werden

* Man ersieht aus Herodots Schilderung Egyptens, daß Moses viele Gesetze für die Juden von den Egyptern entlehnt haben muß. Bei diesen war z. B. die Beschneidung und eine vielfältige Abwaschung von den ältesten Zeiten her eingeführt; auch aßen die Egypter nur zu gewissen Zeiten und unter Einschränkungen Schweinefleisch, züchteten aber dieses Schwarzvieh und gebrauchten es (nach Herodot) nicht bloß zum Eintreten der Saat in den Schlamm, sondern auch zum Ausdreschen des Korns.

da unter großem Tröbel fortgezogen und gerudert, die im Wesentlichen so wie die heutigen gebaut sind. Nach Champollion gibt es hier sechs Bilder des Nils und sechs des personificirten Egyptens, die zusammen als eine symbolische Darstellung des egyptischen Jahres anzusehen sind. Die Katakomben, in welchen sich die beiden Harfenisten abgebildet finden, nimmt Champollion für das Grabmal des Rhamses Mia mun, und schreibt demselben Pharao einen Antheil an den Bauten von Medinet Habu zu welchen Lepsius Rhamses III. vindicirt.

Alles ist auf blauem Grunde mit gelb gefärbten Figuren prächtig glänzend und originell im Effekt ausgeführt, und wie wenn die Malerei eben fertig geworden wäre. In einer der kleinen Kammern am Treppeneingange finden sich Mysterien abgebildet, die nur einem esoterischen Publicum mittheilbar sind. Thiere trifft man oft abgebildet, indessen selten Elephanten, desto öfter aber Krokodille, Tiger, Löwen, Affen und Leoparden. Ueberall gibt es Götterzüge, Opferungen, Seelenfahrten, schauerliche Hinrichtungen und Todtengerichte über die Seele durch die 42 Beisitzer des Osiris; sodann die versinnlichten astronomischen und kosmogonischen Systeme; Darstellungen des Ganges der Sonne in der obern Hemisphäre (nach Champollion, eine Allegorie der königlichen Biographie). Endlich sind Schlachten und Triumphzüge, wie an allen andern Bauwerken, ein Hauptgegenstand. Man erblickt da gerüstete, hoch behelmte Könige, gleich Sonnengöttern auf Kriegswagen daher stürmend; vor diesen reichgeschirrte, schnaubende Rosse, an den Köpfen mit Straußenfedern geschmückt. Die Feinde sind unter die Füße gestampft, die verschiedenen Truppengattungen der egyptischen Heeresmacht mit ihrer Bewaffnung aufgestellt. Und dann erscheinen wieder die unschönen, steifen, typisch dürftig gehaltenen, pedantisch verschrobenen Mißgestalten von Isis und Osiris, die einander bei den Händen halten und sich mit großen, dunkeln, harten Augen so allegorisch mythologisch verhext anstarren, daß dem lebhaften Beschauer, vom bloßen Zusehen, die Seele aus dem Leibe und jenen Götterfratzen in die todtlebendigen Sehsterne fahren will. Und dann gibt es wieder an andern Orten ganze Haufen von Händen, Vögel mit Menschengesichtern, Schlangen, die auf Menschenfüßen kriechen, Mumien auf ihrem Rücken forttragen und von einer Länge sind, die um einen ganzen Saal herumlangt. Endlich wirrsalt, spukt und figurirt da eine unbeschreibliche Menge von andern Dingen, Geschichten und Mysterien, die zum altegyptischen Phantasieameublement gehören, und an den Wänden des Berliner egyptischen Museums bequemer und wohlfeiler studirt werden können, als in einer Gruft, oder auf dem Papier.

II.

Die Pompejussäule.

Die aller Welt bekannten Merkwürdigkeiten Alexandriens, um deren willen der Alterthumsforscher von dieser Stadt Notiz zu nehmen pflegt, sind die beiden egyptischen Obelisken, die sogenannten Nadeln der Cleopatra, und die Pompejussäule, welche nach der griechischen Inschrift an der Basis dem Kaiser Diocletian vom Präfekten Publius errichtet worden ist.

Die Höhe der ganzen Säule, die frei von Schutt, auf einem elenden und sehr defekten Fundament von unbehauenen Steinen steht, beträgt mit Knauf und Sockel, nach der Angabe von Prokesch, 98 Pariser Fuß. — Der Schaft, aus einem Granit mit vielem rothem eingesprengtem Feldspath und von den Katarakten gebrochen, mißt 63 Pariser Fuß Höhe, oben 7 Fuß 3 Zoll im Durchmesser, unten auf dem Piedestal 8 Fuß 4 Zoll. Die Säule verjüngt sich dem Auge wundervoll und ist überhaupt ein Meisterwerk der Proportion. — Eben aus diesem Grunde geht es dem Beschauer mit dieser schönsten Columne der Welt, welche (die Alexandersäule in Petersburg ausgenommen) auch für den mächtigsten Monolithen in Säulenform gelten darf, wie mit der Peterskirche und den Pyramiden, deren Kolossalität das Auge wegen ihres glücklichen Ebenmaßes unterschätzt.

Sinn und Geist fassen selten mit vollkommenem Bewußtseyn, was ihnen erscheint. Es bedarf dazu einiger Sammlung, des Contrastes, eines Maßstabes zum Vergleich. Für die Pompejussäule gibt es einen solchen nicht; sie steht einsam auf einer Anhöhe, mitten unter kahlen Kalkhügeln, in einer Wüste von Scherben und Schutt. Wie zur bestimmteren Ausdeutung befindet sich ein schöner Friedhof ganz in der Nähe, mit Aloepflanzen auf den Gräbern und aufrecht gestellten Grabsteinen, an deren obern Enden Turbane ausgemeißelt sind; aber nirgends gibt es einen Baum, einen Strauch, oder nur einen Grashalm, mit welchem der Wind spielen könnte; denn jene stachlichten, steifen, dicken Aloeungeheuer erscheinen wie aus grünem Stein oder Metall. Kein Ton einer lebenden Welt tönte zu dieser Todtesstätte herüber, kein Vogel flog in jenen Augenblicken über diese Kirchhofsstelle einer vernichteten Riesenstadt, die, durch den allmächtigen Willen eines Weltstürmers aus dem Nichts hervorgerufen, für die gebildeten Geister des Alterthums neun Jahrhunderte hindurch eine Weltstadt geworden war.

Die Jahrhunderte rollten vorüber; sie versanken wie eben so viele Tage und Augenblicke im Meere der Zeit, und mit diesen Jahrhunderten, den Weltsekunden, sank auch die eingeweidlose, nimmersatte, bucklichte Riesenhure Schulgelehrsamkeit, die seelenlose, todtgeborene Tochter des Gedächtnisses, in ihr Grab; und über sie hin stürzten die Trümmer ihrer Schulstätte, der wissens-

stolzen Alexandria, und über diese hinweg die alte und neue Fluth, Menschenleben, Natur und Weltgeschichte genannt.

Hier zu dieser Grabsäule der alexandrinischen Weltgelehrsamkeit, die am hohlen Formalismus und Schematismus, am Notizenkram eines entseelten Gedächtnißverstandes zerkrümelte und zerbrach, müßten die Schulgelehrten wallfahrten, um ihren Hochmuth zu Paaren zu treiben, um ihre thönernen Götzen, Grammatik und Logik, um ihren Vokabeln-, Chablenen- und Notizenverstand an diesen Topfscherbenbergen, auf diesem Felde von Kalk- und Leichenmoder in seinem lezten Stadium zu beschauen.

Und was spiegelt sich denn in der einen stehen gebliebenen Säule, was bedeutet sie selbst mitten in dieser Gräberwüste von Schutt? Vielleicht das Gegentheil von todter Gelehrsamkeit, nämlich Ebenmaß, Schönheit, Weltökonomie; eine Harmonie, die auch den todten Stein beseelt, die erdenschwere Masse überwindet und in ewig schönen Verhältnissen in den ewig klaren Aether zum Himmel hinansteigen darf, während der todte Mechanismus, die garstige Verstandesunzucht und jede Sünde wider Lebensschönheit und Weltökonomie in Scherben zerbröckelt dem Erdenstaube zurückgegeben wird.

Mit solchen Gewissensbissen flocht ich „alte Gedanken und neue Grillen" zusammen; aber es war mir, als sey ich verdammt, aus Sandkörnchen den Faden zu drehen, der durch das alte und neue Labyrinth der Weltmysterien führt. — So sann ich und kaute an dem Staube, den mir die alexandrinische Gelehrsamkeit aus Rache zwischen die Zähne warf; so stand ich vor der wunderschönen, durch Harmonie die alte und neue Welt verbindenden Säule, und neben mir meditirte vielleicht mein dickköpfig obstinates Reiteselein, das am Sockel der Riesensäule zum Hündchen verschrumpfte, wie ich selbst zu einem Gnom. Das alles schien mir verdammt anzüglich componirt, und so wurde mir immer melancholischer und fataler zu Muth; da störte mich der Eseljunge aus dem Traum. Er mahnte zum Aufbruch, denn wir wollten noch zu den Granitnadeln der Cleopatra. Und als ich nun diesen nackten Cicerone so recht in's Auge faßte, da schienen mir seine Gliedmaßen eben so proportionirt und schön wie die Verhältnisse der Pompejussäule. Erkenne, so tönte es in meinem Innern, die ausgleichende Gerechtigkeit, welche die Menschenwerke, die Werke des reflektirten Menschenwitzes, die falschen Künste und Wissenschaften zerschmeißt, aber die Schöpfungen der Natur und Uebernatürlichkeit, den Menschenleib, die Menschenschöne, die Seelenschönheit, Liebe, Glaube, Heiligung, Sorge, Arbeit und Gebet im Sturm und Sturze aller Zeiten ewig gleich und heilig erhält, und keinem Stande, keiner Race entzieht!

Ich verbissener Tiefdenker, ich marinirter Kleinstädter harmonirte den Guckuk mit der wunderschönen Denksäule, aber der schlanke Eseljunge, das schien mir klar, der paßte, nackt wie er war, auch ohne Giselirung und Drapirung als Bildsäule, als lebendiges Symbolum des jüngsten Arabiens und Alexandriens zu dieser Columne, und zwar oben hinauf! Also: ob alte oder neue Welt, Schönheit, Harmonie, Oekonomie bleiben ihr unverwüstliches, ihr unsterbliches Princip.

Zu diesem ethisch-ästhetischen Schluß muß ich aber leider eine garstige Nachschrift hinzufügen. Vom untersten Theile des Schaftes hat die Barbarei der alten Zeiten ein mäßiges Stück fortgeschlagen, die moderne Kulturbarbarei dagegen hat mit ellenlangen und handbreiten schwarzen Buchstaben den ganzen Sockel bepinselt und die verdammten Namen schamloserweise bis in das aus Einem Stück mit dem Schafte gehauene, entweder nie ganz fertig gemeißelte, oder ganz verwitterte korinthische Kapitäl, wie an einen ästhetischen Pranger hingeschmiert. Die Schwierigkeiten, da hinauf zu kommen, sind so kostspielig und ihre Lösung sezt so viel Raffinement voraus, daß sie nur von bemittelten und sogenannten gebildeten Personagen absurder und schmählicher Weise überwunden worden sind. — Die nackten Araber also haben der Säule keinen Schaden zugefügt, aber die bekleideten Europäer, die gebildeten Fremden, die Weltreisenden thun den schönen Kunstwerken, sich selbst und der Civilisation solchen Schimpf!

Es wird aber nicht bloß an der Pompejussäule, oder an den Pyramiden und in den Gräbern zu Theben, sondern an allen Kunstwerken, Dingen, Orten und Stellen, die irgend abzulangen sind, diese Entweihung und Besudelung mit Nameninschriften verübt. Man findet kostspielige, mühselige, halsbrechende, scharfsinnige, ja ganz unerklärliche Manöver und Operationen im Dienste dieser chronischen Inschriftenmanie und Namenprostitutionsversuche ausgeführt, dergestalt, daß es mich stellenweise gleichwohl nachsinnend und gerührt gemacht hat; denn das Ding will doch, so garstig und abgeschmackt es an sich erfunden werden mag, auf Verewigungs- und Unsterblichkeitsbedürfnisse hinaus. Die arme Dutzend- und Commißseele will nicht im Meere des allgemeinen Lebens ersäuft, sie will ihre Namenshieroglyphe von der Welt buchstabirt, sie will also wenigstens einen Hauch und Schatten ihres Sonderwesens aus dem heillosen, entsetzlichen Nichts der Erdenvergänglichkeit für ein paar Weltaugenblicke gerettet sehen, welche der Erdenverstand Jahrhunderte nennt. Und die Helden, die Propheten, die Genien aller Zeiten erreichen ja auch nicht mehr.

Bogumil Goltz.

Skizzen aus dem norddeutschen Leben.

(Fortsetzung.)

Der Oberst war gleich parat, schlüpfte aus seiner Blouse in den Rock, nahm Mütze und Reitpeitsche, die seine Hand im Freien so wenig verläßt, als die Sporen jemals am Absatz seiner Stiefeln fehlen, und folgte uns über den Hof zum Viehzimmer. So nennt man den Stall, in dem die hundert bis hundertundzwanzig Kühe, so wie die zwanzig bis dreißig Ochsen die rauhe Jahreszeit hindurch verpflegt werden. Denn nur diese Thiere will man für gewöhnlich unter der Bezeichnung „das Vieh" verstanden wissen. Wenn die Thiere beim Beginn der wärmeren Jahrszeit nun „hinausgejagt" werden, bleiben sie bis zum Herbst Tag und Nacht draußen, Tags auf der Weide, Nachts entweder ebendaselbst in großen Hürden oder auch auf dem Hofe, wo zu diesem Zweck dann ein Raum vor ihrem Stall mit Stangen eingeschlossen wird.

Ueberhaupt ist ein solcher Wirthschaftshof, wie man ihn in diesen Gegenden überall findet, ein Etwas, das man in manchen Landstrichen unseres Vaterlandes kaum in dieser Einrichtung und sicher nicht in solcher Ausdehnung und Größe kennen dürfte. Um einen solchen, d. h. einen großen, kennen zu lernen, denkt euch einen offenen Raum, der vom Wohnhause aus sich etwa 250—300 Schritte in die Länge und 80—150 in die Breite erstreckt und von den nöthigen Gebäuden umgeben ist. Bisweilen findet ihr seitwärts noch ein Neben- oder sogenanntes Wirthschaftshaus, welches dann etwa die Wohnungen des Wirthschafters und der Wirthschafterin, die Leute- und Waschküche, den Backofen, das Leutezimmer, die Milchkammern und Butterräume, sonstige Stuben und Vorrathsböden enthält, von dem aus sich dann vielleicht noch ein zweiter, nur wenig kleinerer Hof ausdehnt. Und nun rings umher all die anscheinend unermeßlichen und in der Wirklichkeit doch so leicht ausfüllbaren, oft lange nicht zureichenden Gebäude, die man insgesammt die „Zimmer" nennt, wohl deßwegen, weil ursprünglich die Arbeit des Zimmermanns daran die Hauptsache ist. Im Besondern kommt dieser Name, wie gesagt, nur dem Kuhstall oder Viehhause zu. Da seht ihr gewöhnlich nahe beim Hause den sorgfältig gebauten und meistens mit Ziegeln gedeckten Pferdestall für sechs bis zehn Gespanne, dann drei bis sechs Scheunen, den Schafstall und jenen für die den Juden verhaßten, hier eifrig gepflegten Thiere, die Ställe für Kälber und Füllen, für großes und kleines überaus zahlreiches Geflügel, die Remisen und Wagenschuppen, das sogenannte Schauer, d. h. die Werkstätte des Arbeiters, der die Ackergeräthe und dergleichen in Ordnung zu halten, auszubessern und herzustellen hat, das Maschinenhaus, wo sich oft Häcksel- und Stampfmaschinen, Mühlen und Darren vereinigt finden; und kommt dann zu dem allen noch Brauerei und Brennerei, so ist für einen Uneingeweihten kaum ein Ende abzusehen. Das alles ist durch Dämme oder doch einigermaßen gangbare Wege verbunden, die sich dann hie und da bis in's Dorf, auf die Landstraße, auf's Feld fortsetzen. Bäume finden sich auch auf dem Hofe und an den Außenseiten der Gebäude zum Wetterschutz, und einen Teich hat man überall, wo er irgend herstellbar und zu erlangen ist. Aus dem Wohnzimmer des Herrn oder des Wirthschafters kann man dieses weitläufige Ganze meistens mit Einem Blick so ziemlich übersehen.

Ueber einen solchen Hof eilten wir nun zum Viehzimmer, wo die Leute bereits mit dem Losbinden der Thiere beschäftigt waren, wo der alte Hirte mit seinem Hunde wartete und die Thiere selbst nach und nach heraus kamen, die einheimischen Racen, die Oldenburger, die Jütländer, die schottischen, die Holländer, und wie sie alle heißen. Denn der Amtmann stellt Jahr aus Jahr ein neue Versuche mit neuen Arten und neuen Kreuzungen an. Bis zum gewöhnlichen Tränkeplatz am Teich spazierte alles gemüthlich vorwärts; als der Zug aber immer weiter ging, traten doch einige Stockungen ein; manches Thier sah sich fragend und bedenklich nach dem guten Stalle um und ließ den treibenden Hund beinahe bis an seine Beine kommen, bevor es sich zum Weitergehen entschloß. Am Thor ward dann eine zweite und noch genauere Musterung vorgenommen als vorhin beim Stalle, und der Amtmann erklärte lächelnd, er sey mit dem Zustande des Viehs wohl zufrieden, ja, er sey noch nie so zufrieden gewesen. „Das sagt er denn, Gott sey Dank, alle Jahr!" bemerkte Fritz heimlich lachend und zog mich den andern nach bis auf's üppig grünende Feld, wo die Thiere sich bald zu verbreiten begannen.

Eben fing der Kampf der Stiere an, deren sich dießmal drei bei der Heerde fanden. Der eine aber, ein junger, machte nach dem ersten ernsthaften Hornstoß lautlos und hastig Kehrt und eilte, ohne sich irgendwie aufzuhalten, seinem friedlichen Stalle zu. Vergeblich holte man ihn zurück, er ging wieder, und aller Klee der Welt hätte ihn nicht vermocht, sich noch einmal einer so übeln Behandlung auszusetzen. Man ließ ihn also lachend gewähren und verlor auch bald die Lust, dem entscheidungslosen Hin- und Herschieben der beiden andern Bullen zuzuschauen. Kurzweiliger war es, das Benehmen und Behaben der andern Thiere zu betrachten. So, um nur eines anzuführen, hatte sich der Kampf in unsere Nähe gezogen, so daß wir die blutunterlaufenen Augen der Kämpfer gut bemerken und ihr athemloses Schnauben wohl vernehmen konnten. Eine prachtvolle Kuh weidete ungestört ganz in der Nähe. Als das Stampfen und Schnauben aber immer näher kam und immer ärger wurde, erhob sie plötzlich den gagatschwarzen Kopf und sah mit ihren schönen klugen Augen — wer ist doch so sehr Ignorant gewesen, diesen Thieren dumme Augen und einen dummen Blick zuzuschreiben? — so bezeichnend auf die Kämpfer, auf uns, schüttelte in Folge eines Fliegenstichs oder eines andern Antriebs das Haupt und senkte es wieder mit einem so verächtlichen Ruck auf's Futter nieder, daß wir einstimmig in ein helles Gelächter ausbrachen. Als die beiden Narren nun aber noch näher kamen und sie zu belästigen anfingen, hob sie wieder den Kopf, theilte ein paar recht tüchtige Hornstöße aus und fraß wieder weiter. Die beiden athemlosen Bestien fuhren auseinander, schauten die Störerin höchst betroffen, sich einander ganz wüthend an und trabten nach verschiedenen Seiten auseinander, während die Kuh sie nicht mehr eines Blicks würdigte.

Munter plaudernd machten wir uns auf den Heimweg durch eine Schlupfpforte in den Garten, am Eiskeller vorbei, durch den Küchengarten und eine Hinterthür in's Haus. Der Amtmann führte uns lachend durch diese den Fremden sonst ziemlich unbekannt bleibenden Wirthschaftsräume. Seine Frau trafen wir in tiefer Unterhaltung mit der Mamsell an der Küchenthür und wurden von ihr mit Lachen und Schelten weiter getrieben. Der Alte und Fritz aber gingen in die Speisekammer, um sich ihr Frühstück dießmal an der Quelle zu suchen. Die vorgerückte Zeit rief sie an ihre Geschäfte. Der Oberst ging in den Stall, um sein Pferd zum gewöhnlichen Spazierritt satteln zu lassen, die andern folgten ihren Neigungen, und ich machte mich in den Garten.

So geht es mir einmal. An einem so schönen und prachtvollen Morgen will Arbeit und Zimmer mir nie zu Kopf; ich muß hinaus, um dort allein oder mit andern zu träumen, zu lesen, zu plaudern. Ich will den Sonnenschein in mich trinken, die Luft und die Bläue, das Grün und die Blüthen, der Vögel Rufen und Locken, die Bewegungen der Natur und ihre Ruhe, alles und alles, voll und ganz. Satt werde ich nie; aber freilich, darüber reden, dafür schwärmen, das alles nun loben, preisen und bewundern, das kann und mag ich nicht. Still und sacht schlüpft es neben dem Träumen, Denken und Plaudern in mich hinein, macht mir leise und heimlich das Herz himmelweit und den Kopf sonnenklar und leicht. Und wenn man das alles dann hinauslassen kann, sey's plaudernd in die Nähe, sey's träumend in die Ferne, wie ist das schön, wie wirkt das so zauberisch hier und dort! Auf solchen Stunden ruht der Segen des Geschicks. Und das alles kommt über uns nur zu solcher Zeit und an solchen Orten, wenn nichts auf uns lastet, nichts uns drängt, wenn wir uns nicht erst müde laufen müssen, um aus den Mauern in's Freie zu gelangen, wenn wir immer draußen sind, und wenn's uns nur den Einfall kostet und den Schritt hinaus, um uns in der Freiheit zu baden. Das ist das wonnigste Leben.

Jenseits des großen Rasenplatzes, der vor der Terrasse ausgebreitet ist, hebt sich ein mannigfaltiges dichtes Gebüsch um einen kleinen offenen Raum, wo man eine Bank angebracht hat und einen Steintisch. Blüthen habt ihr dort bis spät in den Sommer hinein um euch, wie sie auf einander folgen: zuerst Schneeglöckchen und Krokus, dann die Veilchen drunten und Kirsch- und Mandelblüthen oben, darauf Birnenblüthen und Maiblumen, Flieder, Goldregen, die buntblühenden Dornarten, gelbe und feuerrothe Rosen, Jasmin und Sommerrosen, eins auf's andere. Vorn durch den Eingang seht ihr auf einen kleinen Rasenplatz, auf einen schönen edeln Baum, auf eine weitere Gebüsch- und Blüthenpartie. Aber der Blick kehrt von dort noch nicht zurück, er schlüpft immer weiter, er schmiegt sich an immer neuen Gegenständen vorbei, ruht auf einer schönen Baumgruppe aus, klettert an den prachtvollen Tannen empor, die dort hinten still und dunkel ihre schlanken Wipfel zur Höhe tragen, wirft sich dann auf eine kleine Wasserfläche, von der er in Gottesnamen träumen mag, daß sie hinter den Gebüschen rechts und links bis in's Unendliche hinaus woge und fluthe, und fliegt dann über Wiesen und Felder bis zum fernen bläulichen Saum der hohen Wälder. Von dem Geschmack unserer Gartenbesitzer ist leider nicht viel zu sagen, von dem unserer Gärtner schweigt man am besten ganz still; denn die können nur Kohl und Rüben pflanzen und die gewöhnlichen Blumen ziehen, ohne daß sie von etwas Höherem, zumal von der Kunst der Landschaftsgärtnerei jemals eine Ahnung, geschweige denn einen Begriff gehabt hätten. Das ist auch in Schwanwiek so, wie überall. Selbst die Frauen bekümmern sich nur sehr selten und nie im Großen um den anmuthigen Garten. Dieser Platz aber ist gut benuzt worden und man hat ihm gegeben, was man ihm geben konnte. Der Oberst hat seine

Hand dabei im Spiele gehabt, denn dieses Boskel und die Stelle unter den sechs Tannen sind seine Lieblingsplätze.

Wie ich jetzt hineintrat, fand ich Margarethen dort in der Ecke der Bank zusammengeschmiegt; die Blüthentrauben des Flieders und der Goldregen schwebten über ihrem Kopf, die Rosen lugten neugierig aus den Büschen nach ihr hervor. Wie gewöhnlich stand das Arbeitskästchen vor ihr auf dem Tisch und ihre Finger beschäftigten sich, auch wie gewöhnlich, mit irgend einer Arbeit, von der dießmal so wenig wie je ein Mensch zu sagen wußte, was es sey oder was es werden solle. „Nun, sind Sie fertig mit Ihren Karten, Ochsen und Rüben?" fragte sie mit herbem Ton und ohne aufzusehen. „Sie meinen wohl, daß wir Menschen uns nun noch fein bedanken sollen, wenn es Ihnen einfällt auch zu uns zu kommen?" — „Nach Belieben!" versetzte ich im selben Ton; „der Dank aber ist unnöthig, man kommt ohne ihn bequemer durch's Leben." — „Und in der Bequemlichkeit excelliren Sie," meinte sie. — „Wollte Gott, ich hätte erst Ihre Meisterschaft in dieser Kunst erreicht!" sprach ich unverändert. — „Hoho!" rief sie und schlug lachend die schimmernden dunkelblauen Augen zu mir auf. „Sie sind ja verzweifelt bissig heute Morgen. Da mir das aber gerade gefällt, so will ich Ihnen erlauben zu bleiben, vorausgesetzt, daß Sie in der Laune verharren." — „Wollen sehen," erwiederte ich und ließ mich nieder. Sie warf den Strohhut auf den Tisch und strich sich über den dunkelblonden Scheitel und gab mir ein neckendes Wort hin, das ich eben so beantwortete, denn man muß ihr mit ihren eigenen Waffen entgegentreten. Da wird sie gereizt und erst dann entwickelt sie alle Eigenschaften, öffnet sie alle Tiefen und Höhen ihrer seltsamen Natur. Ich weiß nicht, was wir damals plauderten, zankten und stritten, neckten und scherzten, ich weiß nicht einmal, ob ich es selbst damals recht gewußt. Das ist gerade das Hinreißende solcher Plauderstunden, daß nichts bedacht und erwogen wird, sondern daß es blitzgleich da ist und spurlos wieder verschwindet, daß es aber, auch wie ein Blitz, den Moment seines Daseyns mit Licht und Glanz füllt.

Der Diener, der nach einiger Zeit mit den Frühstücksbutterbrödchen erschien, brachte uns erst zur rechten Empfindung der Gegenwart zurück. Er schmunzelte beim Darbieten höchst gemüthlich und sah nickend im Boskel umher. Als aber Margarethe ein Stückchen nehmen wollte, deutete er flüchtig auf ein anderes und sagte: „Von diesen, Fräulein, von diesen! Sie glauben nicht, was die gut sind! so für die Damen, so recht zart. Sie aber können alles nehmen, Herr Franz," fuhr er zu mir ernsthaft fort, „denn für uns Mannsleute ist das alles charmant." — „Wie haben Sie uns hier nur gefunden, Christian?" fragte Margarethe lachend. — „O!" versetzte er launig, „wir (darunter versteht er immer die Familie und sich) wußten, daß Sie im Garten wären und wir dachten natürlich dabei an Ihre Bank. Blumen bei Blumen!" setzte er mit einer flüchtig umherdeutenden Handbewegung hinzu und zog sich zurück.

Lachend schauten wir ihm nach, denn man kannte und duldete gern die Art des Alten, der, seit langen Jahren in der Familie, mit ihr alt geworden, mit ihr so verwachsen ist, daß er sich nicht ohne sie und sie sich nicht ohne ihn denken kann, daß er sich hin und wieder wohl einmal mit einem Einfall, einer Bemerkung in die Unterhaltung mischt. Er ist sonst das Muster eines alten Dieners, schnell, gewandt, schier unhörbar bei seinen vielen klappernden und rasselnden Geschäften, verschwiegen, treu wie Gold, immer guter Laune und musterhaft reinlich in seinen Obliegenheiten und in seinem Aeußern, ein bitterer Feind der schwarzen oder bunten Halstücher, der bis oben zugeknöpften Westen und der Wasserstiefeln. Außerdem würde er, glaub' ich, augenblicklich des Todes seyn, wenn ihn die Herrschaft zwänge, eine wirkliche Livree anzuziehen; sein brauner Frack mit silbernen Knöpfen ist ihm an's Herz oder vielmehr an's Leben gewachsen. Damals ging es ihm übrigens gar nicht gut, denn er war dabei, seinen Sohn, wie er sich ausdrückte, zu dressiren. „Und der macht mir mehr Mühe als dem Herrn ein Hühnerhund!" sagte er einmal kopfschüttelnd zu mir. „Seine Mutter hat aufgewartet, ich thu's noch: wie kann der Junge nur so ein Esel seyn? Denken Sie, Herr Franz, er kann noch keinen Teller wegnehmen oder hinsetzen, ohne eine Dummheit zu machen. Weiß Gott, er macht mir graue Haare!" — „Die haben Sie ja schon, Christian!" lachte ich. — „Je nun," meinte er launig, „das ist auch mein Trost, denn so ist's nicht zu merken, wenn ein paar frische hinzukommen. Der Herr darf das gar nicht wissen, wie ich mich um den Jungen quäle und ärgere."

Als er nun von uns war, fuhren wir fort zu plaudern, bis es hohe Zeit ward, sich für's Mittagessen umzukleiden. Wir hörten den Peitschenknall der heimkehrenden Knechte und das Klappern der Pferdehufe auf dem Damm. Die beiden Kleinen, die ihre Ferien gründlich genossen und den ganzen Tag im Freien schwärmten, kamen von ihren Ausflügen und Spielen zurück und nahmen uns mit in's Haus, wo denn auch bald darauf Klapper und Glocke zu hören war, und die am Morgen getrennte Gesellschaft sich am Speisetisch vereinigt fand. Es kann nicht ausbleiben, daß bei einer so großen Gesellschaft die Jüngeren sich bald an einander schließen, ihre Vergnügungen, ihre Scherze, ihre kleinen Heimlichkeiten gemeinsam und oft in einiger Opposition gegen die übrigen haben und in Anwendung bringen. So geschah es auch hier, und zumal wenn wir wie bei Tisch einmal alle zusammen waren. Wir saßen bei einander und

ließen niemand zwischen uns, der nicht ausdrücklich aufgenommen war; Scherzworte und Neckereien, oft nur uns verständlich, flogen von hüben nach drüben, Andeutungen, von den Eingeweihten augenblicklich aufgefaßt, brachten andere, die neugierig und ein wenig neidisch auf unsere Lust sahen, in gelinde Verzweiflung; stille, bedeutsame Toaste, den andern Mitgliedern des Vereins durch geheimnißvolle Zeichen kund gegeben, wurden höchst gravitätisch oder sehr lustig getrunken. Kurz, wenn das alles auch recht klugen und gesezten Leuten ziemlich kindisch erscheinen mochte, es brachte doch viel Leben und Heiterkeit in diesen und damit in den ganzen Kreis, übertrug sich so oder so auch auf andere Stunden und ließ uns nie einem stummen, quälenden Nebeneinandersitzen und Gehen und Stehen anheimfallen, das sonst so leicht in einem so abgeschlossenen und von außen wenig gestörten Kreise einzutreten pflegt. „Man spricht sich aus!“ nennt man das wohl im gewöhnlichen Leben.

Aber selbst die Klugen und Gescheiten konnten bei dieser Gelegenheit eine gar nicht uninteressante Beobachtung anstellen, eine ganz kluge Reflexion machen, wenn sie auch aus diesem Treiben abnehmen, wie tief die Lust an einer gewissen Geheimnißkrämerei, an einem gewissen Bündlerwesen in der menschlichen Natur begründet ist, eine Lust, die mit ihrem unwiderstehlichen Reiz von Zeit zu Zeit immer von neuem die Köpfe und Herzen verlockt und fortreißt. Ob unsere älteren Genossen so beobachteten und reflektirten, weiß ich nicht, sie lachten aber und amusirten sich über dieses Treiben, nur daß die Mutter, wenn es bei Tisch einmal gar zu arg ward, wohl ein mahnendes: „aber mein Gott, ihr seyd wirklich wie die Kinder!“ dazwischen rief. Das ließen wir uns denn gern gefallen, indem wir uns alle für ihre gehorsamen Kinder erklärten, Besserung gelobten und es im nächsten Augenblick um nichts besser trieben als zuvor.

Nach der Mahlzeit zog man sich für einige Stunden auf sein Zimmer zurück, um, wenn nicht zu schlafen, doch zu ruhen, um auch einmal still für sich und mit seinen eigenen Gedanken zu seyn. Das sollte man nie außer Acht lassen, sondern vielmehr fest darauf halten; es ist ein so richtiger und so wohlthätiger Grundsatz. Wer vermag den ganzen Tag in einem lebhaften, geselligen Verkehr zu bleiben, ohne endlich — und sey er der Kräftigste und Fähigste — matt, schlaff und stumpf zu werden? Wir trafen uns nun später, nach der größten Hitze, eben so munter wieder, wie wir uns verlassen, tranken wieder draußen Kaffee, dießmal aber nicht auf der gelben Decke, und waren dann eben so aufgelegt zu allerlei Unternehmungen, wie je. Die Brise, die leicht über die Wipfel der Bäume strich, plauderte uns was von den Annehmlichkeiten einer Seefahrt vor; es war nur die Frage, wie wir zum Strande gelangen sollten, der eine kleine halbe Meile entfernt und zu dieser Tageszeit zu Fuß wohl von uns Männern, nicht aber von den Damen zu erreichen war. Fritz ward daher heimlich gefragt, ob der Vater uns wohl Pferde und Wagen — einen Erntewagen natürlich, mit Sitzsäcken darauf — „spendiren“ würde? Er schüttelte den Kopf, scheuerte sich mit dem Finger die Stelle zwischen den Augenbrauen und meinte: „es ginge wohl, aber es geschieht nicht.“ — „Lassen Sie Frau Eugenien bitten,“ schob der dabei stehende Christian ein, der die unter seinen Augen herangewachsenen Kinder nie anders als bei ihren Vornamen nennt. „Da thun wir's vielleicht, denn die hat unser Herz ganz und gar.“ Der Rath schien gut und ward befolgt, aber obgleich der Amtmann bei den Bitten und Schmeicheleien der schönen Tochter ganz munter darein schaute, schlug er es ihr doch rund ab. Er könne nicht zwei, geschweige denn vier Pferde und noch weniger einen Fuhrmann entbehren. „So gib uns die Schweden!“ * bat sie und schlang den Arm um seinen Hals. „Fritz kann uns fahren.“ — „Du bist närrisch, Kind!“ gab er lachend zur Antwort. „Wer hat euch denn diesen saubern Plan wieder in die wilden Köpfe gesezt? Etwa der Franz, der Wassermensch? Und die Schweden? Wo denkst du hin! Wie sollten die armen kleinen Kreaturen mit euch zehn oder zwölf großen Menschen durch den Sand kommen! Und sie sind alle noch schwerer als du, meine Feder!“ sezte er hinzu und hob die leichte, schlanke Gestalt vor sich empor, bis seine Lippen ihr Haar berührten. „So,“ sagte er dann und sezte sie sachte wieder nieder, „nun geht und seyd vernünftig. Uebermorgen, wenn nur ein Hauch da ist, sollt ihr euern Willen haben. Heut packt euch ein Vesperbrod ein und geht nach der Jägerhöhe, wenn ihr die Beine einmal nicht still halten könnt.“ Es war ein langer, zärtlicher Blick, mit dem er der davon Eilenden folgte. „So sind wir!“ sagte Christian achselzuckend im Abgehen.

Wir folgten also dem Vorschlage, suchten Hut und Tuch, Stock und Sonnenschirm, gedachten bereits Beeren im Holz zu finden und zogen daher mit leeren Körben hinaus. Da uns aber auf dem Hofe ein paar Mägde begegneten, welche die Platte mit frischen Kringeln gerade vom Backofen nach der Speisekammer hinüber trugen, so wurden diese auf Margarethens Rath mit großem Beifall und unter dem Schelten der Mutter geplündert, und dann ging es mit beruhigten Gemüthern vorwärts den Fußsteig durch das in Aehren schießende Korn entlang bis zur Höhe. Das ist ein kleiner, aber jäh ansteigender Hügel, der Schlußpunkt einer ganzen Kette ähnlicher Erhebungen, welche vom nahen Walde

* Kleine schwedische Pferde, an den Ostseeküsten auf dem Lande viel verbreitet, zu kurzen Fahrten und auch zu leichterer Arbeit gebraucht, bei mäßiger Fracht und auf ebenen, festen Wegen ganz vortrefflich.

auslaufend im knappen Bogen eine mäßig große Wiese umspannen. Wahrscheinlich ist das ein Wall gewesen, der vor Zeiten eine heilige Stätte der früheren Bewohner dieser Gegenden beschützt hat. Jetzt ist das alles mit hohen Bäumen bestanden und mit allem Zubehör eines Waldbodens bedeckt, und von der Jägerhöhe hat man eine weite Aussicht über das reiche Land. Da weilten wir, einige ruhend, andere spazierend; das Beerensuchen fanden wir nur wenig lohnend und sehr beschwerlich und priesen daher Margarethens Einfall mit den Kringeln wiederholt als ganz vortrefflich. Man suchte dieses und jenes Spielwerk für die müssigen Hände. Fritz und der Vater machten uns vom Felde herüber einen flüchtigen Besuch; einer unserer Begleiter, ein alter Professor der Medicin, der denn auch hin und wieder noch in die Botanik hinein sah, ging auf kleine Entdeckungsreisen zum Wald und auf die Wiese, war entzückt, daß in den feuchten Niederungen das Moos neben den trockenen noch frische Kapseln zeige, gerieth in höchliche Aufregung über ein zierliches Lebermoos, das ich ihm nachwies, und schwärmte über eine Orchisart, die er nie, nirgends, niemals hier vermuthet, in alle Himmel hinauf, ohne auf den Schweiß zu achten, den dergleichen Extravaganzen seinem kahlen Haupt in bedauerlicher Menge entlockten. Andere klagten und erschracken denn auch über die kleinen Unannehmlichkeiten, die ein Waldlager mit sich zu bringen pflegt. Und so gingen die Stunden hin und es war schon spät, als wir uns wieder auf den Rückweg machten. Fräulein Johanna schwärmte mit mir Armen unterwegs wie ein weiblicher Karl Moor über die sinkende Sonne.

Es gibt Tage, wo man des Lachens und Treibens nicht müde wird, und so war es heut. Kaum waren wir vom Abendessen in's Wohnzimmer zurückgekehrt, so flog Adele an's Instrument und schlug einen Tanz an; wir räumten hastig Tisch und Stühle auf die Seite, und — hin eilten die Paare. Die Aelteren saßen draußen vor der Thür auf der Terrasse und in der andern Thür nach dem Flur standen ein paar von den Mägden und Dienern, neugierig und ergözt uns zuschauend. Die Spielerin ward abgelöst und es folgte ein anderer Tanz. Die Mutter ward so lange umschmeichelt, bis sie hereinkam und uns die Kegelquadrille spielte, da sie allein noch die bei uns einzig dazu bekannte und beliebte uralte Weise zu spielen versteht. Und als wir die einfachen, lustigen Touren mit unendlichem Vergnügen genug durchgeübt und lachend durcheinander und auseinander schwärmten, da lehnte der Amtmann schweigend in der Thür und blickte lächelnd und zufrieden auf den frohen Kreis.

„Kinder," sagte er und hielt ein paar der Seinen im Arm, „nun laßt es genug seyn, ihr müßt ja todtmüde werden, das ist ja schon den ganzen Tag so fortgegangen." — „Müde? Bah, Papa!" rief Margarethe, die glühend und strahlend umherschwärmte, jetzt auf ihn zusprang und ihm die schlanken Arme um den Hals warf. „Das ist's ja eben! Sie sehen ja, daß wir nicht müde werden können und nicht wissen, wie es mit dem Schlaf werden soll." — „Dann will ich euch was anderes vorschlagen," sprach er und strich ihr das Haar von der heißen Stirn leicht hinter die kleinen Ohren zurück. „Kühlt euch jetzt ein wenig ab, Kinder, nehmt dann ein Tuch und kommt hinaus und zu uns; es ist ein schöner Abend und wir wollen noch einen Gang durch den Garten machen." Margarethe drückte ihm einen Kuß auf die Lippen, sprang davon und brach in ein Hurrah aus, dem wir übrigen jubelnd beistimmten, und er wandte sich mit dem Finger drohend und lächelnd wieder hinaus zu den Alten.

Und in der That, es war eine glorreich schöne Nacht, so klar, so mild, so still, daß uns bis in's Herz hinein ihr Zauber und Frieden zog. Es regte sich weder Blatt noch Blüthe an den Bäumen und Gesträuchen, es war kaum ein Laut zu vernehmen. Nur die Blumen dufteten wundervoll und hin und wieder schlug einmal eine Nachtigall in den dichten Gebüschen hinten am Wasser. Und hoch droben leuchteten die Sterne und der Mond schwamm dahin in wahrhaft trunkenem, seligen Glanz und Strahlen. Seht einmal hin, wie dieses wunderbare, weiche Licht — man muß sagen: leise dahin sinkt durch die Massen des Laubs, die den langen, engen Gang dunkel umgeben und überwölben! Seht hin, wie es gleich einer duftigen Hülle um die Wipfel der Bäume bebt, sich auf den langen, zackig befranzten Zweigen der Tannen wiegt, wie es an den freien Laubwänden der Gebüschpartien so schmeichelnd und magisch sanft entlang schwebt, auf den leise zitternden Wassern träumt und über die weiten Fluren mit geheimnißvollem melancholischem Schimmer hauchend dahin gleitet! O wie ist die Kunst so arm! wie ist die Natur so reich! Keine Farbe, kein Ton, kein Wort kann das wiedergeben.

Wir gingen lange umher, in Paaren, allein, in größeren Partien, wie uns Zufall oder Neigung zusammen hielt, alle jedoch in einem Zuge. Wir plauderten wohl, aber es ward nicht laut, Scherz und Lachen wollten vor diesem Nachtzauber nicht Stich halten. In einer Ecke des Gartens weilten und hockten wir lange an der Steinmauer und lauschten hinaus, wo fern am Horizont im Nordwesten aus einer kleinen dunkeln Wolkenbank Blitz auf Blitz wundervoll und lang schillernd hervortauchte und leise aus den dunkeln Fenstern des Försterhauses zurückstrahlte, das einsam drüben am Walde lag. „Ja, ja!" sagte der Oberst, der den Arm auf die Mauer gestützt und lange schweigend hinaus gesehen hatte, „wenn ich das so ansehe, die stille, weite Ebene, den Busch drüben, das Haus dort und den Mondschein drüber her und die fernen Blitze —

das erinnert mich an manche Nacht, wo ich es auch so vor mir und um mich hatte. Aber das ist weit von hier!" Der Ton seiner Stimme war seltsam tief, fast bebend. „Ja, die Blitze!" bemerkte Frau Stammberg, bemüht, ihn von jenem bösen Thema abzuziehen; „wenn das Gewitter dort nur nicht aufkommt!" Er drückte die Mütze tief in die Stirn und bot der Sprecherin seinen Arm. „Bah, Madame!" sprach er. „Wir hören ja gar keinen Donner. Das zieht der See zu oder ist schon darauf. Aber ich denke, wir gehen hinein. Es thaut und die Kinder sind leicht gekleidet." — „Wohl!" meinte der Amtmann, „und da es mit dem Gewitter hoffentlich so ist, wie Sie sagen, Oberst, so wollen wir uns auf's Ohr legen. Das war ein schöner Tag, Kinder."

Wir gingen auf einem andern Weg zum Hause zurück über den Hof, wo der Hund bei der Hütte uns mit wüthendem Gebell und dann mit freundlichem Wedeln begrüßte, in die Hausthür. Christian stand parat mit den Lichtern, und heiter trennten wir uns.

Die Claque.

Die Franzosen sind ein großes Volk; wer weiß das nicht? Und wer es nicht wissen sollte, der schlage ein statistisches Handbuch vom Jahr 1853 nach, da kann man es in Zahlen ausgesprochen und gedruckt finden. Wem dieser Beweis nicht genügt, der frage den ersten Besten westwärts der Vogesen; der wird ihm sagen, daß kein Volk überhaupt das erste der Welt sey, daß es daneben eigentlich gar nichts anderes gebe. L'état c'est moi, sagte Ludwig XIV., und vielleicht hatte er ein Recht dazu; moi, c'est l'état, denkt mancher Franzose, auch wenn er kein Recht dazu hat; daß aber la France eigentlich le monde sey, die Incarnation der Civilisation, der Bildung und Gesittung, der Weisheit und des Geschmacks, der Macht und der Tugend, davon sind sie alle überzeugt, nicht aus objectiven, sondern aus subjectiven Gründen. Es ist das ein Glaubensartikel, der weiter keinen Beweis zuläßt und der deßhalb die Kritik nicht erträgt. Was ertrüge überhaupt in Frankreich die Kritik? Wer wagt es, sich ruhig derselben auszusetzen, im Vertrauen auf seinen innern Werth? Wer trägt eben nur den Stempel seines Gehalts? Wer will nicht mehr gelten als er wiegt?

Das scheint und leuchtet und funkelt beim Glanz der Lichter, aber näher besehen sind es nie à jour gefaßte Brillanten, sondern pierres de strasse, die eine Folie tragen. Man verträgt die Kritik nicht, weil man sie nicht widerlegen kann, man vermag sie nur zu überwinden, wenn man sie zum Schweigen bringt, gleichgültig, ob man ihr den Mund stopft oder sie übertäubt. Wenn der eine tadelt, so lobt der andere, und wenn man fragt warum? so sagt der erste: »ah c'est mauvais!« und der andere: »ah c'est beau!« Nichts kann einen Franzosen mehr zur Verzweiflung bringen, als wenn dann ein kalter Nordländer ruhig noch einmal fragt: „Und warum?" Als wenn die Gründe so wohlfeil wären wie die Brombeeren.

Ich flanirte einst mit einer Kaffeehausbekanntschaft in der Umgegend von Montmorency an einem wolkigen Herbstabend. Die Sonne war im Untergehen begriffen und schickte ihre lezten Glutstrahlen, wenn sie im zerrissenen Wolkenschleier, der vom Winde getrieben vorüberflog, auf eine Oeffnung trafen, wie Flackerlichter über die stille, einsame Ebene. Das Summen des Tages starb hörbar ab, hie und da klapperte ein mächtiger Gaul mit dem Pfluge nach Hause, oder schleppte im hochaufgethürmten Karren das Abendfutter für das Vieh heim; ein aufgeschrecktes Vogelpaar suchte eine bessere Stelle zur Nachtruhe, und wie wenn ein einfallender Luftstrom eine spiegelglatte Wasserfläche immer weiter und weiter kräuselt, so tuschte sich die einförmige Landschaft zusehends mit jenem nebelhaften, unbestimmten Ton der Dämmerung. Wald und Feld hatten ihre Nachtmützen aufgesezt oder den Foulard um den Kopf geknotet und wollten zu Bette gehen nach des Tages Mühe und Last, um zu schlafen, aber nicht um zu träumen. Wir waren wortlos neben einander auf einem einsamen Feldwege fortgegangen, die Sonne sank gemach hinter dem Horizont hinab, ich unterbrach das Schweigen, indem ich, mich gegen sie verbeugend, scherzend den Hut abnahm und sagte: »Bon soir, mon cher.« Mein Begleiter wurde dadurch aus seinen Gedanken gerissen und antwortete: »Ah comme c'est beau!« — „Und warum?" fragte ich. Es war ein homme de lettres, der sonst nie um Worte und eine Erwiederung verlegen ist. Aber ich werde nie das starre Staunen seines Gesichts vergessen, dessen Mund mechanisch, als hätte das Ohr sich vielleicht geirrt, wiederholte: »Pourquoi?«

„Ja," sagte ich, „warum? Es ist nichts in diesem Bild, was Sie berechtigt, dasselbe schön zu nennen, nicht der Himmel, nicht die Landschaft, nicht die Beleuchtung, nicht die Färbung. Es ist ein Herbstabend, so gewöhnlich, als er nur seyn kann, so unideal als nur denkbar. Oder finden Sie dieses zerrissene, gebrochene Licht schön? oder das halb ausgezogene Rübenfeld dort, oder den Düngerhaufen hier zur Linken, den mißbräuchlich Wald genannten Busch, der den Hügel krönt, die halb gelb, halb roth geschminkte Sonnenscheibe, den grauen Nebelmantel über den Hecken und Kohlköpfen, den Rabenschwarm, der dort zum Kirchdach fliegt?"

Mein Begleiter schwieg, denn die Wahrheit meiner Behauptung war unleugbar; dann sagte er langsam, stoßweiße: »Ah — oui — mais — c'est beau!« — Doch ich ließ mich nicht abschrecken und wiederholte das abscheuliche deutsche: warum? — „Sie antworten mir nicht, weil Sie nicht können, weil Sie Unrecht haben; schön ist nur das, was Sie in die Landschaft hineinlegen, nicht was darin ist. „Die Welt ist ein Spiegel," sagt Börne; „was hineinschaut, das schaut heraus." Sehen Sie, der Tag, der sich ausgelebt, das Leben, das zur Ruhe geht, das erinnert Sie an Schlaf und Tod. Ihr Gemüth schwingt im Mollton der Melancholie, und weil Sie diese Stimmung ergreift, bewegt, so finden Sie die Landschaft schön, aber sie ist es mit nichten. Als ich zuerst in meinem Leben einen

tropischen Urwald betrat, war ich wie trunken; ich wälzte mich auf dem dichten Farnbette, das sich auf dem Humushügel eines mächtigen Draconiers oder Mangobaumes aufgebauscht hatte. Mir war das Herz voll zum zerspringen, und doch war nichts um mich, was mich hätte entzücken können. Als der erste Rausch vorüber war und ich vorsichtig zwischen den Cecropien, Caricen und Palmen und den sie zu einem Ganzen verflechtenden Lianen hindurch meinen Weg verfolgte und Schritt vor Schritt die mich umgebende Natur kritischen Auges musterte, da mußte ich mir selbst sagen: das alles ist im Einzelnen unschön und unvollkommen. Ueberall verhindert eine grüne Wand von Schmarotzerpflanzen den Blick zwischen den mächtigen Stämmen hindurch zu dringen. Schön war nur die Jungfräulichkeit dieser Natur, die stumme Majestät dieser Wälder, ergreifend nur der Gedanke, der Erste zu seyn und vielleicht der Einzige zu bleiben, der auf diesen unentweihten Boden seinen Fuß gesezt; aber das war nur das ästhetische Gewand, in welche der innere Mensch die Scene kleidete, sie selbst entbehrte, ohne diese persönlichen Beziehungen des größten Theils ihres Zaubers. Uns Deutschen ist es Bedürfniß, sich klar zu machen, warum uns ein Eindruck erfaßt, ob es die Außen- oder die Innenwelt ist, oder ob beide sich vereinen, um uns zu bewegen. Sie fragen Ihre Nerven nicht, ob sie berechtigt sind zu erzittern, aber wir controliren unsere Gedanken wie unsere Gefühle, wir erziehen unsern Geschmack und bilden unsere Sinne, am Schlechten wie am Guten; wir wollen uns bewußt seyn dessen, was wir empfinden."

Seit jenem Abend vermeidet mich mein sonst so gefälliger Pariser; ich bin ihm fremd geworden, oder ein Wilder in seinen Augen, der eine Sprache redet, in der man sich keine Mittheilungen machen kann. Aber ich habe von dem Tage angefangen jedes französische Urtheil nicht mit dem meinen zu vergleichen, sondern mich stets zu fragen: warum? Da bin ich denn zu der Ueberzeugung gekommen, daß es den meisten Franzosen wie meinem früheren Freunde geht, d. h. daß sie die individuelle Stimmung mit dem zureichenden Grunde verwechseln.

Wenn alles um uns her sich belebt, dann werden auch wir lebendig; wir lachen, weil man heiter um uns ist, und werden still und ernst in schweigsamer Versammlung. Niemand weiß aus dieser vorzugsweise den Franzosen anklebenden Neigung, sich vom Einfluß der Umgebung lenken zu lassen, mehr Nutzen zu ziehen als die Theater. Bei uns kann ein begründeter Tadel tausendfaches unberechtigtes Lob zum Schweigen bringen, hier ist es ein einfaches Subtraktionsexempel. Die einen loben, die andern mögen tadeln; die Differenz entscheidet über den Werth.

Warum, was, wie man lobt? wen kümmert das? Genug, daß man lobt. In den Pariser Theatern wird daher das Claquewesen mit einer Unverschämtheit getrieben, die alles übersteigt. Der Werth des Stücks, der Werth des Spiels hängt lediglich von der Anzahl der Hände ab, die sich dafür in Bewegung setzen. Wenn man sich erlauben wollte hinter einem »Ah c'est beau!« ein deutsches „Warum?" einzuschalten, ich glaube man würde, selbst vom Publikum des Théâtre français, für einen Wilden gehalten. Im Parterre findet man stets eine Menge Figuren, die ein geübtes Auge auf den ersten Blick als zur Claque gehörig erkennt: es sind eingereihte Soldaten ohne Uniform, aber wohl ausgebildet und geschult in ihrem Waffendienst. Handschuhe tragen sie nie, weil ein künstliches Fell über dem natürlichen, den vollen Ton der zusammenfallenden Handflächen abstumpft; an den Hauptschlachttagen benutzen sie auch wohl ihre beiden Knie als Beifallspauken, wodurch die Kräfte sich verdoppeln. Da ich häufig, des Preises wegen, bei minder vollem Hause das Parterre besuche, so vermeide ich sorgfältig jede Nachbarschaft mit abgegriffenem Hut, buntbaumwollenem Halstuch, unrasirtem Kinn und handschuhlosen Händen, in der leider aus Erfahrung geschöpften Ueberzeugung, daß mein Trommelfell sonst auf bedenkliche Weise in Anspruch genommen wird.

Die Folge einer solchen Unterstützung ihrer Bemühungen bleibt denn auch bei den französischen Schauspielern nicht aus. In allen Rollen, die ihnen schwer werden, namentlich in den hochtragischen, entsteht eine Wechselbeziehung zwischen den Schauspielern und der Claque, welche auf unser einen äußerst komisch wirkt. Da sie den Applaus nicht unmittelbar kommandiren können, so telegraphiren sie den Befehl durch die Hände oder den Ton der Stimme, und ein wahrer Beifallssturm entsteht dann, freilich von verschiedener Intensität, je nachdem er im Wasserglase eines Boulevardtheaters oder im Weltmeer des Théâtre français tobt.

Einst hatte mich ein böses Geschick neben einen Claquenkönig geführt, der seine Commandos nicht bloß mit den Händen gab, sondern, wie ein Oberst seinem Regimente »aux armes.« seinen Untergebenen zurief: »Ah que c'est beau!« Ich war unvorsichtig genug eine momentane Pause zu meinem abscheulichen »Pourquoi?« zu benutzen, und hatte sofort Veranlassung diesen Leichtsinn sehr zu bereuen; denn nie haben Santerre's Tambours den lezten Schrei der Unglücklichen auf dem Schaffot mit einem schrecklicheren Wirbel zu übertäuben gesucht, als mein Nachbar durch seinen rasenden Doppelschlag mein »Pourquoi.« Aber sein Aufruf traf auf taube Ohren, niemand antwortete auf die Mahnung, alle Hände blieben stumm. „Als wenn die Gründe so wohlfeil wären wie die Brombeeren."

Es war im »Ambigu comique« und die Vorstellung zu schlecht, um mich zum Bleiben zu bewegen; ich ging, ohne mich um das Schicksal des Stücks später weiter zu kümmern. Denken Sie sich meine Gewissensbisse, als ich gestern im Siècle vom 5. Januar

das Resumé eines Prozesses der H. H. Woerner und Com-agnie, Direktoren des Ambigu comique, gegen H. H. Louat und Compagnie, »Entrepreneurs de succès dramatiques.« las. Es handelt sich um nichts geringeres als um eine Summe von 8000 Franken, welche die genannten Unternehmer für dramatische Erfolge als Caution gestellt hatten. Der Contrakt war auf zwei Jahre drei Monate abgeschlossen, aber nach einem Direktionswechsel hatte der neue Dirigent des Ambigu comique sich geweigert den Contrakt zu halten, so wie die 8000 Franken zurückzugeben. Was kann die Schuld seyn, als daß der Erfolg eines Stücks trotz Herrn „Louat und Compagnie" kein gesicherter gewesen war? Ich vergleiche die Daten, ich schlage in meinem Gedächtnisse zurück, und wahrlich, ich muß fürchten der wahre Schuldige zu seyn. Mit meinem unglücklichen deutschen Pourquoi habe ich die wohlgeleiteten Anstrengungen gestört, die Einheit gebrochen, den Erfolg vernichtet. Bekanntlich kann ein Narr zehnmal mehr fragen, als hundert Weise beantworten können, und wie eine wohlanständige Gesellschaft eine in ihrer Mitte ausgesprochene Rohheit unberücksichtigt läßt, so hatte man auf meine Narrheit nur mit stummer Verachtung antworten können. — Aber ich bereue auch, ich thue feierlich das Gelübde: niemals, wenn ich euch wieder loben oder tadeln höre, ihr Träger der Civilisation und der Bildung, der Gesittung und des guten Geschmacks, niemals will ich euch in euerm Urtheil unterbrechen, niemals in eurem Beifall oder Mißfallen euch wieder durch ein albernes deutsches Pourquoi? stören. Pourquoi? — Hat ein Franzose auf eine solche Frage eine andere Antwort als Schweigen?

Sinesische Volkslieder,

gesammelt von Confucius im Schi-King, lateinisch übersezt von P. Lacharme, deutsch von

Ernst Meier.

18. Gränzwachedienst.

Leise leise fließt das Wasser,
Führt nicht fort den losen Balken.
Hier, wo ich die Wache habe,
Hier in Schiu ist nicht mein Mädchen.
Ihrer denk' ich, ihrer denk' ich:
Wann, ach, kehr' ich zu den Meinen?

Leise leise fließt das Wasser,
Führt nicht fort ein loses Spänlein.
Hier, wo ich die Wache habe,
Hier in Fu ist nicht mein Mädchen.
Ihrer denk' ich, ihrer denk' ich:
Wann, ach, kehr' ich zu den Meinen?

Leise leise fließt das Wasser,
Führt nicht fort die losen Binsen.
Hier, wo ich die Wache habe,
Hier in Hiu ist nicht mein Mädchen;
Ihrer denk' ich, ihrer denk' ich:
Wann, ach, kehr' ich zu den Meinen?

19. Hasen und Fasane

(d. i. schlechte und rechte Männer).

Hasen wissen sich zu hüten,
Ohne großen Lärm zu machen;
Doch Fasane, doch Fasane
Fallen leichtlich in die Netze.
Als ich auf die Welt gekommen,
Standen noch die Dinge leidlich;
Doch nachdem ich war geboren,
Kamen tausend Mißgeschicke.
Uebrig bleibt uns nur zu schlafen
Und sich gar nicht mehr zu regen.

Hasen wissen sich zu hüten,
Ohne irgend Lärm zu machen;
Doch Fasane, doch Fasane
Fallen leichtlich in die Schlingen.
Als mein Lebenslauf begonnen,
Blieb man noch unangetastet;
Doch nachdem ich war geboren,
Kamen tausend Mißgeschicke.
Uebrig bleibt uns nur zu schlafen
Und nicht ferner mehr zu wachen.

Hasen wissen sich zu hüten,
Ohne großen Lärm zu machen;
Doch Fasane, doch Fasane
Fallen leichtlich in die Netze.
Als ich erst begann zu leben,
War der Zustand noch nicht mißlich;
Doch nachdem ich war geboren,
Folgten zahllos viele Uebel.
Uebrig bleibt uns nur zu schlafen
Und nicht ferner mehr zu hören.

20. Landräumung.

Starker Regen fällt und Schnee,
Kalte Wind' aus Norden wehn:
Reicht, ihr Freunde, euch die Rechte,
Und dann laßt uns weiter gehn!
Hier wird nicht gewährt, zu weilen;
Laßt uns eilen, laßt uns eilen!

Regen fällt, gemischt mit Schnee,
Mächtig rauscht der kalte Nord:
Meine Lieben, meine Theuren,
Hand in Hand, so gehet fort!
Hier ist nicht erlaubt, zu weilen;
Laßt uns eilen, laßt uns eilen!

Nichts als Füchse sehn wir hier,
Nichts als schwarze Raben dort: *
Meine Lieben, meine Freunde,
Gebt die Hand euch und dann fort!
Denn wir dürfen hier nicht weilen;
Laßt uns eilen, laßt uns eilen!

21. Die Quelle der Schmerzen.

Mit mächt'gem Andrang bricht hervor,
So breit er kann, aus seinem Thor
Der sprudelvolle Wasserquell,
Und strömt dann in die Tiefe schnell:

So wird mein Herz von Gram bestürmt,
Indem sich Leid auf Leiden thürmt,
Und sich das Herz in Schmerz ergießt
Und wogend in sich selbst zerfließt.

Nicht neu ist unser aller Leid,
Begann nicht heut, noch schließt es heut;
Es kam mit meinem Anbeginn
Und endet, wenn ich nicht mehr bin.

Tübingen, im December 1852.

* Füchse und Raben gelten als unglückliche Vorzeichen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die gesellschaftliche Frohne.

Wenn der Franzose einer lästigen Verpflichtung, die ihm die Rücksichten der Gesellschaft auferlegen, sich zu entledigen hat, so nennt er das eine Frohne; jeder Besuch, der keine Kurzweil verspricht, jede Parade in einem abendlichen Cirkel, welche die Gebote der Bekanntschaft, der Verwandtschaft und der hierarchischen Unterordnung erheischen und wo wässriger Thee, unverdauliches Confekt, Dilettantenbravour und einsylbige Conversation über den lezten Regenguß, das jüngste Vaudeville und den neuesten Senatorenschub die Elemente der Bewirthung sind, eine Anstands, oder, was noch unseliger ist, Freundschafts halber gezwungene Gegenwart bei einem Clavierconcert, einer akademischen Vorlesung oder gar einer Versexhibition in einer literarischen Frühstücksanstalt — das alles nennt man in Frankreich, und namentlich in Paris, eine Frohne (corvée). Aus den staatlichen und politischen Einrichtungen ist die Sache wie das Wort verschwunden, in den zäheren Sitten ist die Sache wie das Wort geblieben. Ich behalte zur Bezeichnung dieser Idee nicht das französische Wort, wohl aber, indem ich es übersetze, das Bild der Franzosen bei. Ich weiß, das Gegentheil ist Mode, das Gegentheil sieht vornehmer und gelehrter aus; da mir aber das Vornehm- und Gelehrtaussehen im höchsten Grade gleichgültig ist und mir ein deutsches Wort im deutschen Styl für deutsche Leser, wenn es auch einen französischen oder in Frankreich ausgeheckten Begriff veranschaulichen soll, mehr Farbe und Bestimmtheit zu haben scheint als ein französisches, so ziehe ich die Uebersetzung der Herübernahme vor, sage also Frohne statt corvée und nenne den Januar den Pariser Frohnenmonat, wie man den Juni, glaub' ich, den Heumonat und den Oktober den Weinmonat heißt. Die große Frohne der Pariser besteht nämlich, außer dem Geschenkegeben und persönlichen Glückseligesneujahrsagen in dem engeren Umkreise der Vettern, Basen, Tanten, Onkeln u. s. w. in der Obliegenheit, eine unbegrenzte Menge von Visitenkarten an alle Bewohner und Bewohnerinnen, wenn sie nur irgendwie Anspruch auf den Titel Honoratioren haben, mit denen man amtlich oder unamtlich auf irgend eine Weise in Verbindung ist, war oder seyn könnte, abzugeben. Diese Pflicht ist in Paris vielleicht gebieterischer und weitumfassender als in irgend einer andern Hauptstadt, und wird durch die großen Entfernungen natürlich ungemein erschwert. In der lezten Zeit hat nun die Post die Besorgung der Karten zu herabgesezten Preisen unternommen, und während die Briefe für Paris fünfzehn Centimes kosten, werden die Visitenkarten für einen Sou an Ort und Stelle abgeliefert, und in der ersten, ja noch in der zweiten Woche waren die Postexpeditionen aller Stadtbezirke von kartentragenden Menschen, meist dienstbaren Geistern, belagert, wie die Bühnen der Boulevards, wenn ein neues Spektakelstück aufgeführt wird.

Außer diesen allgemeinen Frohnen gibt es noch besondere. In verschiedenen Häusern, in denen namentlich, wo die Ueberlieferungen von Ehemals noch nicht ausgerottet sind, haben sich noch eigenthümliche Gebräuche erhalten, die auf die hauptsächlichsten Momente des häuslichen Lebens und die Anhaltspunkte für das gesellige Zusammenseyn im Laufe des Jahres sich beziehen. Die Verwandten und Hausfreunde können sich der Theilnahme an denselben nicht entziehen, selbst wenn diese Theilnahme, wie dieß nur allzuhäufig geschieht, keine sehr angenehme Verpflichtung ist. So bestand noch in den lezten Jahren eine Privatanstalt zur Beherbergung und Verköstigung studirender Jünglinge, die an einem ruhigen und sicheren Zufluchtsort für ein mäßiges Verpflegungsgeld vor den Gefahren und Stürmen der akademischen Laufbahn, sey es aus eigenem Antrieb, sey es durch die Fürsorge ihrer Eltern oder deren meistens geistlichen Stellvertreter in Paris, bewahrt worden. Diese Anstalt wurde von einem ältlichen, erbaulich, jedoch nicht abstoßend häßlichen und eben so leutseligen als gottesfürchtigen Fräulein, Mlle. Céleste — folglich die Himmlische mit Namen — geleitet, das der männlichen Jugend unter seiner Hut und Zucht mit guter Lehre und gutem Beispiel auf dem Wege der Tugend und Heiligkeit voran ging. Die jungen Leute, die bei dieser heiligen Person wohnten und aßen, führten wohl alle oder doch beinahe alle in der That einen exemplarischen Wandel und kamen allen Pflichten der katholischen Religion pünktlich nach; ja die meisten thaten noch etwas Uebriges, gingen mehr als Einmal in der Woche zur Messe, beichteten öfters und erschienen selbst von Zeit zu Zeit als Ministranten am Altare. Nun sind mir zwar Fälle nicht unbekannt, daß die Chaumière und die Kirche von demselben Individuum abwechselnd bedient werden, es waren aber und sind doch derlei Fälle außerordentlich selten und man kann sagen, daß in der ganzen heiligen Schaar der Mlle. Céleste nie ein so abscheuliches Aergerniß vorgekommen ist. Dagegen hatten die Pensionäre des gottseligen Fräuleins eine Vergünstigung, die jedoch von einigen derselben eher als ein nothwendiges Uebel, denn als ein beneidenswerthes Vorrecht angesehen wurde. Es war ihnen nämlich jedes Neujahr gestattet, andere sagen, geboten, ihre tugendsame Wirthin auf beiden

Wangen zu küssen, und obgleich sie gegenwärtig keine Wohnung und keinen Tisch mehr gibt, so sollen doch heuer noch etliche ihrer ehemaligen Gäste bei ihr zur gewöhnten Huldigung sich eingestellt haben. Ich gestehe es frei, eine solche Pflicht würde eben keine Wonne für mich seyn, aber ich zöge sie doch gewissen Frohnen vor, von denen man gerade in diesem Augenblick sehr fühlbar heimgesucht zu werden anfängt. Es ist die Frohne der Concerte. Man erhält ein Billet zu irgend einem musikalischen Frühstück oder Abendbrod geschickt, man kennt halb und halb den Virtuosen, von dem es kommt, man erwartet nichts Gutes, man sieht Ueberfluß an Langeweile klar voraus. man fürchtet auf der andern Seite unhöflich zu seyn, man weiß, daß man den großmüthigen Geber irgendwo in der Welt unausweichlich treffen wird, man entschließt sich also dem Ruf zu folgen und steht während zwei bis drei Stunden Clavierphantasien oder Violinengetänzel und obendrein vielleicht noch ein endloses Gespräch mit einem genialen Frauenzimmer seiner Bekanntschaft aus. Das ist gewiß eine Frohne, wenn etwas diesen Namen verdient, und der Leibeigene, der die Hasen des Lehnsherrn in Schnee und Frost zusammentreiben und während der heißen Sommerszeit in saurem Schweiß für ihn sich baden mußte, konnte in seinem Innern nicht ärger murren gegen diese Dienstbarkeit, als ich gegen derlei Lasten des Pariser Lebens zu thun mir erlaube. Freilich nicht jedes Concert, selbst nicht jedes Clavierconcert ist eine Frohne, und die Kunst eines Haberbier läßt sich ohne Ermüdung bewundern. Haberbier, ein scandinavischer Tonkünstler, ist im Besitz von ungewöhnlichen Anlagen und hat namentlich eine ganz erstaunliche Kraft. Wenn die Engel mit ihren Posaunen am jüngsten Gerichte nicht gleich bei der Hand wären, Haberbier könnte aushelfen, um die Todten aus ihrem Schlafe zu erwecken, so furchtbar mächtig ist sein Anschlag, so weit hinklingend ist sein Hämmern auf den Tasten. Sein Beruf ist Energie und Majestät, er ist aber, ich weiß nicht wie, auf die Weise Chopins gerathen, hat sich, was sehr verzeihlich, in die Liebkosungen dieses bezaubernden Pianisten verliebt und sucht sich nun zum Echo von dessen unvergleichlicher Manier zu machen. Hieraus ergab sich nun ein ganz absonderliches Zwitterding. Was seiner Natur nach zu schwerem und rauschendem Auftreten geschaffen ist, nimmt das leiseste Gesäusel, das je eine Menschenhand versuchte, sich zum Vorbild, und ein geharnischter Riese trachtet das Wesen eines fast körperlosen Luftgeistes sich anzueignen. Haberbier hat genug von Chopin, um uns an ihn zu erinnern, aber nicht genug, um uns über seinen Tod einigermaßen zu trösten. Wir vermissen den dahingeschiedenen Meister nach wie vor; Haberbier zeigt uns die Lücke, er ist weit entfernt sie auszufüllen. Chopin, der sein ganzes Leben, oder doch so lange als Paris ihn kennt, einem Schatten ähnlich sah, wird von Haberbiers Spiel gleichsam aus dem Todtenreich für uns heraufbeschworen, und Schatten, wie er immer war, erscheint er uns wieder, wir hören von neuem das melodische Wispern seiner Hände, wir sehen die leidende, sterbende, der lezten Stunde sanft entgegenschreitende Gestalt, wir sehen Chopin, wie er lebte und lebte, wieder, und das vielleicht ist Haberbiers Hauptverdienst.

Auch andere, minder liebenswürdige Schatten sind in der lezten Zeit aus dem Orcus der Vergangenheit emporgestiegen. Der gestickte Frack des achtzehnten Jahrhunderts kommt wieder auf, er wird bei amtlichen Festen amtlich verlangt, man will selbst in den eitelsten Dingen zu den Principien der Väter zurückkehren, und von der Politik wird die edle Schneiderkunst auf den rechten Weg zurückgeführt. Schwarz, mit Silber und Gold belegt, das ist das Commando. Die Cavaliere sollen sich wieder von dem bürgerlichen Pack, die Herrn in Ehren und Würden sollen sich wieder von den unabhängigen Müssiggängern, die nichts im Staate sind und nichts seyn wollen, unterscheiden. Der Federhut, der Paradedegen, die Schnallenschuhe konnten natürlich auch nicht ausbleiben, und wer weiß, ob der Puder, die rothen Absätze, die Schönpflästerchen und die ganze Herrlichkeit der Zopfperiode wenn nicht gerade hervorgesucht, doch zurückbegehrt wird. Schon hat von den Federheroiden der Mode einer der gewandtesten und in der höhern Welt beliebtesten, Eugene Guinot, in seinem Wochenkurier die Saite angeschlagen. Eugene Guinot schreibt eine von den Chroniken der großen Welt, die alle Tage in dem untern Stockwerke mehrerer Pariser Zeitungen erscheinen, und unter allen, die derlei literarisches Confekt und fashionable Fraubaserei verfertigen, ist er, obgleich belletristischer Mitarbeiter an einem kaiserlich gesinnten Blatt, in der aristokratischen Sphäre der willkommenste, wenn er auch, wegen der Farbe des Organs, dem er dient, in diesen Regionen minder gelesen seyn dürfte als einige Collegen. Er weiß jenen Ton anzunehmen, von dem ich keineswegs behaupten will, daß er das ausschließliche Eigenthum der Aristokraten, von dem ich nicht einmal zu sagen mich getraue, daß er bei allen oder nur den meisten derselben anzutreffen ist, den sie aber zu besitzen sich bemühen und vorgeben; er unterhält sie von den Uebungen der Kurzweil, die sie am liebsten treiben, erzählt ihnen die Geschichten, die sie am liebsten hören, und hebt die Ueberlegenheit des weltmännischen Geistes und der gebildeten Formen, die sie sich so gerne zuschreiben und zuschreiben lassen, häufig und wie etwas, das gar nicht in Frage steht, hervor. Auch bei Gelegenheit der beantragten, wenn nicht schon in der Ausführung begriffenen Wiederaufnahme des gestickten Fracks ließ er in sehr aristokratischer Weise sich vernehmen, machte sich über die schwarze bürgerliche Bekleidung gleichen Namens vornehm lustig, als wäre er selbst ein Marquis und hätte schon unter den Häuptern der Kreuzfahrer einen erlauchten Ahnherrn gehabt, worüber er im Charivari mit plebejischem und darum nicht minder feinem Witz gehörig hergenommen wurde. In die hohe Politik darf das Charivari allerdings nicht mehr, wie sonst, seinen scharfen Senf geben, und es hütet sich wohl, die Glocken des Tedeums, die in allen Organen der Regierung zu Ehren des verjüngten Kaiserreichs erklingen, durch sein Schellengeläute zu stören. Aber die Privatungereimtheiten, die aus der Wiederaufrichtung des Napoleonischen Throns emporschießen, und die tollen Sprünge, denen sich eine von dem Phantome allgemeiner Umkehr befreite Gesellschaft überläßt, liefern seiner Spottsucht und seinem Schelmengeist noch immer eine überreiche Ausbeute, und ich zweifle sehr, ob auf diesem Felde nicht viel mehr wächst als geerntet wird. Und doch ist das Charivari nicht

der einzige Schnitter und Mäher; eine Menge kleiner Witzblätter besteht neben dem Charivari, und die Zahl derselben hat sich in der letzten Zeit sichtlich vermehrt, sey es um die Lücke, die durch den Ausfall der politischen Polemik im geistigen Speisequantum des Publikums entstanden, auszufüllen, sey es, weil das Interdikt, mit dem die unabhängige Besprechung ernsterer Gebiete belegt wurde, eine Masse vacirender Literaten in die leichteren Gattungen geworfen hat. Eines derselben zeichnet sich in Styl und Ausstattung durch eine gewisse Vornehmheit aus, und deckt mit Glacéhandschuhen manche der schwersten Wunden und giftigsten Geschwüre, mit denen die höhere Gesellschaft von Paris behaftet ist, rücksichtslos und mit einer koketten Kühnheit auf, die ihm schon Unannehmlichkeiten verursacht hat. Es ließe sich, dünkt mich, dieses ganz einfach „Paris" überschriebene Organ des Momus vielleicht nicht mit Unrecht einem Arzt der reichen und betitelten Welt vergleichen, der mit feinen, gewandten und sichern Fingern, ein gelassenes Lächeln auf den Lippen und in seinen Manieren noch aristokratischer als die hohe Patientin, die nicht sehr eleganten Leiden einer hohen, zarten und freudensatten Dame untersucht. Eugen Guinot, Amédée Achard und ihre liebenswürdigen Collegen dagegen, die den Schwächen und Verkehrtheiten des heutigen Geschlechts, wenn sie nur angenehm und von den Fürsten und Fürstinnen der Mode wohl gelitten sind, eher das Wort reden als den Stab brechen und keinen Anstand nehmen, selbst dem gesitteten, geschmückten und gefälligen Laster den Hof zu machen, kommen mir wie romantische Dandys vor, welche die Blässe einer schmächtigen und ahnenstolzen Schönen interessant und ästhetisch finden, wenn diese Blässe auch ein keineswegs ästhetisches Uebel verrathen sollte.

Das eben erwähnte Scherz- und Spottblatt hält sich aber nicht bloß in den höheren Schichten der unverbesserlichen, aber auch unverwüstlichen Lutetia auf, es dringt auch in die unflätigsten Quartiere und steckt seine Sonde in den Schlamm des untersten Pöbels. Gavarni, der noch jung und frisch ist wie in seinen schönsten Tagen und den plastischen Theil des Blattes besorgt, hält vorzüglich auf diesem Gebiete Musterung und bringt uns aus der irdischen Hölle des Proletariats, kräftig und keck, hie und da allzu keck gezeichnet, oft abstoßende, selten erquickliche, aber immer wundersame und der Betrachtung werthe Typen. Er hat es namentlich auf die Lorettenzunft, auf deren Abkunft und Elend, auf deren Anfang und Ende abgesehen. Die Lorettenzunft steht auf der Grenzlinie zweier Welten, und wenn ich den Ausdruck wagen darf, zweier Verderbnisse. Sie steigt aus dem Nichts empor und kehrt durch ein meist kurzes Paradies von Lust und Glanz in ihr erstes Nichts zurück. Den Auf- und Niedergang der Buhlerin, ihre Herrlichkeit und ihren Verfall, ihren Frühling und ihren Winter, ihre Begegnungen mit ihrer ehemals in gleichem Luxus und gleicher Ungebundenheit lebenden Mutter, die Gegensätze zwischen Lumpen und Flitter, die Bodenlosigkeit ihres Innern, die widerliche Nacktheit ihrer geheimen Misère, alles das stellt uns Gavarni in den grellsten Bewegungen und Gestalten dar; er verhüllt das Laster nicht, noch schmeichelt er ihm; nicht die Künste der Verführung, die ihm zu Gebote stehen, gaukelt er uns vor, und dennoch macht er es der Beachtung, des Studiums und des Nachdenkens werth. Er zieht uns als Künstler durch technische Virtuosität an, und interessirt uns als Sittenmaler durch die ungeschminkte Wahrheit seiner Darstellungen. Er unterscheidet sich in diesem Stücke höchst vortheilhaft von seinen Collegen, die nach der Februarrevolution das Feld der politischen Satire um die Wette beackerten, jetzt aber mit Zerrbildern der bürgerlichen Gesellschaft sich befassen müssen.

Es ist bekannt, in welch üppiger Entfaltung die vor siebzehn Jahren durch die Septembergesetze gleichfalls auf die nichtpolitischen Narrheiten beschränkte Carrikatur auf allen Wegen und Stegen, die von der Politik ab, wenn auch ihr nahe lagen, hervorbrach und sich verbreitete; was nur zu berühren war, hat sie berührt, manches Thema hat sie ganz erschöpft und schwerlich irgend eine Seite des Pariser Lebens ganz außer Acht gelassen. Es war damals eine reiche Zeit und die Auswüchse, die Verirrungen in allen Fächern thaten in keinem Fache dem Wachsthum des Vortrefflichen den mindesten Eintrag. Vorzüglich in den bildenden Künsten und besonders in der Oelmalerei entwickelten sich aus der fruchtbarsten Thätigkeit die bemerkenswerthesten Ergebnisse. Man konnte davon neuerdings bei der Versteigerung der Gemäldegalerie des Herzogs von Orleans sich überzeugen. Der hoffnungsvolle Nachfolger des Julikönigs, dessen männliche, schon so glänzend ausgefüllte und vielversprechende Jugend so plötzlich ein Opfer des dunkeln Verhängnisses wurde, liebte die Kunst, pflog vertraute Freundschaft mit den besten Künstlern seiner Zeit und seines Vaterlandes, und nach seinem Tod erzählte das Volk mehrere Züge von ihm, die von seinem zwanglosen Umgang mit den Matadoren der französischen Malerei Zeugniß gaben. Doch nicht bloß dadurch, daß er sie zu Hausgenossen und zu Gefährten in seinen Mußestunden machte, auch durch den Ankauf ihrer gelungensten Erzeugnisse ermunterte und unterstützte er sie. Durch die Ungunst des Geschicks mußte dann die Sammlung, die so zu Stande gekommen, in öffentlichem Aufstreich zersplittert werden, und wenn dieser Umstand ein Grund des Bedauerns und des Mißmuths werden konnte, so hatte man doch hiedurch Gelegenheit eine höchst geschmackvoll getroffene Auswahl von wirklich zum Theil bewunderungswürdigen Gemälden zu sehen, und bekam einen Begriff von den Leistungen und dem Charakter der französischen Malerei in den letzten zwei Decennien, von der das Luxembourg eine lange nicht so vollständige Musterkarte enthält. Ich sage französische Malerei und nicht französische Schule; das Wort Schule, so herkömmlich und gebräuchlich es ist, würde durchaus ungeeignet seyn, denn es ist in der Gesammtheit des malerischen Dichtens und Trachtens der heutigen Franzosen keine Spur von Schule, von gemeinsamem Streben und Verfahren, von nationalem Gepräge und Familienähnlichkeit. Jeder hantiert auf seine eigene Hand und nach seinem eigenen Kopf; der eine hält sich mehr an die Italiener, der andere an die Niederländer; dieser gibt der Zeichnung, jener der Farbe das Uebergewicht, der eine malt glatt, fein und sauber, der andere erreicht prachtvolle Lichteffekte durch das verwegenste Impasto, und man kann sagen, daß eben so viel Manieren als Berühmtheiten zu zählen sind. Was allen aufgedrückt

ist, das ist nicht sowohl der Stempel ihres Landes als das Siegel der Zeit; das Thun und Treiben, das Träumen und Streben der Gegenwart findet sich bei allen wieder, und sie haben sich so zu sagen in die Versinnlichung des Zeitgeistes brüderlich getheilt. Die Hinneigung der Mitwelt zum Ergründen der Vergangenheit und zum Studium fremder Gegenden und fremder Völker, ihre Liebe, mit Einem Wort, für die Ferne in Raum und Zeit, ihren Geschmack für das Schaurige und Geheimnißvolle, und ihre Visionen einer chimärischen Zukunft, mit den Ueberlieferungen eines eingewurzelten Glaubens verschmolzen, das alles findet man wieder im Catalog der Gegenstände, mit denen sich die Malerei der jetzigen Franzosen hauptsächlich beschäftigt. Die Dichter, aus denen sie am liebsten schöpft, heißen Dante und Byron, ihre Landschaften und Genrebilder holt sie vor allem gerne aus dem jezt so leicht und so viel besuchten Orient und die Annalen der eigenen Vorwelt, wie die der Vorwelt des Auslands benüzt sie unausgesezt. Sie muß also schon durch ihre Stoffe den Zeitgenossen zusagen und sie fesseln; wenn nun hiezu die Pracht und Gluth des Pinsels sich gesellt, womit der leider zu jung dahin geraffte Marilhat, ein ebenbürtiger Nachfolger Claude Lorrains, die Sonne und den Boden Egyptens veranschaulicht, wenn wir einen Giaur wie den Ary Scheffers vor uns sehen, wenn in dem Gefangenen von Chillon oder in der Unterredung Hamlets mit den Todtengräbern Delacroix uns seine ganze Farbenmagie erschließt und in dem Tod des Herzogs von Guise von Paul Delaroche die bedeutendste der historischen Studien dieses gewissenhaften und mittelreichen, wenn auch etwas kalten und abgemessenen Malers uns entgegentritt, so erklärt man sich leicht den ungeheuern Zudrang zu dem Verkaufe dieser Sammlung, den beispiellos leidenschaftlichen Streit um den Besitz der besten Stücke, die fieberhafte Theilnahme aller Anwesenden, die allgemeine Bewegung, wenn ein hervorragendes Werk auf der Staffelei erschien, und den Beifall, wenn ein recht hoher Preis erzielt wurde.

Nizza, 1852.

(Schluß.)

Aus einem Tagebuch.

Die Gesellschaft Nizza's ist aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesezt, denn sie wird fast gänzlich von den hier anwesenden Fremden gebildet. Unter den Einwohnern hört man nur vom Grafen Le Maistre, dem Gouverneur, daß er empfängt, und von dem Bankier Avigdor, einem Juden, daß er Gesellschaft bei sich sieht, weil das sein Geschäft so mit sich bringt. Es sind sehr viele Engländer hier, die einen Kreis bilden, als wären sie zu Hause. Toujours perdrix! Interessante Leute, Gelehrte, Schriftsteller haben sich leider nicht hieher verirrt. Lady Ashburton würde dieselben sonst zuerst bei sich sehen, weil sie so ziemlich das Haupt der guten Gesellschaft bildet. Neulich Abends war ich dort, um Charaden aufführen zu sehen, wobei ich mich besonders über Fürst Gagarin freute, der ein Schaaf vorstellte und höchst natürlich blöckte. Was doch ein Prinz nicht alles kann, selbst wenn er in einer russischen Steppe geboren ist! — Ich sollte beim Wort Mariage einen Priester abgeben, und man griff schon nach meiner Haube, um einen Hut an ihre Stelle zu setzen, da rettete ich noch mit einem Angstruf meinen unglücklichen Kopfputz; eine Minute zu spät, und man hätte mein kahles Haupt geschaut. Es ist wirklich nur der höchste innere Mißmuth, der mich in dieser Verfassung unter Menschen führen kann. Ich lache und tanze aus innerer Verzweiflung.

Mrs. Buller empfindet Langeweile. Sie ist daran gewöhnt, jeden Abend zu empfangen, und Maison Bonfils liegt zu entfernt von der Stadt, als daß Bekannte auf ein Stündchen vorsprechen könnten. Wir wollen eine kleine Gesellschaft bitten, und um diese pikant zu machen, auch einen Jesuiten dazu einladen. Mrs. Buller liebt das Spekuliren und Père Rostaing soll ein interessanter Mann und angenehmer Gesellschafter seyn. So wenigstens versichert uns mein italienischer Lehrer, für den ich Malvina von Madame Cottin übersetze und ihm dafür fünf Franken für die Stunde zahle, nur um gezwungen thätig zu seyn.

Ich habe dem Pater Rostaing im Namen der Mrs. Buller eine Einladung in französischer Sprache geschrieben und Giuseppe damit hingesandt. Mich soll wundern, ob er kommen wird. — Hier ist die Antwort, schriftlich. Père Rostaing — o weh! ich hatte ihn Monsieur angeredet! — empfiehlt sich und dankt für die Einladung, die er jedoch nicht annehmen kann, da sein Orden ihm nicht gestattet, nach sieben Uhr noch außerhalb der Mauern seines Klosters zu seyn; dafür wird er sich die Freiheit nehmen, morgen Nachmittag um drei Uhr seine Aufwartung zu machen. — Prächtig! Also morgen Nachmittag!

Mistreß Buller war absichtlich etwas früher von ihrem Spaziergange zurückgekehrt und hatte sich eben im Salon in ihre gewöhnliche Sophaecke zurückgelehnt, als zwei schwarze Männergestalten, wie dunkle Schatten, den Berg herauf zogen und bald darauf von Giuseppe hereingeführt wurden. Der zuerst Eintretende verbeugte sich und bat dann um Entschuldigung, daß er einen Begleiter mitgebracht; sein Orden gestatte nicht, daß er allein zu Damen gehe; indessen verstehe der Bruder kein Wort französisch. Damit winkte er diesem an der Thüre Platz zu nehmen, wo derselbe auch sogleich auf einen Stuhl sank und eifrig aus einem kleinen Büchlein betete. Père Rostaing nahm indessen am Sophatische Platz und leitete eine Unterhaltung mit Mistreß Buller ein, an der ich nur geringen Antheil nahm. Mich interessirten die beiden mir neuen Gestalten: hier der intelligente Franzose, der den Weltmann in der Kutte spielt; dort die Einfalt vom Lande, die murmelnd über ihrem Buche entschlummert. Wir waren fremd in Nizza und gingen nur mit Fremden um; Père Rostaing konnte also über Manches Auskunft geben, was uns sonst unbekannt geblieben wäre. Die Unterhaltung drehte sich somit lange um das Allgemeine und um sociale Verhältnisse, bis sie endlich individuell wurde. Jezt kam denn auch die Frage, welchem Glauben Mistreß Buller angehöre. Das war schwer zu beantworten; sie hatte eigentlich keinen; sie huldigte nur dem Schönen. Père Rostaing entdeckte mit Bedauern, wie weit diese Seele von ihrem Heile entfernt sey, und bat um die Erlaubniß, ihr unterrichtende Bücher bringen zu dürfen. Sie gestattete dieß lächelnd. Sie wußte schon, wie vergeblich sein Glaubenseifer hier sey. — Damit wurde der Besuch für dieses mal abgebrochen, und wir sahen die beiden schwarzen Schatten wieder durch unser Orangenwäldchen gleiten, während in der Seele noch der Eindruck dieser uns ganz neuen Erscheinungen nachbebte.

Ein paar Tage vergingen, da saß ich eines Nachmittags auf dem Balkon des Hauses und lernte den ersten Gesang von Tassos Jerusalem auswendig, im Bedürfniß einer mechanischen Thätigkeit; da trat plötzlich ein Schatten zwischen mich und das Licht, und als ich aufblickte, gewahrte ich den Jesuiten und seinen stummen Begleiter. Ich erhob mich, ich war verlegen. Mistreß Buller war nicht zu Hause und ich wußte nicht gleich wie ich die Unterhaltung einleiten sollte. Er nahm Platz. Er hatte einige Bücher gebracht, die Mrs. Buller aufmerksam lesen sollte, »et vous aussi,« fügte er bedeutsam hinzu; „denn wie steht es mit Ihrem Glauben?" — Ich lächelte. „Ich bin so eben vom Tode erstanden und fange das Leben von vorne an," versezte ich ausweichend und zugleich wahr. — „So lassen Sie mich Ihr Führer auf dieser neuen Bahn seyn," antwortete er ernst. „Sie sprachen vom Tode? Welchen Trost hat Ihnen Ihre Religion in den Stunden des Leidens geboten?" — Er berührte mit dieser Frage eine wunde Stelle. „Keinen!" sagte ich, und eine Thräne zitterte in meinem Auge. „Mein Fieber war ansteckend, niemand wollte mir nahe kommen und ich hatte sonderbarer Weise alles Gedächtniß für fremde Sprachen verloren. Ich war

also allein, mit mir selbst und dem Tod allein!" Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen. Die schreckliche Einsamkeit meines Krankenlagers trat vor meine Seele, mit der ganzen Sehnsucht nach einem Wort des Trostes und der Theilnahme, die mich damals verzehrte. — »Ma fille,« versezte der Jesuit nach ein paar Minuten des Schweigens, „in unserer Kirche wäre Ihnen das nicht begegnet. Eine Schwester hätte sie verpflegt und ein Bruder an Ihrem Lager gebetet. Warum schickten Sie nicht zu uns?" — „Wie gerne hätte ich das gethan, alles gethan, um nur ein menschliches Wesen um mich zu sehen, das mich bedauert hätte! aber wie und wo es finden? Ich war ja meist ohne Bewußtseyn." — „Und sind Sie noch immer einer Kirche zugethan, die Sie ohne Trost und Hülfe sterben läßt?" — Ich antwortete nicht.

»Ma fille,« fuhr Père Rostaing fort, „der Egoismus, durch den Sie gelitten, ist eine Frucht der Erbsünde, gegen die nur das Gebet und der Glaube schüzt. Die Orden unserer Kirche sind daher das Licht für den Laien, das ihm die Straße zeigt, die er wandeln soll. Wir geben das Beispiel der Nächstenliebe; darum fruchtet diese Lehre in unserer Kirche."

Einige Tage darauf lud uns der Père Rostaing ein, das Jesuitencollegium in Augenschein zu nehmen und bei ihm Chokolade zu trinken. Wir waren entzückt darüber. Esel wurden bestellt und wir zogen Nachmittags von unserem Berge herab unserem Ziel entgegen. Der Pförtner öffnete und führte uns in ein Sprachzimmer, eine nackte Stube mit kleinen Fenstern, die so hoch angebracht waren, daß man nicht auf die Straße sehen konnte. An den Wänden standen ein paar Stühle umher, der Fußboden war rein gescheuert und mit Sand bestreut. Père Rostaing erschien und begrüßte uns; dann bat er uns ihm zu folgen. Er zeigte uns nun die ganze innere Einrichtung. Unten war das Speisezimmer der Brüder. Eine halbe Stunde ist ihnen zum Essen vergönnt und während dieser Zeit wird ihnen vorgelesen; also geistige und leibliche Speise zugleich. Oben im Hause waren die dormitoires des Pères, kleine, einfache Stübchen, und neben diesen ein Zimmer, das den Namen »Chambre de récréation des pères« führte, in dem aber nichts sichtbar war, was zur Erholung hätte dienen können; es war eben nur ein leerer Raum mit nackten Wänden und ein paar Stühlen. Natürlich war auch dieses Colleg, wie alle Anstalten der Jesuiten, ein großes Erziehungsinstitut, und wir kamen nun sogleich in die Räume, wo der Unterricht der Knaben betrieben wurde. Alle möglichen Wissenschaften sahen wir hier vertreten, jede Kenntniß mochte hier erworben werden; sogar Comödie läßt man die Knaben spielen. Es ist eine Bildung für die Welt. Daneben aber ist ihre Lebensweise einfach und keine Art von Bequemlichkeiten wird ihnen geboten. Wir kamen in einen großen Saal, wo Père Antonelli Physik lehrte und uns seine galvanische Batterie und verschiedene Experimente zeigte. Dann ging es in die Bibliothek, die reich versehen ist mit den Classikern aller Sprachen, die den Schülern zur Verfügung gestellt sind. Père Rostaing öffnete einen sorgfältig verschlossenen Schrank und zeigte uns Reihen stattlicher Bücher, die hier im Verborgenen standen. Er deutete auf die Namen Voltaire, Hume, Gibbon &c. und bemerkte, dieß sey Privatlektüre für die Väter; man müsse alles sehen und kennen lernen, um widerlegen zu können; dem Laien aber sey es Gift. — Ich war erstaunt. Waren diese Väter denn so felsenfest in ihrem Glauben, um bei der Lektüre dieser geistreichen Gottlosen ganz unerschütterlich zu bleiben, bei so vieler Einsicht in Menschen und Dinge unwandelbar den Einen Weg zu gehen? — Das gab mir zu denken.

Père Rostaing kam nach wenigen Tagen abermals zu uns und wieder in Begleitung seines stummen Schattens. Dießmal erzählte er uns sehr viel von zwei englischen Damen, die zu seiner Kirche übergetreten seyen, und welchen Frieden sie in derselben gefunden. Er forderte mich auf, die Damen kennen zu lernen, und ich war gerne dazu bereit. Er hatte ihnen schon von mir erzählt und sie erwarteten mich. Als er fort war, beklagte sich Mrs. Buller scherzend, daß er so wenig Mühe auf ihre Bekehrung verwende und auf meine so große. — —

Ich habe die Proselytinnen aufgesucht. Miß Young, eine junge, hübsche Person, aber leidend, lag auf einer chaise longue und empfing mich mit der gewinnendsten Freundlichkeit. Sie erzählte mir von ihrem Leben, von ihrer Familie, und wie alles sie so unbefriedigt gelassen, bis die katholische Kirche ihr ihre Arme geöffnet und die Anforderungen ihres Herzens befriedigt. Jezt wisse sie, wohin mit ihrem Vertrauen, jezt finde sie Rath, Trost und Zuflucht. Sie gehe jezt nach Paris; dort wohne sie Abbaye aux bois, St. Germain, wo ich sie aufsuchen solle. Ihr Zimmer stoße da an die kleine Kapelle, und schon früh im Bett höre sie den Gesang und das Glöcklein. Sie war höchst liebenswürdig in ihrem frommen, rührenden Glaubenseifer, mit dem sie so heiter mild auf die Erde herabschaute, als sey sie bereits in den Himmel versezt, von dem sie träumte. — Von ihr ging ich zu Miß Churchhill, in der ich eine schon betagte Jungfrau fand. Diese war nicht weniger gläubig; es fehlte ihr aber die Poesie der Jugend, um ihren Eifer in eben so rührendem Lichte erscheinen zu lassen. Seit ihrem Uebertritt lebte sie meist in Genua, und nur im Winter einige Zeit in Nizza, als Gast des Gouverneurs, Grafen Le Maistre. Die älteste Tochter des leztern war eine Heilige. Sie lebte ganz für die Pflege der Armen und hatte schon mehrere Wunder verrichtet. Sie war im Augenblick in Turin, sonst sollte ich sie kennen lernen. Die andern Töchter waren weltlicher gesinnt, tanzten sogar, obwohl mehr aus gesellschaftlicher Pflicht. Ich wurde eingeladen, morgen mit der Familie zu einem Feste zu fahren, das die Jesuiten in einem eben erbauten Landhause gaben, wo sie ihre Zöglinge im Sommer unterbringen wollten. Als ich Mrs. Buller diese Nachricht brachte, konnte sie sich kaum einer kleinen Anwandlung von Neid erwehren.

Wie sich erwarten läßt, fand ich mich zur bestimmten Stunde im Palaste des Gouverneurs ein, mit einiger Verlegenheit, aufrichtig gestanden. Es war mir wie ein Traum, daß ich in diesem ganz fremden Kreise Zutritt hatte. Miß Churchhill empfing mich und stellte mich der Gräfin vor. Bald wurde der Wagen angekündigt und wir rollten davon. — Die Landhäuser um Nizza sind reizend gelegen. Sie liegen meist auf einer Höhe, welche die Bucht überschaut, und sind im Rücken von Olivenwäldern gedeckt. Die Herrn Jesuiten hatten ihre Wahl auch keineswegs mit schlechterem Geschmacke getroffen und der Punkt, den sie

ausersehen, gehörte zu den lieblichsten, die mein Auge hier noch erblickt. An der Thüre der Villa standen alle Väter des Collegiums bereit uns zu empfangen. Ich hatte einige derselben noch nicht gesehen; besonders fiel mir der Italiener, das eigentliche Haupt der Anstalt auf, der röthliches Haar hatte und — nicht schön war. Wir wurden nun umhergeführt und die Lokalitäten uns gezeigt. Graf Le Maistre hatte selbst einen Sohn dort, folglich waren alle Details für ihn von persönlichem Interesse, außer daß er der Beschützer des Ordens ist, und dessen Bestrebungen nach Kräften unterstützt. Als wir mit diesem Rundgange fertig waren, traten wir in einen Saal, wo wir eine Tafel mit den herrlichsten Erfrischungen bedeckt fanden. Es war beinahe wie in la belle et la bête; denn auch hier gewahrte man nicht die Hand, die dieß alles veranstaltet hatte. Wir setzten uns. Die Jesuiten nahmen nicht Platz, ihr Orden gestattet ihnen diese Leckerbissen nicht; sie standen und bedienten uns. Wie mußten ihnen diese armen Laien vorkommen, die Torten, Wein, Eis, Confekt, und wer weiß was alles, mit innigem Behagen verschlangen, wie die ächten Söhne Adams, die ausgestoßenen Kinder des Paradieses!

Madeleine, das Mädchen, das wir hier zur Bedienung angenommen, kam heute Morgen mit roth geweinten Augen in mein Zimmer. Ich fragte nach der Ursache. Sie erzählte mir, es sey hier Sitte alljährlich einmal zu beichten, und jeder möchte dann gerne zwölf Sünden aufzuzählen haben; nun könne sie aber durchaus nur neun zusammen bringen. Das komme davon, daß sie nicht schreiben gelernt habe. Andere notiren es immer ein wenig, da habe man es gleich fertig; sie aber solle es im Gedächtniß aufbewahren, und da falle ihr nun eben nichts ein. Sie habe die ganze Nacht darüber gesonnen, aber sie bringe es nicht heraus; das sey gar zu beschämend. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und rieth ihr zu Père Rostaing zu gehen; der würde es vielleicht nicht so genau mit der Quantität nehmen. Ich habe überdieß ein Päckchen Bücher hinzutragen, das sie mit meiner Empfehlung überbringen könne. — Sie schien etwas getröstet. — —

Madeleine kehrt eben von ihrer Beichte zurück. „Nun, wie ging es?" fragte ich neugierig. — „Ach!" seufzte sie, »ce n'est rien.« Sie habe erst meine Botschaft ausgerichtet und ihm dann die Bitte vorgetragen, ihm beichten zu dürfen. Er habe geäußert, seine Zeit sey sehr beschränkt, wenn sie aber schnell mit ihm in's Parloir treten wolle, so lasse sich die Sache ja gleich abmachen. Als sie sich aber dort mit ihm allein befunden, sey er ihr wie ein Mensch und nicht wie ein Priester vorgekommen, und sie habe nichts sagen können. Im Beichtstuhle sey das so ganz anders. —

Neben unserer Villa ist eine kleine Hauskapelle, in welcher ein Priester jeden Sonntag Morgen Messe liest. Er hat mich häufig einladen lassen, derselben beizuwohnen; ich war aber immer noch im Bette, wenn seine Botschaft kam, weil meine Gesundheit noch große Pflege heischt. Vielleicht hat man ihm das hinterbracht; er will nun eine Stunde später lesen. Das ist sehr gütig, aber kommen werde ich doch schwerlich. Um seine Freundlichkeit zu erwiedern, habe ich ihn am Sonntag zum Frühstück geladen. — Welch ein Gast ist so ein Priester des Volks! Kaum ist er eingetreten, erscheint unser Diener und fragt ihn, was er zum Frühstück befehle, als ob er der Herr im Hause wäre. In meiner Gegenwart macht er mit Giuseppe ab, daß er ihm eine Hühnerkeule rösten und ein paar Eier absieden lasse. Während dieß geschieht, bestreicht er sich das Weißbrod mit einem Zoll Butter und schneidet es in seinen Kaffee, wo es mit großen Fettaugen, wie kleine Inseln, schwimmt. Das war unleidlich anzusehen. Indessen bringt Giuseppe das Uebrige und findet augenscheinlich, daß der Priester ganz in seinem Rechte ist, wenn er, was Küche und Keller bieten, für sich in Anspruch nimmt. Für mich war dieser eine Morgen belehrender als tausend Bücher in Bezug auf die Macht des Priesters in der Familie. —

Heute fragte mich Père Rostaing, ob ich übertreten wolle? Ich erklärte ihm, daß es mir dazu am nothwendigen Glauben fehle. Das mache nichts aus, meinte er »La grâce viendra.« „Und gesetzt, das wäre der Fall, wie sollte sich denn mein Leben gestalten? Ja, wäre ein Orden da, wie der, dem Père Rostaing angehört, wo die intelligente Frau den Bedürfnissen des Geistes genügen und dennoch Wohlthun üben könnte!" — „Einen solchen Orden haben wir," versetzte er; „es ist der des sacré coeur. In diesem werden Mädchen erzogen, die die höchste Bildung erhalten. Die Oberin desselben lebt in Rom und unternimmt jährlich eine Inspektionsreise durch Frankreich, England und Irland, bei welcher Gelegenheit die Schwestern ihre Klagen gegen die Aebtissinnen vorbringen können. Wollen Sie diesem Orden beitreten, so bietet derselbe Ihnen die Freiheit, den Bedürfnissen Ihres Geistes zu genügen." — Ich fühlte mich nicht berufen etwas zu geloben, das ich vielleicht nicht immer halten konnte oder wollte, besonders beim mangelnden Glauben. »La grâce viendra,« wiederholte Père Rostaing. „So bleiben Sie einstweilen bei uns, bis irgend ein Entschluß in Ihnen gereift ist." — „Wo soll ich bleiben, wenn ich mich von meiner Reisegesellschaft trenne? Ich besitze die Mittel nicht, mir eine selbstständige Existenz zu gründen, und bin überdem noch krank." — „Das sey meine Sorge," versetzte der Priester. „Glauben Sie nicht, daß ein Wort von mir Ihnen Thüren und Herzen öffnen wird? Unser Arm reicht weit. Stellen Sie sich unter unsern Schutz und Sie sind beschützt. Wollen Sie in Nizza bleiben? Der Gouverneur wird Ihnen seinen Palast als Wohnung anbieten, seine Equipage wird zu ihrer Disposition stehen. Ziehen Sie es vor, unter Franzosen zu leben? Hier ist Herr und Frau von S., mit denen ich deßhalb bereits gesprochen habe. Gehen Sie lieber nach Rom? Die Prinzessin B... wird Sie bei sich aufnehmen." — „Ihre Anerbietungen sind verführerisch, sie reizen mich. Was kann ich Ihnen aber dafür bieten, wenn Sie mir solchen Schutz gewähren?" — „Der Orden wird Beschäftigung für Sie finden." — „Dann wird er aber auch meinen Uebertritt begehren, und kann dieser ohne den Glauben stattfinden?" — »La grâce viendra,« versetzte der Priester noch einmal.

Ich bat mir Bedenkzeit aus. Es war der Versucher in der Wüste. Hier lachte der Süden mit dem Zauber seiner Natur, Paläste wurden mir geboten, Freunde reichten mir die Hand, die ich nur zu ergreifen brauchte, und auf der andern Seite starrte mir der kalte Norden entgegen und — das Mitleid! Wer wird sich wundern, daß ich schwankte? Die Wahl würde mir heute noch schwer.

Berlin, Januar.

Ein Künstlerfest.

* In meinem lezten Brief habe ich ein Schriftstellerfest geschildert; heute habe ich von einem Künstlerfest zu berichten. Der Verein der jüngeren Künstler beging am 22. Januar sein alljährliches Weihnachtsfest, und zwar dießmal in erhöhtem Glanze, in erhöhtem Reize. Jener wurde durch die Wahl des Festlokals unterstüzt, indem dazu einer unserer elegantesten Räume, der Saal des Gesellschaftshauses, erkoren war. Der höhere Reiz aber ging aus von der Theilnahme der Damen, welche bei allen früheren ähnlichen Veranstaltungen des Vereins ausgeschlossen waren und zum erstenmal das Fest verschönten. Ihre Erscheinung auf demselben war eine so siegreiche, daß schon heute anzunehmen ist, es werde nie wieder ohne sie gefeiert werden. Das Fest bestand aus drei Abtheilungen, einer aus lebenden Bildern und dramatischem Spiel zusammengesezten Vorstellung, einem von Toasten und Vorträgen ernster und launiger Natur gewürzten Abendessen und dem darauf folgenden Ball. Mich kann natürlich hier vorzugsweise nur die erste Abtheilung beschäftigen, da sie dem Feste hauptsächlich seinen künstlerischen Charakter gab, ohne daß jedoch in den andern Abtheilungen der Sinn und die Hand des Künstlers vermißt worden wären. Die anmuthige Harmonie des Abends lag vielmehr in diesem überall hervortretenden Künstlerwalten, das die Theile gleich dem Ganzen beherrschte.

Das Programm, welches mit der Wallfahrt zum Feste begann und dem Auge in blätter- und arabeskenumkränzten Bildern die Akte desselben anschaulich vorführte, leitete mit freundlicher Prophezeiung zu den lebenden Bildern hinüber, die einen Cyklus von Künstlergrößen in interessanten oder bedeutenden Momenten ihres Lebens darstellten. Den Anfang machte der tief gebeugte Tintoretto am Sterbelager seiner Gattin, deren Züge er noch einmal in sich sog, um sie sich im Bilde zu erhalten. Die Kunst wird ihm zur Trösterin, und wie wir ihn vor der Abgeschiedenen stehen sahen, mochten wir ihn beneiden, daß seine Künstleraufgabe ihm in seinem Schmerze die Energie der That zurückgab, denn in der schaffenden That liegt Trost für jedes Leiden. Der zweite in der Reihe war Albrecht Dürer. Das Bild stellte den bekannten Besuch des Kaisers Max bei diesem Künstler dar, bei welchem der Kaiser einem seiner adeligen Begleiter befahl, dem Maler seinen Rücken darzubieten, damit er von solchem Gerüste aus vor den Augen des hohen Verehrers eine Gestalt auf der Leinwand skizziren möge. Peter Paul Rubens folgte als der dritte. Aus seinem Leben war die Zeit gewählt, in der er sich als Page am Hofe des Herzogs von Gonzaga gleichzeitig mit dem dahinsiechenden Torquato Tasso befand. Der Herzog sprach wiederholt mit innigstem Bedauern von dem leidenden Sänger des befreiten Jerusalems und bot eines Tags seine höchste Gnade demjenigen, der es vermöchte, die fast erstorbene Kraft des Dichters mit neuer Lebenswärme zu durchathmen. Rubens, damals schon eifrig in seiner Kunst, unternahm es die Aufgabe zu lösen. Er malte eine Madonna mit den Zügen der Leonore und erreichte es wirklich, daß deren Anblick, deren Besitz und fortdauernder Genuß Geist und Körper Torquatos erfrischte und für einige Zeit junge Lebenskraft in seine Adern goß. Den Moment, wie Tasso die Madonna erblickt, zeigte das Bild in ungemein ausdrucksvoller Gruppe: in der Mitte Rubens im schwarzen Sammtkleide, ihm zur Seite der vom Lehnstuhl emporstrebende Dichter, der himmlischen Erscheinung die Arme entgegen breitend, etwas seitwärts gegen das Werk des Malers zu der Herzog, den Blick in theilnahmvoller Befriedigung auf Torquato richtend, ringsum Begleiter des Fürsten, Freunde des Dichters und des Malers; das Gemälde selbst, die Madonna des Rubens, strahlte in den leuchtenden Farben des Transparents den Geist und die Formen dieses Künstlers wieder, vom lieblichen Ausdruck des Antlizes bis zur eigenthümlichen Zeichnung der fleischigen Hand jeder Zoll eine glückliche Nachahmung seines Styls. Auf dem vierten Bilde sahen wir Raphael seine Madonna della Sedia auf die Tonne zeichnen, im fünften Michel Angelo an seinem kolossalen Moses meißeln. Halb aus dem Marmor gehauen stand der obere Theil des Kolosses vor uns, und auf dem Fußgestell, das den Stein trug, saß, dicht an ihn gedrückt, der Meister, den Meißel am Werke und den Hammer schwingend. Das sechste Bild zeigte den trefflichen Rembrandt, welcher in Geldverlegenheit dem Bürgermeister von Amsterdam, einem Freunde der Kunst, eines seiner Gemälde zum Kaufe bietet, das siebente Adrian van Ostade in einer der Kneipen, aus denen er seine humoristischen Genrestoffe zu holen pflegte, zum thatsächlichen Beweise, daß die Auffassung und Darstellung des wahren Künstlers auch die gemeine Wirklichkeit geistig zu adeln vermag. Die Gruppe dieses lezten Bildes schloß mit einer trefflich erzielten komischen Anordnung und erheiternden Wirkung, wie das erste gleich einem schnell vorüber rauschenden Harfenklang den tragischen Akkord elegisch angeschlagen hatte. War die Aufstellung der Bilder in jeder Beziehung gelungen und geeignet, den Eindruck vollendeter Kunstwerke hervorzubringen, so trug zur entschiedensten Wirkung nicht wenig der Umstand bei, daß man für die Gestalten der dargestellten Meister Künstler aus dem Verein gewählt hatte, welche schon durch ihr Aeußeres den geschichtlichen Zügen der Heroen entsprachen. Man erreichte dadurch eine schöne,

oft überraschende Porträtähnlichkeit. Eingeleitet wurden die Bilder durch einen Prolog und eine poetische Erzählung des Gegenstandes vor jeder neuen Erscheinung, begleitet durch einen Epilog, der mit Geschick und ansprechendem Humor die durch Adrian van Ostade angeregte heitere Stimmung ergriff und erhöhte, indem er die vorübergezogenen Momente einer ideal gewordenen Kunstwelt mit der Wirklichkeit unserer Gesellschaft und der in ihr lebenden Künstlerwelt in gegensätzliche Verbindung brachte und so der nachfolgenden einaktigen Posse: „Mein Sohn der Maler," die Wege bereitete. Der Held dieser Posse ist ein Künstler von umgekehrter Idealität, ein Künstler nämlich, dessen Genie nur in seiner Einbildung und in seinem Gelde liegt. Durch lezteres erkauft er sich vor unsern Augen die Bewunderung seines Farbenreibers, und sein Vater, ein Berliner Rentier, dessen Lieblingsspruch dem Stück seinen Titel gab, läßt es ebenfalls an ähnlichen Versuchen zur Erweckung des für ihn unentbehrlichen Enthusiasmus nicht fehlen. Die Intrigue, ein winziger Liebeshandel, ist unbedeutend; das Wesentliche an der Posse sind jene komischen Charakterzüge und die Erscheinung des Bilderhändlers Gelpke, welcher bei einem zweiten Maler ein Bild bestellt hat und auf die Scene tritt, um die von ihm bedungene Waare in Augenschein zu nehmen. In dieser Maske bewegte sich die harmlose Persiflage eines hiesigen bekannten Bilderhändlers, der mit Werken der Kunst ziemlich ausgebreitete Geschäfte macht, ohne van der Sache etwas anderes zu verstehen, als das Verhältniß seines Vortheils zur augenblicklichen Nachfrage des Publikums. Herr Gelpke wurde von einem unserer jüngeren Künstler höchst charakteristisch dargestellt, und es war sehr ergötzlich, wie er dem beauftragten Maler seine Unzufriedenheit erklärt, daß er in einer Landschaft eine Ruine angebracht, denn Ruinen wolle kein Mensch mehr kaufen; wie er ihm auseinandersezt, daß eine Windmühle viel besser das Bild zieren würde, und ausruft: „Wissen Sie was, lieber Herr Werber? malen Sie mir da noch 'ne Mühie! Und wissen Sie noch? Malen Sie mir keine blauen Lüfte mehr; ich habe schon zu viel davon auf Lager! Malen Sie mir gelbe Lüfte, die gehen jezt reißend ab." — Der theatralischen Aufführung folgte das Abendessen, bei welchem eine interessante Tischkarte und deren humoristische Erklärung die Kunst neben der Befriedigung des Magens vertrat. Auch während des Balls bewährte die Muse ihren unerschöpflichen Reichthum an Ideen zur Verschönerung des Lebens, indem sie jedem Tanze mit den ersten Takten der Musik ein Transparentbild vorausgehen ließ, welches durch ein Tänzerpaar in nationalem oder Zeitkostüm den Ursprung oder die Art des bestimmten Tanzes charakterisirte. So schloß das am Sonnabend begonnene Fest am Sonntag früh, und sicher haben die Künstler diesen Sonntag nicht durch ihre Arbeit, sondern als wahren Feiertag in tiefster Ruhe geheiligt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. 20. Februar 1853.

— Lustig himmelan
Stürmt der Gigante Yankee-Jonathan.
A. Grün.

Acht Tage im schwarzen Sumpfe.

Hinterwaldsbilder aus Ohio.

I.

In Daytons Vorstadt Macphersontown — um dem Leser das Nachschlagen zu ersparen, bemerke ich, daß dieses Dayton sechzig Meilen nördlich von Cincinnati gelegen, daß es eine gewerbfleißige Stadt von etwa 14,000 Einwohnern, und daß es ein ungemein hübscher Ort ist, der den Ehrennamen „Stern des Westens" recht wohl verdient — in Daytons Vorstadt Macphersontown also steht am Wege nach Covington, halb in Baumschlag und Strauchwerk verhüllt, ein artiges weißgetünchtes Ziegelhäuschen mit einem schwarz überfirnißten Schindeldache und einem kleinen Balkon. Ein allerliebstes Gehäuse für einen Philosophen von Rousseaus Bedürfnissen, war es auch eine willkommene Herberge für den Wanderer, der sich sehnte, nach wochenlangem Mitwimmeln im Ameisenhaufen der Yankeewelt in behaglicher Abgeschiedenheit etliche Tage zu rasten, sich zu sammeln und nebenbei ein wenig von der Heimath jenseits des Meeres zu träumen. So ward es mein Hauptquartier für den Oktober, die Werkstätte, wo ich meine Beobachtungen während meiner Streifzüge durch das Land der Buckeyes zu Bildern zusammenstellte, und der Ausgangspunkt für die in den folgenden Blättern geschilderte, in ihrem Hauptzwecke fehlgeschlagene Expedition durch die Urwälder des westlichen Ohio. Ziel dieses Feldzugs war nämlich die Eroberung der Mormonenansiedelung auf der Biberinsel bei Detroit — für mein Tagebuch. Veranlassung dazu gab mein Bekanntwerden mit der Zweiggemeinde dieser sonderbaren Heiligen, die unter der Leitung des Schusters und Predigers Winthrop Graves, drei Frauen und zwei Männer stark, zu Dayton besteht. Das Mißlingen des Unternehmens wurde durch übles Wetter und jene puritanische Sabbathsheiligung herbeigeführt, welche an Sonntagen die Dampfboote zwischen Toledo und Detroit nicht fahren läßt.

Es war am Morgen des zwölften Oktober 1851, als Cousin Theodore * und ich Dayton mit dem ersten Zuge der Mad River-Bahn verließen, und der Mittag sah uns siebzig Meilen nördlicher in dem freundlichen

* Theodore, nicht Theodor. Der Setzer der Allgemeinen Zeitung hat schweres Unrecht gethan, ihm die Befugniß, seinen Namen zu anglisiren, durch Weglassung des e zu verweigern. Der deutsche Rosenstrauch wird hier zum Rosebough, der Bauer Klein zum Farmer Klein, Small oder Little. Warum sollte mein lieber amerikanischer Schmetterling, der als deutsche Raupe Theodor hieß, sich nicht Theodore nennen dürfen?

landstädtchen Bellefontaine. Ein junger Farmer hatte unterwegs meine Aufmerksamkeit dadurch auf sich gelenkt, daß er sich auf dem Boden des Waggons eine kleine Scheibe von Tabaksaft gemacht hatte, nach welcher er, gewissenhafter Berechnung mit Hülfe einer Sekundenuhr zufolge, siebenundzwanzig mal in der Minute die braune Flüssigkeit abfeuerte. Es war von nicht gemeinem Interesse, zu beobachten, wie genau er den Kreis, den er sich gebildet, einhielt, bis ein vollkommener Teich, so rund wie die Sonne, die dem anmuthigen Spiele zuschaute, geschaffen war, und ich hege in Betracht der Entfernung, aus welcher das Schießexercitium bewerkstelligt wurde, keinerlei Zweifel, daß unser braver Jüngling es mit jenem Virtuosen hätte aufnehmen können, den die Sage auf eine Weite von zehn Schritten durch ein Schlüsselloch spucken läßt. Eine abscheuliche Gewohnheit, welche die Dielen des Barrooms und die Trottoirs der Städte mit dem garstigsten Marmor überzieht, die Dampfboote in schwimmende Spucknäpfe verwandelt und einem amerikanischen Eisenbahnwagen, wenn das Wetter die Oeffnung der Fenster erlaubt, Aehnlichkeit mit dem Rumpfe eines Kriegsschiffes verleiht, welches aus seinen Breitseiten volle Lagen auf den Feind gibt. Indeß ländlich, sittlich, und, wie es im Negerliede vom gelben Kraute Virginiens heißt:

> Es heilt den Doppelkopfschmerz uns
> Und hilft verdau'n dem Bauch, Sir.
> Und habt Ihr keinen Grütz im Kopf,
> So schafft es diesen auch, Sir.

Damit behalte ich den weiteren Tadel dieser Schützenlust, so gefährlich sie auch bisweilen reinlichen Rockschößen und Hosenbeinen wird, langmüthig in der Tasche, zumal da jener Speichelverwüster im übrigen ein gute Haut war, die uns gefällig auf den Weg nach dem Grabe Kentons brachte, welches fünf englische Meilen von Bellefontaine am Rande des Waldes, nicht weit von den Quellen des Mad River liegt.

Warum suchten wir diese einsame, anspruchslose Grabstätte auf? Ein halbverwittertes, mit Moos und Moder überzogenes Holzgeländer umschließt einen Rasenhügel, und darauf hat man eine kleine Steintafel gelegt, welche besagt, daß hier der General Simon Kenton ruht. Hinzugefügt ist, daß sich die Mitbürger des Todten im Westen lange Zeit seiner erinnern würden als eines tapfern Soldaten und rechtschaffenen Mannes. Das ist alles. Die Geschichte aber gibt zu diesem lakonischen Epitaphium einen Commentar, aus dem wir erfahren, daß der Schläfer unter dem Hügel von einem Leben rastet, wie es kaum Einer gelebt seit der Entdeckung Amerikas. Wir werden inne, daß wir auf klassischem Boden stehen, wir entsinnen uns, daß wir im Begriff sind, über den Schauplatz zu wandern, auf dem der am Hudson und Delaware begonnene Racenkampf der Weißen und Rothen ausgefochten wurde. In der That, die Expansionskraft der Civilisation, die jetzt durch diese Landstriche wie ein mildbefruchtender Nil fluthet — der Fremde sieht es ihr nicht an, daß sie eine Periode hatte, wo sie mit dem Charakter einer vernichtenden Lava von den Alleghanies herab in die westliche Wildniß hinein loderte und mit dämonischer Vertilgungslust nicht bloß den Urwald, sondern auch die Stämme der Urmenschen niederwarf. Das ganze weite Revier zwischen dem Ohio und dem Eriesee ist ein einziges großes Schlachtfeld, und wer die Sprache der Waldbäche verstände, die dem Muskingum und dem Scioto zuströmen, er würde eine Mähr hören, so voll von mächtigen Thaten und unsäglichen Leiden, wie irgend ein Lied, das uns von den lobebaren Helden und der großen Arbeit der germanischen Urzeit gesungen ist.

Sehen wir uns um. Hier das Grab Kentons, des „Indianerjägers." Sein Bewohner könnte uns erzählen, wie er viermal in einer Woche durch die Schrecken des Feuertodes ging, wie er die Marter Mazeppas erduldete, wie sein ganzes Daseyn eine Kette von Wagnissen, Siegen und Niederlagen war, die wir einem Romane kaum glauben würden. Dort ragt, von Axt und Feuer verstümmelt, astlos, einer schwarzen Säule gleich, ein alter Eichbaum. Ob die Dryas, die ihn verlassen, wohl die rothen Krieger vorübergleiten sah, welche von der kleinen Schildkröte zum Kampf mit den reitenden Kentukierschützen General Waynes geführt wurde? — Da fliegt kreischend ein Mäusefalke auf. Ob er sich wohl des Tages entsinnt, wo sein Vater ihn zum Leichenschmause auf das Gefilde von St. Clairs Niederlage abrief, als „die Hände der Squaws müde waren vom Scalpiren der sterbenden Milizen?" — Hier der murmelnde Creek. Ob er wohl die Todtenklage hörte, welche der edle Häuptling Logan über seine von den Langmessern schmählich gemordete Familie anstimmte? Und da droben die Sonne zwischen den Wolken. Ob sie wohl zuschaute, als die sieben Städte der Wyandots, die hier standen, von Clarks Schaaren in Asche gelegt wurden? Ob sie wohl Zeuge war, als die Shawanoes an der Stelle, wo jetzt das schmucke Zanesfield aufgeblüht ist, ihre Gefangenen beim Siege über Crawford zu Tode folterten? Ja, es war eine Zeit voll Blut und Schrecken, diese Periode, von welcher der Virginier Simon Kenton ein Typus ist, und die „Väter des Westens," zu denen er gehört, waren ein Geschlecht, so wild wie die Natur, in der sie lebten. Aber niemand spricht mehr davon als Bücher und Gräber, und die Tage werden kommen, wo auch diese verstummen werden vor den Interessen einer alle Gedanken aufbrauchenden Gegenwart.

Ein Marsch von zwei Stunden brachte uns von hier durch den Wald nach einer Eisenbahnstation, von

wo wir mit dem Nachmittagszuge nach dem ungefähr fünfzig Meilen nördlicher gelegenen Carey fuhren. Die Gegend wird hier allmählig wilder und naturwüchsiger. Weite geklärte Flächen, wie sie noch eine Strecke über Bellefontaine hinaus dem Auge begegnen, werden zur Seltenheit. Die Städtchen, die hin und wieder aus dem dämmernden Forste tauchen, haben ein ärmliches Aussehen. Die Häuser und Hütten tragen mehr und mehr das Gepräge bloß vorläufiger Obdächer. Hier und dort hört man das Schroten einer wandernden Dampfsägemühle. Dann und wann vernimmt man das Hämmern von Zimmerleuten, die einem dieser frisch aus dem Walde genommenen Oertchen ein Holzkirchlein zusammenbauen, das Nächste, woran das Volk hier zu Lande nach Einrichtung einer Schenke denkt. Zuweilen unterbricht eine kleine Prairie mit hohem Grase die Einförmigkeit einer Scenerie von grauen Stämmen und vergilbten Laubwipfeln, zuweilen auch schleicht ein Bach in malerischen Windungen durch das Gewirr von Büschen und Wurzeln. Im Allgemeinen aber bietet dieser Theil von Ohio wenig, was dem, der schöne Landschaften sucht, genügen könnte.

Es war bereits dunkel, als wir nach Carey kamen. Dennoch unternahmen wir es, noch vier Meilen weiter zu wandern, um bei einem Farmer an der Straße von Upper Sandusky nach Tiffin zu übernachten, dem wir von Dayton eine Botschaft zu überbringen hatten. Der Weg zu seiner Blockhütte war uns genau beschrieben worden, aber demungeachtet hatten wir uns, ehe die Hälfte der Strecke zurückgelegt worden war, so gründlich verirrt, daß wir schon an die Rückkehr nach dem Gasthause in Carey dachten, als mein Begleiter in der Ferne einen schwachen Lichtschimmer entdeckte. Frisch entschlossen schritten wir über die sumpfige Prairie, die sich zwischen dem glitzernden Strahle dehnte, »through bog, through bush, through briar,« auf den Rettungshafen für unsere müden Beine los. Allein das Licht schien sich immer in gleicher Entfernung von uns zu halten, bisweilen erschreckten uns plötzlich aufflatternde Vögel, manchmal wollte ein Stiefel durchaus in dem Moorboden stecken bleiben, und das Gehen durch das Gestrüpp und das schilfartige Gras war über die Maßen beschwerlich. Endlich jedoch ward der Grund trockener. Eine kleine Insel von Bäumen tauchte aus der Ebene vor uns auf. Ein Hund bellte, und wir standen vor der Umzäunung eines Hauses, aus dessen offener Thür uns ein gewaltiges Kaminfeuer entgegenleuchtete. Welch freudige Ueberraschung, als wir auf Befragen erfuhren, daß wir vor der Wohnung des Farmers waren, den wir suchten!

Wir wurden freundlich empfangen, speisten mit der Familie die von nun an völlig unvermeidlichen Speckrippchen, politisirten ein wenig mit dem Wirthe über den Ausfall der Wahlen, die heute stattgefunden, und schliefen dann, nachdem wir noch „einen Schluck für's Fieber" getrunken, in guten Federbetten (hier nichts Seltenes) von unserer Strapaze aus.

Ein jeder Farmer, der sich einigermaßen aus den Entbehrungen und Mühen der ersten Ansiedelung heraus gearbeitet hat, besitzt hier seinen Büchertisch, auf dem sich außer religiösen Schriften und verschiedenen Zeitungen gewöhnlich auch etliche historische und geographische Werke vorfinden. Unser Wirth huldigte dieser löblichen Sitte, die durch das Colportirsystem begünstigt wird, ebenfalls, und erfreute sich einer recht artigen Bibliothek. Unter anderm hatte er Howes Historical collections of Ohio, und als ich mich hierin am Morgen über die Geschichte von Wyandott-County, wo wir nun waren, belehrte, machte ich die Entdeckung, daß wir uns in der Nähe des Ortes befanden, wo Oberst Crawford im Jahr 1782 von den Indianern geschlagen worden war. Auf meine Erkundigung nach der Lage des Schlachtfeldes erfuhr ich, daß wir bei unserer Irrfahrt in vergangener Nacht über einen Theil desselben gegangen waren, und Master Reed wies uns in dem Wäldchen vor seinem Hause an einer Eiche die Spuren der Aexte, mit welchen die Rothhäute nach dem Treffen die in den Stamm gefahrenen Kugeln heraus gehackt hatten.

Die Geschichte, welche sich an diesen Ort knüpft, gibt ein treues Bild von der Bestialität, mit welcher die Kriege zwischen den Rothen und Weißen von beiden Seiten geführt wurden, und so möge mir gestattet seyn, sie hier im Auszuge einzuflechten.

Im Frühling 1782 wurden von den feindlichen Indianern in den Ansiedelungen am obern Ohio eine Anzahl Mordthaten und Räubereien verübt. Das Gerücht ging, daß die christlichen Delawaren in den Herrnhutercolonien am Tuscarawas — unschuldige Leute, die längst den Tomahawk begraben — sich bei diesen Ueberfällen betheiligt oder den Uebelthätern wenigstens Vorschub geleistet hätten, und in Folge dessen wurde ein Rachezug gegen sie beschlossen. Neunzig Freiwillige rückten unter dem Befehle des Obersten Williamson, eines rücksichtslos blutgierigen Charakters, auf Gnadenhütten, die Hauptniederlassung der herrnhuterischen Indianer, los, nahmen unter dem Vorwande, die Einwohner mit Weib und Kind nach Fort Pitt in Sicherheit bringen zu wollen, die Mehrzahl der nichts Böses Ahnenden gefangen und schlossen sie, nun die Miene wechselnd, gebunden in zwei große Häuser ein. Hierauf wurde ein Kriegsrath gehalten, welchem der Vorsitzende die Alternative vorlegte, ob die Gefangenen nach dem ertheilten Versprechen behandelt werden sollten, oder ob es nicht gerathener sey, sie ohne weiteres — todtzuschlagen. Die Versammlung entschied sich für das letztere. Bitten um Gnade wurden barsch zurückgewiesen, und während aus dem Kreise der unglücklichen Opfer Lobgesänge auf Christus und feurige Gebete zum Himmel stiegen, stürzte die Rotte der blutlechzenden Hinter-

wäldler auf ein gegebenes Zeichen plötzlich herein unter sie, um mit Pike und Flinte, mit Tomahawk und Scalpirmesser in diesen Schlachthäusern zu metzeln, bis kein Seufzer und kein Stöhnen mehr verrieth, daß noch eine Seele am Leben sey.

Die Währwolfsnaturen, die diese schmachvolle That vollbrachten, waren damit nicht gesättigt. Sie hatten, ohne selbst Verlust zu erleiden, Blut geschmeckt, und sie begehrten mehr um denselben Preis. Sie wollten die Ausrottung auch derjenigen herrnhuterischen Indianer, welche von ihren Brüdern, den heidnischen Rothhäuten, nach den Ebenen am Sandusky hinaufgeführt worden waren, und so kam Ende Mai desselben Jahres ein zweiter Feldzug zu Stande, der aber, statt seinen Zweck zu erreichen, mit einer verhängnißvollen Niederlage endigte, bei welcher jenen Mördern der Unschuld reichlich vergolten wurde, was sie verbrochen. Am 26. Mai versammelten sich 480 Mann aus Virginien und Westpennsylvanien auf dem Mingo-Bottom, wo gegenwärtig Steubenville steht, und brachen, nachdem sie den Obersten William Crawford zum Anführer gewählt, nach dem Norden auf. Das Unternehmen war mit aller möglichen Heimlichkeit und Eile in's Werk gesetzt worden. Aber demungeachtet hatten indianische Kundschafter sich, ehe das Heer einen Tagemarsch vom Ausgangspunkte entfernt war, auf das Genaueste über ihren Plan und ihre Zahl unterrichtet, und so war, als sie am 6. Juni die Prairie zwischen dem Tyemochte und Sandusky erreicht hatten, eine beträchtliche Streitkraft zu ihrem Empfange bereit. Ein Treffen entspann sich, in welchem die Weißen anfangs die Oberhand behielten, am folgenden Tage aber vollständig in die Flucht geschlagen und beinahe zur Hälfte aufgerieben wurden. Crawford, der beiläufig ein Freund Washingtons war, hatte das Unglück, während des Rückzugs mit Dr. Knight und einigen andern von einer Schaar Delawaren gefangen genommen zu werden, und kaum hatte man sie nach einer Indianerstadt am Tyemochte gebracht, als auf Befehl der Häuptlinge Vorbereitungen getroffen wurden, den Obersten zu verbrennen, während die übrigen Gefangenen mit Ausnahme des Doktors in der Nachbarschaft von den Weibern und Kindern mit Keulenschlägen getödtet und scalpirt wurden.

„Als wir auf der zur Hinrichtung bestimmten Stätte angekommen waren," berichtet Dr. Knight (welcher später in einer andern Stadt verbrannt werden sollte, auf dem Transport dahin jedoch entsprang), „zogen sie den Obersten nackt aus und geboten ihm, sich neben das Feuer zu setzen, worauf sie erst ihn und dann mich mit Stöcken und Fäusten schlugen, so lange sie vermochten. Dann befestigten sie ein Seil an den Fuß eines ungefähr fünfzehn Schuh hohen Pfahls, banden Crawford die Arme auf den Rücken und machten das Seil an seinen Handgelenken fest. Es war lang genug für ihn, um sich auf den Boden setzen oder ein paar mal um den Pfahl herumgehen zu können. Der Oberst rief nun Girty, den Renegaten, herbei und fragte, ob sie ihn zu verbrennen gedächten. Als dieser mit Ja antwortete, sagte er, er wolle sich mit Geduld in alles fügen. Der entscheidende Augenblick war jetzt da. Kapitän Pipe, ein Delawarenhäuptling, hielt eine Rede an die versammelten Indianer, die aus etwa vierzig Männern und sechzig Squaws und Kindern bestanden, und ein entsetzliches Beifallsgebrüll erklärte ihre Zustimmung zu dem, was gesagt worden war. Hierauf griffen die Wilden nach ihren Gewehren und schossen Pulver in den nackten Körper Crawfords, von den Füßen an bis zum Halse hinauf. Dann drängten sie sich an ihn und schnitten ihm, so viel ich bemerken konnte, die Ohren ab. Wenigstens sah ich, als das Gedränge nachließ, das Blut zu beiden Seiten des Halses und über seine Schultern herabrinnen. Endlich zündete man den Scheiterhaufen an, welcher einen zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser haltenden Kreis um den Pfahl bildete und aus dünnen Hickorystangen bestand. Nicht zufrieden mit dieser langsam tödtenden Marter, stießen einzelne von den Indianern mit brennenden Spähnen nach den empfindlichsten Theilen des Dulders, und die Squaws brachten Bretter, luden glühende Kohlen darauf und schütteten sie auf ihn, so daß er in kurzer Zeit auf nichts als auf Brand und Gluth ging. In dieser fürchterlichen Qual rief er abermals nach Simon Girty und bat ihn, durch einen Schuß in's Herz seinen Leiden ein Ende zu machen. Allein Girty erwiederte hohnlachend, er habe kein Gewehr, und wendete sich dann von ihm ab und mir zu, um meine Todesangst durch Spott und Drohungen zu vermehren. Oberst Crawford flehte jetzt laut zu dem Allmächtigen, Erbarmen mit ihm zu haben. Dann begann er dumpf zu murmeln; endlich schien er sich schweigend in sein Schicksal zu ergeben. Dieß mochte zwei Stunden gewährt haben, als er sich ganz erschöpft auf den Bauch warf und so eine Weile liegen blieb. Die Indianer schienen ihn für todt zu halten, denn sie stürzten auf ihn los und scalpirten ihn, worauf sie mir mit den Worten: „Siehe, das ist dein großer Hauptmann!" seine blutige Kopfhaut mehrmals in's Gesicht schlugen. Eine alte Squaw, deren Aeußeres in jeder Beziehung den Vorstellungen des Volks vom Teufel entsprach, nahm jetzt ein Bret mit Kohlen und schüttete sie ihm auf den Rücken und den blutenden Kopf, und nochmals erhob er sich auf die Füße und wandelte um den Pfahl. Seine Peiniger stachen noch verschiedene male mit Bränden nach ihm, aber er schien jetzt bereits nichts mehr zu fühlen."

„Der Wilde, welcher mich zu bewachen hatte," schließt Dr. Knight seinen Bericht von diesem entsetzlichen Schauspiele, „führte mich nun nach dem Hause des Häuptlings Pipe, wo ich die ganze Nacht gefesselt

blieb und auf diese Weise verhindert wurde, das Ende der Hinrichtung des Obersten zu sehen. Am nächsten Morgen band mich mein Wächter los, malte mich schwarz, und wir brachen nach der, wie es hieß, vierzig Meilen entfernten Stadt der Shawanoes auf, wo ich sterben sollte. Wir kamen an der Stelle vorbei, wo Crawford verbrannt worden war, und ich sah seine Knochen in der Asche des Scheiterhaufens liegen. Der Indianer rief mir zu, da liege mein großer Kapitän, und stieß das Scalp-Gallo aus."

Auch wir gingen auf der Rückkehr nach Carey über diese Unheilsstätte. Dieselbe liegt am östlichen Ufer des Bachs Tynmochte, etwa anderthalb Meilen von der Blockhütte, wo wir übernachteten. An der Stelle der Delawarenstadt steht jetzt eine wohleingerichtete Farm, die Cousin Theodore beinahe gekauft hätte. Die Spuren des satanischen Schauspiels haben die Winde von siebzig Jahren längst hinweggefegt, und auf dem grünen Rasen, der aus der Asche von Crawfords Scheiterhaufen hervorgesproßt ist, schritt munter gluckend in der Morgensonne ein Trupp von Perlhühnern.

Von Carey, wo wir noch im Laufe des Vormittags wieder eintrafen, schlugen wir eine westliche Richtung ein, um zuvörderst zu Fuß nach dem sechzig Meilen entfernten Defiance zu wandern und von hier mit dem Kanalboote nach Toledo am Ausflusse des Maumee in den Eriesee zu fahren. Der Weg bot bis Findlay, unserem nächsten Ziele auf dieser Tour, für uns, die wir Fencen und Rodungen, Blockhütten und Maispflanzungen und alle die ersten Erfolge der in die Ursprünglichkeit eindringenden Civilisation zur Genüge gesehen, wenig Auffälliges. Je weiter wir dagegen die Eisenbahn hinter uns ließen, desto deutlicher drängte sich uns von allen Seiten und bei jedem Blicke das Bewußtseyn auf, daß wir uns in der Wildniß befanden.

Findlay ist ein freundliches Oertchen, welches aus einem jener Grenzforts entstand, die wie Schachthürme gegen die Indianer vorgeschoben wurden, bis das Spiel von den Weißen gewonnen war. Es liegt in Hancock County an einem Nebenflusse des Anglaise, der einst, als die Shawanoes diesen Strich noch inne hatten, den Namen Schopoguatesepe, d. i. der Fluß des Schneiders, führte, heutzutage aber Blanchards Fork genannt wird. Es wohnte nämlich bis zum Jahre 1802 ein Franzose hier, welcher Blanchard hieß und ein Kleidermacher war. Er soll ein gebildeter Mann gewesen seyn, aber die Sage geht, daß er wegen einer Mordthat aus seinem Vaterlande geflohen sey. Hier schloß er sich in allen Dingen den Eingeborenen an, heirathete eine Squaw und hinterließ bei seinem Tode sieben Söhne, von denen einer, als die Shawanoes nach dem fernen Westen auswanderten, ein Häuptling war.

Ein anderer seltsamer Bewohner dieser Gegend war ein gewisser Jonathan Chapman, bekannter unter dem Spitznamen Johnny Appleseed. Er war ein Sonderling, aber in der That einer der liebenswürdigsten, von denen das Buch menschlicher Wunderlichkeiten berichtet. Unter dem rauhen Volke von Jägern und Kriegern, welches die Grenze entlang hauste, folgte er dem milden Berufe eines Gärtners in der Wüste. Ohne Anspruch auf Dank oder Lohn durchzog er die unwirthbare Waldregion, um sie mit Apfelbäumen zu bepflanzen. Es war eben seine Neigung, wie es die Neigung anderer war, als Indianertödter durch die Wildniß zu schweifen. Von Pennsylvanien mit der weiterrückenden Cultur nach Ohio gekommen, hielt er sich stets auf der Scheidelinie zwischen den äußersten Niederlassungen der Weißen und den Jagdgründen der Rothhäute auf. Hier klärte er auf dem fetten Lehmboden der Flußränder das Unterholz hinweg und pflanzte dann seine Apfelkerne, worauf er den Ort verließ, um wiederzukehren, wenn die jungen Bäumchen aufgesproßt waren. Kamen nun Ansiedler in die Gegend, um ihre Rodungen zu beginnen, so war Johnny mit seinen Schößlingen für sie bereit, die er in der Regel umsonst weggab oder gegen ein altes Kleidungsstück oder sonst eine Kleinigkeit vertauschte. In dieser segensreichen Wirksamkeit fuhr er lange Jahre fort, bis das Land voll war von den Früchten seiner Arbeit und er gleich jenen jagd- und mordlustigen Neuntödterseelen einen neuen Spielraum für seinen Trieb im fernen Westen suchen mußte.

Im Punkte des Glaubens war er ein Anhänger Swedenborgs, dessen Schriften er zugleich mit seinen Apfelbäumen verbreitete, wobei es zuweilen geschah, daß er ein Buch, von dem er nicht genug Vorrath hatte, in zwei Theile zerriß und die beiden Hälften an verschiedene Personen vertheilte. Eine andere Eigenheit von ihm war, daß er es für Sünde hielt, ein Thier zu tödten, und in dieser Beziehung sind einige bezeichnende Anekdoten über ihn in Umlauf. In einer kalten Herbstnacht bemerkte er, vor seinem Lagerfeuer draußen im Walde sitzend, daß die Muskitos in die Flammen flogen und verbrannten. Sogleich stand er auf, füllte das Blechgefäß, das er als Mütze, Kochtopf und Schüssel benutzte, mit Wasser und löschte das Feuer aus, indem er sagte: „Gott verhüte, daß ich lediglich meiner Behaglichkeit halber Anlaß werden sollte zum Tode eines meiner Mitgeschöpfe!" — Ein andermal wurde er, über eine Prairie wandernd, von einer Klapperschlange gebissen. Einige Zeit nachher erkundigte sich ein Freund bei ihm über den Vorfall. Johnny that einen tiefen Seufzer und erwiederte mit Thränen in den Augen: „Das arme Ding! Kaum hatte es mich angerührt, als ich, von gottloser Leidenschaft übermannt, ihm mit meiner Sichel den Kopf abhieb. Das arme, arme unschuldige Thierchen!"

Diese Historien wurden uns von einem Farmer mitgetheilt, in dessen Hause, fünf Meilen westlich von Findlay, wir übernachteten. Er hatte Johnny persönlich

gekannt und beschrieb ihn als einen kleinen, verwachsenen Mann mit langem dunkeln Barte und schwarzen blitzenden Augen, hastig und rastlos in Rede und Geberde. Seine Kleidung war meistentheils alt, und zu einer Zeit ging er sogar in einem Kaffeesacke einher, in dessen Boden er Löcher geschnitten, um Kopf und Arme hindurchstecken zu können. Zu Entbehrungen und Strapazen abgehärtet, schlief er oft während der rauhesten Jahreszeit im Freien, und häufig begab sich's, daß er meilenweit barfuß durch den Schnee wanderte. Hierher gehört eine dritte Anekdote, die man uns später am Maumee von dem originellen Männlein erzählte. Einst hielt ein methodistischer Reiseprediger auf dem Markte einer Stadt eine Ansprache, und als er im Laufe derselben ausrief: „Wo ist der barfuß einherwandelnde Christ, der auf der Fahrt zum Himmelreich begriffen ist?" hob Johnny, der ihm, auf einen Holzhaufen gelagert, aufmerksam zugehört hatte und die Frage wörtlich nahm, seine nackten Füße in die Höhe und rief mit lauter Stimme. „Hier, mein Mann, hier ist er!"

Unser Wirth hatte noch manches von dem Typus eines Hinterwäldlers der alten Zeit an sich. Er trug noch das hunting-shirt der vergangenen Tage und lag, obwohl altersschwach und überdieß durch einen Fall gelähmt, fleißig dem Waidwerk ob. Unsere Büchsen waren ein Gegenstand seiner ernstesten Erkundigung, und als er erfuhr, daß wir nach Michigan hinaufzureisen im Begriff seyen und möglicherweise sogar einen Streifzug nach dem nordwestlichen Illinois machen würden, schien er es zu bedauern, uns nicht begleiten zu können. Er war im Besitz einer Farm von 110 Ackern des trefflichsten Bodens, wo er 80 bis 90 Bushel Mais und mehr als halb so viel Weizen auf dem Acre erntete. Ein Pfirsichgarten mit etwa hundert Bäumen streckte sich hinter seinem Gehöfte. Die Ställe unter seiner Scheuer enthielten, wie der Arzt sich ausdrückte, der hier mit uns übernachtete, „entzückend schönes Vieh," und sein zweistockiges Framehaus war eines der ansehnlichsten und geräumigsten, die uns von Carey aus aufgestoßen waren. Dem ungeachtet ging aus seinen Reden hervor, daß er nicht übel Lust hatte, bei guter Gelegenheit zu verkaufen, noch einmal, und zwar zum viertenmal seit seiner Einwanderung in Ohio, weiter gen Westen zu ziehen, und Fülle und Behaglichkeit gegen ein dürftiges, aber unbeschränktes Blockhüttenleben vertauschend, von vorne zu beginnen. Wir speisten bei ihm außer einer Auswahl anderer Delikatessen des Hinterwaldes etwas mir bis dahin noch Neues — gebratene Eichhörnchen, von denen der älteste Sohn ein halb Dutzend zum Abendbrod geschossen hatte, und zum Thee wurde uns außer Zucker auch Honig vorgesetzt, den wilden Bienen abgewonnen, deren es in den hohlen Bäumen des umliegenden Forstes noch in Menge gibt.

Am folgenden Morgen brachen wir bei Zeiten auf, um wo möglich vor Einbruch der Nacht Defiance zu erreichen. Bis Gilboa, der nächsten Stadt, schloß sich uns als Reisekamerad ein junger Mensch an, dessen Bekanntschaft wir vor dem Kaminfeuer des vergangenen Abends gemacht hatten und der, nachdem ihm verschiedene andere Erwerbszweige nicht hatten grünen wollen, nunmehr sein Heil mit dem hier zu Lande am wenigsten geachteten Berufe, dem eines Schulmeisters, versuchen wollte. Er war, obwohl kaum zwanzig Jahr alt, schon seit zwölf Monaten verheirathet und schien — der Himmel verzeih's, wenn ich mich täusche! — ein gründlicher Thunichtgut zu seyn. Indeß hatte seine Begleitung für uns den Vortheil, daß wir durch ihn, als wir an Blanchards Gabel entlang wanderten, auf ein seltenes Naturspiel aufmerksam gemacht wurden. Hier nämlich stehen an einer Stelle, nach der wir über einen den Fluß überbrückenden Stamm klettern mußten, zwei Ahornbäume, die an ihrer Basis etwa fünfzehn Schritt von einander entfernt sind, sich aber in einer Höhe von ungefähr vierzig Fuß dermaßen mit einander vereinigen, daß sie einen einzigen, völlig unterschiedlosen Stamm und Wipfel bilden.

Dieser Abstecher von der Straße hätte uns übrigens übel bekommen können. Noch mit der Betrachtung des zweieinigen Wunders beschäftigt, hörte ich plötzlich hart neben mir ein leises Rascheln, und als ich hinsehe, gähnt mich der weit aufgerissene Rachen einer von jener kleinen giftigen Schlangen an, die man hier Kopperheads heißt. Zum Glück hatte die Kälte dem boshaften Dinge die Schnellkraft gelähmt, so daß es beim bloßen bösen Willen blieb und ich Zeit fand, ihm den Gewehrkolben auf den Nacken zu setzen und — weniger scrupulös als Hänschen Apfelkern — mit meinem Bowiemesser den züngelnden Kopf abzuhauen. Dieses Ungeziefer ist da, wo ihre Hauptfeinde, die Schweine, nicht hinkommen, noch außerordentlich häufig, und wenn gleich die größten nicht viel über zwanzig Zoll lang sind, mag es, der Länge ihrer Zähne nach zu schließen, nicht unmöglich seyn, daß sie selbst durch leichte Stiefeln hindurch verwunden können. Dagegen dürfte die Kur, welche unser Schulmeister gegen ihren Biß angewendet haben wollte, mit einigem Bedenken aufzunehmen seyn. Er behauptete nämlich, die sicherste Hülfe sey, gleich nach der Verletzung so viel Whiskey zu trinken, als man bekommen könne, und damit fortzufahren, bis die Geschwulst des verwundeten Gliedes nachlasse. Das Wunderbare dabei sollte seyn, daß der Spiritus in solch einem Falle nicht berausche, und Mr. Marwell hatte, ich weiß nicht mehr wo, einen Freund, der bei einer derartigen Gelegenheit nicht weniger als zwei Gallonen Branntwein zu sich genommen hatte. Die Sache wurde mir anderswo von achtbarer Seite bestätigt; da man sie jedoch nicht zu erklären vermochte, so lasse ich ihre Richtigkeit bis auf weiteres dahingestellt seyn. Möglich, daß Branntwein Gift,

eben so möglich, daß Hahnemanns »similia similibus« eine Wahrheit ist, und daß folglich jene hinterwäldlerische Pferdekur sich unbewußtermaßen auf die Doctrinen der Homöopathen und Mäßigkeitsapostel gründet.

Von Gilboa einen mehr nordwestlichen Cours einschlagend, wurden wir binnen Kurzem an dem mächtigeren Wuchse der Bäume, dem dichter und üppiger werdenden Unterholze zwischen den Stammsäulen und dem schwärzeren, feuchteren Erdreiche inne, daß wir die Grenze des schwarzen Sumpfes überschritten hatten. Diesen Namen führt ein Strich Landes, der bei einer Länge von 120 und einer durchschnittlichen Breite von 40 Meilen nicht weniger als acht Counties des nördlichen Ohio in sich begreift. Er ist gegenwärtig noch schwach bevölkert, indem die Zahl seiner Bewohner nicht viel über 80,000 beträgt. Aber in fünfzig Jahren, wenn seine Wälder mehr gelichtet und seine Niederungen entwässert seyn werden, wird man ihn den Garten Ohios nennen und eine halbe Million Menschen auf ihm sich nähren sehen. Nur an wenigen Stellen ein wirklicher Sumpf mit schilfigen Lachen und Rohrtümpeln, ist er vielmehr eine weite Fläche fetten Marschbodens, überwuchert von gewaltigem Baumwuchs, worunter verschiedene Eichengattungen, Eschen, Pappeln, Hickories, Cottonwood- und Zuckerrohrbäume die am häufigsten vorkommenden Arten sind. Die Wipfeldecke, zu der sich die Zweige dieses prachtvollen Urforstes verschlingen, ist schier undurchdringlich für das Sonnenlicht, und seine Hauptcharakterzüge sind ein melancholisches Halbdunkel und ein majestätisches Schweigen. Seine geheimnißvollen Tiefen mögen noch manchen Schatz für den Botaniker in sich bergen. Auf uns, die wir ihn im Herbste und an windstillen Tagen durchzogen, machte er mit seinen regungslosen, halb entblätterten grauen Bäumen den Eindruck des Schauers, der Unwirthlichkeit und auf die Dauer der Einförmigkeit. Ein Genuß dagegen muß es seyn, im Frühling durch sein überschwängliches Grünen und Blühen zu schweifen, und eine Lust muß es seyn, ihn rauschen zu hören mit jenem Rauschen, womit am sechsten Schöpfungstage Edens Wipfel den ersten Menschen begrüßten.

Skizzen aus dem norddeutschen Leben.

III.

Regentage.

Sie hatten nicht recht gehabt mit ihren Prophezeiungen, weder der sichere Oberst noch der gläubige Stammberg. Mit Ausnahme der Blonden, die einem freilich unverbürgten Gerücht nach auch Abends einige Stunden zum Wickeln ihrer Locken gebrauchen sollte, mochten wir etwa seit anderthalb Stunden im Schlaf gewesen seyn, als ich durch einen harten Donnerschlag und das Heulen meines Hundes geweckt wurde und auffahrend mein Zimmer bereits wieder im jähen sekundenlangen Feuer sah. Aufspringen und in die Kleider schlüpfen war das Werk eines Augenblicks. Als ich den Hund dann vom Fensterbrett gejagt, wo auch er seine Beobachtungen anzustellen schien, und den Flügel vorsichtig öffnete und den Himmel studirte, war das Ergebniß unangenehm genug. Die ganze Höhe war von bös aussehenden Wolken verhüllt und Blitz und Schlag folgten sich in kaum unterbrochener Reihe, bald näher bald ferner. Es blizte und donnerte rund umher, und der Regen, den man bei uns dann herbei zu wünschen pflegt, säumte noch sich zu zeigen. Der Wind aber wirbelte kalt daher und schlug die Wipfel des Gartens brausend aneinander.

Ziemlich mißmuthig und zweifelhaft über mein Thun stand ich beobachtend am Fenster, als der Hund die Ohren spizte, anschlug und gleich darauf draußen ein schleppender Schritt hörbar ward. Christian, der mich in besondere Affektation genommen, trat herein. „Aufstehen!“ sagte er, und da er mich erblickte, fuhr er fort: „Na, Sie sind ja bereits im Gange. Böses Wetter, Herr Franz! Müssen nun alle hinunter, denn das ist bei uns nicht anders. Machen Sie nur geschwind, der Herr ist schon da und hat wieder Fieber. Will nun auch die andern wecken.“ Und somit schlürfte er den Corridor zu den andern Zimmern weiter, während ich mein Licht nahm, den Hund zur Ruhe verwies und hinabstieg.

Bei solchen Gelegenheiten, wo eine unabwendbare Gefahr in der Nähe droht, läßt Stammberg niemand im Bett, sein ganzer Hausstand muß auf den Beinen und so zu sagen gerüstet seyn. Und das wird euch nicht als peinlich oder überflüssig erscheinen, wenn ihr erwägt, wie leicht eine solche Gefahr zum wirklichen schrecklichen Unheil werden kann. Die vielen hohen Bäume sind eben so viele Blitzleiter, die Strohdächer der Gebäude brennen noch besser als Zunder und verbreiten ein entstehendes Feuer mit solcher Schnelle und Heftigkeit, daß an Aufhalten nicht zu denken, daß in der kurzen Frist vom Anbrennen bis zum Einsturz nur wenig Hausrath der Wohnungen und kaum die Thiere aus den Ställen zu retten sind, vorausgesezt, daß sie sich bei solchen Gelegenheiten auch gutwillig wie sonst treiben und führen lassen, was keineswegs immer, sondern meistens nicht der Fall ist. Die einen pflegen vor Schreck wie dumm oder gelähmt zu seyn, die andern wild und wüthend zu werden, und wenn bereits draußen, sich wieder in die Flammen zurückzustürzen. Und dazu kommt, daß die vielen vorhandenen Hände und Kräfte durch die nothwendige Vertheilung und Zersplitterung beinahe illusorisch gemacht werden. Kurz, ein Gewitter ist immer ein mißliches und bängliches, und gar in der Nacht ein höchst unangenehmes, peinliches und sehr ernsthaftes Begegniß, das alle, vom Hausherrn bis auf den kleinsten Arbeitsjungen, in eine durchaus nicht beneidenswerthe Aufregung zu versetzen pflegt.

Als ich drunten war, fand ich Stammberg denn auch im vollen Zuge, dem Wirthschafter und Fritz ihre Instruktionen zu geben. Dann eilten sie hinaus und gleich hintendrein auch wir — denn ich schloß mich willig an — damit bei dem sich immer heftiger entwickelnden Wetter die bestimmten Vorkehrungen beschleunigt würden. Die Thüren wurden aufgeschlossen, die Leute vertheilt, den Pferden Zäume und Geschirr aufgelegt, das Spritzenhaus geöffnet, die beiden Spritzen hervorgeholt, die Feuereimer parat gelegt, so wie Leitern und Hacken zur Hand geschoben. Unter dem beginnenden Regen kehrten wir in's Haus zurück und fanden alle vereinigt bis auf den Obersten, der sich allein ein für allemal und selbst bei solchen Gelegenheiten nicht stören läßt. Sie waren da in den verschiedensten Costümen und Stimmungen bei einander, die einen ruhig, andere in Angst, noch andere gelangweilt oder verdrießlich. Wir waren auf dem großen Flur im Mittelpunkt des Hauses, von wo wir denn hin und wieder vor die Thür treten, uns umsehen, den Zug des Wetters verfolgen konnten. Mit des gleichmüthigen Christian Hülfe hatte die Mutter Kaffee besorgt, den der Diener nun unter manchem leisen und lauten Scherzwort der Gesellschaft hinreichte. Zum Sitzen aber kamen wir nicht oder wenig; Stühle waren nicht

genug da, man ging und stand umher, plauderte in kurz abgebrochenen Sätzen, hockte hier und da auf den zufällig dort stehenden Mobilien, auf den Tischen, den großen Leinwandkoffern, wo es gerade war. Margarethe trieb endlich mehrere zusammen und brachte nach und nach ein wo nicht lustiges, doch mehr allgemeines Gespräch in Gang. Sie erinnerte mich damals lebhaft an die wunderhübsche Beschreibung Lottens und ihres Treibens bei einer ähnlichen Scene in Goethes Werther, nur daß diese hier sicher nicht aus Angst lebhaft und anregend war, wie jene dort.

„Und ich weiß nichts davon! Jezt nicht! Laßt mich zufrieden!" murmelte die blonde Johanna auf irgend eine Frage ganz ungenirt. „Laßt mich, ich ängstige mich so. Es ist nun wohl schon vorüber, aber — O Jesus!" Und es war ein Bliz, daß wir alle nach den Augen fuhren, und ein Knall folgte wie der eines Vierundzwanzigpfünders, die Fenster klirrten und das Haus bebte. „Das war in der Nähe," sagte Stammberg ruhig und ging der Thür zu. „Franz, laufen Sie in's Wirthschaftshaus, Christian auf den Boden und durch's Haus! Rasch! Ihr andern ruhig!" Und wir stürzten auseinander und hinaus. Wie wir aber auch spähten und suchten und durch den rauschenden Regen starrten, dießmal war nichts da, was uns hätte beunruhigen können. Wir mußten annehmen, daß der Bliz in den Garten oder in's nahe Holz gefahren sey. Das Gewitter schien mit diesem härtesten Schlage seine Gewalt verloren zu haben, die Blitze schimmerten immer matter durch den Regen, der Donner rollte ferner und ferner, und so wurde nach und nach alles wieder in Ordnung gebracht und wir trennten uns zum zweitenmal. „Man darf doch den Tag nie vor der Nacht loben," meinte Stammberg lächelnd, als er mir die Hand schüttelte. „Da haben Sie sich nach all dem Sonnenschein noch einen tüchtig nassen Buckel geholt." Oben auf meinem Zimmer schaute ich noch aus dem Fenster. Im Osten zeigte sich schon ein leiser heller Streifen des beginnenden Tages, die Schwalben girrten bereits in ihren Nestern, aber der Himmel war grau allerwärts, es regnete eintönig weiter und der Wind kam kalt aus Westen.

Am Morgen fand man sich später als gewöhnlich und ziemlich übernächtig zusammen. Der Amtmann stand ungeduldig am Fenster und schaute hinaus; der Hof schwamm, das Feld draußen war kaum zu erkennen, vom Walde nichts zu sehen und die Wolken schienen auf der Erde zu liegen. „Das sind schöne Aussichten!" sagte er mißmuthig. „Ich dachte heut beim Heu anzufangen und nun ist gar nichts vorzunehmen. Und das kann noch ein paar Tage so fortgehen; es ist ein regulärer Landregen." Diese Aussicht und die allgemein verbreitete, gerade nicht muntere Stimmung verhießen uns keinen liebenswürdigen Tag. Man hatte Tags zuvor zu viel getobt und getollt, um jezt, zumal nach der schlechten Nacht, nicht abgespannt zu seyn.

Je kleiner bei solchen Gelegenheiten eine Gesellschaft ist, desto besser kann und wird sie sich unterhalten, da alles auf einander angewiesen ist und jeder genau weiß, was der andere zu thun, was er selbst von ihm zu erwarten hat. Bei einem größeren Kreise tritt ziemlich unerwartet, aber ganz leicht Ebbe und Langeweile ein; jeder verläßt sich auf den andern und schließlich gibt keiner, was sich für alle eignet. Man stimmt natürlich weniger zusammen, die vielen sind schwerer gemeinschaftlich zu interessiren. Viel Köpfe, viel Sinne! sagte sogar der Teufel, als er eine große Gesellschaft in Ordnung zu halten hatte. Das waren freilich auch Frösche! — Dazu kommt, daß aus Gott weiß welcher Ideenverbindung die meisten glauben, sie müßten bei solcher Gelegenheit erst recht bei einander sitzen, und nicht daran denken, wie sonst oder in ihren eigenen vier Pfählen ruhig den einmal beliebten Beschäftigungen nachzugehen. Denn das muß dann stattfinden wie zu jeder andern Zeit, da nur in solcher Freiheit die Annehmlichkeit, ja Erträglichkeit eines so stillen, engen Landlebens beruht.

Das alles zeigte sich nun auch hier, und wir waren fern von Behaglichkeit. Es kam die Nachricht, daß der Bliz eine mächtige Eiche nahe beim Dorf zerrissen; man hörte es, sprach einen Augenblick darüber und fiel in die alte Stumpfheit zurück. Der Postbote brachte Briefe und Zeitungen, man war schnell damit fertig. Die Blonde, die sich von ihrem Schreck erholt, sezte sich zum Instrument, um Vokal- und Instrumentalstudien vorzutragen, auf die niemand, wenn nicht mit Aerger und Ungeduld hörte. Man forderte den Obersten auf, irgend etwas mitzutheilen; er erklärte gar nichts zu wissen und machte sich, sobald es thunlich war, auf die Seite. Man befahl mich zum Vorlesen und steckte mir ein Buch in die Hand. Aber sind „Kleine Ursachen" von Zschokke wirklich so langweilig oder ließ sie unsere damalige Stimmung nur also erscheinen, das Gähnen wurde krampfartig und ich hörte auf. Margarethe strickte sogar — ein allerdings höchst bedenkliches Zeichen! — und da ich sie besorgt fragte, wie ihr sey? meinte sie, „zum Sterben." Und in schauernder Erwartung, daß jene heillose Phantasie der Blonden, die sie am ersten Nachmittage ausgeheckt, bisher aber noch nicht realisirt hatte — Gedichte Vorlesen oder eine Lektüre mit vertheilten Rollen für jezt oder für den Nachmittag in Anregung kommen werde, zog ich mich leise von einer Ecke in die andere, manövrirte mich aus der Thür auf die Terrasse, und da der Regen einige Augenblicke lang nachließ, in den Garten, lief barhäuptig, wie ich war, den Treibhäusern zu und dankte meinem Gott, als ich dort beim alten Gärtner saß, der die Brille auf der Nase seine neulich gesammelten Pflanzen ruhig bestimmte und einlegte. Da gab es ein

eifriges Gespräch; beide waren wir für den Gegenstand lebhaft interessirt, ich verstehe wenigstens etwas von diesem Fach, und es ward über die Behandlung dieser und jener Pflanze, über besondere Vorkommenheiten, Krankheiten und dergleichen viel hin und her geredet, mancher Tausch besprochen, manche Bestellung gemacht. So ging der Morgen hin; der Nachmittag war nicht anders, der Abend brachte in Ermangelung jeder sonstigen Unterhaltung eine kleine Spielpartie, und alle waren höchlich zufrieden, als sie sich endlich, müder durch die Langeweile dieses als durch das Tollen des vergangenen Tages, in ihre Betten legten.

Die Nacht hindurch regnete es unaufhörlich und der folgende Tag ließ sich auch noch nicht besser an; die schweren Wolken drängten von Nordwest her so dicht und grau herauf wie am vergangenen Tage und ließen uns der jezt eingetretenen Pause wenig trauen. Ueberdieß schwammen, wie man sich auszudrücken pflegt, Hof und Garten, so daß kaum wir, geschweige denn die Damen, daran denken konnten das Haus zu verlassen, mochten die hohen Holzpantöffelchen, welche in reichlicher Anzahl und zum beliebigen Gebrauch in einer Ecke des Flurs zu stehen pflegten, auch noch so sicher und einladend aussehen. Beim Frühstück, welches wir heute gemeinsam einnahmen, ward über den Tag vielfach hin und her geredet und der Professor klagte, daß er nun morgen oder doch übermorgen bereits davon müsse, obgleich er vorher noch so gern eine Excursion in den Busch nach den Spätlingsmoosen, den Flechten, Farnkräutern und Gräsern gemacht hätte. „Das ist ein so bescheidener Wunsch," äußerte der Amtmann lachend, „daß er sich immer noch leicht erfüllen läßt, wenn Sie nur einen etwas nassen Buckel nicht scheuen, alter Freund. Ein paar Wasserstiefeln will ich Ihnen leihen, und so kann's los gehen. Aber nur nicht warten, denn der Regen wartet nicht, um eilf Uhr ist er wieder da. Ich will auch mit, da ich doch in's Holz muß und auch gern einmal wieder Ihren Klaubereien zuschaue." Wir standen auf, und da auch ich Miene machte das Zimmer zu verlassen, fragte Margarethe mich, ob auch ich hinaus wolle? „Freilich!" sagte ich. — „Und was wollen Sie dort?" fragte sie spöttisch; „auch Moose und Farnkräuter sammeln?" — „Nein," lachte ich, „aber Maiblumen für die Damen, und für Sie will ich einen Schuß thun. Ich kann Ihnen zwar keine Adlerfedern bieten, schöne Dame, aber doch vielleicht die eines Bußards oder einer Weihe." — „O Gott, wie zart und romantisch! Und wohin damit, mein schöner Herr?" — „An Ihren Reithut, schöne Herrin. Was auf der Erde ist und in der Luft, es dient Ihnen alles." Und ich eilte lustig davon und hörte nicht auf ihr lachendes: „Zuviel, zuviel! Lassen Sie die armen Kreaturen leben!"

Nachdem ich mich zu solchem Zuge gehörig angekleidet, ging ich in des Amtmanns Zimmer, wo ich die andern fand, holte mir Tasche und Flinte aus dem Gewehrschrank und begann zu laden und alles fertig zu machen. Der Professor hatte sich bisher mit seinen Stiefeln gequält, kam nun heran und beäugelte etwas mißtrauisch mein Vornehmen. „Auch die Versicherung in Ordnung, junger Freund?" fragte er. — „'s ist gar keine dran," gab ich zur Antwort; „das führt zu nichts als Fehlschüssen." — „Um Gotteswillen, junger Freund!" brach er aus und sprang entsezt auf die Seite. „Und so wollen Sie gehen? die Hähne gespannt und die Kupferhütchen aufgesezt?" — „Beruhigen Sie sich nur," veriezte ich lachend. „Sie stehen in der ersten Rast, das ist sicherer als zwanzig Versicherungen." — „So? da bleiben Sie mir wenigstens immer fünfzig Schritt vom Leibe, das ist noch sicherer," meinte er. — „Schwerlich!" entgegnete ich munter. „Wenn Sie drei Schritt sagten, das ließe ich gelten. Doch so oder so, Sie können ruhig seyn." — „Ja, wenn wir wieder hier sind!" sprach er.

„Franz hat recht," schob der Oberst ein, der höchlich ergözt dieser Unterhandlung zugeschaut hatte und jezt näher trat. „Wenn das Gewehr im Stande ist, was sich eigentlich immer von selbst verstehen sollte, so kann gar kein Unglück passiren, der Hahn müßte denn durch einen andern Gegenstand zufällig weiter aufgerissen werden. Geben Sie einmal her, Franz! Sehen Sie, so, Herr Professor." Und indem er an dem mir abgenommenen Gewehr die Construktion des Schlosses und die Verrichtung der Nuß flüchtig erklärte, zog er die Hähne auf, ließ sie nieder und hantirte damit, bis denn richtig das Unglück geschah, der Hahn ihm aus den Fingern glitt und der Schuß krachend in die Wand fuhr. Der Professor sprang mit über den Kopf gehaltenen Händen im Zimmer umher, um den schwirrenden Schroten zu entgehen. „Da haben wir's, Gott erbarme sich, da haben wir's!" schrie er. Der Oberst, Stammberg, sein Schwiegersohn und ich brachen nach der ersten augenblicklichen Betroffenheit in ein endloses Gelächter über den Alten aus, besichtigten dann das „höchst merkwürdige" Loch in der Tapete, hatten die Fragen der besorgt erscheinenden Hausgenossen zu beantworten und kamen erst davon, nachdem ich mir eine andere Flinte mit ausgezeichneter Versicherung genommen hatte. Und dennoch blieb der Alte mir so weit wie möglich vom Leibe und sah mit ziemlich scheuen Blicken auf das Mordinstrument.

Als wir auf dem schon neulich gegangenen Wege bis zum Holz gelangt waren und eben die Stiefeln höher zogen, um ins Nasse zu gehen, brauste ein Wagen an uns vorüber, daß Wasser und Schlamm aus den Geleisen hoch emporstäubten. „Halt!" schrie es gleich darauf, der Wagen hielt, ein hagerer großer Mann im knappen grünen Jagdrock, die Tasche an der Seite, die Flinte um den Hals gehängt, richtete sich vom Sitzsack auf und rief: „Holla, Gevatter, wohin?"

— „Das ist Busche," flüsterte Stammberg uns zu, „kommt!" Und wir traten zu dem kleinen hölzernen Wagen, den vorne der Sitzsack für Kutscher und Herrn und hinten zwei im Stroh schier begrabene, ungestüm zerrende und heulende Hunde mit funkelnden bösen Augen einnahmen.

Die beiden Bekannten schüttelten sich die Hände. „Wohin?" — „Das siehst du ja," sagte Stammberg; „in den Busch mit dem alten Herrn zum Botanisiren." — „Und der da mit der Flinte, der soll wohl die Schutzwache seyn, daß euch kein Malheur passirt? Hm? Nun, was solls werden, Freund, Finken oder Eichkatzen?" Ich lachte, denn diese Art war wenigstens originell, und sagte von meiner Absicht. „So! einen Raubvogel!" fuhr er heraus. „Na, viel Plaisir! Wißt Ihr aber auch 'n Nest?" — „Mehr als eins." — „So? Na, 's ist gut, 's möcht' sonst auch schwer halten mit dem Schießen. Will Euch noch eins nennen, auf das ich selbst ein Auge habe. Wißt Ihr die Kreuztanne?" — „Ja." — „Und den schwarzen Knick?" — „Ja." — „Der Teufel, Stammberg! der weiß ja Bescheid wie du oder ich, kenn' den Burschen ja noch nicht! Also — legt Euch von dort ein Dreieck nach dem Bruch hinüber, da steht eine alte Eiche, hat rechts einen großen trockenen Zweig, da ist 'n Nest und es sitzen reguläre Adler drin. Konnte den Satans bisher nicht ankommen; 's mag Euch besser gelingen. So, ladet 'ne Kugel und bedankt Euch schön." — „Thu's auch," lachte ich. — „Und du, Busche, wohin?" fragte der Amtmann. — „Ich? hm!" er setzte sich nieder, fuhr mit der Hand über Kinn und Bart, der schwarz und prachtvoll die ganze Brust überfluthete, und holte dann eine Flasche hervor. „Ich? In die Steppnitzer Haide, Gevatter." — „Plagt dich der Teufel, Busche? das sind fünfzehn Meilen!" — „Weiß, muß aber vor Abend noch dort seyn, denn ich will noch abspüren. Hab' mir Relais vorausgeschickt." Er trank und hielt die Flasche hin. „Wollt ihr?" — „Danke! Und was zum Kukuk willst du dort?" — „Einen Wolf schießen, Gevatter. Es soll einer herübergewechselt seyn." — „Einen Wolf, hoho!" Die Hunde brachen in ein rasendes Geheul und Gekläff aus. „Einen Wolf? in der Steppnitzer Haide? Du bist nicht gescheit, Busche!" — „Doch, Gevatter! Will erschossen seyn, wenn's nicht so ist; sie haben es mir geschrieben." — „Sie haben dich zum Narren, Menschenkind!" — „Die? Werden sich hüten, wissen, daß sie der Teufel holen würde. Also adje! Am Sonnabend bin ich wieder da, am Sonntag komm' ich zu dir. Grüß deine Frau. Fahr zu — hst!" Und fort ging's. — „Schießt mir nicht beide Adler todt, hört Ihr?" rief er mir noch zu, und sie waren um die Ecke; das ganze Gespräch hatte keine fünf Minuten gedauert. „Das ist Busche," sagte Stammberg und schüttelte den Kopf. „Sie haben wohl schon von ihm gehört; das ist nun das beste und tollste Herz im Lande. Schade um den Mann; er richtet sich und die Seinen durch dieses wilde Treiben nach und nach zu Grunde."

Im Gespräch über ihn, der sein Gut Gut seyn ließ und nur als Jäger lebte und tollte, von dem hundert und aber hundert wilde und gutherzige Streiche erzählt wurden, setzten wir unsern Weg fort und gingen unsern Geschäften nach. Der Professor fand seine Moose, Kräuter und Gräser, ich bekam zwar die Adler nicht zu Gesicht, konnte dafür jedoch einen andern schönen Raubvogel schießen und Maiblumen finden, und so gelangten wir Mittags guter Dinge nach Hause, wenn wir auch zuletzt noch vom neuerdings beginnenden Regen bis auf die Haut durchnäßt wurden. Unsere Munterkeit, unser Bericht über dieß und das verbesserte dann sogar die Stimmung der übrigen und ließ uns heiter den Nachmittag zurücklegen, obgleich das Wetter sich höchst wild und beinahe herbstlich kühl gestaltete.

„Was nehmen wir heut Abend vor?" fragte Margarethe, die mit dem Brautpaar und mir in der Fensternische hinter den Vorhängen fast versteckt saß. „Eine Partie sollt ihr nicht spielen, ihr sollt alle uns und euch unterhalten. So wie gestern geht es nicht wieder." — „Wir wollen uns Geschichten erzählen lassen," meinte Adele. — „Geschichten? ja, aber Gespenstergeschichten!" bemerkte Margarethe dagegen. „Ich weiß mehr als einen und eine, die vor Entzücken und Angst dabei schreien werden." — „Wie Sie selbst!" schob ich neckend ein. „Wie ich? Ei ja!" gab sie lustig zur Antwort. „Schreien werde ich gerade nicht, aber zuhören mag ich für's Leben gern und graueln werd' ich mich ehrlich. Es liegt für mich einmal ein besonderer, man möchte sagen widerlicher Reiz in solchen dummen Historien."

„Albert, weißt du was Gutes?" fragte Adele ihren Verlobten. — „Ich? mein liebes Herz, gar nichts!" — „Und Sie, Herr Franz?" — „Ei nun, es wird sich wohl was finden lassen, wenn auch gerade nichts besonders Gutes," war meine Antwort. „Allein, meine Herrschaften, der einzige Erzähler bin ich nicht. Wenn Sie nicht auch für andere sorgen, wird nichts aus dem Handel." — „Bedingungen?" fragte Margarethe hochmüthig. — „Bedingungen!" versetzte ich lachend. — „O," fuhr sie fort mit einem strafenden Blick ihrer dunkelblauen Augen auf Albert und mich, „Papa Stammberg und Papa Oberst sind galant, die wissen was und machen keine Vorschriften. Das wollen wir nun in's Werk setzen." Und damit eilte sie fort, und des Wisperns, des Bittens und Schmeichelns war kein Ende.

„Was nehmen wir vor?" fragte nach Tisch Stammberg und schaute sich lächelnd im Kreise um. „Eine Partie sollen wir auf Befehl der kleinen Hexe da nicht spielen. Was nun? Meint ihr nicht — Domino? Das ist für alle" — „Ach, Papa, Sie sind abscheulich! Wir

wollen uns ja Gespenstergeschichten erzählen! Hören Sie nur, wie es draußen regnet und weht! Das ist die rechte Stunde!" rief Margarethe und setzte sich ihm schmeichelnd auf's Knie. — „Gespenstergeschichten?" rief es im Kreise. „O das ist schön!" — „O um Gotteswillen nicht!" — „Ich kann dann kein Auge zuthun!" — „Aber wer soll der Erzähler seyn?" fragte der Amtmann. — „Sie, Papa," erwiederte Margarethe, „und der Oberst, und — der Herr da in der Fensternische, und — wer was weiß."

Die Kleinen mischten sich jetzt auch bittend und schmeichelnd ein. „Ihr seyd alle närrisch," sprach der Amtmann lachend und setzte sich tiefer in den Lehnstuhl neben dem Sopha; „ich — ich weiß wirklich nichts." — „O, Papa!" — „Nein." — „O ja doch, Sie thun's! Und nun Sie, Herr Oberst?" rief Margarethe. — „Ich hab' Ihnen meine Verwendung zugesagt, da ich Ihnen nichts abschlagen kann, meine Perle, aber von dem Selbsterzählen war dabei keine Rede." — „Bah! Und Sie, alter Professor?" — „Ich? Gespenstergeschichten? Gott behüte, mein schönes Kind!" — „Nun, es thut nichts. Und die andern müssen, so oder so!" rief sie lustig. „Und jetzt setzt euch; so. Sie da — und da — und da. — Komm, Adele!"

Und beide flogen fort und trugen die Lichter in's Nebenzimmer, wenn auch manche dagegen protestirten; eine Lampe nur blieb tief gestellt im Hintergrunde auf dem Piano stehen und verbreitete ein gedämpftes Licht. Dann kehrten sie zurück und hockten sich auf dem Tritt in der Fensternische nieder; Margarethe legte Arm und Kopf auf des Obersten Knie, der dort in seiner Sophaecke saß; die andern suchten andere Plätze. „Wilhelm, ich setze mich zu dir!" flüsterte Eugenie und schmiegte sich neben ihren lachenden Gatten in den Stuhl. „Ich fürchte mich so — und so gern!" setzte sie auf unser Lachen hinzu.

„Und nun fang' an, Papa!" rief Adele.— „Ich also? aber was nur?" — „Und nur, was Sie selbst erlebt!" sprach Margarethe dazwischen. Ein Sturm von Widerspruch erhob sich. „So erfindet und erlebt doch was, ihr —!" rief sie lachend. Und Christian, der vom Eßzimmer her leise durch die Stube ging, meinte plötzlich: „Ei, so erzähle der Herr doch, was wir damals erleben thaten, das mit dem Haferboden, mein' ich. Das ist graulich genug für die jungen Herrschaften." Theils erschrack, theils lachte man über seine plötzliche Unterbrechung, der Amtmann aber sagte: „Du hast recht, ich danke, Christian, das geht; denn auch ihr kennt es noch nicht, Kinder. Und somit hört denn andächtig zu, es ist graulich und kurz."

Englisches Land und englisches Landleben.

(s. Nr. 4.)

II.

Die Grafschaft Kent, in der wir uns befinden, führt wegen ihrer Fruchtbarkeit den Namen „Blume von England." Eine Spazierfahrt, die ich am nächsten Tage mit meinem Freunde durch die Felder machte, wo schon das Getreide eingeerntet ward, sollte mich von der Richtigkeit dieses Beinamens überzeugen. Die ganze Landschaft bildet eine Hochebene: Heideland, Waldgründe, Parks, waldbewachsene Raine wechseln mit Getreidefeldern und Wiesen ab. Was auf uns in England einen so besonders wohlthuenden Eindruck macht, das ist der Umstand, daß unser Auge nirgends so häufig wie gerade in den fruchtbarsten Gegenden Deutschlands durch den unverschämt sich breit machenden banausischen Utilismus der Civilisation, der ängstlich jedes busch- oder baumbewachsene Stückchen Erde zur Kultur von Cerealien oder Gemüse ausrodet, gestört wird. Es hängt dieser prosaische Charakterzug gerade unserer fruchtbarsten deutschen Landschaften mit unsern kleinbäuerlichen Verhältnissen, mit der Zersplitterung der Bauerngüter und der in Folge derselben überhand nehmenden Bevölkerung der Dörfer zusammen. In Deutschland vergrößern sich die Dörfer, nicht die Städte. Dieß ist eine falsche Circulation der Säfte.

Es gibt keine durch den Liberalismus in's Daseyn gerufene Maßregel, die so sehr gerade das Gegentheil von dem, was der Gesetzgeber durch sie erzielen wollte, zur Folge gehabt hätte, als die Gütertheilung. Unstreitig lag der Aufhebung der Majoratsgesetze eine wohlthätige, humane Absicht zu Grunde; man wollte eine größere Anzahl freier und glücklicher Menschen schaffen, und wie wenig ist doch diese Absicht erreicht worden! Wenn man die deutschen und französischen Dörfer durchwandert, findet man fast allenthalben an den äußersten Enden derselben neu angebaute Straßen, kleine Barracken, oft auch sehr zierlich aussehende Häuschen, die sich indessen von dem alterthümlich soliden, geräumigen Bauernhause, welches oft noch recht patriarchalisch und episch Menschen und Vieh unter demselben Dache beherbergt, sehr merklich unterscheiden. In diesen neuangebauten, den Proletarierquartieren großer Städte entsprechenden Anhängseln deutscher und französischer Dörfer nistet der Krebsschaden der Landbevölkerungen. Da wohnen die unglücklichen Opfer des in's Unendliche zersplitterten Bodens, die vielleicht von ein paar überschuldeten Aeckerchen, die ihnen bei der Erbtheilung vom Vater zugekommen sind, ihre Existenz fristen müssen, und im Vertrauen auf diesen Besitz und ihrer Hände Arbeit ein Weib genommen haben und Familienväter geworden sind. Die Kühe, mit denen sie diese Aecker bestellen, sind bereits dem Juden verfallen und der Ertrag ihrer Arbeit wirft, zumal in schlechten Jahren, nicht so viel ab, daß sie diese ihre lebenden Arbeitswerkzeuge ordentlich ernähren können. Die Kühe sind mager und die Kinder hungrig, und die leztern müssen, um den Haushalt unterhalten zu helfen, die Jahre, die der Schule und dem Spiel gewidmet seyn sollten, in der menschenverschlingenden Frohne einer benachbarten Fabrik, die sich gewöhnlich in der Nachbarschaft solcher verendenden Dörfer eingenistet hat, vertrauern, oder was noch schlimmer ist, der Vater schickt sie „in einen Dienst" in die benachbarte Stadt, oder verkauft sie dem betrügerischen Agenten eines weißen Sklavenhalters nach London. Dort wohnen jene Proletarier, die auf die Clarinette oder irgend ein anderes Blasinstrument oder auf eine Drehorgel geheirathet haben und am Ende mit diesen Instrumenten und ihren Familien nach Paris und London wandern, um die Sünden und die Leiden der großen Städte vermehren zu helfen.

In Kent begegnete mein Auge nirgends solchen Ansiedelungen des Proletariats. Die Dörfer haben hier durchschnittlich ein behäbiges Aussehen und die heilsamen Folgen der Untheilbarkeit der Güter blühen und grünen uns allenthalben sichtbarlich entgegen. Sie grünen uns entgegen, denn die großen Besitzungen, die »large estates.« sind meist mit sehr stattlichen, wohlgepflegten Hecken eingefriedigt; allenthalben streckt sich das Waldland in die Felder herein, und selbst wo kein Wald ist, entbehrt das Auge nirgends der durch die herrlichsten Gruppen der stolzesten Waldbäume hervorgebrachten Abwechslung. Da stehen Eichen, Ulmen, Ahorn, Birken, Eschen und Kastanien, welche leztere hier weit größere und stolzere Stämme treiben als in südlicheren Klimaten. Dem großen Güterbesitzer kommt natürlich auf das Holz oder die Frucht eines Baumes, oder auf das Fleckchen Erde, das Baum und Buschwerk einnehmen, nicht so viel an, daß er um des kleinlichen Nutzens willen die Landschaft ihres Schmucks berauben, seinen Wald ausroden und in Fruchtfeld umschaffen, oder seinen Park mit dem trivialen Zwetschenbaum, dem man hier zu Lande fast nirgends begegnet, bepflanzen sollte.

Der Schullehrer und Feldmesser (ich rede von Einer Person, denn auch in England treiben die Dorfschullehrer neben ihrem Amte oft noch eine andere Profession), dessen Bekanntschaft ich in Keston machte, verwunderte sich unendlich, als Mr. Robert ihm erzählte, daß in den Niederlanden zwischen den einzelnen Geländen der Felder Furchen gezogen seyen, „nur um das Wasser abzuleiten." Die englische Agrikultur

scheint den Usus der abgrenzenden Ackerfurche und die dorfgeschichtlichen Tragödien, als da sind Meineide, kostspielige Prozesse und blutige Folgen derselben, wie sie bei uns daheim fast in jeder dritten Ackerfurche nisten, gar nicht zu kennen, gewiß die nicht am wenigsten heilsame Folge der Ungetheiltheit der Güter! Wie gesagt, wenn man so durch die Gemarkung eines englischen Dorfes hinfährt, zwischen den von Getreide strotzenden Feldern, den grünen, durch Mauern eingefriedigten Parks, über deren Gehäge Jasmin- und Lorbeergebüsche in die bequemen Feldwege niederhängen, zwischen den schmucken Land- und Herrenhäusern, meist höchst malerisch gelegen, durch die Wiesen von jenem immer frühlingsfrischen, jungfräulichen Grün, wie man es nur in dem wasserreichen England findet, zwischen den Gruppen säuselnder Waldbäume, in deren Schatten die irischen Feldarbeiter, sonnverbrannt, malerisch, aber gar nicht ungefährlich aussehende Bursche, ihr Mittagsmahl bereiten und verzehren, durch lauschige Waldgründe, welche in weite Strecken rothblühender Heiden auslaufen, wo die Schafe weiden und die fetten Muttonchops wachsen, in die der Londoner so verliebt ist — wenn man zwischen all diesen Reizen und Schönheiten englischer Landschaft hindurchfährt, so bekommt man einen besseren, richtigeren Begriff von englischem Land und Landleben, als man gewöhnlich vom Continent mitbringt, wo man sich das grüne England meist ganz in traurigen Kohlendampf eingemummt und nur von Land- und Baumwollenlords und daneben von Schaaren halbnackter Arbeiter bewohnt vorstellt.

Daß die englische Landbevölkerung im Allgemeinen eine sehr wohlstehende, recht comfortabel lebende ist, das beweist schon der Umstand, daß die härtesten Feldarbeiten nicht von Landeseingeborenen, sondern von irländischen Arbeitern besorgt werden, die dann, wie gerade heuer, das Land ringsum unsicher machen. Zur Zeit der Ernte verbreiten sich diese irischen Arbeiter, die oft mit Weib und Kind aus ihrer ausgehungerten Heimath, wo gerade um diese Zeit die kärglichen Kartoffelvorräthe zu Ende gegangen sind, herüberkommen, wie eine fremde Invasion über das wohlhäbige England, arbeiten ein paar Wochen rüstig und tapfer, fristen während dieser Zeit ihre Existenz auf die kärglichste, zum Theil wohl auch auf unredliche Weise, denn sie sind sehr raffinirte Diebe, und kehren dann, nachdem sie einige Wochen angestrengt gearbeitet, die Taschen mit ein paar Pfunden gespickt, jubelnd, mit blumenbekränzten Hüten in ihre Heimath zurück, um während des kommenden Winters zu feiern.

Paddy repräsentirt so treu wie nur irgend einer seiner Racenbrüder die Eigenthümlichkeiten des Keltenstammes. Zu einem geschäftigen Müßiggange hinneigend, aber der rüstigste und geschickteste Arbeiter, dem die Arbeit von der Hand fliegt, wenn er einmal begonnen hat und die Noth ihn dem Müßiggange entreißt, ein geborener Vagabund, heißblütig, listig, aber nicht ohne natürliche Gutmüthigkeit, ohne jene tiefgewurzelte Achtung vor dem Gesetze, welche die Größe des englischen Staatswesens hat begründen helfen, ist er nicht allein in Sitten, Charakter und Lebensweise, sondern auch in Gestalt und Gesichtsbildung von dem Engländer, den er haßt, auf's Schärfste unterschieden. Er wird sich nie mit dem Engländer amalgamiren, und der Abkömmling keiner andern Nation wird von dem letzteren mit so großer Abneigung, mit so viel Mißtrauen betrachtet als Paddy. Kein Wunder; es gibt kein Verbrechen, kein Laster, das der aristokratische Engländer mit so großem Abscheu, mit so eingewurzelter Verachtung betrachtete, als — Armuth. „Die Armuth, bei andern Nationen als ein Unglück betrachtet, gilt bei unserem Volke für ein Verbrechen," sagt Bulwer in seinen geistvollen Briefen über England und die Engländer. Der Irländer aber ist ein geborener Lump, theils durch Naturanlage, theils in Folge politischer Mißverhältnisse und geistiger Verwahrlosung.

Er hat eine entschieden südliche Ader in sich. Ich habe dieß besonders häufig in London beobachtet, wo das „grüne Erin" ein erkleckliches Contingent zu der zahlreichen Klasse der »street-performers,« der Straßenmusikanten und Virtuosen stellt. Ich rede hier nicht von den vielen Aufzügen der irischen Schulen in London, einem Surrogat der verpönten Prozessionen, bei denen Alt und Jung, geschmückt mit den irischen Nationalfarben, mit grünen Bändern und Zweigen, mit wehenden Fahnen, auf denen Kreuz und Shamrock prangen, geführt von Priestern und Schullehrern, jubelnd und lärmend durch die Straßen von London ziehen, ich rede nur von den eigentlichen Künstlern der Straße. Gar oft ist es mir begegnet, daß ich in London Abends einen Paddy faul und behäbig zu Füßen eines sogenannten „italienischen Klaviers" auf dem nackten Pflaster liegen sah. Ich hätte den Burschen unbedenklich für einen Italiener oder Franzosen genommen, wenn er mich nicht in ächt irischem Dialekt um einen Penny angebettelt hätte.

Der größere Theil des Londoner Proletariats besteht aus Irländern, und wenn einer der bedeutenderen englischen Socialpolitiker die Menschen von vornherein in zwei große, sogar durch Gesichts-, Schädelbildung und intellektuelle und moralische Anlage unterschiedene Urracen, in die „Vagabunden" (wanderers) und „Ansässigen" (settlers) eintheilt, so hat er gewiß nicht daran gedacht, daß ein großes Unrecht darin liegt, eine dem keltischen Gesindel der Hauptstadt entnommene Einzelbeobachtung auf die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen auszudehnen. Diese Irländer in London haben gerade alle die Eigenschaften, welche geeignet sind, sie dem Engländer als ein sociales Uebel erscheinen zu lassen. Sie sind arm und katholisch, sie bewohnen schmutzige Viertel, aus denen sich, wenn ansteckende Krankheiten die Stadt heimsuchen, die Contagion am

reißendsten verbreitet, sie sind leichtsinnig, geschwätzig und ohne jene steife Seriosität, welche John Bull so leicht mit „Respektabilität" und persönlicher Würde verwechselt; sie machen bei Parlamentswahlen den Hauptskandal, lieben Prozessionen und Straßenlärm und haben endlich den großen, unverbesserlichen Fehler, einer verachteten Race anzugehören.

Und doch kleiden den armen Paddy auf der andern Seite auch wieder so empfehlende Vorzüge, welche John Bull denn doch auch, sey es gleich nur indirekt, nur verdrossen, sehr wohl anerkennt. Wo es in einem modernen englischen Roman Dienertreue zu schildern gilt, da muß die gutmüthige Keltennatur ihre kauderwelschenden, naiven Repräsentanten stellen; wo es schwere Arbeiten rasch zu verrichten gilt, da ist Paddy unentbehrlich. Es liegt unserem Thema fern, hier eine Apologie des irischen Volkscharakters liefern zu wollen, wir würden sonst an die Grazie und Leichtigkeit, an die lieblichen Melodien erinnern, mit denen Irland das dickblütige England inficirt hat, an Th. Moore's süße Lieder, in denen die „schlanke Melodie," um mit Platen in einem seiner schönsten Ghaselen zu reden, den Leib der Verse umfließt, an Swift's Humor, an die Krieger, die Helden, die Staatsmänner endlich, die England aus Irland gekommen sind. Zur Zeit des lezten Whigministeriums wurde England faktisch von Irland regiert, und auch in der Presse sind viele Irländer angestellt. Der Manager der „Times," Mr. Mowbray Morris, auch einer der Beherrscher Englands, ist Irländer und Katholik.

Doch ich schweife von meinem Gegenstand ab; in ländlicher Muße ergeht sich eben die Phantasie freier. Ich hätte mich beinahe von unsern irischen Feldarbeitern in eine Abhandlung über das Verhältniß Englands zu Irland verloren.

Es ist gar nicht geheuer im Lande, wenn diese irischen Arbeiter es heimsuchen. Die einsam, im Versteck schattiger Waldbäume liegenden Cottages empfangen zuweilen ihre nächtlichen, verwegenen Besuche, und sogar der Pony im Stalle soll, wie mich mein Freund versicherte, vor ihren Griffen nicht sicher seyn. Ich ließ mir indessen meine Träume durch das Bild der gurgelabschneiderisch aussehenden Paddy's mit ihren Freischärlerhüten, wie wir sie im Felde unter einer breitästigen Buche mit ihren zerlumpten Kindern und zigeunerartig aussehenden Weibern Mittagsruhe halten sahen, keineswegs stören.

Aber auch die Freude an den wahrhaft schönen, gemüthlichen, liebenswürdigen Seiten des englischen Landlebens will ich mir durch den Hinblick auf das sociale Nachtstück, in welchem jene irischen Arbeiter die Hauptfiguren bilden, nicht verderben lassen. Zunächst möchte ich des patriarchalischen und doch feinen Verhältnisses gedenken, in welchem Herrschaft und Dienstboten zu einander stehen. Auch Eliza Cook hat neulich in ihrem kleinen Wochenjournal, aber, wie es uns scheint, in einer für die heimischen Verhältnisse allzu ungünstigen Weise dieses Kapitel besprochen. Vielleicht hat die verehrte Schriftstellerin ihre Anschauung der Sache vorzugsweise vom englischen Städteleben abstrahirt. Auf dem Lande stellt sich das Verhältniß ungleich günstiger dar. Der wohlhabende Landbesitzer, nicht so sehr wie der Städter durch eine argusäugige Polizei geschüzt, oft einsam wohnend, muß schon aus wohlverstandenem Interesse seine Dienstboten, seine Handwerker und Dorfgenossen besser behandeln, sich in ein freundlicheres Verhältniß zu ihnen zu setzen suchen, sie wie der Römer seine Sklaven, aber nicht bloß nominell, zur Familie zählen. Sie sind, wenn er solches thut, die beste Schutzwehr für ihn, im gegentheiligen Fall können sie sein Leben sehr unsicher machen.

Die Dienstboten auf dem Lande, besonders die weiblichen, die, wie auch in London, in ihrer schmucken, saubern Kleidung und weißen Häubchen sich allerliebst ausnehmen, erhalten so ziemlich von allen Gerichten, von denen die Herrschaft ißt. Man behandelt sie freundlich und mit jenem würdevollen Anstand, der den Engländer ja überhaupt, einige Steifheit und gesellschaftliche Pruderie abgerechnet, vortheilhaft auszeichnet.

Meine sonstigen vortheilhaften Eindrücke vom englischen Landleben knüpfen sich an drei so heterogene Dinge, als da sind: ein cricket-match, ein Piano und eine blühende Bohnenlaube.

Sie erinnern sich vielleicht aus Falckmanns stylistischen Uebungsbüchern (Pardon für die Schulreminiscenz!) der Aufgabe, deren glückliche Lösung uns in unsern Knabenjahren oft als ein Meisterstück der Genialität erschien, der Aufgabe, aus einer beliebig gegebenen Anzahl bunt zusammengewürfelter Wörter eine leidliche Erzählung oder wenigstens etwas, was nicht baarer Unsinn ist, zusammenzustoppeln. Der arme Junge zerbricht sich den Kopf und zerkaut zehn Federn über dem task; das macht, er weiß noch nichts, noch gar nichts von der ironischen Willkür des Lebens, welche das Widersprechendste, gebrochene Herzen und gesprungene Saiten, und lustige Ballspiele, und fashionable Bälle an einer langen und oft so langweiligen Schnur zusammenfädelt; er, der glücklich Unglückliche, hat noch keine Schicksale und also auch noch keinen Styl und keinen Schick. Ihr Berichterstatter dagegen hat, wie Sie wissen, böse Schicksale und folglich einen erträglichen Styl, und die Leser werden deßhalb schwerlich den Argwohn gegen ihn schöpfen, daß er eine verlorene Aufgabe aus Falckmann nachholen, oder ein journalistisches Taschenspielerkunststück aufführen wolle, wenn er die drei oben angegebenen Wörter zu etwas Vernünftigem zusammenzureimen sich anschickt. Aber die Lösung muß er sich auf einen nächsten Brief ersparen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die Heirath des Kaisers.

Das Hauptmoment in den Ephemeriden des abgelaufenen Monats war für das spektakelsüchtige und spektakeltüchtige Paris die Heirath des Kaisers. Ich spreche hier nicht von den Dilettanten der Politik, welche die dunkeln Gänge der Staatsgeheimnisse auszukundschaften sich zur Aufgabe gestellt haben; ich überlasse ihnen, ohne mich in die Versuche ihres Scharfsinns einzumischen, die Erörterung der wichtigen Fragen, welche Beweggründe den Kaiser zum Eingehen einer so bürgerlichen Heirath wohl vermocht haben und welches die Folgen derselben für die Verhältnisse Europas seyn dürften. Ich halte es hier mit der harmlosen und schaulustigen Masse, deren Neugierde bei den Männern nicht über die Farbe der Pferde des Hochzeitwagens und die ihn begleitende Reitergattung hinaus geht, bei den Frauen vor allem auf dem Brautschmucke und bräutlichen Anzuge der unverhofften und nach allen Zeugnissen durch eine einnehmende und regelmäßige, doch mehr englische als spanische Gesichtsbildung ausgezeichneten Kaiserin verweilt. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß bei dem schönen Geschlecht in Folge dieser großen Begebenheit keine andern Regungen wach geworden seyen; recht gern glaube ich, was mir von der Bitterkeit, die in manchem Herzen durch die Bevorzugung der schönen Spanierin entstanden sey, berichtet wurde. Es kann, dünkt mich, ganz wohl seyn, daß mehr als Eine von der Ueberlegenheit ihrer Reize durchdrungene Schöne bei der Nachricht, daß der Kaiser ein Privatfräulein ehliche, von Entrüstung ergriffen wurde und sich sagte: „Bin ich nicht auch so schön wie diese Montijo? und so viel man auch von ihren Ahnen erzählen mag, eine Prinzessin ist sie am Ende doch nicht; und auch ich habe mit Louis Napoleon getanzt." Wenn Mlle. Rachel als Roxane die Worte spricht:

> — Auf Roxelane warf
> Der stolze Sultan Soliman sein Aug',
> Und theilte seinem hohen Sinn zum Trotz
> Mit ihr sein Lager und mit ihr den Thron.
> Und hatte sie ein andres Recht darauf,
> Ein andres Recht die Kaiserin zu seyn,
> Als etwas Reiz und viele Ränke? —

wenn Mlle. Rachel diese Worte spricht, und sie mit jenem Ausdruck des Zorns und des Hohns, in der sie Meisterin ist, hinwirft, so mag wohl in mehr als Einer Ecke des Saals ein leises Echo in verschlossener Brust denselben antworten, und manches schöne, sonst ruhige Gesicht durch eine Zuckung bittern Einverständnisses bewegt werden. Einen solchen Eindruck, eine solche Stimmung hat aber die Heirath des Kaisers mit einer Nichtprinzessin doch wohl nur ausnahmsweise hervorgebracht, und die meisten Pariserinnen haben ohne Zweifel sich von der glücklichen Spanierin nicht mit Gefühlen der Eifersucht oder Mißgunst, sondern mit der in solchen Fällen dem ganzen Geschlecht eigenen leidenschaftlichen Aufmerksamkeit auf den geringsten Zubehör ihres Anzugs, auf die Kleinodien ihres Schmucks, kurz auf alle Elemente ihrer festlichen Erscheinung unterhalten. Das Gerücht hatte sich verbreitet, die kaiserliche Braut werde kein golddurchwirktes Kleid, wie man erwartet hatte, sondern ein weißes Sammtgewand mit einem Spitzenüberwurf aus Alençon bei der Trauung anhaben, was einerseits den Geschmack der Strenge und Einfachheit liebenden Damen befriedigte, andererseits dem Patriotismus wohl that, der in der Bevorzugung einer französischen Fabrik sich geehrt sehen mußte. Es scheint aber, daß die Fabrik von Alençon keinen Ueberwurf besaß, welcher der hohen Gestalt der Kaiserin Eugenie wäre angemessen befunden worden, und da zur Verfertigung eines Ueberwurfs von der erforderlichen Länge nicht mehr Zeit genug übrig war, so mußte, wird versichert, dem allerhöchsten Wunsch zuwider, das Benöthigte aus England verschrieben werden. Andererseits nehmen puritanische Toilettenrichterinnen Anstoß an den fliegenden Schößen, die mit Diamanten besezt das Kleid der neuen Monarchin umfingen, und es wurde bemerkt, eine solche zwar anmuthige, aber etwas leichte Mode sey für eine so ernste Handlung wie die Heirath einer Landesmutter nicht geeignet. Die böswilligen Reden über die bisherigen Beziehungen der Señora, die im Publikum dienstfertige Zungen und geneigte Ohren fanden, erhielten, hieß es, durch ein so flottes, fast laxes Putzstück einen fatalen Anschein von Bestätigung. Die Orangenblüthe, deren sanfter Glanz in der üppigen röthlichen, den Malern Venedigs und der Niederlande so werthen Haarfülle mit Diamanten- und Saphirgefunkel sich vermischte, und die in Frankreich dieselbe Bedeutung hat, wie die Myrte in Deutschland, werde durch einen so weltlichen Zusatz zu dem sonst majestätisch würdigen Hochzeitgewand gleichsam Lügen gestraft, und nehme sich wie ein Operntriller in einem Requiem oder Sanctus aus.

Die Ausschmückung des alten gothischen Doms, in dem das erhabene Paar getraut wurde, bot eine ähnliche Dissonanz dar, wie die im Anzuge der Kaiserin bemerkte. Die beiden Architekten, denen die Herrichtung der Metropolitankirche von Paris für die Ceremonie übertragen worden, haben beide mit ausschließlicher Vorliebe ihr ganzes Leben dem Studium und der Erneuerung der mittelalterlich christlichen Baukunst gewidmet und nacheinander die Wiederherstellung des Gotteshauses geleitet, das sie jezt für das siebente der heiligen Sakramente und für ein kaiserliches Brautpaar auszustaffiren beauftragt waren, geleitet. Auch hatten sich die Herrn Violet le Duc und

Lassus anerkennenswerthe Mühe gegeben, eine Dekoration, die dem ehrwürdigen Alterthum dieser grauen Mauern nicht zu widersinnig entgegenliefe, auszusinnen. Die französischen Könige in möglichst reckenhaftem Aufzug, die Verschwendung von Wappen und Fahnen, die Reiterstatuen Karls des Großen und Napoleons aus Goldpapier, die gelben Vorhänge, die Masse von grünen, mannigfach zugeschnittenen Lappen, alles war möglichst getreu im Styl der Zeit gehalten, aus der das Gebäude stammt, aber zu etwas mehr als einer gutgemeinten, ungenügenden Vereinbarung sich abstoßender Elemente, zu voller Verschmelzung, zu gänzlicher Beseitigung des Mißklangs haben die verdienstvollen Männer es nicht gebracht. Vielleicht wenn man die Forderungen des Herkommens und die Gebote der hierarchischen Ordnung dem Streben, etwas künstlerisch Vollendetes zu erzielen, geopfert hätte, würde die Wahl der Magdalenenkirche eine wahrhaft harmonische Ausschmückung erlaubt haben. Dieser Tempel, der von den Göttern Griechenlands dem alleinigen Gott erbaut scheint, bot alle Elemente festlicher Heiterkeit dar, und die korinthischen Säulen namentlich, die man durchschreitet, um in ihn einzutreten, hätten, das gibt jedermann zu, von Guirlanden umwoben, höchst vortheilhaft sich ausgenommen. Allein höhere Rücksichten gestatteten solche Phantasien nicht und außerdem steht das Mittelalter in Gnade, was von Griechenland kommt und an Griechenland erinnert, ist dagegen übel angeschrieben. — Wenn aber die Dekoration der Außenseite vielfach beanstandet wurde, so ist dagegen nur Eine Stimme des Lobes und des Erstaunens über die blendende Pracht, die im Innern der Kirche entfaltet wurde. Wo man nur hinblickte, Gold und Sammt in allen Farben, unter denen Carmosin und Himmelblau vor allem stolz erglänzten; die hohen Mauern des ungeheuern Schiffs verschwanden unter einem Gewimmel von Malereien, von Bildhauerwerken, deren Pappdeckel Erz und Stein so gut als möglich spielte, unter Teppichen und Blumen. An den Wölbungen angebracht, herabhängend von den Geländern, unter den Spitzbogen schwebend, kreuzen eine Menge von Schildern, von Oriflammen, von Fahnen, von Bannern ihre Farben und ihre Wahlsprüche. Dieß alles denke man sich eingetaucht in ein Lichtmeer von zahllosen Kerzen, belebt von einer festlich gekleideten Menschenmenge, durchwirkt gleichsam von den schimmernden Uniformen eines zahlreichen Civil- und Militärstabs, gehoben durch die großartige Scenerie eines der Feier angepaßten Gottesdienstes, durch die Schwenkungen eines Heers von Geistlichen und die Anwesenheit eines ganzen Concils von Prälaten in hohenpriesterlichen Gewändern, durchrauscht endlich von den Klängen einer gigantischen Orgel und durchgossen von der Tonmasse eines Orchesters von vierhundert Instrumenten, und man erhält vielleicht einen annähernden Begriff von der Gesammtwirkung des Hochamtes, das zur priesterlichen Einsegnung der kaiserlichen Ehe stattfand. Indeß blühten nicht lauter Rosen in diesem Paradies, und manche der hohen Damen, die der Feier beiwohnten, wurde durch die Uebelstände einer so kolossalen Beleuchtung, Hitze und Rauch, belästigt. Dennoch hätten wohl hunderte und tausende von minder begünstigten Schönen diese Unbequemlichkeiten freudig ausgestanden, wenn sie nur eine winzige Ecke im weiten gothischen Schiff hätten erhalten können. Allein so groß Notredame ist, Paris ist doch noch größer, und so voll die Kirche seyn mochte, faßte sie doch kaum den zwölften Theil des Volks, das herbeigeströmt war, das Schauspiel zu genießen. Die Seineufer wogten von Menschen; aus allen Ständen bestand das Gedränge, doch waren weit weniger Honoratioren als Proletarier auf den Beinen, und seit den Februartagen erinnere ich mich nicht so viel Exemplare zerlumpten Pöbels gesehen zu haben. Sie weideten sich dießmal an dem Pomp, den sie sonst beneiden; er ward ja entfaltet zu Ehren des Kaisers ihrer Wahl, zu Ehren des Mannes, in dem die Revolution, ihr Werk, ihre Pein, aber auch ihr Trost, Fleisch und Blut geworden. Sie freuten sich unterdessen auch am Aufwande militärischer Kräfte, und die Chimären ihres Nationalstolzes sogen aus diesem Anblick die reichste Nahrung. Sie lieben vor allem die Cuirassiere und Carabiniere, die geharnischten Reiter, vor deren Wucht, wie sie sich einbilden, kein preußisches oder russisches Carré, und wäre es noch so stark und gut geschlossen, Stand zu halten vermöchte. Was massenhaft und herkulisch in die Augen fällt, das gefällt ihnen am besten, sie haben darin einen wesentlich barbarischen Geschmack und Louis Napoleon scheint, wenn ihn nicht zu theilen, doch ihm zu schmeicheln. Er umgibt sich am häufigsten mit einer Ehrenbegleitung von den erwähnten schweren Reitern, und die Husaren, die unter der Julìregierung bei allen fürstlichen Festivitäten die Hauptrolle spielten, scheinen jezt mehr oder weniger zurückgesezt. Auch die reitende Municipalgarde, eine gleichfalls stattliche Truppe, hoch gewachsen und hoch zu Roß, ein Muster von Kraft und Zucht, die in den Februartagen vom Volke so leidenschaftlich verfolgt und so schnöd mißhandelt wurde, ist jezt selbst bei denen, die ihr vor wenigen Jahren noch gram gewesen, nicht unbeliebt. Sie hat durch die Herkunft der meisten ihrer Mitglieder in dem untern Volk bedeutende Verzweigungen und leistet ihren Standesgenossen zuweilen wesentliche Dienste, hilft ihnen aus drängendem, zumal polizeilichem Ungemach heraus, beschüzt sie gegen politische Verdächtigungen, bringt sie in der Noth, wenn auch noch so bescheiden, irgendwo unter, verschafft Verwandten und Bekannten bei festlichen Gelegenheiten vortheilhafte Plätze und hat auch bei der Heirath des Kaisers auf ähnliche Weise sich Dank erworben. Männer und Weiber aus der dem Proletariat benachbarten Bürgerklasse fanden durch die freundliche Bemühung ihnen bekannter Municipaux, um die allerhöchsten Herrschaften ganz in der Nähe zu betrachten, Plätze, um die sie wahrscheinlich von reichen und vornehmen, aber nicht begünstigten Liebhabern solcher Herrlichkeiten beneidet worden wären. Sie konnten aus seinem kaiserlichen, von acht kaiserlich geschirrten Pferden gravitätisch gezogenen Wagen den Kaiser steigen und dann die bleiche Kaiserin, die ihm folgte, ihm in die Arme fallen sehen, was natürlich unter den Umstehenden eine allgemeine Rührung hervorbrachte, aber troz Ehrfurcht und Ergebenheit den Pariser Volkswitz nicht von der kecken Frage abhielt: „Nun, wenn er doch alles macht wie sein Onkel, wann wird denn die Scheidung seyn?“ (Puisqu'il fait tout comme son oncle, à quand le divorce?)

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Sociale und politische Zustände. — Ira Aldridge.

Das Berliner Gesellschaftsleben ist in diesem Winter, troz aller politischen Abspannung, ein sehr bewegtes. Ein Ball folgt dem andern in aristokratischen wie in bürgerlichen Kreisen, in Privatcirkeln wie in öffentlichen Lokalen, namentlich aber war die Lust, sich nach dem Takte zu drehen und zu schwenken, seit langer Zeit in geschlossenen Gesellschaften nicht so lebhaft angeregt. Obenan steht der königliche Hof, welcher nur während der Carnevalszeit auf dem Schlosse zu Berlin, sonst in Charlottenburg oder Potsdam residirt. In den prächtigen Sälen des Berliner Schlosses hat bereits eine Reihe glänzender Concerte und Bälle stattgefunden, eben so in den Hotels der Minister, bei den fremden Gesandten, vorzugsweise den kaiserlichen der beiden großen N, Nikolaus und Napoleon, bei dem Intendanten der Hofmusik Grafen Redern u. s. w. Dann folgen die höheren Beamten, die reichen Bankiers und Kaufleute, die Bürgerfamilien und die Kinderbälle. Alles walzt, alles hüpft die Polka, springt Mazurka, alles ist in Bewegung, wenn auch weniger mit dem Kopfe als mit den Füßen. Gott erhalte uns diese lezteren Glieder unsers Körpers gesund, damit wir durch anhaltende Thätigkeit derselben unserem Magen seine gute Laune bewahren, denn es scheint mir, als werde noch manches Jahr uns in die Versuchung führen, hypochondrisch zu werden. Wir Angehörige des protestantischen Staats par excellence wissen ja gar nicht, ob wir uns mit dem Gleichmuthe philosophischer Weltanschauung werden gehörig waffnen können. Zum ersten male erhebt eine nicht wenig zahlreiche katholische Partei in der zweiten Kammer ihr Haupt und trägt die Verschiedenheit religiöser Ueberzeugungen mit herüber in die Politik. Gleichzeitig wagt es das Organ der äußersten Rechten, die Neue Preußische Zeitung, in einer Polemii gegen die Humanitätsprincipien Friedrichs des Großen rundweg auszusprechen, es wäre besser, daß der preußische Staat katholisch wäre, als confessionslos. Solchen Predigern gegenüber haben wir nur Einen, aber einen sehr gewichtigen Trost, und dieser wurzelt in dem Ernste deutscher Bildung. So lange die deutsche Jugend nicht verlernt, für Schiller zu schwärmen, für Goethe zu erglühen, Lessing zu bewundern, so lange diese drei dastehen als die Säulen unserer Kultur, so lange die Kenntniß ihrer Schriften jedem gebildeten Menschen unerläßlich bleibt, so lange wird die Grundlage, auf der sich Preußens Größe aufgebaut, nicht erschüttert werden. Und wenn auch eine augenblickliche Macht Vieles aus dem Geleise zu rücken, Vieles zu verdunkeln vermag, was den Stolz unserer Geschichte ausmacht, die nüchterne Klarheit des norddeutschen Charakters soll sie uns auf die Dauer nicht umnebeln.

Im Theater war das einzige Bemerkenswerthe das Gastspiel des Afrikaners Ira Aldridge, und auch dieses, nach meiner Ansicht, weniger ästhetisch als kulturgeschichtlich interessant. In lezterer Beziehung darf man jedoch nicht glauben, daß etwa ein Wunder der Kultur vor uns steht. Ira Aldridge ist erstens kein reiner Neger, sondern eine Art von Mestizen; sein Vater war englischer Missionär, er selber von Kindheit auf englischer Bildung theilhaftig und sehr jung schon eifriger Besucher englischer Theater. Ein bedeutendes schauspielerisches Talent, das ihm gewiß niemand absprechen wird, führte ihn zur Bühne, und die Art seines Spiels ist durchaus die englisch nationale, nur zum Theil in ihrer ohnedieß fast schrankenlosen Hingabe an den starken Effekt durch das Blut des Afrikaners noch gesteigert. Seine Darstellungen (Othello und Macbeth) riefen hier die widersprechendsten Urtheile hervor. Die eine Ansicht erhob sich zu enthusiastischem Ausdruck und ging so weit, Ira Aldridge für einen allseitig so vollendeten Künstler zu erklären, wie ihn Deutschland gar nicht besitze. Dergleichen Lobpreisungen einer Erscheinung des Auslandes bringt eben nur der Deutsche so schnell zu Stande. Die andere Ansicht verwarf ganz die Richtung des Gastes und nannte sie eine durchaus verderbliche für die Kunst. Eine dritte zwischen beiden Extremen machte sich natürlich ebenfalls geltend, war aber minder zahlreich vertreten. Die erste, enthusiastische, hängt wesentlich zusammen mit der Auslandssucht und mit der Mode. Beschäftigung mit englischer Sprache und englischer Literatur gehört jezt bei uns zu den Liebhabereien. Dazu kommt dann noch der Heiligenschein, welchen unsere jüngere Literatur in manchen ihrer Richtungen um das Häßliche zu legen sich bemüht und der das Urtheil irre führt, ihm den gesunden Blick benimmt. Und Ira Aldridge streift mit seinen Darstellungen sehr stark in das Gebiet des Häßlichen hinüber. Man muß ihn indessen in der Eigenthümlichkeit seiner Natur und seiner Bildung begreifen. Jene hat sich, bei aller Einwirkung der Civilisation, einen Kern von Wildheit erhalten, diese ist durchaus englisch. Ira Aldridge spricht den Shakespeare'schen Vers mit offenbarem Gefühl für dessen Schönheiten, aber mit einer Ausprägung dieses Gefühls und zugleich mit solchen Pausen des Effekts, daß man, wollte ein deutscher Schauspieler so sprechen, ihm sicher den Vorwurf pathetischer Deklamation machen würde. Indem nun aber das deutsche Publikum einer fremden Sprache zu folgen hat, hält es die durch langsames Tragen der Worte und gedehnte Pausen vermehrte Deutlichkeit leicht für eine ästhetische Schönheit. In der Art und dem Grade des Gefühlsausdrucks zeigte Ira Aldridge als Othello einen auffallenden Contrast von

weicher Empfindsamkeit, welche die Thränen schnell bei der Hand hat, und von entfesselter, fast thierischer Wildheit in wüthender Leidenschaft. Auch dieser Contrast scheint einerseits ein Rest der afrikanischen Natur, andererseits ein Ergebniß der auf gegensätzliche Wirkungen ausgehenden englischen Darstellungsweise. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ein deutscher Schauspieler, der so widerlich gurgelnde, grunzende, kreischende Töne wie dieser Afrikaner auf der Bühne hervorbringen wollte, einen Ausbruch des entschiedensten Mißfallens zu gewärtigen hätte. An dem Afrikaner findet man natürliche Gluth, wo man dem deutschen Künstler arge Unschönheit vorwerfen würde. Aber solche Wildheit ist auch bei jenem nur theilweise naiv, sie ist sehr berechnet, sehr in die herkömmlichen Formen englischer Spielweise geschnürt. Und nun fragen wir: Ist Othello ein Neger? Ira Aldridge gibt ihm jene thränenreiche Sentimentalität des Gefühls, welche in Onkel Tom's Hütte uns begegnet, jene thierische Wildheit, welche den Schwarzen in der Sklavenjacke charakterisirt, sobald seine Leidenschaft ausbricht. Das paßt wahrlich nicht zu dem Helden Othello. Das streitbare Volk, dem er angehörte, war kein Theil der Negerrace, es war das maurische Volk, welches damals durch seine Kriegsthaten die Welt erfüllte, und sein Zorn, seine Wuth erwächst nicht aus sinnlicher Leidenschaft, sondern aus Stolz und Ehre. So wie er handelt, konnte er als Spanier handeln, so gut wie als Maure. Ira Aldridge gab ein Bild wilder afrikanischer Leidenschaft mit den Zügen naturgetreuer Nachahmung, aber nicht den Shakespeareschen Othello. Tiefer noch, als Kunstwerk nämlich, stand sein Macbeth, in welchem er alle Künste englischer Effektspieler mit großer Fertigkeit anbrachte, ohne die gewaltige Poesie des Charakters zu erfassen. Die Scene, welche dem Morde vorausgeht, und das Gefecht vor dem Tode Macbeths waren die Gipfelpunkte äußerlicher Bravour. Jene spielte Ira Aldridge folgendermaßen. Nachdem der Entschluß gefaßt, begann er mit geducktem Oberkörper, wie ein Tiger, der auf seine Beute losgeht, nach der Thür des Nebenzimmers, in welchem Duncan schläft, zu schleichen. Kaum ist er an der Schwelle angekommen, als ein mächtiger Donnerschlag ihn an das andere Ende der Bühne zurückwirft, und jenes Katzenspiel von neuem beginnt. Ira Aldridge besitzt eine wunderbar bewegliche Mimik, und diese hier glänzen zu lassen, war sein Bestreben. Und glauben Sie wohl, daß solche Kunststücke hier lebhaft beklatscht wurden? Der Gast mag ganz naturgetreu kopirt haben, wie ein Afrikaner geduckten Körpers daherschleicht, um irgend ein wildes Thier abzufangen, aber so schreitet kein Macbeth zum Königsmord. Es blieb keine Spur mehr von der Großheit des ehrgeizigen und durch den Ehrgeiz verbrecherischen Helden. Sodann der Kampf mit Macduff. Ira Aldridge zeigte fünf Minuten lang auf der Bühne seine Fechterkünste. Er focht ausgezeichnet, das ist wahr, und sehr geschickt zeigte er die beginnende und fortschreitende Ermattung des Kämpfers bis zur völligen Erschöpfung, die dann den Tod durch Macduffs Schwert zur Folge hat. Aber auch dieses Manöver war ein Kunststück und für den poetischen Eindruck der Tragödie durchaus verderblich. Der Zuschauer fängt an sich zu freuen an der Fertigkeit des Fechters und der äußerlichen Geschicklichkeit des Mimikers. Wie ungleich gewaltiger, dämonischer wird die Wirkung, wenn wir beide Helden zum Kampfe eilen sehen, dieser selbst hinter der Scene stattfindet, und endlich Macduff erschöpft auftritt, Macbeths Tod zu verkündigen! Uebrigens ist das Gefecht auf der Bühne in England Tradition und Ira Aldridge hat dabei auch nur brittische Tragödienspieler nachgeahmt. Daß er sich zur Umgebung nichts als talentlose, nüchterne Käuze ausgesucht hatte, diente zwar seinem unläugbar naturkräftigen Talente zur Folie, war aber für den Zuschauer eine Pönitenz, die nur der auslandssüchtige Deutsche geduldig zu ertragen im Stande ist. Ich lobe mir dagegen die Art, wie die Meister der deutschen Schauspielkunst den großen Britten aufgefaßt haben. Der Umstand, daß unser Schauspiel sich im sichtbaren Verfall befindet und alles gethan wird, es immer tiefer herabzuwürdigen, trägt die wesentlichste Schuld an der Urtheilslosigkeit und dem Ungeschmack unseres Theaterpublikums.

△ **Berlin**, Februar.

Stadtgeschichten. — Der Polizeimann als Bauerbursche. — Vorlesungen. — Ira Aldridge. — Städtisches.

Wenn Ihre Leser Korrespondenzgeschichten aus Berlin in ein Buch zusammengetragen lesen wollen, empfehle ich ihnen Max Rings Stadtgeschichten. Es sind sogar viele kleine Bücher, denen wahrscheinlich noch mehr folgen werden. Zwar steht darauf der Druckort Leipzig, auch eine dortige Verlagshandlung, und der Titel spricht nur von Stadtgeschichten im Allgemeinen; Sie können sich aber darauf verlassen, daß Sie sich in der pikantesten Gesellschaft unserer Hauptstadt befinden und daß Sie auf die interessantesten Persönlichkeiten, die seit zehn und noch mehr Jahren dumme, ausgelassene und kluge Streiche gemacht und noch machen, stoßen. Man glaubt, man lebe so alltäglich hin, und wenn man diese Chronique scandaleuse von Jahrzehnten zusammengetragen sieht, ist man erstaunt, was neben und unter uns geschehen ist, und wir haben es kaum bemerkt. Das bischen darum gewickelte Poesie thut der Wirklichkeit keinen Eintrag, und gerade weil sie in einem etwas hausbackenen Kleide sich präsentirt, wird sie desto mehr Leser finden, auch solche, die dabei sich kreuzigend rufen werden: Gott sey Dank, daß ich nicht damit gemeint bin und bei der und der Geschichte nicht betheiligt war! Auch Sternberg hat, was ich Ihnen wohl schon gelegentlich

gemeldet, ein derartiges Chronicon der jüngsten Gegenwart geliefert, indem er den Berliner Carneval, ehe er erschienen, poetische Spießruthen laufen ließ. Es sind nicht so gräßliche, zerschmetternde Schläge, als die 9000 Stockschläge, an denen der Lithauische Rinaldo Rinaldini, Krotinus, unter convulsivischem Angstgebrüll seinen Geist aufgegeben hat; spitz und empfindlich sind sie indeß für viele, und darunter für solche, die sich dessen am allerwenigsten gewärtig waren.

Keine Politik und keine Ideen mehr, um davon zu zehren, die Wissenschaft bestimmt zur Dienerschaft, und Kunst und Literatur im vegetirenden Zustande, weil sie ohne Begeisterung nicht leben können — wovon soll da die Conversation in einer großen Stadt ihre Nahrung ziehen? Worauf man sie anweisen möchte, darauf will sie nicht anbeißen. So sieht sie sich von selbst auf Klatschgeschichten angewiesen. Wären wir schon ganz wieder in der guten alten Zeit, so müßten wir unser Vergnügen darin finden, über die Polizei gelegentlich zu lächeln. Aber noch macht sie ein so furchtbar abschreckendes Gesicht, daß dem guten Bürger der Residenz bei allem guten Willen die Lust dazu vergeht. Letzthin haben sie aber doch gelacht, und damit ist die Brücke zu meiner Klatschgeschichte gebaut.

Es gibt hier einzelne Kellerschenken, wo die sogenannten Bauernfänger ihr Wesen treiben. Das heißt, ehrlich aussehende Bursche machen sich an ehrliche Landleute, denen ihr Fremdseyn an der Stirn geschrieben steht. Sie werden ihre gefälligen, uneigennützigen Führer, traktiren auch zuweilen aus reiner Humanität die Fremden und gerathen endlich mit ihnen in die Spelunken, wo dann dieselben auf mannigfache schlauere oder gröbere Weise ausgezogen werden, in der Regel in Trunk und Spiel. Helfershelfer sind dabei allzeit zur Hand. Die Sache ist so bekannt, daß es der Schilderung aller der angewandten Künste nicht bedarf. Ein solcher Keller in einer unserer Hauptstraßen war längst bei der Polizei deßhalb renommiet, aber aller angewandten Mühe ungeachtet, war es noch nicht gelungen, die dort thätigen Künstler auf handhafter That zu ertappen. Sobald ein verdächtiges Gesicht eintrat, waren die ehrlichen Leute verschwunden, und der Unfug dauerte doch fort. Ein Polizeimann betrachtete die Sache endlich als eine Ehrensache. Er verwandelt sich in einen ehrlichen jungen, dummen Landmann; Rock, Stiefeln, Bart, Perrücke lassen vor dem Spiegel nichts zu wünschen übrig. So tappt er in den Keller, aber mit aller Vorsicht; ein Gehülfe, als Bäuerin angethan, eine Kräze auf dem Rücken, muß, auf ihn wartend, seine Last vor dem Kellerhalse absetzen, ein dritter bleibt als Flaneur vor dem Laden gaffend stehen; an den Ecken stehen noch andere, die auf einen Pfiff zur Hand sind; denn bei derartigen Entdeckungen mag man auf den heftigsten Widerstand gefaßt seyn. Im Keller wird auch in der That gespielt. Die Physiognomien locken den Polizeimann, er bittet um die Erlaubniß mitspielen zu dürfen, die ihm gern gewährt wird. Er hofft zu verlieren, aber er gewinnt, er hofft falsche Karten zu erhalten, aber es sind richtige, er hofft endlich auf hohes Spiel, aber die Leute sind die Solidität selbst, es handelt sich nur um Pfennige. Mißvergnügt wirft er endlich die Karten fort, und um sich in seinem Aerger zu zerstreuen, geht er in den Circus des Kunstreiter Renz als ehrlicher Bauerbursch. Bald aber wird es hinter ihm, um ihn laut. Ein rieselndes Gelächter, lachende Blicke, endlich ein lautes Auflachen und aller Blicke auf ihn gerichtet. Sähe er denn wirklich so über die Maßen dumm aus? Jemanden, der ihn gar zu dummdreist angafft, fährt er endlich, aus der Rolle fallend, an mit einem: „Herr, was unterstehen Sie sich?" — „Belieben Sie nur auf Ihrem Rücken zu lesen," ist die Antwort. — Auf seinem Rücken stand, deutlich mit Kreide geschrieben, sein Name und seine Charge. Se non e vero, e ben trovato. Mir ward es als eine wahre Anekdote erzählt.

Man glaubte, die wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie würden mit diesem Jahre ausgestorben seyn, weniger weil es an Leselustigen als an Hörbegierigen fehlt. Die auf die Signale der Zeit horchen, darunter auch manche Vorleser, siedelten über in die evangelischen Vorlesungen unter den Linden. Was bleibt da der übrigen Wissenschaft, die populär sprechen will? Indessen blieb ein Stamm der alten glänzenden Zuhörerschaft aus Pietät der Sache getreu, war aber an einem Sonnabend nicht wenig überrascht, als der Vorleser mit einer scharfen Philippica gegen die Gleichgültigkeit und Unaufmerksamkeit des Publikums bei den öffentlichen Vorlesungen begann. So etwas sich in's Gesicht sagen zu lassen, waren die zarten und eleganten Zuhörerinnen nicht gewohnt und blickten sich, als die verdammenden Strafworte fort und fort rollten, verwundert an, bis der Vorleser zur allgemeinen Heiterkeit mit den Worten einlenkte: „So klagte Plinius seiner Zeit, daß Römer und Römerinnen den Vorlesungen der Dichter, Philosophen und Historiker nicht mehr die alte Aufmerksamkeit schenkten." Mit Theilnahme folgte man der Erklärung, welche Bedeutung Vorlesungen im Alterthum gehabt, wo jeder vorlas, der heute drucken läßt. Die Römer fingen an auf Wissenschaft und schöne Kunst zu horchen, als es mit ihrer Freiheit und der Theilnahme am öffentlichen Leben aus war. Wie lange aber blieb diese so gepflegte Kunstblume ohne den lebendigen und natürlichen Boden des Volksbewußtseyns frisch! Wer könnte heute in Berlin an öffentliche Vorlesungen eines Fichte und Schleiermacher denken?

Unsere Gelehrten gehen lieber gleich nach dem Orient. Einer unserer Geographen, Geo- und Physiologen aus der in der Wissenschaft berühmten Roseschen Familie, der Veteran Wilhelm Rose, der sich bisher genügen ließ, die unerkletterten Schluchten der europäischen Alpen alljährlich zu durchforschen, war im vorigen Jahr in Syrien, um die Herrlichkeiten des Libanons, Antilibanons und der Kalifenstadt Damascus mit Augen zu sehen. Er hat wenig Trost wiedergebracht. So verblendet sind die Leute dort, trotz der glücklichen Autoritätsherrschaft, trotz des Alleinwillens ihres Sultans, und unter den von keinen philosophischen Ideen angegriffenen Satzungen aus der Patriarchenzeit, daß sie wünschen, Ali Pascha und Ibrahim Pascha hätten gesiegt und sie insgesammt zu Sklaven ihrer Reformationsideen gemacht. Ja sie begreifen noch heute nicht, was denn die europäischen Mächte bewogen habe und was es sie angegangen, daß sie den Fortschritten des Egypters sich widersetzt. Sie sind so gottlos dumm zu glauben, daß sie unter einer aufgeklärten und gesetzlichen Despotie glücklicher leben würden als unter einer patriarchalischen, die nichts ändert,

was ist, aber darin aufrichtiger ist als andere, daß sie auch nicht mit der Verheißung tröstet, es werde sich daraus von selbst das Bessere entwickeln. Es bleibt da alles beim Alten, und wenn die Hunde nicht wären, die den Abwurf fressen, so bliebe auch der Schmutz auf der Straße, denn niemand sorgt für die Reinlichkeit als höchstens das Wasser, das mit seinen tausend und tausend Fontainen durch die Stadt rieselt und sprudelt. Klagen dürfen die Syrier auch nicht, denn dann zeigt man nach Persien, wo es allerdings noch schlimmer aussieht. Ein solches System von obrigkeitlichem Betrug, Plündern, Köpfen, Schinden, Braten vor Augen, und ihr wollt noch über eure von Gott eingesetzte Obrigkeit klagen! Ach, aber auch die Herrlichkeiten der Kalifenherrschaft sind zur Rüste gegangen. Keine frommen Restauratoren richten die Trümmer der guten alten Zeit wieder auf. Ueber die Pracht und Herrlichkeit des Orients scheint unser Reisender mit der Ansicht des berühmten russischen Dichters zu stimmen, der sehr enttäuscht zurückkommend, meinte: die alte Auffassung komme wohl von den Kreuzfahrern her, die im Vergleich zu den rohen Bruchsteinmauern ihrer Burgen und ihren ungehobelten Eichenbänken und Tischen im Morgenland überall Prunk und Luxus gesehen. — Auch andere trostlose Bewohner fand er in der Kalifenstadt, die ungarischen Flüchtlinge, die, zum Theil in hohem Rang und militärischen Würden, sie erkauft haben mit der Abschwörung ihres Glaubens und doch Fremdlinge blieben. Alle erklärten ihm, wenn ihnen Gelegenheit gegeben wäre, gleich den andern nach Amerika zu gehen, so hätten sie alle Vortheile ihrer Stellung im fremden Orient gern hingeopfert für das dürftigste Leben in dem freien Lande jenseits des Weltmeers.

Ist es eine Anerkennung, die man der Freiheit der historischen Forschung macht, daß beim lezten Ordensfest der preußische Civilverdienstorden dem freisinnigsten englischen Historiker, daß er Macaulay verliehen ward?

Ueber die merkwürdigste Erscheinung in unserer Theawelt, den Mulatten Ira Aldridge, ist schon so viel geschrieben und berichtet worden, daß ich die Leser nicht noch einmal damit behelligen will, womit ich aber keineswegs sage, daß die, welche ihn noch nicht sahen, wenn sie Gelegenheit haben ihn zu sehen, es versäumen sollen. Seine Erscheinung, wie seine Schöpfung ist etwas so ungewöhnliches, daß sie schon darum in unserer Zeit, wo in der Tragik nichts über das Niveau des Gewöhnlichen sich erhebt, der Beachtung werth ist. Aber bei allem unserem Gefühl Widerstrebenden ist auch eine künstlerische Produktion sichtbar, die nur aus poetischem Gefühl und einer solchen Anschauung hervorgehen kann. Es ist zu bedauern, daß eine solche eigenthümlich construirte afrikanische Natur nur für einen so kleinen Kreis dramatischer Dichtungen ausreicht. Die Kritik ist mit dem Mohren hier scharf zu Gericht gegangen, gegen das Alltägliche ist sie mild. — Ob es nicht überhaupt Pflicht wäre, auf dem Felde der Tragödie, statt zurückzuschrecken, aufmunternd zu Werke zu gehen? Möchte doch sonst die eine der neun Musen am Ende ganz von der Bühne verschwinden. Die Zahl der zur Aufführung kommenden Trauerspiele verringert sich auf allen Theatern Deutschlands mit jedem Jahre; unter den gegebenen ist, seit wie lange! keine neue Tragödie. Die Sache erklärt sich allerdings sehr natürlich; wo die Zeitgeschichte so tragisch ist, wollen wir nicht denselben Stoff auch auf der Bühne sehen. Wenn auch die Historiker und Maler ihn nach wie vor, und vielleicht jezt mit mehr Vorliebe und Geschick, behandeln, so ist es nun einmal allgemeines Verlangen geworden: auf den Brettern nur Erheiterung! Ich tadle es nicht, was so natürlich ist; die Tragödie ist aber auch etwas von der Natur Geborenes, und will daher auch in der Kunst ihr Recht. Wird es ihr heut verweigert, so kommt nach dem natürlichen Circulationsgange eine Zeit, wo sie es übermäßig geltend machen wird. Welche historischen Stoffe bietet unsere nächste Vergangenheit und Gegenwart? Darüber ist keine Frage; wohl aber die: wie werden die Tragödiendichter der Zukunft sie auffassen? welche Geißel werden sie schwingen? Es kann ein furchtbares Gericht für uns über jene Bretter gehen. Wenn man im neuen Pitaval die verschiedenen Hochverrathsprozesse, z. B. gegen Ney u. a. zusammen nimmt, so findet man auch in den Einzelgeschichten fast schon von der Wirklichkeit zu Tragödien verarbeiteten Stoff. Aber was will das bedeuten gegen die großen National- und Königsdramen, die zu tragischen Intriguenstücken sich wie von selbst darstellen! — Wo sind die Grillparzer, Raupach, Auffenberg geblieben, die es sich zur Aufgabe sezten ganze Reihenfolgen von Tragödien zu liefern, weil — es damals Bedürfniß war! Man fand es ganz in der Ordnung. Heut weiß man kaum von einem oder dem andern Dichter, der noch den Versuch macht, eine neue Tragödie bei einem Theater anzubringen. Griepenkerls zwei Trauerspiele aus der französischen Revolution waren poetische Arbeiten, die doch wenigstens einer größeren Aufmerksamkeit werth waren, als man ihnen im Ganzen geschenkt hat. Weßhalb sie auf der Bühne nicht durchgedrungen sind, erklärt sich aus der allgemeinen Abneigung gegen die Gattung. Wir hören, daß der beliebte Vorleser, Palleske, ein Trauerspiel „Monmouth" gedichtet, welches viel Schönes enthalte, und wieder den alten helleren und heitereren Charakter der Tragödie anstrebe. Die es ihn hier vorlesen gehört, wünschten ihm das kaum zu gewärtigende Glück oder Unglück, daß die reale Bühne sich an die Darstellung desselben mache.

Der vorzeitige Frühling sprenkelt schon grüne Keime auch über unsere Gärten. Man will ihm aber so wenig trauen als dem Frieden, der, wie die Witterung, in unerhörter Geduld den Versuchungen und Ansätzen zum Umschlag Widerstand leistet. So untrügliche Zeichen als der wilde Jäger, der, wie die heutige Zeitung meldet, wieder durch die Rodenburg gesaust ist, haben wir hier zwar nicht, und ich zweifle, ob unser Publikum, troz aller Versuche, es gläubig zu machen, darauf seine Werthpapiere verkaufen würde. Die Börse hat noch Vertrauen, leider geht dieses Wetterglas aber immer nur bis morgen, übermorgen, höchstens bis zur Ultimoregulirung. Unsere Stadt regt ihre Flügel zu gewaltigem Schwunge; nicht etwa, daß sie als die größte Corporation im Staate eine Meinung zu haben sich erdreisten und dafür ihre Bärenstandarte aufpflanzen wollte; in der Beziehung fügt sie sich recht geduldig dem, was über sie verfügt wird, aber sie möchte in der Materie melioriren. Das große Wasserspeisungsgeschäft, wie Sie schon wissen, wird nun eine

Wahrheit, aber auf Risiko der Engländer. Die Mehrzahl glaubt noch heut, daß die Stadt darin ein patriotisches Geschäft gemacht, daß sie unpatriotisch die Spekulation an Ausländer überlassen hat. Aber immer ernsthafter wird an den Vorschlag angepocht, daß Berlin auch ein neues Rathhaus bedürfe. Das oder die bisherigen reichen für die gesteigerten Bedürfnisse nicht aus. Wenn man aber einmal baut, so regt sich das Ehrgefühl, daß man auch der großen Stadt würdig und zugleich für das vergrößerte Bedürfniß der Zukunft bauen müsse. Der Plan ist nun vortrefflich, schräg dem Schlosse gegenüber, an einem Kanal der Spree, ein ganzes, auf schwachen Füßen stehendes Quadrat von Häusern anzukaufen, und darauf das Rathhaus in einer Art zu erbauen, daß man sagen kann, Berlin habe im neunzehnten Jahrhundert wenigstens das zu Ehren seiner Magistratur gethan, was Nürnberg, Brüssel, Amsterdam, und so viele andere Städte schon im Mittelalter in noch ganz anderem Verhältniß zu ihrer damaligen Größe gethan haben. Wie gesagt, gegen den Plan ist nichts einzuwenden, auch würde das Gebäude in würdigem Sinne von unsern Baumeistern ausgeführt, eine neue Zierde Berlins werden und, indem man die Durchzüge und Uebergänge über die Spreekanäle bei der Gelegenheit verbreiterte, zum Comfort der Stadt beitragen. Deßgleichen läßt die Lage, dicht an der Grenze der alten, historischen Stadt, nichts zu wünschen — es ist nur Eines zu wünschen — Geld dazu. Im Moment, wo auch die Commune immer neue Steuern erdenken muß, um das ungeheure Armenbudget nur dürftig zu decken, wo man sogar zu der traurigen Auskunft greift, das fremde Bier besteuern zu wollen, während die Lebensmittel und Wohnungen zu einem für die Armuth kaum erschwinglichen Preise gesteigert sind, wo die Einkommensteuer schon so auf die Vermögenden einwirkt, daß die freiwilligen Armenbeiträge immer geringer werden, und wo die neue Grundsteuer vorzugsweise die Besitzer der Häuser in großen Städten auf eine kaum zu erschwingende Weise zu belasten droht — da kann allerdings die Kreirung einer Schuld von einer Million, um ein schönes Haus für den Magistrat zu erbauen, bedenklich scheinen. Aber die Nothwendigkeit muß über die Bedenklichkeit siegen, und da ist es denn immer besser etwas Ganzes als etwas Halbes zu thun. — In den meisten Häusern haben die Wirthe die Miethpreise gesteigert, weil wirklich für den Augenblick Mangel an Wohnungen ist; es wird indeß viel gebaut und es möchte im Ganzen mehr Spekulation als Rücksicht auf die drohende Grundsteuer seyn. Es gibt indeß auch viel Wirthe, die den Augenblick nicht benuzt haben. Die Lage der Wirthe ist übrigens auch keine beneidenswerthe, wo die Mehrzahl nur als Verwalter fremden Geldes erscheint, und auf einer Seite die Ansprüche der Miether an Comfort und Eleganz sich überaus gesteigert haben, während auf der andern die von der Polizei geforderten Verpflichtungen immer strenger eingetrieben werden. Gegen die Gesammtklasse der Wirthe wie gegen eine Wuchererssippschaft loszuziehen, und die Sache nur von der sentimentalen Seite zu betrachten, wie in einer hiesigen Zeitung geschehen, ist daher nicht gerechtfertigt. Es hat auch eine Opposition hervorgerufen.

Lübeck, Februar.

Das Schonenfahrercollegium.

Gerade gegenüber der schlecht gepflasterten Straße, welche den wunderlich klingenden Namen „Schüsselbuden" führt, bildet die Ecke von Mengstraße und Fünfhausen das jetzige Stadtpostamt. An dem Hause ist nichts zu bewundern. Es ist eben ein Haus wie andere mehr in Lübeck, d. h. nicht sehr breit, dafür aber desto tiefer, mit unermeßlich großer Flur oder Diele, im übrigen aber, was die innere Einrichtung betrifft, unzweckmäßig gebaut und nichts weniger als comfortabel. Eines nur am Aeußern dieses Gebäudes muß jedem beim ersten Anblick in die Augen fallen. Dieß ist das am Giebel befindliche Wappen, worauf man drei goldene Fische sieht. Diese Fische stellen Häringe vor und bezeichnen uns genanntes Haus als das ehemalige Collegium derjenigen kaufmännischen Compagnie, welche sich den Namen der Schonerfahrer beilegte.

Es ist durchaus nicht uninteressant, die Entstehung, das Emporwachsen und die Machtgewinnung zu verfolgen, welche den alten Hansen durch die Handelscollegien erwuchs, in welche sie sich theilten. Die Geschichte dieser verschiedenen Collegien ist eigentlich auch die Geschichte der politischen Bedeutung, die der Hansebund und in diesem sein Haupt Lübeck sich im Norden eroberte, zu einer Zeit, von der man wahrhaftig nicht behaupten kann, daß im übrigen Deutschland irgendwo vielversprechende Keime einer dereinstigen Einheit aufsproßten. Das Deutschland von damals war ganz so zerfezt und sah ganz so lumpig aus als Reich wie das Deutschland von heute. Um so mehr Achtung müssen uns die unternehmenden Kaufherrn jener längst vergessenen Jahrhunderte einflößen, daß ihrem festen Zusammenhalten, ihrer Energie, ihrer Consequenz es gelang, mitten im Jammer deutscher Uneinigkeit den Namen der Deutschen im Auslande zu hohen Ehren zu bringen.

Schonen, dieser südlichste Theil Schwedens, stand damals unter dänischer Herrschaft, wie denn überhaupt die Macht Dänemarks in jenen Jahrhunderten, ungeachtet der Kleinheit des Reichs, die aller andern nordischen Staaten weit überflügelte. Die lübischen Handelsherrn knüpften nun mit allen nordischen Machthabern ursprünglich nur wegen der ihnen daraus erwachsenden merkantilen Vortheile Verbindungen an, schlossen Verträge ab, gründeten Comptoirs u. s. w., aus denen sich im Laufe der Zeit Anhaltspuncte auch für größere handelspolitische Zwecke entwickelten. Das Land Schonen fesselte die Lübecker ganz besonders des reichen Häringfanges wegen, der an den schonischen Küsten getrieben ward. So gab der Häring, dieser an sich so unscheinbare Fisch, die erste Veranlassung zur Entstehung des Lübecker Schonenfahrercollegiums, das später, weil es durch den ungeheuren Betrieb des Häringshandels enorme Summen verdiente, zu Reichthum und Macht gelangte und lange Zeit hindurch in die Geschicke des Nordens mit gewaltiger Hand eingriff. Zum Zeichen, wie das Collegium entstanden, nahm es den Häring in sein Wappen auf und heftete es an den Giebel seines Hauses.

Bekanntlich gehört der Häring zu jenen merkwürdigen Fischen, die zu bestimmten Jahreszeiten in zahlloser Menge weite Wanderungen durch die Salzfluth des Meeres antreten. Werden sie nicht gestört, so halten diese Züge stets einen und denselben Weg ein; nur sehr auffallende Störungen, vielleicht auch eigenthümliche Strömungen des Meeres haben denselben bisweilen eine andere Richtung zu geben vermocht. — Nach den Berichten aller Chronisten, z. B. Helmolds, pflegte im eilften und zwölften Jahrhundert der Häring am zahlreichsten an den Küsten der Insel Rügen und den flachen Gestaden Pommerns zu erscheinen. Später änderte er sein Wanderziel, höchst wahrscheinlich in Folge zu heftiger Beunruhigung durch die Häringsfischer, die von allen Gestaden des baltischen Meeresbeckens mit ihren Barken in den rügen'schen Gewässern erschienen. Er wendete sich der schonenschen Landzunge zu und blieb nun dieser neuen Heimath treu bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, wo er andauernd die Küsten Hollands besuchte. Seitdem gelten bis auf den heutigen Tag die holländischen Vollhäringe für die delicatesten, während die schwedischen (von Schonen) an Ruf bedeutend verloren haben.

Es läßt sich leicht einsehen, daß der Handel mit einer Fischsorte, die in so unglaublichen Massen gefangen, verkauft und fast durch alle Länder Europas gekauft wird, dem Volke oder der Handelsgesellschaft, welche denselben am schwunghaftesten zu betreiben verstand, große Reichthümer eintragen, mithin auch großen Einfluß sichern mußte. — Die alten hansischen Kaufleute, jene Schonenfahrer, die dem Namen nach auch heute noch in Lübeck existiren, auf irgend welche merkantile Bedeutung jedoch durchaus keinen Anspruch mehr machen können, waren klug genug, bei Errichtung ihrer Comptoirs, wie schon früher in Novogrod, Bergen und andern Städten, jezt auch auf der Südspitze Schwedens mit Dänemark Verträge ganz eigenthümlicher Art abzuschließen. Diese Verträge hatten keinen andern Zweck, als ihrem Geschäftsbetrieb möglichst unbegrenzte Freiheit zu sichern, etwa entstehende Streitigkeiten selbst schlichten zu dürfen und, was jedenfalls die Hauptsache war, andere abzuhalten, ebenfalls Theil an dem reichen Gewinn des in Gang gebrachten Geschäfts zu nehmen.

Die Hansen, Lübeck an der Spitze, nahmen in Folge solcher Verträge ganze Städte Schonens in Besitz und erwarben sich außerdem noch das Recht, gewisse ziemlich ausgedehnte Plätze am Meeresstrande zum Behuf der Häringsfischerei abzugrenzen und in denselben ihre eigene, völlig unabhängige Gerichtsbarkeit auszuüben. Man

nannte solche Plätze „Vitten" und den Theil des schonenschen Landes, auf welchem sie sich befanden, das „Vittengebiet." In diesen Vitten trieben nun die Schonenfahrer den Häringsfang und Handel in's Große und hielten alle Nichtberechtigte mit eifersüchtigen Blicken davon ab. — Das Dänenvolk mochte wohl fühlen, daß es den unternehmenden deutschen Kaufleuten etwas gestattet habe, was später ihm selbst zu großem Nachtheile gereichen könne. Allein es war einmal geschehen und um so weniger eine Aenderung darin zu treffen, als die Schonenfahrer ungemein streng auf Befolgung des Wortlauts ihrer Verträge hielten und bei einem eintretenden Regierungswechsel in Dänemark nie unterließen, sich dieselben sogleich wieder bestätigen und erneuern zu lassen. Dennoch versuchten die Dänen, so oft sie konnten, die den Hansen auf Schonen verliehenen Privilegien zu umgeben, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu finden wollte. Besonders war es König Waldemar IV., der 1367 diese von ihm selbst anerkannten Verträge dadurch brach, daß er die Vitten der Deutschen mit neuen Abgaben belegte, ja sogar hanse'sche Schiffe im Sunde und den Belten plündern ließ. — Diese Gewaltthat, an einfachen Häringsfischern verübt, führte zu so ernsten Mißhelligkeiten, daß endlich nach vergeblichen Verhandlungen zwischen den Hansestädten und dem Reiche Dänemark ein wilder, blutiger Krieg ausbrach. Das Ende dieses Kriegs der verbundenen Städte gegen Dänemark war des letzteren vollständige Demüthigung. Der übermüthige Waldemar irrte während des Kriegs im Innern Deutschlands umher, ohne zu wissen, ob er je wieder an die Rückkehr in sein Reich werde denken können. Kopenhagen ward von den Hanseaten, diesen so gering geachteten Häringsfischern, erobert, das Schloß des Königs der Erde gleich gemacht, der Hafen mit Vorbedacht künstlich verstopft. Eben so erging es den dänischen Städten auf der Küste Schonens. Sie wurden sammt und sonders mit der Schärfe des Schwerts von den Hansen erobert, geplündert, und nachdem sie sich zu Herren des Landes gemacht, die Vitten in vergrößertem Maßstabe auf's neue daselbst angelegt. Das vollständig besiegte Dänemark mußte endlich um Frieden bitten und alle Bedingungen unterzeichnen, die ihm von dem Städtebund der Hansen dictirt wurden.

Heutigen Tags wissen nur Einzelne noch etwas von den Thaten jener längst verschollenen Jahrhunderte; diejenigen aber, welche sich um die Vergangenheit bekümmern, lassen mit eigenthümlichen Gefühlen ihre Blicke auf dem Wappenschilde des Schonenfahrercollegiums haften, das jetzt ein ziemlich verschollenes, gewiß aber ein völlig bedeutungsloses Haus seyn würde, hätte nicht die Post ihr Regiment darin aufgeschlagen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 9. 27. Februar 1853.

— Was bedeutet's, daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns schütteln mit Gedanken,
Die unsre Seele nicht erreichen kann?

Shakespeare.

Skizzen aus dem norddeutschen Leben.

(Schluß.)

Der Amtmann begann: „Als ich nach dem Tode meines Vaters die Wirthschaft hier übernahm, und selbst noch als ich meine Frau heimführte, ging es knapp genug zu. Es ging indessen, aber feiern durften wir nicht und mußten jeden Groschen berücksichtigen. Einen Wirthschafter hielt ich nicht, meine Gesundheit machte diese Ausgabe unnöthig; ich öffnete meine eigenen Augen und war von früh bis spät im Gange."

„Einmal Nachts träumte ich, ich sey auf dem kleinen Kornboden, um nachzusehen, ob ich von dem für die Pferde bestimmten Hafer noch etwas verkaufen könne; denn ich sollte in den nächsten Tagen Zinsen bezahlen und wollte mich mit ihrer Berichtigung nicht gern ganz blank geben. Während ich so betrachtend stand, hob sich die Klappe, welche den Zugang nach der Treppe verschloß; ein Knecht, den ich ganz gut erkannte, stieg herauf, sah sich scheu um und begann am nächsten Haufen einen Sack zu füllen. Auf ein Geräusch, das ich weiß nicht woher kam, schaute er auf, erblickte mich und fuhr mit dem Sack dermaßen zurück und die Treppe hinab, daß ich näher trat, um zu sehen, ob er zu Schaden gekommen. Da fühlte ich mich am Arm ergriffen und geschüttelt; meine Frau weckte mich auf und fragte, was ich habe, daß ich so unruhig sey? Lachend erzählte ich meinen Traum und meinte dann, es sey sehr möglich, daß ich gestern das Schloß zu schließen vergessen, da sie mich damals gerade habe abrufen lassen und ich seitdem nicht wieder hingekommen sey; wolle nachher doch gleich zusehen. Es war gegen drei Uhr und Winter. So kroch ich wieder unter's Deckbett und schlief gesund fort, bis um fünf Uhr das Mädchen zum Wecken kam."

„Nichts wunderbares," schob der Professor ein. „Sie dachten stets an dergleichen, alter Freund, und der Traum zeigt nur, daß Sie auch sonst aufgeregt waren. Ein gesunder Mensch träumt nicht." — „Zugegeben!" fuhr Stammberg fort, „aber das Beste kommt auch noch. — Um halb sechs Uhr ging ich wie gewöhnlich zum Kornboden, um den Leuten das Futter zuzumessen, fand das Schloß auf der Treppe und Spuren am ersten Kornhaufen, die mir deutlich genug von dagewesenen Mäusen erzählten. Einstweilen schwieg ich jedoch und sah mir nur die Leute scharf an, zumal den Dieb aus meinem Traum. Er sah unbehaglich aus. „Ist dir was?" fragte ich. „Nein," murmelte er zur Antwort und machte dem folgenden Platz. Nachher, da ich mit meiner Frau beim Kaffee saß, ward er mir gemeldet und erschien auf mein Geheiß im Zimmer.

„Was gibt's?" fragte ich ihn, der zitternd an der Thür stand und seine Mütze zwischen den Fingern beinahe zerpflückte. „Herr," sagte er endlich, „ich wollte Sie bitten, daß Sie mir das von heut Nacht verzeihen und mich nicht fortjagen." — „Weßhalb sollte ich dich fortjagen?" fragte ich wieder. — „Nun, der Herr hat mich ja gesehen, als ich mir ein bischen für die Pferde holen wollte. Das arme Vieh sieht zu miserabel aus von all den Holzfuhren. Es soll aber gewiß und wahrhaftig nicht wieder geschehen." — „Du hast mich also doch gesehen?" sprach ich mit strengem Ton. „Du mein Herrgott, ja!" gab er zur Antwort. „Der Herr stand ja in der Ecke am Fenster. Den Schreck vergeß' ich all mein' Lebtage nicht." — „Nun, es ist gut," redete ich. „Du weißt, daß Bitten bei mir nichts hilft. Dießmal mag der Schreck deine Strafe seyn. Passirt das aber noch ein einziges mal, so — du!" Er schüttelte verneinend den Kopf und schoß seelenvergnügt aus dem Zimmer. Er wohnt noch als Taglöhner im Dorf. Aber er so wenig wie ein anderer hat den richtigen Zusammenhang erfahren; denn dann wäre dazumal wenigstens kein einziger von allen Leuten auf dem Hofe geblieben. Ein Spuk ist's nun wohl nicht gewesen, allein ihr werdet zugeben, daß dieses Zusammentreffen zum mindesten seltsam ist."

„Nein, schrecklich ist's, Papa!" sprach Adele. „Ich, in der Mutter Stelle, hätte gar nicht mehr bei dir leben können." — „Bist jezt eben darauf aus, das Bleiben zu lernen," sagte er launig. „Ja, ja!" bemerkte die Mutter lächelnd, während sie eifrig weiter strickte, „ich blieb auch ganz gern; denn ich wußte ja, daß das nur die Gedanken des Menschen waren, die hier auf den dunkeln Wegen gingen." — „Bei den Gedanken des Menschen fällt mir auch eine hieher gehörende Geschichte ein," sprach Wilhelm. „Die du hoffentlich nicht selbst erlebt hast?" unterbrach ihn seine Frau, indem sie aufsprang. Er zog sie auf den Sitz zurück. „Allerdings hab' ich sie erlebt," versezte er. „Aber beruhige dich, graulich ist sie nicht und in wenigen Worten vorgetragen."

„Als ich noch daheim bei meinen Eltern war, empfingen wir Nachmittags einmal den Besuch einer benachbarten Predigerfamilie. Der Mann indessen wollte erst später nachkommen. Inzwischen ging die bestimmte Stunde vorüber, ohne daß er erschien, das Wetter ward schlecht, d. h. es regnete, und da die Wege so schon miserabel und bedenklich genug waren, wurde seine Gattin nach und nach ängstlich und besorgt. Plötzlich hörten wir alle einen Wagen über den Hof fahren und auf dem Damm vor der Thür rasselnd anhalten, fanden jedoch, da wir hinauseilten, weder einen Wagen noch sonst etwas, wodurch jenes Geräusch hervorgebracht seyn konnte. Wir wunderten uns, die Predigerfrau aber ward ganz ruhig und sagte: nun wisse sie, daß ihr Mann in einer Viertelstunde komme, denn er mache es öfter so, er melde sich. Und in der That, nach der angegebenen Frist rollte wieder ein Wagen, der dießmal den Pastor brachte. Da sagte denn meine Mutter nachher uns Kindern, das seyen die Gedanken gewesen, die da gespukt."

„Sonderbare Gedanken!" meinte der Professor lachend. „Eure Einbildung war's, die da spukte." — „Schöne Einbildung, Onkel!" entgegnete Wilhelm im selben Ton, „wenn sie am hellen Tage, ohne vorhergegangene besondere Aufregung bei zehn Menschen zumal ganz gleich wirken soll! Denn wir alle hörten das Geräusch." — „Es war der Wind," sagte Johanna ganz tapfer. — „Das glaubten wir zuerst auch," versezte er. „Allein wir mußten bald bedenken, daß der Wind bei uns noch erst entdeckt werden soll, der jezt tobt, als ob ein Wagen über Steinpflaster rollte, und zehn Sekunden hernach so spurlos verschwunden ist, daß nicht einmal die Pappelblätter sich bewegen; denn so war's. Aber genug; Neues hab' ich nicht erzählt, sondern nur ein Factum, wie es deren hunderte gerade in dieser Art gibt. Und Erklärungen haben wir ja nicht gewollt, sondern nur Geschichten. Entschuldigen Sie daher, lieber Oberst, daß ich die Ihre so lange verzögert habe."

„Nun," sprach dieser nach einigen ferneren Zwischenreden, „meine Geschichte ist zwar keine eigentliche Gespenstergeschichte, dennoch kann ich Sie versichern, daß mir, da ich sie erlebte, die Haut ein wenig schauerte. Und das pflegt mir sonst nicht leicht vor etwas Menschlichem und Natürlichem zu passiren." — „Hoho — Ihnen die Haut schauerte, Ihnen, Herr Ritter? Ihnen, Herr Paladin?" rief Margarethe dazwischen. — „Ja, mir, Dame, leider mir!" versezte er heiter. „Sie sehen also, wie mißlich es bei Ihrem Erkorenen um das sans peur steht."

„Im Jahre 1811 schickte man mich vom Regiment aus Spanien zurück, damit in Frankreich meine Wunden heilen könnten. Zum Kommando erhielt ich jedoch, da die Offiziere gerade nicht im Ueberfluß da waren und ich einen leichten Dienst immer noch versehen konnte, Depot und Stamm meines Regiments in Bayonne. Unter mir hatte ich noch zwei Offiziere, einen alten Haudegen und einen zweiten, der um einige Dienstjahre jünger war als ich. Wir hielten gute Kameradschaft, wohnten im selben Hause — die Quartiere waren dort knapp dazumal — der Jüngere Parterre, der Alte und ich eine Treppe hoch in zwei hinter einander liegenden Zimmern, deren eines wir als Schlaf-, das andere als Wohnzimmer benuzten. Eines Tags kam mein Stubengenosse aus der Reitbahn krank nach Haus, legte sich und lag unter Stöhnen und Ungeduld beinahe drei Wochen im Hinterzimmer, während ich der größern Ruhe wegen in der Vorderstube schlief. Endlich stand er wieder auf und begleitete uns gegen den Rath des Arztes Mittags in unsere Restauration, von da in's

Kaffeehaus. Dort, während er seinen Liqueur trank, fiel er in seinen Stuhl zurück, verschüttete die Reste des Getränks, schnappte ein paarmal nach Luft und war todt. — Nun, meine Herrschaften," fuhr der Oberst fort, „ein plötzlicher Tod war damals für uns Soldaten nichts Ungewöhnliches. Wir fanden uns, wenn auch ganz betrübt, in das Unglück und ließen die Leiche des Alten, nachdem unser Arzt ihn für mausetodt erklärt, in unser Quartier und in das Hinterzimmer schaffen, in dem er die lezten drei Wochen gelebt. Mir wollte zwar dieser plötzliche Todesfall nicht recht zu Kopf, ich besuchte und beschaute ihn im Laufe des Abends noch einigemal, da er aber steif und kalt war und blieb, schloß ich endlich die Thür, legte mich in's Bett und schlief ein."

„In der Nacht wachte ich von irgend einem Tone auf, und da ich lauschte, hörte ich alsbald aus der Hinterstube das Stöhnen meines alten Kameraden herüberschallen, so daß ich mit einem Satz aus dem Bett fuhr, Licht anzündete und zu ihm hinein eilte. Hatt' ich nicht Recht? dachte ich; bei der Leiche aber — nichts da! Sie lag starr und kalt. Ich dachte, ich habe mich vielleicht doch geirrt, suchte im Zimmer umher, sah aus dem Fenster, beobachtete wieder den Todten — nichts. Ueber mich selbst achselzuckend ging ich zurück, legte mich in's Bett und wollte eben das Licht auslöschen, als das Stöhnen wieder anfing. Ich lauschte kaltblütig: eins — zwei — drei — viermal! Das war der Ton des Alten, wie ich ihn in der lezten Zeit wohl tausendmal gehört. So stehe ich wieder auf, gehe wieder hinein, finde wieder nichts. Dießmal beruhigte ich mich aber nicht dabei, weckte den Kameraden drunten, theilte ihm das Passirte mit und schickte meinen Burschen zum Arzt. Bis der kam — das dauerte natürlich geraume Zeit — saßen wir in meinem Zimmer und plauderten oder schwiegen, wie es kam. Das Licht hatte eine lange Schnuppe, es war dunkel in der Stube, wir waren ein paar Minuten still gewesen — da ging es wieder los. Und die dritte Untersuchung ergab das bisherige Resultat. Unterdessen kam der Arzt, stellte alle möglichen Proben an, lachte uns aus und erklärte, der Alte sey sehr todt, so sehr, als wäre ihm eine Kartätsche mitten durch's Herz gegangen. So ließen wir denn Stöhnen Stöhnen seyn, legten uns auf's Ohr, und da ich nachgerade müde war, schlief ich alsbald ein und wachte vor dem lichten Tage nicht mehr auf. Während des Tags ward der Todte angekleidet und in den Sarg gelegt; Abends aber, als ich das Licht ausgelöscht und eben die Augen zugethan hatte, kam der verfluchte Ton wieder. Da schauerte mir die Haut, Dame, und ich wußte nicht mehr was ich denken sollte. Ich untersuchte und lauschte jedoch nochmals, dachte endlich: so stöhne du und der Teufel! ging zu meinem Kameraden hinab und brachte dort die Nacht zu. Am Morgen ward der Alte begraben, denn der Zustand der Leiche erheischte es gebieterisch, das Zimmer ward aufgeräumt und gelüftet, mein Bett hineingestellt und ich legte mich, wie ich dachte, endlich zum ruhigen Schlaf."

„Kaum hatt' ich die Augen zugethan — meine Geschichte ist monoton, meine Herrschaften, es bleibt immer dasselbe, aber damals war mir diese Monotonie außer allem Spaß — also kaum war ich eingeschlafen, so ging im Hause ein Höllenspektakel an, von der Treppe des Dachgeschosses kam eine Armee von Füßen in Sprüngen und Gepolter herab, mein Bursche stürzte in's Zimmer und heulte, jezt sey der Kapitän oben, sie haben alle sein Stöhnen gehört, alle, die Burschen, der Hausdiener, die Mägde, alle. So holte ich denn wieder meinen Kameraden, wir nahmen Licht und Waffen, ließen die Treppe besetzen und beschlossen die Sache zu ergründen, koste es was es wolle; denn die Historie hatte schon am Begräbnißtage in der Stadt gespukt und uns mehr als Eine spöttische Frage eingebracht. Konnten wir dem Dinge nicht bald und eclatant ein Ende machen, so war hundert gegen eins zu wetten, daß man uns aus Bayonne nicht nur, sondern aus der Armee hinaus lachen würde."

„Wir gingen also hinauf, und da der Ton das Dunkel und die Stille zu lieben schien, ward das Licht hinter einen Vorsprung gestellt und alles zum Lauschen kommandirt. Richtig! in einer Kammer stöhnte es. Und als wir nun mit Licht hineinstürzten und uns umschauten, schlugen wir uns vor die Stirn und lachten uns gegenseitig wie die Kinder an und aus. Der Nachlaß unseres alten Kameraden, den er der Regimentskasse vermacht hatte, sollte am folgenden Tage versteigert werden, und war einstweilen hier hinauf- und zusammengestellt. Darunter befand sich auch ein grauer Papagei, den der Alte nie von sich gelassen, der während der Krankheit seines Herrn überflüssig Zeit zu allen möglichen Studien gehabt hatte. Die Bestie hatte sich darauf capricirt, ihre Kunst nur in der Dunkelheit und Stille zu üben und zu zeigen. Als ich ihr jezt aber den Ton vormachte, gab sie ihn mit jammervollster Natürlichkeit zurück. — Das ist meine Geschichte," schloß der Oberst unter allgemeinem herzlichen Gelächter. Nach einiger Zeit erst forderte man mich zum Fortfahren auf.

„Wohlan," sprach ich, „meine Historie schildert Ihnen das Erlebniß einer alten Dame, für deren Wahrheitsliebe ich unbedingt einstehe. Sie war zu jener Zeit zwar noch ein junges Mädchen, besaß jedoch, wie ich von ihren Altersgenossen weiß, schon damals die muthige Kaltblütigkeit und Geistesstärke, die sie, wie bei dieser Gelegenheit, überall in ihrem ganzen Leben bewiesen hat und auch jezt noch täglich beweist. Vor etwa fünfundvierzig Jahren lebte ihr in meiner Vaterstadt ein alter Verwandter, dessen Frau vor kurzem gestorben war. Er hatte daher zur Beaufsichtigung und Führung seiner Wirthschaft eine verwittwete Tochter mit ihren Kindern in's Haus genommen und lebte nun zu

deren Unterhaltung und Erheiterung seine junge Verwandte auf einige Zeit zum Besuch ein. Es war ein altes tiefes Giebelhaus mit möglichst vielen dunkeln und kaum benutzbaren Räumen, Kammern und Gängen und sehr wenig wirklich brauchbaren Zimmern. Als die Angelangte nun nach ihrer Stube fragte, sagte die Freundin ein wenig verlegen, wenn es ihr nicht zuwider sey, solle sie im „rothen Zimmer" wohnen, dem besten und ruhigsten des Hauses, — aber — „Aber was?" fragte die andere. — „Nun, es ist dort nicht alles in Ordnung," hieß es. — „Wie so das?" — „In Gottesnamen denn, es spukt dort," war die Antwort. „Bei Tage hat es indessen nichts zu sagen; Abends sitzen wir hier oder beim Vater, Nachts sollst du mit mir zusammen in der Kammer dort schlafen. Es bleibt nichts anderes übrig." — „Unsinn!" sprach der Gast. „Was Spuk! Schämst du dich nicht, Henriette? Auf keinen Fall schlaf' ich hier unten in deinem engen Kämmerchen. Laß mich das Zimmer sehen."

„Sie stiegen hinauf; zuerst ein großer Vorplatz, dann ein langer, breiter, dunkler Corridor, auf beiden Seiten mit großen Schränken besezt, in denen der Leinen- und Kleidervorrath der Familie aufbewahrt wurde, links und rechts ein paar Thüren zu allerlei bald dunkeln, bald hellen, aber unbewohnbaren Kammern, darauf wieder ein kleiner freier Platz und endlich in der Ecke des Ganges rechts die Thür zu dem verrufenen Gemach. Es war ein stilles, freundliches, warmes Zimmer mit roth gefärbten Wänden, hellen Fenstern nach der hier stets einsamen Straße hinaus, und ohne einen zweiten Ausgang. „Hier soll es spuken? Unsinn!" sagte die Angekommene lustig. „Eine allerliebste Stube, gerade wie ich sie mag. Ich bleibe hier und schlafe hier auf jeden Fall. Laß mein Bett heraufsetzen, Henriette." Und da sie trotz aller Vorstellungen bei diesem Entschluß beharrte, geschah es nach ihrem Willen. Sie schlief vortrefflich und hatte Morgens auf die besorgten Fragen der Freundin keine andere Antwort als: „Du bist närrisch!" Auf ihre beiläufige Frage, was denn dort eigentlich vorgehen solle, erfuhr sie nichts Gewisses. Vater und Mutter, erzählte die Wittwe, hätten es gehört oder gesehen, aber niemals davon geredet; ihre Schwester sey einmal Abends halbtodt vor Schreck von dort entflohen. Andere, die es auch vernommen, hätten von einem seltsamen schauerlichen Geräusch gesprochen, und jedesmal sey nach einer solchen Vorkommenheit jemand im Hause plötzlich erkrankt und gestorben. „Unsinn!" lachte Auguste; so heißt nämlich meine alte Freundin."

„In einer Nacht wachte sie mit dem Gefühl auf, daß entschieden jemand ganz nahe bei ihrem Bett stehe. „Wer ist da?" rief sie und langte nach dem Feuerzeug, erhielt keine Antwort, zündete Licht an, bemerkte nichts, stand dann auf, untersuchte die Thür, die wie gewöhnlich von innen verschlossen war, sah, suchte und spürte im Zimmer umher, immer mit dem unsichtbaren Begleiter hinter sich. „Und das war ein nichtswürdig unbehagliches Gefühl!" sagte sie mir bei der Erzählung. Sie legte sich darauf wieder in's Bett, und da war es fort. Und nachdem sie noch einige Zeit geharrt und gelauscht, lachte sie sich selbst aus, löschte das Licht und überließ sich auf's neue dem Schlaf."

„Und ich wachte wieder auf," erzählte sie weiter, „und dießmal war es was anderes. Ein zuerst dumpfes, dann lauteres Rollen kam draußen von der Treppe her, wie eine schwer beladene, langsam fortgeschobene Karre, rollte den Corridor entlang und stieß hart gegen meine Thür. Zu gleicher Zeit hörte ich einen Schrank aufschließen, dann einen zweiten, den dritten, vierten, und zwar mit solcher Vehemenz die Thüren aufreißen, daß die alten Gestelle knarrten und knackten, als wollten sie zusammenbrechen. Sollte der Alte, — sollten Diebe da seyn? dachte ich; das ist ja zum tollwerden! zündete das Licht zum zweitenmal an, stand auf, wickelte mich in die Bettdecke, ging nach der Thür und leuchtete, wenn auch mit Herzklopfen, hinaus. Das soll dir nur zeigen, mein Kind, sagte sie zu mir, daß ich Courage habe und kein Hans Hasenfuß bin. Aber es war weder was zu sehen noch zu hören. Dann schloß ich die Thür wieder ab, ging und schaute zum Fenster hinaus in die todtenstille, mondlose Frostnacht. Wie ich vom Fenster zurückgekehrt mit dem Licht mitten im Zimmer stand und noch unschlüssig war, ob ich noch warten und lauschen oder zu Bett gehen sollte, regte sich mit einemmal wieder das Rollen an der Treppe, kam näher und näher und stieß gegen die Thür, daß sie in ihren Angeln bebte."

„Um Gotteswillen, hören Sie auf!" unterbrach mich Eugenie, die sich in den Armen ihres Mannes angsthaft zusammenschmiegte. „Ja, es ist horribel!" stöhnte Johanna. — „Weiter, weiter! Eugenie, sey nicht thöricht!" drängten die andern.

„Und da," sprach ich im Ton meiner Erzählerin weiter, „und da fühlt' ich es plötzlich wieder neben mir — ich sah nichts, nichts! Mir wurden die Hacken nicht kurz — nein, es war was da, ich spürte es! Und zugleich entstand dicht vor meinen Füßen ein Geräusch, als ob jemand ein Messer auf Sand wetze. Da fühlte ich, wie mein Haar sich sträubte, wie mir der kalte Schweiß aus der Stirne brach, wie es mir kalt wurde bis in's Herz hinein; da packte mich ein so furchtbares wahnsinniges Grausen bei dem scharfen kalten Klang, daß ich noch heute nicht begreife, wie ich nicht gestorben bin vor Entsetzen, daß ich damals wie wahnsinnig aufschrie und sinnlos davon stürzte aus der Thür, an den polternden Schränken vorbei, die Treppe hinab, zu meiner aufschreckenden Freundin in's Zimmer. Keine Macht der Welt hätte mich wieder hinaufgebracht. — Ich habe manches erlebt, Kind, und bin kalt und muthig geblieben, wo ich Männer zittern sah; aber alle jene Schrecken waren auch reines Kinderspiel gegen

jenen gräßlichen Ton. Ich war damals längere Zeit auch ganz unwohl. Am folgenden Tage erkrankte übrigens das jüngste Kind Henriettens plötzlich an der Bräune und starb zwei Tage nachher. Das ist aber Zufall, darauf geb' ich nichts. Aber jener Klang — der ist dagewesen und ich vergesse ihn nie und nimmer." — „Und hat Ihr alter Onkel nichts gespürt?" fragte ich sie. — „Als das Kind todt war," erwiederte sie, „und er es zum leztenmal ansah, fragte er Henrietten, ob man dießmal auch was gemerkt? Sie deutete auf mich. „Also auch du, mein Kind!" sprach er mit schwermüthigem Lächeln. „Ich dachte mir so was, denn es war in den lezten Nächten droben unruhiger als seit mancher Zeit." — Das war alles."

„Eine fatale Geschichte!" bemerkte Frau Stammberg. „Man fühlt wirklich die Haut schauern." — „Ich kann heut kein Auge zuthun!" behauptete Eugenie. — „Besonders das Messerwetzen —" meinte Margarethe, ward aber von Adelen unterbrochen, die ihr den Mund zuhielt und ausrief: „Ich bitte dich, sey still! Ich wäre auf dem Fleck des Todes, wenn ich dergleichen hörte." Einer oder der andere lächelte, der Professor gähnte und ich sagte: „Nun hören Sie denn auch den Schluß und das eigentlich Interessante dieser tollen Geschichte." — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geist?" rief Margarethe lachend. Die andern aber geboten ihr Stille und baten mich fortzufahren.

„Das Haus ist seit der Zeit einigermaßen umgebaut worden und durch die Hände von mehr als einem Besitzer gegangen; zufällig jedoch blieb jene rothe Stube unverändert, nur daß sie hin und wieder eine neue Tapete erhalten hat. Auch ward eine Thür in das daneben angelegte Zimmer durchgebrochen. Vor einigen Jahren hatten die Kinder des derzeitigen Besitzers im Winter mit Freunden und Freundinnen zusammen Tanzstunden und der Unterricht fand, wie gewöhnlich, bald bei der einen, bald bei der andern Familie statt. Eines Abends kam die Tochter einer mir bekannten Dame aus der Stunde, welche dießmal in jenem Hause gewesen war, so bleich und angegriffen zurück, daß sie von der Mutter deßhalb befragt wurde und darauf folgende Auskunft ertheilte. Nach Beendigung des Unterrichts seyen die andern gegangen, sie sey als die lezte mit der einen Tochter des Hauses in das Nebenzimmer getreten, um den dort abgelegten Mantel umzunehmen und den Hut aufzusetzen. Dabei sey ihre Begleiterin behülflich gewesen; sie haben noch geplaudert. Plötzlich haben sie beide sich umgedreht, denn es sey ihnen gewesen, als ob jemand hinter ihnen stehe. Und während sie ganz erschrocken darüber zu einander geredet, sey plötzlich ein Stuhl so leise von seiner Stelle gerückt, wie wenn jemand im Vorübergehen daran streifte, und zugleich sey zu ihren Füßen das Geräusch des Messerwetzens entstanden. Da seyen sie fortgestürzt. Auf eine heimliche Erkundigung erfuhr man von der Begleiterin der Kleinen, einem erwachsenen, ruhigen und klaren Mädchen, ganz dasselbe. In der Familie hatte man bisher nie etwas von diesem unheimlichen Wesen und Treiben in jenem Zimmer gewußt. Freilich war es auch nie Abends spät oder Nachts benuzt worden. Wenn Sie nun bedenken, daß die Erzählung meiner alten Freundin bisher eigentlich nur mir mitgetheilt ward und daß wenigstens die derzeitigen Hausbewohner, die erwähnte Dame und ihre Tochter nie davon erfahren haben können, so werden Sie mir zugeben, daß das Ding allerdings ziemlich seltsam ist."

„Sie thun so, als ob Sie das Haus kennten?" bemerkte nach einer Pause die Mutter. „Kenn's auch," versezte ich. „Und so viel ich weiß, kennen die meisten der Anwesenden es gleichfalls." — „Welches ist es denn?" forschte man neugierig. — „Ich werde mich hüten!" entgegnete ich lachend. „Ich will es nicht in schlechten Ruf bringen; denn Sie wissen, unser Volk ist hin und wieder auch jezt noch wunderlich." Man brach auf, stiller als sonst.

„Herr Oberst — mein schöner Papa," sagte Margarethe und trat in graciöser, aber auch ein wenig ceremoniöser Haltung zu ihm, „darf ich Ihnen eine ruhige und von keinem Papagei gestörte Nacht wünschen?" Sie bot ihm die hohe klare Stirn zum Kuß dar. „Gute Nacht, meine blanke Perle!" sprach er, indem er mit den Lippen ihr Haar streifte. Sie legte langsam und leise die Arme um seinen Hals, sie sah ihm lange und zärtlich mit ihren blitzenden Augen in seine tiefliegenden und doch glanzvollen Sterne und nickte ihm ein paarmal lächelnd zu. „Mein theurer — theurer Papa!" sagte sie mit innigem Ton und gar nicht laut. „Was sind Sie doch für ein stolzer, einziger, schöner, lieber alter Kopf!" Und damit sprang sie fort, und ihm und uns lustig zunickend, fuhr sie aus dem Zimmer. Sie ist unwiderstehlich und unbeschreiblich — ihr glaubt nicht wie! Er schüttelte auch leise und fast melancholisch lächelnd das narbenvolle stolze Haupt.

An einem der nächsten Morgen brachen die meisten auf; die drei Wochen Ferien waren schnell vergangen. Auch ich hatte mich zur Abreise gerüstet. „Unsinn!" meinte der Amtmann lachend. „Sie bleiben, Franz. Ich nöthige Sie nicht, aber ich lasse Sie nicht fort; ich bin hier die Polizei. Ernstlich, was treibt Sie?" — „Nichts." — „So bleiben Sie mit meinem Schwiegersohn und Margarethen bei uns, wenn Sie mögen, heißt das." Ich zuckte die Achseln und blieb.

Es ward sehr einsam und still auf Schwanwiek.

Edmund Hoefer.

Acht Tage im schwarzen Sumpfe.

Hinterwaldsbilder aus Ohio.

II.

Der schwarze Sumpf ist aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst eine Bucht des Erie-Sees gewesen, als dessen Wasser noch 150 Fuß höher standen. Die Gleichartigkeit seines Bodens und die der Meeresfläche ähnliche Ebenheit desselben sind Ursache gewesen, daß sein Baumwuchs beinahe durchgängig von gleicher Höhe ist, so daß der Wald sich vom Gesichtskreise wie eine unermeßliche dunkelblaue Mauer abhebt. Er war die letzte Zufluchtsstätte der Eingeborenen vor ihrer Auswanderung nach dem Lande jenseits des Mississippi. An seinem Westrande kämpften sie den letzten Verzweiflungskampf gegen die weißen Eroberer ihres Erbes. Während das übrige Ohio keine reißenden Thiere und nur selten noch ein Stück Rothwild hat, ist hier noch ein ergiebiges Revier für den Liebhaber der Jagd. In seinen hohlen Stämmen hausen Bären, Raccoons, Opossums und wilde Katzen in Menge. Mehr als einmal sprangen uns Rudel von kleinen Hirschen über den Weg und vernahmen wir das Kollern wilder Truthühner. Adler und Habichte und eine bunte Mannigfaltigkeit von Singvögeln, zum Theil in's prächtigste Gefieder gekleidet, nisten in seinen Aesten. Durch seine Fläche ziehen sich gleich den Kämmen von Meereswellen von Osten nach Westen Adern von Kalkstein, von einer halben bis zu einer ganzen Meile breit, und bedeckt mit schwarzer Wallnuß, Butternuß, Zuckerahorn und rothen Ulmen. Auf diesen, als den gesundesten Theilen der Gegend, liegen gewöhnlich die Ansiedelungen, und so laufen auch die Straßen gemeiniglich über dieselben. Der Boden der Niederungen besteht zuvörderst aus einer Schicht verrotteter Pflanzenerde, einen bis anderthalb Fuß tief und außerordentlich fruchtbar, aber auch allerhand Fieber entsendend, sobald der Pflug hineinschneidet. Unter diesem Humus findet sich, mehrere Ellen in die Tiefe gehend, ein fetter gelber Thon, stark gemischt mit Kalk- und Kieselerde, und unter diesem wieder lagert ein Stratum von blauem Mergel. Das Wasser des Sumpfes ist bedeutend mit Schwefel geschwängert und deßhalb von üblem Geschmack. Es soll indeß gesund seyn und sogar Heilkräfte gegen Hautkrankheiten besitzen. Wie triebkräftig das Land ist, kann man daraus abnehmen, daß wir hier Maishalme von fünfzehn Fuß Höhe sahen, und daß man uns einen Obstgarten zeigte, dessen Apfelbäume in dem Zeitraume von fünf Jahren zwanzig Fuß hoch geworden waren und an der Basis achtzehn Zoll Umfang erreicht hatten.

Die Straße, die sich durch diese Wildniß windet und sich bald in Schichten gefallenen Laubes verliert, bald von morastigen Stellen unterbrochen wird, bald durch einen Knüppeldamm auf eine für Wagen und Reiter bedenkliche Weise verbessert worden ist, wird, je weiter man westlich vorschreitet, einsamer und stiller. Die Fencen, die sie bis Gilboa fast unaufhörlich einfassen, nehmen hier allmählig ein Ende. Hin und wieder erschallen seitwärts in der Tiefe des Forstes die Glocken weidender Kühe, oder das Krachen eines fallenden Astes schreckt krächzende Vögel auf. Da und dort bezeichnen ein Paar in den Boden gesteckte Holzgabeln, über welche eine Querstange gelegt ist, und unter denen neben einem Aschenhaufen roh geschnitzte Mulden liegen, einen Ort, wo man Ahornzucker gesotten. Mitunter begegnet man einem Ochsenkarren, der sich mühselig durch den Kothweg und seine Löcher seinem Ziele zuwälzt. Zuweilen auch holt der Wanderer, um eine Waldecke biegend, oder aus dem Dickicht nach einer binsenbewachsenen Prairie hervortauchend, einen Zug jener »movers« ein, die, einem dem Yankee eingeborenen Wandertriebe folgend, nach dem Verkauf ihrer unbeweglichen Habe im Osten den dünnbevölkerten Strichen des fernen Westens zurücken.

Voran zieht der Familienvater auf seinem Gaule im blauen Flaus oder krebsrothen Warmus,* Leggins um die Beine gewickelt, die lange Büchse mit schön ausgelegtem Kolben über der Schulter, das Pulverhorn und den Kugelbeutel auf dem Rücken. Dann erscheint, bespannt mit schmucken Pferdchen, getrieben von einem zweiten Flausrock oder nach Befinden von der Frau, der Reisewagen, unter dessen weißer Plane die Kinder, die Koffer und das Beste vom Hausrathe verpackt sind. Endlich folgen als Nachtrab einige Stücke Zuchtvieh, geführt und begleitet von andern bewaffneten Reitern. So ziehen sie langsam, des Nachts bei Farmern bleibend, und wenn es das Wetter erlaubt oder die Noth gebietet, auch wohl im Walde campirend, ihrer neuen Heimath zu, nach der ihnen zuletzt, wo die Straßen aufhören, der Abendstern und der Compaß den Weg weisen.

* Das deutsche Wamms, ein von den pennsylvanischen Deutschen in's amerikanische Englisch übergegangener Ausdruck, der eine kurze Jacke oder Aermelweste bezeichnet.

Der Marsch auf solch einer Straße war ziemlich beschwerlich, und schon begann's zu dunkeln, als wir Medary erreichten. Wir waren jetzt im Herzen des schwarzen Sumpfes. Ein wüstes Bild, diese Waldstadt Medary, vorzüglich in der Zeit des Jahrs, wo ich sie sah. Finstere Baumgreise mit Moosbärten und grimm blickenden Astlochsaugen bilden mit dem Dickicht von Sträuchern, Ranken und breitblätterigen Kräutern, das aus dem Moderwuste zu ihren Füßen aufschwillt, um sich an ihnen emporzuwinden oder sich zur Wiedereroberung des an die Cultur verlorenen Gebiets aus den Waldhallen hinaus und über die Fencen zu drängen, einen schroffwandigen, riesigen Kessel, in welchem um den Kern der Stadt, eine hochragende, aus Fachwerk aufgezimmerte Dampfsägemühle, zwanzig bis dreißig dürftige, graubedachte Häuschen sich gruppiren. Ein trübseliger, fast beklemmender Anblick, dessen Eindruck uns durch den bewölkten Himmel, die einbrechende Dämmerung und vor allem die hier herrschende dicke, mit dem Brodem faulenden Laubes und verwitternder Stämme gemischte Luft zu Gedanken an Leichen und Grüfte gesteigert wurde. Keine Seele war auf der Gasse zu erblicken, und hätten nicht die Schornsteine geraucht und das Nagen der Sägenzähne in der Mühle sich hören lassen, man hätte den Ort für ausgestorben halten können, so unheimlich und unwirthlich, so trostlos schwermüthig lag er in der starren, struppigen, fahlen Einöde.

Unschlüssig, ob wir hier bleiben sollten, wurden wir durch das unerquickliche Innere des Gasthauses, in das wir endlich eintraten, weiter geschreckt. Ein gewaltiger Kamin, über dem eine Büchse lehnte, ein gebrechlicher Schaukelstuhl mit einer aschfarbenen, griesgrämigen Wirthin darauf und ein Schenktisch mit einer Whiskeyflasche und zwei schmutzigen Gläsern waren das gesammte Geräth, dessen sich diese unbehagliche Bretterbude rühmte, und obschon es bei meinen blasenbedeckten Zehen eine schwere Geduldprüfung war, sich noch dritthalb Meilen weit über einen erst fertig gewordenen Knüppeldamm zu schleppen, wäre ich doch lieber noch einmal so weit gegangen, als daß ich hier eine Nacht zugebracht hätte.

Wir bereuten unsern Beschluß nicht. Allerdings litt ich beim Balanciren auf den Kanten und Knoten der Knüppel, aus denen solch eine Straße der Qual besteht, ähnliches wie die, welche sich im Mittelalter dem Gottesgerichte der glühenden Pflugschaaren unterzogen; aber das Nachtessen und die Betten, die wir am Ende des Marterwegs über jenen Riegeldamm in Heischbergers Farm fanden, entschädigten uns reichlich und bewiesen zugleich, daß es sich selbst mitten im schwarzen Sumpfe munter und bequem leben läßt.

Heischbergers Farm ist die erste auf einem jener oben geschilderten Hügelkämme, der sich von hier mehrere Meilen nach Westen ausdehnt, und weil er seiner ganzen Länge nach mit Niederlassungen von Deutschen bedeckt ist, the german Ridge heißt. Daniel Heischberger selbst ist ein Deutscher. Wenn ich mich aber gefreut hatte, einmal wieder die Muttersprache reden zu hören, so fand ich mich bei ihm getäuscht. Von Virginien stammend, hatte er das Elsässisch, das seinem Vater noch geläufig gewesen, vollständig vergessen, und von dem Lande seiner Vorfahren hatte er so wenig Kunde, daß er die Deutschen für Unterthanen der Königin Victoria hielt. Er war ein jovialer Gesell und weit und breit als kühner und geschickter Bärenjäger berühmt. Seine Wohnung, ein geräumiges Blockhaus, war, da es an zwei sich hier kreuzenden Straßen liegt, von ihm mit Vortheil als Herberge eingerichtet worden, und in der That, niemand hätte in dieser Region ein delicateres Souper verlangen können, als das, welches sein Tisch bot. Nach dem Essen, bei welchem ein wilder Puter die Hauptrolle spielte, wurden wir vor dem Kamin mit den besten Jagdgeschichten regalirt, und Heischberger wies uns die Felle von zwei ganz respektabeln braunen Bären, von denen er den einen hart hinter seinem Gehöfte und den andern gar auf der Schwelle der Hinterthür erlegt hatte.

Eine eigenthümliche Ueberraschung ward uns, als der Wirth uns zum Schlafengehen in sein Fremdenzimmer führte, dessen Balkenwände hinterwäldlerischer Kunstsinn mit einer im Punkte des Farbenreichthums trefflich ausgewählten Galerie buntgedruckter Barnumscher Menageriebilder und illustrirter Anzeigen von Patentdoctoren, Kunstreitern, Wahlagitatoren und andern Marktschreiern dermaßen überklebt hatte, daß nur noch wenige Fuß Raum auszufüllen waren. Noch angenehmer war das Staunen, in das wir über die eleganten, mit Blumen durchnähten Bettdecken geriethen, die zu den Zierden dieses Prachtgemachs gehörten. Endlich aber glaubte ich kaum meinen Augen trauen zu dürfen, als ich am Morgen meine seit vier Tagen ungepflegten Stiefeln kunstvoll geschmiert vor meinem Lager stehen sah. Heischberger selbst hatte ihnen diese Wohlthat angedeihen lassen und sich dadurch als noch nicht durchaus amerikanisirter Deutscher verrathen, da ein ächter Sohn Uncle Sams diese Gefälligkeit kaum seinem eigenen Schuhwerk erweist.

Als Heischberger erfuhr, daß mein Begleiter sich unter der Hand nach einem zur Ansiedelung geeigneten Flecke Landes umsah, hätte er uns am liebsten gleich da behalten. Es waren mehrere Stücke halbgeklärten Ackerlandes zu dem geringen Preis von fünf Dollars der Acre zu haben, und eines derselben hatte in der That so viele Vortheile, daß Cousin Theodore mit Mühe vom Kaufen zurückzuhalten war. Ein Areal von 124 Acres umfassend, wovon nur ein Viertel „nasser Boden" und nahezu ein Drittel von den kleineren Bäumen gesäubert war, hätte es eine stattliche Farm gegeben. Der überall vorhandene Lehm hätte das Material zu einem

Ziegelhäuschen geliefert, welches Heischberger für hundert Dollars bis auf die Ausmöblirung fertig an die Stelle der Blockhütte zu setzen versprach, die sich jezt in seiner Mitte erhob. Defiance, der nächste Markt, war nicht weiter als zehn englische Meilen entfernt. Die geringe Bildung der Umwohner sicherte dem Manne von Energie, Verstand und Kenntnissen einen bedeutenden Einfluß bei allen gemeinsamen Angelegenheiten und ließ sogar an ein einstiges Platznehmen in der Legislatur als an eine nicht unmögliche Sache denken. * Rechnet man hiezu die Gewißheit, daß ein jezt erkauftes Stück Land binnen zehn Jahren ohne Zuthun des Besitzers durch das bloße Näherrücken der Civilisation im Werthe mindestens um das Dreifache wachsen mußte, so wäre die Absicht, sich hier anzusiedeln, gewiß nicht zu tadeln gewesen, wenn nur nicht das erdfahle, fieberzerquälte Antlitz der Wirthin in Medary dem Idyll, das aus dieser Berechnung erwuchs, über die Achsel geschaut hätte.

Heischberger zwar gab auf unsere Erkundigungen nach der Gesundheit der Gegend die überall übliche Antwort: »only a little ague.« aber die ganze German Ridge bezeugte in denen von ihren Bewohnern, die wir zu sehen bekommen, daß der Dämon, dessen modrigen Hauch wir in Medary so deutlich gespürt, auch hier waltete, und daß demzufolge die Leute nicht bloß „ein wenig," sondern ungemein viel vom Wechselfieber zu leiden hatten.

So ließen wir denn unsern biedern Freund Heischberger, die Hoffnung auf einen Sitz im Kapitol von Columbus und die Aussicht auf drei Monate Fieber für jedes der nächsten zehn Jahre nebst aller sich daran knüpfenden Romantik hinter uns und pilgerten weiter durch Sumpfland und Waldesdunkel, bis wir im Laufe des Nachmittags auf die vom Miamikanale durchschnittene weite Blöße hinaustraten, auf welcher, vom Maumeeflusse und dem in diesen hier mündenden Auglaise umschlängelt, das Städtchen Defiance sich ausbreitet. Hier fanden wir im Wirthshause eine lustige Jägergesellschaft, die mit ihrer Beute von Hirschen, Schnepfen und Racoons den halben Barroom füllte, und mit der wir bis zum Eintreffen des Packetbootes einige recht vergnügte Stunden verbrachten.

Die Einrichtung der Packetboote auf dem Kanale zwischen Cincinnati und Toledo ist im Ganzen zweckmäßig und bequem. Von Pferden gezogen, die beinahe fortwährend im Trabe erhalten werden, erreichen sie hinsichtlich des Haupterfordernisses amerikanischer Verkehrmittel, der Eile, das Mögliche. Der Fahrpreis ist niedrig. Die in demselben inbegriffenen drei täglichen Mahlzeiten unterscheiden sich wenig von denen, die auf den Dampfern gegeben werden. Der Apparat, wodurch die Kajüte bei Einbruch der Nacht wie im Handumdrehen aus einem Salon in ein Schlafzimmer verwandelt wird, ist außerordentlich praktisch. Dagegen äußert sich die republikanische Gleichheitstheorie, die auch dem unerwünschtesten Gesellen den Zutritt offen hält, mitunter in einer Weise, die manchen ihrer Anhänger zum Gegentheile bekehren könnte. Noch unangenehmer in ihren Folgen ist die Gier nach dem „allmächtigen Dollar," welche die Kapitäne dieser Fahrzeuge veranlaßt, auch dann noch Passagiere anzunehmen, wenn sie deren im Verhältniß zur Größe der Kajüte schon mehr als genug haben. So war das Boot, das wir bestiegen, mit Reisenden aller Art überfüllt, und nur unserem guten Glücke und jener landesüblichen schnellzugreifenden Entschlossenheit, die sich vor einer gelinden Unverschämtheit nicht scheut, hatten wir es zu danken, daß uns, da die Hängematten längst besezt waren, wenigstens eine Schlafstätte auf der bloßen Diele zu Theil ward. Ein Trost ließ sich dabei aus der Bemerkung schöpfen, daß es einem Dutzend anderer nicht besser ging, ja daß es einigen nicht einmal so wohl wurde, indem sie in der kalten feuchten Nacht auf dem Dache der Kajüte zubringen mußten.

Daß die Amerikaner nichts weniger als frei von Titelsucht sind, war ich schon bei andern Gelegenheiten gewahr geworden. Dennoch hätte ich nicht gemeint, daß unser Boot eine solche Fracht von distinguirten und graduirten Personen trüge, wie ich am Morgen erfuhr. Neben mir zur Rechten hatte ein Oberst geschlafen; mein dicker Nachbar zur Linken wurde mit „Judge" begrüßt. Aus den Gesprächen nach dem Frühstück lernte ich mindestens eine halbe Mandel Majors und Kapitäns kennen. Ja ich selbst wurde — vermuthlich in demselben Sinne, in dem der Wiener Fiaker jeden heilen Rock mit „Euer Gnaden" anredet — zu verschiedenen malen mit dem Range eines „Kapitän" beehrt. Die Sache, die zu mancherlei ergötzlichen Carrikaturen führt, schreibt sich von der Miliz und zum Theil vom merikanischen Kriege her, aus dem die heimkehrenden Freiwilligenregimenter ganze Massen von Offiziérstiteln über das Land ergossen. Deren martialischer Klang wirkt im Vergleich mit den friedfertigen Beschäftigungen, denen ihre Inhaber dermalen folgen, auf das Ohr des Fremden über die Maßen erheiternd. Allein diese Dinge haben auch ihre ernste Seite. Das Volk des Westens und besonders die jüngeren Leute sind von einem überraschend kriegerischen Geiste erfüllt und die vorwiegend mit Freiwilligen erfochtenen glänzenden Siege Taylors dürften beweisen, daß sich auch mit solchen Soldaten Schlachten gewinnen lassen, welche nicht den normalen Schnurrbart besitzen und nicht jahrelang in der Schule der Wachtparaden und Exercirplätze gedrillt worden sind.

---

* Vor drei Monaten wurde ein Bekannter des Verfassers, Richter Gustav Körner zu Belleville in Illinois, zum Vicegouverneur (Lieutenant Governor) gewählt. Er ist seit 1834 in Amerika und genoß schon seit längerer Zeit des größten Ansehens in seinem County.

Toledo, wohin wir am 16. früh gelangten, ist eine blühende Handelsstadt von 3500 Einwohnern. Sie liegt am Ausflusse des Maumee in eine Bucht des Eriesee und würde sich eines noch weit schnelleren Wachsthums zu erfreuen haben, wenn die flache Gegend, in der es angelegt ist, nicht im Rufe der Ungesundheit stünde. Aus zwei verschiedenen Niederlassungen entstanden, die jezt durch eine doppelte Häuserreihe verbunden sind, streckt der Ort sich über eine Meile am Ufer hin. Die Aussicht auf die Rhede ist höchst anmuthig. Das Auge überschaut den mehr und mehr zur Bay sich erweiternden Fluß auf eine große Strecke. Bewaldete Landzungen ragen in malerischen Formen in den Stromspiegel hinein, und eine beträchtliche Anzahl von Dampfern, Kanalbooten und Segelschiffen, bald mit dem Sternenbanner geschmückt, bald die brittische Flagge entfaltend, tummeln sich vor dem Hafen und geben Zeugniß von dem lebhaften Verkehr, wovon Toledo das Centrum ist.

Wodurch unsere Absicht, dem Propheten Strang und seinen Mormonen einen Besuch abzustatten, fehlschlug, ist zu Anfang erwähnt worden. Ein Ausflug nach Canada hinüber war wegen des regnerischen Wetters nicht zu empfehlen. Ein Abstecher nach Indiana hätte uns die darauf zu verwendende Zeit nicht belohnt. So blieb uns nichts übrig, als zunächst das Verziehen der Regenwolken abzuwarten und dann durch das Maumeethal nach dem Süden zurückzukehren.

Dieses Thal, welches seiner ganzen Ausdehnung nach dem schwarzen Sumpfe angehört, ist einer der merkwürdigsten Landstriche in der Geschichte Ohios. Beinahe jede seiner Städte ist aus einem Grenzfort entstanden. Kaum geht der Wanderer ein paar Meilen, ohne einem aus den Indianerzeiten oder aus dem lezten Kriege mit England berühmten Orte, einer Wahlstatt oder einem alten Lagerplatze zu begegnen. Hier war es, wo 1794 der „tolle Anton" die Niederlage St. Clairs durch die „Schlacht beim gefallenen Holze" rächte; hier, wo 1812 Harrison sich seine ersten Lorbeeren holte; hier, wo Held Tecumseh den lezten Versuch machte, die Ecke Landes, welche den rothen Männern von ihren unermeßlichen Jagdgründen in Ohio geblieben, gegen die weiter und weiter pressende Gewalt der weißen Eindringlinge zu vertheidigen. Hier endlich standen sich 1835 die Milizen der Staaten Ohio und Michigan feindlich gegenüber, um eine Grenzstreitigkeit auszufechten, die bei einem Haare zu einem Kriege zwischen den beiden Nachbarrepubliken geführt hätte, durch Vermittelung des Congresses aber noch zu rechter Stunde geschlichtet wurde, so daß es bei Zerstörung einiger Melonenbeete und Beraubung etlicher Hühnerställe durch die Landwehr Michigans, so wie einigen bärbeißigen Proklamationen des Gouverneurs vom Staate der Buckeyes sein Bewenden hatte.

Eine andere Tragikomödie, die im Thale des Maumee spielte, war das Fehlschlagen eines großmächtigen Schwindels, welcher vor etwa fünfzehn Jahren den gesammten Westen der Union in Bewegung sezte. Die Glanzperiode der Landspekulanten, welche in die Jahre 1834 bis 1837 fällt, lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auch hieher. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, die durch Fluß, Kanal und See verbürgte Wahrscheinlichkeit, daß hier ein Centralpunkt des Verkehrs sich bilden werde, riefen eine Menge der Unternehmungslustigen herbei. Von der Mündung des Flusses bis zu den (zwölf Meilen oberhalb befindlichen) Stromschnellen schwärmte es von Abenteurern, die auf leichte Weise reich werden wollten. Wo sich irgend ein Vortheil aus einem Stücke Land herausklügeln ließ, wurde es erworben und in Stadtloose vertheilt, die wo möglich das Zwanzigfache des ursprünglich gezahlten Preises abwerfen sollten. Jeder Monat schuf ein neues Exemplar zu diesen Phantasiestädten, in denen man — natürlich bloß auf der Karte — die prächtigsten Kirchen, Rathhäuser, öffentlichen Plätze und Parks sah. Das Resultat war, daß manche sich in das „Paradies des Maumee" verlocken ließen, und daß, als die gerühmten Vortrefflichkeiten sich nicht bewähren wollten, neunundneunzig vom Hundert dieser Leichtgläubigen sich in Bettler verwandelt sahen und hoffnungslos verschuldet aus der Gegend flüchteten.

Alle jene Städte — wenn ich mich recht entsinne, eilf an der Zahl — sind, statt dem Zauberworte der Spekulation zu gehorchen, im schwarzen Sumpfe stecken geblieben. Wo sie stehen sollten, ragt der Urwald wieder über den zerfallenen Hütten der betrogenen Betrüger, und die Namen, welche sie führten, sind in die Rumpelkammer übergegangen, aus welchem die Witzbolde des Westens das Material zu ihren Späßen und Neckereien nehmen.

Es war am Morgen des siebzehnten, als wir, nachdem das Wetter sich aufgehellt, unsere Rückwanderung antraten. Maumee-City, die erste Stadt, die wir zwischen Fluß und Kanal hinauf gehend erreichten, ist durch eine auf steinernen Pfeilern ruhende Holzbrücke mit dem am andern Ufer des Maumee gelegenen Perrysburgh verbunden. Beide Orte haben Schiffswerften, treiben einen nicht unbeträchtlichen Handel und besitzen ein freundliches, wohlhäbiges Aeußere. Die Hügelkämme, auf denen sie stehen, erheben sich auf der Seite von Perrysburgh gegen hundert Fuß über den Stromspiegel und bilden hier, anmuthig landeinwärts biegend, ein Amphitheater, welches eine Meile tief und ungefähr doppelt so breit ist. Wir überblickten die Gegend von der Höhe links neben Perrysburgh, auf welcher dereinst Fort Meigs lag. Von dieser Grenzfestung, berühmt durch den Heldenmuth, womit sie von den Amerikanern unter Harrison gegen die brittisch-indianische Uebermacht unter Proctor und Tecumseh vertheidigt wurde, sind nur noch die Erdwälle und der

Begräbnißplatz sichtbar, auf dem man die während der Belagerung gefallenen Offiziere und Soldaten beerdigte. Die Aussicht von hier ist reizend. Dort zur Linken rauschen im dunkeln Walde, hinter und zwischen zwei langen schmalen Inseln die Wasserschnellen des Maumee über ihr Felsenbett. Hart zu den Füßen des Beobachters fluthet durch Wiesengrund der hier zur Spiegelglätte beruhigte Fluß, Segelschiffe, Flöße und Kähne tragend, bis er sich jenseits des Hügels, auf dem vor Zeiten das brittische Fort Miami stand, wieder in einer düstern Waldregion verliert. Rechts von der Brücke taucht ein großes Eiland mit mehreren kleinen aus dem Wasser auf. Drüben aber, auf der entgegengesezten Seite lachen die weißen Holzhäuser von Maumee-City, während sich zur Linken des heitern Bildchens eine mit Baum und Busch umkränzte Bucht zeigt.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, die Gegend von Maumee-City zu einem Lieblingsaufenthalte der indianischen Stämme zu machen, die vor Alters das Land inne hatten, und noch zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts war die Strecke von hier bis Defiance dicht mit ihren Wigwams, Maisfeldern und Pfirsichgärten besezt. Bereits 1680 hatten die Franzosen einen Handelsposten hier. 1794 errichteten die Engländer an der Stelle das erwähnte Fort Miami, von welchem noch jezt Spuren sichtbar sind. Ein Theil der Stadt bedeckt den Ort, wo die Schlacht beim gefallenen Holze (battle of the fallen timber) entschieden wurde, während sie sich ungefähr eine Wegstunde weiter stromaufwärts entsponnen hatte. Am lezteren Orte, gleich neben der Straße, die an Presque-Isle Hill vorüberläuft, befindet sich ein Felsblock, welcher das Grab eines berühmten Indianerhäuptlings bezeichnet. Dieser, Namens Truthahnfuß, sammelte hier einen Theil von den in jenem blutigen Treffen durch Wayne's Reisige in die Flucht getriebenen Shawanoes und widerstand mit ihnen den feindlichen Schaaren, bis er, aus einer Menge von Wunden blutend, todt zusammenstürzte. Die Rothhäute meißelten in den Felsen, neben dem er gefallen, ein Paar Truthahnfüße, die noch heute sehr deutlich zu erkennen sind, und die Sage geht, daß die späteren Ansiedler des Maumeethales auf dem Steinblocke häufig Stücke Tabak fanden, welche gewissermaßen als Opfergaben dorthin gelegt worden waren, um den zürnenden Geist des abgeschiedenen Helden zu versöhnen.

Von hier bis Providence bildet das rechte Ufer des Flusses einen einzigen unabsehbaren Laubwald, während auf dem linken der Kanal eine Anzahl von Farmen und kleinen Städten in's Daseyn gerufen hat. Die Landschaften haben noch viel von dem wilden Charakter der Urzeit, wo die Natur sich selbst überlassen war und die in ihr hausenden Dämonen, ungestört und ungebändigt durch die Hand des Erdenkönigs, mit ihren Kräften ihr wüstes Spiel trieben. Ueberschwemmungen haben eine Kette von Sümpfen und Lachen geschaffen, aus deren grünlichem Wasser moosige Bäume und Stümpfe emporragen. Zuweilen erweitert und verflacht sich der Strom, und wellenumbrauste graue Kalkbänke stehen gleich einem mächtigen Wehr aus seinem Bette heraus. Dann wieder fluthet er still und tief durch die Schatten des Forstes, der ihn mit seinen tausend Quellbrunnen nährt. Mitunter umarmt er ein Waldeiland, dessen Wipfel der Herbst mit allen seinen Farben, vom dunkelsten Braun bis zum hellsten Roth bemalt haben. Dann wieder hat er durch Aufthürmung einer Masse entwurzelter Stämme bewiesen, welche Kraft sein Grimm bei Hochwasser besizt. Manchmal starrt das graue verwitterte Antlitz eines Felsgiganten aus der schwarzen Humusdecke hervor, womit der verwesende Wald seinen Leib bestreut hat, und dann wieder schiebt sich ein breites Schilffeld, überflattert von schnatternden Vogelschwärmen, bis in die Mitte des Flusses hinaus.

Wir waren weder gerüstet noch aufgelegt, der Jagd in diesen Morästen in regelmäßiger Weise obzuliegen. Aber schon der Rand derselben hätte eine ganz erkleckliche Beute geliefert, wenn uns einige Stunden mehr vergönnt gewesen wären. Wie die Sachen standen, hatten wir uns mit einer Ente und einem halben Dutzend Schnepfen zu begnügen, mit denen wir, da sie anders nicht zu verwerthen waren, die Fahrt auf dem Kanalboote von Providence bis Napoleon bezahlten.

In der Kajüte waren wir Zeuge eines Schauspiels, wie man es auf den großen Verkehrsstraßen Amerikas leider zu häufig mit ansehen muß. Ich meine das Gemisch von Plumpheit oder kläglicher Verzagtheit, mit dem sich deutsche Einwanderer gemeiniglich lächerlich machen, wenn sie in Gesellschaft von Yankees reisen. Das Beispiel, welches wir hier erlebten, übertraf alles, was mir bisher vor Augen gekommen. Es war ein Schuhmacher mit seiner Frau, irre ich nicht aus der Nachbarschaft von Heilbronn. Sie hatten für Kajütenplätze von Toledo bis Cincinnati bezahlt. Allein weit entfernt, sich ihres dafür erkauften guten Rechts zu bedienen, drückten sie sich in einer Art Vorgemach, wo der aufwartende Neger sich aufhielt, schüchtern in eine Ecke. Mit Mühe waren sie zu bewegen, daß sie das Wagniß unternahmen, sich mit den übrigen Passagieren zu Tische zu setzen. Umsonst erschöpfte ich meine Beredtsamkeit, die Frau zu überzeugen, daß ihr Platz in der Damenkajüte sey. Sie blieb bei dem demüthigen Glauben, daß die schönen Divans, die sich dort befanden, zu vornehm für sie seyen. Endlich ließ ich verdrießlich und schamroth über das spöttische Geflüster und Gekicher der Amerikaner, die nur durch das Geschlecht dieser obstinaten Ueberbescheidenheit von lautem Gelächter abgehalten wurden, von weiterem Zureden

ab, und als gegen zehn Uhr Anstalten getroffen wurden, das Innere des Bootes in einen Schlafsaal zu verwandeln, saß das gute Weib, allgemeine Verlegenheit bewirkend, noch immer in der Herrenkajüte.

Froh, dem lezten Akte dieser Tragikomödie, der wahrscheinlich mit gewaltsamer Entfernung geendigt hat, nicht zuschauen zu müssen, hörten wir den Steuermann in die Thür rufen, daß wir in Napoleon seyen. Aber lange noch quälte mich das widrige Bild übertriebener deutscher Bescheidenheit, und nicht kam mir's ferner verwunderlich vor, wenn ich die frechen Amerikaner von den »dutchmen« mit schlechtverhehlter Geringschätzung sprechen hörte.

In Napoleon fanden wir nach langem Suchen in stockfinsterer, regnerischer Nacht in dem Gasthause, welches Richter Craig hält, ein behagliches Unterkommen und wohnten am Morgen darauf einer Gerichtsscene bei, wo unser biederer Judge sich so tief in das Schälen eines Apfels versenkt hatte, daß er die Advokaten, von denen abwechselnd oratorisches Feuer und Tabaksaft gespien wurde, nach Beendigung ihrer Philippica erst fragen mußte, was sie denn eigentlich vorgebracht hätten.

Nachdem wir dann unsern Weg einige Meilen stromaufwärts fortgesezt, änderten wir unsern Cours und ließen uns an einer Stelle, die den Namen Girty's Point führt, von einem Knaben, der hier fischte, über den Maumee nach Wood-County überfahren. Der Fluß ist hier ziemlich so breit wie die Saale bei ihrer Mündung in die Elbe und sehr tief. Der Punkt aber, wo wir ihn kreuzten, heißt von dem Umstande so, daß hier in alter Zeit der Wigwam stand, in welchem Simon Girty, der berüchtigte Renegat, die lezten Jahre seines Lebens verbrachte. Der Farmer, dessen Aecker jezt den Ort bedecken, wußte uns nichts von dem Manne, dessen einstiges Eigenthum er inne hatte, zu berichten, als daß er ein Verräther an seinem Lande und ein grausamer Unhold gewesen, mit dessen Namen man ungebärdige Kinder wie mit einem Popanz in Furcht und Zucht erhalten habe. Ein Jäger dagegen, dem wir ein Stück von hier im Walde begegneten, kannte Girty's Geschichte genauer, und nach seiner Erzählung wäre das Leben des Renegaten werth, zum Gegenstand eines Heldengedichts im Tone von Byrons „Corsar" gemacht zu werden.

Der Anfang freilich schmeckt ein wenig nach Rohheit. Simon Girty war der Sohn eines Irländers, der sich in Pennsylvanien, nicht fern von der Stelle, wo jezt Pittsburgh liegt, niedergelassen hatte. Der alte Mann (der gemeine Amerikaner bezeichnet den Hausvater einer Familie stets, und gleichviel wie weit er an Jahren vorgerückt ist, als »the old man«) war ein Trunkenbold und entfremdete sich durch dieses Laster die Liebe seines Weibes. Gleichgültig geworden gegen ihre Pflicht, schenkte sie ihr Herz einem andern, welcher, um alle Hindernisse mit Einem Schlage zu beseitigen, dem mißliebigen Eheherrn eines Tags eine Kugel durch den Kopf schoß und sich mit der Trophäe seiner Missethat davon machte. Die vier Söhne des liebenswürdigen Paares wurden Indianerjäger, damals ein sehr gewöhnliches Handwerk der Grenzleute. In der Ausübung desselben hatten sie während Braddocks Feldzug das Mißgeschick, von den Rothhäuten gefangen zu werden, die sie indessen nicht, wie sonst üblich, zum Marterpfahle führten, sondern durch Adoption in ihre Mitte aufnahmen. Während die drei andern Brüder in den Stamm der Delawaren eintraten, wurde Simon von den Senekas adoptirt. Unter diesen erwarb er sich bald den Ruf eines großen Jägers und Kriegers, während seine ehemaligen Landsleute, die Weißen, seinem Namen fluchten und ihn für das schrecklichste Ungeheuer hielten, welches die Erde trage. Diese Ansicht scheint indeß irrig zu seyn. Gewiß ist, daß Girty die Wilden zu wiederholten malen bei ihren Raubzügen gegen die Ansiedler Kentukys und Ohios anführte, und daß er sich dabei mancherlei Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ, scheint eben so sicher. Allein die Ursache davon war eine andere, als man gemeinhin glaubte. Simon Girty war eben bis auf die Verschiedenheit der Haut ein vollkommener Indianer geworden. Ihre Feinde waren die seinen, ihre Sitten, ihre Begriffe von Recht und Gebühr ebenfalls. Dazu kommt, daß er erwiesener maßen manchen Gefangenen vom Feuertode rettete, und daß das Gerücht verschiedene Schandthaten seiner Brüder, die allerdings vollendete Teufel gewesen seyn müssen, ihm auf die Rechnung geschrieben zu haben scheint.

Sey dem jedoch wie ihm wolle, bei all seiner Wildheit hatte Girty viele edle Züge. Er stand bei denen, deren Sache er zu der seinen gemacht, bis zum lezten Hauche. Er war tapfer bis zur Tollkühnheit; er hielt mit gewissenhaftester Treue, was er versprochen, und verkaufte einst lieber sein einziges Pferd, als daß er einen Gläubiger nicht zur festgesezten Stunde befriedigt hätte. Obwohl er an allen Hauptschlachten während des fünfzigjährigen Krieges zwischen den Langmessern und den Rothhäuten Theil nahm und mehrmals verwundet wurde, ward sein sehnlicher Wunsch, auf der Wahlstatt zu sterben, vom Schicksal nicht erfüllt. Er erreichte ein hohes Alter, hatte die lezten Jahre seines Lebens viel von der Gicht zu leiden und wurde endlich sogar mit Blindheit heimgesucht. Ein Oheim unseres Berichterstatters hatte ihn 1813 in diesem Zustande gesehen. Er war im Städtchen Malden (jezt Amherstburgh) in ein Wirthshaus getreten und hatte hier einen weißhaarigen blinden Greis mit einer tiefen breiten Narbe über der Stirn getroffen. Die Frau vom Hause hatte ihn gefragt, ob er wisse wer der Alte sey, und als er dieß verneint, war ihm die Antwort geworden, es sey Simon Girty, der Renegat.

Der Jäger, dem wir diese Notiz dankten, war so

gefällig, uns quer durch den Wald nach der sogenannten Napoleon-Road zu begleiten, der wir zustrebten, um über Heischbergers Farm nach Kalida und von da weiter bis an den Canal zu wandern, auf dem wir heimzukehren gedachten. Wir durchschnitten auf diese Weise den schwarzen Sumpf seiner ganzen Breite nach und sahen ihn in seinen einsamsten und wildesten Strichen.

Die Napoleonsstraße ist dadurch entstanden, daß man vom Maumeeufer gegenüber der Stadt Napoleon nach Süden zu eine Linie zog und auf derselben in einer Breite von etwa zwanzig Schritten den Wald niederhieb. Einen Theil der Stämme räumte man zur Seite, die übrigen blieben da, wohin sie gefallen waren. Von Ausrodung der Wurzelstöcke war nirgends, von Ueberbrückung der verschiedenen Creeks und Ausfüllung der knietiefen Sumpflöcher nur hie und da die Rede. So ist der Weg lediglich bei trockenem Wetter für Fuhrwerk passirbar, nach anhaltenden Regengüssen dagegen wird er vollständig bodenlos, und durchaus glaubwürdig klang es, als der Farmer, bei dem wir zu Mittag aßen, uns erzählte, er habe im verflossenen Frühjahr mit einem nicht schwer beladenen Wagen beinahe zwei volle Tage gebraucht, um die Strecke von neun englischen Meilen zwischen seinem Gehöft und Napoleon zurückzulegen.

Die Farmen, die man in dieser Einöde antrifft, werden, je weiter man vordringt, ärmlicher und seltener. Ihre Bewohner leben, dünkt mich, ein Leben wie die Würmer in einem Krautkopfe. Maisfelder dicht und hoch umgeben die Blockhütten, reichlich die Aussaat lohnend, obwohl die Eichhörnchen, welche zu Hunderten die Fencen entlang wimmeln, die Frucht derselben mit dem rechtmäßigen Besitzer theilen. Fettes Vieh weidet im Walde, von dessen Zweigen der Wind ihm allerlei Nüsse schüttelt. Schöne Obstgärten liefern den Stoff zu den Kuchen, Gelées und andern Süßigkeiten, in deren Bereitung die Frauen der Hinterwäldler allenthalben Meisterliches leisten. Will man Zucker, so zapft man draußen die Ahornstämme ab; wünscht man der Abwechslung halber Honig, so findet man dessen, obwohl die wilden Bienen sich allgemach dem fernen Westen zuwenden, in den hohlen Bäumen noch zur Genüge. Gelüstet Einem nach Wildpret, dort in der Ecke steht die Rifle und keine Meile von der Farm gehen Rehe zur Tränke, fliegen Truthühner und Tauben, springen Eichhörnchen, fett wie die Kaninchen und von einem Geschmacke wie Rebhühner, in Menge durch die Wipfel. Nicht selten auch ist ein Mitglied der Familie Ursus gutmüthig genug, dem Jäger seine Schinken in den Weg zu tragen. Rechnet man zu alle dem, daß der Ansiedler sich der unbeschränktesten Freiheit erfreut, und daß er, sobald die Mühen des Ausrodens und des noch weit beschwerlicheren Umzäunens überwunden sind, nicht halb so viel Plage mehr hat, als der Bauer in Deutschland, so möchte sich gegen eine solche Existenz von Seiten derjenigen, vor deren Raupenbewußtseyn der Daseynszweck des Menschen ein wohlversorgter Magen ist, kaum etwas einwenden lassen; man müßte denn die blassen, hohläugigen Gesichter unbehaglich finden, die auch hier vor allen Thüren sitzen und von den Besuchen erzählen, welche die böse Fee Malaria den in ihr Reich eindringenden Sterblichen vor und nach jedwedem Winter abstattet.

Aus Egypten.

(s. Nr. 7.)

Ausflug nach den Gabarrigärten und zum Mareotissee.

Nach den Gabarrigärten nahm mein gefälliger Führer, der Ornitholog Brehm, den meine hastig frische Neugierde ebenfalls in's Zeug sezte, den Weg aus Alexandrien über halbwüste und halbbebaute, fabelhaft weite Marktplätze und Räume, an deren Grenzen sich die isolirt stehenden Gebäude, kleinen Moscheen und Magazine in mährchenhafter Perspektive verloren, wie wenn die Scene nur eine Dekorationsmalerei oder ein Panorama von Gropius gewesen wäre. Aber die Contraste sind in Egypten Stirne gegen Stirne gestellt, und so ging es bald zu andern Plätzen, durch Budenreihen und Bazars, mit einem Getümmel von Eseljungen, von beturbanten und bekaftanten Gestalten, über deren durcheinander bewegte Köpfe die langen Kameelhälse mit ihren riesigen Schaafsköpfen hinwegragten und wehklagten; und aus den brausenden Wogen des arabischen Lärmens und Tummelns kochte und thürmte sich von Zeit zu Zeit das Wuth- und Angstgeschrei eines gelangweilten Eselhengstes, wie die Fontäne eines Wallfisches, die Stimme eines unerhörten Meerungeheuers empor. Zum mindesten wähnte man einen hungrigen Wüstenlöwen auf dem Platz. — Nach diesen Scenen endlich kam nicht etwa ein Dämpfer, sondern ein Climax, aber in eine mir ganz neue Sphäre hinübergespielt.

Ich erblickte diejenige Strecke des Mahmudicanals, welche im Wortverstande mit Nilbarken überbrückt und wie gepflastert erscheint. — Hier fallen dem Fremden vor allen Dingen die sechzig, siebzig und achtzig Fuß langen Segelstangen mit ihren ungeheuern Segeltüchern in's Gesicht, die auf einem kurzen Mastbaume beweglich festgemacht sind. Jede größere Barke führt zwei solcher Segelungeheuer, die, nach beiden Schiffsseiten herüberhängend, dem Fahrzeuge das Gleichgewicht und in der Entfernung das Ansehen geben von einem ungeheuern, durch die Wellen fortschießenden Schwan.

Wenn man von einer Unmasse Barken mit einem Walde von ungeheuern, auf kurzen Masten schwebend gehaltenen und nach derselben Richtung geneigten Segelstangen, von einem Gewimmel nackter und wüst durch einander schreiender Araber spricht, so scheint das dem ruhigen Leser, der in europäischen Hafenorten war, eben nichts Außerordentliches, und doch ist's dieses in einem Grade, in einer Weise, von der sich kaum eine leiseste Färbung, ein entferntester Ton, eine Ahnung geben läßt.

Er war etwa um die Vesperzeit; es war ein unerklärlich bezogener, mysteriöser und doch wolkenfreier Himmel, bei einer schwülen und staubigen Luft. Die Fellahbarken sind allesammt roh gezimmert, ohne Anstrich von Farbe oder Theer, vielmehr häufig mit Schlamm und Dünger verklebt; und dazu starrt die ungeheure Masse der gleichfarbigen, graubraunen Segelstangen in derselben schräg aufsteigenden Richtung, nach derselben Weltgegend in die Luft, wie die Spieße und Bäume von unbekannten Sturmmaschinen oder andern Ungeheuern, welche zum Kampfe gegen die kultivirte Welt ausgezogen sind. Und es ist noch etwas anderes, noch etwas Wüsteres, Dräuenderes, Tieferes, Fabelhafteres in dieser ächt egyptischen Scene, wovon die Seele traumgeängstet und die Brust wie von einem Alp gedrückt wird: es ist eine unausdeutbare Allegorie, und sie liegt, wenn man sich da hinein empfinden und hinüber träumen kann, in der Einförmigkeit, der Einfarbigkeit, der unsäglichen Monotonie, der Ruhe und Todtenstille von Wüste und Meer, zwischen denen diese bunten und lärmenden Bilder eingesezt und festgerahmt sind.

Es ist mit diesem arabischen Canallärmen wie mit einem Jahrmarkt, der in einer sibirischen Winterwüste zusammengetrommelt ist, wie auf dem Weltmarkte von Nischney-Nowgorod, wo allein für siebzig oder hundert Millionen Silberrubel Thee aus China hingebracht zu werden pflegt, wo man blaue Füchse, Zobel, Gold- und Silberbarren, ja selbst Edelsteine aus der Bucharei und aus Indien erhandeln kann, und der Lebensstrom des Geistes doch nur unter eisiger Decke fortströmen darf. Es ist also wie mit einer Fackel, oder einer Feuersbrunst bei Nacht, durch welche eben nur die Finsterniß sichtbar gemacht wird. — Und hier am Mahmudicanal fühlt die hörende, feinsinnige Seele aus all dem bunten und wüsten Lärmen nur die pharaonisch-despotischen Steinpyramiden, den Mumientod, das Schweigen der schwülen Sandwüste, die betrüglichen Luftspiegelungen, die quellenlosen Oasen, das tückisch einschläfernde und einförmige Wellenspiel des rundum eingeschlossenen und von einem übermüthigen Inselvolke beherrschten Mittelmeeres heraus, das nur durch eine enge Straße mit dem Weltmeere zusammenhängt.

Ich kann die Ausbeutung, ich kann das Bild vom mastenreichen, und doch verschlammten, schmalen, flachen Mahmudicanal, der über so viele tausend Leichen der geopferten Arbeiter trübe und träge hinwegfließt, nicht weiter verfolgen, aber so viel ist gewiß: dieser Canal gibt dem symbolischen Verstande das erste die Seele durchschauernde Gesicht vom alten und neuen Egypten, vom todten Leben und vom geschäftigen Tode auf dem Nil, von der egyptischen Wirthschaft, die noch heute so tyrannisch und menschenmörderisch ist, wie zu Möris Zeiten, der das ungeheure Nilbassin, den See Möris, ausgraben ließ.

Und was nicht das Meer und die Wüste und der geheimnißvolle Nil erzählen, dessen Quellenmysterien und Kulturgeschichten sich die voraus hastende Phantasie in den schlammigen Nilwassern des Mahmudicanals pränumerirt, das träumt die Seele in den dunkeln, aus der Ferne herüberschimmernden und herüberfabelnden Schilfmassen des im Alterthum stark kultivirten, fünfzig Karavanenstunden im Umfange haltenden salzigen Mareotis-Sees, welcher von Meerwasser gespeist wird.

Im Jahr 1801 durchstachen die Engländer den Damm, der diesen See vom See bei Abukir trennt, und über welchen der Mahmudicanal jezt hinführt; da drangen die Meerwasser von dort in die Niederung des Mareotis. — Der Damm ist schlecht wieder hergestellt; der See wächst und fällt also mit dem Nil; man gewinnt aus ihm große Massen von Salz. Zwischen diesem Mareotissee und dem Mittelmeere reckt sich nun eben eine schmale Sand- und Kalkwüste, wie die staubige Zunge eines vor Hitze lechzenden Ungeheuers hin, und auf ihrer Spitze liegt Alexanders todt-lebendige Stadt, mit ihren würfelförmigen, weißen Kalksteingebäuden, wie ein tausendwirbliger, antediluvianischer Hydrarchos unter Palmen und am Meeresstrande ausgestreckt, ein Monstrum auf des Weltenstürmers Grabe. Diese Romantik und Symbolik ist der Profit einer zu Grunde gerichteten und vom Naturalismus überwucherten arabischen Kultur; aber sie kommt allein dem kuriosen Reisenden zu gut, der Egypter profitirt sie nimmermehr.

In solchen Träumereien ritt ich vom Mahmudicanal fort, durch lange, herrliche, lichtdunkle Alleen von Sykomoren und Akazien, durch Plantagen, Fruchtfelder und Gemüsegärten, durch eine ganze mit Kunst und Sorgfalt, aber leider auch mit heilloser Brutalität und Tyrannei in's Leben gerufene Landschaft, die aus den Canalwassern getränkt wird, gleich der Stadt selbst. Ich hatte die Augen überall, und gedachte alles zu fassen und zu behalten, aber die Neuheit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, das Mährchenhafte der Scenerie und meiner Situation äscherte meinen schon zusammengeschnurrten Verstand vollends ein, und löste dann meine Einbildungskraft in Schaum und Traum.

Ganz unerhörte Dinge, ganz neue Welten muß man mehreremal sehen, um sie vollständig zu begreifen, zu behalten, und um auszugestalten, was man gesehen. Ich habe das auch gethan, ich bin noch einigemal am See Mareotis gewesen, aber so schön hat sich meine brennende Phantasie nie kopfüber in seine Wasser gestürzt und in seinen Wundern gebadet, wie dieses erstemal. Das Topographische, das Botanische, Mineralogische, Zoologische und Geologische mag indeß ein positiv gelehrter und informirter Doktor und Magister registriren, ich habe es auch auf dem lezten Ausfluge nicht sonderlich beachtet. Ich bin keineswegs nach Karten und Planen geritten, und habe nicht einmal eine Boussole im Stiefel oder ein Thermometer im Busen gehabt, denn mein kleinstädtisches Herz und meine weitläuftige Einbildungskraft ließen zu Instrumenten und Experimenten keinen Raum. Die Feldmesser und Physiker mögen mir das verzeihen. Ein Poet ist nun einmal ein flüssiges und halb confuses Subjekt, und läßt selbst trockene Farben ineinander laufen, wie im türkischen Papier.

Was nun aber die Farben und Formen der afrikanischen Vegetation und Scenerie betraf, so bildeten sie sich meinen traumwachen Sinnen zu Rosetten und Chromatropen ein, ich mochte wollen oder nicht. Das Bewegungstempo für diese Kaleidoskopspiele gab die Reitpeitsche und die Hast meinem Esel unter den Fuß, der überdieß so feurig war, wie nur ein westpreußisches Pferd, und an der Transparenz fehlte es bei dem gluthenden Lichte der afrikanischen Sonne keinen Moment. Ich hatte also ein egyptisch-chinesisches Feuerwerk im Kopfe und vor den Augen, das sich keinen Augenblick recht beschreiben läßt, weil es alle Augenblicke ein anderes ist.

Es war schon spät geworden, die karmoisinroth glühende, in den Dünsten des Mareotis violett spielende Sonne konnte etwa noch eine Stunde am Himmel stehen. So jagten wir denn im unausgesezten Galopp durch die endlosen Alleen fort und fort, und mit uns ein ganzer Haufe Eselritter vom christlichen und muhamedanischen Geiste, die bei dieser Gelegenheit ihre gegenseitigen Sympathien in der Thier- und Menschenquälerei fanden. Endlich aber wurde ich durch eine von denjenigen Scenen aufgehalten, die ich so sehnlichst erwünscht hatte, wie nur den Anblick einer paradiesischen Vegetation, so wenig diese auch jenem Erlebniß entsprach. Aber es gilt ja eben in diesem Lande und Welttheil die Contraste und nicht die Harmonie. Und was bekam ich hier zum erstenmal zu sehen? — Einen Pascha, einen türkisch arabischen Prinzen, den Said-Pascha, den Bruder Ibrahims, einen ungeheuerlich dicken Herrn.

Er schickte sich eben zu seinem langsamen Abendritt an durch die Zaubergärten und Alleen, auf einem lustig wiehernden und schnaubenden, schön geschirrten

schneeweißen Hengst. Das prächtige arabische Thier war stämmig, muthig und fromm zugleich ausgewählt, wie verhältnißmäßig in so glücklich edler Blutmischung kaum ein Menschenkind aufzufinden ist; und der Reiter saß so breit und dickwanstig wie ein Falstaff auf dem rundgerippten Roß. Mit der rechten fetten Faust hatte er einen schwarzen, neben dem milchweißen Thiere schreitenden Sklaven in's wollige Haar gefaßt; ein zweiter Neger oder Nubier hielt sich am linken Steigbügel fest und führte den tanzenden Hengst im ruhigen Schritt; und zwischen den beiden muskelgeschwollenen, dunkeln, schön modellirten Gestalten in kurzen ärmellosen Hemden, mit seidenen Kaftanen, in kurzen Pumphosen, die bloßen Beine vom Knie ab in Saffianschuhe gesteckt, saß der Prinz wie ein modellirter und türkisch kostümirter Fettklumpen, wie ein seidener Sack voll Sand, aber mit einem schönen Kopf und Gesicht. Und um den arabischen Abt von St. Gallen herum und ihm vorauf, der über Tod und Leben, über Bastonaden und Geschenke mit einem Worte und einer Miene verfügt, da tummelten sich geschäftige und eilfertig rennende, mit gespannter Aufmerksamkeit zu den Seiten und hintennach gehende, des leisesten Winkes gewärtige Unteroffizianten und Diener mit Sesseln, Teppichen, Gezelten, Gefäßen, Erfrischungen und Luxusartikeln, wie mir's schien ohne Namen und Zahl. Und hinter dem mächtigen Plenipotenten von Alexandrien folgten in einer eleganten Pariser oder Londoner offenen Kaleiche, die wie ein Spinnrädchen fortrollte, ein paar Adjutanten, Hausoffizianten, oder wie ich sie sonst tituliren soll, denn ich fragte sie nicht um ihren Dienst und Rang, sondern grüßte sie und den Prinzen respektvoll genug, um nicht eventualiter zu einer Bastonade herangewinkt zu seyn, die bekanntlich durch keinen Widerruf und keine Ehrenerklärung je abgewaschen wird.

Das war die Scene, die ich ersehnt, und der Mann, den ich in Alexandrien zu schauen begehrt. Ich sah ihn mir im ehrerbietig langsamen Vorbeireiten so scharf an, als dieß die Schicklichkeit gestattete, und galoppirte dann, von arabisch türkischer Fürstlichkeit und Herrlichkeit illuminirt, zu dem schönsten der Gabarrigärten, zu demjenigen, in welchem damals ein Sommerpalais gebaut und von italienischen Künstlern mit Plafondgemälden dekorirt wurde, was al fresco geschah, ich aber dießmal in halber Dunkelheit besah. Der Prinz hatte zu unserer Freude einen andern Weg eingeschlagen, wir ließen also unsere Esel in den Händen ihrer unermüdlich mitgaloppirenden Treiber, schlüpften dann durch eine auf unser Pochen von einem Gartenwächter geöffnete Thür, und dann unter Pränumerationen wie Versprechungen von mehr Bakschisch in das arabische Paradies.

Wie mir das Herz geschlagen hat, als mich die betäubenden essentiellen Abenddüfte all der Wunderblumen und gewürzigen Kräuter, als mich die dunkeln Jasmin- und Rosenlauben umfingen, als ich zum erstenmal in meinem Leben in ein Wäldchen von Citronen- und Orangenbäumen trat, deren Früchte und Blätter die flammende Abendsonne mit goldigen Tinten und einem magischen Lichtdunkel übergoß, das kann ich wieder nicht beschreiben, und doch blieb mir von meiner jugendlichen Romanleserei und den Erinnerungen aus tausend und einer Nacht ein letzter Wunsch, die Sehnsucht nach der Spitze, nach der Blume der Belohnung jedes Abenteuers, ohne welche alle Paradiesgärten Spott und Langeweile zu seyn pflegen: ich hatte keine Odaliske, keine Haremsbewohnerin auch nur von fern erblickt, und noch weniger ein schuldiges oder unschuldigstes Rendezvous mit ihr gehabt, und bei diesem natürlichsten Malheur, das es für einen armen Adamssohn geben kann, bleibt selbst die übernatürlichste Tugend ein widernatürlicher Trost. Es hilft nichts, man muß entweder nicht in so ein natürliches Paradies hineingucken, wenn man noch einen kleinsten Rest von heiler Natur conservirt hat, oder man thut's nicht ohne Sünde und Melancholie.

Am Vormittag und bis zur Vesperzeit war die Hitze für Exkursionen zu groß, am frühen Morgen der starke Thau ein Hinderniß, um zu Fuß in irgend welcher Vegetation umherzugehen. Ich und mein ausdauernd dienstfertiger Führer konnten also wieder nur an einem Spätnachmittage die Gabarrianpflanzungen bereiten. Dießmal hielten uns aber weder der Mahmudicanal noch der Prinz und seine Schloßgärten auf, und wir gelangten somit noch bei vollem Tage auf den Damm, der durch die Niederungsplantagen am See Mareotis hinführt.

Wenn man nun erzählte: in dem fetten Marschlande zu beiden Seiten des mäßig breiten und hohen Dammes standen da junge und alte, hohe und strunkige Dattelpalmen (etliche wie paradiesische Calmuswurzeln anzuschauen), eine Gruppe derselben auf trockeneren Stellen, andere Bäume und Sträucher in einem Sumpf und Schlamm, der von der Sonne bereits wieder eine Kruste von zusammengeschwemmten und aschfarb vertrockneten, beschlammten Vegetabilien erhielt; auf andern Strichen des von der Ueberschwemmung abtrocknenden Niederungsbodens gab es Olivenbäume und Zuckerrohrpflanzungen; zunächst am Damme bildeten preußische Weichselpappeln eine Allee, und an Küchengewächsen, z. B. an großen Massen von Zwiebeln, Rettigen und allen Arten von Kohl, fehlte es keineswegs: ich sage, wenn man so referiren wollte, so könnte das für eine ganz richtige und verständige Beschreibung gelten, und doch wäre sie unrichtig, schon weil sie gar zu verständig und nüchtern, nur das Material, das trockene Holz, die Körperlichkeit und Handgreiflichkeit der Scene gäbe, nicht aber ihre Beleuchtung, ihre Seele und Physiognomie, nicht ihren Grundton, nicht das Lebens- und Schönheitsprincip,

in welchem die Natur diese Mareotisscenen componirt, gefärbt, configurirt und transparent gemacht hat.

Es spricht freilich keine Zunge aus, es malt es kein Claude Lorrain, wie diese afrikanische Niederungsvegetation von Licht und Aether, von Ruhe und Schweigen umflossen ist, wie ihre chaotischen Bilder, ihre sich aus Wasser und Schlamm herausarbeitenden Palmen und Orangen vom egyptischen Himmel accompagnirt und verklärt werden, über den nur dann und wann leise Wolkenschleier wie Silbergaze dahinziehen, welche die tiefer und tiefer sinkende Sonne mit Rosa und hohem Purpurgolde umsäumt. Aber ein naturbeseelter, ein gewissenhafter Beschauer, so einer, dem die Seele der Erscheinungen, die himmlische Allegorie, die Musik in allen natürlichen und menschlichen Dingen was zu schaffen macht, der deutet doch wenigstens solche Geschichten an, der schreibt doch einige Noten hin, falls er auch riskiren muß, daß er stille Musik macht, ihn also niemand hört und versteht, oder ihn nur auf einem Dudelsack accompagnirt. Muß doch zulezt unser Herr Gott ruhig zusehen, wie seine schöne Welt, selbst in Künsten und Wissenschaften, von Ueberbildeten und Ungebildeten, von den Barbaren der Natur und der Civilisation, nach allen Seiten und in allen Sphären verhunzt, mißdeutet und übel ausgebaut wird. So kann es denn schon ein Winkelpoet darauf ankommen lassen, ob man reproduciren werde, was ihm zu Klang und Sang wurde, zu Gottesmysterium und Naturpoesie.

Auch am heutigen Tag folgte diesen Bildern des stillen Segens und Wachsens, des hundertfältigen Gedeihens, diesem heiligen Gottesfrieden im Himmel und auf Erden, der die Paradiespalmen wiederum aus den Schlammwassern der verlaufenen Sündfluth an's goldene Tageslicht rief, die Kehrseite der egyptischen Wirklichkeit und Welt. — Wir gelangten ruhig fortschreitend zu Bauwerken und Gärten, in denen Erdarbeiten durch allerlei zusammengerafftes Gesindel, Männer, Weiber und Kinder ausgeführt wurden. Nur wenige hatten Grabscheite, Hacken, Schaufeln, Schiebkarren oder anderes ordentliche Geräth. Die Masse arbeitete mit nothdürftig zurechtgemachten und lächerlichen Hülfsmitteln, mit Spähnen, Stöcken, Scherben und mit bloßen Händen, die Aermsten trugen Erde in zerrissenen Körben und Schürzen, in ihren Hemden, in Töpfen und Schüsseln und auf Bretterstücken fort, indem die Last auf den Kopf gesezt und entweder mit einer Hand oder ganz frei balancirt ward. — Das war einmal wieder eine ächt arabische Scene, eine Unordnung, ein Wirrwarr, ein Gezänk und Geschrei, als ob Jerusalem in Belagerungsnoth gewesen wäre. Die Aufseher gehörten wohl selbst dieser abrahamitischen Race an; der Tag mußte sie auch bereits mürbe gemacht haben, und so schienen sie dem Getümmel und der Verwirrung von Babylon ziemlich theilnahmlos zuzuschauen. Desto toller aber wurde das Gewirre und Gezänke von Moment zu Moment.

Ich stellte mich auf die Mauer einer aus Kalksteinen aufgeführten Wasserleitung, die an allen Stellen so con amore krumm und bucklicht, so pfuscherig zusammengeklebt, und wie ich weiterhin in Erfahrung brachte, so im Zickzack fortgeleitet war, daß sie für ein vollkommenes Symbolum des arabischen Naturells und der Zickzackbewegungen in dem durcheinander arbeitenden Menschenhaufen gelten darf. Wenige Schritte von dieser kunstbucklichten Wasserleitung befand sich ein ganz kleines Gebäude, wie bei uns ein Gebeinhäuschen anzusehen, in welchem man durch ein vergittertes Loch einen berühmten antiken Medusenkopf sieht, der auf einer Steinplatte am Fußboden in alter Mosaik ausgeführt ist. — Die untergehende Sonne überglänzte den Mareotis, in dessen Rohr- und Schilfmassen die Abendlüfte wühlten, mit falbem, fabelhaftem Schein. Mir schien es, man brauchte bei diesen Scenen wahrlich kein extraordinärer Symboliker zu seyn, um zu empfinden, daß hinter den Compositionen der Wirklichkeit, wenn sich Natur- und Kulturgeschichte in eins bilden und begleiten, jede Dichtung und Ausbeutung des Menschenwitzes weit zurückbleiben muß. Gewißlich wahr, Egypten hat vor allen Dingen Grund gehabt, ein Mosaikbild des versteinernden Medusenhauptes zu conserviren; denn das Symbolum und Princip seines Regiments und seiner Kultur ist Versteinerung und Mosaik.

Der erste Anblick der Pyramiden vor Battn el Bakkera.

In der Mitte der Krümmung, die der Nil vor Battn el Bakkera (Bauch der Kuh), d. h. vor dem Punkte macht, wo er die beiden Arme nach Rosette und Damiette entsendet, durch welche jenes fruchtreiche Delta gebildet wird, das oft drei Ernten im Jahr hergeben muß: da bekam ich 'am Morgen des 21. Oktobers 1849 zum erstenmal die Pyramiden von Ghizeh zu Gesicht. Sie zeichneten ihre ungeheuern gleichseitigen Dreiecke in die durchsichtige, ätherreine Luft. — In dieser Entfernung schon erscheinen jene Weltwunder der Kunst, die es bis zum heutigen Tag geblieben sind, jene Zeit, Natur und Mode trotzenden Zeugnisse der vollendetsten Technik, wie der kolossalsten Phantasie, so massenhaft und hehr, wie sie in Wirklichkeit sind.

Mit dem Anblick dieser fabelhaften Denksteine, die sich die Menschengeschichte selbst gesezt zu haben scheint, fühlt sich der Ankömmling erst recht eigentlich auf egyptischem Grund und Boden und in seine Mysterien eingeweiht. Sind es doch die ältesten übrig gebliebenen Menschenwerke, diejenigen, in welchen Idealismus und Materialismus, Mechanik und Dynamik, Natur und Menschengeist so vollkommen in eins gebildet wurden, daß sie die Sinnbilder eines Absoluten darstellen, welches die alte Menschenphantasie in einer aus Stein

modellirten Metaphysik, in Kunstbergen von Felsstücken, in einem krystallisirten Gebirge ausgestaltet hat.

Diese Pyramiden machen an dem gewaltigen Nil, an den Pforten der Wüste, an der Stätte des alten Memphis, gleichwie der Sarazenenstadt Cahira, und am Schlusse des Delta, dessen Form sie zeigen, gleichsam die historischen Honneurs, aber auf eine Weise, daß selbst dem Pedanten und Höflinge die leeren und neumodigen Façons im Augenblick entfallen müssen, wo ihm dieses pyramidale Ceremoniell in's Auge und auf's Herz gefallen ist.

Es mag mehr wie sonderbar seyn (aber der Mensch ist nun einmal so kurios, so aus purer Wundersucht zweifelsüchtig und närrisch), genug, ich hegte noch immer so einen leisesten Schatten von einem irrsinnigen Argwohn, ob es denn wirklich solche Pyramiden geben könne, so kolossal, so seltsam, und ob ich es eben erleben würde, sie mit leiblichen Augen zu sehen. Und als ich sie nun zum erstenmal sah, da dachte ich: also doch wahr, und du hast sie wirklich geschaut!

Ein zweiter, nicht minder außerordentlicher Augenblick ist der, wo das Menschenkind von heute unmittelbar vor diesen Wahrzeichen der alten Fabel- und Titanenwelt steht, wo der Epigone dieser entgötterten, profanen und ausgenüchterten Zeit, wo der welke Glaubenszwerg mit dem überkugelnden Riesenkopfe vor diesen erdenewigen Grenzsteinen der alten und neuen Zeit, des Lebens und des Todes weilen und sie mit seinen Händen von Fleisch und Bein berühren darf.

So gewaltig die Phantasie auch durch die Anschauung von Cahira in Aufruhr gebracht, so vielfältig sie auch durch Alexandrien, seine Umgebungen, Geschichtserinnerungen und durch eine sechstägige Nil- und Canalfahrt in Fluß gebracht worden ist, die Pyramiden sind ein Dämpfer auf alle bloßen Farbenspiele und Entzündlichkeiten der Einbildungskraft. Wenn man diese ungeheuren Denkmale gesehen, schreitet man mit dem nothwendigen historischen Aplomb, mit dem höchsten Maßstabe, mit Styl und Haltung, mit Orientirung durch das arabische Babylon, und findet sich fürder durch keine Welterscheinung mehr über die Maßen verwundert und beirrt. Man hat eben das Wunderbarste, das Ungeheuerste gesehen. Man gehört fortan mit Fleisch und Blut zu den Novizen der Kunstmysterien der uralten Geschichte Gottes, die in den Menschenwerken geoffenbart worden sind, zu denjenigen Freimaurern, die das älteste Baugeheimniß angeschaut haben, welches kein Mund, kein Symbolum, kein Meister- und kein Schottengrad verrathen kann, welches sich den Erwählten von Innen heraus entsiegelt und versiegelt, und denen es sich von da ab im Gemüthe zu einer Pyramide nacherbaut, auf welcher der Eingeweihte höher und höher steigen und auf deren Spitze er sich in dem Augenblick als lebendige Bildsäule hinstellen darf, wo er das Zeitliche beschließt. Er schaut dann von der Pyramide des Lebens, wie von der des Cheops, die Wüsten und die Paradiesfluren dieser Welt, ihre Thäler und Felsen, den Strom des Lebens, der aus unerforschten Quellen zum Meere der Ewigkeit fließt, die Lebensschifflein, die an dem Palmenufer landen und mit dem Strome nach der großen Masr El Kahireh, der siegreichen Weltstadt der Profangläubigen, fahren, während die Pilgrime sich gegen den Strom zur Gottesstadt Mecca hinaufarbeiten bis zu der Stätte, wo die Wallfahrt sie durch die Wüste und über das rothe Meer nach Arabien führt. Und die vielen hundert Kuppeln der Riesenstadt, der Stadt des Weltlebens, erglänzen im Sonnenlicht, daß es die Augen blenden will; aber sie wölben sich doch nur über den Gräbern der Erdenmächtigen, von denen nichts übrig geblieben ist als die Stätte, da ihr Staub dem Erdenstaube zurückgegeben worden. Und die tausend aufschießenden Minarets rücken sich, wie so viele Zeigefinger Gottes, dem Himmelsgewölbe entgegen und entsenden den Pyramiden, diesen uralten Vertrauten der Geschichte und Zeit, ihre Zeichen: eine Kunde der Lebendigen an die Todten.

Im Schwarzwald.

1.

Beim alten Thurme im Epheukleid,
Von blühenden Sträuchern umgeben,
Da seh' ich gern in die Ferne weit,
Und hinunter in's lärmende Leben.

Da schiff' ich mich ein auf dem Strome dort
Auf lustiger lustiger Fähre,
Und fahre dahin, und fahre fort
Bis hinaus zum heiligen Meere.

Da blick' ich hinab in der Straßen Gebraus,
In's Gewühl der Menschen, das dichte,
Und denke von Liebe und Haß mir aus
Manche seltsame neue Geschichte.

Da schau' ich in sonnige Buchten hinein
Und presse die schwellenden Beeren,
Und, was ich will träumen beim goldenen Wein,
Das kann mir niemand verwehren.

Und senken sich endlich die Flöre der Nacht
In engeren Kreisen und engern,
So seh' ich die Sterne zieh'n auf die Wacht,
Und lausche den himmlischen Sängern.

2.

In blauen Waldesschatten,
Auf sonniggrünen Matten
Nun bade dich, mein Blick!
Vergiß die Pergamente,
Die Welt, die haßzertrennte,
Das launische Geschick!

Weich, wie im Mutterschoße,
So ruht sich's hier im Moose
Am heilungskräft'gen Born.
Hier gibt es nichts zu bangen,
Sanft küßt die Luft die Wangen,
Leicht ritzt der Rose Dorn.

Das Reh dort an der Ecke, —
Sorg', daß es nicht erschrecke!
Dich stören will es nicht
Im zärtlichen Durchgleiten,
Vergang'ner gold'ner Zeiten,
Das sich in Thränen bricht.

Nun athme Gottversenkung,
Versöhnung alter Kränkung
Und Kindesunschuld ein!
Und neugestählt die Glieder,
Dann kämpfe rüstig wieder
In's Leben dich hinein!

3.

Und was ich heute begonnen?
Was heut und immer geschieht.
Den Menschen bin ich entronnen,
Wie ein Reh, das dem Jäger entflieht.

Zum Gipfel bin ich geklommen
Ueber Felsen und Wasserfall,
Sah Himmel und Erde verschwommen
In golden und purpurnem Schwall.

Ließ alle Sorgen da liegen,
Haß, Neid und and're Begier,
Und ließ die Gedanken fliegen, —
Die flogen alle zu Dir!

4.

Durch des Tannenwaldes Nacht,
Unter Nebelflören dicht,
Hast mir lang nicht mehr gelacht,
Schönes Licht.

Fast vergessen hatt' ich dich.
Alte Sorg', Verdruß und Pein
Spann in Nebelgrau'n auch mich
Tief hinein.

Und so stiert' ich vor mich hin,
Lebenssatt. Da brichst du vor,
Schnellst zu frischem leichtem Sinn
Mich empor.

Lebensbringer, heil'ges Licht!
Sey gegrüßt viel tausendmal!
Glüh' nur, glüh', verlaß mich nicht,
Holder Strahl!

C. Reinhold.

Zur Orientirung in der schönen Literatur.

Neue Lyriker.

Φ Wenn man neuerdings der Lyrik das Wort reden will, so fühlt man sich immer in der peinlichen Verpflichtung, sich deßhalb zu entschuldigen. Es gibt eine starke Partei, und sie ist durch rüstige Stimmführer vertreten, welche mit Meister Goethe, oder spätestens mit Uhland den Schlußstein der deutschen Lyrik gesezt glaubt und alles Nachgekommene auf diesem Felde für nachgeahmt und dagewesen erklärt, oder da, wo sie tüchtige Kräfte anerkennen muß, wenigstens behauptet, daß für die Anschauungen solcher Geister kein Leibesleben in der Gegenwart existire, weil man an ihre Gebilde entweder *nicht mehr* oder *noch nicht* glauben könne. Wer wollte leugnen, daß diese Behauptung der Wahrheit nicht ganz entbehrt? Es ist sicher, daß Goethes Gesang unübertroffen, vielleicht unerreicht bleiben wird, und daß wir Uhlands Muse als eine in ihrer Art eben so unübertroffene anerkennen müssen und willig anerkennen. Wer möchte in Abrede stellen, daß den Meistern vieles nebenhergegangen und noch mehr nachgefolgt ist, was nicht im Olymp gezeugt und geboren ward, und wer erinnert sich nicht gar mancher leibhaftigen Begegnung solcher Poeten „auf dem grünen Teppich der Natur," welche in ihrer pathologischen Empfindlichkeit jeden Fuß Land, den ein Ding außer ihnen einnahm, dessen sie sich nicht poetisch zu bemeistern vermochten, als eine rauhe Beeinträchtigung ihrer höchsteigenen Dichterseligkeit beseufzten, um sich in göttlichem Weltschmerz in die goldenen Tage einer niedagewesenen Vergangenheit zurückzuträumen, und das Einzige, was sie von Schiller und Goethe gelernt: „weit in nebelgrauer Ferne" und „hangen und bangen in schwebender Pein" in tausend Variationen zu wiederholen — oder solcher, die mit dem Feldgeschrei „Vorwärts! Vorwärts!" aller lebenden Welt den Krieg erklärten, um über der Schädelstätte der alten Zeit in der Gischt- und Schaumwelt ihrer eigenen Sturmideologie zu schwärmen? — Beide saßen „eine Leiche eines Morgens da!" Die Erfahrungen der lezten Jahre haben nicht wenig mitgewirkt, auch die Poesie zu überzeugen, daß sie der Welt des Bestehenden und ihren Anforderungen sich nicht ungestraft entschlagen kann, und haben mit harter Hand das Angesicht der Muse dem Boden des Wirklichen und Möglichen zugewendet.

Aber schon jenseits dieser Periode! wie manche dichterischen Erscheinungen stehen *vor* der Grenzmarke von Anno 1848, welche so nachdrücklich, als die Stimmen der Kritik es nur wünschen konnten, das Leben mit seiner realen Berechtigung poetisch zur Geltung zu bringen wußten! Wenn wir einen hochgeschäzten Namen aussprechen wollen, der hier zu nennen ist, so ist es besonders Eduard *Mörike*, den seine objective Muse vor der großen Menge der Neueren so eigenthümlich und selbstständig auszeichnet, daß er als ein Muster gelten kann, wie die Ideen einer Zeit (um mit einem philosophischen Wort zu reden), „als aufgehobenes Moment" in der Poesie vorhanden seyn können, ohne daß sie mit dem Trompetenstoß anbrausender Rhetorik verkündigt werden. Aber auch eine andere, ziemlich entgegenstehende Art von Poesie hat festeren und besseren Boden zu gewinnen angefangen, und an diese denken wir besonders, wenn wir sagen, daß die lezten Jahre consolidirend gewirkt haben. Wir meinen die sogenannte *politische* Poesie. So oft angefochten, und in vielen ihrer Erzeugnisse mit Recht angefochten, als ein Obenhinaus und Nirgendshin, hat sie doch mehr und mehr sich Eingang verschafft, wenn man sie nicht in jenem politisch-doctrinären und negirenden Sinne faßt, in welchem sie schon nach dem Begriffe der Poesie an und für sich verwerflich ist, sondern in jenem, worin sie nach Stoffen und Formen greift, welche geeignet sind den Strömungen der socialen und religiösen Fragen der Gegenwart als leitendes und vergeistigendes Bett zu dienen. Von *dieser* Richtung, einer Richtung, welche das ganze ängstliche und hoffende Harren einer nach Gestaltung ringenden Zeit, alle Geburtswehen einer bessern Zukunft in sich aufgenommen hat, ist fast die gesammte dichterische Produktion der Gegenwart getragen, und von ihr ist wesentlich bedingt, was man unter dem Begriff der „modernen" Poesie begreift. Freilich wird man sie *politische* Poesie (im verpönten Sinne) der überwiegenden Mehrzahl ihrer Hervorbringungen nach keineswegs nennen können.

Nach der Beobachtung, daß die neueste Poesie den Thatsachen und ihren Bedingungen wieder lebhafter zuneigt, läßt sich von selbst erwarten, daß sie im Epos und Eposähnlichen vorherrschend productiv seyn werde. Und in Wahrheit sind auch die jüngsten Jahre an epischen Erzeugnissen sehr fruchtbar gewesen. Fast kein Lyriker will sich's heutzutage mehr nehmen lassen, sich im Epos wenigstens zu versuchen. Aber auch das Lyrische selbst, das unsere neuesten Dichter erzeugen, trägt den Stempel des Bestrebens, der Ideenfluth der Zeit, sich durch Einkleidung derselben in das haltbarere Gewand der realen Wahrheit zu bemächtigen. Selbst die bloße Gemüths- und Naturmalerei in der heutigen Poesie führt diese Farbe; Blumen und Sterne sehen uns wieder naturwüchsiger und erreichbarer an, Liebe und Leiden sind menschlicher geworden, und statt in überschwenglicher Außerweltlichkeit will die Poesie wieder einmal auf Erden selig seyn.

Wir beabsichtigen keineswegs, die ganze Menge der neuesten bekanntgewordenen Dichter aufzuführen; wir wollen versuchen, indem wir die Besprechung epischer Erzeugnisse uns vorbehalten, dießmal einzelne lyrische Erscheinungen zu berühren, welche uns die Färbung der dichterischen Gegenwart besonders charakteristisch, und zwar in verschiedener Weise, zu tragen scheinen.

Vor uns liegt das Buch: „Die Göttin, ein hohes Lied vom Weibe, von Rudolph Gottschall, 1853.“ Der auch als Dramatiker bekannt gewordene Dichter besingt in diesem Buche unter den Kapiteln: „das Weib,“ „Liebesstudien, „das Kloster,“ „Ehe und Gott,“ „die Frauen der That,“ „die Göttin der Vernunft,“ „das höchste Wesen und der Wahnsinn,“ himmlische und irdische, mythologische und historische Frauen, Madonnen und Magdalenen, wie sie als Priesterinnen der Schönheit und der Keuschheit, oder als Büßerinnen, als Gattinnen, als Patriotinnen rc. ihn begeistern, oder (in dem Abschnitt „die Göttin der Vernunft“) die zur Zeit der ersten französischen Republik herrschende „Freiheit der Vernunft“ allegorisch repräsentiren. Es ist ein glänzendes, kraft- und schwungvolles Talent, das uns in diesen Bildern entgegentritt. Mit jedem derselben eröffnet uns der Dichter eine Perspektive in die Werkstätte des ringenden Menschengeistes, wie er in den tiefsten Fragen über Gott, Freiheit, Religion und Staat, besonders in den Stürmen der französischen Revolution von 1789 sich abkämpft, und in jedem hat er sich auch durch eine Freisinnigkeit der Lebens- und Geschichtsbetrachtung, welche öfters sogar bis zu einer äußersten Grenze geht, als einen durchaus modernen Dichter erwiesen. Persönliches und Begebenheitliches, Stimmungen und Gedanken weiß er tief und scharf anzufassen. Die Form wechselt in den verschiedenen Gesängen zwischen mehr liederhafter, oft an Heine's Art erinnernder Manier und dithyrambisch hochtönender Weise, in welch letzterer er da und dort an Freiligrath oder Herwegh mahnt. Die Bilder sind meist treffend und von drastischer Wirkung, jedoch zuweilen an Uebertrunkenheit streifend, was bei dem Bestreben, Dingen und Empfindungen möglichst wirksame Namen zu geben, so leicht geschieht. Dahin gehören z. B. folgende, dem Gedichte „Charlotte Corday“ entnommenen, auf Marat bezüglichen Strophen:

„Dann trägt er Scheit auf Scheit, ein Kaliban,
Und steckt den Holzstoß freudig heulend an,
Und sieht mit selbstzufriedenem Behagen
Die Flamme lustig aus den Dächern schlagen.
So zog er ohne Ruh die Sturmesglocken,
Der Glöckner an der Freiheit Notre-Dame,
Bis aufgescheucht mit wildgelösten Locken
Zerstörung, seine Esmeralda, kam.“

Indessen mag dieses Bild aus Victor Hugo in dem Cyklus: „die Frauen der That,“ welche meist in dem blutigen Bacchanal der Danton- und Robespierrezeit ihre Rollen spielen, noch am ehesten am Platze seyn. Eine üppig wuchernde Lust an Bildern und Allegorien, die größer ist, als es zur satten Deckung des Gedankens nöthig wäre, macht sich mehrmals in dem Buche durch ein Nichtendigenwollen des Phantasiestromes, der alles am Ufer in sein Bette zieht, bemerklich, und beeinträchtigt einen erwünschten durchsichtigeren und einfacheren Verlauf. Die Gewandtheit und der Fluß des Verses und der Reime macht freilich die Uebersättigung leichter verdauen. Um übrigens dem Buche, das an glänzenden Schönheiten und tiefen Anschauungen so reich ist, eine Stelle zu entlehnen, welche als Motto für den ganzen Inhalt gelten könnte, heben wir den Anfang des Gedichts „Venus Anadyomene“ aus:

„Das Weib! Dein herrlichster Accord,
Musik des Alls — der Form Vollendung,
Die Schönheit ist sein Lebenswort,
Die Liebe seine hohe Sendung!
Der Lebensquell am Himmelszelt,
In dem sich ew'ge Sterne baden,
Der rastlos schäumend Welt auf Welt
Ergießt in leuchtenden Kaskaden:
In höhern Rhythmen auf und nieder
Wogt er durch eines Weibes Glieder.
Dort oben in den Raum ergossen
Zerstäubt des Lebens Katarakt;
Doch hier, von schöner Form umschlossen,
Bewegt er sich in schönem Takt.
Die Grazie muß sich ihm vermählen
Und ihm den Hauch der Seele leih'n;
Und Liebe, Seele aller Seelen,
Sie zieht in ihren Tempel ein!“

Im Wesentlichen von derselben Grundanschauung wie Gottschall finden wir, unter andern bekannt gewordenen Dichtern, die Namen des schon länger mit vieler Anerkennung genannten Alfred Meißner und Friedrich Bodenstedts. — Meißner gewährt im Ganzen den Eindruck eines Dichters, bei dem der wissenschaftlich und kritisch abgeklärte Gedanke das primitive Element bildet, der demselben aber sein zwar in der Regel einfaches, aber immer wohlständiges und männlich würdiges Gewand anzulegen weiß. Der Dichter ist entschieden ein Sohn der modernen Freiheitsideen, aber seine Sprache ist nicht die eines Stürmers; sie ist, wenn auch oft bitter, zürnend und strafend, durchaus umsichtig und besonnen, und verfehlt niemals die Reife eines Dichtergemüths abzuspiegeln, das, durchs Leben geprüft und bewährt, weder in zu ausschweifender Hoffnungslust, noch in entmuthigtem Verzagen das Gleichgewicht verliert. Gedichte wie das auf „Hölderlin,“ „ein Atheist, „Heroen“ (Byron und Georges Sand) werden immer ihre Verehrer finden, wenn man auch mit der Apotheose Byrons, jenes Dichters, der in seinem Don Juan nicht nur einzelnen Nationalitäten, sondern der Menschheit eine Schmachepistel geschrieben, nicht sollte einverstanden seyn können.

Aehnlich charakterisirt sich Fr. Bodenstedt. Seine Gedichte zeichnen sich durch eine imponirende Ruhe, durch klare Haltung und ein sehr oft den Eindruck des Klassischen erzeugendes Maß im Ausdruck, so wie durch Bestimmtheit und Geschlossenheit des Gedankens sehr vortheilhaft aus. Diese weise Sparsamkeit in Anwendung schöner Formen kann nur dazu gereichen, das Bild eines freien, gesinnungsvollen und durch Reisen geläuterten Mannes, das uns der Gedankengehalt der Gedichte vorhält, noch mehr zu verstärken. Das Gedicht: „Iwan, der Sohn des Starost,“ die Schilderungen unter der Aufschrift: „Morgenland,“ „die Rose von Tiflis“ u. a. können als Muster gereifter Anschauung und conciser Sprache angeführt werden.

Mit andern Farben und Tönen als die vorigen tritt ein vom Beifall des Publikums ungemein begünstigter Dichter vor uns. Otto Roquette, der zuerst durch „Waldmeisters

Brautfahrt" so großen Anklang in Deutschland gefunden, hat neuestens in seinem „Liederbuch," Stuttgart 1852, auch im Gebiete der reinen Lyrik sein Contingent gestellt. Wie schon aus seinem Waldmeister ersichtlich, ist er der Dichter der heitern, singenden und wandernden Muse. Als solcher gibt er sich auch in seinem Liederbuch. Stimmungen, die bei den vorgenannten Namen nur selten durchschlagen, heitere, dem ungetrübten Lebensgenusse ergebene Muse, fröhliche Sorglosigkeit, sind bei ihm Grundton. Nicht als ob ihm die moderne Ideenwelt fremd wäre, oder daß er sich ihr gar feindlich gegenüberstellte; aber anstatt daß er ihre Hindernisse beklagt und befehdet, fühlt er sich schon vollkommen in ihr zu Hause. Seine Lieder sind lauter gute Stunden, Kinder der Liebes- und Freundeslust, Gesänge froher Gelage. Selbst der Abschied fällt ihm nirgends schwer, denn man hat ja geliebt und gelebt, und wird es wieder. Ganz dem Inhalt gemäß verhält sich auch die Form seiner Gedichte. Bei Ankündigung derselben war richtig bemerkt, sie werden nicht nur gelesen, sondern sie werden gesungen werden. Gewiß wird ein Componist reiche Textausbeute in dem Buche finden, und das spricht, dünkt uns, sehr zu Gunsten eines Lyrikers. Roquettes Sprache selbst in diesen Liedern ist eine sehr musikalische; wie seine Gedanken, so sind seine Bilder reine, durch keine Reflexion verquickte Naturlaute, und singen sich leicht von selbst. Keine Schleppe von Moralisirung, Schul- oder Convenienzpedanterie hängt ihnen an; kurz, er fühlt sich in seiner Welt ein ganz freier, zufriedener Mann, weil er sich um alles das nicht schert, was andere stört und ärgert. Und mit der Wärme einer so heitern Lebenssonne, unter der diese Lieder geboren, werden sie gewiß in tausend lebensfrohen Gemüthern wiederklingen. — Man kann — auch in der Lyrik — das Senkblei psychologisch tiefer setzen, und Roquette selbst hat dieß z. B. in der schönen Episode der Liebe Valentins und Verenas im „Tag von St. Jakob" gethan; in seinen Liedern kümmert er sich nicht um Wodurch und Warum, und sie erscheinen deßhalb nur um so ungemachter und ganzer. Vielleicht in keinem Liede hat der Dichter das Naturell seiner ganzen Lyrik mehr ausgesprochen als im folgenden:

Gleich und gleich.

Du kleines, blitzendes Sternelein,
Nun sag' mir, was willst du?
Du kannst da oben ja selig seyn,
Was blinzelst du mir denn zu?

Such du dir dein Liebstes im Sternenreih'n,
Und laß mich mit Blinzeln in Ruh.
Ich hab' auf Erden ein Sternelein,
Das ist viel schöner als du!

Wenn wir zur Verstärkung unserer Behauptung, daß diese Lyrik eine durchaus unzerrissene sey, eines weitern Beispiels bedürften, so könnten wir aus dem Liederbuch noch das Gedicht „aus der Tiefe" anführen, worin schmerzliche Seelenerfahrungen geschildert sind, denn auch diese Schilderung redet eine durchaus versöhnte, eine ergebene Sprache, oder das „Doctordiplom," worin mit Verhöhnung deutscher Schulpedanterie geschildert ist, wie der Teufel auf einer deutschen Universität zum Doctor promovirt, denn dieses Gedicht ist lachender Humor.

Wir freuen uns aufrichtig über das Glück dieses jungen Dichters, und zwar um so mehr, weil wir aus seinen Gedichten zu spüren glauben, daß wie der Dichter, so auch der Mensch eines ungetrübten Glücks genießt, ein Schicksal, das bei deutschen Dichtern immer seltener zu werden droht.

Eine andere, ebenfalls vorherrschend der unmittelbaren Seelen- und Naturlyrik zuneigende Muse hat seit Jahren schon in Robert Reiniks Liedern gesprochen. Doch erlebt und genießt der zu früh verstorbene Dichter nicht so ohne Kampf und so ungetrübt wie der vorige. Der Schmerz der mit Natur und Liebe verfeindeten Gegenwart dringt mehr oder weniger auch bei glücklicheren Stimmungen durch. Eine fließende, ansprechende Form hat diesen Liedern übrigens eine günstige Aufnahme gesichert. — Jüngstens hat Adolph Stahr „Lieder eines fahrenden Schülers" von Berthold Sigismund mit einer Vorrede herausgegeben. Das kleine Buch spricht mit frischen, wohltönenden Klängen an. Man kann den Liedern der Mehrzahl nach den Namen wohlgelungener Genrebilder beilegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Todtencolonie. — Extrafahrten auf den Eisenbahnen. — Luftschifferei.

§ Der Stadt London steht eine große Veränderung bevor, aber diese Veränderung gilt mehr den Todten als den Lebendigen. Man ist im Begriffe, die Todten von den Lebendigen zu trennen und den ersteren ihre Residenz außerhalb Londons anzuweisen. Die größte Stadt der Welt hatte die kleinsten, elendesten Kirchhöfe, und diese Kirchhöfe befanden sich und befinden sich noch mitten in der Stadt, mitten unter den Wohnungen der Lebendigen, von denen sie nur durch eine niedere, schwache Mauer geschieden sind. Während die Stadt sich nach allen Seiten ausdehnte und vergrößerte, blieben die Kirchhöfe auf ihre alten Grenzen beschränkt, die zu erweitern eine Sache der Unmöglichkeit war. Die Kirchhöfe waren im wahren Sinne des Wortes die Höfe der Kirchen, denen die anliegenden Straßen feste Grenzen setzten. War ein Kirchhof voll und hatte die Verwesung noch nicht gehörig ihr Werk gethan, so wußte man sich nicht anders zu helfen, als daß man die Särge, statt nebeneinander, auf einander stellte, und so besteht manchmal ein Gottesacker aus vier bis fünf aufeinandergepflanzten Äckern. Man sehe sich nur den Kirchhof von St. Pancras und St. Giles an. Die Mauer, welche diese beiden Leichenhöfe von der Straße trennt, senkt sich offenbar nach der letzteren hin; man sollte glauben, sie müsse jeden Augenblick einstürzen, niedergerannt von der Masse der Todten, die auf diesem Kirchhofe begraben liegen. Die Todten haben keinen Platz mehr auf diesem engen Friedensacker, wo man sie gewaltsam aufeinandergeschachtelt und nebeneinander eingezwängt hat. Vergebens bedeckt man den Boden mit einer neuen Lage Erde, um eine neue Todtenschichte zu gewinnen; die Mauer scheint immer mehr zu weichen, und je mehr man die Todten auf der einen Seite zusammenpreßt, desto mehr kommen sie auf der andern Seite zum Vorschein. Obgleich diese beiden nebeneinander liegenden Kirchhöfe zu denjenigen gehören, deren Schließung vom Parlament autorisirt worden, so fährt man doch immer noch fort, Beerdigungen auf denselben vorzunehmen. Die Zahl der Beerdigungen bei St. Giles allein steigt manchmal auf 25 täglich. Die Interessen der Lebenden, welche sich an die Beerdigungen knüpfen, sind zu mächtig, die Zahl derjenigen, welche von den Todten leben, ist zu groß, als daß man sich entschließen sollte, den Lebendigen zu Liebe, die in der Nachbarschaft der Todten wohnen, diese Interessen aufzugeben. Und diejenigen, welche die größten Procente vom Todtenacker beziehen, wohnen am weitesten von demselben ab.

Die Poesie, womit wir Deutsche gewohnt sind den Gottesacker auszuschmücken, fällt unter diesen Umständen in London gänzlich weg. Freilich, wenn man einen Londoner Leichenzug sieht, mit den schwarzen Männern vor und den Trauernden hinter der Bahre, wie sie in langsam feierlichem Schritte die Straße entlang nach dem Kirchhofe wandern, dann könnte man einen Augenblick das ungeheure London vergessen und glauben, man habe ein Leichenbegängniß in einem deutschen Landstädtchen vor sich. Folgt man aber dem Zuge bis zum Kirchhofe und langt an dem Platze an, wo die letzte Ruhestätte dem Dahingeschiedenen zu Theil werden soll, da wird man mit Schaudern gewahr, daß jeder ausgegrabene Haufen Erde aus Ueberresten noch nicht gar lang Dahingeschiedener besteht, die an demselben Flecke eine Ruhestätte zu finden gedachten. In vielen alten Kirchhöfen, die glücklicherweise jezt geschlossen sind, und die sich namentlich in den ärmern Stadttheilen befanden, begrub man die Todten höchstens nur noch zwei Fuß unter der Oberfläche. Auf dem Theile des Kirchhofs, der in den größeren Kirchspielen zur Beerdigung der Armen bestimmt ist, finden wir noch tagtäglich Gräber, die höchstens drei Fuß tief sind.

Seitdem die Cholera sich einzubürgern droht, wird den Lebendigen bange vor den Todten. Die vielen Kirchhöfe, in denen die Todten mitten in der Stadt so enge neben einander und aufeinander gedrängt liegen, sind eben so viele Mistbeete, in denen die epidemische Seuche trefflich gedeiht. Worüber man sich in der Nachbarschaft besonders beklagt, das ist der Kupfergeschmack, den man im Munde verspürt, besonders bei heißem oder feuchtem Wetter; er wird dann unerträglich. Es gibt in London ein Art Wetter, das man »damp« nennt, und das man vielleicht auf keinem andern Flecke der Erde so antrifft. Man kann nicht geradezu sagen, daß es an diesen Tagen regnet, aber der Himmel gleicht einer feuchten Kellerwand, die von Zeit zu Zeit eine schwarze Feuchtigkeit in Dunstgestalt herabfallen läßt. Ein armes Weib gestand, es sey ihr unmöglich, an solchen Tagen jenen garstigen Kupfergeschmack aus dem Munde zu vertreiben, da sie nicht, wie die meisten in der stark bevölkerten Nachbarschaft, Schnaps trinke, und die Männer, die zur Mäßigkeitsgesellschaft gehören, wissen sich nicht anders zu helfen, als daß sie zur Pfeife ihre Zuflucht nehmen und den Kupfergeschmack hinunterzurauchen versuchen. Und daran ist nichts Schuld, als die Uebervölkerung der Todten.

Es war die höchste Zeit, daß man an eine Todtencolonie außerhalb London dachte. Bevor wir jedoch von derselben etwas sagen, hören wir die Worte eines Todtengräbers, der aus Erfahrung spricht. „An heißen Tagen, wenn kein Windzug fühlbar war, sahen wir regelmäßig einen Rauch aus dem Boden steigen, so oft wir mit dem Spaten hineinfuhren. Der Doktor sagte mir, es sey dieß der Todtenrauch, der eben so nachtheilig für die

Lungen sey, wie verdorbenes Fleisch für den Magen. Wenn wir zuerst einen solchen Grund aufbrechen, so haben wir nichts Eiligeres zu thun, als uns auf einige Augenblicke zu entfernen und, wenn es angeht, einen Schnaps zu schlucken. Der Geruch ist unausstehlich und wird täglich ärger, da immer frische Leichname auf die kaum verwesenen gelegt werden. Der Boden selbst ist schlüpfrig an den Stellen, wo die Armen begraben werden, und senkt sich, wenn man mit dem Fuß auftritt. Ich bin auf Schlachtfeldern gewesen und habe Gruben machen helfen, in denen wir die Todten zu Dutzenden begruben, Franzosen sowohl als Engländer; das war in Spanien unter Wellington. Aber so viel ist sicher, es ist weit härter für einen Mann, der Gefühl und Athem in der Brust hat, auf einem Londoner Gottesacker zu arbeiten, als auf dem Schlachtfelde unter Leichen, die sich an ihren Wunden zu Tode geblutet haben, oder von der Reiterei niedergerannt worden sind. Hier hat man doch nach immer menschliche Gestalten vor sich, und abgehauene Glieder sind nicht so gräßlich anzusehen als Menschenschutt in Verwesung. Ich bin gewiß kräftiger Natur, aber ich werde oft ohnmächtig, wenn ich auf einem Londoner Kirchhof arbeiten muß, wo die Armen begraben liegen; dann wollte ich hundertmal lieber, ich wäre auf dem Schlachtfeld in Spanien und begrübe Franzosen, oder auch Engländer!"

Im Tode hört der Comfort auf. Die Engländer, die so sehr darauf bedacht sind, sich ihr home, ihre Wohnung comfortabel einzurichten, haben ein sehr uncomfortables home in ihrer letzten Wohnung. Der Kirchhof von Lambeth, einem Stadttheil, der vorzugsweise von der ärmeren Klasse bewohnt wird, war schon vor 1849 überfüllt. Da aber trat die Cholera auf, und in weniger als einem Monat war auch nicht das geringste Plätzchen für einen Sterblichen übrig. Glaubt man etwa, der Kirchhof sey deßhalb erweitert worden? Keineswegs. Die Todten mußten einander Platz machen; man mußte sich helfen, wie man konnte.

Die Todtencolonie, welche gegenwärtig gegründet wird, liegt etwa zwanzig englische Meilen von London entfernt. Der Ort heißt Wohing common und besteht aus 2000 Acker Land, die eine Gesellschaft angekauft hat und mit der die einzelnen Kirchspiele, die ihre Todten dort begraben haben wollen, zu unterhandeln haben. Zweitausend Acker Land! Das klingt ganz anders als Ein Acker, aus dem der Gottesacker von Lambeth besteht. Um die Hauptpersonen in den einzelnen Kirchspielen zur Transaktion geneigt zu machen, hat die Gesellschaft Einladungen ergehen lassen an alle diejenigen, denen vorzugsweise die Sorge für die Begräbnisse obliegt. Die sogenannten »undertakers,« Unternehmer der Leichenbestattungen, waren natürlich die Hauptpersonen. Die Reise ging mit Dampf vor sich, da die Todtenkolonie dicht an einer Eisenbahnstation liegt. Das Publikum sollte vorläufig mit der günstigen Lage des Platzes bekannt gemacht werden, der zu seiner künftigen etwaigen Ruhestätte auserwählt worden. Die Excursion fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Der Platz fand ungetheilten Beifall und es ist zu hoffen, daß die Kirchspiele und die Compagnie zu einer Verständigung kommen werden. Die Compagnie macht den einzelnen Kirchspielen die größten Concessionen. Sie verlangt keine Entschädigung für den Platz; sie will nur die Gebühren für jede einzelne Beerdigung und die damit verbundenen Transportkosten bezahlt haben. Nun denke man sich, welche Wichtigkeit diese Eisenbahnlinie bekommen muß, wenn die Todtencolonie zu Stande gekommen ist. Eine förmliche Todtenwanderung! Alle Leichen einer Stadt, die mehr als zwei Millionen Einwohner zählt, müßten denselben Weg nehmen! Und da London beständig im Wachsen begriffen ist und man eigentlich gar nicht weiß, wo London aufhört, so möchte bald das todte London dem lebendigen eine bestimmte Grenze setzen. Sollte Wohing common der allgemeine Gottesacker werden, so wird die Compagnie mit der Eisenbahndirektion einen Contrakt abschließen, in Folge dessen täglich so und so viele Todtenzüge stattfinden müssen. Von Extrazügen könnte natürlich nur bei Reichen die Rede seyn. Man könnte, wie es für den Lebenden geschieht, die Waggons in verschiedene Classen abtheilen, so daß jeder Stand sein eigenes Coupé hätte, in dem er zur lezten Ruhestätte mit Dampf befördert würde. Wir werden also bald in ein Stadium eintreten, wo es recht eigentlich heißt: die Todten reiten schnell.

Unterdessen reiten die Lebendigen noch schneller, und davon können die Excursionen Zeugniß abgeben, die voriges Jahr jeden Sonntag in Eisenbahnzügen nach den verschiedenen Provinzen Englands unternommen wurden und in diesem milden Winter noch jezt unternommen werden. Das Londoner Publikum ist vergnügungssüchtig wie das einer jeden großen Stadt; aber das Vergnügen muß wohlfeil und halsbrechend seyn. Die englischen Eisenbahncompagnien sind gewinnsüchtig wie jede Privatgesellschaft, die auf eigene Rechnung Geschäfte macht, und wie es ganz besonders englische Compagnien sind, die durch den Stachel der Concurrenz beständig in Athem gehalten werden. Dem großen Publikum Sonntags billige Excursionen zu verschaffen, ihm Seebäder zu gewähren und Naturscenen zu zeigen, nach einer sechstägigen Kerkerhaft im dumpfen London, und das alles für einen Spottpreis, das war ein Plan, der natürlich auf allgemeine Theilnahme rechnen konnte. Ueber die Zeit ihrer Beamten können die Compagnien willkürlich disponiren, und da zwischen die gewöhnlichen Züge außergewöhnliche eingeschoben werden können, so konnte man den Preis für diesen Transport so niedrig setzen, als man wollte, und doch eines beträchtlichen Gewinns sicher seyn. Die Hauptsache bei diesen Extrazügen war, mit Windesschnelle zu fahren, um nicht mit andern Zügen in Collision zu gerathen. Aber die Collisionen waren dem ungeachtet unvermeidlich. Jeden Sonntag konnte man regelmäßig auf zerbrochene Glieder und zerschellte Häupter in mehr oder minder großer Anzahl rechnen. Fälle der Art waren so gewöhnliche Ereignisse geworden, daß man der Gefahr gar nicht mehr gedachte und die Conducteurs mit lächelnder Miene die erschrockenen Reisenden auf den Zug aufmerksam machten, der gerade auf sie anzurennen im Begriff war. Bei den Untersuchungen, die nach solchen Unglücksfällen angestellt wurden, konnte weiter nichts an's Tageslicht gebracht werden, als daß die Beamten ihre Schuldigkeit gethan hatten, und die Entschädigungskosten, welche den Verunglückten oder deren Verwandten zugesprochen wurden, waren großentheils

unbedeutend. Die Verunglückten, wenn sie nicht Heizer oder andere Bahndiener waren, bestanden aus Handwerkern oder Arbeitern, die, wie man im Englischen sagt, nicht viel worth sind. Die Entschädigung wird nämlich in England nach dem abgemessen, was ein Mann vermag, d. h. nach dem Kapital, über das er gebieten kann. Was kann das Leben eines armen Heizers werth seyn, der von der Eisenbahndirektion kärglich bezahlt wird? Die Interessen der Eisenbahncompagnien sind so verzweigt und hängen so genau mit den Interessen derjenigen zusammen, denen die Untersuchung obliegt, daß man schwerlich hoffen konnte, zu einem andern Resultat zu gelangen. Die einzige Hoffnung, die man hegen konnte, war, daß sich eines Tags unter den Beschädigten ein Lord befinden werde, der, weil er sehr viel werth ist, auf starke Entschädigung Anspruch machen kann. Aber diese Hoffnung wurde nicht erfüllt; die Lords hüteten sich, Sonntags mit der Eisenbahn zu fahren, und die untern Stände achteten nicht der Warnungen der Presse, wo es sich davon handelte, eines Vergnügens um geringen Preis theilhaftig zu werden. Ein Menschenleben gilt sehr wenig in England, wo alles nach den Produktionskosten gemessen wird. Handelt es sich dagegen um das Leben eines Pferdes, eines Maulesels oder irgend eines Quadrupeden, dann ist gleich die Gesellschaft zum Schutz gegen Thierquälerei bei der Hand und nimmt Partei für das Pferd oder den Esel gegen den Menschen, der sich beifallen läßt, das Geschöpf Gottes unnöthigen Gefahren auszusetzen. Vor einiger Zeit war das Aufsteigen in Luftballons an der Tagesordnung. Madame Poiterin, eine Französin, wußte dieses Schauspiel auf die mannigfaltigste Weise zu variiren, indem sie bald auf einem Ochsen, bald auf einem Esel in die Lüfte stieg. Hätte sie ein Hippopotamus bekommen können, so würde sie sicher nicht ermangelt haben, auf demselben die Luftreise zu machen. Den tugendhaften Engländern sind Belustigungen der Art ein Greuel, was nicht hinderte, daß die Vergnügungssüchtigen zu Tausenden nach Cremorne's Garten strömten, um die kühne Amazone ihre gefahrvolle Reise antreten zu sehen, in der stillen Hoffnung, daß der unter dem Ballon geduldig schwebende Maulesel, in den höhern Sphären angelangt, einige ungeduldige Sprünge machen und die Reiterin aus dem Sattel werfen möchte. Punch bemerkte sogar, da in letzter Zeit statt Eines Ballons immer fünf bis sechs aufstiegen, der Unternehmer habe die geheime Absicht, die Wahrscheinlichkeit eines eintretenden Unglücksfalls möglichst zu steigern. Es habe sich nämlich herausgestellt, daß von sechs mit Menschen und Thieren beladenen Luftballons, die aufsteigen, Einer verunglücke. Lasse man daher fünf oder sechs Luftballons zu gleicher Zeit aufsteigen, so biete man dadurch dem Publikum eine größere Chance, eines Schauspiels zu genießen, das mit Blut ende. Die Gesellschaft gegen Thierquälerei hing dem Unternehmer dieser Belustigungen einen Proceß an, der jedoch weiter von keinen Folgen war. Einmal, glaube ich, wurde Mad. Poiterin zu fünf Pfund verurtheilt, und das anderemal verlor der Maulesel seinen Proceß.

Unter den Personen, die mit dem bekannten Green aufstiegen, befand sich der Schriftsteller Henri Mayhew, der Verfasser der Schrift: »London Poor und London Labour,« die so großes Aufsehen gemacht hat. Mayhew bekennt selbst, daß er von Natur aus keineswegs zu den Muthigsten gehöre; aber da er in die dunkelsten Schlupfwinkel Londons gedrungen und London von seiner schwärzesten Seite kennen gelernt, habe er dem Drange nicht widerstehen können, die Stadt von oben herab zu sehen, von oben aus einen Blick in die Straßen zu werfen und zu sehen, wie sich von dort das Londoner Elend und der Londoner Reichthum ausnehme. Mayhew entwirft uns dann ein anziehendes Bild von den unendlichen Straßen und Squares, die zuletzt nur noch als eben so viele Linien und Punkte dem Auge sich darstellten. Vom Londoner Elend war bald keine Spur mehr zu sehen. »London Labour und London Poor« waren verschwunden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



für

gebildete Leser.

Nr. 10. 6. März 1853.

> Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
> Es gibt zuletzt doch noch 'n Wein.
>
> Goethe.

Zur Würdigung Friedrich Schillers.

(s. Nr. 5.)

II.

Die Tragödien seiner Jugendzeit.

Jeder Genius ist original: er tritt mit der Eigenthümlichkeit seiner Begabung als eine neue Kraft, die weder schon da gewesen, noch zu berechnen war, in das Leben, und seine freie Schöpferkraft ist das Fortbewegende in der Weltgeschichte. Aber sie ist damit hingewiesen auf das Verständniß der Menschen, da sie uns nur dann mit sich fortreißt, wenn sie das zur Offenbarung und That bringt, was bereits in den Gemüthern schlummert oder gährt, wenn der Held des Worts oder des Schwerts der Mund oder der Arm seines Volkes und seiner Zeit ist. Im rechtzeitigen Eintreten des Genius erkennt darum der Tieferblickende das Walten der göttlichen Vorsehung in der Geschichte, und ahnt, wie derjenige tausendstimmigen Anklang findet oder den Lorbeer des Sieges bricht, welcher im Drang seines eigenen Herzens die Forderung des Jahrhunderts, in seinem Privatleben das Geschick des Volks erfährt.

Vor hundert Jahren lag die Hand des Absolutismus auf der Menschheit, und sie seufzte unter dem Joche des Buchstabens; um die schönen Formen der Natur lag der Reifrock mit seinen bauschigen Falten, und der schnörkelhafte Perrükenstyl hatte die Einfalt der Kunst verdorben, eine steife, fremde Regelrechtigkeit den angeborenen Flug der Phantasie gefesselt. In den besseren Seelen lag die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt, nach einer Rückkehr an die Quellen des Lebens, an die Brust der Natur; in den kräftigeren Geistern erwachte der Trieb, sich aufzuraffen, dem Schein abzusagen und der freien Wahrheit zuzuschwören, das Unwesen der Formeln zu zertrümmern und die Urformen des Wesens herzustellen. Der Gegensatz des äußerlich Bestehenden und des innerlich Erstrebten ward immer schroffer, und an die Stelle der ruhigen, einsichtsvollen, fortbildenden Reform trat der Kampf der Revolution.

In Deutschland ward dieser Kampf in der Sturm- und Drangperiode der Nationalliteratur durchgefochten, die an die Stelle der Regel die Ungebundenheit des Genies, an die Stelle des Dogmas die Starkgeisterei, an die Stelle einer scheinsamen Civilisation die rohe sansculottische Natur, und an die Stelle des herkömmlichen Sinnes jenen Unsinn sezte, der mehr an Wahnsinn als an Dummheit grenzt, ein Zug, der nach dem treffenden Ausspruch eines jener Kraftmänner, selbst den deutschen Unsinn von allem andern in der Welt unterscheidet. Viele sind in diesem Strudel untergegangen, die wahrhaft großen Genien aber, wie Goethe

und Schiller, arbeiteten sich daraus zur Selbstbeherrschung, zum Maß der Schönheit, zur Meisterschaft der Kunst, die sich selbst ein Gesetz ist, zur Anerkennung der objectiven Wahrheit und ihrer ewigen Normen empor.

Goethe führte den Kampf rein auf ästhetischem Gebiet und wirkte von hier aus, ohne es anzustreben, auf die Emancipation des Gemüths und die Veredlung der Sitte; Schiller übertrug selbst den Streit auf andere Lebenskreise; er kam wie ein Spätling in die bald ausbrausende Bewegung; das lezte Aufflammen derselben war in ihm um so gewaltiger, und nach der Eigenthümlichkeit seiner Natur übertrug er aus dieser Jugendperiode, wie Vilmar richtig bemerkt, auf sein ganzes übriges Dichten und Trachten den Kampf gegen das Einengende gegebener Zustände, die Neigung, nicht so sehr von dem Stoff sich bilden zu lassen, als in denselben bestimmend einzugreifen, nicht so sehr die Wirklichkeit ihrem Sinn nach zu erfassen, als seine Ideen in sie hineinzuwerfen, die Neigung zu lebhafter Darstellung und starker oratorischer Färbung. Das macht ja eben den Redner aus, daß er nicht schildert um der Schilderung willen, sondern daß er ein Ziel im Auge hat, zu dem er die Hörer hinleiten will, daß er nicht bloß ihre Einbildungskraft beschäftigen, sondern ihren Willen zur That bestimmen will. — Wir betrachten zunächst die Periode seiner ungezügelten Naturkraft und seines Ringens nach Licht, Harmonie und Klarheit, oder des Uebergangs vom revolutionären Drange zu selbstbewußt reformatorischem Streben.

Schiller erfuhr den Gegensatz des innern und äußern Lebens der damaligen Menschheit und den Druck der Zeit auf der Karlsschule. Er wollte sich in die ewigen Wahrheiten des sittlichen Geistes vertiefen und sein Volk als geistlicher Redner zu ihnen hinführen, aber der Herzog verlangte das talentvolle Soldatenkind für sein Lieblingsinstitut, und dort ward keine Theologie gelehrt, dort sollte er Jurisprudenz studiren. Schiller sollte später als Regimentschirurg die Gebrechen der Soldaten kuriren, während er selbst ein Bannerträger im Krieg des Geistes seyn, die Schönpflästerchen wegreißen und Seelenwunden mit dem Achilleusspeer des Worts schlagen und heilen wollte. Er fühlte die Mission des Dichters und Propheten in seiner Brust pochen, und sollte bei Gefängnißstrafe nur medicinische Schriften drucken lassen. Er hatte bei den Ritter- und Räuberspielen der Knaben den verwegenen Anführer gemacht, und wurde auf der Schule durch militärisches Commando und den Schall der Trommel zum Essen, Schlafen und Arbeiten getrieben. Die schöne Literatur war dort verpönt, und er bildete mit seinen Freunden einen heimlichen Dichterclub und schrieb verstohlenerweise bei nächtlicher Lampe an seiner Tragödie. Er war dabei ganz in der Gewalt der leidenschaftlichen Ausbrüche seiner Gefühle, seiner Phantasie. In der Ode gegen den Eroberer sagt er von sich:

„Wüthend fahre ich auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfner,
In die Ohren der Mitternacht!"

Das war keine Phrase, sondern buchstäbliche Wahrheit. Auf das Pathologische seines poetischen Pathos hat Goethe noch in der spätern Zeit hingedeutet, und in Bezug auf die Erstlingsprodukte seiner Muse erzählt Petersen, ein Studiengenosse der Karlsschule: „In ihrer äußern Wirkung betrachtet, war die Begeisterung in der That bei Schiller korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat." Daß er aber die Poesie nicht bloß um der Kunst willen treiben, sondern mit ihr auf das Leben einwirken wollte, daß er überhaupt den Trieb zum weltbewegenden Handeln in sich hegte und pflegte, dafür zeugt sein scherzend ernstes Abschiedswort zu Streicher nach der Flucht aus Stuttgart: „Wir wollen uns wieder sehen, wenn du Kapellmeister bist und ich Minister;" dafür zeugt ein anderer Jugendfreund, General Scharffenstein: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im activen öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können." Aber hat er denn nicht kraft seiner Heldennatur mächtig eingegriffen auch in das active öffentliche Leben, so daß Carlyle in Bezug auf seinen frühen Tod die Frage Karls XII. über Alexander wiederholen konnte: „Hat er nicht lang genug gelebt, wenn er Königreiche erobert hat?" — „Diese Königreiche," fährt der geniale englische Biograph unseres Dichters fort, „wurden von Schiller nicht für eine Nation auf Kosten einer andern erobert, sie waren nicht besudelt mit dem Blute der Patrioten, mit den Thränen der Wittwen und Waisen; sie wurden abgerungen dem öden Reiche der Finsterniß zur Erhöhung des Glücks, der Macht, der Würde aller Menschen: neue Formen der Wahrheit, neue Sprüche der Weisheit, neue Bilder und Scenen der Schönheit, gewonnen aus dem formlos leeren, bestimmungslosen Unendlichen, ein κτῆμα ἐς ἀεί, ein Besitzthum für immer, für alle Geschlechter der Erde."

Diese Königreiche aber hatte Schiller damals vor allem noch dem Chaos seines eigenen Innern abzugewinnen, als nach der klösterlichen Zucht der Schule der Taumel der Sinnenlust in einer damals von oben herab verliederlichten Gesellschaft auch ihn ergriff, als er jene später von ihm selbst verworfenen Gedichte für die Anthologie schrieb, über die Hillebrand nur gerecht urtheilt, wenn er sagt: „Man traut kaum seinen Ohren, wenn man die Ausbrüche der Barbarei, die rohen Gemeinheiten, die gleich ungestümen Quellwassern hervorsprudeln, vernehmen muß, man verliert alle ästhetische

Aussicht, wenn man das wüste Durcheinander von erhabenen Gedanken und niedrigen Ergüssen, von sittlicher Entrüstung und schlüpfriger Lust, von idealischem Bombast und trivialer Phrasenmacherei betrachten will." — Als Schiller an den Räubern schrieb, hatte er selbst zu Scharffenstein gesagt: „Laß uns ein Buch machen, das durchaus von dem Schinder verbrannt werden muß." Aber während er sich darin ausstürmte, ward es, wie der Werther für Goethe, eine Läuterungs- und Befreiungsthat seines Genius; er erkannte das Un- und Uebermäßige und sagte in einer anonymen Selbstrecension: er würde dem Verfasser, der Regimentsarzt sey, lieber zehn Pferde als seine Frau zur Kur übergeben; er nannte einige Jahre später die Räuber eine Geburt, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt gesezt, und bekennt, daß er die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlt habe, als er sich angemaßt, Menschen zu schildern, ehe er sie kennen gelernt.

Die Räuber sind revolutionär. Die Titelvignette, ein aufgerichteter Löwe mit der Unterschrift: In tyrannos, besagte, was der Dichter im Schild führte. Der Geist, der in Frankreich bald alles umstürzte, brach hier gewaltsam hervor; der Nationalconvent ernannte Schiller zum Bürger der französischen Republik, und ein Fürst sagte zu Goethe, er würde die Welt ungeschaffen gelassen haben, wenn er der liebe Gott gewesen wäre und vorausgesehen hätte, daß einst Schillers Räuber in ihr erscheinen würden. Franz ist ein kleiner Tyrann mit dem Atheismus und frivolen Materialismus des système de la nature, Karl steht ihm und der ganzen Welt wie ein Danton gegenüber; Tugend und Freiheit sollen durch Schrecken und Zerstörung herrschen, was das Schwert nicht heilt, soll das Feuer heilen. Das Gesetz, meint er, habe noch keinen großen Mann gemacht, aber die Freiheit brüte Kolosse und Extremitäten aus. Er hat in seinem Plutarch gelesen von den großen Menschen des Alterthums und möchte nun mitten im dintenklecksenden Säculum eine Republik begründen, gegen die Rom und Sparta nur Nonnenklöster gewesen seyn sollen.

Das Tumultuarische, Rohe, Großprahlerische im Ganzen und Einzelnen spricht zu deutlich für sich, als daß es noch hervorgehoben zu werden brauchte. Wir können jezt nur darüber lachen, wenn Karl Moor mit dem Kopf wider eine Eiche stößt, wenn nach der Vorschrift des Dichters fast nie jemand „abgeht," sondern immer „fortrennt, fortläuft." Eben so wenig bedürfen andere Einzelheiten von wahrer Größe und Schönheit, wie der Traum Franz Moors im biblischen Prophetenstyl, wie die Rührung Karls nach gewonnener Schlacht beim Sonnenuntergang, erst noch unser hervorhebendes Lob. Der ganze Stoff war für die derbe Freskomalerei geeignet, und der Genius des Dichters zeigte sich in diesem glücklichen Griffe.

Die Conception ist großartig und kühn. Zum Vertreter des revolutionären Freiheitsbegriffs wählt der Dichter den Räuber. Der Räuber aber, bemerkt Hillebrand sehr gut, ist seiner ganzen Lage nach der unbedingteste Empörer gegen die menschliche Ordnung, er stellt sich ganz und gar nur auf sich, er kennt kein anderes Gesetz, keine andere Moral, keine andere Religion als sein Ich und seinen Entschluß, diesem Ich alles zu opfern, sobald es sich um die Existenz handelt. Er vertritt das reine Naturrecht der absoluten Individualität, das Hugo die Todtschlagsmoral nennt. Er lebt in beständiger Gefahr, dieß heischt Muth und Wagniß, er muß fortwährend seine Kraft für seine Freiheit einsetzen, er steht immerfort auf der Spitze des Abenteuers, und dieß verbreitet den Schein der Phantasie über sein Leben. Im Munde Karl Moors, Rollers und Schweizers sind nun die Gedanken der Stürmer und Dränger, zum Extrem gesteigert, an ihrem Ort; im Munde der Räuber dient die ungeheure Kraftsprache mit ihrer bombastischen Rohheit als nothwendiges Mittel zur Charakteristik, gerade wie die Liebe zum Gräßlichen, das Eckige, unbeholfen Hünenmäßige in den Gestalten von Shakespeare's Jugendtragödien über den Krieg der rothen und weißen Rose dem Stoff angemessen war. Mag man es für eine knabenhaft prahlerische Phrase ansehen, wenn Karl Moor am Ende sagt: „Da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden." Aber der Dichter stellt sich damit entschieden über seinen Helden, indem er ihn der sittlichen Weltordnung zum Opfer bringt, indem er den Widerspruch anerkennen läßt, in welchem sein Thun und Treiben mit ihr steht. Darauf haben denn auch Hinrichs und Karl Grün hingedeutet und in den Räubern mit dem Dichter selbst einen furchtbaren Triumph der moralischen Weltordnung gesehen. Es herrscht und unterliegt darin der Wahnsinn des Eigendünkels, wie Hegel sagen würde, daß nicht das Gute, sondern das Böse die siegende Macht in der Welt sey, daß das Rechte und Wahre ohnmächtig darniederliege. Beide, sowohl Franz, der die Bande der Pietät zu vernichten strebt und wissentlich böse ist, als Karl, der das Böse zu vertilgen eigenmächtig gesetzwidrige Mittel anwendet, gehen unter. Das Racheschwert der Nemesis, das in den Händen eines Einzelnen den Gesetzen Gottes und der Natur getrozt, wird zum mörderischen Eisen für den, der es sich angemaßt, und der skeptisch verstandesvollste Bösewicht muß wie alle Teufel doch glauben und zittern; er erdrosselt sich in seinen eigenen Sophismen, deren frivoler Materialismus an sich schon ein Selbstmord des Geistes war.

Die beiden folgenden Stücke, Fiesko und Cabale und Liebe, kann ich nur für Nachschößlinge der Räuber ansehen, die deren Werth nicht erreichen

geschweige überbieten. Wohl ist's wahr, die Freiheit erscheint nicht mehr als die der gegen die Gesellschaft empörten Räuberbande, sie erscheint als Republikanismus, als ein harter, an das alte Römerthum sich anlehnender, durchaus formaler Republikanismus, von dem erfüllt Verrina nicht bedenkt, daß für seine Staatsverfassung auch patriotische, sittenstrenge, freiheitseifrige Männer nöthig sind, sondern ganz rücksichtslos will, daß man eher seine Gebeine auf dem Rade zusammenlese als auf dem Kirchhof eines Herzogthums bestatte; wohl ist's wahr, der Dichter hat feste historische Gestalten statt der phantastisch wilden Räuber zu zeichnen gesucht. Deßhalb hat denn auch Gervinus den Fiesko über die Räuber gestellt. „Das Stück," sagt er, „eröffnet Schillers Richtung auf das Historische, mit der er begann an der Tugend der Vorgeschlechter die der Folgezeit zu entzünden; er betrat hier den Weg, auf dem er groß geworden, auf dem auch außer ihm das Höchste im Dramatischen geleistet worden ist: er baute das Werk der tragischen Dichtung, den Grundlagen des großen volksmäßigen Epos entsprechend, auf dem Boden der Geschichte auf, und gab ihm dadurch Festigkeit und sichern Halt." Allein Schiller hat es in seinem subjektiven Drang nicht vermocht der Geschichte gerecht zu werden, sondern er hat gemeint sie verändern und meistern zu müssen, indem er, statt den Zufall mit der Macht des Schicksals zu begaben, eine Intrigue einschob; er hat nicht gewußt dem Streben seines Helden eine objektive Grundlage in der Volksstimmung zu geben, wie Goethe im Egmont; er hat nicht verstanden die Einheit der Idee und des Interesses mit der Treue für das Faktische festzuhalten, wie Shakespeare im Julius Cäsar, an den der Fiesko eben so zu seinem Nachtheil wie an den Hamlet erinnert; er hat nicht glücklich mit Lessing gewetteifert, als er die Emilia Galotti in Form einer Episode seinem Stück einschob; seine Frauencharakteristik ist eine verfehlte, und die Lust am Gräßlichen, die Grausamkeit, mit der er seinen Fiesko zum unbewußten Todtschläger seiner geliebten Gattin werden läßt, drückt mit allen jenen Schwächen so stark auf die Wagschale des Tadels, daß auch der Beifall über den raschen Gang der Handlung oder über den confiscirten Mohrenkopf Hassan, dieses spitzbübisch humoristische Gegenbild Fieskos, die Wagschale des Lobes nicht mit jener in's Gleichgewicht setzen kann.

In Cabale und Liebe wird das Recht des Menschen, das Recht des Herzens dem herkömmlichen Rangunterschied der Stände entgegengesezt. Das Motto des Stücks könnten Ferdinands Worte seyn: „Ich bin ein Edelmann. Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist als der Riß zum unendlichen Weltall, oder mein Wappen gültiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: dieß Weib ist für diesen Mann!" Aber es bleibt bei der hochtönenden Phrase von seiner Seite: „Durchreißen will ich all diese eisernen Ketten des Vorurtheils, frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln!" Aber er macht sich nur lächerlich, indem er sich und seine Geliebte vergiftet, die, wenn sie wirklich die Buhlerin eines Kalb war, dann wahrlich nur bemitleidende Verachtung, nicht aber das Opfer eines edlen Jugendlebens verdiente. Hätte Schiller die Absicht gehabt, in der Louise Millerin die Verbildung zu zeichnen, welche in einem naiven bürgerlichen Mädchen eine sentimentale Romanlektüre und das hohl pathetische Phrasenthum einer aufklärerischen Tugendschwätzerei hervorgebracht, so wäre ihm sein Vorsatz gelungen. Das ganze Stück tritt dadurch auf die Grenze der Parodie, so wie es durch die übertreibende Darstellung von vornehmer Schurkerei zur Carrikatur wird, und in so fern von historischem Werth ist, als es uns zeigt, in welchem Licht damals dem Volk das vom Hof Ludwigs XV. aus verdorbene Leben der höhern Stände erschien. Dagegen ist der alte Geiger Miller eine köstliche Gestalt, so frisch, so aus ganzem Holz geschnitten, so realistisch individuell, wie Schillern wenig Aehnliches gelungen ist. Er ist eine kerngesunde Natur, und ihn allein umfließt ein Hauch ächter Poesie: er ist der Musikus, der, wenn auch handwerklich, doch im Reiche der Kunst lebt und künstlerisch aufgefaßt ist, während die andern Figuren alle sich wohl manchmal aufspreizen, aber zu keiner Idealität emporwachsen.

Diese drei Jugendwerke sind polemisch, sie treten zerstörend und verneinend auf gegen dasjenige, was der Dichter für verwerflich hält, sie sind das Klirren der Kette, die der Gefangene zerreißt. Aber kein großer Geist bleibt bei der Negation stehen, vielmehr dient sie ihm nur dazu, um einer neuen Position Raum zu schaffen, und so sind auch für Schiller jene Tragödien nur der Weg zu einer andern und höheren, in welcher er nun der Welt in aufbauender, bejahender Weise verkündet, was er für das Wahre und Rechte hält, an dessen Verwirklichung in der Welt er glaubt, sollte es auch zunächst nur das Traumbild einer begeisterten Phantasie, nur der Gesinnungsinhalt einer schwärmerischen Jugend seyn. Dieses Werk ist der Don Carlos. Derselbe verbindet die Ideen jener ersten Dichtungen, die, großartig in der Conception, aber in der Ausführung vielfach verfehlt, in dieser Weise als ein Entwicklungsmoment des Dichters wie als Ausdruck von Zeitstimmungen mehr einen historischen als ästhetischen Werth haben.

Don Carlos lehnt sich an die Geschichte an, wie Fiesco; er steht an einer Grenzscheide der Kulturentwicklung, in einer Periode des Kampfs von Autorität und selbstkräftiger Individualität, von absoluter Herrschergewalt und allgemeiner Freiheit; Don Carlos wiederholt die Conflikte von Cabale und Liebe in einer höheren Sphäre: dem Sohn ist die Geliebte durch den Vater und König entrissen und er verzehrt sich in seiner

Gluth für sie, indem er das Recht des Herzens gegen die Convenienz der Politik und das Gesetz der Sitte vertritt. Don Carlos enthält im Posa den wiedergebornen Karl Moor, der jetzt nicht mehr durch Zertrümmerung, sondern durch Erbauung, nicht mehr mit der Brandfackel und dem Dolch des Räubers, sondern mit dem Lichte der Wahrheit und dem Schwerte des freien Worts die Welt umgestalten will. An die Stelle der Revolution tritt die Reform, das Aussprechen der Idee und das Gestalten und Bilden nach ihr. Don Carlos ist das wundersame Denkmal von dieser Läuterung des Schillerschen Geistes, das Symbol seiner sittlichen Selbsterhebung in eine höhere Sphäre, nicht das vollendete Werk der befreiten harmonischen Seele, sondern das Abbild des Reinigungsprocesses. Nur so können wir ihm gerecht werden.

Gervinus hat sehr schön hervorgehoben, daß nach der Flucht aus Stuttgart die Seele Schillers sich unter Widerwärtigkeiten des Geschicks zu läutern begann, wie die Goethes in Italien unter dem Lächeln des Glücks. Ein vortrefflicher Kern, eine heitere Männlichkeit, Ehre, Standhaftigkeit und ein wahrhaft gefaßtes Gemüth spiegelten sich bei jeder Gelegenheit in seinem Benehmen, in seinen Aeußerungen. Er fand einen Zufluchtsort bei Frau von Wolzogen zu Bauerbach und pries es an der Freundin, daß sie den zum edeln Menschen gemacht, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit gehabt hätte Tausende zu verderben. Er ward von Dalberg nach Mannheim zurückgerufen und schloß in seiner Thalia den Bund mit der Nation, indem ihn etwas Großes anwandelte bei der Vorstellung keine andern Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele. Die Freundschaft mit Frau von Kalb in Mannheim und dann die mit Körner und dessen Familie in Dresden wirkte sittigend, beruhigend, harmonisirend auf sein Gemüth. Ihm kamen gute Menschen rettend entgegen, und während bei Goethe die sittliche Reinigung eine Folge der künstlerischen war, während diesem in der Anschauung des Alterthums die Idee des Maßes auch für's Leben aufging, ward Schillers poetische Läuterung und Wiedergeburt durch die sittliche eingeleitet und vermittelt. In Rudolstadt fand er die Geliebte, die seine Gattin werden sollte; er schrieb an seine Schwägerin: „Diese Gegend soll der Hain der Diana für mich werden, denn seit geraumer Zeit geht's mir wie dem Orest in Goethes Iphigenie. Ihr werdet die Stelle der wohlthätigen Göttinnen vertreten und mich vor den bösen unterirdischen beschützen." — Gemeinsam mit Goethe war ihm das Studium der griechischen Dichter, Homers, den die Voß'sche Uebersetzung ihm aufschloß, und der Tragiker, zur Bildung seines eigenen Geschmacks, zur Hinleitung auf die plastische Vollendung und die innige Einfachheit der Poesie. Und so gewann er den großen Begriff von dem Künstler, daß ihm die Würde der Menschheit in die Hand gegeben sey, und er gelobte sie zu bewahren und durch die Dichtung als Verkündiger der Wahrheit, als Erzieher zur Freiheit zu wirken. Das Gedicht: „die Künstler," bezeugt diese Erkenntniß und diesen Entschluß. All das Erwähnte zusammen lehrt uns den Don Carlos verstehen.

Der Don Carlos war in demselben oppositionellen Drang empfangen wie die früheren Werke; „ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause" lag dem Dichter im Sinn, die Zerrüttung, welche Philipps Despotismus durch Vermählung mit der Braut seines Sohnes in das eigene Haus brachte, wollte er schildern; es war also auf eine Erneuerung von Cabale und Liebe abgesehen. In seinen Briefen aus damaliger Zeit ist von Posa noch gar nicht die Rede; aber einen andern Zweck seiner Dichtung bezeichnet er in einem Schreiben an Reinwald: „Ich will es mir zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die protestantische Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen." Diese Worte beweisen, wie sehr damals das Pathologische noch vorwog, wie sehr er die Gegner seiner Lieblingshelden noch persönlich haßte und sie rednerisch angriff, statt sie historisch unbefangen zu schildern und sie auf ihrem Standpunkte in ihrem wenn auch einseitigen Rechte zu zeigen. Nach dem angegebenen Plan waren drei Akte geschrieben und allmählig in der Thalia erschienen. Ein künstlerischer Fortschritt zeigt sich hier zunächst in der größeren Mäßigung der Sprache, und die höhere Klarheit und Harmonie, die in die Seele des Dichters einzogen, gaben sich dadurch kund, daß er die Prosa verließ und zum metrischen Wohlklang des Verses griff, wodurch zugleich die ganze Darstellung aus dem Gebiet gemeiner Wirklichkeit in das der idealen Wahrheit gerückt wurde.

Je mehr aber Schiller selbst ein anderer ward, desto weniger genügte ihm sein Carlos, desto weniger konnte er in dessen Persönlichkeit aussprechen, was immer mehr in seiner Seele reifte, was seinem Herzen immer theurer ward, und so begann er sich selbst im Marquis Posa zu verkörpern, dessen Nebenrolle, als des Freundes von Carlos, nunmehr zur Hauptrolle als des Trägers der Idee der Humanität und Freiheit emporwuchs. Der Dichter pflanzte seine Tragödie Posa auf die Tragödie Carlos, er verkürzte die fertigen drei Akte fast um die Hälfte und suchte die Wurzeln der beiden folgenden in sie hineinzusenken, beides möglichst gut zu verschmelzen. Daß die Einheit des Gedichts dabei nicht ganz verloren ging, liegt einmal in dem Umstand, daß derselbe Grundgedanke sich im Verhältniß des Carlos wie des Posa zum König, nur nach zwei verschiedenen Seiten sie darlegt: es ist das Recht der Individualität, was hier als Stimme des Herzens und

der Empfindung, dort als Freiheit des Gedankens und der That sich idealistisch ausspricht und in seiner Einseitigkeit an der Realität der Verhältnisse zerschellt, aber nicht um vernichtet zu werden, sondern um in sie überzuströmen, in ihnen seine Auferstehung zu feiern. Und Posa erscheint nicht bloß als Herold des freien Gedankens und freien Staats, er wird auch an Carlos Statt Gegenstand der Liebe. Denn daß in den lezten Worten der Königin zu ihm das Bekenntniß ihrer Liebe plötzlich hervorbricht, ist mir eben so gewiß, als daß Schiller seinen Helden dadurch zum Mittelpunkt des Ganzen machen, dadurch um so größer machen wollte, wenn er troß dem seinem Entschluß der Selbstaufopferung getreu bleibt. Erst so gewinnen seine Worte: „Königin! das Leben ist doch schön!" ihre wahre Bedeutung.

Es klingt uns jezt fast unglaublich, daß Schiller in der damaligen empfindsamen Gleimschen Periode der Freundschaftsschwärmerei nöthig hatte zu beweisen, er habe keineswegs den Zweck gehabt, in seiner Dichtung darzuthun, daß leidenschaftliche Freundschaft ein eben so rührender Gegenstand für die Tragödie seyn könne als leidenschaftliche Liebe, daß er nöthig hatte auf das ausdrückliche Wort des Königs hinzudeuten: der Freundschaft Flamme habe Posas Herz nicht ausgefüllt, das habe der ganzen Menschheit geschlagen, seine Neigung sey die Welt mit allen kommenden Geschlechtern gewesen. Er bekennt in den Briefen über den Don Carlos das Zwiespältige des Werks und erklärte es aus dessen langsamer Entstehungsgeschichte. Er sagt dort selbst weiter: „Es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth, Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten seyn müssen und die bis jezt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüber zu ziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen, und als lebendig wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen."

Das Glück und die Freiheit des Menschen im freien und glücklichen Staat begeistert den Dichter, begeistert seinen Posa, aber es wird mehr darüber gesprochen, ich möchte sagen docirt, als dafür gehandelt. Posa ist Idealist, er strebt nach Vernunftideen einem fernen Ziele zu, und handelt nicht nach den Umständen und aus ihnen heraus, er kümmert sich nicht um die Individualitäten, und er, der dem Philipp zugerufen: „Seyen Sie von Millionen Königen ein König!" er wäre bereit, die Eboli zu ermorden, wenn es seinem Plane diente („das Schicksal Spaniens und eines Weibes Leben!"); er verfährt eben so despotisch, eben so willkürlich mit Carlos als der selbstsüchtige Zwingherr; er, der die Selbstständigkeit der Individuen proklamirt, geht dennoch selber heimlich und gewaltsam zu Werke. Das verwickelt ihn in ein Netz, aus dem er keinen andern Ausweg sieht, als sich zum Sühnopfer zu bringen, durch seinen Tod die todüberwindende Macht der Idee zu beweisen, der er gehuldigt, und dadurch seinen Freund zu entflammen, das schöne Traumbild ihrer Jugendbegeisterung wahr zu machen. So steht Posa vor der Seele des Dichters da, aber dem Zuschauer wird es nicht klar, daß kein anderer Ausweg vorhanden sey, er meint, daß der Held sich unmotivirt aus Lust am Erhabenen, um Bewunderung buhlend, in diese That stürze; der Untergang Posas durch die mörderische Kugel trifft uns unvorbereitet; wir haben weder die Katastrophe des Stücks noch den Todeskeim im Helden vorausgefühlt, wir sind mehr überrascht und erstaunt, als daß die Furcht und deren Läuterung in unserer Seele, daß die wahre Rührung der Tragödie in uns hervorgebracht worden wäre. Dazu kommt, daß die ganze Verwicklung durch die Prinzessin Eboli gar zu spitzfindig ausgeklügelt ist und der Dichter uns dennoch zumuthet zu glauben, daß Carlos die Handschrift der Königin nicht kenne, von der er doch Briefe mit sich führt. Es fehlt die gerade, fortschreitende Entwicklung der Handlung und der Charaktere; dieß kommt aus der ursprünglichen Zwiespältigkeit des Ganzen, dieß stört aber die tragische Wirkung und theilt das Interesse.

Es ist auch in der zweiten Hälfte dem Dichter nicht gelungen, seinen Alba und seinen Domingo objectiv zu zeichnen. Jener schwankt zwischen dem Hofschranzen und rauhen Henkersknecht des Fanatismus, ohne daß seine persönliche Größe und die conservative Richtung, die er vertritt, annäherungsweise so hervorgehoben würden wie in Goethes Egmont; dieser ist der heuchlerische und blutdürstige Pfaffe, ohne daß uns der Dichter den Ernst und die Volksthümlichkeit des restaurirten Katholicismus in Spanien auch nur andeutete, uns nur ahnen ließe, wie der Reformation in Spanien ein Geist gegenüber stand, der fähig war, auf dem Gebiet der Kunst einen Calderon und einen Murillo als die leuchtendsten Häupter unter einer reichen Schaar herrlicher Genossen hervorzubringen. Gelungen ist die Zeichnung des Königs. Es ist wahrhaft tragisch, wie er, der selbstsüchtige Alleinherrscher, sich nun allein fühlt und zur Vorsehung betet, daß sie ihm einen Menschen geben möge; auch hat Schiller Philipps historische Größe bei dem Verlust der Armada in sein Werk mit aufgenommen.

Vielleicht den entscheidendsten Beweis für die Reife, Läuterung und Harmonie des Schiller'schen Geistes bei der Vollendung des Don Carlos im Unterschiede von der ersten wilden Sturm- und Drangperiode liefert die Vergleichung seiner Auffassung der reinen Weiblichkeit im Bilde der Königin Elisabeth mit den Frauengestalten seiner Prosadramen. Jezt spricht Posa von einem Ideal der Tugend,

> Das aus der Seele mütterlichem Boden,
> In stolzer, schöner Grazie empfangen,

Freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthen treibt,

und bezieht dieß auf die Königin, von der er hinzufügt:

In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen.

Durch Gedankenfreiheit, durch philosophische Einsicht die Freiheit des Staats und in ihr das Glück der Menschheit zu gründen, war Posas Ziel, und er entwickelte vor König Philipp das Thema, das Schiller in seinen „philosophischen Briefen" in der Kürze so ausgesprochen: „Leben und Freiheit in größtmöglichem Umfang ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung." Jene Unterredung Posas ist der Mittelpunkt des Werks, hier tritt der Dichter auf als Verkündiger der Ideen, die ihn beseelen, hier wird Posa zur Offenbarung seines poetischen Genius, und was wir auch für Mängel sonst in der Tragödie finden, wir werden doch das Werk mit seinem strengen Kritiker Hillebrand einen dramatischen Hymnus auf die im freien Staat freie Menschheit nennen und anerkennen, daß eine Menge wohlgelungener Situationen es auszeichnen, daß die sittliche Erhabenheit der Gefühle und der Gedanken mit einer erbauenden Kraft auf jugendliche Gemüther wirkt. Wer so die Gährung seiner Jünglingstage klärt, von dem ist zu erwarten, daß er das Ideal, das in seiner Seele lebt, niemals verleugnen, daß er es in der Realität der Welt als deren innersten Kern wiedererkennen und in der Wirklichkeit darstellen wird.

Acht Tage im schwarzen Sumpfe.

Hinterwaldsbilder aus Ohio.

III.

Von der Farm, wo wir Mittag gehalten, bog die Straße in den Wald hinein und von jezt bis zum sinkenden Abend wanderten wir durch eine Wildniß, in welcher nichts als der Weg und die Merkzeichen der Landvermesser an den Stämmen daran gemahnten, daß sie bereits von andern lebendigen Wesen als Hirschen und Bären betreten worden sey. War die Straße bisher schon eine Prüfungsanstalt der Geduld gewesen, so wurde sie es jezt mit jeder der noch übrigen zehn Meilen mehr und mehr. Die Citate, womit Theodore sich früher getröstet, wenn er, am Rande einer Kothlache hinbalancirend, das Gleichgewicht verlor und bis über die Stiefelschäfte in den Morast versank, machten jezt, wo er bei einem ähnlichen Turnerkunststücke bis an die Schenkel in den kühlen Schlamm fuhr, einer Auswahl der besten deutschen Kernflüche Platz, und auch ich vermochte mich einigen Blasphemirens nicht zu erwehren, als ich, um einem gleichen unerbetenen Moorbade auszuweichen, über einen umgestürzten Eichenstamm kletterte und — krach! bis an die Brust in stiebenden Moder und schlüpfrige Verwesung einbrach. So turnten und tobten wir weiter, bis wir bei einem abermaligen Versinken in einem hohlen Baume, aus dem ein Opossum auf und davon sprang, unsere Laune wieder fanden. Auf einem jener Hügelkämme, welche den Sumpf durchädern, hatten wir den seltsamen Anblick, daß eine beträchtliche Strecke weit der Rücken der Höhe mit lichtbraunen Streifen, den verwitterten Resten von Stämmen, die vermuthlich ein Windbruch dorthin geworfen, beinahe ganz regelmäßig gemustert war. Durch einen Creek watend tödteten wir eine schwarze Schlange von mehr als drei Fuß Länge, und kurz vor unserem Eintreffen bei Heischberger schossen wir — Ende gut, alles gut — einen wilden Puter, der sich eben anschickte, im Wipfel einer Eiche zum Schlafe einzunicken. Die Kugel meines Begleiters war ihm durch die Brust gegangen und der Fall mußte ihn jedenfalls betäubt haben. Dennoch versuchte er noch einmal aufzufliegen, und nicht eher wurden wir seiner vollkommen Herr, als bis ich ihm mit einer Ladung Schrot beinahe den ganzen Kopf weggenommen hatte. Heischberger, mit dessen Familie wir ihn noch denselben Abend verzehrten, schäzte ihn auf achtzehn bis zwanzig Pfund, meinte jedoch lächelnd, er schieße nach einem Truthahn nie mehr als einmal.

Ein Irländer, der bei Heischberger mit uns übernachtete, wollte von Kalida bis hierher in fünf Stunden geritten seyn. Wir verirrten uns und brauchten etwas mehr als dreimal so viel Zeit dazu. An einem Creek, der den Weg für Fußgänger versperrte, geriethen wir auf eine links abführende Fährte, der wir so lange folgten, bis sie an einem großen Aschenhaufen, wo Ahornzucker gekocht werden, aufhörte. Dann gingen wir, die Himmelsgegend aus dem Stande der Sonne und dem Moose der Bäume lesend, weiter nach Süden, bis wir nach stundenlanger beschwerlicher Irrfahrt auf einen zweiten Creek stießen. Diesen wanderten wir eine Meile und noch eine entlang, vergaßen darüber die Richtung nach Süden einzuhalten und fanden uns endlich ganz unerwartet am Ufer eines breiten, tiefen, geräuschlos im Schatten hinschleichenden Waldstromes.

Unglücklicherweise hatte ich meine Karte von Ohio bei Heischberger liegen lassen. Dem ungeachtet hätte ein wenig Besinnen uns gerade hier auf die rechte Spur führen können, da es uns sagen mußte, daß der dunkle, langsame Fluß, welcher der untergehenden Sonne zuströmte, kein anderer als Blanchards Gabel, die uns bereits wohlbekannte, seyn könne. Ob es aber nun ein boshafter Sumpfdämon oder die bloße Angst vor der nahenden Nacht war, wodurch unsere Gedanken verwirrt wurden — genug, wir waren völlig rathlos, ob wir dem Strome folgen oder ihm entgegen gehen sollten. Zulezt entschlossen wir uns zu dem Unverständigsten, was wir unter bewandten Umständen thun konnten. Wir fragten die Knöpfe meines Rocks um Auskunft, und deren Orakel gab die Antwort, die wir für unsere Unklugheit verdienten. Es hieß uns links und somit den Fluß hinauf wandern, eine Richtung, welche genau das Gegentheil von der war, welche wir einzuschlagen hatten, wenn wir nach Kalida wollten.

Jede Viertelstunde, die wir, fortwährend umsonst nach einem Wege, einer Brücke, einer menschlichen Wohnung ausspähend, an dem vielgewundenen Wasser zurücklegten, brachte uns in eine wildere Wildniß. Ein paar mal scheuchten unsere Tritte Rudel von Rehen auf. Unter den Schichten des dürren Laubes, welche die Vertiefungen des Bodens füllten, stießen wir hin und wieder auf kleine Schildkröten. Auf dem Flusse schwammen Schaaren von Enten und schossen weiße Raubvögel hin und her, die Fische zu schnappen, welche mit plumpem Sprunge aus der vom Abendroth bestrahlten Fluth emporschnellten. Und als wir uns in eine Art Bucht hinabarbeiten, welche durch einen Uferbruch entstanden, entwischte von einer vorragenden Wurzel, auf welcher er Toilette gemacht, ein Waschbär in eine hohle Sycomore.

Alle diese Dinge waren sicherlich ungemein interessant; allein die immer dringender werdende Nothwendigkeit, auf einen Weg und damit unter Dach und Fach zu kommen, ließ uns ihrer bald nicht mehr achten.

In gleichem Maße wie die Dunkelheit nahm unsere Verlegenheit zu. Nebel entstiegen dem Strome; die Sterne wurden sichtbar, einer nach dem andern — nur unser guter Stern schien nicht darunter zu seyn. Die Dämmerung zwischen den Bäumen verwandelte sich in Finsterniß. Wir sahen uns an. Unsere Lage war so kitzlich, daß wir vor Verzweiflung hätten laut auflachen mögen. Es konnte keine drei Meilen bis zur nächsten Farm seyn; aber wie sie finden? Weiter zu gehen war so wenig zu empfehlen als umzukehren. In beiden Fällen liefen wir Gefahr, uns dem unterhöhlten Flußrande zu sehr zu nähern und hinabzustürzen. Theodore horchte auf den Boden, ich stieg auf einen Baum; vergebliche Mühe! Kein Laut war zu hören, kein Licht zu erblicken. Wir ließen ein vereintes Halleh erschallen, ein zweites und ein drittes verstärktes. Nichts, keine Erwiederung, nicht einmal ein irgend respektables Echo. Endlich hatten wir uns wohl oder übel darein zu ergeben, die Nacht im Walde zu kampiren, obwohl dieß das sicherste Mittel war, uns, die wir dessen ungewohnt waren und überdieß vom Morgen an nichts gegessen hatten, ein tüchtiges Fieber zu holen.

Schon waren wir daran, ein Feuer anzuzünden — da, horch! was war das? — der Deus ex machina! — Hurrah auf! Das war eines der Hörner, mit denen die Farmersfrauen des Westens ihren im Walde arbeitenden Männern das Signal geben, daß das Essen bereit ist. Noch einmal! Ja, kein Zweifel, das war derselbe seltsame melancholische Ton, den wir auf unserer Fahrt so oft vernommen. Er kam von Norden, und flugs gaben wir das Feuermachen auf und eilten, so schnell es unter diesen Verhältnissen möglich war, der dreimal willkommenen Stimme zu.

Vor uns, neben uns, hinter uns hüpfte, raschelte und flatterte, krächzte und quickte es von aufgeschrecktem Gethier. Auf und ab ging unser Weg über einen wirren Wust zusammengebrochener Aeste und Stämme. Und wieder schwollen die schwermüthigen und doch so erheiternden Klänge durch die Waldeshallen, jetzt schon deutlicher und lauter, ein Zeichen, daß wir auf der rechten Spur. Ein Creek hemmte das weitere Vordringen. Ein Baum war darüber gefallen, und rittlings halfen wir uns nach dem jenseitigen Ufer. Eine Hügelwelle erhob sich vor uns, und Victoria! — als ihr Kamm erstiegen war, flackerte uns, keine zweihundert Schritte entfernt, ein lustiges Feuer aus der Tiefe entgegen. Ringsum lagerten dunkle Gestalten, daneben stand ein weißes Zelt, und nicht weit davon spiegelte eine Furt im Creek die herzerquickende Flamme wieder. Als wir uns näherten, schlugen ein paar große Bracken an. Die Gesichter der Gruppe wendeten sich uns zu, und ein fragendes »Hulloh boys?« scholl uns entgegen.

Daheim würde man an Rinaldo Rinaldini und Karl Moor oder mindestens an Wildschützen oder Schmuggler gedacht haben. Hier schloß man aus den Büchsen, welche an einem improvisirten Gewehrstande vor den Zelten lehnten, aus den verschiedenen Stücken Wildpret, die an den Bäumen umherhingen, und aus den eleganten Decken, welche die Leute als Mäntel übergeworfen hatten, daß unser gutes Glück uns mit der Stimme jenes Horns * zu einer von den Jagdgesellschaften geleitet hatte, welche alljährlich aus Cincinnati und andern Städten, in deren Nachbarschaft das Wild ausgerottet ist, nach dem schwarzen Sumpfe, nach den Wäldern von Indiana und Michigan, ja zuweilen selbst nach den Einöden von Arkansas ausziehen, um einige Wochen der von den Vätern ererbten Lust am Waidwerke zu fröhnen.

Wir erzählten unser Abenteuer und fragten nach dem Wege nach Kalida. Man kannte ihn nicht, denn wir waren in die Nähe von Gilboa gerathen. Wir erkundigten uns nun nach der nächsten Farm. Man meinte, wir würden uns kaum hinfinden, und lud uns ein, die Nacht hier zu verweilen. Dieß wurde freundlich angeboten und ohne Umstände dankbar angenommen. Unsere Wirthe waren ihrer Sprache nach Leute von feinen Sitten, und die Art, wie sie sich mit allem, was zum Comfort gehört, selbst mit Tellern und Gläsern versehen, bewies dieß noch mehr. Höflich räumte man uns einen Platz am Feuer ein, mit artigen Worten hieß uns der Kapitän der Gesellschaft, ein Advokat aus Columbus, beim Abendessen, einem köstlichen Rehbraten, und bei der hierauf folgenden untadeligen Bowle willkommen, und als die halbe Nacht unter muntern Gesprächen verbracht war, und nun einer nach dem andern einnickte, gab man uns sogar ein Büffelfell zur Decke. Dieses war in der That nöthig; denn die Nacht war außerordentlich kühl, und als wir erwachten, hatte der Frost die Gegend ringsum mit Reif überzogen und an den Rändern des Creeks, in dem wir uns den Schlaf aus den Augen wuschen, sogar ganz beträchtliches Eis anschießen lassen.

Der Morgen zeigte uns, wie sehr wir geirrt, uns in einer vollkommenen Wildniß zu glauben, denn die nächste Blockhütte war keine zwei Meilen entfernt. Von dieser aus gewannen wir ohne Schwierigkeit die Straße

* Diese Hörner sind gerade, ungewundene, konisch zulaufende Blechröhren, ohne Tonlöcher und Klappen, oft bis sechs Fuß lang. Zu bewundern ist bei Instrumenten von so ureinfacher Construktion, bei deren Länge die höheren Töne nur durch stärkere oder dünnere Luftstöße beim Anblasen, nicht aber durch die Hand im Schallbecher hervorzubringen sind, mit welcher Geschicklichkeit die Frauen ihnen ganze Melodien zu entlocken verstehen, und ein seltsam feierliches Gefühl ergreift den daran nicht Gewöhnten, wenn er in den Urwäldern des Westens wandernd oder auf seinen Strömen schiffend, plötzlich diese Klänge durch die stillen Forsten hallen und sich zu einer frommen Weise ausprägen hört.

nach Kalida und trafen ohne weitere Abenteuer um die Mittagsstunde in diesem Orte selbst ein. Von hier nach Section Ten am Kanale sind es zehn Meilen, und da wir jezt besser auf den Weg achteten, ward es uns möglich, zu rechter Zeit dorthin zu gelangen, um mit dem Abends vorüberfahrenden Boote unsere Rückreise nach Süden fortsetzen zu können. Dießmal war es uns indeß nicht gegönnt, die Nacht in der Cajüte zuzubringen. Nicht nur die Hangematten, sondern auch die Dielen waren bereits mit Schläfern vollgeschichtet, und da überdieß eine infernalische dunstige Hitze in dem Raume herrschte, so sahen wir uns gezwungen, unser Lager auf dem Deck zwischen Koffern und Säcken aufzuschlagen.

Die Umstände, unter denen wir diese zweite Nacht im Freien zubrachten, waren um vieles ungünstiger, als die während der ersten, und von Glück hatten wir zu sagen, daß das Wetter nicht kalt war. Noch immer befanden wir uns im schwarzen Sumpfe, aber wir näherten uns seiner Grenze, welche zugleich die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiete des Ohio und dem einstigen Becken des Eriesees ist. Langsam glitt das Boot auf schnurgerader wellenloser Wasserbahn durch die mondlose Waldlandschaft. Zu beiden Seiten ragte ununterbrochen der finstere Forst. Nur ein schmaler Streifen dunkelgrauen Himmels hielt den Gedanken fern, daß wir durch eine Höhle fuhren, und es bedurfte keiner sehr lebhaften Phantasie, um sich mit den Seelen zu vergleichen, die auf den Flüssen des Hades schiffen. In der Kajüte war alles still. Kein Windhauch, nur das leise Murmeln und Rauschen des vom Kiele gespaltenen Wassers störte die tiefe Stille ringsum. Der Strahl der Hängelampe drunten gaukelte wie eine lichte Undine auf der schwarzen Fluth und lief wie ein schwankes gelenkiges Irrlicht durch die Nebel und Schatten am Ufer hin. Zuweilen ward in der Ferne ein Etwas gleich einem auf die Erde gefallenen Sterne sichtbar. Es wurde heller und deutlicher. Eine feinstimmige Glocke begann zu bimmeln, die unsere antwortete, und vorüber schwamm mit rothverhängten, matterleuchteten Kajütenfenstern ein anderes Kanalboot. Dann wieder Schweigen und Einsamkeit und jener Halbschlummer, in dem die Embryonen der Zukunft über der Seele schweben und der Todtentanz der Vergangenheit an dem Spiegel des Gedächtnisses vorüberschreitet. Ueber der Gegend schwang der Geist seinen Zauberstab, den Robert Sands in prachtvoll phantastischer Hymne preist:

Spirit! thou spirit of subtlest air,
Whose power is upon the brain,
When wondrous shapes, and dread and fair,
As the film from the eyes
At thy bidding flies,
To sight and sense are plain!

Und tiefer hüllte ich mich in meine Decke, und schwerer wurden die Augenlider, und traumhafter gestalteten sich die Erinnerungen der Wanderung, von der ich zurückkehrte, zauberhafter strahlte die Leuchte, die ihre Bilder im Spiegel beschien. Die Wipfel hoben an zu säuseln, des Mondes Scheibe stieg voll und klar empor, die dürren Zacken der Bäume begannen mit dichtem lichtem Laube sich zu bekleiden, und in überwältigender Urschönheit wogte und brauste der unermeßliche Waldocean. Welch ein Wellenspiel in den Wipfeln! Welch ein Lobgesang, den die tausendmal tausend Blätterzungen erschallen ließen! Und da und dort, welch ein Schalten und Walten, welch ein Gebären und Wiedergebären in den Tiefen und auf den Höhen! Ein Indianergrab that sich auf, und hervorschritten, leisetretend, flüchtig dahingleitend, schwarzhaarige Rothhäute. Grell erklang in der Ferne der Kriegsruf; Salven blizten auf einer dämmernden Prairie. Ein Gewimmel von Fliehenden zu Roß und zu Fuß strebte hastig dem bergenden Dickicht zu. Dort lehnte Girty, der grimme Renegat, auf seiner Rifle, geschmückt mit Scalpen, die er seinen Landsleuten abgenommen. Da flammte Crawfords Scheiterhaufen und umzüngelt von der Lohe, schwarzgebrannt, mit Blut übergossen, wandelte der Gemarterte um den Pfahl. Dort erwürgten mordgierige Hinterwäldler das schuldlose Völkchen von Gnadenhütten, und da wieder ging selig lächelnd die seltsame Gestalt des barfüßigen Christen zwischen seinen Lieblingen, den Apfelbäumen der Wildniß, hindurch seinen Pfad nach Swedenborgs Himmel.

Und weiter spann sich, und wüster, einsamer gestaltete sich das zum Träumen werdende Sinnen. An stillen Waldbächen wimmelten Biber um ihre Häuser von Pfahlwerk und Schlamm. Dort brach donnertosend eine Büffelheerde aus dem Dickicht auf die Prairie hinaus. Da züngelten Schlangen aus einem Wurzelgewirr; hier gingen schwerleibige Schildkröten zwischen dem Wuste von Moos und Pilzen, der aus den zerborstenen Leichnamen von Baumriesen quoll. Auf den Zweigen tummelten sich schäkernd Eichkatz und Baumratz. Ueber den Wipfeln lagerten Wolken von Muskitos, das lebendig gewordene Gift des Sumpflandes. Droben aber über den Wipfeln und Wolken, dem Wimmeln und Weben der unendlichen Einöde schwebte die schwermüthig blickende Nebelgestalt Manitos, des Urwaldgeistes.

Plötzlich erhoben sich im Osten hellstrahlende Sterne. Der Mond verblich vor ihrem Glanze. Der Wald fiel strichweise von unsichtbaren Aerten. Ein mächtiger Windstoß fuhr vom Aufgang gen Niedergang und fegte die rothen Kinder Manitos hinweg. Ein Getöse wie vom Heranzuge eines großen Volkes ließ sich hören. Größer und klarer wurden die dreizehn Sterne im Osten, und ha, da stieg aus dem Boden eines Thales! hell wie die Sonne ein neuer empor. Sicheln blizten in seinem Lichte, und Kreuze von Kirchthürmen warfen

sein Funkeln zurück. Mais wuchs, wo Schilf gewuchert, wo giftig Gewürm und reißend Gethier sich der Nacht gefreut, begrüßten nun muntere Hähne den Anbruch des Morgens. Stadt auf Stadt mit hohen Häusern sah auf das Wasser hernieder, auf dem wir jezt mit eilendem Kiele dahinglitten.

Da stieß mich eine rauhe Hand an, daß der Traum verblüfft der Wirklichkeit Raum gab. Das gigantische Schiff, auf dem mich Mutter Phantasie zulezt durch ihr Reich geführt, war zum prosaischen Kanalboote eingeschrumpft. Statt des sonnenhellen Sternes von Ohio leuchtete mir vom dämmernden Ufer die Laterne eines Negers in's Gesicht, der die Koffer neuer Passagiere auf's Verdeck warf. Statt der prächtigen Städte, die mir die Zukunft gewiesen hatte, zeigte die Gegenwart eine Gruppe armseliger Bretterhütten, statt lachender Gärten und goldener Weizenfluren den alten wilden finstern Urforst. Der Steuermann aber, der mich geweckt, hieß mich eilen, das Boot zu verlassen, da wir in St. Marys seyen, wo ich absteigen gewollt.

Drei Meilen westlich vom Städtchen St. Marys befindet sich das große Reservoir, aus welchem der Miamicanal gespeist wird. Er war uns als der umfangreichste künstliche Landsee in der Welt geschildert worden, und ich glaube in der That, die Yankees hatten hier einmal nicht übertrieben. Das Bassin ist neun Meilen * lang und zwischen zwei und vier Meilen breit. Etwa die Hälfte desselben war in seinem natürlichen Zustande eine Prairie, der Rest mit Wald bedeckt. Es wurde dadurch hergestellt, daß man im Osten und Westen Erdwälle von zehn bis zwanzig Fuß Höhe aufwarf, während die Süd- und die Nordseite des Beckens durch natürliche Hügelketten gegeben waren. Das Reservoir wurde 1837 begonnen und 1845 vollendet, nachdem es 1847 durch einen Akt widerrechtlicher Selbsthülfe einer theilweisen Zerstörung ausgesezt gewesen. In diesem Jahr nämlich war man mit dem westlichen Erdwall zu Stande gekommen. Das Wasser strömte am obern Ende bis zur Tiefe von drei Fuß ein; da der Boden jedoch nach Osten zu allmählig ansteigt, so wurde er hier auf eine Strecke von mehreren Meilen nur einige Zoll hoch mit Wasser bedeckt. Wären nun dagegen keine Maßregeln ergriffen worden, so hätte es bei der hiesigen Wirkung der Sonnenstrahlen in kurzem statt eines Sees einen Sumpf gegeben, vor dessen Ausdünstung die Einwohner des ganzen Countys hätten aus der Gegend flüchten müssen. Außerdem waren ganze Farmen, die der Staat bis dahin noch nicht bezahlt hatte, durch die wachsende Fluth überschwemmt werden. Unter diesen Umständen machten sich ungefähr 150 Bürger von Mercer County, die sich beeinträchtigt sahen, auf und durchstachen binnen zwei Tagen die westliche Böschung, so daß die überflutheten Striche in einigen Stunden völlig trocken gelegt waren. Unter denen, welche sich bei dieser ungesetzlichen Handlung betheiligt hatten, befanden sich die angesehensten Leute, und viele führten hier Hacke und Schaufel, welche bei dieser Gelegenheit zum erstenmal durch Handarbeit sich Blasen zuzogen. Alle hatten nach dem Gesetze zum Schutze öffentlicher Bauten und Anstalten das Zuchthaus zu erwarten, aber es fand sich im County keine Grand Jury, vor der man sie hätte anklagen können.

Das Reservoir zeigt, von seinem Ostufer gesehen, ein eigenthümliches Bild. Im Vordergrund erblickt man hier und da einzelne abgestorbene Bäume und Stümpfe, zwischen denen die Dächer und Schornsteine verlassener Blockhütten aus dem Wasser ragen. In der Mitte streckt sich, zuweilen von einer kleinen, mit hohem Prairiegras bewachsenen Insel unterbrochen, so weit das Auge reicht, die überschwemmte Fläche des einstigen Wiesengrundes. Zu beiden Seiten aber starrt aus der beschatteten Fluth ein Wald todter Bäume mit dürren Zackenästen und schwarzmoosigen Stämmen. Als wir den Ort besuchten, fuhr ein starker Südwind über die Einöde, und der Miniaturocean wogte und schäumte mit einer Furie, daß unser Boot Mühe hatte, sich vor einem Schiffbruche an den Bäumen zu retten. Schaaren von Wasservögeln flogen über den wüthenden Wellen hin und her. Im Walde knisterte und krachte es und in der Luft wirbelten abgebrochene Zweige von so bedenklicher Größe, daß wir uns beeilen mußten, aus der gefährlichen Mitte des Beckens nach dem sichern Ufer zurück zu gelangen.

Eine andere Merkwürdigkeit von Mercer County ist eine Colonie von Farbigen, welche vor einigen Jahren im südlichen Theile dieses Distrikts gegründet worden und — ein seltener Fall bei derartigen Unternehmungen — gut gediehen ist. Es war uns nicht gestattet, sie zu besuchen, da die uns zugemessene Zeit erschöpft war. Allein der Zufall fügte es, daß wir auf dem Boote, mit dem wir nach Piqua hinab fuhren, die Bekanntschaft eines schwarzen Predigers machten, welcher der Niederlassung eine Zeitlang angehört hatte und darum genaue Auskunft über sie geben konnte. Nach seinen Mittheilungen entstand die Colonie durch die Bemühungen eines Herrn Wattles aus Connecticut, welcher, statt mit andern Abolitionisten lediglich schöne Worte zu machen, die Sache beim rechten Ende anfaßte und ohne sich in den Zank über die Sklaverei einzulassen, Anstalten traf, die *freien* Farbigen zu bessern und dadurch von der Verachtung zu emancipiren, die im Norden auf der Race mit gleicher Schwere lastet wie im Süden die Knechtschaft. Im Winter 1833 wurde er mit dem Zustande der Negerbevölkerung Cincinnatis bekannt und fand, daß dieselbe mit wenigen Ausnahmen

* Englische Miles natürlich, folglich etwa zwei deutsche — immerhin eine ganz beträchtliche Länge.

vollkommen unwissend war über die Bedingungen, unter denen sie zu guten Bürgern werden konnte. Ohne Verzug ging er an's Werk, diesem Uebelstande abzuhelfen. Er gründete zunächst eine Schule und die Zahl der Zöglinge stieg bald auf mehrere Hunderte. Bald jedoch stellte sich heraus, daß an eine gründliche sittliche Hebung der nicht überall mit Unrecht verabscheuten »darkies« nicht zu denken sey, wofern dieselben nicht dem verderblichen Einflusse des großstädtischen Lebens entzogen würden.

Wattles schlug deßhalb seinen Pfleglingen vor, in einer noch wenig bevölkerten Gegend Congreßland zu kaufen und dort in Masse sich anzusiedeln. Die Neger gingen hierauf unter der Bedingung ein, daß ihr Lehrer und Wohlthäter sich als Führer an die Spitze des Unternehmens stelle. Wattles versprach dieß, reiste durch Canada, Michigan und Indiana, um sich nach einem passenden Orte umzusehen, fand endlich in Mercer County was er suchte, ließ sich mit etwa zweihundert Farbigen auf dem erkauften Lande nieder und bewirkte durch seine Umsicht und unermüdliche Thätigkeit, daß sich der Grundbesitz der Colonisten in fünf Jahren auf 30,000 Acres und ihre Zahl auf 400 vermehrte. Unablässig reiste der edle Mann im ganzen Westen umher und gründete Schulen für farbige Kinder, während er unter den Erwachsenen Theilnehmer an seinem Colonisationsplane zu werben bemüht war. Bei seiner Rückkunft von einer dieser Reisen kaufte er für sich selbst ein Stück Land, um darauf eine Arbeitsschule für Farbige anzulegen. Diese gedieh außerordentlich wohl, obgleich die Mittel zu ihrer Unterhaltung bis zum Jahr 1842 sehr beschränkter Art waren. Um diese Zeit aber erfuhren die Vollstrecker des Testaments, in welchem der Quäker Emlen in Philadelphia 20,000 Dollars für die Erziehung afrikanischer und indianischer Knaben zu Handwerkern und Ackerbauern ausgesezt, von der Anstalt des menschenfreundlichen Wattles, vereinigten die ihnen zur Verfügung gestellten Mittel mit den seinigen, kauften seine Farm und sezten ihn als Direktor des darauf bestehenden Instituts ein, welches von jezt an einen doppelt raschen Aufschwung nahm.

Nun kaufte aber Richter Leigh aus Virginien einen Theil des Landes, welches den Negercolonisten in der Nachbarschaft von Emlen-Institut gehörte, um darauf die freigelassenen Sklaven des berühmten John Randolph anzusiedeln. Dieselben trafen in der Anzahl von vierhundert Köpfen ein, wurden indeß von den weißen Bewohnern des Countys mit Gewalt verhindert, sich ansäßig zu machen, und seit dieser Zeit sind die Mitglieder der Anstalt so wie die der gesammten Colonie, deren Mittelpunkt Emlen-Institut ist, mancherlei Plackereien und Mißhandlungen ausgesezt gewesen, so daß mehrere derselben ihr Eigenthum aufgaben und aus dem Lande zogen.

Außer dieser Negerniederlassung hat der Staat Ohio noch eine zweite. Sie befindet sich in Shelby-County und hat etwa 350 Bewohner, die in guten Verhältnissen sind, ist indeß nicht recht günstig gelegen, da die Gegend zu feucht und deßhalb häufig Fiebern unterworfen ist. Auch hier wurden die emancipirten Sklaven Randolphs von den Weißen nicht geduldet, und so sah man sich genöthigt, die Heimathlosen in den Nachbarcounties einzeln bei Familien unterzubringen, die weniger vorurtheilsvoll waren. Endlich existiren innerhalb der Grenzen Ohios zwei Colonien Farbiger in der Nähe von Georgetown, jede ungefähr 500 Köpfe stark. Dieselben wanderten im Jahre 1818 von Virginien aus und waren ursprünglich die Sklaven Samuel Gist's, der sie durch testamentarische Verfügung freigelassen und ihnen hier Wohnsitze verliehen hatte. Bedauerlicherweise ist ihre gegenwärtige Lage keine glückliche, und zwar wurde diese Wendung der Dinge von unserem Berichterstatter ihrer eigenen Schuld und vorzüglich ihrer Trägheit zugeschrieben.

Die vorstehenden Notizen wurden an Bord des Canalbootes St. Louis aufgezeichnet, mit dem wir von jezt an durch wohlbebaute Gegenden, an Piqua und Troy vorüber, nach Dayton hinab fuhren. Auch dieser Theil des Landes ist voll von historischen Erinnerungen aus den Indianerkämpfen. Das Miamithal, und vor allem die Umgebung von Piqua, war ein Lieblingsaufenthalt der Rothhäute, welche noch lange nach ihrem Auszuge in den schwarzen Sumpf von Zeit zu Zeit hierher zurückkehrten, um auf den Gräbern ihrer Väter über die Erinnerungen an ihre Kindheit zu weinen. An der Stelle des zulezt erwähnten Städtchens standen noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Wigwams einer Indianerstadt, die über viertausend Bewohner gezählt haben soll. Ja die Sage verlegt hierher sogar ein Wunder, wodurch die Stätte zu einer Art Heiligthum wurde, und welches nebenbei poetisch genug ist, um einen gebührenden Schluß zu diesem Kapitel voll hinterwäldlerischer Romantik zu geben.

Piqua war der Name eines Stammes der Nation der Shawanoes, und die Bedeutung des Worts ist „der Aschengeborene." Die Ueberlieferung aber erzählt in Bezug hierauf folgende Mythe: In grauer Vorzeit hatte sich hier das ganze Volk der Shawanoes zur Feier seines Jahresfestes versammelt. Sie saßen im Kreise um ein mächtiges Feuer und riefen mit frommen Gebeten den großen Geist um seinen Segen bei der Jagd und um Mehrung ihres Geschlechts an. Die Flamme war niedergebrannt, als sich plötzlich in dem Aschenhaufen ein lautes Zischen, Knistern und Puffen vernehmen ließ. Verwundert schauten die Beter aus ihrer Andacht auf, und siehe da, aus den glühenden Kohlen stieg die Gestalt eines vollkommen ausgewachsenen rothen Mannes empor, der fortan unter ihnen lebte und der Vater des Piquastammes wurde.

Aus Egypten.

Alexandrien.

Um Mitternacht erschien das Fanal, das Feuer des Leuchtthurms von Alexandrien, wie ein Abendstern, ganz niedrig am Horizont. Die Maschinen wurden angehalten, und ich legte mich mit der Gewißheit in meine Koje, am andern Tage den neuen Welttheil zu schauen. Am frühen Morgen kam der arabische Pilot auf's Schiff. Als ich das Verdeck betrat, fiel zuerst mein Auge auf ihn. Er stand auf dem Radkasten, und gab im Vollgefühl seiner Würde, obgleich mit nackten Beinen und lichtblöde zwinkernden Augen, Zeichen, indem er von Zeit zu Zeit den linken Arm erhob, denn in der rechten Hand hielt er eine Tasse Kaffee.

Es ist einem wunderlich zu Muth, wenn man zum erstenmal so ein Exemplar aus einem andern Welttheil und Glauben vor sich sieht; man begreift kaum, wie so einer mit Anstand Kaffee trinken kann; aber ich hatte bald mehr zu thun. Die Welt der Palmen, der Ruinen, der Kameele, der halbnackten Araber, der Wüsten, der Kalksteinfelsen, die ich bis dahin nur aus Büchern, Maskeraden und Dekorationen kennen gelernt hatte, lag jezt vor meinen poetisch verduzten Sinnen, und ich wunderte mich gewissermaßen, daß ich das so aushielt, und nicht ganz und gar außer mir gerieth. Ich dachte mir bis dahin, man könnte gar nicht mehr derselbe bleiben in dem Augenblicke, wo man eine funkelnagelneue Welt zu sehen bekäme; aber ich habe von Anfang bis zu Ende erfahren, daß und wie man unter keinen Umständen, Scenerien und Geschichten aus seiner Haut zu fahren vermag, wiewohl ich zugleich bemerken muß, daß allerdings diejenigen Augenblicke die bedeutendsten und genugthuendsten sind, in denen unsern Sinnen das als handgreifliche Wirklichkeit entgegentritt, was so viele Jahre, und ein halbes Leben hindurch, nur Gedankending und Einbildung war. Diese auf der Ueberfahrt wenig vorbereitete Uebersetzung von Europa in Afrika, diese plötzlich meinen innern und äußern Sinnen vorgezauberte neue Welt mit ihren ganz neuen Lebensarten und Erscheinungen, die ich gleichwohl ganz so wie zu Hause tasten, hören, sehen, schmecken und riechen konnte, das war es eben, was mich die ersten Stunden in den Straßen von Alexandrien wie ein Wachträumen bedünkt hat.

Wir fuhren bald in den gewaltigen Hafen ein. Das waren imposante Scenen um uns her. Uns umgaben egyptische Kriegsschiffe, Fregatten und Dreidecker, englische Dampfer, Schiffe aller Nationen, und ein Gewimmel von Booten, deren eine Masse wie im Angriff auf unser Schiff losfuhr. — Auf ganz niederer Küste lag lang und schmal Alexandrien mit seinen weißen, würfelförmigen Häusern, mit seinen weitläufigen, auf Felszungen weit in's Meer vorgeschobenen Festungswerken, seinen hundert achtflügeligen Windmühlen und seinen schlanken Minarets. Im Augenblicke, als so die lezten Passagiere, in einer Hast, wie wenn Tod und Leben vom raschen Auslandkommen abhinge, sich in die Boote warfen, überfiel mich doch eine Art Besorgniß und Verzagtheit, wo ich denn nun in der wildfremden Stadt bleiben, und wie ich da mit den Leuten conversiren würde, denn ich mißhandle, umschreibe, zeichenrede und brille nur französisch, aus den barbarischen Schulzeiten her, und habe erst später auf der Reise etwas arabisch und italienisch in puren Todesnöthen gelernt.

Wie ich nun so rathlos da stand, offerirte mir ein ganz manierlicher und fein ausschauender Garçon oder Commissionär des Hôtel d'Europe, der mit den Barkenarabern an Bord gekommen war, in französischer Sprache seine Dienste. Ich begab mich aber nur mit der Bedingung unter seine Leitung, daß er mir nicht das große Hotel, sondern eine möglichst billige Privatwohnung zuweise, indem ich kein Engländer, sondern nur ein armer deutscher Bücherschreiber sey. Ich muß dem Mann nachrühmen, daß er nach dieser ziemlich altfränkischen Offenheit von meiner Seite nichts an Artigkeit und Dienstfertigkeit auf der seinigen verlor, und auch so nobel wie billig bis zu meinem Abschiede von Alexandrien verblieben ist.

Die Ausschiffung kostet für die Person mit gewöhnlichem Gepäck nur ein paar Piaster, also vier Silbergroschen, oder höchstens deren sechs. Am Ufer empfängt oder zerreißt vielmehr den Reisenden eine durch Gewinnsucht wie rasend erscheinende Judenschule von halb nackten Eseltreibern, Kindern und Erwachsenen, die wie besessen durcheinander schreien, sich und ihre Esel anpreisen, einander stoßen, zanken und schlecht machen, und dem betäubten Fremden dermaßen thätlich zu Leibe gehen, daß er sich alles Ernstes seiner Haut wehren muß, wenn er nicht nolens volens auf einen Esel gesezt und mit seinen Kisten und Kasten zu einem Hotel entführt seyn will. Wenn es geschähe, wär' auch nichts Uebles dabei, denn diese armen nackten Eselbuben sind selbst mit ihren unverschämtesten Forderungen noch spottwohlfeil, und im Allgemeinen so verlässig, so gutartig, als es kaum von einem Naturmenschen

und Halbwilden erwartet werden kann. Was aber nun mich betraf, so konnte ich mich schon in Rücksicht auf meine knappen Diäten nicht so den Zufälligkeiten und den nackten Humoren dieser arabischen Jugend überlassen. Ich hatte einmal meinen Führer vom Schiffe her, und stieß also die aufdringlichsten Naturmenschen mit so gutem Erfolg zurück, daß ich sofort Luft bekam. Energische, d. h. handgreifliche Manöver, bei wenigen Worten und anscheinender Gelassenheit, werden bekanntlich im unpolicirten Afrika, wie im überpolicirten Europa, und in der ganzen wilden wie gebildeten Welt am schnellsten und nachhaltigsten respektirt. Die Eseljungen unterhandelten nunmehr mit weniger Schreiwuth und Gewaltthätigkeit, und einige sogar nicht ohne Humor und Amüsement über die Art und Weise, mit der unter ihnen aufgeräumt worden war. Mein Führer verhielt sich bei dem kleinen Intermezzo so unbefangen und passiv, wie wenn er bei Wellenschlag gebadet, oder ihm ein Wirbelwind den Hut vom Kopf gerissen hätte. Er beschränkte sich in Worten und Werken auf die Nothdurft und drängte sich mit mir zur Dogana hindurch, die mit ihren Magazinen, wie natürlich, unweit des Landungsplatzes der Boote, fast unmittelbar am Wasser liegt. Es war Freitag (der muhamedanische Sonntag), mein Lederkoffer blieb also im Magazin, eine Ledertasche aber, die ich um den Leib hängen hatte, und mein Nachtsack, den ich in der Hand trug, wurden mir nach einem flüchtigen Betasten auf Verwendung meines Mentors, der ein Bekannter der Beamten zu seyn schien, frei gegeben, und zwar ohne Trinkgeld, hier Bakschiesch genannt, mit dem Accent auf dem gedehnten „schiesch."

Und wenn Einer stocktaub wäre, dieß Bakschiesch hört er in Egyptenland durch, und wenn er kein arabisches Wort weiter aussprechen und behalten lernte, diese Parole der egyptischen Proletarier bekommt er vom ersten Augenblick an weg. Es tönt ihm von einem Ende Egyptens bis zum andern, und über das Meer bis nach Haus, von Alexandrien bis zu den Katarakten, und wahrscheinlich bis zu dem Ort, wo noch irgend ein Reisender hingekommen ist und die Geldgier dieser armseligen, nackten Naturmenschen gereizt hat. Dieser Bakschiesch zeigt dem, welcher die Nilquellen verfolgt, wie weit seine Vorgänger vorgedrungen sind. Von diesem Trinkgeld, Gastgeschenk, oder von diesem Fremdentribut und Reisezoll, diesem metallischen Andenken, diesem silbernen Hammerschlag, den man insbesondere den lebendigen Bildsäulen der reisenden Engländer abzuschlagen und abzudividiren versteht, träumt und spricht der arme Araber, der orientalische Eckensteher, der Fellah, der Eseljunge oder Kameeltreiber, der Bettler, Proletarier und Taugenichts, wo er geht und steht, und wo er nun den Träger, Geber und Gott dieses höchsten Gutes erblickt (das leider auf der ganzen Welt zum irdischen Gott, weil zum bequemsten Aequivalent aller sinnlichen Lebensgüter geworden ist), da stürzt er ihm mit dem verherten und wahnwitzig leidenschaftlichen Geschrei: „Bakschiesch, Howaje," „Bakschiesch, Effendi," „Herr, ein Trinkgeld!" auf den Leib.

Ein ältlicher, halbnackter Lumpenkerl von Araber trug meinen Handsack für 1½ Piaster, das ist für drei preuß. Silbergroschen, zur Locanda »bella Veneziana« einer Speisewirthschaft zweiten Ranges, die mir auf dem Schiffe einer der beiden Gesundheitswächter empfohlen, die von Triest aus zu unserer bessern Beglaubigung und Controle mitfahren mußten, weil am letztern Orte die Cholera ausgebrochen war. Diese Vorsichtsmaßregel hatte uns eben die prattica, d. h. die Erlaubniß, in Alexandrien an's Land zu gehen, verschafft.

Gleich beim Landen hatte ich ein Phantasieabenteuer, das gar leicht und spaßig durch ein bischen Besinnen und kalt Blut in die gemeine Ordnung der Dinge ausgedeutet wurde; aber nicht alle Reiseabenteuer werden so wohlfeil und erbaulich aplanirt. Ich sah nämlich unter dem Getümmel von Eseltreibern auch Esel und Kameele, mit frisch gefangenen Seethieren von unerhörter Gestalt beladen. Sie sahen ungefähr wie eine fabelhafte Robbenart, wie ungeheure ziegengroße Maulwürfe, oder neuholländische Schnabelthiere aus, denen der Kopf bereits abgeschnitten war. Und wie Gott den Schaden meines überrumpelten Verstandes besah, da waren jene unbekannten, triefenden, pechschwarzen Seethiere Wasserschläuche von behaarter, schwarzer, ganz gelassener Ziegenhaut. Der Hals und der obere Theil der Beine verbleiben zugebunden an dem Fell, das, vom Wasser robbenglatt aufgeschwemmt, der alarmirten Einbildungskraft eines Ankömmlings im Wunderlande Afrika in einem kuriosen Augenblicke wie ein Wunderthier erscheinen kann.

Ich wanderte nach dieser Enttäuschung nichts desto weniger in unerhörter Stimmung und Spannung durch ein Wirrsal von engen und weiteren ungepflasterten Gassen, auf kalkigem, unebenem und überall mit allen möglichen Welt- und Menschenabgängseln verunsaubertem Boden, zwischen Häuserwürfeln, die ohne eine Spur von Dach, aber mit unregelmäßig angebrachten Speicherlucken, vergitterten Fensterlöchern und elenden Jalousien, gleich wie mit Magazin- und Arbeitsräumen im Erdgeschoß versehen waren, und drängte mich zuletzt durch einen von Menschen wimmelnden Bazar, unter lauter halbnacktem, beturbantem oder bemütztem Gesindel, fast wie die polnischen Juden in kleinen Städten anzuschauen, weiter fort. Nicht lange, so waren wir in der Speiseanstalt zur »bella Veneziana« angelangt, allwo eine Dame von der intimsten Bekanntschaft meines gefälligen Führers aus dem Hotel d'Europe mir auf dessen Empfehlung ein erträgliches Zimmer im zweiten Stock gegen eine tägliche Entschädigung von sieben Piastern (14 Silbergroschen) abtrat. Das Mittagessen an der Table d'hôte im Erdgeschoß, wo man italienische Küche

nach der Karte speist, kam für einen mäßigen Gast mit Rothwein und Nachtisch, der aus frischen Datteln und schönen Weintrauben bestand, auf 10 bis 12 Silbergroschen zu stehen. Die halbe Quartflasche französischen Rothweins wird dabei ungefähr mit zwei bis drei Silbergroschen berechnet, da derselbe von 100 Thalern Werth nur 5 Thlr. Eingangssteuer zahlt, und die Sorte trinkt sich, zumal mit dem Wasser des Mahmudicanals, ganz so gut wie der rothe Gerbewein, welcher bei einem Preis von 15 bis 20 Silbergroschen die ¾ Quartflasche in den kleinen, unschuldigen westpreußischen Landstädten so schön wie rothe Dinte zu schmecken pflegt. — Ich äußere dieß eigentlich nur, um von vornherein ersichtlich zu machen, daß ich keineswegs ein in jedem Betracht ungeprüfter, unvorbereiteter, oder ein gar zu unbilliger und chikanöser Reisender bin. Im Gegentheil, wer es in westpreußischen Gasthöfen, und besonders in den paradiesartigen, noch im Kindesalter der Welt befindlichen westpreußischen „Immediatstädtchen" riskirt, wer allda Essen und Trinken, oder Wachen und Schlafen verassecurirt gehabt hat, der beklagt sich nirgends und niemal mehr auf dieser Welt.

Wenn ich davon absehe, daß die Fenster meines Zimmers unmittelbar auf den neuen Hafen hinaus gingen, dessen Wellen bis an die Fundamente des Hauses brandeten und dort Bruchstücke von liegenden Granitsäulen glatt schliffen, so konnte ich mich in heimathliche Träume wiegen, eine so ächt jüdisch-polnisch-westpreußische, kleinstädtisch-dörfliche, unverwüstliche, unverbesserliche, unergründliche, historisch chronische Schweinerei befand sich rund um mich herum. Aber es war etwas Originelles und Pikantes dabei im Spiel, nämlich eine Kreuzung von italienischer und arabisch-ismaelitischer Menschenzucht-Schweinerei. Meine Frau Wirthin Wittwe (deren Porträt als Gasthausschild ausgehängt werden konnte, so frappant glich sie einer schönen Venetianerin), diese feine Dame hatte unter andern Luxusmöbeln einen Nippestisch mit Jaspiskugeln, Muscheln, Mineralien, Straußeneiern und dergleichen Raritäten des Landes, wie Briefpapier, Dinte, geschnittenen Federn, Petschaft und Lack, und unter diesem Tische lag sogar bei Nacht eine Hundemenagerie sans gêne. Bei der ersten Begrüßung fand ich die edle Venetianerin in ihrer Rumpel- und Trödelkammer mitten unter einem Haufen Schwarzzeug, das wie zur großen Wäsche aus den Winkeln hervorgeholt schien; wie sich aber hinterdrein ergab, war das die Weißwäsche, die Wohnstube und die ungestörte Lebensordnung des Tages. Und ich närrischer Reisender hatte mich im Stillen bereits über die Unordnung und Unreinlichkeit dieser vermeintlichen alexandrinisch-venetianisch-ismaelitischen Rumpelkammer aufgehalten.

Warum diese patentreinliche Wittwe sich nicht bereits mit dem Herrn Hauswirth verheirathet hatte, begriff ich weiterhin keineswegs; denn draußen unter meinem Fenster, im Angesichte des brüllenden und weiß schäumenden Meeres, befand, und befindet sich sicherlich heute noch, auf einer Art von Balken oder herausgebauten Estrade des ersten Stocks ebenfalls ein Gerümpel von alten Kameel- und Eselsätteln, von Hühnerbauern, Schilfstühlen, auseinander gegangenen Kisten (die von Palmstielen zusammengefügt werden) und aufrecht gestellten Divangestellen (Angaeeb), die wie Nachgespenster der faulen arabischen Ruhe aussehen. Und zwischen diesen garstigen, verweisenden Scheiterhaufen der unverbrennlichen Schatten und Gespenster verbrauchter Lebensarten, Moden, Luxusartikel und Commoditäten, da balanciren, kippen und wippen, da spuken, conversiren und rosten fort und fort hartnäckige ausgediente Eisenpfannen und Tiegel mit eingebrochenem Boden (die trotzigen Beine rathlos nach oben gekehrt); da greifen geplatzte kolossale Wasserkrüge Platz, die wie Todtenurnen aussehen. Diese Krüge, die nicht länger zu Wasser gehen, deßgleichen die Hühnerbauer von Palmzweigen, dazu die abgedankten Pack- und Reitsättel von Eseln und Kameelen (deren Knochen in der Wüste oder auf den Gassen der Städte bleichen) bilden den Grundstock, die bleibenden Elemente jedes egyptischen Gerümpels auf innern Höfen, vereinsamten Balkonen, in finstern Speichern, Magazinen und am Sonnenlicht auf dem platten Dach.

Dieser unbegrabene Menschentrödel, den die Gespenster des Werkeltagslebens, der verrückten Moden und Comforts umspuken, hat für mich in allen Welttheilen und unter allen Bedingungen die abscheulichste Hadesphysiognomie. Und dabei habe ich die Narrheit, daß ich mich nicht zufrieden geben kann, was der Plunder alles gewesen ist, wo er herstammt, wozu er gebraucht worden, ob er nicht noch zurechtgeflickt und in's Leben zurückgebracht werden könnte, oder was andernfalls und zu allerlezt aus ihm geworden seyn, zu welcher Zeit und bei welcher Gelegenheit so ein alter Filzhut, so eine alte zähe Schuhsohle, oder so ein gußeiserner Grapenfuß gänzlich verwest, zerrostet, zerstiebt und in die Atome aufgelöset seyn wird. Man begreift, es ist dieß ein Thema, das in allen Haus- und Straßenwinkeln, in allen Kisten und Kasten, und was das Unvertilgbarste ist, in allen Winkeln der Seele immer wieder ersteht und auf jedem Düngerhaufen frische Nahrung erhält. Es sind diese Trödelmysterien ein Appendix zum Antiquitätenstudium und eine Contrebalance zur ästhetischen Archäologie. Dabei sag' ich mir aber zum Troste: wer die Hades- und Werkeltagsgeschichten der deutschen Kleinstädtereien und Staatereien, wer die symbolisch-allegorische Rummelei der irdischen Künste und Wissenschaften, der Convenienzen und Politiken nicht in den wirklichen Polter- und Trödelkammern, in Bibliotheken, Museen, Archiven, Pergamenten, auf Auktionen, in Papiermühlen und hinter den Coulissen:

wer die Misère des irdischen Seyns und Scheins nicht an ausgejubelten Jubelgreisen, an ausgesungenen und ausgeklungenen Lieblingssängerinnen, an den Aspasien im Spitale, oder an ausgetrunkenen Champagnerflaschen, an „ausgeballerten" Schießmörsern, an durchlöcherten Transparenten, an abgebrannten Feuerwerken und ihren übrig gebliebenen Drahtgerüsten und Papierpatronen; wer sie nicht an verblichenen Blumen, Bändern und Locken, an alten Chapeaubashüten und hackenlosen seidenen Strümpfen, an großmütterlichen Brautschuhen und Kothurnabsätzen auf dem Miste; wer die Natur- und Menschengeschichten nicht bereits zu Hause an modernden Familienakten im Keller oder unter dem Dache, an der klassischen Literatur in Pfefferdüten, an metaphysischen Manuscripten auf einem Papierdrachen, an lyrischen auf geräucherten Gänsebrüsten, an vergilbten Liebesbriefen und Stammbuchblättern in allen schicklichen und unschicklichen Winkeln, unter Lebens- und Todeswehen studirt hat: der begreift auch die Pyramiden und Obelisken der Egypter, ihre Tempel, ihre Grotten, Gräber und Labyrinthe, ihre großen und kleinen Ueberbleibsel nimmermehr. Es ist in diesem Leben Eines wie Alles, und Eines in Allem: überall ein Wechselspiel von Geist und Materie, von Trieb und Sättigung, von Steigen und Fallen, von Ebbe und Fluth, von Entstehen und Vergehen, von Ruhe und Bewegung, von Sinn und Unsinn, von Schönheit und Häßlichkeit, von Licht und Dunkelheit, von Leben und Tod. Es sind überall, im Großen wie im Kleinen, dieselben Historien, Processe, Lebensarten, Schicksale und Wirrsale, derselbe Sinn und Geist, dieselbe Gewissensmahnung, dieselbe Zeichensprache des Todes zum Leben, dieselbe himmlische Allegorie und Oekonomie, die den Tod in's Leben geflochten hat.

Wer vaterlands- oder europamüde ist, wem die Civilisations-, die Societätsmisèren und seine eigenen Bildungsvernünftigkeiten allzuviel Langeweile machen, wer einmal ganz was Neues sehen und sich so recht nach Herzenslust auswundern will, der gehe, falls er noch nicht ganz und gar blasirt ist, direkt nach Cahira oder Alexandrien, am besten von Triest. Er tritt dann fast ohne Vorbereitung in eine unerhörte Welt. — Einem guten Altpreußen und Kleinstädter wenigstens kann es nicht kurioser im Monde vorkommen, wie die ersten Stunden in „Ekenderih."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die Claque. — Lady Tartuffe. — Neue Uebersetzung von Dantes Hölle. — Bayard. — Jailly.

Wir haben in dem lezten politischen Wirbel und Wirrwarr es an verschiedenen Einrichtungen und Geboten erlebt, daß sie in einem Moment des Rausches und der Verblendung aus dem Register der bestehenden Dinge gestrichen und für auf ewig abgethan erklärt wurden, aber ein paar Jahre oder auch ein paar Monate, selbst nur ein paar Tage später durch den natürlichen Rücklauf der Verhältnisse, durch die gebieterische Nothwendigkeit und selbst durch die manchmal eben so gebieterische Mode in ihr wegdekretirtes Daseyn und in ihre früheren Rechte wieder eingesezt wurden. Aehnliches hat sich vor kurzem in der Bühnenwelt, die, wie man weiß, der Spiegel und das Abbild der Wirklichkeit seyn soll, zugetragen. Die sogenannte Claque, das Prätorianerthum zur Ermuthigung von Schauspielern und Schauspielerinnen, war, wie Sie wissen, durch einen amtlichen Erlaß, unter dem allgemeinen Beifall der Rigoristen, um die lezte Jahresscheide herum eines schönen Morgens plötzlich unterdrückt worden. Aber noch waren die Lobreden, die dieser Maßregel im Namen der Sittlichkeit und der höhern Kunst gespendet worden, nicht zu Ende, noch hatten die Einreden dagegen kaum begonnen, als schon die Verordnung zurückgenommen ward, und seit Ende Januar ist das verdienstvolle Personal der Claque seinen Verrichtungen wieder zurückgegeben und übt wie zuvor seinen traditionellen Einfluß. Mißbräuche haben halt ein zähes Leben und spielen immer von neuem die Auferstehung der Todten. Uebrigens war der Moment, mitten im Winter, mitten in der Jahreszeit, wo die neuen Stücke wachsen, zur Unterdrückung dieser Janitscharen nicht sehr geeignet. Schauspieler sowohl als Autoren hatten das größte Interesse, sich diesem Staatsstreiche zu widersetzen, sie mußten, nach dem französischen Ausdruck, Himmel und Erde in Bewegung setzen, um das Unpraktische desselben praktisch nachzuweisen, und in mehreren Schauspielsälen, namentlich in denen der Boulevards, bildeten sich unmittelbar nach der momentanen Aufhebung dieser regelmäßigen Klatschmiliz Freischaaren, die anarchisch und mit Skandal ausführten, was jene mit Zusammenhang, mit Ordnung und mit Mäßigung gethan. Es hätte dieß, wenn es andauerte, sehr stürmische Auftritte verursachen können, zumal die Stücke, die in der lezten Zeit zum erstenmal dargestellt wurden, einer regelmäßigen Unterstützung sehr wohl bedurften. Eine sonderbare Befriedigung der Eigenliebe ist dieß freilich und man begreift schwer, welches Vergnügen und welchen Trost ein Künstler an diesem erlogenen Surrogate wahren Beifalls zu finden vermag. Die berechtigte Freude an Erfolg und Ruhm entspringt offenbar aus dem Bedürfniß des erzeugenden Geistes, die eigene Zufriedenheit mit seinem Werke, den Glauben, daß der Gedanke, den er verwirklichen wollte, gut und die Verwirklichung gelungen sey, durch ein äußeres, durch ein von seinem Schöpfer- und Vatergefühle unabhängiges Zeugniß bestätigt zu sehen. Wer in Ruf und Anerkennung nichts anderes sucht, den mag es wohl schmerzen, wenn er nicht verstanden wird und sich außer Stand sieht, die Feinheit seiner Einfälle und den vollkommenen Guß ihrer Versinnlichung einer zerstreuten und geistesträgen Menge zugänglich zu machen; aber demüthigend wird es ihm schwerlich seyn, wenn er zwar einer gerechten Würdigung seiner Arbeit begegnet, aber doch nicht die Ehre erlangt, welche einer Befähigung und Leistungen ersten Rangs erzeigt zu werden pflegt. Es wird ihm keine übermäßige Anstrengung kosten, die Regungen der Mißgunst und der Eifersucht, die, weil er eben ein Mensch ist, in seiner Brust entstehen mögen, siegreich niederzuhalten, und wie in Dantes Paradies der seligen Piccarda die von Gottes Willen ihr angewiesene Stufe, wird ihm der Platz, den ihm die Gerechtigkeit seiner Mitmenschen in dem Tempel der Fama zuerkennt, genügen. Eben so wenig wird es ihm beifallen, sich durch Anwendung künstlicher Mittel die Zeichen der Zustimmung, die das öffentliche Urtheil von freien Stücken ihm verweigert, zu verschaffen. Für wen dagegen Kränze und Kronen nicht bloß eine Bekräftigung der innern Stimme, für wen sie auch, oder lediglich ein Schmuck des Stolzes und die Insignien mächtigen Einflusses sind, wem es vor allem wohl thut, daß die Welt ihm huldige, und wenn nicht gleichviel, doch nicht über alles wichtig ist, um welchen Preis diese Huldigung errungen wurde, der wird, so lange ihm der erste Platz entgeht, nie volle Ruhe haben und ohne Scheu zu Ränken und andern krummen Pfaden, wenn ihn der gerade Weg nicht zum Ziele führt, seine Zuflucht nehmen. Heutzutage ist dieß in der Literatur und Kunst so gut wie in der Politik nicht bloß theilweise, sondern fast allgemein der Fall, und es streben die meisten derjenigen, die in diesen Fächern auf das Publikum zu wirken suchen, nicht so sehr darnach ihr Verdienst oder ihr Ideal an den Mann zu bringen, als eine Stellung zu gewinnen und mächtig zu werden in ihrem Kreise. Daher die Menge von Kunstgriffen und Einrichtungen, von denen mehr als eine schon förmlich das Bürgerrecht erhalten hat, um den natürlichen Kräften, die zu irgend einem Triumphe oder zur Erreichung irgend eines Zwecks nöthig sind, im Falle ihrer Unzulänglichkeit nachzuhelfen; daher auch dieses Institut der Claque, dessen Abschaffung so oft beantragt wurde, aber bis jezt, selbst unter den Auspicien einer so unumschränkten Regierung wie die gegenwärtige, nicht durchgesezt werden konnte. Die Claque, die in den

Schauspielsälen ihr Wesen treibt, ist von geringem Belange, verglichen mit der Claque, die in den Journalen haust. Schon seit vielen Jahren haben die Matadore der ästhetischen wie der politischen Welt in der Presse ihren Herold, der bei jeder Gelegenheit ihr Genie und ihre Schöpfungen preist und alle Ansichten oder Bestrebungen, die ihrem Primat entgegen stehen, auf das rücksichtsloseste verunglimpft. Das hatte übrigens noch etwas Anziehendes, etwas Erregendes und ließ sich allenfalls mit dem Clientenwesen im alten Rom vergleichen, aber in der neuesten Zeit ist eine unbegrenzte, auf alles mögliche ausgedehnte Lobwuth eingerissen. Das kleinste Vaudeville wird in den Himmel erhoben, das gräßlichste Melodram zu einem Meisterwerk gestempelt und selbst für das gemeine Statistenvolk der Weihrauch nicht gespart. Den Theaterdirektoren fällt bei dieser panegyrischen Rhetorik, wie sich denken läßt, kein geringes Theil ab. Mit Einem Wort, die Kritik ist zur Reclame geworden, oder, um genauer zu reden, die Reclame trägt die Maske und spricht die Sprache der Kritik. Namentlich sind es die Fachblätter, in denen die Angelegenheiten der Kunst und insbesondere die der Bühne ausschließlich besprochen werden, welche dieses System allgemeiner Apotheose mit der folgerichtigsten Energie durchführen. Es haben sich seit ein paar Jahren, mitten in dem revolutionären Taumel und Tumult, die Theaterzeitungen auffallend vervielfältigt; in den verschiedensten Cafés und Lesekabinetten sieht man deren unter mannigfachen Namen und in größerem oder kleinerem Format, die fast alle diesen geistigen und leiblichen Speisehäusern umsonst überlassen werden, aufliegen. Aber fast die Gesammtheit dieser zahlreichen Coulissen- und Bretterephemeriden sind nicht viel anderes als Reklammagazine, Anekdotenlager und theatralische Neuigkeitsbuden. In den bedeutendsten derselben werden die Repertorien der vorzüglichsten Provinzialbühnen summarisch angegeben und die hervorragendsten Mitglieder ihrer Truppen namhaft gemacht, die Verwaltungs- und Finanzverhältnisse der einzelnen Unternehmungen sowohl als des Industriezweiges überhaupt, den man gemeinhin die dramatische Literatur nennt, sehr eingehend und mit dem Nachdruck, der in allen Dingen der Hauptsache gebührt, besprochen und die dramatischen Novitäten ziemlich genau, aber fast immer mit übermäßigem Wohlwollen zergliedert. Ich sage fast immer, denn der literarische Parteigeist ist aus diesen halb gewerblichen Organen nicht ganz verschwunden, und eine gerechte Strenge ist manchmal die Folge einer von vorn herein feindseligen Richtung. Ich kann nicht sagen, ob die Gazette des théâtres, die gemessenste dieser Zeitungen, die übrigens gegen Klassiker und Romantiker eine gleich gravitätische Nachsicht übt, in der scharfen Kritik, die sie über Mad. de Girardins Lady Tartuffe ergehen ließ, von einem solchen Beweggrunde geleitet wurde. Die Freunde der Dichterin behaupten, dem sey in der That so, und erklären dieses ungnädige Votum aus Gründen, zu denen man sich noch weniger zu bekennen pflegt. Sie bringen es mit einer Weigerung der geistvollen und federfertigen Dame, sich auf das in Rede stehende Journal zu abonniren, in Verbindung, und wer die Gewohnheiten der hiesigen Theaterpresse kennt, wer weiß, wie oft schon ein Jünger oder eine Priesterin Thalias, Polyhymnias oder Terpsichores von habgierigen Scribenten, die ähnliche Forderungen vergebens gestellt, mit jeder Art übler Nachrede heimgesucht und mit allen erdenklichen Stichelreden verfolgt wurden, der wird die erwähnte Beschuldigung zum wenigsten nicht unwahrscheinlich finden. Dagegen läßt sich geltend machen, daß die derlei Triebfedern zugeschriebene Kritik keineswegs eine maßlose, unbillige Verunglimpfung des neuen Stücks ist, und nur die Schattenseiten desselben eben so gut, wie es die geschätztesten Recensenten der politischen Blätter gethan, zwar mit Schärfe, aber auch mit Anstand heraus hob. Mad. de Girardin, die es mit kleinen Gedichten, kleinen Romanen und kleinen Schilderungen der großen Welt, durch Grazie der Form und Feinheit der Beobachtung zu einer ziemlichen Berühmtheit gebracht hat, und außerdem nicht bloß Dank ihren Musenkünsten, sondern auch weil sie ein hübsches Haus macht, und wegen ihrer angenehmen Persönlichkeit zu den gefeierten Frauen der Gegenwart gehört, war mit ihren Bühnenversuchen, obgleich von dem Talente einer Rachel fast jedesmal unterstützt, lange nicht so glücklich als mit ihren übrigen Erzeugnissen. Nur ihre Cleopatra hielt sich eine Zeit lang, wozu das wesentlich pikante Thema, die damalige Mode, welche den antiken Stoffen günstig war, die wirksamen Griffe in die bekannte Tragödie Shakespeares, eine Menge von archäologischen Einzelheiten, welche die Aufmerksamkeit beschäftigten, ein gefälliger und nicht unkräftiger Versbau und die Mitwirkung einer durch ihren Ruf und durch ihre Gaben gleich mächtigen Darstellerin das ihrige beitrugen. Ihr neuestes Werk ist in Prosa und gehört nicht den erhabenen Gattungen an; Mad. de Girardin holt dießmal ihre Personen nicht aus der fernen Heldenzeit, noch aus weit entlegenen Zonen her; ihr Drama ruht nicht auf geschichtlicher Unterlage, noch knüpft es an irgend eine heilige Legende an; es ist ein Roman, in die alltäglichen Verwicklungen der heutigen Gesellschaft hineingepflanzt, oder wenn man will, hineingeworfen; nach der heutigen Mode sind abenteuerliche Geschicke für ganz gewöhnliche Charaktere hergerichtet und vornehme Namen für ganz gemeine Leidenschaften ausgedacht. Der uralte, der unsterbliche Tartuffe hat das Geschlecht gewechselt; Mad. de Girardin, sey es, daß sie weiblichen Exemplaren religiöser und sittlicher Gleißnerei häufiger als männlichen in ihrer graziösen Sphäre begegnet, sey es, daß sie sich der Darstellung einer Heuchlerin gewachsener fühlt, als der Schilderung eines Heuchlers, sey es auch, daß sie in dieser Neuerung ein Element literarischen Triumphs erblickte, die Dichterin hat aus Molières Tartuffe eine Lady Tartuffe gemacht, und ich gestehe, daß mich die Einwendungen heikler und feinsinniger Kritiker, welche die satirische Verkörperung eines so abscheulichen Lasters wie die Heuchelei in einem Mitgliede des schönen und liebenswürdigen Geschlechts unschön, unzart und mit der obligaten Nationaleitelkeit dem ritterlichen Gefühle des französischen Volks widersprechend finden, nicht von der Unschicklichkeit dieser Aenderung überzeugt haben. Wo die Wirklichkeit nicht geradezu cynisch, saftlos und marklos, oder, wie es wohl häufig vorkommt, wegen ihrer furchtbaren Unwahrscheinlichkeit völlig unbrauchbar ist, da wiegt für mich das Vergnügen, das mir die treue und beseelte, wenn auch

herbe und grelle Nachahmung derselben gewährt, die Bedenken auf, die aus der Verletzung gewisser Rücksichten erwachsen könnten. Es hätte mich in hohem Grade gefreut, wenn Mad. de Girardin uns eine Dame der großen Welt, die, wie diese Virginie Blossac, diese Lady Tartuffe, und wie es in der That deren genug in Fleisch und Bein gibt, nicht bloß alles was die Kirche gebeut, sondern auch was sie bloß zu einer gewisseren Erreichung des Heils, wie zur Linderung menschlichen Elends den Gläubigen anempfiehlt, täglich und prunkend und mit Uebertreibung thut und doch auf alle Rathschläge der Hoffart, der Mißgunst, der Rachsucht hört und sie nach Kräften ausführt, wenn sie uns eine solche Dame mit allen Farben und aller Furie der wahren dramatischen Poesie, aber wohlgemerkt, ohne Zuthun romanhafter Ingredienzien geschildert hätte. Leider hielt die Dichterin dieß für zu viel und für nicht genug. Sie machte aus ihrer Tartuffin die Tochter eines Lords und einer Zigeunerin. Gewiß wäre die Lehre eindringlicher und die Wirkung stärker gewesen, wenn Virginie Blossac mitten aus der Pariser Gesellschaft herausgegriffen und nicht mit dem Nebelduft abenteuerlichen Ursprungs umgeben worden wäre. Daß sich das Kind einer glaubens- und heimathlosen Streunerin in allen Ränken und Tücken erfahren zeigt, das hat nichts Außerordentliches als den Verkehr eines solchen Wesens mit der großen Welt. Aber wenn uns dieses verruchte Weib mit seiner Andacht und seiner Lüge, seinem Apparat geistlicher Liebe und seiner dreisten Leichtigkeit im Verläumden, seinem Almosengepränge und seiner ehrgeizigen Habsucht als eine Person, die mitten unter uns, ohne ungewöhnliche Umstände geboren wurde und keineswegs die einzige ihres Gleichen ist, wäre vergegenwärtigt worden, so hätte dieß unstreitig einen ernsteren Eindruck gemacht, als die schaalen und trübseligen Teufeleien einer Hexe, von der Niemand weiß, wo sie herkommt. Es scheint mir unnöthig, mich in das Labyrinth der List und Bosheit zu vertiefen, in dem Virginie einen alten Narren, den sie, um Marschallin zu werden, ehelichen will, herumführt; ich habe nicht Lust, das Gewebe satanischen Schönthuns, wie verschwärzender Einflüsterung, das sie um ihn wirft, vor Ihnen auszubreiten; es käme schwerlich eine fesselnde Geschichte dabei heraus und die Fäden des Netzes, das Virginie spinnt, sind abgetragene Fäden. Was Gutes in dieser Lady Tartuffe sich findet, das treffen Sie noch weit besser in Molières Meisterwerk, und mit sarkastischem Wortspiel, aber nicht mit Unrecht hat man das Stück Tartuffe en lady (Tartuffe enlaidi) genannt. Fügen Sie hiezu ein idealisch argloses Fräulein, einen großmüthigen, verliebten Ritter im Frack, eine sehr rührende Unschuldsrettung, denn das besagte Fräulein ist das Opfer der bösen Zunge Virginiens, eine ziemlich wirksame Entlarvungsscene, so viel Geist als sich von Mad. de Girardin nur erwarten ließ, und das will ungemein viel heißen, endlich Rachels überlegene Kunst, und ein seltenes Zusammengreifen aller Mitspielenden, und Sie haben das neueste Wunder des Théâtre français.

Wenige Tage, ehe dieses Ereigniß in dem ersten Schauspielhause von ganz Frankreich stattfand, war von dem ruhelosen Alexander Weil eine einaktige Tragödie erschienen, „eine Magdalena“ überschrieben und mit einer feuerspeienden Vorrede ausgestattet. In dieser Vorrede, die fast aus lauter kurzen, apodiktisch hingeworfenen, in zahlreiche Alineas abgetheilten Sätzen besteht, erklärt A. Weil der Kritik, dem Publikum, den Bühnenverwaltungen, kurz der ganzen Mitwelt einen höchst ungeregelten, einen wahren Baschkirenkrieg, erhebt einen ungeheuern Zetter über die Unsittlichkeit der Welt und des Theaters, wirft, wie er es gewöhnlich thut, mit Citaten aus dem alten Testament gewaltig um sich und fuchtelt gelegentlich gegen das arme Heidenthum, dem heutzutage alles Unheil und alle Unordnung der Menschheit in die Schuhe geschoben wird. A. Weil, der in legitimistischen Sphären den eifrigen Katholiken spielt, verdächtigt sein gutes Christenthum durch die immerwährenden Ausfälle auf das nicht hebräische Alterthum und das beständige Hinweisen auf Moses und die Propheten. Wenn er mit jugendlich ungestümem Nachdruck dem Beiworte dumm das Nebenwort heidnisch beigesellt, so sieht das beinahe wie eine Nationalrache gegen die Völker aus, die, wie man weiß, dem Volke Israel nicht immer mit Ehrfurcht begegnet sind. Rechnet man hiezu, daß den Franzosen das Französische Weils schon einigermaßen germanisch vorkommt, und er also, um in Paris durchzudringen, schon eine Nationalität zu viel hat, so muß es wirklich überflüssig scheinen, daß er uns so häufige und so verrätherische Zeichen einer dritten Nationalität zu geben beliebt, es müßte denn seyn, daß er sich vorgenommen, den General Lafayette zu überbieten, und wenn dieser, laut den Versen der Parisienne, der Bürger zweier Welten war, A. Weil der Bürger dreier Welten zu werden den Ehrgeiz hat. Von den aufgezählten Eigenheiten abgesehen, steckt in dieser Vorrede ungemein viel Kraft und gesunder Sinn. Der Mann, nach dem Neuen eben so lüstern, ja dem Anschein nach noch lüsterner als nach dem Richtigen, unterscheidet die Wahrheit nicht immer von dem Paradoxen, aber wo er eine Wahrheit in seine Tatzen bekommt, da fürchtet er nicht sie unter die Menge mit Geräusch, mit Trotz und, wenn es seyn muß, mit Skandal zu schleudern. Das Vorwort zu seiner Magdalena enthält mehr als Eine anstößige Wahrheit, und es war natürlich, daß die Kritik über dasselbe wüthend herfiel und von dem ungeschliffenen, ungeleckten Ton Anlaß nahm, um über die Richtung und den Inhalt selber herzufallen. Schlimm dabei für Weil ist es, daß die Dichtung selbst, die er auf so ungebundene Weise einführt, obwohl auch ihr Saft und Mark nicht abgeht, durch die wildesten Auswüchse entstellt, durch gesuchte Niedrigkeit des Ausdrucks in dem Munde von Personen, die den höchsten Ständen angehören, verunstaltet, ohne den Verlauf einer spannenden Handlung, und mehr Epilog als Drama ist. Weil, den die dringendsten Rathschläge einsichtiger Freunde nicht von den ihm theuren Stylverirrungen abzubringen vermochten, und den die nicht sehr schmeichlerische Aufnahme, die dem Stücke bei den Leitern der zwei Hauptbühnen des redenden Schauspiels wurde, keineswegs an dem Werth seiner Arbeit irre machte, sondern in seiner guten Meinung von ihr eher bestätigte, thut sich auf das sittliche Ziel und den sittlichen Gehalt derselben viel zu gut; aber er merkt nicht, daß eine Moral, die, wie die seiner Magdalena, mit so außerordentlichem Apparat und so lärmender Absichtlichkeit in Scene gesetzt ist, weit entfernt die Gemüther zu

bewegen und zu bekehren, nur ermüdend wirkt wie eine trockene Predigt und anwidert wie die Beredtsamkeit eines Charlatans. Alexander Weil, hoch zu Roß auf seiner gebieterischen, angeblich antiheidnischen Sittenlehre, steht sich als das Widerspiel eines andern Alexander, der in der jüngsten Zeit durch die Keckheiten, Scherze und Schelmereien seiner erotischen Muse zu einem Liebling der Mode geworden ist. Jener glaubt sich berufen, das Uebel zu heben, das Alexander Dumas, des Polygraphen Sohn und der Dichter der Dame mit den Camelien, durch seine leichtfertigen Erzeugnisse stiftet. Es hat dieser graziöse Bösewicht des heutigen Pariser Parnasses zu dem eben genannten Meisterwerke der Lorettenliteratur ein würdiges Seitenstück unter dem Titel: „die Perlendame“ geliefert, das noch luftiger und zügelloser seyn soll als das erste und in den Lesekabinetten der Gegenstand einer so allgemeinen und dringenden Nachfrage geworden ist, daß ich bis jezt dessen noch nicht habhaft zu werden vermochte. Scheint es mir der Mühe werth, so spreche ich davon in meiner nächsten Mittheilung. — Ein Landsmann Weils, Louis Ratisbonne, der Familie des bekannten Convertiten und Predigers angehörig und, so viel ich weiß, selbst Convertit, hat von Dantes Hölle eine Uebersezung in französischen Terzinen veröffentlicht, die in jeder Beziehung alle früheren Versuche dieser Art in französischer Sprache weit überragt. Nach allen Leistungen seiner Vorgänger zu urtheilen, war ein solches Ergebniß kaum als möglich zu denken. Das spröde, furchtsame, beengte Wesen des Idioms, in das der Uebersetzer die gigantischen Gefühle und Riesengedanken des unvergleichlichen Florentiners einzugraben hatte, und seine Dürftigkeit für die erhabene Poesie hatten die Ansicht, daß eine französische Uebersezung Dantes in gebundener Rede entweder das Gepräge und die Färbung der Urschrift gänzlich verwischen oder zu greulichen Verzerrungen und Verrenkungen der französischen Sprache und Rhythmik greifen müsse, den Kredit eines Gemeinplatzes verliehen. Der neue Uebersetzer hat diese Meinung durch seine Arbeit aus dem Sattel gehoben; der Geist und das Gesicht Dantes schauen aus derselben in ihrer ganzen starren und düstern Majestät, in ihrer vollen ungekünstelten Eigenthümlichkeit uns entgegen, und wenn auch in den deutschen Uebertragungen Alighieris der Wortlaut gewissenhafter eingehalten und das italienische Sylbenmaß genauer nachgebildet ist, so ist dagegen den heikelsten Forderungen der französischen Grammatik sowohl als des französischen Versbaus im Ganzen die strengste Rechnung getragen und, wie gesagt, dem Sinn wie dem Gepräge des Urtextes kein wesentlicher Abbruch geschehen. Es wäre also das zugänglichste, am allgemeinsten gekannte, am allgemeinsten geschäzte Drittheil der göttlichen Comödie Eigenthum der französischen Poesie geworden, und das huld- und sinnreiche Fegfeuer, das der größern Hälfte nach in mystischen Duft blendenden Lichts gehüllte und durch das Uebermaß übersinnlicher, überirdischer Klarheit dunkle, aber auch wieder berauschend beseligende, einfache Paradies, werden wohl auch eines Tags an die Reihe kommen, und wenn auch der leichte, Franzosen genannte Vortrab der Menschheit in diesem Stück den andern Nationen nachhinkt, so kann er sich doch mit seinem Sprüchworte trösten: besser spät als gar nicht. Zu frühe dagegen, viel zu frühe, hat uns einer der liebenswürdigsten Geister des heutigen Frankreichs, ein ächter Franzose, ein Stockfranzose im vortheilhaftesten, liebenswürdigsten Sinne des Wortes, ein gemachter Mann in seinem Fache, ein Dichter, der nicht hoch hinaus wollte, aber so hoch kam als er wollte, hat Bayard, der Verfasser so mancher Lustspiele und Vaudevilles, die eben so triumphirend und von minderem Unheil begleitet, als die dreifarbige Fahne, die Runde von Europa machten, und von denen einige, wie der Pariser Taugenichts und der Ehemann auf dem Lande, auch in Deutschland gern gesehen wurden, uns für immer verlassen. Freigebiger, geschmackvoller und geselliger Lebemann hatte er, unbekümmert um die Vorboten einer Catastrophe, vor einigen Tagen eine Abendgesellschaft gegeben, der eine große Menge von Künstlern, Künstlerinnen und andern Pariser Berühmtheiten beiwohnten, ward während derselben von einem ernsten Unwohlseyn ergriffen und verschied wenige Momente, nachdem sie zu Ende war, im siebenundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Bayard, von dem ich Ihnen in einer meiner lezten Mittheilungen, aus Anlaß eines Soldatenstücks, das von ihm auf dem Theater des Gymnase aufgeführt wurde, gesprochen habe, war kein monumentaler Dichter, seine Stücke verhalten sich zu den Dramen eines Shakespeare, Molière und Schiller wie die netten, freundlichen, villenartigen Wohnungen des Faubourg Poissonnière, wo er starb, sich zu den Denkmalen der griechischen, romanischen oder gothischen Baukunst verhalten. Allein in diesen Grenzen der Kraft und des Ruhms war er einer der ersten, der erste vielleicht nach dem Ohm seiner Gattin, nach dem „großen“ Scribe, vielleicht an Grazie ihm überlegen, und gewiß wird sein allzufrüher Tod von allen, welche die leichte Gattung, in der er ausgezeichnet war, nicht pedantisch verachten, aufrichtig bedauert werden. Auch die Kritik verlor eines ihrer bedeutendsten Mitglieder, Jailly, der in der Politik der Sache des älteren Königthums zugethan, auch in der Literatur die Theorien der alten Schule gerade nicht mit Tiefe, aber mit Geist, mit dialektischer Gewandtheit, zuweilen mit sarkastischer Lebhaftigkeit, aber stets mit dem untadelhaften Anstand des gepuderten Ritterthums verfocht. Und weil ich eben das Wort gepudert ausgesprochen, so will ich zum Schlusse von dem nordischen Einfall sprechen, von dem wir in der jüngsten Zeit nach dem gelindesten Winter, den man sich denken kann, überrascht wurden. Zwei Tage hindurch war Paris wie eine nordgermanische Stadt gekleidet; der Schnee, von den hiesigen Deutschen, wie Sie sich denken können, als Landsmann begrüßt, blieb sogar über Nacht in den Straßen liegen, die Bonapartisten träumten schon eine kaiserliche Schlittenfahrt, aber das alles ist schon wieder zerflossen und zerronnen, und nie verdiente Paris mit größerem Recht den Namen Lutetia, den Namen der Stadt des Koths.

Aus dem Lande Thüringen, Februar.

Geschichtliche Erinnerungen und Sagen.

I.

Flüsse verbinden, Berge trennen, das läßt sich nachweisen auf der ganzen bewohnten Erde. So trennt denn auch das Thüringer Waldgebirge scharf und entschieden die Geschichte und das Volk der Thüringer und der Franken, das innere und äußere Wesen Mittel- und Süddeutschlands. Die ausgleichende und verallgemeinernde Cultur dieses Jahrhunderts hat diese Unterschiede noch nicht verwischen können. Dicht an den Grenzen des Thüringerlandes, nach Süden (nach Franken) zu, findet man gleich ein anderes Volk, mit anderer Geschichte, mit andern Sagen und Legenden, die stets so charakteristisch für das innerste Wesen eines Volkes sind, mit andern Sitten, Gebräuchen und Idiomen; nach Norden zu aber gehen diese Elemente thüringischen Lebens noch weit über die eigentlichen Grenzen dieses Landes hinaus, verzweigen sich in manchen Theilen bis hoch in's nördliche Deutschland; namentlich findet man sie in überraschender Verwandtschaft oft im Harzgebirge wieder.

Kein anderer Theil des Vaterlandes hat eine so merkwürdige und romantische Geschichte, einen so ungemein reichen und interessanten Sagenquell, eine so wunderbar eigenthümliche Mannigfaltigkeit von Naturschönheiten als das Land Thüringen. — Die ganze Geschichte Thüringens ist ein großes, noch ungesungenes Nationalepos; und so viel auch schon, namentlich von den thüringischen Dichtern Bechstein, Bube, Storch, Weiker rc. aus jenem reichen Sagenquell geschöpft wurde, so oft und treffend auch schon Bild und Wort jene Naturschönheiten zu schildern suchten, so bleibt doch immer noch ein reicher Sagenschatz zu heben, so bietet doch jede neue Wanderung, jedes neue Studium im Volk selbst noch neue Stoffe dar, so sind doch immer nicht alle jene Schönheiten gekannt und treten, am ehesten dem absichtslosen, regellosen Wanderer, oft überraschend und bannend entgegen. — Thüringen ist das merkwürdigste Land Deutschlands und erinnert mehr als irgend ein Land an Schottland. Wir wollen nun zunächst in einem raschen, regellosen Gang durch Thüringen diejenigen Punkte flüchtig andeuten, woran sich das Interessanteste und Bedeutungsvollste an persönlichen Erinnerungen, Ueberlieferungen, Sagen und historischen Denkmalen knüpft; für forschende Reisende vielleicht eine Anregung, diese Punkte aufzusuchen und jedenfalls ein Beweis für den Reichthum Thüringens an diesen Elementen. Später versuchen wir das jetzige Leben und Weben Thüringens in flüchtigen Bildern darzustellen.

Der nördliche Ausgangs- oder Eingangspunkt des eigentlichen Thüringerlandes ist Weimar. Von dieser schönsten, heiligsten Erinnerungsstätte des Vaterlandes aus wollen wir den raschen Gang beginnen. — Von Weimar selbst hier zu sprechen, wäre überflüssig. Die Erinnerung an Deutschlands größte Dichter begleitet den Wanderer hinauf durch das Thal der stillen Ilm, vorbei Langenwiese (dem Geburtsort des heißen, genialen Dichters des Ardinghello) und der lebendigen großen Gera bis nach Ilmenau, der tausendjährigen „freien Bergstadt" mit dem vortrefflichen Kaltwasserbade. Ilmenau ist die Lyrik des Thüringer Waldes. Von hier aus machten Goethe und Schiller viele und weite Wanderungen durch das Ilm- und Gerathal. Goethe brachte von demselben die Landschaftsbilder zu seinem Wilhelm Meister, Schiller seinen Gang nach dem Eisenhammer mit zurück. — Die Pietät hat an zwei Stellen dieser Gegend für Goethes Anwesenheit kleine Denkmale gesezt. Das eine ist das wohlerhaltene Goethehäuschen auf dem Berge Kickelhahn, der sich aus dem Schörlethal erhebt und von seinem höchsten Punkte aus einen weiten, großartigen Blick auf Thüringen gestattet. Etwas niederwärts von diesem Punkte liegt einsam, tief und dicht im Wald versteckt ein kleines Haus. Hier brachte Goethe im Jahr 1783 acht Tage zu und schrieb mit Bleistift an eine Bretterwand das zauberhaft schöne Lied: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" rc. Am Vorabend seines 82. Geburtstages war der wunderbare Greis noch einmal hier, las jene Strophen und — weinte! Goethe weinte! Das muß einer der feierlichsten Anblicke gewesen seyn, die ein verstehendes Menschenherz nur in sich aufnehmen kann. Am 82. Geburtstage selbst stand Goethe in klarer, schöner Ruhe vor dem zweiten jener Denkmale, am Goethestein. Er ragt empor als mächtiger Fels über einen hellsprudelnden Quell, der sich bei Arlesberg in die große Gera stürzt. In goldenen Lettern leuchtet er dem Wanderer entgegen: „Goethe. 82. Geburtstag; 28. August 1831." — Erinnerungen an Schiller findet man in einem Denkmal nach Danneckers Modell auf der Schillerhöhe bei Rudolstadt im Schwarzathal, zu Ehren der glückseligen Zeit, die Deutschlands größter Jugenddichter im nahen Dorfe Volkstädt verlebte. Erinnerungen aus Schillers Jugend bietet das heitere Dörfchen Bauerbach im Meiningischen, ohnweit der Ruine Henneberg. Hier lebte Schiller gleichsam als Flüchtling unter dem Namen Schmidt; hier vollendete er verbessernd seinen Fiesko und entwarf den Plan zu Don Carlos. Oft huschte er von da, gleichsam verstohlen, in's Gerathal und nach Meiningen, „der Pforte Frankens." Da dachte er wohl nicht daran, daß hier, in Meiningen, einst seine Schwester durch ihn berühmt und gefeiert wohnen, daß hier Jean Paul und später auch der leider vergessene liebenswürdige Ernst Wagner jeden seiner Fußtritte mit Andacht aufsuchen, daß hier sein theurer Freund Reinwald auf dem kleinen Hoftheater des

geistreichen Herzogs Georg neben Julius von Tarent und Wielands Johanna Gray auch seinen Fiesko aufführen sollte. Er dachte auch nicht daran, daß von hier aus der furchtbare Karl Gottlieb Kramer das deutsche Vaterland mit seinen großartigen Ritter- und Räubergeschichten entzücken und auf deßhalb ihm gemachte Vorwürfe antworten würde, Schiller habe ihm durch seine Räuber dazu Veranlassung und dem Publikum das Bedürfniß gegeben.

Verfolgt man die schwarze, wilde Gera bis zu ihrem Ursprung, am Fuße des jähabstürzenden Schneekopfs, in der furchtbar grausigen Schlucht, „die Hölle" genannt, von der Sage mit Teufeln aller Art belebt, von der Sonne nie beschienen und noch vor 150 Jahren von Bären bewohnt, überraschend an einzelne Partien Norwegens und Schottlands erinnernd, wandert man dann aufsteigend über das Hochland und wieder niederwärts in's Suhlthal und nach dem Moorgrund zu, so findet man Erinnerungen an einen andern Reformator, an Luther. Da liegt das Dörfchen Möhra, wo Luther gezeugt wurde. Den Genius einer neuen Weltgeschichte unter dem Herzen, zog Luthers Mutter mit ihrem Manne von da in's erzreiche Mansfeldische. Der älteste Sohn, Jakob, blieb zurück und von diesem hat sich der Stamm Luther bis heute erhalten. Ein Sprößling desselben, aus der Lutherstiftung thüringischer Geistlicher unterstützt, wurde im Jahr 1817 Pfarrer in Wittenberg. Als Luther nach seiner entscheidenden That in Worms von dort zurück kam, besuchte er seine Verwandten in Möhra und predigte dort unter einer Linde vor der Kirche (sie konnte die weit herbeigeströmten Hörer nicht alle fassen). Die Linde steht noch in stämmigen Ueberresten da. Auch das Lutherhäuschen ist noch erhalten, das heißt, immer wieder neu zusammengebaut in seiner ersten Form. — Wir wollen hier noch die übrigen Erinnerungen Thüringens an Luther verfolgen. Bekannt ist sein dräuender, aber vergeblicher Gang nach Orlamünde im Saalthal, wo sein Streben vom wüthenden Bilderstürmer Karlstadt so schmählich heruntergezerrt und verdächtigt wurde. Man zeigt in Orlamünde noch die Stelle, wo Luther sein donnerndes Anathema gegen Karlstadt sprach. Es ist, als ob der Geist Karlstadts dieser Gegend geblieben wäre; sie ist der Hauptsitz des thüringischen Republikanismus und der ihm stets verbundenen Freigeisterei. — Wandert man vom Moorgrund in's Thal der Grumbach und Steinbach, vorbei der berühmten Liebensteiner Höhle, dem Liebensteiner Bade, zur herrlichen Ruine Altenstein, den Resten einer der ältesten Burgen Thüringens, früher Markgrafenstein, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auch Frankenstein geheißen, so zeigt uns die Sage den Lutherstein, einen großen Stein, den Luthers Fuß berührt und ihm die Form desselben tief eingetreten haben soll. Dicht dabei zeigt man einen Felsen, den Eselssprung genannt, dem Christus mit einem Sprung von seinem Esel ebenfalls die Spuren seines Fußes eingedrückt. In der Nähe befindet sich auch noch die Stelle, wo die Sage den gewaltigen Heidenbekehrer Bonifacius aus einem Stein einen Fisch hervorspringen ließ. Diese Gegend bietet aber auch zwei noch lebende Erinnerungen an Luther: die Lutherbuche und den Lutherbrunnen. Die Buche bezeichnet den Platz, wo Hans von Berlepsch (Vorahn des jetzigen Thüringer Republikanerführers Berlepsch aus Erfurt) und Ritter Burkhard Hund als verkappte Feinde den bedrohten Reformator überfielen und ihn von da auf die Wartburg brachten. Der nahe Brunnen bot Luther Erquickung, als er müde und durstig nicht weiter konnte; mit hohler Hand, wie Diogenes, trank er daraus. So verschieden nun auch diese Thatsachen von der Sage erzählt werden, so stimmen doch alle Versionen darin überein, daß wirklich in dieser Gegend der Schauplatz jener bedeutungsvollen Wegführung Luthers war. — Gehen wir durch das Drusel- oder Lauterbacher Thal, so kommen wir vorbei am uralten, merkwürdigen Dorfe Broterode, im Besitz einer Fahne Karls V., zur Erinnerung an die hier erfolgte Niederkunft der Kaiserin auf einer Reise nach Schmalkalden, sich auszeichnend durch einen ganz besondern Menschenschlag, der an Einwanderungen aus Böhmen her glauben läßt, ein wildes, wüstes, aber urkräftiges, todesmuthiges Geschlecht, das diese Eigenschaften noch in neuerer Zeit, im Kriege gegen die Franzosen, bewährte, wo diese Bauern dieselben in Schmalkalden überfielen und ihnen achtzehn Kanonen abnahmen. In Schmalkalden selbst nun, im alten Schlosse der Henneberger, das Schwanenhaus genannt, findet man das Zimmer, wo 1537 Luther, Melanchthon, Armsdorf rc. die Schmalkaldischen Artikel abfaßten. In einem Zimmer des Gasthauses zur Krone sind in einer Fensterscheibe die Namen der Fürsten eingegraben, die am 19. Februar 1531 den schmalkaldischen Bund gründeten. Derartige Erinnerungen verfolgen wir noch weiter, durch das Thal der Hasel über Mehlis nach Suhl, schon im neunten Jahrhundert bedeutungsvoll, im vierzehnten bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Gewehrkammer Deutschlands genannt, Lieblingsaufenthalt Kaiser Ottos I., von dessen Kaiserburg noch Spuren vorhanden sind, und nun durchs Thal der Schleuse nach dem seit dem Wiener Congreß preußischen Schleusingen, ebenfalls schon im neunten Jahrhundert ansehnlich genannt. Hier fand im Jahr 1623 der Fürstencongreß statt, der dem Böhmenkönige Pfalzgraf Friedrich die Kurwürde nahm und sie an Maximilian von Bayern übertrug. In der alten Kirche daselbst ruhen die Gebeine der berühmtesten Häupter des Henneberger Geschlechts; auch wird hier der Helm gezeigt, durch den die Kugel drang, die den tapferen Wolfgang II. in der Schlacht bei Chiavaska unter Karl V. tödtete. — Nun, zur weiteren Verfolgung solch geschichtlicher Erinnerungen, mit kühnem Satz hinüber in die goldene Aue. Vorbei an Wielands Grab in Osmannstädt, vorbei der uralten Eckertsburg, vorbei an der berühmten, oft zerstörten und wieder auferbauten Klosterschule Roßleben (aus der Ernesti, von Thümmel, der Mineralog Voigt rc. hervorgegangen), am Edelhof von Eberstein bei Gehosen, wo Gellert viele seiner Fabeln schrieb, am blutigen Schlachtfeld des Bauernkriegs bei Frankenhausen, an den Ruinen der Kaiserpfalz Ottos des Großen bei Wallhausen, und nun hin zur berühmten Fürstenschule Pforta, aus der Klopstock, die Schlegel, Novalis, Dr. Bahrdt und der fürstlich nordhausische Räuber- und Ritterhauptmann Karl Gottlieb Kramer hervorgegangen. Wandern wir von da nach Memleben zur Ruine des Klosters der frommen Mathilde, Gemahlin Heinrichs I. In der Nähe dieser Ruine liegt der Wald, wo Heinrich Vögel fing, als die Abgesandten des deutschen Reiches ihm die Kaiserkrone überbrachten. Man findet

hier auch noch Trümmer der Burg, die er als Kaiser oft besuchte, wo er starb und wo auch Sohn und Enkel, Otto I. und II., häufig wohnten. Lieblingsaufenthalt derselben war auch die wild romantisch gelegene Käfernburg bei Arnstadt, der Stammsitz des Arnstädter Fürstenhauses; malerische Ruinen dieser Burg zieren noch jezt die schöne Höhe. — Solch geschichtlich interessante Ruinen und Schlösser bietet Thüringen noch manche. Wandert man durch das liebliche Werrathal über Eisfeld, den Geburtsort der berühmten Theologen J. Jonas und Kind, die alte, schon im achten Jahrhundert als Geschenk des Klosters Fulda vorkommende, im dreißigjährigen Krieg von Wallenstein und den Schweden gleich hart bedrängte und niedergebrannte Stadt, dann über Hildburghausen hinüber in das düster melancholische, von Sagen aller Art durchklungene Schwarzathal, so erhebt sich der Blick zur berühmten Schwarzburg, mächtig und düster emporstrebend, dem Stammsitz eines großen Fürstengeschlechts. Hier war es, wo das Wort der löwenmüthigen Herzogin Katharina: „Fürstenblut für Ochsenblut!" den schrecklichen Alba erzittern und erbleichen machte. Im benachbarten Thal der Rinne, nicht weit vom schönen Königsee, diesem vielfach heimgesuchten Zankapfel der sächsisch thüringischen Fürsten, liegt die weitberühmte Ruine des byzantinischen Klosters Paulinzelle, zuerst Marlazell genannt, nach dem Namen der Gründerin, einer Verwandten Kaiser Heinrichs IV. Viele schöne Sagen knüpfen sich an diesen herrlichen Punkt, die auch von den thüringischen Dichtern wacker gesungen sind. Ueber dem Ausgang des Rinnethals erhebt sich die großartige Ruine der vielbesungenen Burg Greifenstein, früher die Blankenburg genannt. Hier wurde der unglückliche Gegenkaiser Günther von Schwarzburg geboren. — Im Saalthal bei Saalfeld finden sich mehrere bedeutende Geschichtserinnerungen. Die älteste bietet der Sorbenthurm; er soll schon im sechsten Jahrhundert von den Sorben erbaut seyn. Nach andern Nachrichten ist er noch viel älter und von den Franken als Schutz gegen die Sorben erbaut. Wieder andere Nachrichten lassen ihn von Karl dem Großen erbaut seyn, doch verwechseln diese die von Karl erbaute Burg Saaleck damit, die ebenfalls noch in schönen Ruinen vorhanden ist. Die deutschen Kaiser wohnten oft in Saalfeld, namentlich Ludwig der Deutsche. Vom Gasthaus zum goldenen Anker in Saalfeld erzählt man sich, daß hier nach der Schlacht bei Mühlberg Karl V. den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich festgesezt, daß dessen treuer Begleiter Lucas Kranach, von unsäglicher Angst getrieben, den Kaiser um ein anderes Quartier für den Gefangenen angefleht, der Kaiser dieß auch bewilligt, Kranach nun den Kurfürsten rasch hinausgeführt habe und sofort das Haus eingestürzt sey. Die St. Johanniskirche in Saalfeld bewahrt noch die Steinkanzel, worauf Tezel Ablaß predigte. — Von 1198—1212 hatte die schwerbedrängte Stadt vier verschiedene Herren, je nachdem das Kriegsglück sich diesem oder jenem zuwendete. Die neuere Zeit hat Saalfeld durch die unglückliche Schlacht vom 10. Oktober 1806 und durch das Denkmal des bei ihr gefallenen heldenmüthigen Prinzen von Preußen bekannt gemacht. — Ehe man das Saalthal verläßt, noch einen Blick auf die Ruine Rudolsburg. Ein Rudolph (von Münchhausen) hat sie erbaut, ein Rudolph (von Habsburg) als Raubburg sie zerstört. Aus dem Saalthal das Itzthal verfolgend, nimmt man bei Sonneberg Abschied von Thüringen und grüßt hinein in's schöne Frankenland. Sonneberg war gegen Ende des Mittelalters eine berühmte Handelsstadt, die auf der Frankfurter Weltmesse großes Ansehen und bedeutende Vorrechte genoß. Man schreibt ihre Gründung einem Frankenherzog Cuno zu, von dessen Burg noch Trümmer vorhanden sind.

Von diesem südlichen Abschluß Thüringens erheben wir uns mit einem male zu Thüringens Hoch- und Mittelpunkt, zu dem uraltesten Naturdenkmal seiner Geschichte. Das ist der Rennweg oder Rennstieg, ein Waldweg, der sich über das ganze Hochland Thüringens, von Osten nach Westen hinzieht, 43 Stunden lang, von der Werra bis zur Saale. Sichere Nachrichten sprechen zuerst von ihm im neunten Jahrhundert, unter dem Namen „Rain- (oder Grenz-) Stieg" (oder Weg), den Karl der Große als Grenze zwischen Thüringen und Franken angelegt habe. Aeltere Chroniken lassen ihn schon von den Katten und Hermunduren, den Gründern Thüringens, ausgehauen seyn, und andere Nachrichten wollen ihn sogar schon als Handelsweg der Phönicier bezeichnen. Eine sehr schöne Sage knüpft sich an diesen Weg aus den Zeiten der thüringischen Landgrafen. Jeder derselben mußte vor Antritt seiner Regierung, angethan mit fürstlichem Schmuck, umgeben von allen seinen gewappneten Reisigen, den Rennstieg von Osten nach Westen zu in Einem Ritte bereiten, unter dem Geschmetter der Hörner, unter Schildesklang und Schlachthallo. Von diesem Ritte her wollen einige sogar die Sage von der wilden Jagd herleiten; jedenfalls spielt dieselbe vor dem westlichen Ausgange des Rennwegs im Thal der Hörsel, aus dem sich der traurig kahle Hörselberg erhebt. Hier ist die Gegend, wo viele der schönsten deutschen Sagen ihren Ursprung haben. Hier ruht der Ritter Tannhäuser bei seiner Frau Venus im Berge (im Hörselberg); hier warnt der getreue Eckardt den Wanderer vor dem wilden Heer; hier brennen die bösen Seelen im Fegfeuer des rothen Porphyrfelsens; hier wandelt der Geist der lezten thüringischen Königin umher; hier that Ludwig der Springer seinen ungeheuern Sprung von Burg Giebichenstein; hier gelobte dessen reuige Gemahlin die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn und der Kirche zu Sangershausen; hier spannte Ludwig der Eiserne seine Edlinge in den Pflug; hier bauten vor anderthalb tausend Jahren die Riesen mächtige Dämme und gewannen das Land der stürmischen Seefluth ab. Der Inselsberg bietet in seinem Namen die Erinnerung, daß er einst weit umher von Wogen umfluthet gewesen. Hier endlich führt uns der nächste Weg zum Schauplatz der schönsten, stolzesten Sage Deutschlands, mit der mächtigsten Erinnerung vergangener Größe, zum Kyffhäuser. Wie der Geist des im Berge schlafenden Barbarossa thront oben auf seinem höchsten Gipfel der graue, mächtige Thurm der versunkenen Burg, vom Volke Kaiser Friedrichs Thurm genannt. Dieser Thurm soll indessen römischen Ursprungs seyn; alte Chroniken melden, er sey der erste Römerthurm in Thüringen. Römischen Ursprungs soll auch die noch in schönen Ruinen vorhandene Burg Henneberg im Meiningischen seyn, der berühmte Stammsitz dieses großen thüringischen Grafengeschlechts.

In mehreren Erinnerungen ragt auch das Heidenthum noch in die Gegenwart Thüringens hinein. Im Saalthal, zwei Stunden von Jena, hebt sich gewaltig und keck auf mächtigen Felsen hängend die Dornburg empor. Man leitet ihren Ursprung vom Gotte Thor her, und der Wald, der sie umrauscht, heißt in der Volkssprache noch immer der Hain. Andere nennen sie eine Veste gegen die Wenden, einen Dorn, daran der Feind sich blutig ritzen sollte. — Ein Bronzebild, jezt in Sondershausen aufgestellt, wurde vor mehreren Jahren in den Ruinen der Rothenburg am Kyffhäuser aufgefunden und als das Bildniß eines heidnischen Götzen erklärt. Man nannte es den „Püstrich" und es wurde eine kleine Bibliothek darüber geschrieben. Aus dem Thal der Gebe erhebt sich die Disburg. Einige wollen in ihr das alte Disparгum erkennen, vom Frankenkönig Chlodin erbaut, zur Erinnerung an seine ersten Siege über die Thüringer. Weitere Nachrichten aber nennen sie die Disenburg, Sitz einer heidnischen Göttin. Die benachbarte Hartburg will man zum Sitz der Göttin Hertha machen und das nahe liegende Dorf Katz soll von den Katten seinen Ursprung haben. Bemerkenswerth ist es, daß man noch jezt in einzelnen Orten Thüringens besonders bei Kirchweihen und bei Hochzeiten Gebräuche findet, die an die heidnische Zeit Deutschlands erinnern. So hat namentlich das größte, reichste und merkwürdigste Dorf des ganzen Thüringerlandes, Ruhl, auch „die Ruhl" genannt (durch seine Meerschaum- und Porzellanpfeifenköpfe, früher auch noch durch seine Nelken- und Finkenzucht bekannt), im Thal der Erl gelegen, halb Gothaisch, halb Eisenachisch, Hochzeitgebräuche, wobei Hähne und Katzen in sonderbarer Art gebraucht werden, an einem Pfahl gebunden, herumgeschwungen und dann todt geworfen oder mit einer Stange erschlagen, Gebräuche, deren eigentliche Bedeutung die Bewohner selbst nicht mehr kennen, die man aber schon bei den Katten vor anderthalb tausend Jahren aufgefunden hat. Einige Stunden weiter, am Fuß des Inselsberges, in den höchst eigenthümlichen Dörfern Groß- und Klein-Taberz, Kaberz und Nonnenberg findet man ähnliche Gebräuche, an die graue Heidenzeit erinnernd. Indessen ist es auffallend, daß gerade diese genannten Orte in Tracht, Sprache, Charakter und überhaupt in äußerer und innerer Form sich von dem eigentlichen Thüringen noch weit entschiedener ablösen, als das oben genannte Dorf Broterode, und auf Einwanderungen vom Harze her schließen lassen, und so weiß man also nicht, wie weit ihre heidnischen Anklänge Eigenthum des eigentlichen Thüringens sind, um so weniger, als gerade jene bezeichnete Gegend auch zugleich der Schauplatz von des heiligen Bonifacius erster und entschiedenster Thätigkeit für das Christenthum ist, als dasselbe gerade von hier aus sich durch Thüringen Bahn brach. Diese ganze Gegend bietet noch viele Erinnerungen an den großen Prediger des Christenthums dar. Wir haben bereits eine derselben genannt; eine thatsächlichere ist das schöne Denkmal in der Nähe des Inselsberges auf einer Anhöhe bei Friedrichroda, der Kandelaber, von den Herzogen von Gotha und Altenburg im Jahre 1811 an der Stelle errichtet, wo der erste christliche thüringische Landgraf, Ludwig der Springer, von Bonifacius getauft wurde. — Bonifacius schreibt man auch die Gründung Erfurts zu, dieser Stadt, die eine Geschichte von Glanz und Pracht, Noth und Elend, von Macht und Ansehen und schmählicher Unterdrückung hat, wie wohl wenige deutsche Städte. Ein Müller, Erf genannt, soll die ersten Häuser an der Furt erbaut und Bonifacius diesen Anfang großartig erweitert haben. Bonifacius hat uns nun wieder hingeführt, wo wir schon zweimal waren, in die Gegend, die wir den Centralpunkt der schönsten thüringischen und überhaupt deutschen Sagen und Legenden nennen können. Und wie sichs fast überall zeigt, daß in solchen Gegenden zugleich auch die der Sage und Legende meist verwandten bedeutendsten historischen Denkmale sich befinden, so bietet denn auch diese Gegend noch den Stoff zu einem gewaltigen vaterländischen Epos. Hier wurde eine der ungeheuersten Schlachten der deutschen Geschichte geschlagen, der lezte große Kampf der Thüringer mit den Franken, gekämpft im Thal der Unstrut, vor der Burg Scheidungen („dem Troja Thüringens," wie Bechstein sinnig und schön sie nennt). Die Unstrut, so erzählt die Geschichte, war vollgestopft mit Leichen, so daß die Franken darüber hinschritten wie über eine Brücke. Die Thüringer kämpften, wie man es bis dahin von Menschen noch nie gesehen und es nur von den wilden Riesen des Nordlands gehört hatte. Da auf einmal brachen die verrätherisch den Franken sich verbindenden Sachsen hervor, nun noch ein Todeskampf — und es war kein Königreich Thüringen mehr. — Die nahen Trümmer der Hackenburg sind die Reste des ersten sächsischen Schlosses, das unangefochten von den Thüringern erbaut wurde. Der Sachsenritter Haugk oder Hack erbaute es, einer der wüthendsten Zerstörer der thüringischen Königsresidenz. Er erbaute es triumphirend dicht unter der ersten, im sechsten Jahrhundert erbauten Sachsenburg, die von den Thüringern zerstört worden. Ohnweit Oldisleben findet man noch Trümmer von beiden.

Mit all diesen rasch gesammelten reichen Erinnerungen kehren wir nun zurück über die vielbesungenen, vom Mund des Volks getauften „drei Gleichen," über Ichtershausen, den Geburtsort des ersten Meiningischen Fürsten, Bernhards I., über Neudietendorf, die einzige Herrenhutercolonie Thüringens, über Molsdorf mit dem weiland berühmten Rococoschloß eines der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, des Grafen Gotter, des Lieblings Maria Theresias, des Freundes Friedrichs des Großen, des Gründers der ersten Bruderloge in Thüringen, zurück nach Gotha, dem Schauplatz von Wilhelm von Grumbachs todesmuthigem Kampf und Untergang, der Wiege merkwürdiger und bedeutender Fürsten und Männer der Wissenschaft, der eigentlichen Hauptstadt Thüringens. Und nachdem wir so die Vergangenheit an uns vorüber gehen lassen, werden wir in einem weitern Briefe nun auch die Gegenwart des herrlichen Thüringens in flüchtigen Bildern schildern.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. 13. März 1853.

— Eures Haders Ursprung steigt hinauf
In unverständiger Kindheit frühe Zeit;
Sein Alter ist's, was ihn entwaffnen sollte.
Schiller.

Der Provisor.

Aus dem schwäbischen Volksleben.

I.

Einen schöneren Aufenthalt möchte man in der Gegend kaum finden können als den Fuchshof. Nur eine Viertelstunde vom Dorfe abgelegen, bestand er aus den Wohnungen zweier Familien, die in gutem Einvernehmen standen, übrigens getrennte Güter hatten. Alles war ihr Eigenthum, so weit sie in der Nähe blickten: der stattliche Tannenwald, an den der Hof gegen Norden sich lehnte und von dem er Schutz gegen rauhe Winde erhielt, der üppige Wiesengrund mit den Kirschbäumen am Bache, die Felder, deren erhöhte Lage die weiteste Aussicht über die blaue Albkette und hinüber auf die nachbarlichen drei Pyramiden des Rechberg, Hohenstaufen und Stuifen bot. Auch war der Hof von keiner Seite mit Schulden belastet, keine Ehestreitigkeit war noch laut geworden; dennoch war von Fried' und Freude dort wenig zu sagen.

Der Hauptbesitzer des Hofs, vorzugsweise der Fuchsbauer genannt, besaß nur zwei Söhne. Johannes, der älteste und auserkorene Gutserbe, war ein rüstiger Bursche, stämmig gewachsen wie eine der Eichen, die hie und da unter den Tannen ihre breiteren Aeste ausstreckten. Heiterer Muth blickte aus seinem hellen Auge und kräftige Gesundheit aus dem gebräunten Gesicht; er war tüchtig in allen Geschäften, dabei fleißig und unverdrossen, kein Spieler oder sonst Verschwender, aber allzeit bereit zu einem Spaße; die Augenweide seines Vaters, dessen vertrocknetes, schwerfälliges Gemüth von des Burschen toller Laune sich so gerne aus seiner natürlichen Verdrießlichkeit aufrütteln ließ; endlich von guter Gemüthsart, beliebt bei Dienstboten und Tagelöhnern. Nur Einen Fehler schien Johannes zu haben, und dieser war ernst genug, um die Zufriedenheit der ganzen Familie zu stören: er haßte einen einzigen Menschen, aber dieser einzige war sein einziger Bruder.

Dieser zweite Sohn des Fuchsbauern, Gottfried, dem Schulstande gewidmet, war in seiner Art eben so wohlgerathen und untadelhaft als Johannes. Eingezogen und äußerst fleißig, ziemlich begabt, gutmüthig und für einen Schulprovisor nicht allzu eingebildet, beinahe hätte man sagen können bescheiden, war er der Stolz und der Liebling der Mutter. Er hatte ein „Herrenleben," wie der Fuchsbauer sich ausdrückte, bekam alle Tage seinen besondern Tisch gedeckt, die feinste Leinwand darauf, wozu die beste Spinnerin des Dorfs alljährlich extra in's Haus genommen und ein Stück der Wiese zur Bleiche verwendet wurde, während für den Bauern und seinen andern Sohn hänfen Tuch,

für die „Ehehalten" gar Abweg, das die Bäuerin noch mit altersschwachem Auge spann, gut genug seyn mußte. Er hatte nicht allzuviel zu arbeiten, da im Dorf keine Gelegenheit zu Privatstunden geboten war, und er hatte dennoch mehr Geld zu freier Verfügung als irgend ein College, da er die Kost und so manches andere im elterlichen Haus frei bekam. Dennoch fehlte es Gottfried am besten: an der Zufriedenheit des Gemüths; er hielt sich nahezu für den Unglücklichsten im Dorfe. Von früh an ein schwächliches Kind, dessen Tod man in den ersten Jahren von Monat zu Monat befürchtete, war er von seinem Vater bestimmt worden ein „Herr" zu werden, da er doch sonst zu nichts tauge. Die Mutter, die ihn um so zärtlicher liebte, je mehr schlaflose Nächte und sorgenvolle Tage ihr seine Pflege gekostet, war es wohl zufrieden, auf solche Weise sein Glück begründet zu sehen, besonders da sie sich überzeugt hielt, das „sinnirende," in sich zurückgezogene Wesen des kränklichen Knaben deute auf außerordentliche Talente.

Gottfried wurde also ein Herr; d. h. nach seiner Confirmation ließ ihn sein Vater als Incipienten beim Ortsschullehrer aufnehmen und legte überdieß noch die baare Summe von neun Gulden aus (das Korn stand eben niedrig im Preise) zum Ankauf eines Claviers, das ein benachbarter, zum Unterlehrer vorgerückter Provisor feilbot. Nach Verfluß von zwei Jahren wurde Gottfried in's Schullehrerseminar aufgenommen, bestand hierauf die Prüfung und wurde endlich, des neu angeordneten Abtheilungsunterrichts wegen, dem alten Ortsschulmeister als Provisor beigegeben. Höher, d. h. zum Studium der Theologie — ein anderes kennt man gar nicht — versteigt sich ein protestantischer Bauer für seine Söhne nicht. Nun war er versorgt. Er konnte in Ruhe warten, bis der Schullehrer sich vollends pensioniren ließ, dann konnte ihm die Schulmeisterstelle nicht entgehen. Er blieb in der Heimath, die Familie ward nicht getrennt und man hatte für die gebrachten Opfer doch auch die Ehre und Freude bei der Hand.

So dachte der Vater, aber nicht der Sohn. In der Heimath sey in alleweg gut seyn — nur nicht für einen Bauern, der zum Herrn geworden, meinte Gottfried. Jedermann kannte ihn noch als den schwächlichen Knaben des Fuchsbauers; die alten Leute kam es sauer an, ihn „Sie" zu nennen und die Kappe vor ihm zu lüpfen; sie wichen ihm daher lieber ganz aus dem Wege; die jungen Bursche grüßten ihn gar förmlich als den „Herrn Provisor," wo sie mit ihm zusammentrafen, aber je höflicher der Ton war, um so augenfälliger die spöttische Miene.

Waren sie alle doch mit dem Gottfried aufgewachsen, und hatten auf des schüchternen Knaben Kosten sich tausendmal erlustigt. Wie mit ihres gleichen mit ihm umzugehen, ging nun nicht mehr an, und eine andere Weise däuchte ihnen doch erzwungen und lächerlich. Gottfried konnte durchaus keinerlei Art Stellung unter ihnen gewinnen, und hätte ein Sängerkranz oder Leseverein bestanden, er hätte in dieser Spannung sich auflösen müssen.

Nur bei der weiblichen Jugend stand Gottfried in entschiedener Achtung und Anerkennung. Das Kleid und der Rang gilt bei den Mädchen im Dorfe so gut als in der Stadt mehr als der Mann selbst und als jeglicher Werth, selbst den des Vermögens nicht ausgenommen. Was der Provisor that, sprach, wie er ging und stand, war ein steter Gegenstand der Bewunderung, denn er war der einzige seines Standes im Dorfe. Aber auch diese sichtliche Begünstigung vermochte ihn wenig über seine sonstige Vernachlässigung zu trösten; er hatte Schiller gelesen, und Goethes Werther, Fouqués Zauberring und anderes. Auch die erregteste Phantasie hätte nimmermehr ein Bauermädchen von B. den idealen Gestalten einer Bertha und Lotte oder Thekla annähernd umbilden können; in Gottfrieds Herzen konnte ein solches deßhalb niemals Aufnahme finden.

War aber seine Stellung im heimathlichen Dorfe eine unnatürliche, vereinsamte, so war sie dieß noch mehr im väterlichen Hause. Der Fuchsbauer war ein Mann, der mehr Eigenheiten hatte als ein anderer, vielleicht in Folge seiner einsamen Wohnung. Immer war er Herrscher in seinem Hause gewesen; nun beengte es ihn, in seinem eigenen Sohne einen „Herrn" im Hause zu haben, den zu schelten sich nicht mehr schickte, den er überhaupt nicht nach Laune und Willkür behandeln durfte. Er rächte sich dafür durch eine spöttische Förmlichkeit, die er beobachtete, und die den von Natur zur Empfindlichkeit geneigten jungen Mann tiefer verlezte, als eine Behandlung in seines Vaters natürlicher rauher Weise hätte thun mögen. „Ehehalten" und Tagelöhner richteten ihr Betragen nach dem des Hofbauern, und das natürliche Gefühl der Mißgunst gegen einen, der während ihrer sauern Arbeit behaglicher Ruhe zu Hause sich erfreute, trug noch seine Schärfe dazu bei. Wollte aber der Provisor in demselben Gefühle zuweilen mit Hand an die Arbeit legen, so wurde er höhnend abgewiesen, und man fand willkommene Gelegenheit, die gewöhnlich beobachtete Höflichkeit einmal bei Seite zu setzen. Selbst die sorgsame Zärtlichkeit der Mutter, die immer noch das pflegebedürftige Kind in ihrem Liebling zu sehen schien, ward dem jungen Manne oft zur unerträglichen Pein. Oft hatte er, die besondern Gerichte zurückweisend, sich an den Familientisch setzen wollen, aber ihr besorgtes: „es taugt nicht für dich; du kannst ein Bauernessen nicht vertragen," verhinderte ihn, und wenn er ein oder das andere mal die Probe machte, fand er freilich, daß sie nicht Unrecht hatte.

Doch dieß alles ließ sich noch ertragen, wäre nicht das Verhältniß zu seinem Bruder gewesen. Schon in

den Kinderjahren hatte sich in Johannes sonst gutem Gemüth ein Widerwillen gegen den kleinen, weinerlichen Bruder festgesezt, um dessen willen er ob all der Neckereien, die er einmal nicht lassen konnte, zahllose Scheltworte und Schläge davongetragen hatte. — Die Brüder wuchsen heran; der Erbe des Fuchshofes zeigte keinen Hochmuth, aber er hatte ein Selbstgefühl, das im Dorfe nirgends anstoßen konnte. Unerträglich wurde für dieses der Bruder, der vermöge seiner höheren Bildung stets über ihm stehen mußte, und dieß auch um so fühlbarer geltend machte, je mehr er durch stete Angriffe verlezt und gereizt wurde. Gerade in Johannes geflissentlicher Rücksichtslosigkeit, in seinen Angriffen gegen den Provisor lag die bündigste Anerkennung von dessen geistigem Uebergewicht; aber dieß ahnte Gottfried nicht, und so fühlte er nur das Verletzende am Betragen des Bruders, der für seinen allzeitfertigen, aber minder gewählten Witz einen unerschöpflichen Gegenstand im gebildeten und doch ungelenken, ihm in Regsamkeit an Geist und Körper nachstehenden Provisor fand. Gottfried mochte schweigen oder reden, sich zurückziehen oder dem Familienkreis nähern, Johannes fand immer Grund, ihn lächerlich zu machen. Und so sezte sich auch in Gottfried gegen den Bruder, dessen er sich auf keine Weise erwehren konnte, ein Gefühl fest, das dem des Hasses nahe verwandt war. Die gegenseitigen feindseligen Gesinnungen aber nahmen an Bitterkeit zu, je mehr die Brüder fühlten, daß sie sich die nächsten Freunde seyn sollten, daß ihre Feindschaft unnatürlich und Gott und Menschen mißfällig sey.

Gottfrieds lebendigste Sehnsucht unter all diesen Verhältnissen war — Entfernung von der Heimath. In einem andern Dorfe, wo keine dieser Beziehungen zwischen ihm und andern eine Spannung erregte, da erst konnte er sich wohl befinden, konnte eine angemessene Stellung behaupten, ohne irgend jemand zu verletzen, oder auf freundschaftlichen Umgang zu verzichten. Aber dagegen stemmte sich der Fuchsbauer mit all der Hartnäckigkeit, die, jeder vernünftigen Beleuchtung unzugänglich, so schwer zu bekämpfen ist. Ein Bauer ist nicht gewöhnt seine Kinder in die Ferne zu geben, und hier zeigte sich noch dazu die lockendste Aussicht auf die Schulmeisterstelle im Dorfe. Selbst die Mutter, die sonst so bereitwillig Gottfrieds Wünsche unterstüzte, war dießmal auf Seite des Vaters; sie konnte den Sohn nimmermehr gutwillig ihrer sorglichen Pflege entlassen. Johannes endlich, so wenig Freude ihm des Bruders Gegenwart machte, bestärkte den Vater in seiner Hartnäckigkeit. Warum sollte auch Gottfried etwas Besseres haben als in der Heimath? warum sollte es ihm hier nicht gut genug seyn, wo es Vater und Ahnen recht gewesen war? Gottfried hatte genug Ursache sich zu überheben; sollte er noch den Vortheil haben, die Welt zu sehen, während Johannes an die Scholle gefesselt war?

Gottfried aber, obwohl kein Schwächling mehr, hatte mehr die Energie der ruhigen Ausdauer, als die Kraft zu Kampf und Widerstand; er scheute sich mit der Familie zu brechen, indem er eigenmächtig sich auswärts meldete. Er harrte aus, wie der Vogel, der unmächtig in die Stäbe seines Käfigs beißt, wenn der blaue Himmel ihn nach der sonnigen Ferne lockt. Schon längere Zeit war übrigens Gottfrieds Verlangen nicht mehr zur Sprache gekommen; da dieser selbst den erfolglosen Kampf fallen ließ, erwähnte niemand mehr dieser für immer erledigten Sache. Eine andere Sorge nahm jezt die Gemüther auf dem Fuchshof in Anspruch. Johannes war nachgerade vierundzwanzig Jahre alt geworden, von der Militärpflicht hatte ihn seiner Zeit der Vater losgekauft; so stand seiner Verheirathung nichts im Wege, im Gegentheil hätte die Bäuerin, die in den lezten Jahren Mägdeunglück gehabt hatte und eine Abnahme ihrer Kräfte und Gesundheit spürte, gar gerne eine Söhnerin im Hause empfangen, aber nur eine Söhnerin nach ihrem Sinn.

Von früh auf war's stillschweigende Uebereinkunft der beiden benachbarten Bauern gewesen, daß Johannes die älteste Tochter des andern Hofbauern heirathen sollte. Die Familien wurden dadurch näher verbunden, und wenn auch das Haus mit dem Mehrtheil des Grundguts auf des Mädchens Bruder überging, so kamen doch mit ihr manche Güterstücke, die dem Fuchsbauern günstig gelegen waren, auf seinen Hofantheil herüber.

Was Johannes selbst betraf, so schien er Kathrine gut leiden zu können. Es wäre überhaupt schwer gewesen, sie nicht leiden zu können. Sie war gefällig, nachgiebig und wohlwollend gegen jedermann, und ging im übrigen ihren Weg so stille hin, daß man sie kaum bemerkte, noch viel weniger von ihr behindert oder geärgert werden konnte. Sie machte nur zu wenig aus sich und verursachte dadurch, daß auch andere wenig aus ihr machten. Wenn Johannes in kalter Winternacht noch in's Dorf nach der Lichtstube ging, so konnte ihn sein Vater ärgerlich fragen, was er denn an den fremden Mädchen finde, und ob er sein Vergnügen nicht eben so gut auch näher haben könnte? Dann pflegte Johannes zu antworten: er wolle es nicht bestreiten, aber was er so nahe habe, erlustige ihn nicht; je mehr Mühe, um so größere Freude. Der Fuchsbauer tröstete sich damit, daß ihm mit den Jahren auch der Verstand kommen werde, und in der That, wenn er auch einmal des Schultheißen Tochter das Neujahr angeschossen, und ein andermal der des Rosenwirths eine Charfreitagsbrezel gebracht hatte, so waren diese Neigungen immer nur von kurzer Dauer gewesen.

Aber so leicht sollte es nicht immer abgehen. Es war Kirchweih in einem benachbarten Dorfe. Bei dieser Gelegenheit entschloß sich die Fuchsbäuerin einmal eine Verwandte dort zu besuchen, mit der sie, wie es

so geht, in Jahr und Tag nicht zusammen gekommen war. Johannes hatte die Mutter begleitet, und während diese die alte Freundschaft mit ihrer Base erneuerte, hatte er mit einem jungen Bäschen Bekanntschaft gemacht. So wunderlich war ihm nie eines Mädchen wegen zu Muthe geworden; es hatte aber auch kein Mädchen in B. solche blaue Augen, von denen man nimmer hinweg kommen konnte, wenn man einmal hinein geblickt. Rosinens stolzes Betragen, für jeden andern vielleicht abstoßend, zog Johannes nur noch stärker, unbegreiflicher an; sie wußte einige Freundlichkeit gegen den jungen Verwandten recht wohl damit zu verbinden; aber indem sie sich eine Haltung gab, als liege in jeder Freundlichkeit, zu der sie sich herbeiließ, ein absonderlicher Werth, beredete auch Johannes sich selbst, es müsse dem wirklich so seyn.

Er kam heim wie ein Traumwandler; im Schlafen und Wachen sah er jezt nur Rosinens blaue Augen vor sich leuchten, und die geduldige Kathrine, die einzige, die ihm ein williges Ohr schenkte, mußte jeden Tag eine Lobpreisung Rosinens, ihrer Gestalt und ihrer Art zu sprechen anhören, wobei Johannes nicht einmal beachtete, daß Kathrinens sinnende Augen viel trüber blickten als sonst.

In's Dorf ging er am folgenden Sonntag nicht; ihn trieb's wieder hinüber zu der fernen Verwandten, und ein Vorwand war bald gefunden, indem er einen Schulkameraden besuchte, der in deren Nachbarschaft verheirathet war. Der Empfang bei Rosine war jedoch anders als am Kirchweihtage; der Vetter war keine neue Bekanntschaft mehr, er war nicht einmal Kirchweihgast: sie brauchte keine Rücksicht zu nehmen und verhehlte ihm auch in keinem Blick, daß er ihr herzlich langweilig und gleichgültig sey. — „So macht sie es jedem," berichtete der Schulkamerad dem Johannes; „der muß erst noch kommen, dem sie ein williges Gehör schenken soll; sie trägt den Kopf höher als unser eins und möchte gern mit einem Herrn zum Altar gehen."

Johannes zwar ließ sich nicht auf einmal abschrecken; er kam hin und wieder in das Dorf, da er die Bekanntschaft mit dem Kameraden erneuert hatte; mit Rosine kam er jedoch nicht besser zu stehen; ja zulezt ging sie geradewegs ihren Gespielen nach aus dem Hause, wenn er dasselbe eben betreten hatte. Sein Kamerad hatte Recht gehabt, das mußte Johannes jezt mit bitterem Gefühl erkennen. Rosine hatte einen schönen Kopf, den sie auch hoch genug trug, aber ein Herz hatte sie nicht. Zum erstenmal hatte Johannes geliebt und seine Liebe war zurückgestoßen worden; sein sonst so lustiger Muth war verwandelt und von seiner tollen Spaßhaftigkeit nur noch eine bittere Streitsucht zurückgeblieben. In's Dorf zu seinen Kameraden ging er kaum mehr, sie waren ihm langweilig und unerträglich geworden, im Hause fand er's noch schlimmer; Knecht und Taglöhner konnten ihm nichts mehr recht machen, und selbst mit der geduldigen Kathrine wechselte er bittere Worte, was gewiß eine Kunst war. Die Familie aber war völlig verstört; der Fuchsbauer, dem Johannes heiterer Sinn zur eigenen Lebenswürze geworden war, ging umher, als möchte er den Tag nicht mehr ansehen, die Bäuerin klagte jeden neuen Morgen, daß ihr Gliederreißen ihr keine Ruhe mehr lasse und sie bald die Stube nicht mehr werde verlassen können; den Männern möge dann kochen wer's verstehe, aber eine fremde Söhnerin solle nicht in's Haus. Kathrine wisse sich in sie zu schicken und in die Haushaltung auch.

Daß Johannes Stellung zu Gottfried in dieser seiner Verstimmung nicht besser ward, ist leicht erklärlich. Ihn hinderte jezt alle Welt, am meisten dieser Bruder, der nach allem seinem Leid nichts fragte, der in hochmüthiger Verachtung jezt mehr als je auf ihn herabzublicken schien.

Aus Egypten.

(Schluß.)

Diese arabischen Proletarier, mit nackten, gelb- oder schwarzbraunen Beinen und Armen, in schmutzig weißen oder blauen ermellosen Hemden, mit und ohne Hosen, mit schmutzigen Turbanen, nämlich zur Wulst zusammengedrehten Tüchern, oder rothen Trobdelmützen (Tarbusch) auf den Köpfen; diese Mahagonigesichter und Gliedmaßen in allen Farbenabstufungen bis zum blitzenden Kohlschwarz des Nubiers; diese hastige, massenhafte und allgemeine Eselreiterei von Halbnackten und Honoratioren mit Prachtgewändern in Gold und Seide, von deutschen Handwerksleuten in deutscher Blouse, von italienischen oder englischen Lions, jene mit modernen Fracks und den feinsten Pariser Hüten, diese mit breitrandrigen weißen Filzbedeckungen und mit allerlei Phantasiekleidagen; dieses fragmentarische, grelle, kunterbunte, hastende, wie improvisirt anzuschauende Durcheinander von Trachten, Sprachen, Nationen, Lebensarten, Zeitaltern, Erinnerungen, Bauwerken, alten und neuen Ruinen, und mitten durch diese Culturmosaik, dieses alte und neue Babel, diese Weltmaskerade, die langen Züge von melancholisch brüllenden, Speichel schleudernden, mit Palmseilen gekoppelten, hinter einander tappenden schaafsköpfigen Wüstenkameelen; und das Ganze von hohen Dattelpalmen mit goldgelben und karmoisinrothen Fruchtbündeln wie ein Mährchen aus tausend und einer Nacht dekorirt, und mit donnernden Meereswogen, die zu allen Hauptstraßen hereinschauen und brausen, in Naturscene gesezt: — diese erste Schmeckprobe von einem in alte und neue Wunder gehüllten Heidenwelttheile benahm mir Adepten und Liebhaber des Reisetheaterspiels dergestalt den Kopf, daß ich instinktmäßig nach der Taschenuhr griff, ob sie nicht zugleich mit meiner armen, eingeäscherten Christen- und Kleinstädterseele vor Verwunderung stehen geblieben sey.

Der Weg von der Dogana zur bella Veneziana hatte mich so lüstern gemacht, daß ich ohne Wegweiser oder Cicerone, vielmehr ganz auf eigene Faust und Gefahr mich kopfüber in die dicksten Abenteuer zu stürzen beschloß. — Ich fing in dieser nagelneuen Welt mein Leben offenbar wieder von neuem an. Ich warf mich also mit den Wollustempfindungen des Schul- und Gassenjungen, der in einer großen Stadt frei umhervagabondiren darf, zum Flaniren in das Wirrsal dieses babylonischen Orts.

Um mich an einem solchen Tage durch nichts, und am wenigsten durch Rücksichten der Convenienz behindert zu sehen, gab ich keine meiner Empfehlungen ab, ging nicht einmal auf's Consulat und nur zu einem Mecklenburger Conditor am Frankenplatze, an den ich durch den Maschinisten vom Schiffe adressirt worden war; und dieß that ich wahrscheinlich, um jemand zu haben, der, falls mir ein Unglück zustieße, dasselbe dem Consulat anzeigen, eventualiter meine unglückliche Leiche recognosciren und meine Habseligkeiten zur Post nach Thorn geben könnte; diese oder eine ähnliche Vorsichtsphantasie dürfte es vielleicht gewesen seyn.

Vor dem Conditorladen standen eine Masse von Eseljungen mit ihren gesattelten Humars. Ich durfte also dem Mecklenburger nur ein Wort sagen, so machte er den Handel für mich ab; aber ich hatte bereits in einer Kneipe in Süddeutschland mit einem Drechsler Bekanntschaft gemacht, der in Egypten und Jerusalem gewesen war, und dieser interessante Spießbürger, nunmehr ein Schnapswirth, hatte mir einen kürzesten Auszug aus seinem sehr unglücklich pronuncirten und buchstabirten arabischen Taschenvokabularium eingetrichtert. — Das: „anno äus humar« (ich will einen Esel), und »bekam di Görsch oder Gruhsch?« (wie viel Piaster?) das hatte ich gleichwohl richtig weg bekommen, oder mit Hülfe des Maschinisten rektificirt, denn der gute Bayer hatte z. B. die Leseart „Zürsch" und „Hummer" adoptirt. Jedenfalls genoß ich jezt den Kitzel, mich für eigene Rechnung und Gefahr in arabische Handlungen, Redensarten und Reitgeschäfte verwickelt zu sehen.

Ich gab also meine Redehieroglyphen mit der Satisfaktion eines Kindes von mir, das zum erstenmal artikulirte Lautzeichen ausstößt; und ich fühlte mich wie einen Zauberer, der die Beschwörungsformel richtig getroffen, als ich von zehn und zwanzig Eselbuben augenblicklich so wunderschön verstanden wurde, daß sie mir alle auf einmal ihre Esel offerirten, was sie wahrscheinlich auch gethan hätten, wenn ich nichts, oder Deutsch gesprochen, so geübt im Gedankenerrathen ist diese Brut. — Aber etwas Sonderbares mußte gleichwohl den verdammten Eseln an mir oder meinem Arabisch aufgefallen seyn, denn sie scheuten unzweifelhaft vor meiner Person. Selbst ein solid und schwermüthig in der Nähe weilendes Kameel schien unruhig zu

werden, und ich kann nicht sagen, weßhalb das geschah, wenn nicht vor meiner arabischen Pronunciation. — Diese zweideutigen oder unzweideutigen Wahrnehmungen hätten mich ebenfalls scheu oder irre an meinem Sprachtalent machen können, aber es geschah gleichwohl nicht. — Ich hatte mich zwar nur an der Küste, aber vermöge meiner Einbildungskraft mitten im wüsten Arabien auf eigene Hand arabisch sprechen gehört, und mich durchdrang ein wollüstiges Gefühl, wie schön ich mir in diesem abenteuerlichen Welttheil zu helfen wußte: das war's.

Ich schwang mich also nach dieser „Aktnahme“ meines Reisegenies mit einer Sicherheit und Leichtigkeit in den Sattel, als wenn ich in Alexandrien zu Hause gewesen wäre; der Eseljunge fragte mich wahrscheinlich „wohin?“, ich fühlte mich aber für den Augenblick mit meinen arabischen Formulirungen und Zauberparolen am Rande, und sagte in einem sehr abbrevirten Styl: »Kullo, Kullo,« so viel wie „Alles, Alles“ (nämlich: will ich sehen). Der Eseljunge nickte sofort sein »taïb, anne aref,« (gut, ich verstehe,) und ich selbst war jezt meiner Sprechfähigkeit absolut sicher; der Esel wurde auf die ewig wund erhaltenen Hinterstellen (die stehenden Fontanellen seines Eigensinns und seiner Faulheit) gekitzelt und geprickelt, daß er sich in Galopp mit mir sezte, und ich flog in den ersten besten Knäuel von Fußgängern, Reitern und Gassen hinein, daß es nur so eine Art, oder daß es eben keine hatte, denn ich wußte weder wohin, warum, wie weit oder wie so. Aber das war eben der Spaß und die Lust, denn ich war wieder ein Jüngling, ein Junge, ein Halbwilder, die bekanntlich Alle wider jede Grammatik, Zwecklichkeit, Lebens- und Vernunftordnung verschworen sind. Ich war also mit Alexandrien und Arabien auf denselben zerstreuten, confusen Ton und Rhythmus gestimmt, und das war eben der richtige Takt, wie mir heute noch scheint. Wie köstlich und süß sind selbst noch diese nachgeborenen Dummheiten, Unwissenheiten, Geniestreiche und Abenteuer, diese Lebensstyle auf's Gerathewohl und in's Blaue hinein, ohne eigentliche Berechtigung und Zwecke, und mit halbem Gelde, so daß man den Witz mit auswechseln und zusetzen muß!

Ich war so hitzig darauf losgeritten, oder vielmehr, der Eseljunge, der seinem „Humar“ in allen „Allüren“ als vollkommener Mensen-Ernst nachzufolgen verpflichtet ist, hatte im malitiösen Humor nicht sobald wegbekommen, daß ich ein ganz frischer Ankömmling sey, als er mich recht in die dicksten Haufen, wie einen Keil hineintrieb; und da die arabischen Esel keineswegs so unempfindlich und ehrlos, wie die deutschen Langohren, sondern häufig so feurig und ambitiös wie die besten Pferde sind, so gerieth ich in Gefahr, meine Kniescheiben zerbrechen, oder mich von den Uebergerittenen garstig zur Raison gebracht zu sehen, wenn ich nicht aus dem Gedränge kam. Ich ersah also die Gelegenheit und lenkte in einen großen, halbwüsten Marktplatz hinein, woselbst aus einem Haufen von Kindern und Gesindel ein furchtbares Kameelgebrüll erscholl. Ich befand mich nun, außer der schon angedeuteten allgemeinen Stimmung, noch in ganz absonderlichen Spiel- und Tonarten der Seele, die man sich etwa so zur Grundstimmung denken kann, wie allerlei musikalische Instrumente oder Flötenregister zum Pedal und fortklingelnden Stern. Zu diesen Specialstimmen gehörte denn auch die wollüstig grausliche Furcht vor Mord- und Todtschlagsscenen in den abgelegensten Winkeln und Gassen, oder wo möglich unter meinen Augen und auf öffentlichem Markt. Ich war beinahe in der Stimmung wie Frau Angelika Kaufmann in Venedig, die am frühen Morgen durch einen Eselschrei geweckt, im Hemde zum Fenster stürzt, indem sie, zu ihrer Reisegefährtin gewendet, händeringend ausruft: „Ach Gott, da ermorden sie schon wieder einen Unglücklichen, und es ist noch so früh am Tag!“

Ich dachte nun wohl nicht im Ernst an Menschenmord bei jenem Schrei des Kameels, aber, wie bei uns in den kleinen Städten das Schweineschlachten nicht selten auf der Gasse unter der Zuschauerschaft eines Rudels von Schulkindern und unter ohrzerreißendem, gewissenzwickendem Schreien der zu Wurst und Sülze bestimmten Kreatur vor sich zu gehen pflegt, so fuhr mir etwas von Kameelwürsten und Kameelschlachten, von dahin bezüglichen Opfern und Operationen durch den Sinn. Ich hatte mich aber dießmal ganz umsonst in Phantasiestücke hineinbrüllen lassen, denn dem allerdings mit Baststricken gebundenen und auf der Erde von Esel- und Kameeljungen mit Jubel festgehaltenen Thiere fehlte weniger als nichts. Es wurde vielmehr sehr sorgfältig am ganzen Leibe geschoren, und statt seinen Wohlthätern dankbar die Hände zu lecken, geiferte, brüllte und stöhnte es, wie ein bei lebendigem Leibe geschundener und gespießter arabischer Delinquent.

Ich hatte mich noch nicht von diesem Abenteuer erholt, so nahm mich bereits ein anderes mit nicht weniger lauten und räthselhaften Naturtönen, und ebenfalls in Gestalt eines vorwärts bewegten Menschenknäuels in Beschlag. — Es kam eine Prozession, eine Art von feierlichem oder närrischem Aufzuge, was hier zu Lande ziemlich synonym zu seyn scheint, auf uns los, und meiner leidenschaftlichen Neugierde war die Vermischung solcher Lebensarten, die bei uns Vernunftgebildeten, falls nicht zufällig ein bischen Rebellion angesagt ist, separirt ausgespielt werden, höchst willkommen. — Dießmal hatte ich ein Volksvergnügen aus der Bourgeoisie vor Augen, und das machte sich, nach seinen pitteresken Umrissen skizzirt, ungefähr so: Dem Jubel und Trubel vorauf gepuzte

Cavaliere auf schön geschirrten Pferden; dann zwei Kinder von drei und vier Jahren, mit seidenen Kaftans, alias Warschauer Schlafröcken angethan, Blumen und Nürnberger Knistergold in den Haaren, oder vielmehr um die geschorenen, kleinen Bonzenköpfe festgemacht; beide närrische Prinzen auf einem und demselben vernünftigen Esel sitzend, von Verwandten gehalten und bewahrt. Dann mehrere Kameele mit Gestellen, die wie quer über den Rücken gelegte, breite und kurze Leitern aussahen, so daß der Höcker in der sprossenfreien Mitte hindurchgucken und die Balance feststellen konnte; und auf jeder dieser naiven Kunstreitertragbahren oder ambulanten Estraden vier pro forma verschleierte, lebensüppige und neugierige Weiblein, auf den Fersen hockend, in einer Reihe, zu jeder Seite des Kameelbuckels je zwei. Ihnen vorauf ein Kerl, wie eine Art lustige Person, in einem Kostüm von freier Erfindung, der einen Weiberrock oder seidenes Hemd mit horizontal gereckten Ermeln — wie zum Ausklopfen — und über demselben eine Maske auf einer Stange, also nach unserem Geschmacke eine Vogelscheuche, einhertrug, wiewohl mit einer Miene, als wenn er mit einer Prozessionsfahne chargirt gewesen wäre. Die Kameele tappten bei dieser ehrenvollen Betheiligung in stiller Billigung und ohne Schmerzensseufzer ihre Stelzenschritte fort. Die Weiber dagegen brachten mit Zungenschlag und Kehlkünsten ein frappant absonderliches, blubbernd tremulirendes, durchdringendes und unarticulirtes Tonunwesen, etwa wie wilden Waldvogelgesang in Urwäldern, hervor. Volksgeschrei bildete den Chorus, und das menschlich bestialische Volksganze war, wie ich später erfuhr, Hochzeit und Beschneidung auf Einen Hieb.

Bei dieser arabisch-feierlich-närrischen Gelegenheit stellte es sich nun aber heraus, daß mein Eseltreiber und ich selbst ganz entgegengesetzte Gelüste, Intentionen und Direktionen im Sinne hatten. Er kitzelte seinen Esel, welcher vorläufig der m e i n i g e seyn sollte, in den Augenblicken, wo ich ihn anhalten, und hielt ihn wiederum an, wo ich weiter wollte. Das schien ein offenbares Mißverhältniß und Mißverständniß zu seyn. — Meine ägrirten Geberden und plastisch mimischen Telegraphengesten mit Händen und Füßen, so wie meine preußisch-arabischen Zungenverrenkungen, Gurgelungen, Röchelungen und respektiven Wörterverschluckungen, oder Ueberschlagungen von kehlwärtsgekehrten Manifestationen, bei denen nach der arabischen Grammatik die Zunge hinuntergeschluckt und im höchsten Ingrimm wieder herausgegeben und dem mißverstehenden Gegner in's Angesicht gespieen werden muß, wenn's ächt vaterländische und arabische Pöbelvollblut-Conversation seyn soll, ich sage, meine bastardischen und dilettantischen Protestationen wie Andeutungen wurden von jenem an weit plastischere und handgreiflichere Buckelhieroglyphen gewöhnten Natursohn in allen Momenten, und somit auch in der Totalität verkehrt gedeutet oder ignorirt. Es ging uns beiden, wie der witzigste Naturforscher der Deutschen, Lichtenberg, erzählt, daß es ihm mit einem Bullkalbe gegangen ist. Er verfiel eines Tags auf die naturneugierige Idee, einem solchen Kalbe das Apportiren beizubringen, wie einem Hund. „Am Anfang," berichtet er nun, „schienen wir uns nicht gänzlich mißzuverstehen, aber gegen das Ende hin wurde das Schisma immer größer, und zuletzt verstanden wir uns auf keinem Punkt." — Derselbe Lichtenberg läßt einmal einen Vater an seinen Sohn, einen lebenslustigen Studenten, etwa dieß schreiben: „Mein lieber Sohn, wenn sich Prügel schreiben ließen (mit der Post, meine ich, hält das freilich schwer, aber tête à tête geht es ganz gut), so solltest du diese Zeilen mit dem Rücken lesen." Auch diese Cardinalkorrespondenz zwischen einem guten Vater und einem Sohne, der ihm Freude macht, fiel mir in meinem Mißverständniß mit dem Sohne der Wüste bei, und ich meine, falls es anders nicht unphilanthropisch und undemokratisch, oder wider die öffentliche Meinung und politische Tagesschablone gemeint ist, wenn ich dem Eseljungen mein mangelhaftes Arabisch und meine Redehieroglyphen nur auf den Rücken geschrieben hätte, statt in die Luft, er hätte mich augenblicklich kapirt. Das beste Abkühlungsmittel im Aerger bleibt aber der gute Humor, und da mir in jenen afrikanischen Augenblicken ungemein gutlaunig zu Muthe war, so nahm ich jenes Exemplar afrikanischer Jugend, wie ich es fand, und bemerke nur noch für diejenigen, welchen selbst die ideelle Nutzanwendung des Lichtenbergschen Schreibens schon anstößig seyn möchte, daß die arabischen Eseljungen, so arm und schnellläuferisch sie auch leben, und so gutartig sie auch im Allgemeinen erscheinen, gleichwohl witzig, dreist und boshaft genug sind, einen Fremden und Neuling, der sich nicht energischen Rath weiß, vielmehr zu billig und nachsichtig operirt, dergestalt zu hänseln, zu ärgern, zu prellen und in Desperation zu bringen, wie wenn er ein Affe wäre. Das ist der Eseljungenhumor mit solchen, die in ihrem harmlosen und gutmüthigen Wesen verrathen, daß sie hier noch nicht zünftig geworden sind; wiewohl sich von selbst versteht, daß der größte Theil der hier angesiedelten Europäer und der Ankömmlinge sich so brutal, gewaltthätig und gefühllos gegen diese armseligen und halbnackten afrikanischen Proletarier und Parias benimmt, daß der Charakter und die Repressalien der leztern als das naturnothwendige Produkt der civilisirten Barbarei anzusehen sind.

Was meinen mißverständlichen Casus betraf, so löste er sich ganz leicht zu meinem Profit. Mich hatte bereits bei dem kurzen Durchfluge durch die Gassen des Bazars eine solche Unmasse von fabelhaften Sehenswürdigkeiten, Lebensarten und Mährchen angeblizt, um Entrée angebettelt und alle meine Sinne bestrickt, daß ich vollkommen einsah, wie unpraktisch es sey, eine allererste, freieste und sinnebetäubende Bekanntschaft mit

Alexandriens Mysterien zu Esel machen zu wollen. — Mysterien absolvirt und zahlt man schicklichermaßen ohne Zeugen und mit seiner Person allein. Mit dem Esel und seinem wie meinem Dränger und Tyrannen waren wir aber zu Drei. Ich konnte doch nicht in die Boutiken, die Gewölbe, die Waarenlager, in die Häuser und Thüren der Kaufleute, Handwerker und Wechsler, in alle Winkel und Höfe hinein, oder gar die geheimnißvoll und eng zwischen Mauerwänden fortführenden Kalksteintreppen hinaufreiten. Zu meiner unsäglichen, deutsch gründlichen Neugierde, zu meinem absonderlichen Sinn und Verstande für die Allegorie und Poesie des afrikanischen Werkeltaglebens und seine Metaphysik schickten sich nur meine beiden Beine. Ich gab also meinem Schnellläufer den Lohn für eine ganze Stunde, das ist zwei Piaster, die er nicht ohne wüthende Protestationen annahm, obgleich ihm ein Einheimischer nur den vierten Theil gegeben hätte, und ich besah nunmehr Alles solo zu Fuß.

Von diesem ersten abenteuerlüsternen, tumultuarischen und arabisch berauschten Umherirren im buntgewürfelten und so gekitteten Alexandrien kann ich so wenig Positives, Förmliches und Gescheites berichten, wie dieß von einem verliebten Rendezvous oder Traum möglich ist. Ich drehte, das weiß ich, meinen Kopf wie einer, der durch Wunderkuren von einem steifen Genick geheilt worden ist, in allen Probewendungen rechts und links, nach allen zweiunddreißig Richtungen der Windrose, im Cirkelschlag nach oben und unten zugleich. Ich guckte um alle Ecken, in alle Winkel, und pränumerando in die fernsten Perspektiven der auf den Hafen hinauslaufenden Gassen, oder durch die arabischen Labyrinthe und Zickzackwege hindurch bis in die offene See.

Ich rannte mit halbscheuen Gelüsten in alle offenen Höfe und auf jeden kuriosen Mist; ich visirte die Tiefe der Brunnen, tarirte die Höhe der Minarets, schnüffelte mit in den Wind gehobener Nase und skizzirte mit ungeduldig zwinkernden Augen in allen Kaufmanns- und Handwerkergewölben umher, naschte allerlei Früchte und Confituren ohne Handeln und Appetit, verkehrte so mit dem afrikanischen Welttheil auf der Zunge, sog die fremdländischen Gerüche in mich, die hier nicht alle Augenblicke arabische Weihrauchdüfte sind, und buhlte mit den fremden Formen, Stoffen, Kunst- und Naturprodukten, mit den gurkenähnlichen, blauschwarzen Pitinjans, mit Wassermelonen, Weintrauben, Dattelcompot, Bananen, Orangen, fetten Tabaksbündeln, Menschen-, Esel- und Kameelsphysiognomien.

Ich starrte die Nackten und die Verhüllten, die In- und Ausländischen an, bohrte mich durch die gröbsten und schmutzigsten Schleier und spähte in deren offen gelassenen Seiten wie nach einer Odaliskenschönheit aus tausend und einer Nacht. Ich musterte in heißhungriger Hast und ohne Ekel die garstigsten Lumpen, die geschorenen Köpfe (auch diejenigen, die eben im Schooße des Gassenbarbiers wollustseufzten), die nackten Gliedmaßen und die Gebresten des Bettelvolkes, gleich wie die mit Schnüren benähten Kaftans, Westen und Gamaschen der Effendis und Jassidihs, ihre arabischen Turbane, ihr orientalisches Air und Aplomb. Ich schaute verwundert den Pfeifenrohrbohrern und den Kunstdrechslern zu, welche mit Händen und Füßen zugleich arbeiteten und mit der linken Hand kunstfertiger wie mit der rechten zu seyn schienen. Ich sah den Büchsenschäftern und Schwertfegern auf die Finger bei ihren improvisirten Diminutivfeldschmieden mit Handblasebälgen, mit einem Dutzend Kohlen und halbwilden Handwerkszeugen, die kein deutscher Meister und Techniker zu handhaben versteht. — Von dem Mittagessen all dieser arabischen Künstler, einem Tellerchen voll Bohnen mit Oel und Citronensaft und einem Weizen- oder Durrahfladen dazu, wird auch nur ein Warschauer Gassenjude, aber kein deutscher Bettler satt.

Ich gerieth auch in eine offene Elementarschule hinein, die selbst ein Jude mit einer Judenschule verwechseln muß. Der junge Schulmeistergehülfe ging meiner auf der Schwelle stehen gebliebenen Gassenneugierde mit einem »hansir, fransaui« (Schwein, Franke) dicht auf den Leib, welche Aufrichtigkeit ich aus bloßem Sprachkitzel mit einem »bedawi, hansir« (Schwein, Araber) retour kutschirte, so wie mit einem abwehrenden Stoß, von dem der Fanatiker die Balance verlor, worauf der alte Schulmeister, vernünftiger wie wir beide, schiedsrichterlich zwischen uns trat. — Ganz erschöpft, erhitzt, bestäubt und über mich selbst verdutzt, wie wenn ich ein anderer und mein Doppelgänger gewesen wäre, hospitirte ich dann in Schnapsboutiken auf französischen Anis oder inländischen Dattelbranntwein, zu welchen Liqueuren ein Glas frisches Wasser gereicht wird, und hiedurch zu größerer Courage verführt, trat ich, ohne zu wissen, ob man mich leiden oder hinauswerfen würde, in ein Volkskaffeehaus ein, hörte daselbst auf zwei näselnden Kniegeigen, »Rubaba« genannt, à la Paganini, auf einer einzigen Saite, gewinselte Lamentationen wie in den Judenschulen exekutirt, und trank zum erstenmal in meinem Leben, auf einer Matte und terrassenartigen Gestellen hockend, in Gesellschaft eines übereinander situirten, nacktbeinigen Publikums, aus einem arabischen Duodeztäßchen wie bei einem Kinderkaffee, und wie wenn ich es selbst nicht gewesen wäre, den schönsten Mokka ohne Cichorien, Zucker und Rahm.

Für den Augenblick überfüllt, absorbirt und betäubt, machte ich mich jezt zu den engen Gassen und in die lustigen Vorstädte hinaus. Von zwei entgegengesetzten Richtungen schimmerte mir bald der Hafen entgegen, ich wollte aber aus dem Getümmel in die Dattelplantagen, dahin „wo die lezten Häuser stehen," und wo möglich mitten in die Wüste hinein. Endlich schien ich die Längenausdehnung von Alexandrien und die Richtung getroffen zu haben, welche direkt nach dem

Innern von Afrika führt. Es dauerte nicht lange, als ich auf einen großen, halbwüsten Marktplatz gerieth, wo Ziegen und Schaafe von den Fellahs feil geboten und von Städtern erhandelt wurden, ganz mit dem Getümmel, den Leidenschaften, den Manieren, den Kniffen, Pfiffen, Praktiken, Geberdungen und Nichtswürdigkeiten wie bei uns; Brod-, Dattel- und Schnapsverkäufer, singende, blinde und sehende Bettler und allerlei müssiger Pöbel zum Knäuel geballt, wie auf einem polnischen Jahrmarkt in einem Judenstädtchen daheim; dann aber wieder eine afrikanische Scene, so normal und original, wie sich's gehört. An einem furchtbar knarrenden und winselnden tiefen Felsbrunnen, der wie alle andern aus dem Mahmudicanal bespeist wird, standen Kameele mit Wasserschläuchen, die wie ungeheure viereckige Ledertaschen aussahen; an jeder derselben war eine Ecke offen gelassen und schlechtweg mit einem Riemen oder Baststrick zugebunden; das machte im kürzesten Proceß den Hahn. Das Wasser wurde mit einem sogenannten Paternosterwerk von thönernen Krügen an einem von Ochsen getriebenen Rade heraufgewunden und war trübe und warm; ich selbst nicht durstig, trank dieses garstige Wasser aus Neugierde und Einbildungskraft, wie wenn ich bereits ein verschmachtender Wüstenwanderer wäre.

Als ich den Platz durchschritten hatte, gerieth ich in ein Stadtviertel von langen, einsamen, kalkstaubigen Gassen, die durch weißgetünchte, hohe, bucklichte und wie in Eile aufgeführte Gartenmauern gebildet werden, über welche dickbestaubte Feigenbäume, gnomenhafte Kaktusungethüme, Bananen mit kolossalen, wunderſam eingerissenen, wie ungeheure Schwungfedern gestalteten Blättern hinwegschauten; und von den hohen Dattelpalmen hingen die goldgelben und karmoisin, lakirten Fruchtbündel herab, je vier, sechs oder acht um die kuriosen Stämme; es war ein kompletes Paradies. — So ungefähr hatte es sich meine Phantasie geträumt, daß es in Bagdads Vorstädten aussehen müßte, und so war es nun in Skenderih. Wahrlich, darauf kann sich das Menschenkind verlassen: wie in der Phantasie, so sieht es irgendwo und irgendwann auch in der Wirklichkeit aus.

Hier und da fand sich ein Eingang, eine offene Thür zu diesen halb wüsten und halb bebauten Gärten und Dattelplantagen, deren Halbdunkel, Scenerie, Physiognomie, Melancholie und Symbolik keine Stylisation anschaulich machen kann. — Ich spähte erst zaghaft und furchtsam wie ein Obstdieb, bald aber, von Alles bezwingender Neugierde angespornt, im Trabe in allen Gängen und Bosketten umher. Ich sah keine lebende Seele, aber mit Verwunderung und seltsamen Empfindungen unter all den fremdländischen kolossalen Gewächsen, die man in Deutschland nur als zwerghafte Topf- und Treibhauspflanzen kennt, auch die heimische Pflanzenwelt kultivirt, die blaue Winde, den Fuchsschwanz, die deutsche Studentennelke, auch Todtenblume genannt, u. dgl. mehr. Dann hörte ich Menschenstimmen, visirte einen Augenblick hinter einem Palmstamm nach den Kommenden, fürchtete mich schon in Haremsabenteuer verwickelt, im kürzesten Proceß mit Bastonaden regalirt, rannte zum Garten hinaus, in andere fabelhafte Mauerngassen hinein, und kam zu einem einsamen tiefen Brunnen, an dem ein Bettler oder Heiliger mit einem schrecklich geschwollenen Beine, einem sogenannten Elephantensuße, da saß. Dieser Unglückliche zog mit einem an langem Seile befestigten Topf Wasser aus dem in den Kalkfels gehauenen Brunnen herauf und bot es dann in einem seltsamen Zinngefäß, das wie ein Bartbecken aussah, vielleicht auch ein solches war, den Vorübergehenden dar. Es kamen ein paar Kameelführer und tranken, empfingen eine Art von Segen und zahlten nichts. Dann trank ich aus demselben Barbierbecken, schon um mir den wunderlichen Brunnenheiligen und seinen entsetzlichen, von der Elephantiasis entstellten Fuß anzusehen, gab ihm zwei Fünfparastücke, hörte seine zwischen den Zähnen gemurmelten und geseufzten Formulare und besann mich erst weiterhin, daß ich unreiner Nemse (Deutscher) mit den reinen Arabern aus demselben Gefäße getrunken hatte, ohne zu Ungelegenheiten gekommen zu seyn. Ich rannte weiter und kam zu Mahlmühlen, von Eseln getrieben, so einfach construirt wie zu Abrahams Zeiten, und gerieth weiter wandernd in Barackenbezirke, zu einer Art von Lumpenbeduinen, wo alte Weiber hinter mir her schimpften, welche türkischen Weizen zwischen Steinen zerquetschten und Grütze davon siebten. Und als ich mir diese Hexen betrachtete, wurde ich von nackten, am Kopfe geschorenen Kindern mit kleinen Steinen geworfen und von einer garstigen Race gelbbrauner und struppiger Hunde (alle wie aus demselben Nest) mit eingekniffenem Schwanze und Zähnefletschen heiser angebellt, wie ein deutscher Hund nur dann zu thun pflegt, wenn er toll geworden ist. Mehemed Ali hat mehrere Wochen lang eine Unmasse von Hunden, die sich früher in Meuten umhertrieben, auffangen und im Meere ersäufen lassen; es sollen mit diesem Manöver an die 50,000, weniger oder mehr, bei Seite geschafft worden seyn, sind aber immer noch dahier zu viel.

Nach diesen wetterleuchtenden Vorspielen zu handgreiflicheren Abenteuern wurde meinem unschuldigen Novizenthum in alexandrinischen Mysterien doch zu bange. Ich hatte ihren Champagnerschaum geschlürft, ich hatte den alexandrinischen Staub und Schmutz, die Hitze, die Brunnen, die Bettelheiligen, die Wasserkameele, die todtstillen Gärten, die traumwüsten Mauergassen und Plätze, die Palmen und Bananen, die Kaktusfeigen, die Baracken mit der nackten arabischen Gymnasten- und Schnellläuferjugend; ich hatte die bettelhaften Gymnosophisten und die entsetzlich verschrumpften, bei

lebendigem Leibe von Gift und Galle gegerbten alten Weiber poetisch überträumt; ich machte mich also im wörtlichen Verstande aus dem Staube und fand so ziemlich den Weg, welchen ich gekommen war, wieder zurück.

Als ich dann, ganz und gar von afrikanischer Romantik erschöpft, zu meinem Mecklenburger Gastfreunde in den Conditorladen trat und ihm, während er sehr gemächlich Teig ausrollte und eben so gemächlich gemüthliche Püffe an seine schwarze Bedienung austheilte, meine reellen Phantasieabenteuer skizzirte, belustigte ihn das so gut, daß er kurz und gut erklärte, ich sey die richtige Sorte von Reisenden, die andern ärgerten ihn nur mit ihrem gelahrt langweiligen Krimskrams ohne allen Humor. Ich müsse für die Dauer meines Hierseyns sein Haus als das meinige ansehen. Er sey als ein armer Teufel und ganz junger Kerl auch so kurios und weltneugierig nach Alexandrien gekommen und hier umhergelaufen, bis er's praktischer angegriffen und tüchtig drauflos gearbeitet. Jetzt mache es ihm nur noch Spaß, wenn dieses Land andern Leuten so kurios vorkomme, wie einst ihm selbst, und wir könnten uns gegenseitig unsere Schnurren und Abenteuer überhören und von Deutschland schwatzen bei vaterländischem Wein oder Grog. Und dem geschah denn auch also. Der gemächliche und zugleich arbeitstüchtige Mann hatte auf dem großen Frankenplatze ein prächtiges Hotel, in welchem mir die comfortabelsten Elemente der orientalischen und europäischen Lebensart vereinigt zu seyn schienen, während ich in meiner Heimath etwa wie Kotzebues armer Poet arrangirt und fast nur mit Pauvreté und Unbequemlichkeiten eingerichtet bin.

Man muß so ein Vierteljahrhundert hindurch in einem elenden Judenneste als knappgefüttertes und wildes Rennthier gelebt, man muß sich da sein bischen Brustthee und Moos fünfundzwanzig lange Winter hindurch unter dem Schnee hervorgescharrt haben, um zu begreifen, wie mir das wohl eingerichtete Haus eines wohlstehenden und gastfreundlichen Mannes in Alexandrien erschien, wo ich schon gefürchtet hatte, wegen Theurung durch englische Geldsäcke und Travellers auf eine abscheuliche Kneipe angewiesen zu seyn. Ich mußte nun auf das entschiedenste Dringen meines Conditors, der als Garçon lebte, der bella Veneziana Valet sagen und mit Sack und Pack nach dem Hotel Mecklenburg ziehen.

Ich schlief da in einem luftigen Zimmer und in einer prächtigen breiten Himmelbettstelle, durch Mousselinvorhänge gegen die Muskitos geschützt, die mich gleichwohl, bevor ich den Verschluß der Gardinen auf's Gewissenhafteste bewerkstelligen lernte, auf Tod und Leben angeschröpft hatten. Aber für den Ersatz des verlorenen Blutes wurde von früh bis spät durch die solidesten Speisen, Getränke und Confituren so überhinlänglich gesorgt, daß ich Blutegel und Schröpfköpfe hätte leiden können, ohne erschöpft gewesen zu seyn. Als dritter Mann fand sich noch der Doktor D. aus Königsberg zu uns, ein ächter Ostpreuße, ein Mann im kräftigsten Lebensalter; knochig, sehnig, mit schwarzen Lockenhaaren und feurigen Augen, muthig, offen, unternehmend, weltenstürmend, tyrannenfeindlich, ein wenig eigensinnig und unpraktisch, so daß er alles Ernstes allein und zu Fuße, mit dem Stock in der Hand (und wo möglich im bloßen Kopfe) von Alexandrien nach Kairo, oder bis an die Katarakten spazieren laufen wollte; dabei aber war er doch ein ehrlicher, biederherziger, verkehrsamer, kameradschaftlicher, munterer, naiver, gescheiter Mann und richtiger Mensch rund um. Wir beide verständigten uns trotz vieler entgegengesetzter Manieren, Lebensarten, Lebensansichten und politischer Glaubensbekenntnisse doch geschwind genug miteinander, und wenn wir so stritten, schrien und disputirten, daß es aussah, als ob wir uns jeden Augenblick in die Haare gerathen würden, hatte der sehr ruhige, kolossale Mecklenburger seine große Satisfaktion, da er uns wahrscheinlich, und nicht mit Unrecht, für ein Paar kuriose Gelehrte und für die Repräsentanten derjenigen Sorte von praktischer und theoretischer Spinnefeindlichkeit ansah, deren ideale Fäden sich auch am friedlichen Webestuhl mit keinem reellen Faden von Wolle und Baumwolle, oder von Seide und Flachs zusammen drillen lassen. Unser vierter Mann war der Sekretär vom preußischen Consulat; ein ungemein gefälliger, verständiger, biedersinniger und nobler junger Mann, der bereits eine harte Lebensschule mit seltener Charakterfestigkeit durchgemacht hatte; so einer von denen, die nicht nur keine Gesellschaft verderben, sondern mit ihrem richtigen Takt und gutgelaunten, gemäßigten Wesen, wie mit ihren bunten und abenteuerlichen Lebenserfahrungen, der willkommenste Mann und Stoff für jede Geselligkeit sind.

Ueberhaupt muß ich erklären und bekennen, daß ich in Alexandrien mit meinen Bekanntschaften ein wahrhaft romantisches Glück gehabt, und daß ich insbesondere von dem österreichischen Consulatssekretär Dr. Reiz (jetzigem Consul in Kartum) mit einer Gastfreundlichkeit, Herzlichkeit und aufopfernden Gefälligkeit aufgenommen worden bin, für die ich in schriftlicher Weise und bei dieser öffentlichen Gelegenheit nur einen sehr unvollkommenen Dank sagen kann. Wer neben schlimmen, garstigen und gemeinen Leuten, neben den gewissenlosesten und schmutzigsten Abenteurern wiederum edle und liebenswürdige Menschen, gediegene und thatkräftige Charaktere kennen lernen will, der muß auf Reisen gehen. In der Fremde treibt sich der Lump und charakterlose Abenteurer umher, gleich wie der, dem der weltbürgerliche und humane Sinn daheim hinter dem Ofen, unter lauter eingepökelten, engherzigen, philisterhaften

Spießbürgern und froschblütigen Blutsverwandten nicht Ruhe lassen will.

Selbst die deutschen Handwerker, die ich hier und in Cairo fand, gaben sich meistentheils so landsmännisch, kameradschaftlich, verständig und ehrenwerth, daß ich an ihnen die Erfahrung keineswegs bestätigt fand, zu Folge welcher der Deutsche in der Fremde unter allen Umständen entarten soll. Gewiß aber ist dieß, daß die Polen, welche ich in Paris, in London und in Terraneh vor Cairo gefunden, wo sie bei dem von Engländern übernommenen Brückenbau über den Nil beschäftigt werden, ihre besten Seiten und Gemüthseigenschaften hervorkehren und viel liebenswürdiger, viel solider und werktüchtiger sind als in ihrem Vaterlande.

Was die Alterthümer von Alexandrien betrifft, so sind sie vielleicht schon zu oft beschrieben, jedoch mit Ausnahme eines erst im Jahr 1849 am alten Hafen an einer Gräberstätte entdeckten kolossalen und wunderschönen Sarkophags, welcher aus einem einzigen Stück milchweißen Quarzes ausgehauen und mit von Genien gehaltenen Blumenguirlanden in Basrelief geschmückt ist. Ich sah dieses Prachtstück, als ich, zum Thor von Rosette hinausgeritten, zur linken Seite an einem Kirchhof vorüber eine gepflasterte Römerstraße verfolgte, die etwa eine Viertelstunde weit zum Meeresufer führt. Der Sarkophag stand da aus seiner Gruft gehoben unter freiem Himmel, der Beschädigung von Hirtenjungen ausgesetzt, die sich leicht den Zeitvertreib machen konnten, den Genien die Nasen abzuschlagen, dergleichen bekanntlich auch vom civilisirten Pöbel ausgeübt wird. — Wie es hieß, sollte der kostbare Fund, auf Anordnung Saids Pascha, von der Stelle geschafft werden, was indeß nicht ohne Schwierigkeiten geschehen konnte, da die schwere Steinmasse einen hohen Bergabsturz hinauf geschafft werden muß, während es an Mechanikern und dem gewöhnlichsten Hebezeug gebricht.

Am Südfuße der Alpen.

I.

Turin war noch vor zehn Jahren eine der Residenzstädte Italiens, in welchen der Fremde sich vorzugsweise behaglich fühlte, überall jene einfach höfliche Zuvorkommenheit fand, die dem Italiener jedes Standes angeboren ist, und sich unbefangen auf dem heitern Strome des Lebens wiegte. Man sprach »fra quattro occhi« von dem Wechsel der königlichen Laune und die Ausdrücke „Schaukelkönig" und „Schaukelpolitik" gingen in gewissen Kreisen als witzig und treffend zumal von Mund zu Mund; noch waren aber die Folgen dieses Launenwechsels, dieses Schaukelsystems zu Turin weniger fühlbar als „drunten," wo die blauen Meereswellen an die üppige Riviera schlagen, besonders in dem ruhelosen Genua. Einzelne Brauseköpfe blickten wohl scheel auf das östliche Ufer des Ticino und wünschten das deutsche Element auf die Nordseite der Alpen zurückgeworfen zu sehen; aber man zeigte noch keine Lust, Oesterreich mit Haut und Haaren zu verschlingen und Italien in Sardinien aufgehen zu lassen; man intriguirte und conspirirte, weil der Italiener intriguiren und conspiriren muß, wie er nicht umhin kann Domino zu spielen, Eis zu schlürfen und den bevorzugten Diener einer schönen Frau abzugeben. Da man aber nie wußte, zu welchem Extrem Karl Albert demnächst überspringen würde, schwebten die Herrn Italianissimi in einer heilsamen Furcht, das Gewitter über sich hereinbrechen zu sehen, und grollten ihrem König fast noch mehr als den Oesterreichern. Die Turiner Tageblätter enthielten beinahe ausschließlich Uebersetzungen aus den Pariser Zeitungen und nur da und dort glühte ein Mazzinischer Blitz an dem wolkenlosen Himmel auf, um das reine, tiefe Blau desto herrlicher zu zeichnen. Auch waren die Turiner noch so gefällig, einen gewissen Unterschied zwischen dem Deutschen und Oesterreicher gelten zu lassen und in dem einen wie in dem andern zwar einen „Barbaren," aber doch nicht, wie später, in beiden einen „Hund" zu sehen, kaum werth, seine elenden Glieder am Ast eines italienischen Baumes zu schwingen.

Als ich Turin wieder sah, waren zwar die zwei schweren Gewitter, welche sich über Sardinien entladen und die schwüle Luft, so wie die heißen Köpfe in nicht geringem Grade abgekühlt hatten, noch in ziemlich frischem Andenken; allein man konnte leicht gewahren, daß die Atmosphäre und die Blutmasse noch nicht gründlich gereinigt waren. Die Kaffeehäuser hallten von allen Mundarten der Halbinsel wider, der junge Adel der Lombardei gab in den Gesellschaften den Ton an und dort wie hier herrschte die Sprache überreizter Leidenschaft, die sich in den bessern Tageblättern spiegelte und in der Winkelpresse in rohester Verzerrung auftrat. Die Minister des Königs waren für diese übermüthige Jugend eine Bande von Phantasten, Romanschreibern, hergelaufenen Leuten und politischen Renegaten; der wackeren Krieger, die noch verdüstert umhergingen, gedachten diese Boudoirhelden mit mitleidigem Achselzucken; die ganze Fülle von Hohn und Groll aber ergoß sich über die Geistlichkeit, die felsenfest allen Neuerungsgelüsten Trotz bot.

War das Bild, welches die offene Bühne des Lebens zur Schau stellte, abstoßend, so mußte ein Blick hinter die Coulissen noch zurückschreckender seyn. Die Zahl der leichten Dirnen im Spitzenschleier, so wie in dem verwaschenen Zitzhäubchen hatte sich um das zehnfache gesteigert, und da diese Lorettine sich zu dem Gefolge der Emigration rechneten, glaubten sie eben so übermüthig wie ihre Beschützer auftreten zu dürfen, und die Polizei war zu schwach, um der Sittenlosigkeit am hellen Tage entgegen zu treten, und zu tugendhaft verschämt, um sich in die nächtlichen Orgien zu mischen. Einen nicht minder düstern Schatten warf auf dieses Bild das hohe Spiel, das für diese müßigen, unruhigen Köpfe einen unwiderstehlichen Reiz hatte und in Bezug auf Wagniß, Gefahr, Aufregung und einen gewissen Grad von Geheimniß dem politischen Hazardspiele nicht nachstand, an welches sie sich seit Jahren gewöhnt hatten. — Eindrücke dieser Art machten den Aufenthalt in Turin eben so unerquicklich, wie die Glühhitze, welche seit vierzehn Tagen in seinen Mauern herrschte und in der sich höchstens ein Salamander behaglich fühlen konnte. Kein Wunder daher, wenn ich eines frühen Morgens mit Entzücken die frische Bergluft, welche die Seealpen entlang wehte, den Duft der Wiesen und Felder, die den Weg zwischen dem Po und dem Orco einfaßten, in mich sog, mit Entzücken den Nebelbildern folgte, welche an den riesigen Felswänden zu meiner Linken dahin jagten, in den von

dunkelgrünen Föhren bedeckten Klüften kurze Rast hielten und dann ihre lustige Reise dem Monterosa entgegen fortsezten, um dessen stolzen, in Purpurduft gehüllten Kegel sich bereits ganze Massen dieses ruhelosen Gesindels geschaart hatten.

Auch in meiner unmittelbaren Nähe fehlte es nicht an Leben und Bewegung. Außer den tausend und aber tausend schlanken, kaum zwei Zoll langen Eidechschen, die blitzschnell aus den thauigen Gräsern auf den Sand der Straße und von dem Sand in die Gräser schlüpften, als wüßten sie vor Wonne nicht, wo es sich am behaglichsten raste, sah ich bunte Züge von Wagen und Menschen aller Art der Residenz zueilen. Zuerst kamen die hübschen schlanken Mädchen von Settimo und Brandizzo, frisch wie der Morgen und schmuck wie Bräute, durch steten Verkehr mit der „Stadt" an einen bewundernden Blick gewöhnt und bei einer scherzhaften Ansprache um die Antwort nicht verlegen. Einer dieser hübschen Dirnen, welche ihren Esel arg mißhandelte, rief ein Bursche, der auf seinem Maulthiere bequem entlang trabte, zu, er hoffe, sie werde ihren künftigen »sposo« zarter behandeln. „Stehe für nichts, wenn er so störrisch ist, wie diese Bestie," rief sie und gab dem Maulthier einen Hieb, daß es wie der Wind aus der bedenklichen Nähe flüchtete. Diesen folgten die nicht minder zierlichen, aber weniger lebhaften Kinder von Ruffino und Volpiano, die auf der Schattenseite des Waldweges behaglich entlang zogen und meinen Morgengruß nur selten einer Erwiderung würdigten. Dann kamen Savoyarden in langen, braunen, härenen Wämsern und Schlotterbeinkleidern, mit nackten Hälsen und schwarzbraunen Füßen; Weltgeistliche und Mönche, zuweilen von einem malerischen Trupp Landleuten begleitet, aus deren Mitte die Litanei-Responsen laut durch die Waldesstille ertönten; viele Städter, die zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen ihren Geschäften oder den Vergnügungen der Residenz entgegen eilten. Gegen St. Benigno hin erschienen die kleinen, gebirgverwandten Gestalten, die Mädchen und Frauen aus der Gegend von Foglisso in blutrothen Kleidern, die vom Orco herab, durch das eintönige dunkle Braun des Mieders und des Rockes bereits an Savoyen erinnernd, während die Hälse in einer stets weniger antiken Form erschienen und das schöne Geschlecht sich in Demuth fügte, baarfuß zu gehen, denn die Ehre, Schuhe, wenn auch ohne Strümpfe, zu tragen, kommt hier zu Lande und bei der Volksklasse nur dem Manne zu.

So verschieden Tracht, Gesichtsschnitt, Körperbildung und äußeres Gehaben der Leute war, welche mir in den ersten drei Morgenstunden begegneten, so mannigfaltig klang die Begrüßung, und dem reinen, sonoren »buon giorno, Signor« und »sia laudato Gesu e Maria« folgte das rauhere »bon giorn. Sojor.« und »sé lodat Gesu e la sant vergin,« und dem »adisivo« (Gott mit euch) das kürzere »azivo.« bis sich am Orco das vielfach über die Berge herüberreichende Romanische »bon dzorn. Monsu« und »sei lodat Dzesu e la santa vierze Maria« hören ließen.

Zu St. Benigno, wo ich frühstückte, fand ich einen geistlichen Herrn, welcher mit der jungen, hübschen und sehr lebhaften Wirthin in eifriger Unterhaltung begriffen war und den Eindringling anfangs »con mal' occhio« anzusehen schien, sich aber bald in sein Schicksal fügte und in den höflichsten, nur dem Italiener eigenen Formen seiner kindlichen Neugierde hinsichtlich meiner Heimath, meiner Art zu reisen, besonders aber in Betreff der Neuigkeiten aus der Residenz, freien Lauf ließ. So weit sich seine Fragen auf mich bezogen, that ich denselben reichlich Genüge; die Turiner Neuigkeiten aber angehend, glaubte ich ihm nichts erfreulicheres sagen zu können, als daß ich den Erzbischof erst den Tag vorher in St. Giovanni nicht nur auf freien Füßen, sondern sehr wohl und heiter gesehen habe. — „Und das Heidenvolk in der Kammer, Herr?" fragte er und seine großen schwarzen Augen glühten, wie die des Dante'schen »nocchier della livida palude.« Die schöne Wirthin brachte mir eben eine große schäumende »tazza di cic,« wie man hier zu Land kurzweg statt »cioccolato« sagt, nebst Butter und »semel arrosto,« was nicht „einmal" geröstetes Brod bedeutet, sondern „geröstetes Weißbrod," wie mich der geistliche Herr belehrte und in seinem Eifer gegen die täglich überhand nehmende Einschleppung ausländischer Wörter in seine schöne Muttersprache des „Heidenvolks in der Kammer" und selbst der schönen Wirthin ganz zu vergessen schien.

Seine sehr leidenschaftlichen Ausfälle gegen das barbarische Sprachgemenge, vorzüglich in der Lombardei, wurden zu meinem Bedauern, denn er sprach sehr gut und seine Mittheilungen waren nicht ohne Interesse, durch die Ankunft mehrerer seiner Amtsbrüder unterbrochen, mit denen er sich alsbald zu dem Ortsgeistlichen begab. „Die Seelsorger der Umgegend scheinen auf einem sehr freundschaftlichen Fuße mit einander zu leben," sagte ich zu der Wirthin, die jezt ganz behaglich am Fenster Platz nahm und ihrem vierjährigen Töchterchen, dem Ebenbild der Mutter, die Zöpfe zu flechten begann. „Nicht alle, Enjor," sagte sie, indem sie mich mit ihren großen schwarzen Augen verdüstert anblickte; „mein Mann, den sein kleiner Weinhandel weit in das Gebirg hinaufführt, meint, die Mehrzahl der jüngeren Geistlichen halte es mit den Freigeistern, spreche wegwerfend von dem heiligen Vater zu Rom und verhöhne seine seit ewigen Zeiten geltenden Satzungen. Wenn aber die Geistlichen nicht mehr glauben, was sie unsere armen »paisani« zu glauben lehren sollen, oder wenn sie selbst Unglauben lehren, was soll da aus der Welt werden?" Einmal aufgeregt variirte das gute Weibchen das hier angedeutete Thema so lange, bis ein vor das Haus rollender Reisewagen sie aufrief, während die heiter

klingenden Schellen der zwei rüstigen Maulthiere mich wieder in das Freie locken zu wollen schienen.

Es war jedoch im Freien nicht so behaglich wie in der kühlen Stube und in den engen sonnengeschützten Gassen von San Benigno, in welchen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im ausgedehntesten Sinne herrschte, denn alle Gewerbe wurden vor den Thüren betrieben und die guten Frauen des Orts ließen ihre Zungen eben so fleißig spielen wie ihre Hände. Den Orco, welchen ich einst in seiner ganzen Fülle von den Bergen niederbrausen und einem See gleich in dem Thal sich ausdehnen sah, fand ich jezt in einem höchst kläglichen Zustande; er zersplitterte seine geringe Kraft überdieß noch dadurch, daß er sich in drei bis vier Sandrinnen verlief, in welchen er unter leisem Weinen dahin rieselte. — Der Weg nach Ivrea bietet den mannigfaltigsten Wechsel dar. Schönen Weinpflanzungen, reichen Mais- und Hanffeldern folgt wildes Gebüsch und Wald; malerische Felsenriesen mit grünen Föhrenbüscheln auf ihren plumpen Köpfen scheinen von den Seealpen herabgekommen zu seyn, um den einsamen Wanderer zu erschrecken oder um den Fremden näher anzuschauen, der gegen die Sitte des Landes zu Fuß durch diese Oede und diesen verrufenen Weg entlang zog. Den romantischen Reiz zu erhöhen, zeigte sich da und dort am bebuschten Saum des Pfades ein hölzernes Kreuz, auf welchem in very choice Italian, wie Hamlet sagt, zu lesen war, daß ein „Giovanni Rossi“ oder ein „Daniello Prati“ hier tödtlich verwundet und beraubt, oder ein „Giacomo Salvi“ mit seiner Braut so und so jämmerlich ermordet worden sey, weßhalb man die vorüberkommenden „Christen“ bitte, für ihre armen Seelen ein Pater Noster und ein Ave Maria zu beten.

Die Aussicht auf ein Schicksal, wie es „Giovanni Rossi“ und Genossen getroffen hatte, war bei weitem nicht so erfreulich wie die Aussicht, welche sich meinen Blicken eröffnete, wenn gelegentlich Busch, Wald und Fels zurücktraten und die Pracht der Alpen mit ihren in der Sonne funkelnden Eisgipfeln, den von riesigen Föhren umschatteten Matten, den wie Silberfäden glänzenden Wasserstürzen und den schwarzen Einschnitten und Schluchten sich vor mir ausbreitete. Während die Seealpen allmählig zurücktraten und sich in ein dunkles Blau kleideten, drängten sich die Hörner, Kuppen und Dome der penninischen Alpen näher und näher, ihre „sonnigen Matten,“ ihre farbigen Felsenrippen, ihre in Föhrengrün gehüllten Thaleinschnitte wurden sichtbar und bald erkannte ich an dem prachtvollen Wasserfall, welcher sich jenseits Lezzola in die schäumende Dora wirft, den mächtigen Bergspalt, durch welchen sich der Weg vom Aostathal niederwindet und an dessen äußerstem Saume wie auf einen Zauberschlag die reiche, prachtvolle Ebene der Canavesischen Provinz oder der Marca d'Ivrea sich dem entzückten Auge des Wanderers erschließt, welcher von dem großen oder kleinen St. Bernhard niedersteigt.

Mit Jubel begrüßte ich von dem Saum der lezten Höhe, welche das Dorathal südlich begrenzt, das liebliche, leichtfertige, plaudersüchtige, launenhafte Töchterchen des Col Blanche, an dessen Seite ich einst tagelang gewandert war, seinem Reiz huldigend, seinen Launen nachgebend, seinem Gesang lauschend; es trug noch immer sein grünes Atlaskleidchen, das mir aber jezt schöner und glänzender erschien, als je; seine helle Kinderstimme hatte es freilich verloren, und die lieblichen, frischfarbenen Blumen, das Edelweiß, die Azaleen, die Soldanellen und die Alpenrosen, mit welchem es sich droben in den Alpen das lockige Haupt zierte und den Saum des Röckchens stickte, hatten weniger reizenden Kindern der Flora weichen müssen; dagegen spiegelten sich jezt grüne Rebenhügel, freundliche Dörfer und Städtchen und die schmucke Jugend des Flachlandes in ihrem breiteren, ruhigeren Bette und das sonnige Gelände, das muntere geräuschvolle Treiben, das sich bis Crescentino hinab immer steigerte, schien ihm fast noch besser zu behagen als das Schweigen der Schneegefilde und die Nacht der himmelhohen Felsen.

Die Aussicht von dem Höhensaum, welchen ich erreicht hatte, auf den Eiskranz der Alpen vom Monte Viso bis zu den Ausläufern des St. Gotthard hinüber, würde in dieser abendlichen Stunde und bei dem völlig wolkenlosen Heimgang der Sonne den herrlichen Tag würdig geschlossen haben, wenn es den wegen ihrer Launenhaftigkeit berüchtigten Berggeistern nicht gefallen hätte, einen dünnen weißgrauen Schleier um ihre Eis- und Felspaläste zu legen und die Nebel aus ihren Klüften zu scheuchen, um die tiefere, bis jezt noch in frischem Grün schimmernde Region zu verhüllen. Die Zinnen des alten Schlosses von Ivrea glänzten in den lezten Strahlen der sinkenden Sonne, als ich den Hügel nieder und dem freundlichen Städtchen entgegen eilte. Die Brücke, welche über die Dora in die Stadt führt, ist durch ihre malerische Umgebung anziehender als die, welche bei Turin die südliche oder Dora ripuaria überspannt, obgleich leztere, im Jahr 1830 von dem Architekten Mosca mit einem Aufwande von fast anderthalb Millionen Lire gebaut, mit Recht für ein Meisterwerk unserer Zeit gilt. Nicht ohne ein gewisses Behagen schritt ich durch das Thor in die enge, holprig abwärts führende Gasse, denn keiner jener hungrigen Raben, welche die Thore der italienischen Städte zu umkreisen und über den Reisenden herzufallen pflegen, um ihm seinen Paß oder ein Geldstück, gewöhnlicher beides, abzunehmen, ließ sich hier blicken, wie man denn im Königreiche Sardinien, wenn man an der Grenze seinen Paßpflichten Genüge gethan hat, nirgends über seine Person Auskunft zu geben braucht.

Nur Genua macht eine Ausnahme und die Consuln gewisser deutschen Staaten schämen sich dort nicht, für ihre ganz unnöthige Namensunterschrift drei Lire zu fordern, und sind überdieß sehr ungehalten, wenn sie wegen einer solchen Kleinigkeit in ihrer Siesta gestört werden.

Mein in der obern oder alten Stadt gelegenes Gasthaus war schnell erreicht; ich trat durch das enge, gewölbte Pförtchen, ging die Treppe hinauf, suchte mein ehemaliges Zimmer auf, an dessen Thüre eine neuerungssüchtige Hand einstweilen mit Kreide Nr. 8 gemalt hatte, legte meine Reisetasche auf das himmelhohe Bett und sezte mich auf den einzigen in dem Gemache befindlichen Stuhl, um auszuruhen und zu warten, bis sich jemand im Gange hören ließe. Bald wurde auch die Stimme des alten „Biso“ — Kleinod, seiner winzigen Gestalt wegen so genannt — oder »Tedesc« — der „Deutsche,“ weil er aus einem von unsern Landsleuten bewohnten Thal des Monte Rosa stammte — auf der Treppe laut und ich rief ihn, die Thüre öffnend, herein. „Eine ächt italienische Wirthschaft in diesem Hause, alter Biso!“ rief ich ihm entgegen; „kein Wunder, wenn die Oesterreicher eines schönen Tags San Michele mit uns spielen und sich, unbemerkt wie ich, häuslich bei uns niederlassen.“ Biso hatte noch immer die schlechte Gewohnheit, alle seine Hände in die Taschen seines braunen Manchesterwammses zu verstecken und mit dem einen Auge in das Zimmer, mit dem andern durch das Fenster zu schauen; aber der unwandelbare Frohsinn, welcher sich sonst in seinen beweglichen Zügen spiegelte, hatte einem verdüsterten, leidmüthigen Ausdruck weichen müssen. — „Was ist hier vorgegangen, mon bijou? Diese Stille im Haus, dieses trübselige Gesicht, dieser Lastwagen von Runzeln auf der Stirn — was bedeutet das?“ — »Ah, Snjor — pa 'n pluch« — (ganz und gar nichts), sagte der alte Bursche kleinlaut; „wir haben uns eben im Jahr 1848 nur ein wenig unter den Schutz von San Tebaldo begeben und er hat uns, wie wir es auch nicht besser verdienten, im Stich gelassen.“ — „Räthsel für mich, Biso,“ bemerkte ich; „was hat San Tebaldo mit Eurer Wirthschaft zu thun?“ — „San Tebaldo ist der Schutzheilige der Carbonari, der Adelfi, des jungen Italiens.“ — „Ich verstehe; Ihr glaubtet es sey am sichersten mit dem Strom zu schwimmen, und der Strudel riß euch in den Abgrund, oder, was dasselbe ist, ihr habt den wilden Burschen mit der rothen Feder auf dem Schlapphut das Haus geöffnet und dieß war das Signal für die jungen Herrn Offiziere und die reichen Beamten, welche täglich Euern Speisesaal füllten, in ein ruhigeres Lokal überzusiedeln.“ — „Der Herr spricht, als hätte er Ivrea nie verlassen. Es war eine verruchte Zeit. Wir hatten alles Gesindel von den Bergen herab und vom Po und Ticino herüber unter unserem Dach; auch feine Herrn, Mönche und Weltgeistliche stellten sich ein und thaten mit diesen Schmugglern und Abenteurern so vertraut, als wären sie ihres gleichen; zuweilen war Geld in Fülle vorhanden, zuweilen fehlte das Doimezstückchen, um das arme Quadrinchen zu bezahlen, und dann wurde die Börse der „Brüder“ in der Stadt in Anspruch genommen. Wir hatten gewissermaßen in dem Hause nichts mehr zu sagen; die Herrn „Patrioten“ befahlen und alles, selbst unser guter seliger König, gehorchte. Wie das Lied endigte, weiß alle Welt; wie aber das Nachspiel lauten wird, weiß nur Gott, denn »Capo di mille bombe,« sagte neulich einer der lombardischen Teufel, die wir in diesem Lande schützen und nähren und kleiden müssen, „die Glocken werden bald zu einer lombardischen Vesper läuten!“ Wir hören aber diese mailändischen Prahlereien so oft, daß wir nichts mehr darauf geben; man darf jedoch einem Lombarden nie trauen, Snjor.“

Der Piemontese heißt den Lombarden »brigäire,« und der Lombarde den Piemontesen »brigaire e-mez;« solche freundnachbarliche Artigkeiten hört man vom Fuß der Alpen bis zu dem südlichsten Felsrand der Halbinsel, obgleich ich überzeugt bin, daß dieser Ausspruch nicht so richtig ist als jener, der es einen Piemontesen mit drei Lombarden an Verschlagenheit aufnehmen läßt; man weiß dieß jenseits des Ticino recht gut und hält sich möglichst fern, wie denn überhaupt diese zwei Gebiete nie getrennter waren als seit der Zeit, wo König Karl Albert sie zu vereinigen strebte. Der piemontesische Bauer macht Anspruch auf politische Bildung, liest Zeitungen, diskurirt und disputirt, schickt seine Frau auf das Feld, während er in der „Cantine“ verkehrt, und geht Sonntags mit ungewaschenem Hemd in die Kirche, um sich nach der Predigt über den Pfarrer lustig zu machen. Der lombardische Landmann ist sehr geneigt, in den entgegengesezten Fehler zu verfallen; wenn seine Maisstengel zehn Fuß hoch stehen und die Kolben gehörig schwellen, wenn seine Reisbüschel sich dicht und schwer auf dem Wasser wiegen, wenn seine Rebenguirlanden sich unter der Last der schwarzen Trauben senken und die Preise für Wein und Getreide gut stehen, mögen die Herrn zu Mailand und in der übrigen Welt machen was sie wollen — ne fa burlete. Die Piemontesen schreiben die gedeihlicheren Zustände des mailändischen Landvolks dem bessern Boden und den ausgedehnteren Verkehrsmitteln zu; ich habe jedoch das Land von Voghera und Novi bis nach Biella und Arome in allen Richtungen durchstreift und fast überall den ergiebigsten Boden, aber nur ausnahmsweise den sorgsamen Anbau, den gleichmäßigen Fleiß und die Reinlichkeit und Behäbigkeit gefunden, welche in den Höfen, Weilern und Dörfern der Lombardei herrschen. Und wie sollte es einem Lande an Verkehrsmitteln fehlen, das durch den St. Gotthard, den Simplon, die beiden Bernharde und den Mont Cenis mit Deutschland, der Schweiz und Frankreich verbunden ist? Aber die Straßen

in Piemont sind vernachlässigt, die Vicinalwege nicht besser, als sie vor hundert Jahren waren, während in der Lombardei Straßen und Wege in vortrefflichem Zustande sind, obgleich im Mailändischen Bau und Unterhaltung einen weit höhern Aufwand fordern. In der Lombardei blüht der Handel, in Piemont der Schmuggel, der vom Genfersee und den penninischen Alpen bis zu den beiden Rivieren hinab Tausende nährt und entsittlicht; die Lombarden überlassen dieses Geschäft, dem Oesterreich übrigens sehr erfolgreich zu steuern bemüht ist, den armen Gebirgsbewohnern jenseits ihrer Nordgrenze.

Der Nebelschleier, welcher sich den Tag über dichter und dichter um die Berge gelegt hatte, und die feuchte Luft, die aus Süden wehte, deuteten auf nahen Regen, der sich auch, noch ehe es dunkel ward, einstellte und bis zum nächsten Mittag anhielt. Ich benuzte die Morgenstunden, um die wegen ihrer reichen Sammlung von schätzbaren Handschriften berühmte Stiftsbibliothek zu besuchen. Der gelehrte Trojaner, der mir in Verhinderung des geistlichen Herrn, welcher der Bibliothek vorgesezt ist, diese Schätze erschloß, hatte seine Lection sehr gut auswendig gelernt und „spiegirte" so eifrig, daß er meine gelegentlichen Zwischenfragen nicht der geringsten Beachtung werth fand; dagegen nahm er es sehr beifällig auf, wenn ich den wunderlichen Thiergestalten in den großen Anfangsbuchstaben und an den Rändern der Handschriften oder der Schönheit der Miniaturen meine Bewunderung zollte. Auf die »rivoluzione« war er nicht gut zu sprechen. „Vor 48," sagte er, „verging fast keine Woche, ohne daß eine Gesellschaft Engländer oder Amerikaner, die vom großen St. Bernhard kamen oder über denselben in die Schweiz reisten, diese unsere Schätze in Augenschein genommen hätte; seitdem sich aber die Rothen in den Besitz des berühmten Klosters gesezt haben und man von Aosta bis Turin auf jedem Schritt einem dieser lombardischen Birbanti und Paraffitoni begegnet, ist es hier so still und leer geworden wie in einer Kirche, die durch Mord entweiht worden." Wir trösteten uns gegenseitig mit der Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Tage, und da ich es an einer »buon man« nicht fehlen ließ, trennten wir uns als die besten Freunde.

Ich ging über den geräumigen und ganz hübsch umbauten Marktplatz und durch die Hauptstraße des Städtchens bis zum Vercellithor hinab. Ivrea hatte sich, seit ich es nicht gesehen, weder verjüngt und verschönert, noch ausgedehnt. Wie man den Marktplatz hinter sich hat, glaubt man in einem gewöhnlichen Dorfe zu seyn, und die fahlen, unfreundlichen Gesichter waren im Einklange mit dem holperigen Pflaster, den glanzlosen Fenstern und der Unreinlichkeit, die da und dort aus den offenen Thüren blickte. Vor dem Vercellithor führt ein Weg links durch den Wallgraben, welcher ehedem unter Wasser gesezt werden konnte, und dicht an den hohen Stadtmauern entlang, deren zerfallende Zinnen sich düster an dem grauen Himmel abzeichneten und auf deren langer Linie außer einigen Katzen, die in mächtigen Sätzen von einem Stein zum andern sprangen, und einem Mädchen, das bunte Wäsche auf dem Gemäuer trocknete, kein lebendiges Wesen zu sehen war. Wenn etwas von dem hohen Alterthum dieser Stadt zeugt, so ist es der untere Saum des nördlichen Theils der Stadtmauern und einzelne Theile des Kastells; aber selbst diese Ueberbleibsel gehören einer verhältnißmäßig neuern Zeit an, während die Nachkommen der alten Epereier der Ansicht sind, ihre Vaterstadt sey, wenn nicht unmittelbar nach der Sündfluth, doch lange vor der Geburt Christi gebaut worden; auch umgeben sie sie mit einem gewissen Heiligenschein, indem sie auf Plinius verweisen, nach dessen Aussage die von den wilden Salassern bedrängten Römer die sibyllinischen Bücher zu Rath zogen, um zu erfahren, wo sie einen Schutzort gründen sollten. Indessen sind zweiundzwanzig Jahrhunderte und alle möglichen Völkerschaften an Ivrea vorübergeschritten, das wie ein Ball aus italienischen Händen in deutsche, aus burgundischen in schweizerische und aus französischen in savoyische flog und der Zankapfel so wie der vorgeschobene Posten aller derer war, die aus der Ebene in das Aostathal und aus dem Gebirg in die Ebene zu bringen Lust hatten.

Mir ward ganz leicht um's Herz, als ich, das alte Gemäuer hinter mir lassend, den Weg gegen das Aostathal hinauf einschlug. Die Regentropfen hingen noch an den Blättern des Buschwerks, das den Weg säumt, und glänzten in allen Farben des Regenbogens, wenn die Sonne einen Augenblick durch die Wolken brach; die Luft war erfrischt, die Vögel zwitscherten lustig in den Zweigen und die Dora zu meiner Linken sang den Blumen, die sich neugierig zu ihr niederbeugten, eines der muntern Liedchen, welche sie droben auf den Alpen gelernt hatte. Der erste Fußpfad, welcher an ihr Ufer führte, wurde eingeschlagen und ich folgte nun dem kleinen, launenhaften Wesen bis zu dem Punkte, wo es plötzlich die weite, fruchtbare, herrliche Ebene Piemonts zu Gesicht bekommt, zwei volle Minuten überrascht in seinem hastigen Laufe inne hält und sich dann jubelnd über einen buntfarbigen, von wilden Rosenranken überhangenen Fels niederwirft. Und wie die Dora that, so that der Weg, welcher ihr von der schwindelnden Höhe, die ihre Wiege birgt, gefolgt war, so thaten die bewaldeten Vorsprünge des Pennins; sobald sie der Ebene ansichtig wurden, senkten sie sich rasch in die Tiefe; jener lief, vor Entzücken taumelnd, kreuz und quer durch Felder und Weinberge auf Ivrea los, diese stemmten ihren rauhen Fuß staunend in den Boden und blickten starr auf die Wunderwelt, welche sich so plötzlich vor ihnen erschloß.

Die Seealpen zogen im Schatten schwarzer Wolken düster den Appenninen zu; das nach Nordosten sich aufthürmende Gebirg war in Nebel gehüllt, der sich allmählig über die Ebene ausbreitete und selbst das kaum eine Stunde entfernte Ivrea in seine Schleier hüllte, so daß ich es für räthlich hielt, den Rückweg anzutreten. Eine Viertelstunde vor dem Austritt der Dora aus dem Aostathal steigt links von der Landstraße ein Felsklumpen empor, auf welchem sich das Fort Montalto erhebt, das den Gebirgspaß im Auge hat und aus der Ferne mit seinen vier Thürmen und den hohen, von Schießscharten durchbrochenen und von der Zeit und dem Wetter geschwärzten Mauern sehr bedrohlich aussieht, näher betrachtet aber alle Bedeutung verliert; denn davon abgesehen, daß es von den nahen Vorsprüngen der Alpen beschossen werden kann, ist es in einem sehr vernachlässigten Zustand, daher auch die kleine piemontesische Besatzung den Platz im Jahr 1800 bereits geräumt hatte, als die Vorposten des französischen Heers sich zu Settimo Vittone zeigten. Das Ivrea zugewendete Thor stand weit offen und ich erfuhr, daß die gelb angestrichene Wohnung des Platzkommandanten jetzt zu den sehr friedlichen Zwecken einer Landwirthschaft diene. Der Abend dämmerte bereits, als ich die hohen Zinnen des Rundthurms von rothen Backsteinen, der auf der Nordseite von Ivrea gegen das Gebirg hin Wache zu stehen scheint, und die alten Thürme des Castels ansichtig ward.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, Februar.

Criminaljustiz. — Eisenbahnen.

Es ist Ihrem Korrespondenten nicht unbekannt, daß Sie kein Freund von haarsträubenden Mord-, Brand- und Ehebruchsgeschichten sind. Auch hat er sich bis jezt beflissen, in seinen Berichten die Sonnenseite unseres Volkslebens zu schildern. Einmal zur Abwechslung gestatten Sie es ihm nun doch wohl, eine Reihe criminalistischer Nachtstücke an den Augen der Leser vorbei zu führen. Es steht ihm eben ein ganzes Schock der schauerlichsten zur Verfügung, wie sie jedem „neuen Pitaval“ wohl anstehen würden, und werden dieselben während der trüben Abende dieses Nachwinters beim Helldunkel des Kerzenlichts oder dem unsichern röthlichen Schein eines Kaminfeuers ihres gänsehauterzeugenden Effekts gewiß nicht ermangeln.

Bei der Mehrzahl der Fälle, über welche ich zu referiren gedenke, handelt es sich nicht sowohl um Mord und Todtschlag, als um das Verbrechen der Brandstiftung. Wir sehen Leute des verschiedensten Alters, der verschiedensten gesellschaftlichen Stellung um der leichtfertigsten Ursachen willen ihrer Nächsten oder ihre eigenen Häuser anstecken. — Der erste unserer „interessanten Verbrecher“ ist ein dreizehnjähriger Knabe. Joseph G., welcher im Spätherbst des lezten Jahres das städtische Waisenhaus zu Solothurn in Asche legte, aus keinem andern Grunde, als weil ihm der Aufenthalt in demselben verleidet war. Joseph G., der Sohn dürftiger, übelbeleumdeter Eltern, war wegen verwahrloster Erziehung denselben entzogen und im Waisenhause untergebracht worden. Nach der dortigen Hausordnung müssen die Waisenknaben zwischen den Unterrichtsstunden ländliche Arbeiten verrichten, was dem verzogenen Bübchen äußerst mißfiel. Der lästigen Zucht der Anstalt zu entrinnen, machte sich der Knabe zu wiederholten malen aus dem Staub, wurde jedoch wieder eingefangen und zurückgebracht. Jezt dachte er auf Selbstmord, brachte es sogar bis zum Versuch, sich mittelst des Farbestoffs, dessen man sich zum Bläuen der Wäsche bedient, zu vergiften; aber auch dieß mißlang. Da begab es sich, daß er eines Sonntags Nachmittags zur Strafe wegen Widerspenstigkeit das Haus hüten mußte, während die übrigen Zöglinge mit ihrem Erzieher den Nachmittagsgottesdienst besuchten. G. nimmt den Augenblick wahr, zündet in einem Nebengebäude einen Haufen Reisig an, öffnet, um der Flamme den nöthigen Spielraum zu verschaffen, die Communikationsthüre, welche den Dachboden des Nebengebäudes mit jenem des Hauptgebäudes verbindet, und ergreift dann nicht etwa die Flucht, sondern begibt sich ruhig zu seinen in der Stadt wohnenden Eltern, sich unterwegs noch etliche male umschauend, ob ihm sein Vorhaben gelungen sey. Die Polizei, welche seine Spur verfolgt, trifft ihn scherzend bei seiner Mutter in der Küche. Auf die Frage, ob er das Waisenhaus in Brand gesteckt, antwortet er gleichmüthig mit einem unumwundenen ja. Dem Untersuchungsrichter, welcher ihn im Verlauf der Verhöre fragt, ob er wisse, was das Gewissen sey, gibt er eine ziemlich bündige Definition zum Besten; auf die zweite Frage, ob er denn nicht bei oder nach der Begehung des Verbrechens etwas ähnliches in seinem Innern verspürt, folgt ein naives nein. Während der Untersuchungshaft quält ihn nichts als die Langeweile und unmittelbar vor dem Urtheilsspruch schläft er die lange liebe Nacht den Schlummer des Gerechten. Das Gericht fand den körperlich wenig entwickelten und geistig verwahrlosten Knaben nicht zurechnungsfähig, verfügte jedoch dessen vierjährige Enthaltung in einem Correktionshause.

Eine härtere Strafe traf den Brandstifter Joseph von Arx von Stüßlingen, Kantons Solothurn. Dieser adelige Name möge den geehrten Leser nicht etwa zu dem Schlusse verleiten, daß der Verbrecher den höhern Kreisen der Gesellschaft angehört habe. Die von Arx sind ein sehr zahlreiches Geschlecht, welches einst im grauen Mittelalter am Südabhang und in den Klusen des Jura Schlösser und Burgen besaß. Heutzutage haben sie sich jedoch gleich denen von Arb, von Burg, von Däniken, von Felten, von Rohr u. s. w. dem Landbau oder bürgerlichen Gewerben ergeben und bevölkern die blühenden Dörfer zwischen Jura und Aar. — Joseph von Arx war jedenfalls ein sehr heruntergekommener Sprößling des alten Geschlechts. Zehn Jahre lang trug er als Soldat des zweiten Schweizerregiments in königlich sicilianischen Diensten den rothen Rock und die Muskete. Schließlich wurde er wegen verschiedener groben Vergehen vom Regiment gejagt. Entsittlicht, abgerissen, mit Ungeziefer bedeckt kehrte er in die Heimath zurück. Da lebte er wie der Vogel auf dem Zweig, Morgens nicht wissend, wo er Abends das Haupt hinlegen sollte. Er ward zum Bettler. Aber nicht überall fand der verabschiedete Soldat, der arbeitsscheue Landstreicher eine offene Hand, ein mitleidiges Herz. Das Stück Brod, um welches er bittet, wird ihm versagt; dafür steckt er ein brennendes Schwefelholz in das herunterhängende Strohdach. Ein Nachtlager im Stall wird ihm verweigert; er zündet aus Rache die Scheune an. Solcher Brandstiftungen versucht er fünf in vierzehn Tagen; dreimal gelingt ihm sein Verbrechen. Endlich fällt er der Justiz in die Hände. Nach dem Buchstaben des Gesezes ist sein Haupt dem Schwerte verfallen. — Sonst sind unsere Sitten weniger blutdürstig als unser Gesez. Die Begnadigungsbehörde wandelt gewöhnlich die Todesstrafe in Zwangsarbeit um. Vor wenigen Monaten erst hatte der

Solothurnische Kantonsrath, welchem in lezter Instanz der Spruch über Leben und Tod des von Arx zustand, in einem sehr schweren Fall eine Begnadigung ausgesprochen. Es betraf einen gewissen Savoie, Sohn eines wohlhabenden Bauers aus dem Kanton Freiburg. Derselbe hatte Bekanntschaft mit einem Mädchen, welches vor kurzem ein Kind zur Welt gebracht. Savoie übernahm es, dieses Kind im Findelhaus zu Straßburg unterzubringen, und erhielt zu dessen Aussteuerung von der Mutter eine Summe von etlichen hundert Franken. In Solothurn wird ihm das Kind übergeben; aber statt dasselbe nach Straßburg an seinen Bestimmungsort zu bringen, wirft er es in den Fluß und verwendet das empfangene Geld zu eigenem Nutzen. Solche berechnete, aus Habsucht an einem hülflosen Geschöpfe begangene That mußte jedes menschliche Gefühl empören. Nichtsdestoweniger wurde die gegen Savoie ausgesprochene Todesstrafe in Zwangsarbeit umgewandelt. Wäre er kein Mörder, sondern ein Brandstifter gewesen, er hätte kaum Gnade gefunden. Es besteht im Kanton Solothurn eine obligatorische, auf Gegenseitigkeit gegründete Feuerversicherungsanstalt. Brennt irgendwo im Kanton ein Haus ab, so trägt jeder an dem Schaden, der selber ein Haus besizt. Faktisch herrscht hier die Bourgeoisie, d. h. die Klasse, die Haus und Hof zu eigen hat. Savoie wurde begnadigt, von Arx mußte bluten. Wir müssen beifügen, daß die Vollstreckung der Hinrichtung mit aller wünschbaren Menschlichkeit und möglichst wenigem Gepränge geschah. Wird in erster Instanz ein Todesurtheil ausgesprochen, so verbietet das Gesez, dasselbe dem Delinquenten anzukündigen; die Appellation versteht sich von selbst; bestätigt die zweite Instanz das Urtheil, so wird sogleich die Begnadigungsbehörde einberufen; erst wenn auch hier das schwarze Loos gefallen ist, erfährt der Verurtheilte das Schicksal, das ihm beschieden ist. Es bleibt ihm eine Nacht, sich auf den Tod vorzubereiten; des andern Tages in aller Frühe wird das Urtheil vollstreckt. — Es war ein trüber regnerischer Wintermorgen. Kaum graute der Tag, so öffnete sich die Gefängnißthüre, vor welcher eine offene Kalesche hielt. Von Arx muß sich in den Wagen setzen (wahrscheinlich ist es das erstemal in seinem Leben, daß er in einer Kutsche fährt), neben ihm nimmt ein Geistlicher Plaz. Man fährt durch einige menschenleere Gäßchen. In einem abgelegenen Winkel der zerfallenden Festungswerke ist ein Brettergerüste aufgerichtet. Dort nimmt der Scharfrichter den armen Sünder in Empfang. Er führt ihn die paar Stufen hinauf, sezt ihn auf einen hölzernen Stuhl, das Schwert zuckt und der Akt der Gerechtigkeit ist geschehen. — Für von Arx war der Tod keine harte Strafe. Gleichmüthig, fast stumpfsinnig ging er ihm entgegen. Sein größter Kummer dabei war das schlechte Wetter und die verhältnißmäßig geringe Zahl der Zuschauer; in Neapel, meinte er, sey das Volksgedränge bei solchen Gelegenheiten viel größer, dort sey's noch der Mühe werth! — In den patriarchalischen Urkantonen ist diese kühle Nüchternheit der Formen bei Fällung und Vollstreckung eines Todesurtheils noch nicht beliebt worden. Da wird dem Publikum und dem Delinquenten mit einem wahren Luxus von malefiz-gerichtlichem Schaugepränge imponirt. Ebenfalls im Spätherbst des leztverflossenen Jahres mußte die Kindsmörderin Placida Kälin vor die Schranken des Blutgerichtes von Schwyz treten. In schwarzer Amtstracht, den Degen an der Seite sizen die gestrengen Richter; an den Stuhl des Präsidenten gelehnt steht das große Landesschwert, das Zeichen der Macht über Leben und Tod; zur Seite stehen die Kantonsläufer in alterthümlichem hochrothem Kleide. Die Beklagte, ein Krucifix in den Händen, wird von einem Kapuziner und einem Weltgeistlichen hereingeleitet. Auf dem Armensünderstuhl sizend wohnt sie unter lautem Weinen und Schluchzen den Gerichtsverhandlungen bei. Am Schlusse wirft sie sich vor den Richtern auf die Knie und bittet flehentlich um Schonung für ihr junges Leben. — Es scheint, die Herzen der Richter von Schwyz waren auch nicht von Stein; an der Kindsmörderin wurde kein Bluturtheil vollzogen.

Kehren wir zu den Brandstiftern zurück. An den verwahrlosten, unzurechnungsfähigen Knaben und den von der Welt ausgestoßenen Bettler reiht sich als dritter ein Mann, mit Glücksgütern reich gesegnet, von blühenden Kindern umringt, durch das Zutrauen und die Achtung seiner Mitbürger geehrt. Ich meine den Grimselwirth Zybach. In aller Herren Länder waren Vater Zybach und seine schönen Töchter bekannt. Und wer, der den behäbigen, stattlichen Mann kannte, hätte sich träumen lassen, daß in diesem wohlgenährten, Zutrauen einflößenden äußern Menschen ein gefährlicher Verbrecher stecke? War es aber einmal constatirt, daß dieser Mann aus schnöder Gewinnsucht das seiner Hut anvertraute Hospiz in Asche gelegt habe, was war dann natürlicher, als daß er auch anderer Frevelthaten fähig gehalten wurde? was war selbstverständlicher, als daß man die vermodernden Leichname jener verschwundenen Touristen, deren Spur man bis zum Hospiz und nicht weiter verfolgen konnte, im düstern Grimselsee suchen zu müssen glaubte? Sind einmal die Akten über diesen merkwürdigen, unwillkürlich an Zacharias Werners „vierundzwanzigsten Februar" schauerlichen Angedenkens erinnernden Criminalfall geschlossen, so soll derselbe zu Nuz, Frommen und Erbauung der Leser und Leserinnen, welche das Grimselhospiz und dessen gewesenen Wirth aus eigener Anschauung kennen lernten, den Gegenstand eines besondern Berichtes bilden.

Es wäre ein arger Verstoß gegen die Pflichten eines fleißigen und gewissenhaften Korrespondenten, wollte er einen Gegenstand unberührt lassen, der seit Monaten alle Zeitungsblätter und alle Köpfe füllt, welche zwischen dem Buffalora und dem Val des Dappes zu Hause sind, — die Eisenbahnfrage. Wie wenig der gebrauchte Ausdruck übertrieben sey, können Sie aus der Thatsache schließen, daß der vorerwähnte Brandstifter von Arx nach Anhörung seines Todesurtheils seinen Gefühlen durch die Bemerkung Luft machte: „So soll ich also auf der Eisenbahn nach der andern Welt!" Sie sehen, daß sogar solche Köpfe, welche die bestimmte Aussicht haben, in den nächsten vierundzwanzig Stunden abgehackt zu werden, sich bei uns noch mit Eisenbahnangelegenheiten beschäftigen. — Schon zu unserer Urväter Zeiten galt der Spruch: »Helvetia regitur hominum confusione et Dei providentia. Es scheint sich derselbe auch in der schweizerischen Eisenbahnfrage bewähren zu wollen. In einem Lande, wo alle Kräfte sich

ungehemmt messen, alle Interessen sich nach Kräften geltend machen können, da entsteht zuerst ein unentwirrbar scheinendes Durcheinander von hundert widerstreitenden Strebungen, ein Kampf aller gegen alle. Nach den weisen und ewigen Gesetzen der Natur und einer himmlischen Fürsehung vergleichen und vereinbaren sich jedoch nach und nach die kämpfenden Interessen, das Kräftige und Lebensfähige behauptet sich, das Schwächliche und Erkünstelte stirbt ab, und schließlich geht aus der scheinbar unentwirrbaren Unordnung das Passendste und dem allgemeinen Wohl Förderlichste viel sicherer hervor, als wenn es von vorn herein und oben herab widerstandslos oktroyirt worden wäre. Es war dieß der Gang der Dinge in so mancher kritischen Epoche unserer alten und neuen Geschichte, daß wir schon etwelche Hoffnung hegen dürfen, unsere alteidgenössische Devise werde sich auch in dieser Lebensfrage bewähren. Mit einer weitern ausführlichen Auseinandersetzung und Abwägung der Vor- und Nachtheile des Staatsbaus und des Privatbaus sollen Ihre verehrten Leser und insbesondere Ihre schönen Leserinnen verschont bleiben und es mag nur beiläufig bemerkt werden, daß wir uns noch im Stadium der menschlichen Confusion und noch nicht in jenem der göttlichen Providenz befinden. Dagegen mag es hierorts nicht unpassend seyn, die im Werden begriffenen schweizerischen Eisenbahnen in ihren künftigen Beziehungen zur Touristenwelt etwas näher in's Auge zu fassen.

Es gibt Romantiker unter den Touristen, welche in thesi behaupten, eine Schweizerreise würde erst dann den rechten Reiz und Hautgout bekommen, wenn man schon von Basel, Schaffhausen oder Rorschach aus sich nothgedrungen des sechs Fuß langen Bergstocks, des Saumthiers oder des Tragsessels bedienen müßte; die großartigen und luxuriösen Hotels in Bern, Zürich, Luzern u. s. w., jammern sie, verdürben jede Illusion und sollten durch hölzerne Schweizerhäuschen ersezt werden, wo nichts zu bekommen wäre als Käse und Molken. Diese Touristen schlagen, wenn von schweizerischen Eisenbahnen die Rede ist, die Hände ob dem Kopf zusammen: nun gehe gar noch der allerlezte Rest von Romantik zum Henker und dem Wanderer, der in Natur und erhabenen Gefühlen mache, bleibe nichts übrig, als den Staub von den Füßen zu schütteln, der Schweiz, welche nun dem prosaischen Industrialismus mit Haut und Haaren verfallen sey, den Rücken zu wenden, und anderswo, etwa in den Karpathen oder im Ural, Pfade und Herbergen aufzusuchen, die vom nivellirenden Hauch der Kultur noch unentweiht geblieben seyen. — Ich gestehe offen, daß ich gegen die Aufrichtigkeit dieser Romantiker einiges Mißtrauen hege. Denn diese Molken- und Knüppelwegschwärmer können in praxi nicht laut genug klagen, wenn sie etwa mit einem nicht ganz bequemen Beiwagenplatz vorlieb nehmen müssen, oder ihnen in irgend einem ländlichen Gasthof ein nicht ganz à l'anglaise zubereitetes Beefsteak servirt wird. Wir bekennen uns deßhalb unumwunden zu denen, welche glauben, die Touristen werden das Institut der schweizerischen Eisenbahnen mit Dank acceptiren und sich zu Nutzen machen. Auch halten wir dafür, daß sich in Folge der Einführung dieses neuen Verkehrsmittels der Fremdenbesuch in der Schweiz in kaum zu ahnender Progression vermehren wird.

(Schluß folgt.)

London, Februar.

Musikalische Zustände und deutsche Musiker in London.

I.

Wie ganz anders sind seit wenigen Jahrzehnten die musikalischen Zustände Londons geworden! Concerte oder Unterricht in dieser Stadt zu geben, galt in meiner Kindheit für eine Goldgrube. Deutsche meiner Bekanntschaft, die daheim keineswegs für bedeutende Musiker gegolten hatten, erwarben sich vor zwanzig Jahren in kurzer Frist in England ein hinreichendes Vermögen, um ohne Sorgen die zweite Lebenshälfte in ihrem Vaterlande zuzubringen. Mehr und mehr Nachzügler wurden durch den Ruf der hier herrschenden Vorliebe für Musik herübergelockt, und nun ist die Concurrenz schon so stark geworden, daß man verhältnißmäßig eben so billigen Unterricht von ausgezeichneten Lehrern in London erhalten kann, als in irgend einer deutschen Stadt. — Die Concerte, welche von den hier lebenden Klavierspielern gegeben werden, sind vielmehr eine starke Ausgabe als eine Einnahme für dieselben. Sie müssen nothwendig öffentlich spielen, um bekannt zu werden und Schüler zu bekommen. Man wird mit Billets zu solchen Concerten gratis überschüttet, denn der sie gibt, ist oft froh, wenn er nur überhaupt Zuhörer hineinbringt. Die politischen Bewegungen der lezten Jahre haben eine Menge von talentvollen Leuten aus verschiedenen Nationen in London zusammengewürfelt, die hier ein Asyl gefunden. Unter diesen sind nicht wenig gute Musiker, und allein die ungarische Emigration hat ein ganzes Contingent von Klaviervirtuosen gestellt. Alle diese wollen als Spieler bekannt werden und Schüler gewinnen. Folglich bestimmen wir Lehrer jezt nicht mehr den Preis unserer Leistungen wie ehedem, sondern die Schüler stellen uns die Bedingungen.

Ich hörte durch eine mir befreundete Dame von einer Violinvirtuosin aus Süddeutschland, die, obgleich eine durchaus gründliche Musikerin und vortrefflich empfohlen, dennoch im vorigen Jahre im Elend gestorben ist. Sie war eine zartorganisirte Dame, und die Hoffnung, hier ein bequemeres Leben zu finden als in ihrer Heimath, hatte sie bestimmt diese zu verlassen. Man fabelte von hohen Preisen, für welche sie Damen der höchsten Stände täglich nur eine Stunde beim Klavier zu accompagniren brauche. In Erwartung solcher Anträge sezte sie ihre Baarschaft zu, und sah sich endlich genöthigt, für einen Schilling die Stunde zu geben. Im Londoner Klima und bei den ungeheuern Entfernungen dieser Stadt von Haus zu Haus unterrichten, sich müde sprechen, dann eine angegriffene Kehle der Nässe aussetzen, und dieses Experiment sechsmal am Tage wiederholen, das zerstört ziemlich rasch. — —

Die großen Kunstgenüsse, die uns für alle Qual des Unterrichtgebens entschädigen, sind in London nur vermögenden Leuten zugänglich, und außerdem gehört ein bedeutendes Kapital von körperlicher Kraft und Gesundheit dazu, um ein Oratorienconcert oder eine große Oper hier auszuhalten. Die vornehmen Pläze, von denen aus man mit Bequemlichkeit hören kann, sind nicht bloß sehr theuer, sondern es wird von den Thürstehern auch darauf gehalten, daß deren Inhaber etikettenmäßig gekleidet sind. Eine Loge in her majesty's theatre kostet für den Abend sechs Guineen und die Damen haben mit bloßem Hals und Armen und mit Blumen im Haar zu erscheinen. Man muß sehr jung und enthusiastisch seyn, um sich fröstelnd in Balltoilette bis spät in die Nacht bloß durch luftige Töne erwärmen zu lassen. Mir fällt der Berliner Ehemann dabei ein, der zu seiner etwas romantisch gesinnten Gattin sagte, als ein Gewitterregen mit Hagelschlossen nächtlich an's Fenster der Schlafstube schlug: „Hab' ich nicht recht, meine Elisene, daß wir hier unter der wollenen Decke besser liegen, als wenn wir jezt draußen, unter den Maiblümchen im Grase ruhten!" Die strenge Kleiderordnung der Engländer tritt uns ungenirten Deutschen selbst am Eingange von Parterre und Galerie in den Weg. Einer meiner Bekannten wurde gewaltsam verhindert sein gelöstes Opernbillet zu benutzen, weil seine Frackschöße zu breit und mehr einem Ueberrock ähnlich geschnitten waren. Er brachte in seinem gewürgten Englisch vergebens eine Menge theoretischer Gründe vor, daß sein Rock wirklich ein Frack von ächtem Schrot und Korn sey. Der Thürsteher holte Zeugen unter den Umstehenden herbei, und alle kamen überein, daß der Frack kein eigentlicher Frack, sondern vielmehr ein verkappter Ueberrock sey. Der Mann konnte nur erlangen, daß ihm sein Geld zurückgezahlt wurde, mit dem er ein Cab bezahlte und wieder nach dem Stadtende zurückkehrte, von woher er gekommen. — Etwas besser gelang das Attentat eines andern Deutschen, der in einer bräunlichen Hose in ein Abendconcert zu dringen sich vermaß, nachdem dessen erster Theil schon vorüber war. Der Thürsteher rief ihm an der Treppe mehrmals zu: »Sir, it is quite impossible thus to enter the conzert-rooms!« Als er aber nachsprang und den Gentleman bei den Rockschößen ergreifen wollte, drehte sich dieser um und fragte ernsthaft: »Why it is impossible? Nothing is impossible!« wobei er den verzweiflungsvollen Thürsteher mit einem furchtbaren Blicke ansah. Dieser starrte einen Augenblick etwas verblüfft den großen starken Fremden an, dessen energische Miene durch einen in England unerhörten schwarzen Bart noch mehr Ausdruck erhielt. Auf die Versicherung des Deutschen, daß er seine Hose nicht den Blicken des Salonpublikums aussetzen werde, sondern auf dem Corridor am

Eingang zu bleiben gedenke, duldete der Engländer kopfschüttelnd, was er, ohne Hülfe herbeizurufen, nicht hindern konnte. — —

Ich wohnte einigemale in Exeterhall der Aufführung Händel'scher Oratorien bei. Wer nicht ein Billet zu den »reserved seats« erschwingen kann, muß sehr frühe hingehen, um einen guten Platz zu erobern. Aus der nahen und entfernten Umgegend der Hauptstadt finden sich zu diesen berühmten Concerten eine Menge Musikfreunde ein, und länger als eine Stunde, ehe die Saalthüre geöffnet wird, sind Vorhalle und Treppe gedrängt voll. Der Eingang ist, da die Zuhörerplätze gleich dem Orchester amphitheatralisch eingerichtet sind, mehrere Stockwerke hoch, und derjenigen, die zum erstenmal diesen Ort betreten, wartet eine Ueberraschung, die jedesmal große Verwirrung hervorruft. Der Policeman, der oben an der Treppe steht, erklärt nämlich, daß Damen in Hüten nicht zugelassen werden. Was ist zu thun? eine Anstalt zum Aufbewahren der Hüte ist nicht da, denn die städtischen Besucher sind längst gewarnt, und nur einige naive Fremde, für die eine Garderobe einzurichten sich nicht der Mühe lohnt, erscheinen in Kopfbedeckungen. Zurückgeben ist unmöglich, da der Menschenknäul auf den Treppen wie eine tausendköpfige Schlange nachschiebt und heraufdrängt. Also kurz entschlossen: die Damenhüte werden eiligst abgerissen und in einem von Blumen und Schleiern bunt belebten Bogen über die Häupter des Publikums die Treppe hinab in die Tiefe geschleudert, wo sie, der Versicherung des tröstenden Policeman zufolge, einer seiner Collegen auflesen, den zermalmenden Schritten der Gentlemen und Ladies entreißen und unten irgendwo in Sicherheit bringen wird. Man denke sich die Stimmung eines deutschen Landfräuleins, das in solcher Ungewißheit über das Schicksal eines neuen Hutes ruhig von sieben Uhr bis Mitternacht Fugen anhören soll. Die Engländerinnen sind bei solchen kleinen Vexationen heroischer, und ich traue allen zu, die um Händel zu hören hieher gereist sind, daß sie beim ersten Accord der Ouverture das kostspielige Abenteuer verschmerzt haben.

Der erste Blick in die Halle ist völlig verwirrend für das Auge. Ich glaubte durch eine von der Abendsonne vergoldete Nebelschicht eine zackige Felsenwand sich vor mir aufgipfeln zu sehen, von deren Zinnen ein phantastisches Schloß mit Erkern und Thürmen grüßte. Die Täuschung währte nur einen Augenblick. Was ich für eine ferne Burg gehalten hatte, war eine riesige Orgel, welche über dem Gewimmel von Notenpulten und Instrumenten emporragte. Alle Geräthe des Orchesters sahen so ehrwürdig dunkel, die aufgeschlagenen Notenrollen so vergilbt aus, als ob sie seit Händels Tagen nicht erneuert worden wären. Das Ganze macht von weitem ganz den Effekt zerrissenen Gesteins, aufeinander gethürmter grauer Felsenzacken und Platten, wozu der Nebeldunst, der den weiten Raum erfüllt, und die zitternden Gasflammen das ihrige beitragen.

Es währte noch eine volle Stunde, bis die Musik begann. Nach und nach füllte sich das Orchester; die ihre Plätze im Vordergrund einnehmenden Solisten wurden je nach dem Maß ihrer Beliebtheit mit Händeklatschen begrüßt; den allgemeinsten Applaus aber, in welchem sich Publikum und Orchester vereinigten, erhielt Costa, der hochverehrte Dirigent, der um acht Uhr eintrat und seinen Sitz einnahm. Hier zeigte sich die englische Sitte bei weitem praktischer als die deutsche Peinlichkeit in diesem Punkt. Nachdem Costa mit einer Verbeugung für den auszeichnenden Empfang gedankt hatte, drehte er sofort der zuhörenden Nobility und Gentry den Rücken und blieb so während des Abends auf seinem Dirigirstuhle sitzen. In dieser Stellung hat der Dirigent sein ganzes Orchester im Auge und kann mit Einem Wink auch den entferntesten Mitgliedern einhelfen. Selbst der im tiefsten Hintergrunde sitzende Organist hat einen Spiegel über der Partitur angebracht, in dem er jede Bewegung des Taktstockes wahrnehmen kann.

Orchester und Chor in ihrem Zusammenwirken, wie Exeterhall es bietet, sind das Großartigste von Musik, das gedacht werden kann. Ein Einsatz im Fortissimo, das ist der von Harmonie durchgeistete Donner. Dagegen ist der erste Eindruck jedes Solos schwächlich, da es keine menschliche Stimme gibt, die mit ihren Vibrationen einen solchen Raum genügend füllen könnte. Doch liegt es auch großentheils am fehlerhaften Vortrag der Soli, daß sie so fatal mit den trefflich ausgeführten Chören contrastiren. Während Chor und Orchester sich immer nur durch Atome regeneriren und die Masse ihrer Veteranen die alte ächte Tradition Händelscher Aufführungen mit der ganzen Zähigkeit englischer Stabilität von Geschlecht zu Geschlecht auf die Nachwelt bringt, reißt unter einzelnen Solisten die Unart ein, die moderne italienische Opernmanier, wie sie auf Bellini und Donizetti paßt, auf den ehrwürdigen Händel zu übertragen. Dieß macht einen unerträglichen Eindruck auf jeden, der ein feines Gefühl für musikalische Charakterzüge hat. — Als ein Muster dieser widersinnigen Methode steht die Auffassung des Samson durch den Tenoristen Sims Reeves obenan. Dieser Samson ist nichts als ein sentimentaler Junker, bei dessen Schnörkeln und eleganten Schlußcadenzen uns die ganze widerwärtige Affektation eines modischen Salons vor Augen tritt. Wie wäre es möglich, daß der alttestamentliche Held, der Humor genug besaß, um sich eines Eselskinnbackens als Waffe zu bedienen, in einem solchen Fleurettenstyl fänge! — Die Klage des Blinden, deren Melodie so naturwahr und einfach hinfließt, wird von Sims Reeves als Arena benützt, auf der er die Kunststücke, deren seine gewiß sehr schöne Stimme fähig ist, zum Erstaunen der Welt umhertummelt. Um zu fühlen, bis zu welcher Kleinlichkeit dieser Vortrag herabsinkt, stelle man sich vor, daß der Sänger auf den Worten »no sun, no moon« jedesmal eine unendliche Fermate anbringt und die Sonne durch ein Fortissimo von dem Mond unterscheidet, während die Note des letzteren tremulando und fast unhörbar ausgehalten wird. Es versteht sich, daß die Seufzercadenz à la sonnambula ebenfalls jedem Schlußaccord angehängt wird.

Mad. Clara Novello, die ich seit ihrem ersten Auftreten in Deutschland nicht mehr gehört, fand ich in Exeterhall bei einer Aufführung des Messias im vollen Besitz ihrer wunderschönen Stimme wieder. Aber auch sie hatte die Reinheit des Vortrags entweder durch das böse Beispiel oder durch eigene Geschmacklosigkeit eingebüßt.

Damals als sie, ein fünfzehnjähriges Mädchen, in Berlin auftrat, erklärte Felix Mendelsohn, daß er erst durch ihren Vortrag Händel'scher Arien die volle Schönheit derselben würdigen gelernt habe. Aus Clara Novellos heller Kehle drangen die kleinen Triller und Melismen, deren bescheidenen Schmuck Händel auch bei seinen ernsteren Arien nicht verschmähte, so natürlich und unschuldrein hervor, daß sie nicht wie glitzerndes Gestein, sondern wie klare Thautropfen leuchteten. — Wenn die deutschen Sängerinnen ehedem die Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," im Concert sangen, so boten sie die ganze Kraft der Stimme zu diesem Triumphgeschrei auf, als müsse und solle es nun alle Welt erfahren, weil sie es wissen. Clara Novellos Auffassung dagegen war die selige Gemüthsbefriedigung, die in jenem Bewußtseyn liegt. Jeder Ton sprach aus: „Nun ist meine Seele ganz Ruhe und Heiterkeit, denn ich weiß, daß mein Erlöser lebet!" Von dieser Stimmung aus schmiegten sich die Vorschlagnoten und Verzierungen um die edle Melodie, wie ein heiteres Lächeln um ein im Gebete verklärtes Gesicht spielt. Mit diesen Verzierungen entzückte Clara Novello überall ihre Zuhörer, und vielleicht, um nicht monoton zu werden, veränderte sie mit der Zeit hie und da eine Note, oder setzte eine oder die andere zu. Was schadet ein Doppelschlag, der mit großer Gewandtheit noch zwischen einen Lauf hineingeschoben wird? oder würde jene starre Note nicht sehr graziös durch ein Trillerchen belebt werden? Diese paar unschuldigen Doppelschläge, Läufchen und Trillerchen haben sich nun, ohne daß die Künstlerin wohl selbst es merkte, im Laufe von etwa zwölf Jahren zu einer einzigen unerforschlichen Arabeske an einander gereiht, unter deren verschlungenen Figuren kaum noch eine Spur der ursprünglichen Melodie zu entdecken ist. — Die Altistin, Miß Dolby, war die einzige der Solosängerinnen, die ich in Exeterhall hörte, welche im vollkommen unverfälschten Kirchenstyl sang.

Das Accompagnement der Recitative wird bloß von Bässen gespielt, eine Einrichtung, die in der Idee gewiß gut war, aber deren mangelhafte Ausführung eine sehr störende Wirkung hervorbringt. Auch die geschicktesten Spieler können bei so kurzen, rasch einfallenden Zwischensätzen, wie die, aus denen die Begleitung Händel'scher Recitative besteht, nicht genau die Intervalle zu einem scharf concentrirten Accord verbinden. Ich traute zwar meinen Ohren nicht, aber nach wiederholtem genauen Aufmerken mußte ich mir eingestehen, daß sogar in Exeterhall alle Recitative ohne Ausnahme mit falschen Griffen begleitet wurden. Warum, wenn das Clavier für diesen Raum zu schwach ist, nimmt man nicht zu einem milden Orgelregister seine Zuflucht? Die Reinheit des Accordes müßte doch jedem Dirigenten heiliger seyn als die Tradition, und nur ein Tasteninstrument kann diese Sätze rein spielen.

In den meisten Händel'schen Oratorien kommt irgend eine Bravourarie vor, die vom Schall der Trompeten erzählt; z. B.: „Sie schallt, die Tromet, und die Todten erstehn!" Oder in einem andern Werk: »Let the bright Seraphim in burning row their loud-uplifted Angel-trumpets blow.« In diesen Arien concertirt die menschliche Stimme mit einer obligaten Solotrompete, und ich vermuthe, daß sie einem außerordentlichen Virtuosen auf diesem Instrumente zu Liebe geschrieben wurden. Seit undenklichen Zeiten wird im Exeterhall-Orchester ein Trompetenvirtuose für diese Arien besonders gehalten. Man erzählte mir, der Vater des jetzigen habe sein Lebenlang mit großem Ruhm dieses Amt versehen, der Sohn aber überbiete ihn. Diesen Sohn hörte ich in der zuletzt genannten Arie, wo er Mrs. Endersohn, eine sehr gewandte Sängerin, mit unübertrefflicher Meisterschaft begleitete. Der weichen Sopranstimme folgte die Trompete in Terzen und Sextengänge im zartesten Pianissimo, selbst im Allegro, mit einer so ätherischen Schmiegsamkeit, daß die Klänge sich wie ein paar lichtblaue Schmetterlinge zu umgaukeln schienen. Welch eines edlen Tones ist die Trompete fähig, wenn der Hauch eines großen Meisters ihn in's Leben ruft! Die Flöte scheint uns mit Unrecht besonders befähigt, den Ton der Liebe und des leichten Scherzes anzuschlagen; ihre Liebeslaute sind nur die eines Schwächlings, ihr Scherz der eines Kindes; aber wenn die Trompete von Liebe spricht, so thut sie es mit dem Feuer eines Helden, und Kraft und Geist blitzt aus ihrem Freudenjubel.

Aus Franken, Februar.

Sagen und Bilder, von Moritz Graf von Bentheim-Tecklenburg.

In unserem Lande weit und breit ist lange nichts vorgefallen, was in diesen Blättern hätte besprochen werden können oder das nicht in den politischen Zeitungen mit drei Sylben abzuthun gewesen wäre. Daß aber auch bei uns unter der öden Oberfläche bürgerlicher Alltäglichkeit der wunderbar erregte Geist der Gegenwart sachte, aber sicher an einer schöneren Zukunft arbeitet, daran wurden wir in diesen Tagen auf's freundlichste durch ein in Würzburg erschienenes Buch gemahnt, durch die „Sagen und Bilder," welche Graf Moritz zu Bentheim-Tecklenburg zum Besten einer zu begründenden Kreis-Blindenanstalt herausgegeben.

Unter den vielen Versuchen und Bemühungen, denen Pflichtgefühl und Theilnahme sich unterziehen, um dem Drucke der moralischen und physischen Noth der Zeit abzuhelfen, gebührt gewiß die ehrenvollste Stelle dem Bestreben, dem Uebel durch geistige und sittliche Hebung des Volks zu begegnen und in ihr die sicherste Garantie auch für das Wiedergedeihen des materiellen Wohlergehens zu pflanzen. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die Wissenschaften aus der Höhe ihrer professionellen Ausschließlichkeit tiefer und tiefer in das Volk einzudringen suchen, um, so viel an ihnen ist, ihre Wahrheiten und Heilsquellen dem Volksverstande aufzuschließen. Auch die Kunst und die Literatur haben es als schöne, menschenwürdige und patriotische Aufgabe erkannt, in solch populärem Sinne auf die Nation zu wirken und sie in ihrem Zuge aufwärts zu einer höheren Stufe geistiger und sittlicher Kraft zu unterstützen. Gewiß, das ist charité bien entendue, wie der Franzose es nennt. Besonders erfreulich ist es aber zu sehen, wie die Mitglieder der höchsten Stände immer mehr freundlich zum Volke herabsteigen und nicht nur äußerer Noth mit äußern Mitteln begegnen, sondern das Werk der Barmherzigkeit mit dem üben, was im höheren Sinne allein des Menschen Eigenthum ist, mit dem geistigen Gute. Sie arbeiten damit, zu ihrer Ehre meist unbewußt, dem nivellirenden Gang der Zeit entgegen, indem sie ihm vorauseilen. Die Besten wenigstens folgen dabei nur dem Drange ihres Gefühls, und das oben genannte Buch zeigt auf allen seinen Blättern deutlich, daß der hochgestellte Verfasser keinen andern Beweggrund hatte, als er sich entschloß, seine Dichtungen zum Besten einer Anstalt dem Drucke zu übergeben, welche den ärmsten der Menschen, den Blinden, zu gut kommen soll. Das Buch ist abgetheilt in religiöse Gedichte, vaterländische und vermischte Lieder, Sagen, und kündigt sich selbst in einem Prolog als eine Stimme an, welche in einfacher, schlichter Weise den Gefühlen eines für Gott, Natur und Menschen warm empfindenden Herzens einen Ausdruck geben will. Dieses fromme, dankbar ergebene Gefühl gegen Gott und die treue Theilnahme am Menschenschicksal ist es denn auch, was aus dem Buche wohlthuend und gewinnend anspricht und demselben ein Recht an unser Herz verschafft.

Bin ich's nicht, der Himmel und Erde gemacht?

Jeremias, 23, 24.

Gott, der du bist von Anfang her
Und herrschest allerorten,
Durch den die Luft, das tiefe Meer,
Die Welten sind geworden;
Der in dem Daseyn sie erhält,
Durch den sie sich bewegen;
Du Ziel und Ende deiner Welt,
Urquell von Glück und Segen!
Vor dir verschwindet jede Macht,
Nichts ist dir zu vergleichen;
Dich preist der Tag, dich preist die Nacht,
Kein Sinn kann dich erreichen!
Nie bist du, Höchster, von mir fern,
Wohin ich mich mag wenden;
Wo ich nur bin, Herr aller Herrn,
Bin ich in deinen Händen!

Unter den Sagen erscheint besonders die Schweizersage: „Der Grenzlauf," anziehend, worin erzählt ist, wie die Glarner und Urner die streitigen Grenzen ihres Gebiets an demjenigen Ort festsetzen wollten, an welchem die von beiden Theilen mit dem ersten Hahnenschrei entsendeten Eilboten zusammentreffen würden. Der Urner Bote aber ist schon weit weit gelaufen, als der Glarner erst vom Hahn gerufen wird, so daß das Gebiet des letzteren kläglich klein ausfallen müßte, wenn der Urner sich nicht bewegen ließe, das Glarner Gebiet so weit sich strecken zu lassen, als dessen Bote ihn tragen kann. Der todt niederfallende Lastträger bezeichnet die Grenzmarke. Eben so gemüthlich ansprechend ist auch das Gedicht, welches die Geschichte der Gründung des Dorfs Eine in Westphalen zum Gegenstand hat.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. 20. März 1853.



Bei meiner Bekanntschaft mit Schillern waltete durchaus etwas Dämonisches vor; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte, und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide vom größten Erfolg.

Goethe.

Deutschland horchte mit Entzücken diesen großartigen tragischen Accorden, und Schiller stieg auf ihren Schwingen zu der Höhe der Liebe und Verehrung seines Volks empor, auf deren höchstem Gipfel sein zu früher Tod ihn fand. Gern wiederholen wir Goethe's Wort, der da meint, „das Werk sey so groß, daß kein zweites ähnliches existire."

Hillebrand.

Zur Würdigung Friedrich Schillers.

II.

Der Wallenstein.

Im Uebergang von der Jugend zum Mannesalter bedurfte Schiller, der Dichter der Idee und Idealist, der Erarbeitung einer selbstbewußten Klarheit seiner eigenen Gedanken, einer tieferen Einsicht in das Wesen der Dinge und das Walten der Gottheit; er bedurfte einer Erfüllung seines Geistes mit realem Inhalt, mit Anschauungen des Lebens, seiner Eigenthümlichkeit gemäß mehr des Lebens und Entwicklungsganges der Menschheit als des einzelnen Menschen. Die Vorsehung kam der Forderung seines Genius liebevoll entgegen: Schiller ward Professor der Geschichte und Aesthetik in Jena, sein Beruf führte ihn auf die philosophischen und historischen Studien, die ihm zur Vollendung seiner Poesie unentbehrlich waren, und kraft der Selbstthätigkeit seiner Natur bezeichnete er auch diese Durchgangsperiode mit Werken, die seinem Namen Ehre machen und ihm eine Stelle in der Wissenschaft sichern. Damals stand ihm Wilhelm v. Humboldt zur Seite und verlebte seine ideenreichsten Tage mit ihm, und als er sich anschickte, zur Poesie zurückzukehren, leuchtete ein guter Stern der Stunde eines zufälligen Zusammentreffens mit Goethe, eines Gesprächs über das Organische in Natur und Kunst, und beide reichten sich die Hand zum Freundschaftsbunde.

Als Goethe aus Italien zurückkehrte, war Schiller in Weimar, aber jener, der, innerlich geläutert und harmonisirt, nun die reinsten Anschauungen zu nähren und mitzutheilen gedachte, der seine Iphigenie und seinen Tasso in classischer Formvollendung, in künstlerischer Ruhe seinem Volk an's Herz legen wollte, er fand bei seiner Rückkehr nach Deutschland solche Werke im Ansehen, die der von ihm überwundenen Periode angehörten, neben Heinse's Ardinghello mit seiner sinnlichen Ueppigkeit die Räuber Schillers mit ihrer rohen, hinreißenden Kraft; er meinte gegen ihren lauten Sturm mit dem stillwirkenden Frieden seiner neuen Dichtungen nicht wetteifernd ankämpfen zu können, und zog sich vor Schiller zurück. Dieser selbst schrieb an Körner: „Oefters um Goethe zu seyn, würde mich unglücklich machen; er ist an nichts zu fassen und seine Welt ist nicht die meinige. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dieß scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — Eine

ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben."

Einige Jahre später war dieß anders geworden. Schiller stand auf dem Punkte, die Wiedergeburt seiner Poesie zu feiern, und während er lernend an Goethe sich anschloß, konnte er anregend diesen wieder zum Dichter machen, was derselbe zu seyn fast aufgehört hatte. Sie waren beide so gereift und befestigt, daß keiner den andern überwältigend aus der eigenen Bahn zu reißen vermochte, daß sie aber in wechselseitiger Einwirkung einander ergänzen und fördern, daß sie zur Darstellung des vollmenschlichen Daseyns sich verbinden konnten. So faßten beide sofort ihren Freundschaftsbund, indem sie von dem Tag ihrer gegenseitigen Erkenntniß eine neue Epoche datirten. Sie gründeten ihr Verhältniß auf wechselseitige Perfectibilität, wie Schiller, auf Ergänzung, wie Goethe es ausdrückte; sie schlossen nach den Worten Goethe's den Bund von Natur und Freiheit und besiegelten ihn durch den größten Wettkampf zwischen Subject und Object. Es begegnete sich nach Schillers Bezeichnung der spekulative Geist mit dem intuitiven, indem jener lernte sich der Erfahrung, dieser sich dem Gesetze zu nähern; es konnte jeder dem andern etwas geben und etwas dafür empfangen, und so begannen sie ihr Seyn und Wollen als ein Ganzes zu denken. Nun schrieb Schiller an Goethe die herrlichen Worte, die eine auch in sittlicher Beziehung so schöne Ueberwindung jener mitgetheilten Briefstelle an Körner enthalten und Zeugniß geben, wie sich der Adel seiner selbstkräftigen Seele auch in treuer Hingabe an eine andere beseligt fühlte: „Wie lebhaft hab' ich erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, und daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe."

Wohl hat Humboldt Recht zu sagen, daß Goethe und Schiller in ihrer gemeinsamen Thätigkeit ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht haben. Ihr Briefwechsel ist ein Denkmal der Humanität, während er zugleich als eine lange noch nicht ausgebeutete Fundgrube der Aesthetik daliegt und uns, mit Varnhagen zu reden, das Innere der Verwaltung der größten literarischen Güter, welche das Jahrhundert aufzuweisen hat, ohne Rückhalt offen darlegt. Goethe vollendete zuerst den Meister, Schiller, von der Philosophie ausgehend, schuf seine Gedankenlyrik; dann wetteiferten sie mit ihren Balladen, und während die Horen Deutschlands tüchtigste Schriftsteller versammeln sollten, um die Grenzscheide zwischen der Schule und dem Leben aufzuheben und die Resultate der Wissenschaft in anziehender Darstellung volksthümlich zu machen, flogen die Xenien wie Brandraketen unter die Philister, um die wuchernde Saat des Gewöhnlichen oder Schlechten zu verzehren und dem Aechten, Trefflichen reinen Boden und reine Luft zu gewinnen. Während die Gegner sich in schimpfender Gemeinheit ergingen, standen beide Dichter fest „im Bunde des Ernstes und der Liebe," um zu zeigen, „in welch unzugänglicher Burg der Mensch wohnt, dem es immer Ernst mit sich selbst und der Sache ist." Nach dem polemischen Wagstück dachten sie nur an positive Leistungen und befleißigten sich großer und würdiger Kunstwerke. Goethe dichtete Hermann und Dorothea, Schiller den Wallenstein.

Schiller suchte im Wallenstein die Summe dessen zu ziehen, was er im Verkehr mit Goethe gewonnen. „Und so hoff' ich," schrieb er ihm, „soll mein Wallenstein das ganze System desjenigen, was bei unserem commercio in meine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten." Er erkannte, daß erfundene Stoffe eine Klippe für ihn seyen, dem niemals die Idee, seither aber deren Sättigung mit Realität gefehlt hatte, und er stellte sich deßhalb auf den Boden der Geschichte, ließ sich von ihr die Fülle des Materials bieten und ging dießmal nicht sowohl vom Allgemeinen aus, als er sich vom Besondern aus zu ihm erhob. „Es steht in meinem Vermögen," schrieb er wiederum, „eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widerstrebt."

Schiller macht ein mühevolles, ausführliches Quellenstudium, und dabei betrachtet er sich in Carlsbad das österreichische Militär, dabei sucht er in Eger das Rathhaus, das Bild Wallensteins und das Haus seiner Ermordung auf und besieht sich die Lanze, die ihm den Todesstoß gegeben; er macht für seinen Seni astrologische Studien, er liest Abraham a Santa Clara für seine Kapuzinerpredigt, denn er will jezt von Anschauungen ausgehen, auf realistischem Grund sich in das Ideale erheben. Er schreibt sogar die ersten Entwürfe in Prosa, fühlt aber bald, daß die Größe des Ganzen sowohl wie seine reinere poetische Stimmung den Vers verlangen. Er nimmt dabei seinem Helden gegenüber eine weit objectivere Stellung ein als früher. „Beinahe möchte ich sagen," äußert er auch hierüber wieder selbst: „das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Der Hauptcharakter so wie die meisten Nebencharaktere tractire ich wirklich bis jezt mit der reinen Liebe des Künstlers; bloß für den jungen Piccolomini bin ich durch meine eigene Zuneigung interessirt." Daß selbst die Persönlichkeit Goethe's Schillern bei der Zeichnung seines Realisten Wallenstein vorgeschwebt, hat Hoffmeister fein bemerkt: seine Gestalt ist gastlich und hoheit-

blickend, rein und edel sind seine Züge, über das braune Scheitelhaar des fünfzigjährigen Mannes sind die Jahre machtlos hingegangen: der Dichter denkt sich das Aeußere seines Helden ähnlich dem Bilde Goethe's.

Es war eine Riesenarbeit, den spröden und so umfangreichen Stoff zu gestalten; für Schiller aber bestand die entscheidende That darin, daß er sich in denselben versenkte, daß er die gegebenen Verhältnisse der Geschichte, nicht eigene Gefühle oder Gedanken zum Ausgangspunkt der Charaktere und zur Motivirung der Thaten machte, daß er nicht seine Idee in den Helden hineinlegte, sondern aus dessen eigenem Wesen herausarbeitete. Die Wahl des Gegenstandes war der glücklichste Griff seines Genies: ein Held aus der vaterländischen Geschichte, dessen Name noch in der Tradition des Volks lebte, dessen Umgebung die Religionskriege bildeten, für den also die Theilnahme nicht erst erworben zu werden brauchte, der sie vielmehr schon mit sich brachte, ein Held, der als eine sich selbst überhebende Größe an sich schon wahrhaft tragisch war und vom Dichter deßhalb nur gestaltet, nicht umgestaltet zu werden brauchte. Er schuf in den Generalen und Diplomaten des dreißigjährigen Kriegs eine Reihe von Charakteren, von denen ein jeder eine eigene objektive Persönlichkeit ist, die völlig aus der Persönlichkeit des Dichters heraustreten und im Geiste der Zeit geschildert sind. Ja der idealische Schiller wußte sich dießmal so in den Gesichtspunkt und die Sinnesart seiner Gestalten zu versetzen, daß er den Trompeter bemerken ließ, „wie dem Jäger die Hosen sitzen und am Kragen die sauberen Spitzen." Freilich geht er nicht bis zu dem Grade einer oft genrebildlichen Individualisirung fort, durch die sich Shakespeare als Dichter der Weltwirklichkeit auszeichnet, sondern gibt seinen Charakteren stets etwas von jenem typischen Gepräge, das den Helden der griechischen Tragödie eigen ist, das sie zu Vertretern von Gattungseigenschaften und allgemeinen Richtungen macht, und sucht so die Elemente beider Darstellungsweisen in einer neuen zu verschmelzen und sich in ihre Mitte zu stellen, im Einzelnen wie im Ganzen. Sehr richtig deutet dieß Wilhelm von Humboldt an, wenn er sagt: „Alles Einzelne in der großen, so unendlich vieles umfassenden Begebenheit sollte der Wirklichkeit entrissen und durch dichterische Nothwendigkeit verbunden erscheinen; alle Grundlagen, auf welche der kühne Held sein gefahrvolles Unternehmen stützen wollte, alle Klippen, an welchen es scheiterte, die politische Lage der Fürsten, der Gang des Kriegs, der Zustand Deutschlands, die Stimmung des Heeres, sollte vor den Augen des Zuschauers dichterisch und anschaulich dargestellt werden." — Die Phantasie und das Herz des Dichters vollbrachten hier, was Wallenstein von Max sagt:

— Er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend. —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich mir selber zum Erstaunen
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.

Betrachten wir zu näherer Verdeutlichung den Charakter Wallensteins, so hat ihn Schiller als Realisten geschildert, wie er selbst diesen Begriff am Ende seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst erörtert. Er ist aus derbem Stoff gebildet, er ist ein Beobachter, der nach den Umständen, nicht aus Ideen handelt, der die Menschen wie ein großer Rechenkünstler für seine Zwecke benuzt, und in gleichmäßiger Fassung die Dinge zu beherrschen weiß; er läßt die andern in ihren Kreisen gewähren, aber er weist schonungslos zurück, was ihm die seinigen stört. Er hat ein Herz für's Ganze, aber er sucht seine Größe darin. Er ist ein praktischer Mann, er muß wirken und die Frucht seiner Thaten will er brechen; er kann sich nicht wie ein Tugendschwätzer an seinem Willen und Gedanken wärmen; er zögert auch da nicht mit seinem Handeln, wo sich das Herz nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten; er weiß, daß die allgemeinen Güter der Himmlischen wie das Licht erfreuen, aber nicht reich machen, daß jedoch das Gold der Erde den unterirdischen Mächten abgerungen werden muß; er aber kann nicht durch das Leben gehen ohne Wunsch, um rein im reinen Element sich zu erhalten; er will wie Cäsar lieber das Schwert gegen Rom ziehen, als sich entwaffnen und verloren seyn. Er sagt:

Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen;
Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken,
Wer nicht vertrieben seyn will, muß vertreiben,
Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt.

Und während der Dichter aus dem einseitigen, selbstsüchtigen Realismus Wallensteins, wie wir sehen werden, seine Schuld und seinen Untergang herleitet, weiß er ihn zugleich mit der wahren Größe des Herrschergeistes zu schmücken. Er ist geboren, sagt Max, dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern, er stellt sich hin wie ein Mittelpunkt für Tausende, wie eine feste Säule, an die man sich mit Lust mag schließen und mit Zuversicht:

Und eine Lust ist's, wie er alles weckt,
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie groß,
Läßt Jeden ganz das bleiben, was er ist,
Er wacht nur drüber, daß er's immer sey
Am rechten Ort, — so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen.

Er will, daß ihn das Reich als seinen Schirmer ehre, die Fremden sollen auf deutschem Boden kein Land besitzen, er fühlt sich als den Mann des Schicksals, um den Knäuel des Kriegs zu zerhauen, und so sehen die Bürger Egers in ihm einen Friedensfürsten, den Stifter neuer goldener Zeit. Er weiß, daß es der Geist ist, der den Körper baut, und der Dichter macht ihn zu einer tieferen Natur, die es erkennt, daß es im Leben Augenblicke gibt, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst und eine Frage frei hat an das Schicksal. Das Idealisiren Schillers zeigt sich dabei besonders in der Art und Weise, wie Wallensteins Sternenglaube auf die Ahnung von einem organischen Weltganzen basirt wird, in welchem alles mit allem in innerem Zusammenhange steht, so daß er sich hoch über Illo erhebt, der nur das Irdische durchschaut und nur das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen kann:

Doch was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur, —
Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt mit tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die central'sche Sonne, —
Die sieht das Aug' nur, das entsiegelte,
Der hellgebornen heitern Joviskinder.

Das sind Worte voll Faustischer Tiefe und Poesie. Aus solcher Anschauung stammt der Glaube an eine eigene Bestimmung, vor deren Vollendung der große Mann gegen alle Unbill gefeit ist. Das sagt auch Gordon von Wallenstein, und sezt hinzu:

— Oft ergriffs ihn plötzlich wundersam,
Und der geheimnißvollen Brust entfuhr
Sinnvoll und leuchtend ein Gedankenstrahl,
Daß wir uns staunend ansahn, nicht recht wissend,
Ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen.

„Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte," sagt der Dichter von seinem Helden, und motivirt dieses schwebende Urtheil der Geschichte durch das Schwanken Wallensteins, indem er mit großem Tiefsinn einen Hamletartigen Zug daraus entwickelt: Wallenstein spielt mit Gedanken und Entwürfen, ohne daß es schon ein ernster Entschluß wäre, sie auszuführen; sie stehen als bloße Möglichkeiten vor seiner Seele, aber gerade dadurch, daß er sich mit ihnen beschäftigt, gewinnen sie mehr und mehr Macht in ihm und über ihn, und auf einmal kann er nicht mehr wie er will, die Fäden, die er da und dort geknüpft und allein in der Hand zu haben meinte, werden ihm als Schicksalsnetz um's Haupt geworfen.

Hier ist wieder ein Ring, der das Schillerische Werk an die griechische Tragödie knüpft. Die verschiedenen Stufen der Schicksalsansicht bei den Griechen treten in einzelnen Personen, in einzelnen Sprüchen unseres Dramas hervor. Wie manche der Alten von einem Neide der Götter sprechen, so nennt Wallenstein des Schicksals Mächte eifersüchtig; wie Herodot sagt, daß der Blitz die höchsten Thürme treffe und das Große am ersten der alles ausgleichenden Nemesis verfalle, so klagt Thekla bei der Kunde vom Tode des Geliebten, das sey das Loos des Schönen auf der Erde, unter die Hufe der Rosse geschleudert zu werden. Aber wie jener Ansicht der Griechen die Idee zu Grunde lag, daß alle Größe gefahrvoll sey, weil das Erhabene sich leicht überhebe, und seine Vermessenheit darum durch den Sturz in die Tiefe wieder auf das rechte Maß gebracht werden müsse, so sagt Wallenstein selbst: „die Freiheit reizte mich und das Vermögen," so wird ihm seine Macht zur Verlockung immer höher zu steigen und nur sich im Auge zu haben, mit den andern sein Spiel zu treiben, und ohne Rücksicht auf das Gebot der Sittlichkeit zu glauben,

Nichts sey zu hoch, wonach der Starke nicht
Befugniß hat die Leiter anzusetzen.

Und so wird auch nach Wallensteins Wort durch voreiliges Jauchzen, durch den Uebermuth, die ὕβρις der Griechen, des Schicksals Blitz hervorgelockt. Daß das Schicksal eins ist mit der eigenen Natur des Menschen, daß sich jeder durch seine Thaten sein Loos bereitet, sagen die schönen Verse:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. —
Den Menschen macht sein Wille klein und groß. —
Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. —
Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz
In uns ist sein gebietrischer Vollzieher. —
Das Herz ist Gottes Stimme, Menschenwerk
Ist aller Klugheit künstliche Berechnung.

In jedem Ausgang erscheint ein Gottesurtheil, eine That der ewigen Gerechtigkeit. Wer Blut säet, dem geht Blut auf, und wer des Drachen Zähne säet, der wird nichts Erfreuliches ernten:

Jede Unthat
Trägt ihren eignen Racheengel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Wallenstein sagt von seinem Verhältniß zum Kaiser, daß dieser durch ihn gestraft werde, und daß er selber erwarte, der Rache Stahl sey schon für seine eigene Brust geschliffen, und Buttler ruft ihm nach: „Du hast die alten Fahnen abgeschworen, Unsinniger, und traust dem alten Glück!"

Daß aber nicht alles in der Hand des Menschen steht, daß unsere eigene Kraft eine gottverliehene ist, daß die Verhältnisse uns gegeben sind und nicht von uns geschaffen, sondern nur bearbeitet werden können, daß die einmal in die Außenwelt getretene That eine

Macht ist, die nun für sich selber weiter wirkt, daß wir den Samen in den Schooß der Zeit legen und erwarten müssen, was daraus erwächst, daß die Umstände auf den Menschen bedingenden Einfluß üben und ihm aus dem Werk der eigenen Wahl die furchtbare Nothwendigkeit bereiten — auch diese Betrachtungen treten uns mit schwerem Ernste entgegen, während Thekla es trostreich heiter findet,

Daß über uns in unermeßnen Höhen
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon geflochten ward.

Wie aus dem Charakter des Menschen seine einzelnen Thaten folgen, spricht Wallenstein wiederum selbstbewußt aus:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres leicht bewegte Wellen,
Die innre Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Kurz vorher hat er geäußert:

Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Ich erinnere zur Ergänzung an Posa's Monolog, als er zum König beschieden wird:

Was ist
Der Zufall anders als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorsehung, zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten.

Wenn Hoffmeister einmal behauptet, das Schicksal sey im Wallenstein zu einer eigenen abstrakten Figur geworden, welche hinter der Scene ihr Wesen treibe und im Verborgenen die Handlung bestimme, und dann bald nachher wieder davon redet, daß doch die Menschen, die Umstände alles in unserem Drama thun, und uns der Dichter vergeblich zu überreden suche, daß noch die Hand des geheimnißvollen Schicksals geschäftig sey, so widerspricht sich dieß selbst und beweist nur die Einsichtslosigkeit des Kritikers, den schon das Sprichwort: der Mensch denkt, aber Gott lenkt, hätte aufmerksam darauf machen können, wie in dem Getriebe der Welt ein göttlicher Zweck sich realisirt, wie die Vorsehung die Menschen nicht als Marionetten an Drähten von oben und außen bewegt, sondern durch das freie Spiel unserer Kräfte, indem das Verkehrte und Schlechte sich gegenseitig kreuzt und aufhebt, der Sieg des Rechten und Guten vollzogen wird. Daß nicht die kleinlichen Interessen und Plane der Menschen, sondern ein göttlicher Wille die Geschichte macht, dieß ist die Wahrheit der Schicksalsidee, und daß dieselbe der Handlung, den Charakteren, den Verhältnissen immanent ist, darin erweist sich Schillers dichterische Größe im Wallenstein, das erhebt diesen über die Braut von Messina.

Unsere Tragödie selbst aber ist auf die reinste und tiefste Schicksalsansicht gebaut. Nach ihr erliegt nicht bloß die selbstsüchtig sich überhebende Größe, der Egoismus, der alles allein seyn und haben will, zur Strafe der Schuld dem Verhängniß, sondern auch derjenige geht unter, welcher ein besonderes Recht im Conflikt mit andern Rechten ausschließlich vertritt, wie Antigone mit dem Gesetz der Familienpietät, Kreon mit dem des Staates in schroffer Rücksichtslosigkeit gegen das andere steht und fällt, und auch das Edelste und Schönste zerstört den Geist und seine Harmonie, wenn es mit einseitig leidenschaftlicher Gewalt das Gemüth ergreift und das Auge der Seele für die andern Lebensmächte verblendet. Der Gegensatz des Idealismus und des Realismus wird in Goethe's Tasso in der Art durchgeführt, daß auf jenem der Hauptnachdruck liegt und der Dichter im Reich seiner Träume mit den Wonnen und Qualen des Phantasielebens und in seinem Scheitern an der Wirklichkeit geschildert wird; Schillers Wallenstein ist die Tragödie des Realismus, der sich zur höchsten Höhe erhebt und das Recht des Genius verkündet, aber den Bund mit dem Idealismus bricht, selbstsüchtig und eigenmächtig auch schlechte Mittel nicht scheut und so das Todesloos sich bereitet.

Der Welt der planeschmiedenden, überall ihre eigenen Zwecke verfolgenden Realisten steht das Gebiet des in sich beseligten Herzens, steht die Hingabe der Liebe nur um der Liebe willen, steht die Reinheit des Idealismus nothwendig gegenüber, und wer darum Max und Thekla nur als eine Episode ansieht, der hat die Größe der Composition noch nicht erfaßt. Allerdings leben Max und Thekla in ihrer eigenen Sphäre, sie stehen und weben als Idealisten mehr in der Innen- als in der Außenwelt, und während die leztere ihren Gang geht, verlieren sie den Boden unter den Füßen und bleibt ihnen nichts übrig, als sich selbst der Reinheit ihres Lebens und Liebens zum Opfer zu bringen und im Tode die Idee zu verherrlichen, als deren Vertreter sie von Anfang an die Wirklichkeit, die Lage der Dinge zu wenig beachtet und nicht in derselben feste Wurzeln zu schlagen vermocht. Das ganze volle Menschenthum in wechselseitiger Ergänzung war Schillers Ziel im Freundschaftsbund mit Goethe: es ist die Idee unseres Werkes, die sich tragisch offenbart, indem Wallenstein und Max nicht einander fest zu halten und einer des andern Gabe sich anzueignen verstehen. Seinen Herzensantheil an Max hat Schiller selbst bekannt, und wir haben im Wallenstein ein Bild Goethe's erblickt. Wie Shakespeare den

Grundgedanken seines Dramas stets zur Schicksalsmacht aller Charaktere heraus bildet, und ihn in dem Verfolg und der Verflechtung mehrerer Geschichten spiegelt — ich erinnere an die Häuser Lear und Glester, an die verschiedenen Begebenheiten im Kaufmann von Venedig, — so hat Schiller nicht eine, sondern die beiden Seiten des handelnden Lebens zur Anschauung gebracht, dem Satze den ergänzenden Gegensatz angefügt und in dem Untergang, den beide Einseitigkeiten durch sich selbst erfahren, die Idee des Ganzen ihren Triumph feiern lassen. Statt so tief zu gehen und das Werk verstehen zu lernen, haben aber die Kritiker seither es lieber gemeistert. Man hat als Episode angesehen, was gerade zur Entfaltung des Grundgedankens nothwendig ist, man hat diese sogenannte Episode hinauswerfen wollen, damit das Stück nach Pulver rieche, ohne zu beachten, wie unverantwortlich man die Intention Schillers verkannte, die er doch selber in einem Brief an Goethe ausgesprochen: „Die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß sich die Liebe nicht sowohl durch Handlung als durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges, planvolles Streben nach einem Zwecke ist, entgegensetzt und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollendet.“

Wallenstein ist ein großer Charakter, der selbstständig aus seiner Zeit heraustritt, um nach eigenem Ermessen die Dinge zu lenken; er macht den Zuständen und Gewohnheiten, dem ewig Gestrigen gegenüber das Recht des Genius geltend, der als eine originale Persönlichkeit Neues in der Geschichte zu Tage fördert. Wer aber das Orakel in seinem Innern, das lebendige, nicht moderige Papiere, alte Ordnungen fragen will, der muß wahrhaft seyn und muß einer höhern Idee folgen, die er in's Daseyn einführt. Aber Wallenstein sucht im Wirken für das Ganze zuerst seine eigene Größe und verleugnet die Wahrhaftigkeit, die welterhaltende, die Alle gerettet hätte, wie Max sagt, indem sein treuloses Verfahren dem Buttler, den er dem Kaiser verfeinden will, den Mordstahl in die Hand drückt; er verleugnet das Recht der freien Individualität, des Herzens, indem er die Liebe von Max und Thekla nicht anerkennt, sondern die Neigung der Tochter für den Zweck seines Ehrgeizes verwenden will. Als er zum Verräther wird, um sich zum Friedensfürsten des Reichs zu machen, da sagt sich Max von ihm los, und was er damit verliert, hat der Dichter in der wunderbaren Stelle offenbart, wo er nach dem Jupiter späht, dem Stern, der seinem Leben strahlte, und auf die Bemerkung der Schwester, er werde ihn wiedersehen, antwortet: „Ihn wiedersehen? O niemals wieder! — Er ist der Glückliche, er hat vollendet.“ So wird Max Piccolomini mit dem Stern seines Lebens sinnvoll verwechselt.

Octavio steht im Stück als der realistische Vertreter der alten Ordnungen, der bestehenden Verhältnisse und der Treue für sie dem Wallenstein und seinen Freunden berechtigt gegenüber; aber er verlezt das Recht der Persönlichkeit, der Freundschaft durch die heimlichen Schlangenwege, die er einschlägt, um den Freund, statt ihn warnend zu retten oder offen zu bekämpfen, hinterlistig zu stürzen und auf den Trümmern desselben sein eigenes Fürstenhaus zu erbauen, und er treibt durch seine Schuld den Sohn von sich weg in den Schlachtentod, den einzigen Sohn, ohne den sein Fürstentitel ihm werthlos ist.

Wie in dem Loos der Hauptgestalten, so waltet auch in dem der Nebenrollen dieselbe Grundidee des Stücks als Schicksalsmacht, und indem es zu einem Bilde des ganzen Lebens wird, hat Goethe ein Recht zu sagen: „Schillers Wallenstein ist so groß, daß kein zweites Aehnliches existirt.“ Wir haben in dem Helden eine Weissagung für den damals kühn aufsteigenden Stern Napoleons, und der Dichter deutet ausdrücklich auf den Kampf seiner Zeit hin, worin um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen; er will eine ideale Darstellung desselben geben, und schließt seinen Prolog mit den bedeutsamen Worten: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“ Dann entfaltet sich das Gedicht in einem Vorspiel und in zehn Acten, die sich in zwei Stücke äußerlich theilen, innerlich aber in ununterbrochenem Zusammenhang stehen. Das historische Schauspiel bedarf der epischen Breite; auch Shakespeare gibt seinem Richard III. die Exposition in der ausführlichen Schilderung des Kampfs der rothen und weißen Rose, und zeichnet uns seinen Liebling Heinrich V. in drei Dramen. Aber Shakespeare würde das Heer fortwährend haben mitspielen lassen, während Schiller das Lager Wallensteins voranstellt und zur Basis macht, auf der seine Helden dann in der höhern Sphäre sich entfalten. Man hat kein Recht, dieß zu tadeln Angesichts der ganz tadellosen Durchführung seiner Weise in „Wallensteins Lager,“ vielleicht dem concret Lebendigsten, was Schiller geschrieben hat. Indem er nur für die Einbildungskraft arbeitet und nichts anders als darstellen will um der Sache willen, blickt doch seine eigene tiefe, große Lebensansicht mit hervor. Es ist das Lager Wallensteins im dreißigjährigen Krieg, aber es gibt zugleich ein Gemälde des Kriegs mit seinen Licht- und Schattenseiten; die Soldaten singen das Reiterlied und in ihm zugleich das Freiheitslied des muthigen Geistes, der die Angst des Irdischen von sich wirft und das Leben einsezt, um es zu gewinnen. Es gibt in den Soldaten den Wiederschein der Führer und ihrer Tendenzen und spiegelt im Wachtmeister den Feldherrn selbst, in den Jägern und dem Trompeter die jenem ergebenen glücksjägerischen Generale, die dem Kaiser treu anhängenden in den Tiefenbachern, und im ersten Kürassier Max Piccolominis Seelenadel

und Idealismus. Er zieht auch den Lehr- und Nährstand mit herein und zeigt in all diesen Elementen den Einen Geist, der sie zusammenführt, beherrscht und gewaltig wie Windesweben auch den untersten Reiter mitreißt. Man glaubte hier vielfach die Hand Goethe's zu erkennen, derselbe erklärte aber, sein Antheil beschränke sich auf zwei Verse, die er hineingeschrieben, um den betrügerischen Gewinnst des Bauern zu motiviren:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Langsam entwickelt sich in ruhig breitem Strom die Exposition der Tragödie, während Wallenstein selbst noch zaudert und schwankt; sobald er sich entschieden hat, geht alles mit dem Sturmschritt der Entscheidung nach dem Ziele voran, und nur der milde Sinn des alten Gordon ladet uns wie ein Chor der antiken Tragödie zu nachsinnender Betrachtung ein. Den Wendepunkt bilden Wallensteins Worte:

Es ist entschieden, nun ist's gut, und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen,
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell;
Nacht muß es seyn, wo Friedlands Sterne strahlen.
Mit zögerndem Entschluß, mit wankendem Gemüth
Zog ich das Schwert, ich that's mit Widerstreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben.
Nothwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
Jezt ficht' ich für mein Haupt und für mein Leben!

Ich schweige von der Macht, der edlen Bildlichkeit und dem volksthümlichen Hauch der Sprache, ich schweige von dem Reichthum wohlerwogener Gedanken und hochpoetischer Situationen, denn dieß gibt sich jedem von selber kund; es galt mir, die Idee der Tragödie und die durch sie vermittelte Einheit aller Fülle des Mannigfaltigen aufgefunden zu haben und sicher zu stellen, damit endlich die Literaturgeschichte diesem herrlichen Meisterwerke Schillers zur Ehre des deutschen Geistes gerecht werde.

Moritz Carriere.

Der Provisor.

Aus dem schwäbischen Volksleben.

II.

Es war ein schöner Sonntagnachmittag des folgenden Sommers. Der Fuchsbauer war über Feld gegangen, eben so die Dienstboten; die Bäuerin machte ein Mittagsschläfchen über dem Predigtbuch. Auch im Nebenhause war's still und menschenleer. So behagte es Johannes, der auf der Bank unter den Kirschbäumen saß und einförmig seine Tabakswolken in die blaue, blüthenduftende Luft trieb.

Er dachte nicht mehr an Rosine, überhaupt an gar nichts; er hatte nur die dumpfe Empfindung allgemeiner Verdrießlichkeit, das Gegentheil jenes süßen far niente des Lazzarone. Endlich näherte sich jemand dem Hofe; es war der Provisor, der vom Nachmittagsgottesdienste aus dem Dorfe zurückkehrte und dem Garten zuging, wie es schien, in der Absicht, sich auf die Bank zu setzen, denn er trug ein Buch in der Hand. Als er Johannes erblickte, stutzte er und wollte sich schweigend wieder entfernen; aber dieser hatte ihn wahrgenommen und redete ihn mit einer sich selbst widersprechenden, streitsüchtigen Laune an. „Nur hieher, Provisor, es ist Platz genug da; du wirst dich noch nicht zu gut dünken, neben unser einem zu sitzen?" Gottfried wandte sich um und setzte sich nieder, sein Buch aufschlagend. Johannes rauchte eifrig fort, Gottfried schien aufmerksam zu lesen, und doch schmeckte der eine so wenig mehr von seinem ächten Portorico als der andere von Wallensteins Monologen vernahm. Sie fühlten nur die gegenseitige Nähe, und unwillkürlich hielt jeder den Arm an sich, um nicht von ungefähr den des andern zu berühren.

Je länger, desto unleidlicher wurde jedem dieses peinliche Zusammenseyn. Johannes prikelte es in den Adern wie zuckende Nadeln. Endlich hörte er Geräusch und Stimmen in der Nähe; froh, einen Vorwand zu haben, sprang er auf und trat nach der Seite zu, woher sie kamen. Auch der Provisor schaute sich um; kaum erkannte er noch aus früher Erinnerung die Ankommenden: es waren die fernen Verwandten, bei denen die Fuchsbäuerin im vorigen Jahr auf der Kirchweih gewesen war. Sie hatten den Sonntag benutzt, um ihrem Versprechen gemäß auch den Fuchshof einmal zu besuchen.

Johannes durchzuckte es wie ein Blitzstrahl; Bitterkeit und Liebe, Hoffnung und Trotz regten sich in ihm zu gleicher Zeit; er wußte nicht, wie er die Besuchenden empfangen, wie er überhaupt diesen Besuch ansehen sollte, und ziemlich verwirrt begrüßte er die Eintretenden. — Gottfried hätte sich gerne entfernt, denn alle dergleichen Gesellschaft war ihm lästig; aber schon hatte man ihn gesehen. Die alte Base, augenblicklich den Provisor in ihm vermuthend, von dem seine Mutter so viel erzählt, kam auf ihn zu und redete ihn mit einem Schwall von höflichen Begrüßungen an. Rosine heftete das helle Auge mit achtungsvollster Neugier auf ihn. Er konnte sich nicht entziehen, er mußte die Gäste in's Haus hinauf begleiten. Johannes folgte; niemand sah sich nach ihm um.

Geräuschvoll wurden die Gäste von der Fuchsbäuerin empfangen. Verwandtenbesuche sind unter Bauern selten; jedes hat zu viel auf dem eigenen Gut und Haus zu thun, um viel nach andern zu schauen. Um so mehr wollte die Fuchsbäuerin jetzt sich „sehen lassen." Es wurde Most aus dem Keller geholt, trefflicher Trank von lauter Aepfeln; die Fremden konnten einen solchen kaum zu Hause haben. Dann wurde, alles Sträubens ungeachtet, sogar Kaffee gemacht; man mußte sehen, daß man auf dem Fuchshof stattlich eingerichtet war und nicht erst zum Krämer zu schicken brauchte, wenn man sich einen guten Tag machen wollte.

Während dessen aber lag's an den Söhnen, die Gäste zu unterhalten. Johannes, der endlich einige Fassung erzwang, wechselte mit Rosine ein paar Worte. Sie antwortete in gleichgültigem Ton, ohne Kälte, ohne Befangenheit; sie schien das Vorgefallene als etwas Unwichtiges ganz vergessen zu haben. Ohne irgend einen Ausdruck ruhte das glänzende blaue Auge auf ihm, das ihm einst solche Flammen im Herzen entzündet hatte; ruhig wandte es sich dann ab, um mit einer Aufmerksamkeit, wie sie Johannes nie darin gesehen hatte, sich auf den Provisor zu heften. Dieser war in's Gespräch gezogen worden; Rosine las die Worte von seinen Lippen; endlich fielen ihre Blicke auf das Clavier, ein schönes Instrument, von Gottfrieds Provisorsgehalt angeschafft, da sein früheres zum Gebrauch eines andern Incipienten längst weggeschafft worden war. Sie bat den Provisor, etwas hören zu lassen; er weigerte sich, nicht aus Ziererei, sondern weil's ihm widerstrebte, die Musik, die seine liebste Beschäftigung war, und vollends das ihm so theure Instrument der müssigen Neugierde unwissender Zuhörer

preiszugeben. Aber das Mädchen wiederholte ihre Bitte, und dieß in so bescheidener, höflicher Weise, daß Gottfried unfreundlicheren Gemüths hätte seyn müssen, als er in der That war, wenn er noch widerstrebt hätte. Er willfahrte demnach, öffnete das Clavier und spielte Webers letzten Gedanken.

Landleute, besonders Mädchen, lieben in der Musik wehmüthige Weisen; die meisten Volkslieder haben dergleichen; sie regen das Gemüth mehr an als solche von munterem Charakter. — Nun hatte Rosine vollends für nichts anderes mehr Sinn; mit einer Andacht, die eine ihr sonst fremde Weichheit über alle Züge ihres schönen Gesichts verbreitete, hing ihr Auge unverwandt am Spielenden. Eine Zeitlang stand Johannes daneben; endlich ward's ihm zu viel, er verließ die Stube, schlug die Thüre hinter sich zu und eilte hinab auf die Wiese. Sein Herz war voll einer Flamme, die er wieder eingesogen aus Rosinens Augen; aber dießmal war es eine Flamme verzehrenden Hasses. Er liebte Rosine nicht mehr; jedes Gefühl für sie war erloschen in seinem Herzen, und so war es nicht Eifersucht im gewöhnlichen Sinn, was er gegen den Bruder empfand. Es war eine Regung der Feindschaft gegen alle Welt, des Ueberdrusses an allen Dingen, die in diesem Gefühl gegen seinen Bruder sich jezt concentrirte, ein wildes Verlangen, die Glut zu kühlen, die ihn verzehrte, mochte daraus entstehen was da wollte.

Er trat aus dem Hause; der Himmel hatte sich mit Wolken überzogen, ein Gewitter war heraufgekommen, von der Gesellschaft im Hause nicht einmal beachtet. Johannes that's wohl, in diese schwarzen Wolken zu blicken. Schon sah er's in der Ferne zuckend leuchten und rasch kam jezt das Gewitter näher; ein paar schwere Tropfen fielen auf seine Stirn; nur im Hause schien man noch nichts zu ahnen, immer noch vernahm er die verhaßten Töne des Claviers. Da rollte ein mächtiger Donner hin und grell flammte ein neuer Bliz am ganzen umnachteten Horizont auf. Johannes blieb stehen. Wenn dieser Bliz in's Haus schlüge und die ganze Gesellschaft verzehrte, so wie sie jezt war — ihn selbst hinterdrein mit! — das war die Vorstellung, an der er dämonisch sich ergözte.

Da hörte er neben sich beten. Es waren die Worte des Vaterunser, die eine sanfte Stimme vernehmlich aussprach. Er fuhr zusammen, als ob ihn etwas Feindliches berührt hätte; er konnte nicht beten hören, jezt in diesem Augenblick. Hastig kehrte er sich ab und machte ein paar Schritte, um sich zu entfernen; da hörte ihn Kathrine, denn sie war's, die nach frommer Sitte während des Gewitters betete; sie sah sich um und bot ihm guten Abend. Johannes antwortete nicht, er hätte nicht einen Laut über die Lippen bringen können; stumm ging er feldeinwärts, Kathrine blickte ihm verwundert nach. „Johannes, was thust du? In solchem Wetter geht kein Christenmensch von Haus weg!“ rief sie ihm zu. — „Was gehe ich dich an? Bete für dich!“ fuhr Johannes das Mädchen an. Sie antwortete nicht, blieb aber an seiner Seite, obwohl der Regen heftig niederfiel. Da trieb's ihn aufzublicken und ihr in's Gesicht zu schauen; er that's nicht gerne, aber er konnte nicht anders. Kathrine hatte Thränen im Auge — um ihn, oder über ihn? das wußte er nicht; aber die Thränen fielen auf sein glühendes Herz wie ein kühlender Thau.

„Kathrine,“ sagte er nach einer Pause, „nimm mir nichts übel; ich weiß heut' nicht was ich sage und thue, ich bin nicht wie ein anderer Mensch!“ — Und doch war's schon viel, daß er nur so ziemlich wie ein Mensch wieder redete. Kathrine mochte etwas davon ahnen. „Komm mit mir herauf in's Haus,“ sprach sie; „da kommt schon ein neuer Donner; komm mit, ich fürcht' mich, wenn ich ganz allein seyn soll!“

Sie hatte es richtig angegriffen; ihr zu gefallen mußte Johannes wohl umkehren, wenn er um seiner selbst willen zu trotzig dazu gewesen wäre. Er folgte ihr willig, und jezt erst des Regens achtend und den Kopf in die Schürze wickelnd, eilte sie auf's Haus zu.

Sie hatten's erreicht und standen jezt in der Stube; draußen schüttete der Regen, die Bäume troffen, je und je zuckte ein heller Bliz durch das Dunkel und der Donner übertönte das Geräusch des Regens; es war, als ob „Grund und Boden gehen wollten,“ wie man sagt, und unwillkürlich kam in Johannes ein Gefühl des Behagens auf, daß er im Trockenen war. Er sah sich in der Stube um, er war lange nicht hier gewesen; er wußte nicht, wie es ihm heute so wohnlich und nett hier vorkam. Es war freilich kein Clavier da, nichts als Tisch und Bank sammt dem blau angestrichenen Kasten in der Ecke und des Aehnis altem, lederbeschlagenem Lehnstuhl, den Kathrine jezt für ihn herbeirückte. Aber alles war so sauber, so hell, und die Nelken auf dem Fensterbrette blickten so freundlich in die Stube herein; man fühlte, daß ein paar junge, thätige Hände hier schalteten; seine Mutter drüben war so alt und verdrießlich.

Diese Betrachtungen waren Johannes durch den Kopf gegangen, während er schweigend den gebotenen Lehnstuhl annahm und bald in die Gewitterschauer hinaus, bald in der Stube umher schaute. Endlich erinnerte er sich doch Kathrinens; da stand sie mit furchtsamem Blicke, blaß und merklich zitternd; sie fürchtete sich im Gewitter, wie sie überhaupt etwas schreckhaften, furchtsamen Wesens war.

„Fürcht'st dich, Narr?“ sagte Johannes, indem, zum erstenmal nach langer Zeit, sein Mund zu einem flüchtigen Lachen sich verzog. Eben fiel ein Schlag, der das Haus erzittern machte; Johannes sah das Mädchen zusammenschrecken; er schlang den Arm um sie und zog sie an seine Seite. „Fürcht' dich nicht,“ sagte er ernsthaft, „rück' an mich her, wenn dir bange ist!“

Kathrine antwortete nicht, aber sie schmiegte sich wirklich an ihn an. Es ward ihm wohl dabei, nicht zwar, als ob seine Empfindung irgend mit jenem Feuer verwandt gewesen wäre, das sein ganzes Wesen verwandelte, als er Rosine zum erstenmal sah; nein, es war ein ruhiges, tief inniges Gefühl. Und diese Stimmung führte ihn zurück in seine lang vergessenen Kinderjahre. „Kathrine," sagte er plötzlich, „weißt noch, wie wir mit einander in die Schule zum Dorf hinab gingen? Ich war bei den Großen, als du zu den Kleinen kamst; das dauerte noch ein paar Jahre bis zu meiner Einsegnung. Ich weiß nicht, wie ich jetzt grad' drauf komme — man ist doch glücklich, so lang man ein Kind ist! Weißt du noch, wie mich der alte Schulmeister alle Montag eine Stunde über die Zeit dabehielt, weil ich meine Sprüche nicht konnte? Da bliebst du wahrhaftig während dessen vor der Thüre sitzen, du wolltest nicht ohne mich nach Haus gehen."

Kathrine antwortete nicht, aber Johannes hörte ihren Athem schneller gehen und fühlte ihre Hand zittern. Er wandte sich auf die Seite, um ihr in's Gesicht zu schauen, das sie verbergen wollte — sie weinte. Heftig rannen ihre Thränen, und jetzt hielt sie die Hände vor's Gesicht und schluchzte. „Kathrine, was hast du?" rief er bestürzt und erstaunt; sie antwortete nicht, aber sie schluchzte immer stärker, es war, als ob ein Schmerz, den sie lange gewaltsam im Herzen verborgen, endlich sich losgerissen hätte und sich nicht wieder bewältigen ließe. Es war sonst nicht ihre Art, so heftig zu thun.

Da tagte es allmählig in Johannes Herzen. Kathrine war für ihn bestimmt gewesen; daran, was auch sie leiden mochte, als ihn die Liebe zu einer andern fast von Sinnen brachte, hatte er nie auch nur einen Augenblick gedacht. Sie machte sich so wenig bemerklich, daß es kein Wunder war, wenn man sie vergaß. Wenn sie um ihn litt, was er um Rosinen! Jetzt erst erwachte in ihm ein herzliches, inniges Mitgefühl; er hatte sich so lange nicht mehr um andere bekümmert, nun vergaß er seinen eigenen Groll über dem Schmerz des Mädchens. Ihre Thränen brannten ihn in der Seele, und doch thaten sie ihm wieder so wohl. Er blickte sie unverwandt an, halb bekümmert, halb freudig bewegt, er wußte nicht wodurch. Je länger er sie aber anschaute, um so wärmer ward's ihm um's Herz. Wie hatte er doch so lange blind seyn können und nicht gesehen, wie hübsch Kathrine war! War es möglich, daß er Rosinens stolzes Gesicht lieber gesehen, als diesen freundlichen Mund, diese treuen Augen? „Kathrine," sagte er endlich, und er fand sonst keine Worte, „ich bin ein Narr gewesen, däucht mich, aber 's ist noch nicht zu spät, daß ich die Augen öffne. Wir könnten fröhlich mit einander seyn, wie wir's einst als Kinder waren!"

Und Kathrine? Sie schluchzte noch fort, aber dazwischen lächelte sie und blickte Johannes an und aus den braunen, treuen Augen strömte ihm eine Liebe entgegen, die ihn erwärmte bis in's innerste Herz. So konnte Rosine mit ihren glänzenden Augensternen nicht blicken! Es war ihm jetzt eben, als wäre Kathrine schon seit Jahren sein eigen und Niemand auf Erden stände seinem Herzen näher als sie. Wo aber die ächte Liebe ihren warmen Strahl in's Herz wirft, da schmilzt aller Haß hin, wie der Schnee im April. Es war Johannes so frei und leicht um's Herz, daß er selbst nicht wußte wie ihm ward, und das kam daher, daß er an den Bruder dachte und keinen Groll dabei fühlte. Was Rosine betraf, so fiel sie ihm gar nicht ein, ihr Bild war in ihm wie weggewischt.

Darüber hatte das Gewitter sich verzogen, die Sonne blickte im Untergehen eben noch einmal lächelnd in die Stube und machte Kathrinens Nelken in ihren Regentropfen tausendfach funkeln und vom Dorfe herüber hörte man das Abendläuten. Wie sonntäglich war's jetzt den beiden zu Muthe! so heiter und doch so still andächtig! Da saßen sie und schauten sich an, Hand in Hand, und die Zeit ward ihnen so kurz, obgleich sie fast nichts sprachen.

Endlich ward's laut im Hause unten; es war Kathrinens Vater, der zurück kam. Johannes stand auf und drückte Kathrine noch einmal die Hand, dann ging er hinab und am Bauern vorüber aus dem Haus; er mochte in diesem Augenblick mit niemand sprechen.

Im Elternhause war's stille geworden; die Gäste hatten sich entfernt, die Bäuerin war in der Küche mit dem Abendkochen beschäftigt, Gottfried stand allein in der dämmernden Stube und schaute dem Abendroth zu, das nach beendigtem Gewitter so schön am blauen Horizont verglomm. Welch ein Reiz lag doch in dieser Fernsicht! wie mächtig zog's ihn hinüber über diese Berge, oder hinab in diese Thäler, oder hinaus in jene waldigen Fernen — wohin es immer war, nur fort in die Weite! — Er fühlte nach dem heutigen Besuche das Elend seiner Lage lebhafter, als je; hatte er nicht wie ein seltener Wundervogel, wie eine Familienrarität sich anstaunen und bewundern lassen müssen? Eben in dieser Auszeichnung lag so bittere Demüthigung; war er an fremdem Orte, in selbstständiger Stellung, fiel's gewiß niemand ein ihn zu bewundern, aber man mußte ihm mit Achtung begegnen.

Da vernahm er Johannes wohlbekannten Tritt; ein bitteres Gefühl stieg in seinem Herzen auf; er wandte sich vom Fenster nicht ab. Johannes trat in die Stube, schritt auf die Bank zu und setzte sich nieder, ohne zu grüßen. Nun, das hatte der Provisor nicht anders erwartet; auch er blieb stumm. Da redete Johannes ihn an. „Gottfried," sagte er, „wenn dir's noch ist, wie immer, wenn du in die Fremde begehrst, soll dich der Vater ziehen lassen; ich für mein Theil will's nicht hindern."

„Gottfried!" Wie lange hatte Johannes den Namen nicht über den Mund gebracht! „Provisor" pflegte er spöttisch zu sagen, oder „der Kleine." Und der Inhalt seiner Worte! Gottfried drehte sich rasch vom Fenster ab und blickte dem Bruder in's Gesicht; er konnte nur Spott vermuthen. — Der junge Mann aber war fern von Spott, das sah Gottfried sogleich seiner Miene an, obwohl er etwas anderes darin fand, das er nicht zu erklären wußte. „Ist das dein Ernst, Bruder?" fragte er erregt; wäre er nicht davon überzeugt gewesen, so hätte er sicherlich eine solche Frage nicht über sich gebracht. — „Mein wahrer Ernst!" erwiederte Johannes; „warum soll man sich plagen, wenn man's nach Wunsch und Willen vergnügt haben könnte? — Ich meine überhaupt, Gottfried — es ist bei uns nicht alles so gewesen, wie es hätte seyn sollen!"

Glücklich und ausgesöhnt mit der Welt, wie Johannes diesen Abend sich fühlte, konnte er nichts Feindliches mehr im Herzen behalten; es drängte ihn, gut zu seyn mit jedermann, der in seine Nähe kam; er unterdrückte selbst das Geständniß nicht, daß er sich gegen den Bruder verfehlt habe. Schwerer ward dem Provisor die gleiche Erklärung; er hatte nichts dawider, mit dem Bruder sich auszusöhnen, aber zu einem Geständniß des Unrechts herunter zu steigen, das war einem Provisor doch zu viel zugemuthet. Er zauderte ein paar Augenblicke verlegen, was er antworten sollte; in Johannes Gesicht stieg hohe Röthe auf, sein Stolz regte sich, und ein erkältendes Gefühl drohte alle versöhnliche Stimmung zu ersticken. Gottfried sah die Veränderung in seinen Mienen; sein Gewissen schlug ihn, was er jezt versäumte, konnten Jahre nicht mehr einbringen. „Johannes!" rief er aus und bot dem Bruder die Hand, „du hast Recht! ich bin stolz gewesen wie ein Provisor!"

Johannes blickte ihm einen Moment in's Auge; dann verschwand die unheimliche Spannung in seinem Gesicht, er schlug kräftig in die dargebotene Hand ein und lachte laut auf; aber es war nicht ein höhnendes, schneidendes Lachen, wie sonst, sondern ein so heller, gutmüthig freudiger Ton, erregt durch das in Gottfrieds Munde so seltsam klingende Geständniß, daß Gottfried unwillkürlich einstimmen mußte, so wenig er sonst seine Würde so weit zu vergessen geneigt war.

Er hatte neben Johannes Platz genommen; da saßen denn die Brüder, und lachten, schauten sich in's Gesicht, und lachten wieder, denn dem Johannes, dessen verlorene frohe Laune an diesem Abend verjüngt wieder erstanden war, kam es über alle Maßen spaßig vor, daß er Hand in Hand mit dem Provisor sitze; und dieses sein Lachen war so herzlich, so unwiderstehlich, daß Gottfried immer auf's Neue davon hingerissen wurde. In dieser Heiterkeit fiel, schmolz und schwand die Rinde, womit vieljährige Feindschaft die Herzen umgeben hatte. Sie waren Brüder, das fühlten sie; sie blieben noch Brüder, obschon der eine Hofbauer, der andere aber Provisor war, und dieses Gefühl hatte in seiner Neuheit doch so etwas Behagliches, innerlich Befriedigendes. Da fiel dem Johannes etwas ein, was neue Lachlust in seinen Augen aufblitzen ließ. „Gottfried," sagte er, „wie ist's? darf man nicht gratuliren? Die Rosine würd' einen Schulmeister nicht abweisen, schätz' ich, und stolz genug wär' sie für jeden."

Gottfrieds Miene verzog sich, als hätte er Essig gekostet, so daß Johannes Heiterkeit auf's neue gereizt ward. — „Das fehlte mir noch!" brach Gottfried in possierlichem Ernste aus; „wenn's ein Bauernmädchen seyn müßte, so wenigstens noch Kathrine. Die will nicht mehr seyn, als sie ist, und was sie nicht versteht, da bleibt sie davon." Da leuchtete Johannes Auge hell auf; er schaute den Bruder mit wärmerer Herzlichkeit an, als selbst zuvor, und seine Stimme klang unsicher, als er antwortete: „Du kommst zu spät, Bruder: Kathrine ist mein! Ich hab' endlich auch die Augen aufgethan wie andere Leute." — Die Rede hatte ein Spaß seyn sollen, aber derselbe gelang nicht recht; Johannes war ganz ernsthaft geworden, und doch sah er so seelenfroh aus, als nur je an diesem Abend.

Jezt endlich begriff ihn der Provisor. Das war es also gewesen, was diese überraschende Versöhnung so unversehens herbeigeführt hatte! Recht herzlich wünschte er dem Bruder Glück, und dieser dankte ihm mit eben so aufrichtigen Worten. Der Vorzug aber, den Gottfried so ahnungslos Kathrinen zugestanden, hatte in Johannes die erwachte brüderliche Zuneigung völlig und unerschütterlich befestigt.

Ueber dem kam der Bauer zurück. „Sage noch nichts davon!" äußerte Johannes; Gottfried nickte zustimmend. Sie wechselten kein weiteres Wort mehr an diesem Abend, weil sie sich zu verrathen fürchteten; aber Johannes war so lustig und launig und Gottfried so wenig stolz und empfindlich, daß eine heitere Stimmung sämmtliche Tischgenossen überkam.

Der Fuchsbauer rauchte zum erstenmal wieder nach langer Zeit seine Sonntagabendpfeife mit recht inniger Behaglichkeit, und als er, später als sonst, vergnügt zu Bett ging, schalt er über die Buben, die einem das Leben sauer machten, da man's so ganz anders haben könnte. — Am andern Tag, da sie den Klee zu mähen gingen — der Knecht war zurückgeblieben, um den Wagen zuzurüsten, — brachte Johannes sein Wort bei dem Vater an. Er that demselben kund, er wolle heirathen, und zwar Kathrinen, aber dann dürfe der Provisor nicht im Hause bleiben; er wolle im Frieden hausen. Der Fuchsbauer mußte Athem schöpfen, so hoch war er überrascht, aber mehr freudig als unmuthig. Dem Johannes war also doch endlich der Verstand gekommen; er wollte heirathen, und zwar Kathrinen! Das

konnte den Bauern über Schlimmeres trösten, als über die Trennung von dem Provisor.

Zwar wollte er seinen lange behaupteten Willen auch jezt nicht ohne weiteres aufgeben. Er suchte Johannes von der aufgestellten Bedingung seiner Heirath abzubringen; da aber dieser unerschütterlich blieb, war er am Ende froh, nur noch einlenken zu können, und vor Tagesschluß erhielt Gottfried seine Einwilligung zur ersehnten Entfernung. Nur die Bäuerin war noch zu gewinnen, und einen schweren Kampf stritten in ihr mütterliche Liebe mit weiblicher Herrschsucht. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, die lange behauptete Herrschaft des Hauses einer fremden Söhnerin zu übergeben; nur die bescheidene, geduldige Kathrine konnte in ihre Launen sich fügen, das fühlte sie. Seufzend gab sie denn endlich den Sohn gegen die Schwiegertochter auf, und Gottfrieds frohe Blicke söhnten sie fast wieder mit dem Stand der Dinge aus.

Die förmliche Werbung um Kathrine erfolgte von Seiten des Fuchsbauers am folgenden Sonntag mit aller nöthigen Umständlichkeit; schon im Laufe der Woche hatte dagegen Gottfried seine Meldung an's Consistorium eingegeben. Wenige Tage vor der Hochzeit seines Bruders erhielt er das Rescript, das ihn nach einem ansehnlichen, in der Nähe einer Stadt gelegenen Dorfe mit mehreren, sämmtlich jugendlichen Lehrern berief. Die Hochzeit ward so zugleich sein Abschiedsfest, und alle Gäste von ferne und nahe priesen dabei seine Leutseligkeit und Zuthulichkeit, wovon man früher bei ihm so wenig bemerkt hatte.

In den nächsten Tagen reiste er ab. Seine Briefe, deren Ankunft immer ein Ereigniß war, sprachen seine völlige Zufriedenheit mit seiner neuen Lage aus. Seiner Heimkehr in den Ferien freute sich die ganze Familie aufrichtig. Besonders sein Vater, dem sein früheres in sich versunkenes Wesen so wenig zugesagt hatte, fand viel Behagen an seinen Erzählungen von den Bräuchen und Verhältnissen an seinem neuen Wohnort, und wunderte sich überhaupt, ihn so aufgeweckt und umgänglich zu sehen, wie er's nie für möglich gehalten hätte. Die Mutter dagegen hatte alle Ursache mit seinem kräftigen Aussehen zufrieden zu seyn.

Mit der Wahl einer Lebensgefährtin beeilte sich Gottfried nicht sehr; als er aber zum drittenmal die Ferien zu Hause zubrachte, erzählte er mehrmals und in beredter, hochgeschwungener Ausdrucksweise vom Hause eines Collegen in der Stadt, bei dem er öfters einzusprechen pflegte, und von dessen Tochter, deren Verstand und feines Betragen er rühmte. Johannes pflegte dann durch ein muthwilliges Lachen den Provisor aus dem Concept zu bringen, sezte aber gewöhnlich sogleich ernsthaft hinzu, es sey nicht böse gemeint, denn er könne dem Bruder nichts Besseres wünschen, als daß er es so treffe, wie er selbst, der sein Glück beinahe blind und ohne Verdienst und Zuthun gefunden habe.

Louise Pichler.

Hamburger Briefe.

(s. Nr. 4.)

III.

Lebendiges Wasser war für die Alten ein unentbehrliches Lebensbedürfniß. Um sich dasselbe zu verschaffen, und zwar in reichem Maße, scheuten sie keine Kosten, keine noch so großen Mühen. Wir kennen die Wasserleitungen der Römer, die noch heutigen Tags die Zierde mancher von denselben gegründeten Stadt Italiens, Spaniens und anderer Länder sind. Ohne diese Wasserleitungen, was wäre Rom gewesen selbst zur Zeit seines größten Glanzes, seiner weltbeherrschenden Macht? Und was wäre es uns Modernen ohne jene gelbbraunen Bogenreihen, die gleich den Ringen einer Riesenschlange über die Campagna laufen nach den blauen Bergen des alten Sabinerlandes?

Hätten die Römer nur da ihre Burgen, um welche später volkreiche Städte empor wuchsen, anlegen wollen, wo die munter plaudernde Nymphe hell strahlend aus Fels und Buschwerk sprang, dann gäbe es auf den sieben Hügeln an der Tiber keine ewige Stadt. Der Mangel des Wassers hinderte dieses unternehmende, alles in großem Style beginnende Volk nicht an Begründung neuer Sitze. Ihr erster Gedanke war auf Festsetzung gerichtet an Orten, die ihre weiteren Plane fördern halfen. War erst der Besitz des Terrains gesichert, so dachten sie an Herbeischaffung des etwa Fehlenden, und unter diesem stand frisches Quellwasser obenan.

Das Rom der Republik und der Cäsaren ist durch die verheerenden Völkerschwärme, welche zur Zeit der Völkerwanderung über dasselbe wie Heuschrecken über blühende Länderstrecken herfielen, so gründlich zerstört worden, daß nur die übrig gebliebenen ungeheuren Ruinen uns noch von dessen Pracht und Größe erzählen. Ganz allein die kolossalen Wasserleitungen, welche aus den umliegenden Gebirgen dem städtischen Riesenleibe den nöthigen Wasserbedarf zuführten, blieben dem neuen Rom zum Theil erhalten, nicht weil sie jeder vandalischen Zerstörungswuth widerstanden, sondern weil selbst die Barbarei dieser bildungsbedürftigen Völkerstämme den tiefen Sinn so großartiger Schöpfungen bewundernd verstand und anerkannte.

Rom liegt in einer wasserarmen, ungesunden Gegend, und doch gibt es wohl kaum in der ganzen Welt eine zweite Stadt, die so reich mit dem kostbarsten, ewig aus zahllosen künstlichen Brunnen sprudelnden Quellwasser versehen wäre. Und wie sinnig verstanden die alten Römer, deren Enkel darin sich ihren großen Vorfahren nicht unebenbürtig erwiesen, die Brunnen anzulegen! Welch gefällige Gruppe bildet z. B. die berühmte Fontana Trevi, deren erquickende Gewässer die Kraft besitzen sollen, jeden, welcher aus ihnen trinkt, mit magischer Gewalt immer wieder zurückzuziehen in die ewige Stadt, und hätte ihn das Schicksal auch bis an der Welt Ende verschlagen. Aber nicht genug, daß die Römer bis auf die neuere Zeit Sorge trugen für reichlich sprudelnde Quellen auf Plätzen und Straßen, sie wollten neben gutem auch viel Wasser haben. Und so können wir denn mit Staunen ganze Wasserströme, viele Meilen weit aus den Gebirgen hergeleitet, in prächtigen Wasserstürzen sich in die ungeheure Stadt der Kirchen, Paläste und Ruinen ergießen sehen. Der unter dem Namen Acqua Paolina bekannte Wasserzufluß, welcher durch mehrere Bogen auf der Höhe des Janiculus in ein großes, nach unten abfließendes Bassin sich ergießt, ist eine der bewundernswürdigsten, den Dank aller Zeiten immer von neuem wieder in Anspruch nehmenden menschlichen Einrichtungen.

Wir Modernen, die wir zwar den Alten und besonders den Römern vieles entlehnt haben, und darunter manches Nichtlobenswerthe, sind gerade in Bezug auf das Vortreffliche etwas hinter denselben zurückgeblieben. Die Wasserleitungen unserer großen und kleinen Städte waren und sind großentheils noch im Zustande der Kindheit. Man sorgte wohl nothdürftig für Wasser, aber man hütete sich sehr, bedeutendere Summen, die im Verhältniß zu dem Kostenaufwande römischer Wasserbauten wahre Almosen genannt werden müssen, darauf zu verwenden. Ein paar dürftige Holzröhrenleitungen, hin und wieder eine kümmerliche, unscheinbare Pumpe, und wenn es hoch kam, eine unzureichende Speisung weniger größerer Behälter durch Anlegung sehr einfach construirter Druckwerke, wo sich dergleichen mit Leichtigkeit anbringen ließen, war so ziemlich alles, was man in deutschen Städten that, um ihren Bewohnern einiges Wasser zuzuführen. Von reichlichem Zufluß war fast nirgends die Rede, wo die Natur nicht selbst dafür gesorgt hatte. Man behalf sich wie man konnte, man geizte mit Wasser, wie man etwa mit Geld zu geizen ein Recht hat, wo die Zuflüsse dieses glückbringenden, freudeerweckenden Metalls sparsam erfolgen.

Es mag unsern Aerzten und andern Sachverständigen überlassen bleiben, zu entscheiden, ob nicht das Ueberhandnehmen und feste Einnisten mancher Krankheiten, ob nicht gewisse Schwächen der ganzen modernen Gesellschaft in enger Verbindung stehen dürften mit diesem fühlbaren Mangel an zureichendem frischen, gesunden Quell- und Flußwasser. Jedenfalls würde sich der Beweis unschwer führen lassen, daß an Orten, wo gutes Trinkwasser fehlt, wo die Bergquelle nur sparsam um die erfrischungsbedürftigen Glieder plätschert, gewisse Krankheiten oder doch Körpergebrechen regelmäßig wiederzukehren pflegen.

Hamburg ist wie die meisten in niedrigen Flachländern gelegenen Orte arm an trinkbarem Wasser, überhaupt an Quellen. Dieser Mangel gibt Anlaß zu einem Geschäftsbetriebe, den man anderwärts nicht kennt. Schon früh am Morgen werden in den belebten Straßen aller Stadttheile Karren sichtbar, auf denen sich zwei mit Nummern versehene Tonnen befinden. Mit einem Pferde bespannt, fahren sie langsam durch die Straßen. Ihr Kommen verkündigt den Hausbewohnern der Ruf ihrer Führer. Es sind Trinkwasserhändler. — In frühern Jahren mag das Geschäft dieser Leute bei dem großen Bedarf der gewaltigen Stadt ein sehr einträgliches gewesen seyn, jezt ist es etwas in Verfall gekommen, denn sehr viele Haushaltungen bedienen sich sowohl zum Kochen der Speisen als zum Trinken gegenwärtig bloß des Elbwassers.

Es ist bekannt, daß in deutschen Landen die Feuerlöscheinrichtungen Hamburgs stets eines sehr guten Rufs genossen. Die häufig wiederkehrenden Brände mußten den Löschmannschaften größere Uebung in Anwendung der zweckmäßigsten Mittel zur Unterdrückung einer Feuersbrunst verschaffen. Dennoch war es auch dieser Routine nicht möglich, den großen verheerenden Brand vom Jahr 1842 von der Stadt abzuwenden. — Beim Wiederaufbau des eingeäscherten Stadttheils fragte man sich, wie einer Wiederholung so furchtbaren Unglücks vorzubeugen und was wohl die Hauptveranlassung gewesen seyn möge, daß die Flammen eine so ungeheure Uebermacht in jenen Unglückstagen gewinnen konnten. Alle Nachforschungen und Beobachtungen über das Umsichgreifen des Brandes erwiesen, daß selbst bei dem Zusammentreffen so vieler die Flammen anfachenden Umstände deren Verwüstungen doch nicht so grausenerregend gewesen wären, hätte man in den ersten Stunden des Brandes über hinreichende Wassermassen nicht bloß in unmittelbarster Nähe des Flammenherdes, sondern auch in den zunächst bedrohten und gefährdeten Straßen zu verfügen gehabt. Es stellte sich als unumstößliche Gewißheit heraus, daß Wassermangel oder doch das Nichtvorhandenseyn jeder beliebigen Quantität von Wasser die Hauptursache des Weitergreifens der Flammen war. Man mußte deßhalb beim Wiederaufbau der niedergebrannten Stadt darauf denken, diesem fühlbaren und so gefährlichen Uebelstande abzuhelfen. Dieß aber konnte nur durch zweckmäßige Herstellung einer Wasserkunst in größtem Style geschehen, und die nunmehr bereits seit einigen Jahren fertige Stadtwasserkunst leistet denn auch alles, was man billigerweise verlangen kann.

Da ich überzeugt bin, daß in ganz Deutschland keine zweite Stadt existirt, wo man auch nur halb so viel Sorge auf die Speisung mit ausreichendem Wasser verwendet wie in Hamburg, so scheint es mir der Mühe werth, diese mit praktischem Scharfsinn getroffene Einrichtung ihren Grundzügen nach zu schildern und so weit thunlich den Lesern ein faßliches Bild derselben vor Augen zu stellen. *

Boten auch die zahlreichen Fleethe, welche gerade die am schlechtesten gebauten Stadttheile durchschneiden, die bequemste Wasserbenutzung dar, so erwiesen sich diese lebendigen Wasserschläuche doch gerade im Augenblick der Noth völlig ungenügend, indem sie dem Wechsel von Fluth und Ebbe unterworfen sind. Eine fast sieben Stunden andauernde Ebbe konnte da, wo der Abfluß des Wassers ein sehr starker war und den Fleeth bis zum schlammigen Grunde leerte, höchst gefährlich werden, falls in dieser bedenklichen Zeitperiode entweder eine Feuersbrunst entstand, oder eine schon entstandene an Ausbreitung und Macht gewann. Im Mai 1842 hatte großentheils dieser Umstand den Flammen jene Ausbreitung vergönnt, denen keine menschlichen Anstrengungen mehr gewachsen waren. Die Anlegung der neuen Stadtwasserkunst dürfte allen Wahrscheinlichkeitsberechnungen nach eine Wiederkehr so großer Flammenverheerung unmöglich machen.

Oberhalb der Stadt, etwa eine halbe Stunde von derselben entfernt, hat man am flachen Ufer der Süderelbe auf festem Untergrunde einen runden Thurm von riesiger Dimension erbaut, dessen oberster Kranz sich 224 Fuß über den Nullpunkt des Stromes erhebt. Mittelst Dampfkraft wird im Innern dieses Thurmes zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht eine solche Masse Elbwasser bis über 200 Fuß emporgehoben, daß nicht nur die ganze umfangreiche Stadt mit Ausschluß der Vorstädte hinreichend mit Wasser für den täglichen Gebrauch versorgt, sondern daß auch noch ein kolossales Hochreservoir auf dem höchsten Punkte der Wallanlagen, auf dem Stintfange, dadurch gespeist werden kann. Ja so zweckmäßig und so alle möglichen Fälle in den Kreis der Berechnung ziehend ist diese bewunderungswürdige Einrichtung, daß der Wasserbedarf der Stadt, überschritte er auch das größte denkbare Maß, doch jederzeit und unter allen Umständen befriedigt werden, mithin niemals und zwar an keinem Punkte der ganzen Stadt je Wassermangel eintreten

* Die Hauptangaben sind Filsch's „Stadtwasserkunst“ entnommen, einem Buch, das allen Technikern, besonders aber Direktoren von Wasserbauten empfohlen seyn mag.

kann. Der Punkt, wo sich der gewaltige, in bedeutender Ferne sichtbare Wasserthurm erhebt, heißt Rothenburgsort. Man wählte denselben, theils um das zu benutzende Wasser aus dem Elbstrome zu schöpfen, bevor es durch die allerhand unreinen Abflüsse aus dem Häusergewühl der großen Stadt einen Zusatz erhielt, der auf künstlichem Wege wieder hätte entfernt werden müssen, theils um auf dem sehr flachen Terrain die ohnehin hohen Baukosten der anzulegenden Bassins einigermaßen zu verringern.

Es gibt gegenwärtig auf Rothenburgsort drei Ablagerungsbassins, von denen jedes an der Oberfläche 220,000 Quadratfuß mißt und, sind sie bis zum Rande gefüllt, eine Tiefe von zwölf Fuß hat. Sie sind durch einen dreißig Fuß breiten Deich gegen die Einwirkungen des Hochwassers der Elbe geschützt und stehen dergestalt durch einen gemauerten Kanal mit dem Strome in Verbindung, daß sie auch beim niedrigsten Wasserstande bequem von demselben gespeist werden können. Um stets reines Flußwasser in diese Bassins einzulassen, wird der Speisungskanal nur zur Zeit der Ebbe geöffnet, mithin alles Wasser von denselben fern gehalten, welches das Hereinrollen der Fluthwoge aus der Nordsee der Elbe zuführt. Zu bequemerer Benutzung hat man die drei Bassins so eingerichtet, daß sie zwar mit einander in unmittelbarer Verbindung stehen, allein auch beliebig von einander abgeschlossen werden können. Man kann dadurch ein Bassin nach dem andern benutzen, was den Vortheil gewährt, den darin aufgesammelten Wassermassen hinlänglich Zeit zur Ablagerung und Selbstklärung zu gönnen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine achttägige Frist zu diesem Sonderungsprozeß der Sand- und Erdtheile im eingeströmten Elbwasser vollkommen genügt.

Aus diesen Bassins nun wird durch einen zweiten, über dem Speisekanal erbauten Zuleitungskanal das so aufgesammelte Wasser dem Maschinenhause zugeführt. Da dieser Zuleitungskanal aus verschiedenen Abzweigungen besteht, die beliebig geöffnet und geschlossen werden können, so steht es in der Willkür des Platzaufsehers, bald das Wasser des einen, bald das des andern Bassins dem Pumpbrunnen zuzuführen. Aus diesem Brunnen schöpfen die Maschinen, welche das Wasser nach der Stadt befördern und es bis in deren äußerste Enden forttreiben.

Ich verzichte auf eine nähere Beschreibung der Einrichtung des Wasserthurms selbst, da diese, so interessant sie ist, doch weniger für den Zweck dieser Schilderung sich eignet. Nur wenige Worte.

Zwei sogenannte Cornwall-Dampfmaschinen, jede 45 Pferdekraft stark, pumpen das Wasser in die mitten im Thurme befindliche Steigeröhre, treiben es in derselben 212 Fuß über den Nullpunkt des Elbstroms empor und gießen es in dieser Höhe durch einen Verbindungskanal in die Abfallröhre, welche es der eigentlichen Wasserleitung und so der Stadt zuführt. Unter Cornwall-Dampfmaschinen versteht man solche, die vermöge ihrer eigenthümlichen Construktion sich selbst und ihre Thätigkeit ohne Einwirkung menschlicher Willkür regeln. Ein wesentlicher Punkt der Einrichtung besteht darin, daß das in den Pumpen angesammelte Wasser in einen umfangreichen Luftkessel gedrückt wird. — Die Spannkraft der in diesem Kessel eingeschlossenen Luft treibt das Wasser durch eine weite Leitung in das Steigerohr, in dem es gemäß den sich regelmäßig wiederholenden Bewegungen der Maschine nach oben gedrängt wird, bis es in den Verbindungsröhren seinen natürlichen Abfluß zum Abfallsrohr findet. Man sieht leicht ein, daß der Luftdruck im Luftkessel ein stets gleichmäßiger seyn muß, welcher das Wasser nicht stoß- und ruckweise, sondern in ununterbrochenem starkem Strome zum Steigerohre befördert. Dieses stets mit gleicher Kraft stattfindende Fortdrängen des Wassers muß begreiflicherweise zur Dauerbarkeit der ganzen kolossalen Maschinerie bedeutend viel beitragen. Das Oeffnen und Schließen der Dampfventile, welche das Ein- und Ausströmen des Dampfes regeln, dessen Triebkraft die Pumpenkolben selbst in Bewegung setzt, hält die ganze großartige Mechanik in ununterbrochenem Gange und bedingt das regelmäßige Steigen und Fallen.

Die erwähnte Wassersäule, welche das Steigerohr stets bis zur Ausgußröhre füllt, bewirkt durch ihren Druck die Selbstregelung der Maschine; d. h. das schwächere oder stärkere Abfließen des mittelst der Maschine emporgetriebenen Wassers wird bald ein langsameres, bald ein rascheres Arbeiten derselben erzielen. So hängt es denn ganz von dem Verbrauch des Wassers in der Stadt ab, ob die Dampfmaschinen der Wasserkunst schnell oder langsam arbeiten müssen. Wird wenig verbraucht, so kann es vorkommen, daß nur der fünfte oder sechste Theil der Kraft derselben in Anwendung kommt, während sie bei dem stärksten Wasserbedarf mit voller Kraft das Pumpgeschäft betreiben müssen.

Ungemein praktisch und für alle möglichen Wechselfälle berechnet ist die Röhrenleitung selbst eingerichtet, welche die Speisung der ganzen Stadt besorgt. Dieselbe zerfällt in Haupt- und Zweigleitungen. Durch die letzteren wird den einzelnen Wohnungen, jedem Stockwerk, mit einem Wort jedem besondern innerhalb der Häuser befindlichen Wasserbehälter der erforderliche Wasserbedarf zugeführt. Der ersteren bedient man sich namentlich bei Feuersbrünsten, um jederzeit große, und zwar stark zuströmende Wassermassen zur Verfügung zu haben. — Näher auf die sinnreiche Construktion dieser Röhrenleitung einzugehen, möchte hier wohl nicht am Platze seyn; ich will deßhalb, um den Lesern die Großartigkeit derselben zu versinnlichen, nur erwähnen, daß bis jetzt die in einer Tiefe von fünf bis sechs Fuß fortgeführte Röhrenleitung im Ganzen 239,500 Fuß oder ungefähr neun deutsche Meilen lang ist. Die Leitungsröhren

haben eine innere Weite von 4 bis 20 Zoll, je nach den ihnen gegebenen Bestimmungen. Das Gewicht sämmtlicher, aus Gußeisen bestehender Röhren beträgt etwa zehn Millionen Pfund. Diese nur allgemein gehaltenen Angaben dürften, glaube ich, genügen, um die Großartigkeit der Wasserspeisung Hamburgs jedermann deutlich zu machen.

Wenn man die Straßen der Stadt durchwandert, so bemerkt man häufig bald links bald rechts an irgend einem Hause die Zeichen: H. N. P. oder Z. N. P. Diese Zeichen sind bei entstehenden Feuersbrünsten Merkmale für die Löschmannschaften, indem sie denselben andeuten, wo der „Haupt-Noth- und wo der Zweig-Noth-Pfosten" der Wasserleitung sich befindet. Die Röhrenöffnung zu diesen Nothpfosten liegt stets in der Mitte der Straße, ist leicht zu entdecken und so eingerichtet, daß das untere Ende eines Spritzenschlauchs unmittelbar darauf gesezt werden kann. Vermöge des Hochdrucks der Dampfmaschinen wird der Wasserstrahl aus diesen Nothpfosten mit solcher Gewalt emporgetrieben, daß derselbe die größte Höhe der Häuser von der Straße aus erreicht. So nüzt die großartige Stadtwasserkunst in doppelter, ja dreifacher Weise, indem sie, so weit zur Zeit die Röhrenleitung vollendet ist, die Stadt hinreichend mit Wasser versorgt, die Unreinigkeiten aus allen mit ihr in Verbindung gesezten Häusern von selbst fortspült und im Augenblick der Noth auf jeder Straße die nöthige Anzahl wasserspeiender Spritzen unablässig mit dem erforderlichen Löschmaterial versieht. Einige der größten und wichtigsten städtischen Gebäude, wie das Rath- und Stadthaus, die Post, das Bahnhofsgebäude 2c., deßgleichen die Katharinenkirche sind durch in sie geleitete Nothpfosten mit der grandiosen Wasserleitung dergestalt verbunden, daß sie bei wirklich vorhandener Feuersgefahr augenblicklich völlig unter Wasser gesezt, d. h. von allen Seiten mit starken, sich kreuzenden und begegnenden Wasserstrahlen überschüttet werden können.

Es würde vermessen seyn, behaupten zu wollen, diese Einrichtungen machten in Hamburg gegenwärtig einen abermaligen großen Brand völlig unmöglich. Auch die vollkommensten Vorkehrungen gegen gewisse Gefahren erweisen sich unter besonders unglücklichen Verhältnissen als ungenügend, und so kann bis auf den heutigen Tag die große Handelsmetropole an der Niederelbe noch immer nicht sagen, sie sey ausreichend geschüzt gegen jede verheerende Feuersbrunst. Die ganze Bauart der Stadt, so weit sie noch alte Stadt ist, muß das Umsichgreifen entstehender Feuer weit eher begünstigen als verhindern. Man gehe nur in diese engen, gewundenen Gänge, welche sich schlangenartig durch die Häusermassen des westlich gelegenen Stadttheils winden, man besuche die zahllosen engen Höfe, man ersteige die „Säle" mit ihren steilen, schmalen Treppen, und man wird zugeben, daß, findet hier eine zu unglücklicher Stunde wild auflodernde Flamme Nahrung, jagt der Wind die Feuerflocken in ausgedörrtes Fachwerk, ist den Löschenden der Zutritt zur Feuerstätte erschwert, hier noch immer sehr gefährliche Brände nicht allein möglich, sondern sogar wahrscheinlich sind. Ein Brand jedoch, welcher wie der von 1842 mit der Einäscherung ganz Hamburgs endigen konnte, ist bei der gegenwärtigen Wasserspeisung der großen Stadt entschieden nicht mehr denkbar.

Angenommen, es entstünde eine Feuersbrunst, die wegen der Anhäufung leicht brennbarer und schnell weiter zündender Stoffe mit reißender Schnelligkeit um sich griffe und binnen sehr kurzer Zeit eine Anzahl Gebäude in Brand sezte, so gestattete in solchem Falle die ganze Mechanik der Wasserkunst, so wie die Einrichtung des Röhrennetzes und dessen Verflechtung eine so massenhafte Hinleitung von Wasser in das brennende Quartier, daß eine Sündfluth von Strahlen über dasselbe auszugießen wäre. Es sind deßhalb wohl große Brände in Hamburg noch möglich, eine Feuersbrunst aber, die gegen zweitausend Häuser vernichtet, möchte doch wohl in das Reich der Fabeln gehören.

So vortrefflich von jeher Hamburgs Löschanstalten waren, sie bewiesen sich dennoch als unzureichend im Mai 1842. Nicht ihre Mangelhaftigkeit war Schuld, daß die Flammen so verheerend um sich greifen konnten; der Brand erhielt wesentlich nur dadurch eine Macht, gegen welche Menschenkräfte nicht mehr anzukämpfen vermochten, daß gleich Anfangs wegen der Stärke der Glut, die eine Menge schnell zündender Stoffe entwickelten, die zu Gebote stehenden Wasserkräfte nicht hinreichten. Das Erkennen dieses Mangels konnte dem Rasen des entfesselten Elementes nicht mehr steuern, denn Elementarkräfte sind nur so lange zu bändigen, als sie der Mensch in gewissen Grenzen zu halten vermag. Bricht der Wasserschwall die gegen ihn errichteten Deiche, so ist alle Mühe, seinen Verheerungen zu begegnen, verloren. Eben so verhält es sich bei der entfesselten Flamme. Ueberwältigt eine auflodernde Feuersäule die ihr entgegen geführte Wasserkraft, so bleibt dem Menschen nur noch Rettung in der Flucht. Vor solcher Gefahr ist jezt menschlicher Berechnung nach Hamburg geschüzt.

Aber nicht genug, daß das Röhrengeflecht der Wasserleitung unter der ganzen Stadt fortläuft, um die drei angegebenen Zwecke zu erreichen, man hat auch auf alle etwa eintretenden Fälle schon im voraus Bedacht genommen und zu diesem Behufe auf dem höchsten Punkte der in geschmackvolle Anlagen verwandelten Wälle das schon erwähnte Hochreservoir angelegt, dessen bedeutende Wassermassen in das Röhrennetz der Stadt von selbst abfließen, wenn hier ein ungewöhnlich starker Wasserverbrauch die ihr zuströmenden Vorräthe rasch verzehrt.

Da das Hochreservoir vorzugsweise dazu bestimmt

ist, bei etwa ausbrechenden Feuersbrünsten dem bedrängten Stadttheile die erforderlichen Wassermassen zuzuführen, und zwar selbst in dem Falle, daß die Dampfmaschinen der Wasserkunst nicht arbeiten sollten, hat man demselben die höchst mögliche Lage am südwestlichen Ende der innerhalb der Thore befindlichen Stadt angewiesen, und zwar in einer Größe und Ausdehnung, die jedem nur denkbaren Verkommnisse durch genügende Wasserzuströmung begegnen kann.

In einem schön geformten, mit Quadersteinen eingerahmten ovalen Bassin von 160 Fuß Länge und 80 Fuß Breite, welches an den Seiten 8, in der Mitte 12 Fuß Tiefe hält, sammelt sich eine Wassermasse von 100,000 Cubikfuß, deren Oberfläche, genau berechnet, 95 Fuß über dem Nullpunkt der Elbe liegt. Mit dem großen Röhrennetz der Stadt durch eine eigenthümlich eingerichtete Leitungsröhre in Verbindung stehend, fließt durch ein sich selbst öffnendes Ventil das Wasser aus dem Hochreservoir in das Netzwerk der Röhren, sobald der Druck in den Röhrenleitungen dem Druck des Wassers in genanntem Bassin nicht mehr das Gleichgewicht hält, oder mit andern Worten, die Wasser des Hochreservoirs stürzen sich jederzeit, gleichviel ob die Dampfmaschine arbeitet oder nicht, ohne menschliches Zuthun in die Röhrenleitungen der Stadt, so wie diese nicht mehr hinreichendes Wasser haben, d. h. nicht vollständig gefüllt sind. Daraus folgt, daß, da das Bassin stets gefüllt ist, ein Wassermangel im Netzwerk der Röhren nie eintreten kann, mag auch noch so viel zuströmendes Wasser verbraucht werden.

Wie alles Neue und Kostspielige, fand anfangs die Anlegung der Stadtwasserkunst in der angedeuteten Weise mannigfache Gegner; jezt, wo man den außerordentlichen Nutzen derselben täglich mehr erkennt, haben wohl alle Gegner derselben sich in deren Anhänger verwandelt. Man hört wenigstens oft von einer Vergrößerung des Röhrennetzes sprechen und wünscht dasselbe auf alle noch nicht damit versehenen Stadttheile auszudehnen. Die Verwirklichung dieses Gedankens würde allerdings wieder sehr große Summen verschlingen, sich indeß leichter ausführen lassen als die erste Anlage, da der Bau des Wasserthurms von Anfang an auf Beförderung größerer Wassermassen berechnet worden ist. Man hofft daher in nicht gar langer Zeit die Vorstädte Sanct Georg und Sanct Pauli in ihrer ganzen Ausdehnung mit der Stadtwasserkunst verbunden zu sehen.

Bisher hat die Erfahrung gelehrt, daß seit der Thätigkeit des Wasserthurms zu Rothenburgsort zum Ausbruch gekommene Brände, wenn sie im Bereich des Röhrennetzes lagen, fast immer sehr schnell unterdrückt wurden, was den Nutzen der beschriebenen Wasserleitung schon zur Genüge beweisen möchte. Man hat aber außerdem auch noch bemerkt, daß die Zahl der Brände überhaupt gegen früher entschieden im Abnehmen begriffen ist. Auch dieß verdankt die Stadt einzig und allein der großartigen Röhrenleitung und dem fast in jedem Hause zu jeder Sekunde in Menge vorräthigen Wasser. Der Druck einer Feder, das Aufdrehen eines Hahns läßt einen unerschöpflichen Quell in jedem Stockwerk, vom Souterrain bis unter den Bodenraum hinauf hervorsprudeln und gibt so den Bewohnern im Augenblick einer drohenden Feuersgefahr gleich das geeignetste Mittel, dieselbe zu beseitigen, an die Hand. Es ist sonach mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die in großen und volkreichen Städten so häufig vorkommenden Brände in Hamburg sich von dem Tage an auf das Minimum werden reduciren lassen, wo das große, wimmelnde Häuserganze seinem ganzen Umfange nach von den Dampfmaschinen des gewaltigen Wasserthurms zu Rothenburgsort mit fließendem und springendem Wasser gespeist wird.

Verse von Justinus Kerner.

1.

Der Kritikus.

Ein Kritikus schrieb einst von meinen Liedern:
„Eintheilen möcht' ich sie (ich konnte nichts erwiedern)
In goldne, silberne und die von Eisen."

Wie würd' er jezt die allerneusten heißen?
Du lieber Gott! ich fürchte, daß er sage:
Das sind die ledernen der alten Tage.

2.

Dornen im Blüthenstrauß.

In den „lezten Blüthenstrauß"
Band polit'sche Poesie
Spitze Dornen überaus;
Woher sind gekommen die?

Aus der Zeit, die niederriß,
Meiner Gärten stilles Glück,
Mir die Rosen nahm und ließ
Ihre Dornen nur zurück.

3.

Nach der Vorlesung eines langen kunstgerechten Gedichts.

Er endigte. Sag', wie gefiel dir
Sein Lied? groß, alle Reime rein? —
Gut! Doch im Hören immer fiel mir
Ein langer gewichster Stiefel ein.

4.

Der schwarze Sargdeckel.

(Aus dem Leben.)

Als mein guter, lustiger Schwager,
Ein schöner Jüngling, lag bleich und hager
Auf dem Sterbebette,
Sprach er: Der Sarg
Wäre mir minder arg,
Wenn er den schwarzen Deckel nicht hätte.
Wenn ich gestorben, kommt's sicher, daß
Jungfräulein mit meinem Sarge gehen;
Die möcht' ich daraus noch recht ansehen,
Drum macht seinen Deckel, ich bitt' euch, von Glas!

5.

Trost beim Erblinden.

Bald, bald durch meiner Augen Nächte
Nicht mehr ein Strahl der Sonne bricht;
Dann nimmer, nimmer kann ich schauen
Ihr liebes, liebes Angesicht.

Daß süßer noch Musik ertönet
In Nächten als in Sonnenschein,
Wird wegen ihrer lieben Stimme
Mir dann doch eine Tröstung seyn.

6.

Erwarten in Demuth.

Wißt ihr, wo sind die Myriaden,
Die waren, seit die Erde steht?
Hat sie ein Gott zu sich geladen?
Hat eine Windsbraut sie verweht?

Ich kann nicht fordern noch ein Leben,
Ein Paradies noch nach dem Tod!
Was hab' ich dieser Welt gegeben?
Nichts gegen das, was sie mir bot.

Ich kann nur stehn in stummer Wehmuth,
Und wenn mein Leib vom Geist sich trennt,
Erwarten nur in tiefer Demuth,
Ob Gott ihn noch als Geist erkennt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Volksbücher. — Keßlers Leben. — Ein Wunderkind. — Grelinger.

Für unsere Volksbibliotheken sind immer viel fromme Wünsche laut geworden, aber geschehen ist im Verhältniß zu dem Bedürfniß, das man ausmalte, wenig. Viele sind zwar der Meinung, daß man das Volk, das bisher nicht gelesen hat, am besten erziehe, indem man ihm das zu lesen gebe, wodurch wir andere erzogen sind, das heißt, man solle es bunt durcheinander lesen lassen, was ihm in die Hände geräth. Aber sind wir denn so erzogen, wie wir wünschen sollten es zu seyn? Diese Theorie, die Jean Paul einmal am geistreichsten ausgesprochen, ist von dem großen Strom, der uns alle bewältigt, bei Seite geschoben; man will uns erziehen, das heißt anders machen als unsere bisherige Bildungsgeschichte uns gemacht hat. Man will uns von oben herab verbessern; warum sollen wir da nicht in derselben Strömung den Drang empfinden, nach unten hin zu verbessern? Die beste Art schiene allerdings, das Beste, was wir besitzen, in recht wohlfeilen Ausgaben in's Volk zu bringen. Das hat auch hier eine Buchhandlung versucht; der Anfang ihrer fünf Silbergroschenausgabe ist aber wieder in's Stocken gerathen, zumeist weil die Schriftsteller, schon so karg in Deutschland honorirt, nicht ihr Eigenthum, wenn es Werth erhalten, noch gratis oder für eine Bagatelle weggeben wollen. Dann aber will man uns ja besser machen, indem man uns aus höherer Einsicht das entzieht, von dem man jezt meint, daß es uns schlechter gemacht haben könnte. Wie viele von den Büchern, denen wir unsere Bildung verdanken, würde man heut vom Register streichen, wenn es einem Buchhändler einfiele, sie durch Pfennigausgaben in's große Publikum zu bringen! Bei diesem Bedürfniß und diesem Mangel ist es ganz in der Ordnung, daß überall Schriftsteller auftreten, die mit dem Bedürfniß den Beruf in sich finden ihm abzuhelfen. Jedes Ländchen, ja jede Stadt hat ihren Volksschriftsteller, von denen jeder meint, er habe zuerst empfunden, wie man das Volk behandeln muß, und den Nagel auf den Kopf getroffen. Und das stimmte denn auch wieder mit der neuesten patriarchalisch feudalistischen Tendenz, das was seit Jahrhunderten Könige und Staatsmänner nach unsäglicher Anstrengung vereinigt und verschmolzen haben, wieder zu trennen nach Provinzen, Ständen, Zünften, ein Auflösungsproceß, der von den Gegnern als Sucht zu atomisiren bezeichnet wird.

Ein Volksbuch von und für Berlin wäre eine eigene Aufgabe, da es nichts Componirteres gibt als die verschiedenen Volksschichten, aus denen die große Stadt besteht. Ein Volksbuch, das für die Mark Brandenburg paßte, oder auch nur für die Kurmark, würde schon wieder für die Hauptstadt nicht passen. Nichts desto weniger ist auch hier seit einigen Jahren ein Volksschriftsteller aufgetreten, der in einer Reihe von Büchern seinen glücklichen und recht specifischen Beruf dazu bewährt hat. Es ist ein Communallehrer, Ferdinand Schmidt. Die Titel seiner Bücher habe ich nicht zur Hand, aber sie berühren die verschiedenartigsten Gegenstände: theils eigene Dichtungen, theils populäre Wiedererzählungen bekannter Geschichten und Gedichte, und in allen spricht sich ein so glückliches Talent, eine so leichte Hand und eine so lebendige Phantasie aus, daß ich nur wünschen kann, sie würden wirklich Volksgut und in Schulen und Häusern eingeführt. In einigen seiner Kindermährchen verräth sich eine dichterische Begabung; in den einfachsten und zugleich warmen und glänzenden Bildern spricht er zum Gemüth. Seine eindringlichste Wirksamkeit dürfte aber in seiner Verarbeitung poetischer Sagen und lehrreicher Biographien bestehen. Mit Anschaulichkeit führt er der Jugendwelt die Thaten Hermanns des Cheruskers und seiner Zeit vor Augen, versucht Herders Leben zu einem Volksbuch zu machen, und, was vielen am schwierigsten dünken würde, er erzählt das Nibelungengedicht in schlichter neuer Prosa. Daß dieß gelungen ist, daß man die Erzählung mit Spannung und Vergnügen liest, ohne den Zauber des Verses zu vermissen, ist vielleicht eben so ein Zeugniß für sein Talent als für die gewaltige Kraft des Gedichts, dessen Herz und Nieren erschütternde Züge in jeder Umbildung hervortreten. Bildhauer sind in der Regel sehr unzufrieden, wenn ihre Figuren und Gruppen in rohen Gypsabgüssen durch die Straßen wandern; mich dünkt es immer das größte Lob, wenn das Kunstwerk schon in seinen groben Linien und Formen, ohne die feine Ausführung und Feile für sich gewinnt. Schmidt ist ein Berliner, ein bescheidener Dichter und Mensch; er hat an seine nächste Umgebung gedacht, ein Volksbuch für die Kinder und das Volk, seine Stadt, seine Provinz geliefert. Aber umsonst suche ich nach dem Kriterium für eine enge Abgrenzung; es sind Bücher, die jeder, der deutsch versteht, lesen, auch verstehen und genießen kann. Es ist Thorheit mit dem Provinzialisiren, wo einmal eine allgemeine Bildung Herr geworden über die Urstoffe. So weit die deutsche Zunge reicht, versteht man den Dichter und Schriftsteller, wenn er nur zum Gemüth und Verstande singt und spricht; er braucht nicht zurückzusteigen, wie unsere modernsten Staatsmänner, in die Schachte der Dialekte, Gewohnheitsrechte, Particularsitten und untergegangener und vergessener Herkömmlichkeiten.

Ein anderes Buch könnte aber beinahe den Anspruch

machen, ein preußisches Volksbuch zu werden: das Leben des wirklichen Geheimeraths Keßler, von seiner Wittwe aus den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen verfaßt. Keßler ist der Verfasser des bekannten Volksbuchs: „der alte Heim," der sein Schwiegervater war. Seine eigene Jugendgeschichte ist reich an Zügen, die ein Bild aus dem Volksleben herstellen; nur trat er nachher in zu vornehme Sphären, in denen zwar seine gesunde Natur sich erhielt, aber ein Volksmann konnte der körnige Staatsbeamte doch nicht werden. Dafür ist die Luft nicht, in der der Aktenstaub wirbelt. Aber in anderer Art enthält das Buch vieles Interessante, Lehrreiche, Beherzigungswerthe: wie ein Charakter sich im Gewühl der Welt ausbildet und unter Intrigue und Verderbniß rein und kindlich fromm erhalten kann. So darf man es jedem empfehlen als eine gesunde, stärkende Lektüre, wenn auch der Held endlich untergeht; das heißt, auch er mußte einer neuen Zeit und Ideen, die er nicht theilte, weichen.

Auch Ihre Leser werden sich eines Wunderkindes entsinnen, das vor Jahr und Tag auch ein Volkscharakter war, — eines jungen, schönen Mädchens, das plötzlich eine Sehergabe überkommen hatte. Es pflog Umgang mit Geistern, aber natürlich mit christlichen, wo nicht gar mit Christus selbst, und heilte von allerlei Krankheiten, Gebresten und Nöthen. Man achtete es als einen Skandal für die Capitale der Intelligenz, daß ihre bescheidene Wohnung in der Schiffergasse, in der Nähe des Exercierplatzes, von Fußgängern und Fahrenden, ja sogar von glänzenden Equipagen dermaßen umlagert war, daß Polizei aufgestellt werden mußte, um nur die äußere Ordnung unter den Hülfesuchenden zu erhalten. Recht klar wurde man nicht, was sie that und war, ob der Somnambulismus, der Magnetismus, oder eine unmittelbare dämonische Inspiration das beste that; aber sie half allen, die da glaubten, daß ihnen geholfen werde, und forderte dafür auch weiter nichts als Glauben und — einige Thaler oder Groschen, als Geschenk natürlich. Für Bezahlung gab sie ihre Gaben nicht hin. Um die Sache noch pikanter zu machen, mußte ihr gegenüber der Redakteur der evangelischen Kirchenzeitung wohnen, Hengstenberg. Daß sie eine Betrügerin gewesen, ist schon längst ermittelt, aber der Criminalprozeß, der neulich verhandelt werden sollte, und nur wegen einer nachträglichen Ermittelung noch ausgesetzt werden mußte, wird darthun, daß sie eine ganz gewöhnliche, abgefeimte Intriguantin gewesen, ohne nur einen Anflug von Schwärmerei und eigenem Glauben. Ein sechzehnjähriges Mädchen, das die Schwächen und Albernheiten der menschlichen Natur schon so studirt hatte, daß sie dieselben zur ergiebigsten Quelle benuzte und ausschöpfte, um ihren eigenen kindischen Gelüsten, ihrer Naschhaftigkeit zu fröhnen! Die Summe von tausend bis zweitausend Thalern, welche sie auf diese Weise erschwindelt, soll sie eben nur für Zuckerbäckerwaaren und kleinen Putz vergeudet haben. Sie hat vollständig bekannt, und man ist nun begierig zu erfahren, ob sie Complicen gehabt, denn ganz ohne Unterstützung und Hinterhalt läßt sich ein solches Spiel nicht denken. Für den Psychologen und Historiker unserer Sittengeschichte wäre es noch interessanter, wenn der Prozeß auch die Wege offen legte, wie sie bei sich selbst dazu gekommen. Furchtbar klingt die Notiz, daß ein sonst achtbarer Mann durch die Vorstellung von ihrer Verbindung mit Geistern wahnsinnig geworden sey.

Berlin beklagt den Tod dreier namhaften, in ihren Fächern ausgezeichneten Männer. Der Rath Ludwig Crelinger, anerkannt einer unserer ersten Sachwalter, ist auch über Deutschland hinaus durch seine Vertheidigung im großen Polenprozeß bekannt. Er war der Sohn des früher oft genannten Geheimerath Crelinger, welcher unter Hardenberg als Finanzier, in großen Militärlieferungen, als Tisch- und Spielgenosse Blüchers eine Rolle gespielt hat. Memoiren dieses vielerfahrenen Mannes, wenn er sie hinterlassen, würden manchen interessanten Lichtschein in die kleine Diplomatie vor der ersten französischen Revolution werfen. Ich erinnere mich aus den mündlichen Mittheilungen des Greises, daß er schon zur Zeit des Aufstandes in den Niederlanden gegen Joseph II. zu kleinen Missionen dahin benuzt wurde. Als Bankier machte er eines der reichsten Häuser in Berlin, in dem die damalige Bildung, aber auch die genial laxen Grundsätze der Zeit vertreten waren. Schnelle Glücksumschläge jener reichen Häuser gehörten damals auch zur Tagesordnung; aber die Voltairesche Philosophie, der man huldigte, hatte wenigstens das Gute, daß die Betroffenen auch diese Schläge so leicht nahmen, wie sie leichten Muthes das Glück genossen. Die Kinder, in Luxus und Wohlstand aufgewachsen, pflegen aber selten zum Ernst des Lebens gestählt zu seyn, wenn diese Gewitterschläge den Glanz und die gewohnte Behaglichkeit um sie her zerstören. Ludwig Crelinger hat sich als ein solcher Charakter, der in sich selbst die Kraft wieder findet, bewährt. Nach manchen Verirrungen der Jugend trat er in Königsberg als Mann von entschiedener Gesinnung auf. Sein Ruf als Advokat war schnell begründet; weiter bekannt ward er durch seine thätige Theilnahme an den freisinnigen Regungen, die in Ostpreußen seit 1840 sich kund gaben, unter Adel und Bürgerstand, und aller Augen erwartungsvoll nach dem Osten des preußischen Staates blicken ließen. Sein Leben, sagte er damals, solle fortan, vielleicht um zu büßen, was er früher gefehlt, nur dem Gemeinwohl, den Fortschrittsgedanken gewidmet seyn, und er schäzte es auf noch zehn Jahre. Darin hatte er richtig gerechnet. Er lebte gerade noch zehn Jahre, als er mir dieß gesagt, im andern unterlag er einer kleinen Täuschung. Sein Liberalismus im ersten Feuer verführte ihn zu jener Rede bei dem Feste, welches man zu Ehren Herweghs in Königsberg gab, die so vielen Anstoß erregte. Heute würde man ihn disciplinirt und abgesezt haben, damals verfuhr man milder; man wollte ihn versetzen, worauf er seine Entlassung nahm. Er zog wieder nach seiner Vaterstadt Berlin, wo, unter veränderten Umständen, die Vertheidigung der Polen ihm gestattet ward. Seine gewaltige, körnige Beredtsamkeit, zum erstenmal öffentlich gehört, begründete seinen Ruf unter Freund und Feind. Am Hofe wußte man es ihm Dank, daß er bei dieser Vertheidigung die Politik von vornherein ausgeschlossen und nur als Jurist gesprochen hatte, und doch eindringender, wirksamer als andere für ihre Clienten. Durch den damaligen Justizminister Uhden, seinem Universitätsfreund, erhielt er wieder die Erlaubniß zur Praxis als Sachwalter bei dem höchsten

Gerichte des preußischen Staates. Dieser Umstand hat schwerlich seine politischen Ansichten verändert, aber die Revolution, wie sie urplötzlich in Preußen hereinbrach, stimmte weder mit seiner humanen Bildung, noch mit seinen Rechtsansichten. Er trat als Redner für eine wahrhafte constitutionelle Ausbildung des Staates auf, und würde auch in der Politik gewiß eine bedeutende und heilbringende Rolle gespielt haben, wenn seine demokratischen Gegner ihn nicht mit den trüben Erinnerungen einer, wie er hoffte, durch gute Thaten längst ausgelöschten Vergangenheit bekämpft hätten. Da trat er zurück, verschloß sich dem öffentlichen Leben und widmete sich ganz seiner Praxis, namentlich aber der Vertheidigung unschuldig Angeklagter. Es war das lezte mal, als ich ihn sah, wo er tief betrübt mir mittheilte, daß eine Vertheidigung ihm nicht gelungen, in der er nicht allein als Sachwalter, sondern auch als Freund, aus ganzer Seele und mit voller Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit seines Clienten gesprochen. Es war der Prozeß des Stadtgerichtsraths Pflücker aus Breslau, der, Mitglied der Nationalversammlung, nachdem drei oder vier Jahre vergangen, wegen seiner damaligen Thätigkeit vor den Disciplinargerichtshof gestellt worden. Ich kenne den Hergang nicht. Pflücker soll in jener Zeit der allgemeinen Aufregung republikanischen Grundsätzen gehuldigt haben. Crelinger sagte mit verhaltenem Schmerz: „Das hatte er nicht verdient, ein Charakter, offen und treu, lauter wie Gold; ich wünschte unserm Staate viele solche Richter und Beamte, und es würde besser um ihn stehen, welcher politischen Confession sie auch angehören. Aber es war nicht aufzukommen gegen die Meinung. Ein Ehrenmann durch und durch, wiederholte er, ein pflichtgetreuer Beamter, nun abgesezt, ohne Pension, zum Bettelstab verurtheilt, weil er vor vier Jahren vielleicht geirrt hat wie hunderttausende!“ — Wie eine Ironie schien es ihm, daß gerade an dem Tage, als er vom Gericht nach Hause kam, er einen Brief Hassenpflugs vorfand, mit der Bitte ihn in seinem Criminalprozeß zu vertheidigen. Auf meine Frage: Du wirst es doch nicht annehmen? erwiederte er: „Du weißt, daß ich die Politik nicht in mein Amt mische. Wenn nun jeder Hassenpflugs Vertheidigung abweisen wollte, der seine Politik verdammt, so würde er am Ende keinen Anwalt in Preußen und in einer Sache finden, die mit der Politik nichts gemein hat. Das wäre eine Parteilichkeit, die wir vor unserem Rechtsgefühl nicht vertheidigen könnten. So wenig ich das Urtheil gerecht finden kann, das Pflücker abgesezt, weil nach meiner Meinung politische Leidenschaftlichkeit darauf influirt hat, kann ich als Jurist es recht finden, daß man Hassenpflugs Antrag zurückweist, oder ihn gar verdammt, weil man nicht seiner politischen Meinung ist, oder seine politische Handlungsweise verabscheut. Ich will mir die Sache erst ansehen.“ Er übernahm bekanntlich die Vertheidigung und hat seine Freisprechung bewirkt. Es war sein leztes, berühmt gewordenes Plaidoyer. Uebrigens ward er als Vertheidiger gerade auch von denen gesucht, mit denen seine politischen Ansichten am wenigsten harmonirten. So trat er auch für die Kreuzzeitung auf. Sein scharfer Verstand und sein Talent wurde durch eine umfassende Bildung unterstüzt. Er hatte es sich zum Grundsaz gemacht, einige Stunden des Tages, auch im Drang der Geschäfte, der Lektüre zu widmen. Er hielt es für Pflicht, für eine Aufgabe der Bildung. — Wie es im schwirrenden Räderwerk einer großen Stadt geht, wenn man es sich nicht wie Crelinger zur Pflicht macht, auf alles, was geschieht und erscheint, täglich das Auge offen zu haben, so kann es kommen, daß ein Freund den Tod des Freundes erst nach Wochen erfährt, wenn er nicht täglich die Todesanzeigen liest. So viel des Lebendigen will sein Recht. Erst sein Nekrolog in der Zeitung benachrichtigte den Schreiber dieses von Crelingers Hingange; sey diese Erinnerung eine Opfergabe für den zu früh Entschlafenen!

(Schluß folgt.)

Aus der Westschweiz, Februar.

(Schluß.)

Die schweizerischen Eisenbahnen. — Die Berner Bären. — Ein Wunderdoktor.

Seit Eröffnung der schwäbischen Eisenbahn, welche in Friedrichshafen ausmündet, hat sich die Zahl der deutschen Touristen in St. Gallen, Appenzell, Zürich verdreifacht, auf dem Rigi und an den Ufern des Vierwaldstädtersees wenigstens verdoppelt. Auch die Vollendung des Schienenwegs zwischen Paris und Basel hat merklich zur Vermehrung der Touristenbevölkerung des Rigis und des Berner Oberlandes beigetragen. Werden nach Erbauung der schweizerischen Bahnen die Reisenden in Basel, Schaffhausen und am Bodensee von schweizerischen Bahnzügen aufgenommen und in wenigen Stunden in die Hauptquartiere Bern, Luzern, Zürich befördert, so läßt sich ein namhaftes an Geld und Zeit ersparen und vielen wird eine Schweizerreise möglich, welche sich bis dahin dieses Vergnügen versagen mußten. So wird es ein leichtes werden, von Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart, München, ja von Paris aus eine Rigipartie in vier Tagen abzuspielen. Der erste Tag bringt den Reisenden über die Schweizer Grenze. Am zweiten Tag führt ihn das schnaubende Dampfroß schon in den ersten Morgenstunden nach Luzern; das Dampfboot bringt ihn nach Wäggis; im kalten Bad macht man Mittagsrast; Abends geht's auf den Kulm, wo man soupirt und dem allerhöchsten coucher und lever assistirt. Der andere Mittag findet den Reisenden schon wieder in Luzern oder Zug, und vor Abend kann er die Marken der Republik erreichen, um schon am Schluß des vierten Tages nach Antritt seiner Reise den guten Freunden, die zu Haus geblieben, bei einem Seidel Bier, einem Schoppen Türkheimer, einem Glase Niersteiner oder einer demi tasse die erlebten Abenteuer zu erzählen. Wer wird sich, auch bei den bescheidensten Mitteln, dann noch einen Ausflug in unser Alpenland versagen? — Binden dann noch das mittägliche Frankreich in Genf und Italien vermittelst eines abenteuerlichen, aber keineswegs unmöglichen Alpentunnels mit uns an, so strömt aus diesen bisher ziemlich verschlossenen Ländern eine neue Fluth von Reisenden, welche es gewiß nicht verschmähen werden, auf unsern in so kurzer Frist und so bequem zu erreichenden Bergen ihre Sommerfrische zu halten. Kein Wunder bei solchen Aussichten, daß es Leute gibt, welche darauf schwören, der Rigi werde mit nächstem sein Publikum nicht mehr zu fassen vermögen, und die in vollem Ernst davon sprechen, etliche großartige Hotels und Kurhäuser auf dem Pilatus zu erbauen.

Bisher war eine Schweizerreise eine Sache der Reichen, ein aristokratisches Vergnügen; durch die schweizerischen Eisenbahnen wird dieser Genuß, der einer privilegirten Klasse vorbehalten war, demokratisirt werden. Es wird eine Pfennigausgabe des Berner Oberlands und Vierwaldstädtersees zu haben seyn. Trägt dann auch vielleicht ein englischer Lord, dem es in Interlaken zu plebejisch geworden, seine Guineen anderswohin, so werden dieselben unsern Wirthen, Führern, Trägern, Schiffern u. s. w. hundertfältig durch bürgerliche Groschen und Kreuzer ersetzt werden, welche zu den patriarchalischen Zeiten, da hundert Stunden noch eine redenswerthe Entfernung waren, etwa auf einen Spaziergang vor's Thor verwendet wurden, nun aber zu einer Gletschertour werden zusammen gelegt werden. — Ein Vergnügen, welches jeder haben könne, werde schaal, der Genuß, welcher nicht errungen werden müsse, sondern sich von selbst darbiete, verliere seinen Reiz, wenden Sie ein. Wollen Sie bedenken, daß es in unserer Alpenwelt noch manches Wunder gibt, von welchem die große Heerde der Touristen sich nichts träumen läßt. Mit dem Gießbach, dem Staubbach und dem Grindelwaldgletscher ist das Repertoire unseres Gebirgstheaters noch lange nicht erschöpft. Wer sich nicht mit dem großen Haufen abfüttern lassen will, dem steht noch mehr als eine Extraschüssel zu Gebot. Die Seitenthäler des Wallis z. B. sind erst vor kurzem den Touristen erschlossen worden, es bleibt dort noch manche Entdeckung zu machen; und dann erst jene hinter den vielen „Piz" des rhätischen Hochgebirgs verborgenen Thäler, Seen, Gletscher und Wasserstürze, welche reiche und bis jezt noch unberührte Fundgrube für die Romantiker und Naturgastronomen! Wem sein Vergnügen nicht schmeckt, wenn er es nicht im Schweiße seines Angesichts errungen hat, der schnalle sich Steigeisen an und nehme Gletscherfirn unter die Füße; eine Flasche Chateau Lafitte gegen einen Napf voll Molken, es treten ihm dort keine Sonntagstouristen in den Weg. Bis Eisenbahnen über das Matterjoch auf den Tödi und den Titlis führen, was wohl noch eine gute Weile anstehen mag, ist bei uns noch nicht alle Romantik begraben und Gelegenheit vollauf, auf die naturwüchsigste Weise der Welt den Hals zu brechen.

Folgendes sind die Linien des schweizerischen Eisenbahnnetzes, deren Erbauung jezt schon gesichert ist und die laut abgeschlossenen Verträgen in zwei bis vier Jahren dem Publikum sollen eröffnet werden. — Im Osten anzufangen nennen wir zunächst jene Linie, welche vom obern Ende des Bodensees das Thal des jungen Rheins hinansteigend an Sargans, den warmen Quellen von Pfäffers und Chur vorbei bis mitten in die rhätische Gebirgswelt sich erstreckt, um später an irgend einem günstigen Punkte die Alpen zu durchbrechen und mit dieser oder jener lombardischen oder piemontesischen Bahn ein zartes Verhältniß anzuknüpfen. Diese Linie wird mit dem Namen *schweizerische Südostbahn* bezeichnet. — Folgt dann die Linie, welche das industrielle St. Gallen durch große Opfer und Anstrengungen sicher gestellt hat; sie soll von

Rorschach aus über St. Gallen, Wyl und Winterthur nach Zürich führen, und zwar über ein äußerst schwieriges und zerrissenes Terrain, welches der Construktion die mannigfaltigsten Hindernisse in den Weg legen wird. Es bildet diese Linie einen Zweig der schweizerischen Ostbahn. Ein anderer Zweig derselben, hauptsächlich von den Zürcherischen Industriellen und Staatsmännern vortirt, wird bei Winterthur abbiegen, das flache Thurgau durchschneiden und bei Romanshorn ebenfalls am Bodensee ausmünden. Die schweizerische Nordbahn, von welcher bereits seit Jahren ein Stümpchen (zwischen Zürich und Baden) befahren wird, ist ebenfalls ein Glied der Kette, welche Basel und den Westen der Schweiz mit Zürich und dem Bodensee verbinden soll und knüpft sich bei Aarau an die schweizerische Centralbahn, das Schooßkind der Basler Millionäre. Diese Centralbahn wird vom Stapelplatz Basel aus strahlenförmig in das Herz der Schweiz dringen, ihre Polypenarme links nach Aarau, gerade aus nach Luzern und dem Gotthardspaß und rechts einestheils nach Bern, anderntheils über Solothurn an den Bielersee streckend. — Kommt nun die schweizerische Westbahn, welche eigentlich in Bern mit der Centralbahn anknüpfen sollte, von welcher aber im gegenwärtigen Augenblick nur die Linie zwischen dem Neuenburger- und Genfersee (Yverdun-Morges) gesichert ist. — Eine schweizerische Südbahn soll von Bouveret am Einfluß der Rhone in den Genfersee sich das Wallis hinauf ziehen, um dann irgendwo durch einen kühnen Sprung in's Land hinüber zu setzen, wo die Citronen blühen. — Für alle diese bis jezt aufgezählten Theile des großen Netzes sind die Concessionen ertheilt, die Gesellschaften gebildet, die Kapitalien gesichert und die Arbeiten zum Theil schon begonnen. Sämmtliche genannte Linien sollen laut den Concessionsakten zum Theil in zwei, zum Theil in drei, spätestens aber vor Abfluß der nächsten vier Jahre dem Verkehr eröffnet seyn. — Nebst diesen gibt es noch eine ganze Menge anderer Linien, von denen zwar ein guter Theil unter die Kategorie der spanischen Schlösser und ähnlicher wohlfeiler Bauten gehört, andere jedoch, obschon ihre Herstellung noch nicht so nahe bevorsteht, ohne Zweifel ebenfalls werden gebaut werden, da sie nicht nur die Wahrscheinlichkeit, sondern die Nothwendigkeit für sich haben. Dahin gehört die Verlängerung der Westbahn einerseits bis Genf, andererseits bis Bern, die Verlängerung der Centralbahn bis Thun, die Verbindung Neuenburgs mit dem großen Netze und eine dritte Abzweigung der Ostbahn von Winterthur nach Schaffhausen. — Sie sehen, daß uns plötzlich der Eisenbahnsegen in reichlichstem Maße zu Theil wird, vorausgesezt, daß unser mächtiger Nachbar im Westen und früherer Mitbürger hübsch artig bleibt und das europäische Gleichgewicht in Ruhe läßt. Sonst würde freilich unser ganzes mühsam aufgebautes Schienengerüste, welches keineswegs auf Felsen, sondern auf der rosenrothen Laune der Geldmänner und Kapitalisten ruht, wie ein Kartenhaus zusammenstürzen.

Wer von Ihren Lesern je die Bundesstadt Bern besucht hat, wird gewiß nicht ohne lebhaftes Beileid die Kunde hören, daß der lezte Bewohner des Bärengrabens zu den Vätern gegangen ist. Es war eine Bärin. Viele Jahre lebte sie mit ihrem Gatten, „Mani" mit Namen, (ich weiß nicht ganz genau, ob es Mani LXXII. war), in der glücklichsten Ehe. Die Civilliste des hohen Paares war glänzend. Zudem erfreute es sich der besondern Liebe des Volks, welches ihm zu jeder Stunde des Tages seine Huldigungen in Form von schmackhaftem Backwerk darbrachte, so daß eine eigens deßhalb in der Nähe des Bärengrabens etablirte Bäckerbude die glänzendsten Geschäfte machte. Kein irdisches Glück soll vollkommen seyn, die Ehe blieb kinderlos. Vor einigen Monaten starb Mani. Bald darauf fing auch die Gattin an zu kränkeln. Das zarte Wesen hatte sich seiner warmen Kleidung zum Troz erkältet und litt in Folge dessen an einem Lungenleiden. Die renommirtesten Aerzte, welche sich mit vierbeinigen Patienten befassen, beeilten sich der kranken Bärin ihre Dienste zu weihen; längere Zeit blieb ihr Zustand schwankend, bis vor etlichen Wochen die Bülletins günstiger zu lauten begannen. Da trat plötzlich ein heftiger Rückfall ein. Die interessante Kranke fing an zu deliriren, kannte ihre vertrautesten Freunde nicht mehr, war auf ihr Lager gebannt und wies hartnäckig jede Speise und Arznei von sich. Als auch die lezte Hoffnung geschwunden war, machte ein rascher und kunstgerechter Stich in's Herz ihren Leiden ein Ende und die alte Stadt der Zähringer hüllte sich in Trauer. — Gegenwärtig sind einige Dachse die unwürdigen Stellvertreter der Verblichenen. Es muß jedoch zum Ruhme der Bernischen Stadtbehörden gemeldet werden, daß dieselben ihr möglichstes thun, den herben Verlust wieder zu ersetzen. Unterhandlungen nach allen Seiten hin sind im Gang; weitläufige diplomatische Korrespondenzen werden geführt. Man hat sich an die Miteidgenossen in Graubündten gewendet, in deren mit Arven- und Lärchenwäldern bedeckten Bergen diese stattlichen Thiere noch ziemlich zahlreich hausen. Es wurde im Pflanzengarten zu Paris angefragt, wohin im Jahr 1798 die französische Invasionsarmee Mani's Vorfahren entführt hatte. Selbst in Ungarn wurden Nachforschungen gehalten und auch in Polen und Rußland Erkundigungen eingezogen. Auch wird die zuversichtlichste Hoffnung gehegt, daß bald wieder ein stattliches Bärenpaar vom Zwinger vor dem Aarberger Thor Besitz ergreifen werde. Es wird dieß ein festlicher Tag seyn für alte und junge Berner. Aber auch die Eidgenossen des weiteren Vaterlandes werden sich über das glückliche Ereigniß freuen; denn ein Spaziergang zum Bärenzwinger, ein Viertelstündchen, dem Anblick der stattlichen Bestien geweiht, war ja bekanntlich von jeher die einzige Erholung, welche die Bundesstadt den Stellvertretern der Eidgenossenschaft während der Dauer der Bundesversammlung zu bieten hatte. — Bern begeht im Laufe des nächsten Sommers die fünfhundertjährige Jubelfeier seines Eintritts in den Bund der Eidgenossen. Dann wird hoffentlich auch der Bärengraben nicht mehr verödet seyn. Aber Herr Heinrich Druey wird seine berühmte Leiter an die Tanne stellen, die mitten im Zwinger steht, und in ihrem Gipfel sitzend dem Volke zurufen: »la Confédération est audessus du Moutz.« — —

Ich bemerke mit Schrecken, daß ich mich bei einem Haar auf das schlüpfrige und verpönte Feld der Politik verlaufen hätte. Schnell zu etwas anderem. Ist es Ihren Lesern vielleicht angenehm, mit einem Zauberer und Hexenmeister Bekanntschaft zu machen? Leute dieses Berufes

sind heutzutage nicht mehr häufig und also wohl eines kurzen Besuches werth. Wir begeben uns zu diesem Zwecke nach Lyß, einem stattlichen Dorfe zwischen Bern und Biel. Dort klopfen wir an die rußgeschwärzte Thüre eines unscheinbaren Bauernhauses, das wie tausend seines gleichen etliche niedrige Fenster, neben der Thür ein Bänklein und in nächster Nähe einen Düngerhaufen hat. „Herein!" Wir treten, durch die Küche passirend, in eine dumpfe niedere Stube, wo zwei struppige Kinder auf dem Ofen kauern, eine Frau in Berner Tracht am Spinnrad sizt und ein Mann zum Schiebfensterchen hinausschaut. Lezterer trägt einen „elben" Halbleinkittel, ditto Hosen, einen hohen steifen Hemdkragen, über die Stirn heruntergekämmte Haare und sieht einem schlauen, zähen, phlegmatischen Berner Bauer so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Wir haben den Wunderdoktor von Lyß, auch kurzweg „Lyßerdoktor" genannt, vor uns. — Der Lyßerdoktor ist weder Allopath, noch Homöopath, noch Hydropath. Er läßt sich weder vom Patienten die Zunge weisen, noch greift er ihm den Puls. Wer bei ihm Hülfe sucht, braucht sich gar nicht persönlich zu ihm zu bemühen; nicht einmal vom Wasser des Kranken nimmt er Notiz, welches einst bei Micheli Schüppach, dem berühmten Emmenthaler Naturarzt, eine so große Rolle spielte. Wer den Rath des Wunderdoktors von Lyß verlangt, hat weiter nichts zu thun, als Tauf- und Geschlechtsnamen auf einen Zettel zu schreiben und denselben durch den ersten besten Boten nach Lyß zu schicken. Der Doktor nimmt den Zettel in Empfang, schaut sich den darauf geschriebenen Namen an, tritt an sein Schiebfensterchen, blickt während etlicher Minuten in die Wolken und ertheilt hierauf dem Boten ganz genauen Bescheid, ob es dem Kranken am Geblüt, an der Lunge, an der Leber, am Herzen oder am Kopfe fehle, schreibt dann ein Recept, in welchem, mag dem Patienten fehlen was da wolle, Sennesblätter, Anis, Feigen und Pfirsichblüthe als Hauptingredienzien figuriren, und verabschiedet den Besuch, um einem andern Audienz zu geben. Aber nicht nur die Krankheiten und deren Heilmittel weiß der Lyßerdoktor in den Wolken zu lesen. Er gibt nicht minder sich mit Entdeckung verlorener und gestohlener Sachen ab, weiß über Aufenthalt und Befinden abwesender Personen Auskunft zu ertheilen und prophezeit liebeskranken Mädchen, ob ihr Schatz treu sey und sie an den Altar führen werde. Dafür hat aber auch der Wunderdoktor von Lyß eine so zahlreiche Praxis, wie sich deren kein Hufeland und kein Schönlein je rühmen konnten. Von früh bis spät ist seine bescheidene Wohnung von den Boten der Hülfesuchenden belagert, welche oft Tage lang warten müssen, bis die Reihe, Audienz zu erhalten, an sie kommt. Die Wirthshäuser des Dorfes sind überfüllt und ein halbes Dutzend Apotheken der Umgegend, die sich herbeilassen, die unschuldigen Arzneien des Lyßerdoktors zu bereiten, machen die glänzendsten Geschäfte. Nicht nur unter den Ungelehrten sind die vielen Gläubigen zu suchen, nicht nur unter den ungeschulten Leuten, denen es am Ende kaum wunderbarer vorkommen mag, daß man die Krankheit eines Abwesenden in den Wolken lesen könne, als wenn ihnen versichert wird, eine telegraphische Depesche lege hundert Stunden in weniger als einer Sekunde zurück. Gebildete und Ungebildete, Geistliche und Laien, Katholiken und Protestanten, Handwerker und Staatsbeamte, Dienstmägde und elegante Damen suchen Hülfe in Lyß. Freilich bekennen sich die einen offenherzig zu ihrem Glauben, während die andern ganz insgeheim ihre vertrauten Boten schicken.

Sie schlagen, geehrter und insonderheit gebildeter Leser, über diesem Köhlerglauben die Hände ob dem Kopfe zusammen. Wer sagt Ihnen, daß die Kunst des Lyßerdoktors nicht mit dem Od des Herrn von Reichenbach zusammenhänge und sich auf eine noch unbegriffene Naturkraft zurückführen lasse? Aber auch zugegeben, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugehe (nach einer im Volk coursirenden Sage ist ein gewisses grünes Männchen der spiritus familiaris des Wunderdoktors), gibt es nicht zu allen Zeiten ungefähr gleichviel Dummheit und Aberglauben auf der Welt? Zwar werden heutzutage keine Hexen verbrannt, es gibt keine vom Staate bezahlten Augurn und der Glaube, daß man die Kühe, die in des Nachbars Stalle stehen, am Ofenstengelein melken könne, ist stark in Abnahme gekommen. Dagegen gibt es zur heutigen Stunde Leute, welche troz Humboldt und Arago darauf schwören, es glänze ein ganz aparter Stern für sie am Himmel; andere würden um alles in der Welt am Freitag keine Reise antreten; die dritten lassen sich nicht ausreden, daß Spinnen, am Morgen gesehen, Unglück bringen; es gibt Juden, welche noch immer an den Messias, und Deutsche, die dem Jahr achtundvierzig zum Troz noch immer an den Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser glauben. Gibt es nicht zur Stunde noch in Italien gemalte Madonnen, welche die Augen verdrehen, und in Frankreich Bischöfe, die in öffentlichen Akten ihre gläubige Heerde belehren, daß die Eisenbahnen und Dampfschiffe den Wirthen zur Strafe erfunden worden, welche Freitags ihren Gästen Fleisch serviren? — Wir können deßhalb den Wunderdoktor von Lyß durchaus nicht unzeitgemäß finden. Denen unter uns, welchen Gott das Leben schenkt, ist vielleicht vorbehalten, noch viel wunderbarere Dinge mit anzusehen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. **3. April 1853.**

Bonnard. Je rentre quand je veux, je sors quand il me plait,
Je dispose de moi, je m'appartiens, je m'aime,
Et sans rivalité je jouis de moi-même
Célibat! célibat! le lien conjugal
A ton indépendance offre-t-il rien d'égal? —
Danville. Et je te soutiens, moi, que le sort le plus doux,
L'état le plus divin, c'est celui d'un époux.

Delavigne.

Hagestolze.

1.

Ich kenne eine respektable alte Frau, die ihren Schwiegersohn in gutem Ernst versichert hat, im Sirach finde sich die Stelle: „Ein Mann, der kein Weib nimmt, ist so dumm wie ein Sack.“ Die Stelle habe ich nun freilich vergebens gesucht, um sie als Motto über diese Bilder zu setzen, und muß mich mit dem wohlbekannten und ächten Schriftwort begnügen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.“

Es mag zwar zu keiner Zeit den Hagestolzen an Waffen des Spotts gegen Ehemänner fehlen, und es ist gar nicht zu läugnen, daß auch die Rosen des Eheglücks manchmal aus Dörnlein gepflückt werden müssen. Es muß zugestanden werden, daß im gewöhnlichen Lauf der Dinge ein Ehemann seinen Kaffee mit Cichorien versezt trinken muß, daß er weniger Braten und mehr gesottenes Rindfleisch bekommt, als an der Table d'Hôte, daß man hie und da am Samstag das Heiligthum seines Zimmers zur Eßstube entweiht, was zugleich äußerst gefährlich für seine Schriftlichkeiten ist. Es geschieht ferner, daß sein Schlummer durch Kindergeschrei beunruhigt wird, und daß seine Buben auf seinem Spazierstock davon geritten sind, wenn er ausgehen will; an traulichen Abenden, wo er als guter Hausvater sich den Seinen zu widmen im Sinne hat, sind oft die Kinder so unartig, daß er mit Feuer und Schwert drein fahren muß; wenn er die Magd eben auf die Post schicken will, ist sie am Waschen und kann unmöglich entbehrt werden; hat er im Sinn, sich ein interessantes Werk anzuschaffen, so ist eben der Holzvorrath zu Ende oder die Kinder brauchen neue Schuhe.

Alles dieß und noch viel mehr kann einem Ehemann begegnen, wenn ich auch aus Schonung für die Frauen die schauderhafte Geschichte von einem Pfarrer gar nicht erzähle, der in einer stillen Nacht aus seiner Studierstube ein klägliches Gebrüll vernahm und bei näherer Untersuchung daselbst ein junges Kalb vorfand, das, in einer kalten Winternacht geboren, so anspruchsvoll war, ein geheiztes Zimmer zu begehren, und aus Mangel an einem andern Lokal in der Studierstube untergebracht wurde. — Was sind aber all diese Drangsale, die durch tausend kleine und große Freuden aufgewogen werden, gegen das allerglänzendste Hagestolzenleben, dessen Lichtpunkt das Wirthshaus, dessen Ziel ein unbeweintes Grab ist!

Ich habe wenig etymologisches Talent und die eigentliche Ableitung des Worts Hagestolz ist mir entfallen, wenn ich sie je gewußt habe. Dem Klang nach scheint es mir eine höchst unpassende Bezeichnung. Ich

sehe wahrhaftig nichts Stolzes daran, so entbehrlich durch die Welt zu ziehen, so unvermißt daraus zu scheiden. — Gibt es auf Erden ein stolzes Gefühl, so muß es das seyn, sich als die Sonne eines zweiten Daseyns, den Kern und Mittelpunkt der kleinen reichen Welt eines Hauses, als Stamm und Halt künftiger Geschlechter ansehen zu dürfen. Wo sonst hat unser eigenstes innerstes Wesen Geltung und Bedeutung als im eigenen Hause? Was du draußen erstrebst und schaffst und wirkst in Staat und Kirche, in Kunst und Wissen, immer fragt man nur nach dem, was du gibst, daheim allein liebt man dich als das, was du bist.

Von allen staatsökonomischen Planen hat mich stets nur Einer beschäftigt: eine Hagestolzensteuer zu erheben, das erschiene mir so gerecht, so einfach, so natürlich. Man müßte freilich Ausnahmen gestatten, wenn Einer eben wirklich nicht im Stande wäre eine Frau zu ernähren, oder wenn er bereits für Mutter und Schwestern sorgt, oder endlich wenn er zum wenigsten drei unverschuldete Körbe nachweisen kann.

Da erhebt sich aber eine Stimme: „das wäre schon gut, wenn die Frauen alle wären wie sie seyn sollten; aber wie viel böse Weiber gibt's! wie viel vergnügungssüchtige, putzsüchtige!“ u. s. w. Mag seyn, die Frauen sind allerdings nicht allzeit Engel, und schlimme gibt's; aber kühn sey es behauptet, für jeden guten Mann ist auch ein gutes Weib gewachsen, und seine Schuld ist's, wenn er sie nicht findet.

Woher entspringen die Hagestolze? Absolute Weiberfeinde, die aus abnormer Eigenthümlichkeit oder durch furchtbaren Verrath einer Geliebten getäuscht, das ganze Geschlecht grimmig hassen und fliehen, die sind in Novellen häufiger als im Leben. Da aber männliche Herzen nicht so leicht in Confessionen überfließen wie weibliche, so haben wir weit weniger Aufschluß über die Gründe männlicher Herzenseinsamkeit und können nur wenige Versuche machen, hier hinter die Couliffen zu schauen.

Es führe denn den Reigen, als einer der unschuldigsten der schwarzen Schaar,

Der heirathslustige Hagestolz.

Absicht war es also bei diesem nicht gewesen, einsam zu bleiben, und er am allerwenigsten hätte es je für möglich gehalten, ohne weibliche Pflege auszukommen. War er doch der Sohn seiner guten Mama, die ihrem Christian allnächtlich das Bett und alle Morgen das Weißzeug wärmte, und die ihn nie am Abend ohne Laternchen aus dem Haus gehen ließ. Sie konnte dieses System zärtlicher Fürsorge durchführen, da sie Wittwe war, und so ihrem Christian durch Schulen und Gymnasien bis auf die Universität folgen konnte.

Auch lag es keineswegs in der Absicht der Mama, daß der Christian einsam bleiben sollte; im Gegentheil, jeden Morgen, wenn sie ihm den Zopf band, und jeden Abend, wenn nach sieben Uhr der Gerstenschleim genossen wurde, den sie für das einzig gesunde Nachtessen hielt, begann sie mit Ermahnungen und Planen für seine künftige Verheirathung.

„So lang ich lebe, lieber Christian, hast du das Heirathen gar nicht nöthig; ein so junger Mensch sollte eigentlich noch nicht daran denken, und sich jung versprechen ist das größte Unglück. Aber ledig bleiben mußt du ja nicht. Dein lieber Papa selig wäre, mit allem Respekt sey es gesagt, im Spittel gestorben, wenn er keine Frau gehabt hätte, so wenig verstand er's auf seine Sachen acht zu haben. Nur mußt du mit Verstand wählen, Christian, verstehst du? und wohl acht haben auf alles, was ich dir sage. Es stünde besser in der Welt, wenn alle Männer ihrer Mutter gefolgt hätten!“

„Eine zu junge mußt du nicht nehmen, Christian; so ein Kindskopf kostet mehr Lehrgeld, als der ganze Kauf werth ist. Aber ja nicht zu alt darf sie seyn; die sind kränklich und werden eifersüchtig.“ — „Also in mittleren Jahren, Mama? so vier- oder fünfundzwanzig?“ — „Hm, nun ja, das heißt, kommt drauf an, wie alt du bist; sie sind oft noch ungescheit mit fünfundzwanzig, und mit sechsundzwanzig passen sie dann schon besser für einen Wittwer.“

„Und, lieber Christian, sieh ja nicht auf Reichthum; wenn du eine reiche Frau nimmst, so bist du ihr Gast dein Lebtag, und wenn sie dich nicht drum ansieht, so thun es ihre Eltern und Geschwister. Aber nimm keine arme! Wenn du gleich ein schönes Vermögen bekommst, eine arme Frau ist ein fressendes Kapital und hat nicht gelernt mit dem Geld umzugehen. — Nimm keine Vornehme, wo du vor deinem Schwiegerpapa Kratzfüße machen und dich bei deiner Schwägerin melden lassen mußt, aber ja keine von geringem Stand, die in Verlegenheit kommt, wenn du sie zu einem ordentlichen Menschen führst, und die von ihrer Magd ihr Lebtag darum angesehen wird, daß sie eigentlich nicht weiter her sey als sie.“

„Ich rathe dir nicht, lieber Christian, daß du einer Wittfrau Tochter nimmst; in so einem kleinen Wesen lernt man die Haushaltung nicht gehörig verstehen; auch keine Waise, so ein Mädchen ohne Heimath weiß gar nicht, wie man einen Mann behandeln muß. Es ist freilich auch schwierig, wenn man Schwiegerpapa und Schwiegermama zu berücksichtigen hat; da mußt du eben selbst zusehen.“

„Eine mit viel Geschwistern mußt du auch nicht nehmen, Christian; das gibt so viel Anhang und unter einer großen Heerde ist immer auch ein räudiges Schaf; hat sie viel Schwestern, so heirathest du sechs Frauen für eine, sind's viele Brüder, so ist des Schwagers Beutel allzeit gut genug. Aber was ich dir sage, nimm kein einziges Töchterlein! So ein verwöhntes

Ding will vom Mann gehätschelt seyn wie eine Puppe, und Papa und Mama sehen schief, wenn er nicht allweil auf den Knieen vor ihr liegt."

„Laß dir's ja nicht einfallen, eine schöne Frau zu nehmen; die kann's ihr Lebenlang nicht vergessen, daß sie schön gewesen, und je älter das Werk wird, desto kostbareren Einband mußt du anschaffen, um es herauszubringen. Eine Häßliche, oder gar eine, die einen Fehl an sich hat, die einäugig, schief, hinkend ist, die nimm beileibe nicht, und wenn sie sonst ein Engel wäre; wenn du's auch vergessen kannst, so vergißt sie's nicht. Es ist langweilig, sein Lebtag die Reize bewundern zu müssen, die eine Frau hat, aber noch viel langweiliger, wenn man die bewundern muß, die sie gar nie gehabt hat."

„Eine Verwandte nimm just auch nicht; es taugt nicht, wenn man sich vor dem Ehstand zu genau kennt; eine Ausländerin am allerwenigsten, die wird nie daheim, und bei allem, was sie nicht gern thut, steckt sie sich hinter den fremden Brauch."

In dieser Weise lauteten die Ehstandsregeln der Mama, die sich dem Christian alle so tief einprägten, weil es der würdigen Frau manch liebes langes Jahr vergönnt war, dem Christian Morgens seinen Zopf zu binden und Abends Gerstenschleim mit ihm zu essen.

Mittlerweile absolvirte der Christian seine Studien und wurde Advokat, weil das die Mama für gesunder hielt als den Staatsdienst, wo man an bestimmte Kanzleistunden gebunden sey. Er hätte nun das Alter zum Heirathen gehabt und war recht begierig darauf, wenn die Mama in ihren Maximen endlich einmal vom Negativen auf's Positive komme und ihm sage, was für eine er denn eigentlich nehmen solle; dazu war aber wenig Aussicht. Die Mama warf sich jezt auf's Illustriren ihrer Regeln, indem sie ihm aus ihrer Erfahrung allerlei schauerliche Exempel von unglücklichen Ehen erzählte: von einer reichen Frau, die dem Mann das Geld vorgezählt, von einer armen, deren Brüder ihn als Handwerksbursche angebettelt, von einer vornehmen, deren Mann rückwärts fahren und den Schoßhund halten mußte, von einer niedrigen Standes, deren Papa just ein Kalb gestochen, als ihm der Schwiegersohn in neuen pfirsichblüthfarbenen Plüschhosen einen Besuch gemacht, wobei selbige Hosen mit Blut bespritzt worden. Wenn der Christian am Sonntag ehrbar mit ihr zur Kirche ging, so sezte sich die Mama wo möglich so, daß ihre Poschen und ihr Fächer ihm die Aussicht auf die Damenwelt verdeckten, und wenn er sich erlaubte selbst vom Heirathen anzufangen, so meinte sie, ein so junger Mensch habe noch lange Zeit, daran zu denken.

Die Mama ward alt und lebenssatt, der Christian lernte sich den Zopf selbst binden und noch obendrein die Mama frisiren, und es kam endlich der Abend, wo sie den lezten Gerstenschleim zusammen speisten, und die Nacht, wo die Mama in Frieden entschlief.

Als der Christian, der bereits das Schwabenalter passirt, sie zu Grabe geleitet und wie ein guter Sohn treulich beweint hatte, da begann er recht ernstlich an's Heirathen zu denken. Aus der Verlassenschaft der Mama suchte er ein prachtvolles karmoisinrothes Taffetkleid mit allem Zubehör und einen köstlichen Perlenschmuck hervor. Das legte er in eine besondere Kommode für den wichtigen Zeitpunkt, wo er seine Erkorene heimführen würde, der diese Schätze bestimmt waren. — Die Magd seiner Mutter fand zu dem ansehnlichen Legat, das ihr geworden alsbald ein theilnehmendes Herz und heirathete. Der Christian wollte keine andere Dienerin nehmen; eine junge könnte dem guten Ruf eines heirathslustigen jungen Mannes schaden, eine alte würde sich schwer in eine junge Herrin schicken. Er speiste zuerst im Gasthof, versuchte sich nachher selbst in der edlen Kochkunst und begann seine Augen auf die Töchter des Landes zu richten.

Das ist aber keine leichte Sache, wenn man vierzig Jahr gewöhnt war, durch die Brille seiner Mama zu sehen. Und wo er endlich glaubte etwas Taugliches erblickt zu haben, da trat sicherlich eine der Ausstellungen der Mama in den Weg.

Gegenüber wohnte ein geseztes Frauenzimmer, die Tochter eines Arztes, eines Wittwers; das war ja wie bestellt für ihn, der keiner Wittwe Tochter und keine Waise nehmen sollte und für den zwei Schwiegereltern auch mißlich waren. Er stäubte das karmoisinrothe Taffetkleid aus und holte den Perlenschmuck hervor, verfertigte auch eigenhändig Zimmtsterne zum Verlobungsmahl. Am folgenden Morgen wollte er den großen Coup wagen und hatte ein nagelneues Zopfband bereit gelegt.

Am folgenden Morgen aber bemerkte man große Bewegung drüben. Sollten sie schon eine Ahnung von Herrn Christians Absichten haben? Ach nein, als er eben in vollem Ornat die Treppe hinabsteigen wollte, rief ihm seine Hauswirthin zu: „Haben Sie's auch schon gehört, Herr Doktor — mit des Doktors drüben?" — „Und was?" — „Ei, des Doktors durchgegangener Bruder ist in Surinam drinn gestorben, wo er ein paar hundert schwarze „Gschlafen" gehabt und eine Last Geld erworben hat, und der Doktor erbt hunderttausend Gulden. Da gibt Jungfer Karoline eine Partie! Nur die zwei Kinder, und der Sohn zehrt erst noch aus!"

Herr Christian stieg seine Treppe wieder hinauf, zog seine Staatstracht aus und schloß Schmuck und Taffetkleid wieder ein. Hunderttausend? das war zu reich! Und auch als die Erbschaft später auf zwanzigtausend zusammenschmolz, erschien Jungfer Karoline in solcher Pracht und Herrlichkeit, daß sie am Ende das Karmoisinrothe gar nicht zu würdigen gewußt hätte.

Ein Herr Vetter Kanzleirath kam mit vier Töchtern in die Stadt, wo Herr Christian wohnte, und er fand ohne Schwierigkeit Zutritt im Hause. Vier Töchter waren zwar schon ziemlich viel, doch hatte die Mama ja nur vor sechsen gewarnt. Alter, Stand, Vermögen, alles war recht, es fehlte nur am günstigen Zeitpunkt. Auch der sollte eintreten. Am Fastnachtabend wurde Herr Christian nebst einigen Kanzleiverwandten zu Fastnachtküchlein geladen; es ging ungemein heiter her und wurden zulezt noch Pfänder gelöst. Herr Christian thaute ganz auf und sein Zopf, der schon begann eine Antiquität in der Welt zu werden, bewegte sich äußerst schalkhaft hin und her. Bei Gelegenheit der Pfänderlösung erfuhr er auch, daß Jette, die zweite der Töchter, eben das fünfundzwanzigste zurückgelegt. Das war ja just das rechte Alter! Er hatte, da er etwas kurzsichtig war und die vier Schwestern sich ganz gleich kleideten, bis jezt noch keine beim Namen gekannt; nun aber wurde er ganz kampfmuthig, und um doch herauszubringen, welches die Rechte sey, bat er beim Abschied, als man ihm die Magd zum Heimleuchten anbot, Jungfer Jette möchte ihn nur die Treppe hinab begleiten, er finde dann den Heimweg allein. Jette, eine ansehnliche Gestalt, erhob sich und schritt mit dem kupfernen Leuchter voraus die Treppe hinab; im Hinuntersteigen studirte Christian seine Rede aus, und in der untern Flur blieb er plötzlich der Erkorenen gegenüber stehen und begann: „Jungfer Jette—“ — „Was wollen Sie, Herr Vetter?“ fragte die Dame freundlich. Zum erstenmal schaute Herr Christian seiner Zukünftigen voll in's Gesicht: o weh! sie war einäugig und überaus häßlich. War es der pure Gehorsam oder war der Christian so keck seinen eigenen Geschmack zu haben — er schwieg stille. „Was wollen Sie, Herr Vetter? was haben Sie denn?“ fragte Jette abermals. — „Ich, ich — verzeihen Sie, ich habe den Wadenspanner,“ sagte Herr Christian mit großer Geistesgegenwart, um seinen Stillstand zu entschuldigen. — „So? dann will ich Ihnen das Licht stehen lassen, bis er vorüber ist,“ sagte Jungfer Jette etwas schnippisch und schwebte ab. — Herr Christian blies das Licht aus, um Feuersgefahr zu verhindern, und schritt gedankenvoll nach Haus.

Wer mag zählen, wie oft wohl der Herr Christian zu dem wichtigen Schritt angesezt hat, ohne „den Rang zu kriegen,“ wie man im Schwäbischen sagt! Inzwischen vervollkommnete er sich immer mehr in der edeln Kochkunst, auch versah er selbst allen und jeden Zimmerdienst, und soll hübsch anzusehen gewesen seyn, wie er, mit einer Schlafhaube und Schürze angethan, Morgens seine Küche besorgte, sein Zimmer kehrte, das Geschirr fegte und die Kleider bürstete, in denen er dann Nachmittags zierlich und steif, mit dem stattlichen Zopf, aus dem ein Büschelchen Haare hervorsah, das ihm den Namen „Onkel Christians Leimpinsel“ erwarb, auf Kanzleien und Gerichtsstuben schritt, wohin ihn eben seine Geschäfte führten.

Immer gewisser nahm die Welt an, daß Herr Christian ledig verbleibe; Vetter und Neffen begannen ihn zu kultiviren, die Zahl seiner Pathchen vermehrte sich auf bedenkliche Weise. Er bedachte sie gewissenhaft um Weihnachten je mit einem Gulden und einer Schachtel voll selbstverfertigten Backwerks, dem er immer ein detaillirtes Inhaltsverzeichniß beilegte: „Hiebei sende dem Adolf 1 fl., sage einen Gulden, zwei Lebkuchen, vier Springerlein, drei Mandelbrod u. s. w.“ Er selbst aber fuhr fort das Tafftkleid im Stand zu erhalten und den Schmuck zu ordnen.

Ein munteres Töchterlein der Frau Majorin im Parterre suchte ihn fleißig heim, half ihm beim Kochen, obwohl er sie nicht bewegen konnte etwas von seinen Produkten zu kosten, fütterte seine alten Katzen, Erbstücke der Mama, und wollte ihm seinen Zopf abschwatzen. Minette wich nun freilich in vielen Stücken von der Vorschrift der Mama ab; sie war einer Wittwe Tochter und noch gar jung, aber an ihrer häuslichen Gewandtheit sah er ja, daß sie kein Lehrgeld mehr zahlen dürfe, auch war der Vater noch nicht lange todt, und an ihm, einem tollköpfigen Säufer und Spieler, der sie und die Mutter arm gemacht, hatte sie die Männerbehandlung gründlich studiren können. Sie sprach offen mit ihm von ihren häuslichen Kümmernissen, und er sprach recht erbaulich mit ihr über das Verderbliche der Offiziersheirathen. Minna durfte auch den Schmuck und das Karmoisinrothe sehen, und war außer sich vor Bewunderung. Wie wird sie erst jubeln, wenn sie einmal erfährt, daß sie selbst die Besitzerin dieser Herrlichkeiten werden soll! Nur ihren zwanzigsten Geburtstag, wollte er, der Mama selig zu lieb, noch abwarten, bis er sie damit überraschte.

Der Tag war nun ganz nahe und eines Morgens hatte Herr Christian eben das Tafftkleid auf's schönste zurecht gelegt und den Schmuck darauf ausgebreitet, da hörte er ein Kichern, Sporengeklirr und den leichten Schritt eines Damenschuhs auf seinem Vorsaal. Rasch fuhr er in seinen Plüschrock, erstaunt ob so frühen Clienten. Und Minna trat ein am Arm eines schlanken Lieutenants: „Sie müssen unsere erste Brautvisite seyn, Herr Doktor! Nicht wahr, Sie nehmen's nicht übel, daß ich doch einen Offizier genommen?“ Dabei strahlten ein Paar glückselige Augen an dem gewichsten Schnurrbart des jungen Kriegers hinauf. — „Gratulire, gratulire!“ stammelte der schwerbetroffene Herr Christian; der Lieutenant sezte wiederholt zum Sprechen an, aber aus Furcht in Lachen auszubrechen, wenn er den Doktor im Plüschrock und der Schlafhaube ansah, brachte er nur hervor: „Auf Ehre!“ — Das Paar empfahl sich bald, und der

Doktor legte in aller Stille das karmoisinrothe Tafftkleid und den Schmuck in die Kommode. Eine prachtvolle Zitternadel behielt er zurück zum Hochzeitgeschenk für Minna.

Gar einsamlich gestaltete sich nun fortan sein Leben, nur die Katzen schlichen ihm schnurrend mit gekrümmtem Buckel entgegen, wenn er nach Hause kam. Am Ende wurden aber auch diese blind und taubstumm und kein Laut unterbrach die abendliche Todtenstille seines Zimmers. Er selbst aber stieg noch manch langes Jahr in unveränderter Gestalt durch die Straßen. Sein Anzug blieb fortwährend derselbe, wie er ihn zu Zeiten der Mama selig getragen, und der Leimpinsel des Onkel Christian ragte als ehrwürdige Rellquie aus besserer Zeit in unser ungeschwänztes Zeitalter herein. Im Kochen brachte er es zu großer Virtuosität und wurde immer mehr daheim in seiner Einsiedelei.

Endlich hatte er ausgekocht, der Herr Christian; er wurde zur Seite der Mama niedergelegt, und in seinem stillen Stübchen wurde es laut genug, als ein Dutzend Basen und Vettern sich um den Nachlaß stritten. Das Perlengeschmeide, über das sie sich nicht vereinen konnten, wanderte zum Juden; das karmoisinrothe Tafftkleid aber florirte noch lange bei Liebhabertheatern und Fastnachtsspäßen, bis es zuletzt als Bettcouvert sein einst so hoffnungsreiches Daseyn beschloß.

Zur Würdigung Friedrich Schillers.

III.

Maria Stuart. — Jungfrau von Orleans. — Braut von Messina. — Tell.

Der Wallenstein war eine Arbeit gewesen, nach deren Vollendung Schiller seinem Gemüth ein freies Spiel der Erholung gönnen durfte; er hatte das Heiligthum der Poesie durch sittliche und wissenschaftliche Thaten erobert und konnte nun nach seiner Wiedergeburt als Dichter mit leichterer Hand die Früchte brechen, die am Baum seines Geistes reiften. „Neigung und Bedürfniß," schrieb er an Goethe, „ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff, denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jezt herzlich satt." Er nahm nun doch einen Gegenstand aus der Geschichte, aber er ergriff in ihm weit mehr die gemüthliche als die historische Seite und zeichnete in der Maria Stuart das leidende Weib, das durch Reiz und sinnliche Schönheit schuldig geworden, dann ein unverdientes hartes Geschick als Buße auf sich nimmt und durch Leiden versöhnt in religiöser Beseligung sich verklärt. Dieß war eine neue Sphäre für ihn, eine neue Errungenschaft seines Genius, und zog ihn so sehr an, daß er das Weltgeschichtliche, das im Stoffe lag, den Kampf des Protestantismus und Katholicismus, nur berührte, daß er seine duldende Heldin nicht im Zusammenhang mit der Kette ihres Geschlechts hinstellte, das durch Verbrechen und Leiden es fraglich macht, ob es unwürdiger oder unglücklicher zu nennen sey, und in der Erfahrung die Gedanken von Erbsünde und Erbschicksal aufzeigt. Schiller ist dadurch ungerecht geworden gegen Elisabeth, die ächt königlich das Wohl ihres Volks und das Ganze des Staats in der großen Seele trug, wenn sie auch minder anmuthig als ihre Gegnerin war, und die nicht als falsche Gleißnerin dargestellt werden durfte. Stand das politische Interesse bei ihr im Vordergrund, dann war der Conflikt der Weiblichkeit mit der strengen Staatsklugheit zu schildern, dann wäre es um so anziehender geworden, wenn sie, nun durch Maria persönlich gekränkt und gereizt, das Todesurtheil hätte vollstrecken lassen. Eben so durfte bei Burleigh nicht so die unmotivirte Privatfeindschaft gegen Maria der Ausgangspunkt seyn, sondern das Motiv mußte bei ihm das erste seyn, welches er zulezt noch der Königin geltend macht:

Du sagst, du liebst dein Volk mehr als dich selbst,
Das zeige jezt! Erwähle nicht den Frieden
Für dich und überlaß das Reich den Stürmen!
Denk' an die Kirche! Soll mit dieser Stuart
Der alte Aberglauben wiederkehren,
Der Mönch auf's Neu hier herrschen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unsre Kirchen
Verschließen, unsre Könige entthronen?
Die Seelen aller deiner Unterthanen,
Ich fodre sie von dir. — Wie du jezt handelst,
Sind sie gerettet oder sind verloren,
Hier ist nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht.
Hat Shrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten.

Steht dieser Mangel der Tragödie fest, dann kann man abgesehen von ihm mit Hoffmeister sagen: „Das Drama durchläuft in den Gemüthszuständen der Maria das ganze System der menschlichen Empfindungen und Affekte bis zur religiösen Erhebung, und stellt das menschliche Herz in dem weitesten Umfang seiner Regungen so wahr, innig und zart dar, daß in dieser Hinsicht mit unserem Stücke kein früheres verglichen werden kann." Dann darf man mit Frau von Staël behaupten, Maria Stuart sey von allen deutschen Dramen das rührendste und planmäßigste, dann mit August Wilhelm Schlegel die große Kunstfertigkeit und Gründlichkeit in der Anlage und Ausführung bewundern, dann mit Karl Grün am rothen Blut der Leidenschaft in den Adern Mortimers, des liebeglühenden, religiös fanatischen, poesiereichen Jünglings, seine Freude haben, und mit diesem Schillerverehrer anerkennend hinzufügen: „Und nun all dieser Streit der Herzen und der Meinungen, all dieß Feuer der Leidenschaft, all dieser tödtliche Haß und diese tödtliche Liebe feierlich beschlossen durch ein poetisches Requiem, durch jene unübertreffliche Abschiedsscene von allem, was auf Erden Liebes und Theures zurück bleibt, durch jene lang austönenden Mollaccorde, die sich bald zum Himmel richten, um seine Versöhnung zu erlangen, bald liebend auf den lezten Perlenschmuck zurück deuten, der einer werthen Kammerfrau zurückbleibt."

In der Maria Stuart ist die Religion, ist das Ueberirdische in das Gemüth gelegt; es wirkt als Glaube, es versöhnt die Seele der duldenden Königin mit sich selbst und mit Gott und gießt einen Schimmer der Verklärung über sie aus. In der Jungfrau von Orleans greift das Göttliche bildend in die diesseitige Welt ein; die Befreiung des Vaterlands erscheint als eine religiöse That, und die Einigung des Christenthums

mit dem Volksgeiste zur Gründung des freien Staats wird zum Inhalte des Dramas. Shakespeare hatte in einem Jugendwerke die Jungfrau von Orleans vom Parteistandpunkt des Engländers ungenügend gezeichnet, Voltaire in frecher Frivolität an ihren Namen eine Fülle unsauberer Witze und irreligiöser Seitenblicke geknüpft, Schiller fühlte sich von seiner Begeisterung für alles Erhabene und Edle getrieben, sie so darzustellen, wie sie im Bewußtseyn und in der verherrlichenden Tradition des Volks lebt, und in diesem Sinn apostrophirt er sie selbst in einem Gedicht:

Dir reicht die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu;
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Ich will es darum nicht tadeln, daß er hier von der äußern Geschichte abgegangen, daß er die von ihrem Volk Verlassene wieder mit ihrem Volk versöhnt und als dessen Retterin siegreich hat sterben lassen; denn er hat dadurch nichts anderes gethan, als die nach ihrem Tod erfolgte Revision ihres Processes in sein Werk mit aufgenommen und die Zeit des Leidens und der Verkennung als verschwindend dargestellt gegen den bleibenden Ruhm in der liebevollen Erinnerung der Menschheit; wie es das Schlußwort selbst andeutet: „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!"

Dabei erkannte Schiller, der damals mit Goethe die Unterschiede der poetischen Gattungen sicher zu stellen und sich klar zu machen gesucht hatte, daß eine Heldin, die unter göttlicher Inspiration im Einklang mit dem Geiste ihres Volks dasselbe zu Kampf und Sieg führt, ein Gegenstand für das Epos, nicht für die Tragödie sey; er fühlte, daß sie dieß letztere nur dadurch werden könne, daß ihre Menschlichkeit in Collision mit ihrer Sendung komme, und daß sie aus diesem Widerspruch sich herausrette und durch sittliche Hingebung und Selbstüberwindung das mit eigener Kraft wieder erringe, was ursprünglich eine göttliche Gnadengabe gewesen war. „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden," sagt der Dichter und deutet damit hin auf die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit von Geist und Herz, die überall die Bedingung ächter Größe sind, die zur Aufnahme und zur Ausführung einer göttlichen Mission in der Weltgeschichte erfordert werden. Aber seltsamerweise wird er dann zu einem Vertreter der mönchischen Lebensansicht, als ob durch Liebe und Ehe der Mensch verunreinigt werde, statt in der Wechselergänzung mit der wahlverwandten Persönlichkeit die Erfüllung und Vollendung des Daseyns zu finden. Nicht durch die Liebe als solche kommt Johanna in Zwiespalt mit der ihr offenbarten Lebensaufgabe, wie sie das hie und da äußert, sondern durch die Liebe zum feindlichen Feldherrn, was auch Schiller gegen das Ende hin andeutet, wenn sie seine Werbung damit abweist, daß sie sagt: Du bist der Feind mir, der verhaßte meines Volks! Deßhalb kann sie nicht mit Nein antworten, als ihr Vater sie fragt, ob nicht der Feind in ihrem Herzen sey. Sie schweigt auf die Anklage, weil sie den Widerspruch ihres Herzens mit ihrer Vaterlandsbegeisterung fühlt; weil sie sich schuldig fühlt, nimmt sie willig als Buße an, was auch über sie verhängt werde, und in dieser Ergebung in den Willen Gottes überwindet sie sich selbst, tilgt sie allen Conflikt ihrer Natur mit demselben und lebt sie einig mit Gott, voll jenes Vertrauens, kraft dessen sie zu Raimond sprechen kann:

Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen;
Nur wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht.
Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'sche Band.
Ich habe das Unsterbliche mit Augen
Gesehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen. — Siehst du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen? So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!"

Höchst preiswerth ist, wie Schiller bei der Darstellung der wunderbaren Offenbarung an seine Heldin die Empfänglichkeit derselben dafür kunstsinnig motivirt und das Ueberirdische an das Irdische angeknüpft hat. Er schildert sie naturgläubig und christlich fromm; sie sitzt unter dem alten Druidenbaum, den der Volksglaube mit mancher Segenskraft begabt, und wenn sie im Schatten dieser Eiche schläft, so zeigt ihr ein Traum das Lamm, das im Gebirge sich verloren, aber sie blickt betend zu dem Gnadenbilde der Mutter Gottes empor, das dort ihr gegenüber steht und des Himmels Frieden um sich ausbreitet. Sie ist Hirtin und gedenkt, wie Gott der Hirten sich gnädig erwiesen, sie zu Königen und Propheten berufen. Die Kunde von des Vaterlandes Noth ist zu ihr gedrungen, sie kann nicht fassen, daß es die Fessel eines fremden Volks trage. Ihre Liebe zum Vaterland ist Eins mit ihrer Treue für den König, in dem ihr das ganze Volk persönlich vor Augen steht, der ihr der Hort des Friedens und der Freiheit ist. Er ist es

— der den heil'gen Pflug beschützt,
Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron,
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Größte,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindsel'gen Erde. Denn der Thron
Der Könige, der vom Golde schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier steht
Die Macht und die Barmherzigkeit, es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte,
Und scherzet mit dem Löwen um den Thron.

Auf das trefflich gezeichnete Bild des ländlichen Lebens folgt die Rathlosigkeit des Hofs, folgt die Siegeskunde der Jungfrau, noch ehe sie selber auftritt, als Bekräftigung ihrer Sendung. In der Schlacht die Feinde überwindend, mit dem Wort des Friedens die abgefallenen Söhne des Vaterlands wiedergewinnend, geht sie rasch und freudig voran, bis sie innerlich gebrochen am Glanz des Festzugs Theil nimmt, verstoßen wird, sich innerlich reinigt und für ihr Volk sich opfert, indem sie es von neuem zum Sieg führt. Der Gang des Stücks ist heldenhaft, das Ganze ist reich an erschütternden und erhebenden Situationen, aber die Episoden mit Montgomery und dem schwarzen Ritter sind störend, und der Contrast der Isabeau, der in ihren Worten an die Engländer gipfelt: „Ich will euch statt einer Jungfrau und Prophetin seyn," durch die Gemeinheit der alten Königin unerquicklich. Talbot ist unhistorisch zum Freigeiste gemacht, aber doch großartig gehalten. Schwung und Glanz der Diktion sind des Gegenstandes würdig, die Anklänge an Sprache und Bilder der Bibel eben so angemessen als wirksam.

Die Vorrede zur Braut von Messina beginnt Schiller also: „Ein poetisches Werk muß sich selbst rechtfertigen, und wo die That nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen." Wirklich hat er weder seine Einführung des antiken Chors noch die Vermischung der verschiedenen Religionsformen mit Glück vertheidigen können. Denn indem der Chor bei ihm selbst in zwei Hälften gespalten und in den Parteikampf hineingezogen wird, kann er nicht wie bei den Alten die Idee des sittlichen Gleichmaßes gegenüber den gegensätzlichen Rechten und Leidenschaften der Helden vertreten, nicht die Gottesstimme des Volkes seyn, nicht der Repräsentant der menschlichen Gattung, die den Kampf und Tod der Einzelnen überdauert, nicht der ideale Zuschauer, der das Gefühl, welches die Handlung erregt, dem Publikum sogleich in geläuterter Form künstlerisch gereinigt ausspricht. Die erhabenen und edlen Betrachtungen der Schillerschen Chöre sind etwas Unerklärliches im Munde von Menschen, die von sich selbst äußern:

> Uns aber treibt das verworrene Streben
> Blind und sinnlos durchs wüste Leben.

Schiller übersah, daß das romantische Drama in dem volleren Gedankenleben der Helden selbst, wie in dem Hintergrunde mitspielender Nebenpersonen und im Humor ein Aequivalent des Chores erhalten hat, aus dessen lyrischem Boden die antike Tragödie entsprossen war, während die neuere aus der epischen Breite dargestellter Handlungen erwuchs. — In Bezug auf die Verbindung der mannigfaltigsten Kulturelemente preist Gervinus Schillers glücklichen Griff, der das richtige Lokal für solch ein Amalgam in Sicilien gefunden habe, wo Griechen und Römer, Normannen und Araber heimisch gewesen; aber Schiller hat das Heidnische, Christliche, Muhammedanische nicht innerlich verwoben und verschmolzen, sondern nur neben einander aufgeschichtet, und sein Werk hat dadurch keine organische Einheit erhalten.

Das Schicksal erscheint in der Braut von Messina nicht als die göttliche Gerechtigkeit, welche die Schuld bestraft, es erscheint nicht im Zusammenhang mit dem Charakter und Willen der Menschen, so daß diese durch ihre Thaten ihr Loos bereiten, sondern es ist ihnen äußerlich, für sich fertig, es lauert tückisch im Hintergrund, und knüpft ein Liebesband, um es hohnlachend wieder zu zerreißen. Dieser Mangel an Immanenz der Idee ist der Grundfehler des Schillerschen Dramas; dadurch trägt es die Schuld, daß Müllners Schuld sich ihm direkt an die Fersen heftete, dadurch ist es die Ahnfrau von Grillparzers Ahnfrau geworden und hat unter stümperhaften Nachahmern jenen gotteslästerlich bombastischen Unsinn der sogenannten Schicksalstragödien veranlaßt, von dessen Crudidäten erst Platen und Börne uns befreit haben.

Die Braut von Messina enthüllt allerdings das Unheilvolle des Geheimnisses, des Geheimhaltens, aber es ist doch zu gewagt und zu gesucht, hiernach sie mit Hinrichs zu einer politischen Tragödie zu machen, als welche der Oeffentlichkeit im Staatsleben durch Untergang des Gegentheils den Boden bereite. Viel besser erkennt Hillebrand die tragischen Grundgedanken des Werks darin, daß in der vernunftlosen Leidenschaft und Selbstentäußerung der Menschen das Walten des dämonischen Zufalls heraufbeschworen und das Verderben der Verblendeten herbeigeführt werde. „Der Mensch, der sich an die blinde Macht des Aberglaubens ergibt, ist mit Recht ihr Sklave und Opfer. Seine Schuld ist die Vernunftveräußerung. Ist diese einmal geschehen durch ein solches Hingeben an die Aeußerlichkeit des Traums, des Orakels, hat der Mensch den innern sokratischen Dämon, den wahren Geistesrather in seiner eigenen Brust verlassen, so geräth er mit Recht in die Gewalt des unvernünftigen Naturdämons und des Zufalls, seines Begleiters. Rathlos und unfrei wird er von diesem dem Verderben zugeführt, das er verdient durch den Verrath an der Freiheit, an der Vernunft, des Menschen höchster Kraft. Dieser Gedanke ist an sich ächt tragischer Behandlung fähig, nur hat ihn Schiller eben nicht von seiner rechten Seite gefaßt, nicht in seiner psychologisch-ethischen Bedeutung entwickelt, nicht mit den Motiven, welche in seinem eigenthümlichen innern Gehalte gelegen sind, ausgeführt."

In Bezug auf Bruderhaß und Brudermord ist mehrfach an Eteokles und Polyneikes, an Klingers Zwillinge erinnert worden. Den nähern Anschluß der ganzen Composition an ein antikes Werk bezeichnet Schiller selbst in einem Brief an Goethe. „Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff aufzufinden,

welcher von der Art des Oedipus rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese Vortheile sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zu Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und daß die Furcht, daß etwas geschehen seyn möchte, das Gemüth ganz anders afficirt als die Furcht, daß etwas geschehen möchte. Der Oedipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da und es wird nur herausgewickelt." Bei Sophokles hat Oedipus den Vater erschlagen und die Mutter geheirathet, die That ist geschehen, und die Tragödie stellt nun dar, wie sie ihm zum Bewußtseyn kommt, wie er nicht ertragen kann, mit Augen das Schreckliche anzusehen, Sohn und Gatte der Mutter, Vater und Bruder der Kinder zu seyn. Aber dem Laios war als Strafe für seine unnatürliche Unzucht mit Pelops Sohn Chrysippos der Tod durch die Hand seines eigenen Kindes vom Schicksal bestimmt, und Oedipus, der von ihm Ausgesetzte, war in Korinth in Polybos Haus erzogen, aber durch ein Orakelwort darauf hingewiesen, welch ein Verbrechen zu begehen ihm drohe; er durfte jetzt nicht jähzornig einen Greis erschlagen, nicht ohne weitere Prüfung eine königliche Wittwe heirathen, die seine Mutter seyn konnte. Er erfüllt sein Verhängniß, aber er thut es nicht ohne Schuld. Die Brüder bei Schiller dagegen wissen weder, daß sie eine Schwester haben, noch daß ihnen bevorstehe, dieselbe als Braut oder Gattin zu lieben. Ferner hat Schiller, wie die antike Tragödie, die Charaktere ganz allgemein gehalten, aber in dieser haben sie stets ein bestimmtes Pathos, einen gewissen Zweck, vertreten ein Recht, während bei ihm dieß fehlt und dadurch der Mangel der Individualisirung zum Fehler wird.

Trotz dem ist die Wirkung des Stücks erschütternd. Die Entwicklung der verwickelten Geschichte ist kunstvoll angelegt und durchgeführt, die Sprache prangt im reichsten Schmuck, ohne überladen oder verziert zu seyn, und was die Poesie der Situationen betrifft, so wird kaum ein anderes deutsches Drama mit ihm wetteifern können. Ich erinnere nur an Isabella, wie sie einer Niobe gleich sich ihres Kindersegens rühmt, unmittelbar ehe die verhängnißvolle Lösung der Räthsel und in Einem die Erfüllung der scheinbar widersprechenden Träume und Orakel erfolgt; ich erinnere an die Erzählungen der beiden Brüder über die Art und Weise, wie sie die Geliebte kennen gelernt. Damals ward Calderon in Deutschland näher bekannt, und ich stehe darum nicht an, seinen Einfluß auf Schiller und einen Wettkampf mit ihm in der Braut von Messina zu behaupten. Die Bilderpracht der Diction, das die Charakterzeichnung überwiegende Wohlgefallen an einer Fülle von anziehenden Lebenslagen, die ich eben als Poesie der Situation erwähnte, ist ja auch des großen Spaniers Eigenthum, und eben so liebt auch er durch tiefsinnige Gedanken in seinen Dichtungen das Wesen des Geistes und der Dinge offenbarend auszusprechen, wie Schiller in der Braut von Messina. Wie kann die versöhnende und verklärende Macht des Todes herrlicher dargestellt werden als in den Worten Don Cäsars? Er erwähnt, wie der verstorbene Bruder jenseits allen Wettstreits wie ein Gott in der Erinnerung der Menschen wandeln werde, und setzt hinzu:

Ein mächtiger Vermittler ist der Tod,
Da löschen alle Zornesflammen aus,
Der Haß versöhnt sich und das schöne Mitleid
Neigt sich ein weinend Schwesterbild mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.

— — —

— — — —

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.

Es ist der Begriff der Liebe, wie sie mit urplötzlicher Gewalt durch die Totalität einer uns entsprechenden Persönlichkeit unser ganzes Wesen ergreift, nicht minder trefflich von Don Cäsar dargethan:

Dunkelmächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben. —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es oder keine sonst auf Erden!

Auf die blühenden Bilder des Lebens, die der Chor entwirft, auf viele seiner so tiefgedachten als glänzend ausgesprochenen Ideen genügt es hinzuweisen; sind sie es doch, denen die Tragödie ihr Leben im Gedächtniß und Herz der Menschen verdankt.

Im Tell sang Schiller sein Schwanenlied. Die Freiheit, die der Räuber Moor vergebens im revolutionären Kampf gegen die Ordnung des Lebens gesucht, die Freiheit, deren Idee Posa gepredigt und für die er in den Märtyrertod gegangen — hier soll sie nicht erst wirklich werden, hier ist sie da in einem naturwüchsigen, geordneten Volksleben, das ein drohendes Joch abwirft und im Siege sich mäßigt. Das Gedicht ist darum keine Tragödie, sondern ein episches Schauspiel; das ganze

Volk ist der Held, wie im Shakespeare'schen Dramencyklus, der die englische Geschichte auf die Bühne brachte. Instinctiv ergreift Tell das Rechte und rettet den Staat vor dem gefährlichsten Feinde, indem er, zur Nothwehr gedrängt, die Familie rächt: beide gehören zusammen. Und wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in die Ferne sich aufthut, so zeigt uns Schiller im Attinghausen und Melchthal den welthistorischen Uebergang des mittelalterlichen Ritterthums und seiner Kultur in das Bürgerthum der Neuzeit.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Der edle Attinghausen erkennt an, wie das Volk in freier That mündig geworden, und Melchthal, der den Handschlag des Bauern auch als ein Ritterwort geachtet sehen will, da sein Stand älter sey als der Adel, er schließt mit Rudenz den Freundschaftsbund, sobald dieser die gemeinsame Sache des Vaterlands ergreift. Ueberall herrscht eine ächt historische Färbung, überall sind die Motive für die Charaktere und Thaten aus der Sache selbst genommen; die Sprache ist volksthümlich wie im Homer und in Luthers Bibel und die Anklänge an diese Grundbücher der Menschheit heimeln uns lieblich an. Das Gedicht war eine Weissagung der Erhebung Deutschlands in den Befreiungskriegen, war eine Mahnung des scheidenden Sängers an das nachwachsende Geschlecht:

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

In der Gewißheit des Siegs konnte der Seher dahingehen wie sein Attinghausen, wie dieser die Seinen beschwörend:

Seyd einig! einig! einig!

August Wilhelm Schlegel nennt den Tell das vortrefflichste von Schillers Dramen. Ich erkenne den Wallenstein für sein Meisterwerk, stimme aber gern jenem berühmten Kunstrichter bei, wenn er zur Begründung seines Urtheils hinzufügt: „Hier ist Schiller ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt, die Behandlung ist treu, herzlich und von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit. Im Angesichte von Tells Kapelle am Ufer des Vierwaldstädtersees, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Dichtung verdient zur halbtausendjährigen Feier der Gründung schweizerischer Freiheit aufgeführt zu werden."

Wie Shakespeare seinem Hollinshed oder Plutarch, so ist Schiller seinem Tschudi, seinem Johannes Müller treu, oft bis auf's Wort gefolgt. Die Volkssage hatte ihm vorgearbeitet, indem sie uralterthümliche Dichtungen mit dem historischen Ereigniß verschmolz, und so war ein poetischer Stoff, vom Volksgemüth getragen, dem Dichter durch die lebendige Tradition gegeben. Wenn auch der Apfelschuß Tells schon vom mythischen Eigel gethan war, wenn sich auch kein Landvogt Geßler zu Küßnacht urkundlich nachweisen läßt, der schweizerische Volksgeist spiegelt sich nichts desto weniger in jenen Geschichten, und sie sind historisch geworden, indem die Jugend sie glaubte und sich von ihnen zu ähnlicher Freiheitsliebe, zu patriotischer That begeistern ließ. Die Mythe ist so gut aus dem Herzen des Volks geboren, ja sie drückt dessen Sinn und Seele oft deutlicher aus als das faktische Ereigniß, als eine wirklich persönliche That. Goethe sagte einmal sehr gut zu Eckermann: „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern; jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fictionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Nun, wie die Römer groß genug waren so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug seyn daran zu glauben."

Als Goethe den ersten Akt des Tell handschriftlich erhielt, sagte er dem Freunde: „Das ist denn freilich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück, und zwar ein fürtreffliches." In der That, wie anmuthig idyllisch beginnt er mit lieblichen Liedern und dem Geläute der Heerdenglocken! Da bricht die Noth der Zeit, die Hand der Tyrannei in den Frieden des Volks gewaltsam hinein, aber immer ist auch der Retter schon da, sey es Tells That, sey es der Rath Gertruds an Stauffacher, bis dann der Bund der drei Männer beschworen wird, ein Vorbild des Tagens der drei Lande, die Bürgschaft für den Sieg des Volks. Bis zur Feier desselben entwickelt sich alles ebenmäßig, klar und rasch; nur die Einführung Johannes Parricida's an die Schwelle Tells ist ein Mißton, eine Episode, die der Dichter zur moralischen Parallele einer eigensüchtigen Mordthat mit der Nothwehr des Vaters, mit dem berechtigten Kampf des Volks heranzog. Es war nöthig darauf hinzuweisen, daß die eben behauptete Freiheit durch den Tod des Kaisers sicher werde vor neu drohender Gefahr; aber Stauffachers Wort hätte völlig genügt:

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn,
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels segenvolle Frucht.

Die Episode von Rudenz und Bertha kann ich nicht tadeln. Es war nöthig, daß die Verlockungen des Auslands in dem Bilde eines ehrgeizigen Jünglings gezeigt wurden; aber die Liebe zum Vaterland mußte triumphiren, und daß dieß eingeleitet ward durch die Liebe zu Bertha, spiegelt die Idee von der Stellung Tells zum Ganzen wieder: es ist der Einklang von Familie und Staat im gesunden Volksleben. So braucht auch

Tells Charakter gar nicht kühner und selbstbewußter zu seyn, was Börne wollte. Er ist innerlich Eins mit seinem Volk, und auch ohne daß er am Rathe Theil genommen, trifft seine That mit der allgemeinen Erhebung zusammen, und rettet er den Staat, indem er sein Haus und Leben vertheidigt.

Wie wunderbar die ganze Schweizernatur in den Tell aufgenommen ist, das durch eigene Anschauung zu finden, war mir einer der größten Reisegenüsse. Ich habe auf mehreren Wanderfahrten für fast alle einzelnen Züge des Gedichts ein Analogon gefunden, und habe nichts von Belang gesehen, das nicht in ihm schon vorgebildet gewesen. Und in der That, der blaue Spiegel der Seen im glänzenden Kranz himmelhoher Berge muß uns angelockt haben in seine klare Tiefe hinabzusteigen, man muß gleich dem Gemsenjäger die Welt durch den Riß der Wolken erblickt, von Fels zu Fels den Wagesprung gethan, und in den ewigen Schneegefilden, wo nur der heißere Lämmergeier krächzt, die grüne Matte, die Oase im Eis, erreicht haben, um ganz die Herrlichkeit dieses Werks zu empfinden, das uns in der Ferne wie ein ideales Gebilde der Phantasie, in der Nähe durch seine treue warme Naturwahrheit hinreißt. Freilich, wo die fashionabeln Reisenden das Land abgegrast haben, da werden die Menschen manchmal widerlich, wenn sie die verlorene Sitte und Tracht der Heimath für Geld in kokettem Aufputz wieder hervorholen und zur Schau stellen; aber wenn man von der gewöhnlichen Heerstraße abgeht, wird man bald mit Melchthal sagen:

Wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.

Der Dichter gebraucht kein Bild, das nicht der Alpenwelt entlehnt ist, keines, das sich hier nicht jedem sinnigen Gemüth aufdrängt, von den Eispalästen der donnernden Gletscher, von den Kulmen an, die nie aufthauten seit dem Schöpfungstag, bis zu der Alpenrose, die in der Sumpfluft bleicht und verkümmert, so wie für den Tell kein Leben ist als in dem Licht der Sonne, im Balsamstrom der Lüfte; und mit dem jungen Melchthal möchte man weinen um den, der bloß tastend in der Nacht sitzen muß, nicht mehr schauend die rothen Firnen, nicht mehr erquickt vom Grün der Matten, von der Blume Schmelz. Ob es der Dichter gewußt hat, wie jene von allen Seiten herunterbrausenden Wasserstreifen gefärbt sind, als er schrieb:

Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt?

Die Worte im vierten Akt über den Sturm auf dem Vierwaldstädtersee klangen mir sonst im Munde eines schlichten Fischers hochtrabend bombastisch; aber man braucht nur einen zu erleben, um zu fühlen, wie das Gleichniß sich von selber aufdrängt:

Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt;
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens,
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Und Schiller ist niemals in der Schweiz gewesen! Aber der Dichter ist ein Seher, er erkennt aus der Klaue den Löwen und entwirft aus einzelnen Bruchstücken ein organisches Ganzes, das mit der Natur übereinstimmt, weil diese von demselben Geiste ursprünglich gebildet ist, in dessen Tiefe auch die Kunst ihre Wurzeln hat, von dessen Hauche auch die Künstlerseele begeistert wird. Noch kühner hat diese Idee Schiller in seinen Distichen an Columbus ausgesprochen, wenn er sagt, die Küste müsse sich zeigen, die schimmernd vor seinem Verstand liege; sie würde jezt aus den Fluthen emporsteigen, wenn sie nicht schon wäre.

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Moriz Carriere.

Gallaits Egmont und Horn in Berlin ausgestellt.

Heute wurde die Ausstellung des Gallaitschen Bildes: „die Brüsseler Schützengilde, welche den Grafen Egmont und Horn die lezte Ehre erweist," geschlossen. Damit ist der künstlerische Streit im Publikum, ob ein solcher Gegenstand sich zur Darstellung durch die Kunst eignet oder nicht, nicht geschlossen. Er wird auch nie zu einem rechtskräftigen Entscheide kommen, da wir keine Autorität kennen, welche in höchster Instanz darüber sprechen könnte. Die Griechen, wenn wir sie als die vollwichtigsten Inhaber des Kunstgefühls und Taktes uns denken, sind todt, und wenn sie noch lebten, würden sie diesen Streit auch nicht entscheiden können, denn sie kannten die Verhältnisse nicht, die uns hier vorliegen. Sie konnten, in Anmuth und Schönheit schwelgend, das Häßliche, Widerwärtige und Schreckliche durch die bloße Andeutung beseitigen, weil es ihnen im Leben nie so nahe gerückt war, als uns und unsern Vätern und Vorvätern bis hinauf zur Völkerwanderung, oder vielmehr bis zu dem Momente, wo der mißverstandene Christusglaube einen Fanatismus erzeugte, der den schrecklichsten der Schrecken, die Greuelthaten des Wahnes, daß man, um Gott wohlgefällig zu seyn, verfolgen, einkerkern, foltern, ermorden, verfluchen müsse, in's Leben rief. Sie ließen die Ungeheuer der Vorwelt, die garstigen Erdgeister, durch ihre schöne Heroenwelt niederschlagen und ausrotten, und die Kämpfe, innere und äußere, die ihnen fortan in reichem Maße bescheert waren, wurden doch immer gegen ebenbürtige Mächte ausgefochten. Selbst ihre eigenen Tyrannen, die großen wie die kleinen, die macedonischen wie die römischen, waren edle Gestalten; derselbe Glaube wie derselbe blaue Himmel schwebte über ihnen. Philipp, der Macedonier, war kein Philipp der Zweite, und sein größerer Sohn trug auf seinem Siegeswagen die hellenische Kultur in den Welttheil, wo Autorität und Tradition herrschten; jeder Grieche konnte im Glauben sich berauschen, er habe mitgesiegt. Selbst die Herrschaft der Römer über Hellas war nicht so drückend, denn es ließ sich glauben, daß es die große Herrschaft der Gesittung sey über die Barbarei. Die Sieger ehrten jeden Cultus, den sie unter den Besiegten fanden, sie verpflanzten die Tempel aller Götter nach Rom, und es konnte die Vorstellung gelten, daß, so weit das Himmelsgewölbe reicht und unter ihm das römische Reich, ein Glaube alle Nationen umfasse. — Die alte Kunst hatte nicht mit jenem schrecklichen Wahn zu kämpfen, denn die Menschenopfer am Altar der Götter waren zu dunkeln Traditionen der Vorzeit geworden; wo sie historisch noch spukten, war es die Aufgabe der siegenden Kulturvölker gewesen, die Barbarenvölker zu zwingen, daß sie davon abstanden.

Die mittelalterliche Kunst, unter ganz andern Verhältnissen entstanden, fand auch ganz andere Aufgaben. Der gekreuzigte Heiland, die Qualen der Märtyrer, die Foltern der Hölle und des Fegefeuers waren Hauptgegenstände, und die Phantasie suchte noch weiter hinauf, zurück in den Zeiten des alten Bundes und der Tradition. Der blutende Kopf des Holofernes in der Hand der Judith, der des Täufers Johannes in der Schüssel der Herodias wurden zu Lieblingsgegenständen von Malern ersten Ranges. Wenn ein Raphael endlich zu reineren Kunstschöpfungen sich hindurcharbeitete, ist darum die ganze Kunst vor ihm verdammt? Weil er das Höchste erreichte, was keiner nach ihm, ist darum alles, was vor ihm herging, und auf Wegen, welche die besten ihrer Zeit nicht verschmähten, absolut Verirrung? Jeder Künstler schöpft aus den Anschauungen, Stoffen und Bedürfnissen seiner Zeit, und es fällt doch heut wohl wenigen mehr ein, die vollendeten Münster der gothischen Kunst eine Verirrung zu nennen, weil sie von den klaren, einfachen Gesetzen abweichen, welche die Griechen für ihren Tempelbau gefunden.

Hat der große Dichter, welcher als Historiker den dreißigjährigen Krieg und den Abfall der Niederlande schilderte, in der Geschichtschreibekunst das Höchste erreicht, weil er den Leser über die Greuelscenen, die Auftritte der Entmenschung schnell und gewandt wegführt? Rügt man nicht, daß er für das Entsetzlichste, Haarsträubendste nicht den rechten Ausdruck der Entrüstung gefunden? Als Dichter fühlte er sogar richtiger, was Noth sey. Hätte er nicht Wallenstein, wie er ihn hinter den Coulissen ermorden ließ, auch ruhig dort liegen lassen können? Durch die aufgesperrte Thür konnten die agirenden Personen seinen Leichnam sehen. Er hielt es für nöthig, ihn, wenn auch verhüllt, über die Bühne tragen zu lassen.

Soll es für die bildende Kunst keine Momente geben, wo es nöthig wird die Leiche eines Ermordeten auch unverhüllt zu zeigen? Das wird zwar nicht bestritten, wohl aber, daß man abgehauene Köpfe historischer Personen mit einer solchen gräßlichen Naturwahrheit auf die Leinwand bringen darf, Köpfe übergehend in den Zustand der Verwesung, mit dem Barthaar, an dem das Blut noch starrt, mit geschwollenen, fahlen Fleischstücken, aus denen der Todtengeruch uns entgegen haucht. Ja gewiß, es ist ein unerfreulicher Vorwurf, einer den die Kunst vermeiden soll, wenn es angeht,

wenn sie nicht einem andern Gebote folgen muß, das ihr höher ist als das Schönheitsgesetz.

Warum standen so viele Hunderte täglich, Wochen und Monate lang vor dem Bilde? warum war es in den lezten Tagen kaum möglich sich hindurch zu drängen? War es nur, weil alle Kunstkritiker versicherten, daß das Bild in der Technik das vollkommenste der neueren Malerei sey? Darum kommt die Menge nicht. Und die Kritik hatte es mündlich und schriftlich, in Gesellschaften und in den Zeitungen versichert, dieß, aber nur dieß sey sein unbestreitbarer Vorzug, sonst sey es ein abscheuliches, zurückstoßendes Bild — affreus! Es mußte daher doch ein anderer Zauber seyn, der immer wieder und auf's neue das Publikum lockte, der an diesem lezten Tage ein Gedränge veranlaßte, wie man es selten vor der Ausstellung eines Kunstwerks gesehen hat. Auch das Studium dieses Publikums selbst war von Interesse. Nichts von rohen, bravirenden Aeußerungen, nichts von dem kaustischen Berliner Witz; der Schauer des Gegenstandes übte unwillkürlich seine Macht auf die Gemüther. Wenn man lange diese beiden Köpfe in Lebensgröße, mit ihren edeln Zügen, aber mit den gelbblauen, geschwollenen Fleischtönen, mit den struppigen Haaren, dem borstigen Barte, denn alles Waschen hatte das Blut nicht vertilgt, betrachtet hatte, wandte man sich unwillkürlich ab, man hielt es nicht länger aus und erholte sich am Anblick der Lebendigen, welche im Bilde um die Leichen stehen. Es sind drei Gruppen; aber wenn man auch die edeln Gesichter der einzelnen Personen bewundert, studirt hatte, fühlte man, daß etwas fehlte. Jede dieser Figuren wäre ein schönes Bild gewesen, jeder Kopf ein ausgezeichnetes Porträt, aber der wunderbare Ausdruck darin kam von einem Eindruck eigenthümlicher Art. Man mußte wieder auf die abgehauenen Köpfe, auf das blutbefleckte weiße Paradebett, auf die schwarze Sammtdecke, die die Körper verhüllt, auf das silberne Crucifix, das darauf liegt, zurücksehen. Denn nur dieser — gerade dieser naturgetreue, schreckliche, schauerliche Anblick konnte diese Wirkung auf diese Zuschauer hervorbringen.

Es ist leicht gesagt: dieselbe Wirkung wäre hervorgebracht worden, wenn, wie die Körper, auch die Köpfe verhüllt wären, wenn der Maler wenigstens einen Schleier darüber geworfen, oder ein Halbdunkel, oder endlich, wenn er nicht mit so entsetzlichem Studium die Wahrheit wiedergegeben hätte. Warum mußte er seine Studien an wirklichen Leichenköpfen machen? — es wird erzählt, daß seine Frau es vor Grauen in seinem Atelier nicht mehr aushalten können, daß auch der Kopf des Grafen Bocarmé unverdienterweise Todeszeichen zu dem edeln Kopfe eines Egmont herleihen müssen. Warum mußte er als Maler die Anatomie zu Hülfe rufen? Warum ließ er sich nicht genügen, die Porträtähnlichkeit beider Grafen in verklärten Todtenzügen auf die Leinwand zu werfen, ohne das Muskeldetail, und wenn man ihn darum getadelt, warum kehrte er nicht die Bahre um, daß uns die Köpfe nicht mehr dicht und nahe fast in's Gesicht fielen? weßhalb entfernte er sie nicht so, daß wir das Gräßliche nur in perspektivischer Verkörperung sahen? O der Möglichkeiten sind hunderte, wie der Maler es anstellen konnte, damit wir das nicht sahen, was wir sehen, und wodurch ein reines Kunstwerk im geforderten Sinne hergestellt würde. Diese Wirkung auf uns ästhetisch oder künstlerisch oder historisch gebildete Zuschauer aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist unschwer durch reine künstlerische Mittel, durch Andeutungen schon herzustellen. Aber der Maler wollte nicht uns in Rührung, Thränen, Erschütterung versetzen, nicht uns das Herz zerreißen, nicht uns zur Rache auffordern; seine Aufgabe war zu zeigen, wie der Anblick dieser edeln Leichen, dieser Opfer des fanatischen Despotismus auf die Brabanter und Flamänder, ihre Zeitgenossen, gewirkt hat. Und nun betrachte man diese wohlgenährten Gesichter, diese gemästeten Körper, diese handfesten Gestalten, den flämischen Materialismus aller dieser Glieder der ehrenwerthen Schützengilde und frage sich, durch was diese aus ihrem Phlegma zu bringen waren? Andeutungen, Symbole thaten es hier nicht. Es bedurfte des Realismus in seiner nacktesten, barsten, gräßlichsten Gestalt, es bedurfte solcher verwesenden Leichenköpfe unter allem Apparat des Reichthums und der Standesherrlichkeit, um diesem durch Löwener und Lütticher Bier ausgepichten Schützenmann, der selbst wahrscheinlich die hochansehnliche Brauerzunft repräsentirt, die Thräne aus dem Auge zu locken, die jezt, zur Perle erstarrt, auf dieser Backen ruht, deren Fülle muskulösen Fleisches für den Ausdruck jeder Empfindung sonst unzugänglich ist.

Gallait, wie de Biefe, ist hier wieder ein historischer Maler im vollsten, ächtesten Sinn des Worts. Sein Volk, seinen Stamm, seine Stadt will er illustriren; er spricht zu der glücklicheren Gegenwart, indem er ihr das Bild der Vergangenheit zeigt. Er ist ein Redner für die Freiheit, Sitte, Eigenthümlichkeit, Verfassung seines Vaterlandes, indem er in frommen, lebendigen Zügen seinen Landsleuten eine Vergangenheit zeigt, wo ohne den Kampf ihrer Heldenväter alle diese köstlichen Güter des Lebens verloren gegangen wären. Ist dieß keine Aufgabe, ist es eine Entwürdigung der Kunst? Fing sie bei den Griechen in anderer Art an? galt es ihnen nicht auch, die Heroen, welche die glücklichen hellenischen Culturzustände geschaffen, ermöglicht, dem Volk zur Aufmunterung und Nachfolge darzustellen? Weil dieses eine Volk so glücklich war, diesen Bildern zugleich den Typus reiner, vollkommener Schönheit aufzudrücken, ist dieß nun ein Gesetz für alle Völker, es gerade eben so zu machen, auch wo die Verhältnisse ganz andere waren, alles ganz anders sich gestaltete? Ein Vorwurf wäre es, wie wenn man die alten Niederländer rügen wollte, daß sie ihre

eigene Malerschule und Kunst sich geschaffen und nicht wie die Italiener nur biblische Geschichten und Heilige illustrirt haben. Sie rangen, wie die Holländer dem Meere, Schritt um Schritt ihre Existenz der Tyrannei und dem Fanatismus ab. Bei solchem Kampfe läßt man die Blicke nicht umherschweifen über Himmel und Erde; das Nächste, jedes Stück, das man errungen, jede Waffe, mit der man den Sieg davongetragen, erhält doppelten Werth. Die Detailmalerei war das naürliche Produkt der Zustände.

Aber hat es in den Niederlanden mindern Kampf als anderswo gekostet, das ganze Volk für die Idee der Selbstständigkeit zu begeistern? Die fortgesetzten Schrecken und Gräuel der spanischen Tyrannei, die Blutgerichte des Fanatismus, die gedungenen Meuchelmörder, die zu ihren Füßen niederfallenden Opfer, gehörten dazu, um das Phlegma aufzustacheln, das ewige Philisterthum zu großen Opfern anzuregen. Diesen Moment hat dießmal der Künstler als Thema gewählt. Dieses Corpus flämischer Bürger, wie die Mitglieder der Schützengilde es repräsentiren, konnte nicht wie leichtblütigere romanische Völker inflammirt werden; es folgte nicht wie der Franzose einer aufflackernden Idee, nicht wie der Italiener einer Blutwallung; es gehörte ein so sichtbarer Justizmord, an den edelsten, reichsten, ersten Häuptern des Volks verübt, es gehörte dazu der Anblick der abgeschnittenen, verwesenden Köpfe, daß ihr Innerstes sich umkehrte. Kunstgesetz hin, Kunstgesetz her, es gab etwas mehr, etwas höheres für den patriotischen Künstler: ein Feuer zu malen, das wirklich brannte, ein Feuer, das noch entzünden kann. Belgien ist in diesem Augenblick wieder durch die wunderbarsten Verhältnisse gezwungen, sich an diesem Feuer zu wärmen, um seine Selbstständigkeit gegen äußere und innere Feinde zu bewahren.

Dieses Moment schüzt den Maler gegen alle Vorwürfe der Kritik. Zwar läßt sich auch eine historische vernehmen: was habe denn der unerlaubt gräßliche Anblick für Wirkung hervorgebracht auf die Schützengilde? Haben sie sich erhoben gegen Spanien? sey Flandern und Brabant frei geworden? Die Thränen seyen die Omina schmachvoller Unterwerfung? und was die nördlichen Provinzen durchgesezt, was Holland frei gemacht, seyen ganz andere Dinge als der knirschende und thatenlose Ingrimm der guten Bürger von Brüssel bei Egmonts und Horns verstümmelten Leichen. — Hätten die wirklich gar nicht mitgewirkt? Allerdings fiel Antwerpen, und Brüssel ward erst nach Jahrhunderten frei durch die Weltverhältnisse; aber so dividiren dürfen wir nicht bei einer patriotischen Rechnung. Sie sind gestorben für ihr Volk, und leben dafür noch heut in der Geschichte, in der Dichtung und in ihrem Volke. Das sprach ein Mann aus, aus dessen Munde man es nicht erwarten würde, wenn es sich schickte seinen Namen zu nennen. Ein sehr bekannter politischer Charakter, der heute für einen Reaktionär und willigen Diener der Willkürmacht gilt, konnte vor dem mächtigen Bilde seine Jugenderinnerungen nicht unterdrücken; unwillkürlich brach es von seinen Lippen, zum Erschrecken seiner Begleiter: „Und sie sind doch nicht umsonst gestorben! Was sie im Leben nicht konnten, haben sie durch ihren Tod durchgesezt!"

Mit diesen Augen betrachtet das Publikum das gewaltige Bild und überläßt der Kunstkritik ihre Separatfreude an der technischen Vollendung, der Sentimentalität ihr Bedauern, daß der Meister sich gerade einen solchen Gegenstand gewählt. Es ist hier nichts gewählt, alles scheint gegeben, scheint Nothwendigkeit, bis auf den schönen jungen Mönch, der hinter der Leiche die Altarkerze anzündend zu sprechen scheint: „Löscht ihr aus, so viele Lichter ihr wollt, auf dieser Erde; uns kümmert es nicht, denn unser Licht, das unserer Kirche, wird immer wieder angezündet werden und brennen!" Zum historisch belgischen Bilde gehört auch dieß. Ueber die meisterhafte Anordnung des Ganzen, der Gruppen und die vollendete Charakteristik jeder einzelnen Figur schweige ich; es ließe sich mehr darüber schreiben, als man zu lesen Lust haben mag.

Ein Bild vom Bodensee. *

Wie nenn' ich dich, du Wunderwagen,
Der mich an's Schwabenmeer soll tragen?
Ein wenig Wasser über'm Feuer,
Und seine Dämpfe wohl gespannt,
So kommst du, schnaubend Ungeheuer,
Auf Eisen durch die Welt gerannt;
Lässest dir aus der Erde Tiefen
Verkohlter Forste Lager spalten,
Die manch Jahrtausend drunten schliefen,
Um deinen Hauch zu unterhalten,
Und nimmst so leichtlich alle Ding',
So obenhin und so gering,
Ganz wie die schnelle Modewelt,
Der keine Tiefe mehr gefällt.
Den Menschen selbst, der dich gebaut
Und deiner Achse sich vertraut,
Nimmt hin wie andre leichte Waaren
Dein trotzig hastiges Gebahren.
Wie weißt zu kürzen du das Weinen,
Wenn sich zwei Seelen schmerzlich trennen!
Kannst Menschen in einem Käfig einen,
Die sich nicht lieben und nicht kennen;
Raffst deine Beute ohne Wahl
Deine Straße dahin, so starrend neu,
Als wäre nichtig eitle Spreu
Die Erde umher mit Berg und Thal.

Doch welch ein Farbenglutgetön!
Herr Gott, sie sind's, die Alpenfirnen!
Wie lodern brennend die Purpurstirnen!
Ja, deine Welt ist groß und schön!

Jezt welch ein luftig lindes Hauchen!
Wie fühl' ich süßer Stärkung Wehn
Verjüngend mir zur Seele gehn!
Welch Auf und Nieder, Schwimmen und Tauchen!
Es glänzt, es zittert, wird lebendig,
Greift mir entgegen tausendhändig;
Aufrauscht vor mir, eh' ich's gedacht,
Ein junges Meer in seiner Pracht.
Gott grüße dich, ich bin am Ziel,
Du ewig frisches Wogenspiel!

Und gerne will ich dir's vergessen,
Gewalt des Dampfs, wie du mit mir
So flüchtig all das Land durchmessen,
Fand ich ein Eden doch mit dir.
Will alles unbescholten lassen,
Was du, Gebiet'rische, erzwingst;
Noch kann's die Zeit vielleicht nicht fassen,
Was Großes du dereinst vollbringst.

Wie weit das Seegefild sich dehnt!
An die Planken unverwandt gelehnt,
Seh' still ich über die Wasser hin,
Möchte erpassen ihren Sinn,
Ob sie wissen, die unruhvollen,
Was sie den langen Sommertag
Mit Rieseln, Lausen und Wellenschlag
Erschleichen und erhaschen wollen,
Wenn sie mit weicher, kühler Hand
Streicheln das warme Uferland,
Und unter schlürfendem Entzücken
Tragen vergnügt auf flinkem Rücken
Davon das Blüthlein eines Baumes,
Im leisen Ufertraum erhascht,
Die Leichte eines Vogelflaumes,
Im Spiel mit Winden überrascht,
Und immer, immer wieder kommen,
Wie oft beglückt sie schon entschwommen.
So rastlos pflegt ein Herz zu wandern,
Um immer neue Liebeszeichen
Von theuren Händen zu erreichen,
Und sie zu legen zu den andern;
Und ob es käme ohne Zahl,
Und tausendfältig bät' und nähme,
Es nähme nie zum leztenmal,
Damit es ewig wieder käme.

Mich treiben auch der Liebe Mühn:
Daß ich den Städten und den Ländern,
Den Wangen, die an des Ufers Rändern
Und hoch zu Schiffe so freudig blühn,
In's Herz und Leben suchend schaue,
Ob ich davon an diesem Tage
An sie ein froh Erinnern trage,
Und meine Hoffnung dran erbaue.

* Aus einem größeren Gedicht: „Fata morgana, Bilder vom Bodensee.“

Wie sich im Hafen die Dampfer spreiten,
Tiefgehend unter ihrer Last!
Wie über die Fluthen jene schreiten,
Den Menschen dienstbar ohne Rast!
Verknüpfen Städte mit leichtem Faden,
Sollten ja heilen allen Schaden,
Sollten tilgen den Haß und Zwist,
Wenn man alltäglich der Nachbar ist.

Weit hinten, schüchtern und bescheiden,
Als wollten's nicht die andern leiden,
Seh ich ein Segelschifflein kommen;
Hat auf die Achsel still genommen,
Was nicht die stolzern mochten tragen,
Will sich wie ich durch's Leben schlagen,
Ist aus dem Volk ein rührig Kind,
Und lebt von Gottes freiem Wind.

Wenn ich von hohem Geblüte wäre,
Thät' ich auf solchem Schifflein heute
Mich freundlich mischen unter die Leute;
Den Niedrigen aber soll die Fähre
Des Königs tragen auf seiner Fahrt;
Er möchte in einem Tage gerne
Alle die Ufer nah und ferne
Verbinden in eine Gegenwart.

Wie schillert, du schöne Wasserfrau,
So hoffnungsreich dein Wellenkleid!
Dein Aug, so treu und innig blau,
Blickt mir vom Herzen alles Leid.
Glückauf! das Triebrad rührt die Tatzen,
Die Wogen schäumen, weichen und platzen.
Auf Wiedersehn, mein liebes Schwaben!
Willkomm zu Schiff, ihr Männer und Knaben,
Willkomm, ihr Mädchen und ihr Frauen,
Meerwunder mit mir anzuschauen!
Seyd sicher, selbst ihr schmucken Laffen,
Ich laß' euch heute ruhig gaffen,
Heut störet mir nichts die Lust, die süße,
Des Friedens Glück und der Liebe Reiz;
Bringe ich doch der Heimath Grüße
Allem Volke am ganzen Strande,
Dem biedern Tirol und der freien Schweiz,
Dem Oesterreicher und Baierlande.
Auch du, o Constanz, laß mich ein
Und laß mich dir willkommen seyn;
Hab' kein aufrührisches Gedicht
Weder im Herzen noch in der Tasche,
Und deines Weines eine Flasche
Gestattet selbst das Kriegsgericht.
Hältst du doch nicht einmal in Haft
Den kecken Rhein, den Gedankenleiter,
Mit seiner brausend frischen Kraft,
Oeffnest ihm Pässe weiter und weiter,
Daß er übe im ganzen Reich sein Amt,
Der aus den freien Bergen stammt.

Beflügle, Theurer, deinen Schritt,
Und nimm auch meine Wünsche mit!
Laß deines stillen Maines Welle
Anklopfen an des Thores Schwelle,
Draus einst bis zu des Himmels Klar
Geflogen kam ein junger Aar,
Die Kunst mit sich emporzutragen,
Bis er im Element der Sonnen
Die Nebelbande sah zerronnen,
Die ihr um Brust und Stirne lagen,
Und ihre göttlichen Gebilde
Gebracht auf unsere Gefilde;
Vielleicht du weckst, eh wir's vermeinen,
Von solchem Aargeschlecht noch Einen.
Grüß' auch den Neckar mir hinauf,
Wo der Schiller erstund, der kühne Meister,
Und aus der Vorzeit rief zu Hauf
Und reinigte die starken Geister.
Verkünde den kleinmüthig Schwachen,
Und sag' dem ganzen Vaterland,
Noch lebe seiner Helden Hand,
Es groß und herrlich bald zu machen. —

„Und immer nur die Nation?
Das Schattenbild!" im Schiffe spricht
Ein roth, behagliches Gesicht;
„Du sprächest lieber noch von Thon,
Daraus der Töpfer, was er will,
Sich formt, die Masse duldet's still.
Und wohl, wenn sich bequemt der Schwächste!
Ein jeder ist sich selbst der Nächste.
Würd' heut vor unsrem Thore gleich
Verhandelt über's deutsche Reich,
Und meine Wohnung läg' daneben,
Was gilt's, daß ich zu Hause blieb'?
Soll ich für And're sorgen, denken,
Und um das Künftige mich kränken?
Ich lebe, um für mich zu leben,
Mach' auch dieß Reis'lein mir zu lieb,
Genieße, was mir worden, still,
Mag kommen, was da kommen will.
So steht mein Sinn, so will ich's halten,
Und lasse sonst die Welt bei'm Alten!"

So spricht das vielgetreue Blut;
Doch eine kecke Welle sprizt,
Dieweil er vorn im Schiffe sizt,
Dem Guten über Wang' und Hut.
Der Fährmann aber meint — und lacht:
„Ging' es nach dieses Herren Kopf,

Und Niemand hätt' für ihn gedacht,
Was wär' er selbst ein armer Tropf!
Möcht' zum Exempel ihn hören schmähen,
Thät' heute noch mit Ach und Weh
Die Fahrt zu Land und Wasser gehen,
Wie man vor Alters es getrieben,
Oder er müßt' mit sauren Plagen
Das eig'ne Fleisch zu Fuße tragen.
Was gilt's, er wär' zu Haus geblieben?
Und wüßte von dem Bodensee
Sein Lebetag, ich will's beschwören,
Nicht anders als vom Sagenhören?"

Doch schon am Abendhimmel starben
Des Sommertages heiße Farben;
Ueber der schlafenden Welle nur
Webet so lichte, gold'ne Spur,
Zittert so leichte, süße Blüth',
Als ob vom Sonnenuntergange
Noch Duft und Schimmer an ihr hange,
Bis in die Nacht sie ihn versprüht.

Nun bist du ledig des Sonnengoldes,
Seeangesicht, du schlummernd holdes;
Leis' naht der Mond, dir anzustreifen
Ein sanft Geschmeid von Silberreifen,
Und dir die Schläfe zu umzieh'n
Mit Thaugewind' und Melodie'n.
O Nacht, die bis zur Seele gleitet
Der Liebe, die auf heißen Pfühlen
Sich deinem Kuß entgegenbreitet,
Der Sehnsucht Glut in ihm zu kühlen,
Sey mir gesandt, mit dir zu schweifen,
Mit frischer Jünglingsarme Macht
Im Wellenbade auszugreifen,
O Liebesnacht, du süße Nacht!

J. G. Fischer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

A. Kopisch — Weiß. — Eine Hinrichtung. — Polizeiliches.

Der Maler und Dichter August Kopisch, den plötzlich in anscheinender Fülle der Gesundheit ein Schlagfluß wegraffte, war Crelingers Altersgenosse, im übrigen ein entschieden contrastirender Charakter, wie eine Dichternatur sich von der eines geistvollen Verstandesmenschen unterscheidet, wenn auch beide in redlichstem Willen nach demselben Ziel ihrer menschlichen Veredlung hinstreben. Nur darin waren beide gleich, daß beider Wiegen, wenn auch nicht unter Purpur und Gold, doch auch nicht am Webestuhl ihres Vaters standen. Auch Kopisch war aus einer sehr begüterten Familie und ward nicht unglücklich, als er nicht mehr reich war. Er strebte aber auch nicht dahin, wieder Vermögen und Geltung durch eine Stellung im Leben zu gewinnen. Es war ihm genug, wenn er sich selbst genügte. So war er eine jener gemüthlichen deutschen Künstlernaturen, die unserem Vaterlande eigenthümlich sind, die aber unter den politischen Bewegungen immer seltener werden. Auch wenn es der Macht gelänge, dieses Ringen und Streben ganz zu unterdrücken, sie kehrten nicht wieder. Sie waren das ganz eigenthümliche Produkt dieser deutschen Vergangenheit, die auch nie wieder kehrt. Trotz seines klaren Geistes und scharfen Verstandes im Gebiete der Kunst und auch in der älteren Geschichte, blieb Kopisch den Bewegungen der Zeit so fremd, daß seine Urtheile darüber eine unglaubliche Naivheit athmeten. Er war Royalist in jenem alten preußischen Sinn, der bei der heute herrschenden Partei schon wieder zum Verbrechen würde; er glaubte, daß alles was geschehen und gut sey, vom Throne komme, und daß alles wieder so kommen werde und müsse. Die Revolution hatte ihn daher auch niedergeworfen, er erkannte darin nicht das Aufschäumen einer lang gehegten Unzufriedenheit, sondern nur den zufälligen Ausbruch schlechter Stoffe, die man mit einiger Energie von Anbeginn hätte unterdrücken können. Daß es doch noch tiefer liegende Ursachen haben müsse, warum das nicht geschehen, warum jene ihm so natürlich scheinende Kraft im rechten Augenblick gefehlt, wollte ihm so wenig einleuchten als den vielen, die heute auf's Haar wissen, was damals hätte geschehen müssen, damit alles nicht hätte geschehen können, was geschehen ist. Doch während die meisten dieser heute so Klugen damals in rathloser Angst sich unter ungeheuren deutschen Kokarden versteckten und sich Bürger nannten und die Phrasen der Zeit nicht laut genug nachschreien konnten, wo sie gehört wurden, muß ich Kopisch das Zeugniß geben, daß er schon damals in dem ungebärdigen Toben der Straßendemokratie den hohlen Kern erkannte und als Dichter weiter sah als mancher Verständige. Er war in alter Liebe und Bewunderung seinem kunstliebenden Könige von Herzen zugethan und hatte die kleine Stellung, die ihm in Potsdam geworden, vollauf durch seine Handlungen und seine aufrichtige Ergebenheit verdient. Sein großes künstlerisches Werk über die historische Architektur der Königsbauten in Potsdam ist nicht vollendet und wahrscheinlich mit ihm untergegangen. Als Maler hat er vielleicht nichts Vollendetes geliefert, aber in allen seinen Bildern sieht man den dichterischen Künstler; der Gedanke, die frische poetische Anschauung, der zauberische Duft, der seine landschaftlichen Gebilde umhaucht, bleiben in ihrem Werth, auch wenn die Kunst inzwischen in technischer Beziehung Fortschritte weit über ihn hinaus gemacht hat. Alles zu schaffen, wie er es wollte, ward Kopisch durch eine frühe Lähmung seiner Hand in Folge eines unglücklichen Falls auf dem Eise verhindert. Als Dichter wird er wohl durch sein Lied: „Als Vater Noah" länger leben als durch irgend etwas sonst. Seine Novelle: „die Kahlköpfe auf Capri" gehört zu den besten ihrer Art; in ihr athmet die ganze Klarheit, Milde, Schönheit des süditalienischen Himmels, jener Natur, die in ihm aufgegangen war. Eine eigene Ironie ist es, daß sein leztes Bild, mit dem er vor's Publikum trat, eine trübe, halb nächtliche nordische Landschaft seyn mußte, Potsdam, wie es halb in Wasser und Waldwildniß versunken lag, ehe der große Kurfürst es mit seinem Zauberstab berührte, damit es durch seine Nachfolger zu einem südlichen Zaubergarten umgeschaffen werde. — In Neapel, wo Kopisch bekanntlich auch als Dichter für das Volkstheater sich mit Glück versucht hatte, wird er noch lange im Angedenken bleiben als Entdecker des Wunderwerks der Insel Capri. Bekanntlich entdeckte er, als tüchtiger Schwimmer, die blaue Grotte, die Grotta azurra, auf Capri, und sein Name ist daher auf der Insel hoch gefeiert. Ein Engländer wollte zwar seiner Nation diese Entdeckung vindiciren (wie man in einem Fremdenbuch des Wirthshauses Victoria liest); was will aber eine Entdeckung sagen, von der ein Jahrhundert lang niemand etwas wußte und die nur in einem alten, vor hundert Jahren in England gedruckten Buche steht, dahin lautend, daß ein Engländer noch fünfzig Jahre früher in eine Grotte mit blauem Scheine gedrungen sey. Kaiser Tiber und die Römer hatten sie allerdings auch gekannt. Das Volk auf Capri läßt dem deutschen Maler die Ehre; es zwingt sich zu deutschen Grüßen und quält sich sogar deutsche Verse zu sprechen, was komisch genug klingt.

Im 63sten Jahre starb der Schauspieler Weiß. Sein Name ist in Deutschland wenig bekannt, auch war er kein

Heros der Bühne, kein Genius, vielleicht nicht einmal ein bedeutendes Talent, insofern dazu bedeutende Mittel gehören, die der Inhaber geltend zu machen weiß. Und doch geht ungemein viel mit ihm verloren. Er war einer der lezten Träger der wahrhaften Schauspielerkunst. Er war aus jener alten Schule, die in Schröder ihren Meister und Matador verehrte, die alle ihre Regeln dem Leben abgelauscht hatte und sichern Schrittes durch die Verirrung der Mode ging. Weiß excellirte nie, aber er verdarb auch nie eine Rolle; der Dichter fühlte sich wohl und gesichert, wenn Weiß eine in seinem Stücke übernommen hatte; durch seinen richtigen Takt, seinen praktischen Verstand hielt er nicht allein seine eigene Rolle in richtigem Maße, sondern zwang auch gewissermaßen die andern, die Grenzen nicht zu überschreiten. Mit klarem Verstande begabt, kannte er sich und was er vermochte, und strebte nie darüber hinaus, um momentanen Beifall zu erzielen. So geht in ihm auch ein trefflicher Regisseur verloren.

Noch starb im vorigen Monat ein merkwürdiger Mann den schnellsten, schmerzlosesten Tod von allen, den Henkertod. Er hatte ihn vollauf verdient; nach den alten Gesezen würde er unter herzzerreißenden Qualen geendet haben, jezt war es mit einem Schlag, einem Schnitt abgethan, und wie viele von den Hunderten von Zuschauern mögen, wenn sie die natürlichen Schauer der Hinrichtung überwunden, mit einer Art Beruhigung fortgegangen seyn! Wenn Todesstrafe seyn muß, so konnte sie nicht menschlicher, schmerzloser, rascher vollzogen werden. Kaum hatte der Delinquent seine lezten Worte zu Richtern und Publikum gesprochen, das Crucifix geküßt, zum Abschied die Hand geschüttelt, so war er auf das Schaffot gesprungen, hatte sich selbst im Moment entkleidet, ein Gebet auf seinen Knieen gestammelt und legte seinen Kopf auf den Block. Im nächsten war alles geschehen, der Körper sank zurück, der Kopf fiel nieder. Man hatte nicht einmal das Beil in der Luft schwingen sehen. Ich will Ihre Leser nicht mit Erinnerungen an den merkwürdigen Prozeß gegen Franz Schall behelligen, dazu ist hier nicht Raum, auch nicht mit Schilderungen seiner Persönlichkeit, obgleich diese in der Verbrecherwelt zu den seltenen gehört, und sein offenes Bekenntniß im lezten Moment, die Ruhe, Festigkeit, mit der er in den Tod ging, gewissermaßen mit ihm aussöhnt. Ich habe es nur mit der Hinrichtung selbst zu thun, als einem Akte der Nothwendigkeit. Es war der erste rauhe Tag des Nachwinters; der Wind trieb Schneewirbel über die weiten Felder, wo das Zellengefängniß liegt, der Boden war empfindlich kalt, nach dem lauen Winter schien jeder der Anwesenden seine Einwirkung doppelt zu empfinden, er hüllte sich fester in Pelz und Mantel. Nur Einer zitterte nicht. Als er das Hemd abriß bis an den Gurt und der nackte Leib während des Gebets dem Winde und Schnee ausgesezt war, empfand er gewiß nichts von der Kälte. Der Schnee berührte nicht mehr einen Körper, der Gefühl dafür hatte; es war ein höherer Schutz über ihn gekommen. Die Manipulation der Hinrichtung, ich wiederhole es, konnte nicht geschickter, rascher ausgeführt werden, es war das Werk des Augenblicks, und Aerzte haben weder am Kopf noch am Körper des Delinquenten etwas von den krampfhaften Zuckungen, dem galvanischen Leben nach dem Streich bemerkt, von dem die älteren Hinrichtungsgeschichten spuken. Den Scharfrichter und seine Gesellen erkannte man kaum unter den Anwesenden, sie erschienen im gewöhnlichen bürgerlichen Ueberrock und Hut, sie waren da und wieder verschwunden, also nichts was die Einbildungskraft erhitzen und beleidigen konnte. Und troz dem war nicht Einer, der nicht doch einen peinlichen Eindruck empfand, der nicht die Frage laut oder still aufwarf: warum braucht man zu der fürchterlichen Arbeit Menschenhände? warum nicht eine Maschine, die es eben so rasch, vollständig, schmerzlos abthut? Zugegeben, es hatte einen Sinn, als auf hohem Gerüste, in conspectu omnium, der Scharfrichter im rothen Mantel erschien, ihn abwarf und das fürchterliche Richtschwert in seiner Hand blizte, als er es in den Lüften schwang und dem armen Sünder auf dem Stuhle den Kopf abhieb, damit die aufsteigende Blutsäule dem Volk ein Schreckensbild werde. Aber diese Abschreckungstheorie haben wir ja aufgegeben, in geschlossenen Räumen, nur vor Wissenden und Zeugen wird der Akt vollzogen, nur die Armesündergloke zeigt es dem Volke draußen an; jezt, wie es geschieht, ist es eine Schlächterarbeit. Weßhalb entweiht man dazu den Arm eines Menschen, weßhalb zwingt man ihn eine Geschicklichkeit zum entsezlichsten Geschäft sich anzueignen? Nur und allein aus Gespensterfurcht vor dem Wort Guillotine und seinem Ursprung! Früher hatte man noch einen andern Grund gestohlen: die Guillotine erleichtere zu sehr die Hinrichtungen, und in aufgeregten, revolutionären Zeiten würde mehr Blut fließen, als wenn der formale alte Weg eingehalten bliebe. Wenn der Grund jemals stichhaltig war, so ist er es nicht mehr. Die Vorbereitungen zu einer Guillotinehinrichtung kosten mehr Zeit, als diese Hinrichtung bedurfte. Lange kann übrigens, vertrösten sich die Unterrichteten, die Köpfung mit dem Beile nicht mehr dauern. Der Scharfrichter von Berlin versteht es nicht und will es nicht mehr thun. Er verschreibt sich aus einer andern Stadt einen Collegen, der aber, als einer der noch wenigen Experten, so gesucht ist, daß er auch von andern Orten weither verschrieben wird. Nirgends findet man mehr Freiwillige, und in zwanzig Jahren, sagt man, werde man einen wirklichen Scharfrichter mit Gold aufwiegen können und doch nicht finden. In Griechenland war es so schon vor zwanzig Jahren! Gegen diese glückliche Prophezeihung kontrastirte freilich ein Umstand, der vielen, die ihn bemerkt, unerklärlich und empörend bedünkte. Der Scharfrichter hatte seinen neunjährigen Knaben mitgebracht. Sollte er Muth oder Geschicklichkeit erlernen? Es lief auch bei dieser Exekution die alte Fabel um, das Beil sey inwendig hohl, mit Quecksilber, das sich beim Niederschlag senke, um die Wucht des Schlages zu verstärken. Spricht nicht auch diese Erfindung unwillkürlich das Bedürfniß aus, daß ein Mechanismus die Menschenthätigkeit ersetzen soll?

Geschichten von kühnen und geschickt ausgeführten Einbrüchen ängstigen wieder unsere Einwohner, während von draußen die schauerlichsten Eisenbahnunfälle und Verschneiungen die Phantasie in Anspruch nehmen. Fast spukhaft romantisch klingt die Erzählung von einer plözlich von der Polizei aufgehobenen Trödelhandlung, in der man mehr als ein Nest entdeckt habe, wo alle gestohlene Waare ihren Absaz fand. Es ist ein altes Haus, baufällig, mitten

im bevölkerten Berlin, wo der Trödler allein wohnte. Man nimmt ihn, auf irgend einen Verdacht hin, gefangen; während dessen versehen Agenten der Polizei sein Geschäft, und es gelingt ihnen eine große Anzahl bekannter Diebe und Neulinge einzufangen, die arglos ihre frisch acquirirten Waaren zum Verkauf bringen. Man führt sie in den Keller und verhaftet sie hier in der Stille. Erst in der Nacht werden sie abgeführt, so daß die Diebswelt von der ihr gelegten Schlinge lange Zeit nichts erfahren hat. Im Keller selbst aber will man, außer dem Vorrath gestohlener Sachen, einen unterirdischen Gang, Senkbrunnen, verrostete eiserne Thüren, ja sogar Menschengerippe entdeckt haben. Letzteres wird bestritten, dafür aber der Gang, der Brunnen und die Thüre attestirt, auch daß ein Constabler nicht durchdringen konnte, und man Feuerwehrleute herbeiholen mußte, um in das Geheimniß zu kriechen. Was es seyn wird, darauf ist man gespannt. Ob das mundus vult decipi auch hier seine Anwendung findet? Die fortwährende Anpreisung, also wahrscheinlich auch der fortgesetzte Verkauf der Revalenta arabica spricht wieder für die Wahrheit des Satzes. Die Verkaufsannoncen und die Atteste über ihre Heilkraft nehmen wöchentlich so viel Raum in den Zeitungen ein als etwa die Berichte über die Kammerverhandlungen. Ja, abgleich Chemiker und Aerzte bewiesen haben, daß es nichts sey als Linsen- und Erbsenmehl, muß man lesen, und das Publikum liest es, daß die Revalenta unter andern auch ein Mittel sey, um den Selbstmord zu verhindern! Dagegen läßt sich freilich nichts thun; sonst aber ist die Polizei jezt sehr thätig, um das Publikum gegen die Betrügereien der Kleinhändler, namentlich beim Fleisch- und Butterverkauf, zu schützen. Eine Anzahl Butterhändler ist in Untersuchung wegen verfälschter Waare, und sie vertheidigen sich damit, daß Verfälschung nur eine Präparation sey, die zum Geschäft gehöre. Man hat in der Waare nur einige sechzig Procent wirklichen Butterstoff und einige dreißig Salz, Wasser und Orleansfarbestoff gefunden. Kein Wunder daher, wenn die Orleansfabriken prosperiren. Aus dem Abzugsgraben der einen wird sogar der Landwehrgraben zuweilen gelb gefärbt. Auch die Marktschlächter unterliegen einer strengen Controle, und die armen Leute lassen das zugewogene Fleisch, wenn es ihnen nicht vollwichtig dünkt, auf der Polizeiwage nachwiegen. So macht sich die Autorität auch auf diesem Gebiete geltend gegen die Macht der freien Concurrenz. Wir haben nichts dagegen, wenn es zum Ziele führte, aber die Lebensmittel werden darum nicht wohlfeiler, und die Noth bleibt groß. In der Straßenreinigung zeigt sich ebenfalls eine lobenswerthe Thätigkeit und eine vernünftigere Berücksichtigung der Verhältnisse als sonst. Es sind mehr Arme in Beschäftigung als Pferde und Wagen, und das ist ein Fortschritt. Den Willen in Ehren, daß man allen Schnee, der aus den Wolken fällt, auf der Achse fortschaffen müsse, so wäre es in diesem Winter eine absolute Unmöglichkeit und eine unverantwortliche Verschwendung der Geldmittel, die zu Näherliegendem verwendet werden können. Man läßt sich vernünftigerweise damit genügen, den Schnee in dichten hohen Haufen auf den breiten Dämmen neben den Rinnsteinen aufzuschichten, wo man ihn allmählig abholt, wenn die Mittel ausreichen; sonst fließt er in den Rinnsteinen ab und verläßt Berlin auf natürlichem Wege. Die Schneewälle incommodiren kaum jemand in den breiten Straßen unserer Stadt.

Im vorigen Monat fielen wieder die Erinnerungsfeste an den Aufruf der Freiwilligen und der Landwehr zum Kampf für König und Vaterland; die vierzigjährige Erinnerung! Wie viele der Kameraden werden nach zehn Jahren, beim fünfzigjährigen Fest, noch versammelt seyn! Ein abwesender Kamerad hatte eine Reliquie eingesandt, das Bleistift, mit welchem Körner, auf den Tod verwundet, jenes berühmte Sonnet niedergeschrieben haben soll. Viele besorgen, daß es mit dieser modernen Reliquie ergehen möchte wie mit vielen der berühmten aus dem Mittelalter. Die Thatsache selbst des Dichtens und Niederschreibens von Seiten eines zum Tod Verwundeten ward seiner Zeit von vielen Militärs bezweifelt. — Es sind bekanntlich mehrere Kameradschaften, welche diese Feste feiern; Freiwillige und Landwehr feiern, jedoch ohne Animosität, besonders. Es ist zu bedauern, daß dießmal in eines der Festessen sich andere Elemente mischten; man benuzte das Gelage in treubündlerischem Sinn zu Adulationen für einen oder den andern der gegenwärtigen Staatsmänner. Die ausgebrachten Toaste konnten übersezt werden als Verdammung der großen Staatsmänner, deren Charakterfestigkeit und große Gesinnung die Befreiung ermöglicht hat. Die braven Vaterlandsvertheidiger aus alter Zeit, welche mittrinken mußten, sind freilich an diesem Mißgriff nicht schuld, aber sie hätten vorsichtiger seyn sollen. Beim großen Feste der Freiwilligen hütete man sich vor Verstößen, die den Sinn der ernsten Feier leicht umwerfen könnten.

London, Februar.

II.

Musikalische Zustände und deutsche Musiker in London.

Der Alt in den Chören klingt in London überraschend verschieden von dem continentalen Alt. Als er im ersten Chor des Messias einsetzte, glaubte ich einen hohen Tenor zu hören, und wirklich, als ich genau aufmerkte, woher die scharfen Klänge kamen, gewahrte ich eine Zahl von Männern und Knaben mit in den Reihen des Alts. Diese Einrichtung hat viel für sich, denn die tieferen Töne der weiblichen Altstimme sind selten klangvoll genug, um im Chor ein richtiges Verhältniß der Stärke neben den andern Stimmen zu behaupten. Ueberall klagen die Dirigenten, daß in den Fugen der Alt zu schwach sey, und daß dadurch oft die schönsten Effekte verloren gingen. Nun gibt es eine Sorte feiner, hoher Tenorstimmen, wie ältere Männer sie zuweilen haben, die über die gewöhnliche Lage des Tenors hinausgehen, und diese old gentlemen-Stimmen braucht man hier ganz zweckmäßig, um die natürlichen Mängel des Alts auszugleichen. Freilich gehört auch ein so weiter Raum dazu, um die scharfen Töne eines solchen Tenors mit den Altstimmen von Knaben und Frauen so zu verschmelzen, daß es leidlich klingt.

Die Tempi werden in den Chören fast halb so langsam genommen als in Deutschland. Die Masse der Instrumente im großen Raume fordert dieses als eine Nothwendigkeit, denn wenn sich so ungeheure Klangströme rasch durcheinander wälzten, so würde der Widerhall alles verwirren. In den Rouladen führten die Violinen alle Sechzehntel staccato aus, so daß nie zwei Noten vom selben Notenstrich gespielt schienen. Man sollte glauben, dieß müsse roh und gehackt klingen, und doch ruht die große Klarheit der Ausführung darauf. — Den Chor: „Gott Dagon hat den Feind besiegt" kannte ich kaum wieder, so war er durch den langsamen Vortrag verwandelt. Unser fränkisches Blut riß uns daheim stets in wilden Siegesenthusiasmus hin, wenn wir diese erregende Melodie anstimmten. Es klang aus unserem Gesang die feurige Ungeduld des schlanken Kämpfers, der sein Schwert sausend durch die Lüfte schwingt. Im Gegensatze zeigt uns die englische Auffassung den breitschultrigen Helden angelsächsischer Race, der, den Fuß auf den Nacken des Feindes gesezt, im Gefühl seines sichern Triumphs rastend um sich schaut. — —

In den Opernhäusern Londons herrschen Donizetti, Bellini und Meyerbeer, und nur vorübergehend wird eine klassische Composition versucht und wieder fallen gelassen. Die vornehme Welt protegirt hier, wie überall, den modernen italienischen Styl, und für ein Ohr, das mit kräftiger deutscher Composition von Jugend auf genährt wurde, ist ein Abend im her Majesty's Theatre nicht zum Aushalten. Die alten Spartaner verboten die lydische Tonart, damit ihre Jugend nicht zu weibisch werden möchte. Die europäischen Höfe fördern die verweichlichende italienische Musik wohl, auf daß ihre Unterthanen nicht zu kriegerisch werden sollen. An der ruhesüchtigen Schlaffheit der lebenden Generation hat gewiß der demoralisirende Einfluß des modernen Opernstyls keinen unbedeutenden Antheil. — —

Was das Musiciren in den Abendgesellschaften der Gentry betrifft, so ist es damit nicht viel anders als in Deutschland, nur noch ein bischen schlimmer. Clavierspiel und Gesang wechseln den ganzen Abend hindurch ab, zerreißen die Conversation und werden wieder von dieser zerrissen. Die Dilettantinnen singen meist entsetzlich und accompagniren sich mit unerhörten Accorden, die nur ausnahmsweise zu der Melodie stimmen. Beethovens „Adelaide" ist unvermeidlich, wie sich denn überhaupt einige wenige favourite pieces in allen Häusern wiederholen. Die Engländer lieben es zwar, beständig Musik zu hören, aber sie folgen ihr nicht mit den Gedanken; anstatt darauf hinzuhorchen, genießen sie sie nur nebenher, etwa wie den Duft des Parfums. Die Hausfrauen fordern auf, Clavier zu spielen, damit die Gäste sprechen möchten, und wirklich, nicht eher als bis eine etwas rauschende Musik erklingt, wird die Unterhaltung allgemein belebt. Verirrt sich zufällig eine feine Kunstleistung in diese Salons, so wird sie gleich der Aftermusik vom Geschwätz übertäubt. Es ist sehr verkehrt, in einem solchen Falle stärker spielen zu wollen, weil dann in gleichem Grade das lärmende Geplauder zunimmt. Wenn ein guter Musiker unter diesen Umständen nicht umhin kann, einer Aufforderung zum Spielen zu entsprechen, so thut er am besten, ein Adagio zu wählen und dieses so pianissimo als möglich vorzutragen. Nichts bringt die Schwätzer so schnell zum Bewußtseyn ihrer Unart, denn die Dame des Hauses kann es nicht lassen sich zu bemühen Stille zu schaffen, wenn man von ihrem Instrument endlich gar nichts mehr hört. Wenn eine sich zum Fortissimo steigernde Musik Menschen und Vögel antreibt, immer lauter zu zwitschern, so muß natürlicherweise das Verhallen der Klänge den entgegengesezten Zauber üben. Schon einige mal machte ich mit Erfolg das Experiment, mittelst eines Diminuendo eine sehr laute Gesellschaft dahin zu bringen, daß sie unwillkürlich leiser und leiser flüsterte. Neulich begegnete mir's, daß nur zwei junge Damen nebst einem Herrn, die dicht vor dem Clavier Posto gefaßt hatten, dem Pianissimo widerstanden und ein überaus dummes Gespräch allen Anwesenden vernehmlich weiter führten. Durch einen etwas plötzlichen Schlußaccord während der im Saale herrschenden ungewohnten Stille zur Besinnung gebracht, entschuldigte sich die eine der Damen wegen der Störung, worauf ich sie lächelnd versicherte, daß ich es

gar nicht übel nehme, wenn man den Geist, der im Worte wohnt, höher achte als den Geist, den die Töne athmen. — —

Ein guter alter Herr, der meinem Vaterlande ein Compliment machen wollte, versicherte mich in einem längeren Gespräche, unsere Componisten seyen, was die Gelehrsamkeit angehe, den englischen Künstlern außerordentlich überlegen. Er erzählte mir, wie er in seiner Jugend in Deutschland gewesen sey und eine damals allgemein gesungene Arie ihm einen unvergeßlichen Eindruck gemacht habe. Er habe vergebens in den Londoner Musikläden diese »favourite melody« ausfindig zu machen gesucht. Da er mich in den klassischen Compositionen ziemlich bewandert glaubte, so bat er mich, dieses Stück, wovon er nur die Anfangsworte nothdürftig behalten hatte, wo möglich auf dem Clavier zu spielen, und als ich dasselbe augenblicklich erkannte und ausführte, klatschte er voll Entzücken in die Hände. Die Worte der »favourite melody« aber, die er sorgsam herausbuchstabirte, lauteten: „O du lieber Augustin!" — Ein anderer Gentleman, der selbst eifrig Musik treibt, versicherte mich mehrmals: I know german music very well, setzte aber hinzu, sie sey in der Regel rather unvollständig, und darin bestehe ihre Schattenseite. Auch seyen unsere berühmtesten Opern etwas monoton, wie z. B. die Zauberflöte, wo eigentlich nur die Arie des Papageno durch das ganze Stück gehe und deßhalb eine Melodie wie die andere klinge. — —

Selbst bei denjenigen Engländern, die mit Fleiß und einem natürlichen Sinn für Musik dieselbe erlernt haben, begegnen einem Dinge, die einen an der musikalischen Zurechnungsfähigkeit dieser Nation zweifeln lassen. So kommt es vor, daß, wenn ein paar Spieler ein concertirendes Stück mit einander eingeübt haben, und derjenige, der die obligate Oberstimme übernommen hat, am Erscheinen verhindert wird, die andern ganz ruhig die unvollständige Begleitung vor einer zahlreichen Gesellschaft vortragen und höchstens entschuldigend anführen, das Stück werde nicht so schön klingen, als sie sich versprochen, weil die erste Violine ausgeblieben sey. — Von einer ziemlich vorgerückten Spielerin, die in der Unterrichtsstunde mehrmals f statt fis griff, erhielt ich, als ich sie darauf aufmerksam machte, zur Antwort: »I think, it is quite insignificant!« Nun betonte ich ihr einigemal abwechselnd beim fraglichen Accord die dur- und moll-Terz, um sie von dem schlagenden Contrast zu überzeugen; sie aber erklärte jedesmal: »There is no differeuce at all.« — Meine Gesangschule für kleine Kinder, welche in kurzer Zeit sehr günstige Resultate zeigte, erregte die Verwunderung einiger alten Damen. Sie erklärten mir, nachdem sie die Babies so rein hätten singen hören, haben sie auch Lust bekommen singen zu lernen, was sie früher nie gethan, und ob ich nicht auch eine Singklasse für old Ladies einrichten wolle? Ich sprach meine Zweifel aus, ob im ehrwürdigen Matronenalter die Singstimme biegsam genug seyn möchte, um solfeggiren zu lernen. »O, if you can teach so little children, you are also able to instruct old Ladies!« war die Antwort. — —

In den Abendgesellschaften des höchsten englischen Adels soll man ganz vortreffliche Kunstleistungen hören, da man dort Spieler und Sänger ersten Rangs hinzieht, die für ihre Mitwirkung ein großes Honorar erhalten. Ich muß vermuthen, daß bei den Künstlern, die Zutritt in diesen Gesellschaften suchen, die Liebe zum Geld das Ehrgefühl weit überwiegt, wenn nicht anders die Noth sie zu diesem demüthigenden Erwerbszweige drängt. Die Künstler stehen nämlich, durch eine Barriere von der übrigen Gesellschaft getrennt, in einer Ecke des Saales und dürfen sich nicht unter die andern geladenen Gäste mischen. — Von einer bekannten reichen Erbin Englands, deren Feste zu den glänzendsten gehören, erzählt man als ein Beispiel ihrer liberalen Gesinnung und ihres humanen Zartgefühls, daß sie die Barriere vor den Sängern abgeschafft und statt derselben nur eine rothseidene Kordel von einem Ende des Saales zum andern gespannt habe, um das musikalische Gesindel von der Nobility zu scheiden. Einem der ersten jetzt lebenden deutschen Componisten, der vor Kurzem London besuchte, begegnete es, als ein Freund ihn in eine Gesellschaft einführte und ihn als großen Musiker vorstellte, daß die Dame des Hauses ihm mit einer Handbewegung den abgesperrten Platz hinter dem Clavier anwies. Er erklärte ihr, daß er nicht eingeführt sey, um Clavier zu spielen, sondern als Gast. Als aber die Dame nochmals den sehr bezeichnenden Gestus wiederholte, der ihn aus dem Hauptraume hinter die Barriere wies, nahm er sofort seinen Hut und verließ das Haus. — —

Den vorstehenden skizzenhaften Mittheilungen will ich noch ein Bild der Bemühungen beifügen, die Musiker und Sprachlehrer aufbieten müssen, um in London ihr Leben zu fristen. Bei dem Wunsche, der jetzt viele Deutsche treibt, herüber zu kommen und eine in der Heimath gestörte Existenz im Auslande zu verbessern, mag es für manchen lehrreich seyn, einmal genau zu erfahren, was dem gebildeten Ausländer in einer Weltstadt für Aussichten blühen.

Wer sehr geschickt ist, außerordentlich empfohlen wird und auf ein paar Jahre hinlängliche Geldmittel zuzusetzen hat, der mag es auf dem üblichen Wege mit Concertgeben oder mit dem Halten öffentlicher Vorlesungen, und durch wiederholte Annoncen vielleicht endlich dahin bringen, bekannt zu werden; wer aber nicht das nöthige Kapital besitzt, um diesen Schneckengang auszuhalten, der wähle lieber eine wüste Insel als London zum Zufluchtsort. — Uns andern, die wir schon ein gutes Theil von Erfahrungen hier gemacht haben, kommt es rührend und komisch vor, wenn jeder uns besuchende Neuling fast mit denselben Worten die bescheidene Erklärung vorbringt: „Wenn mir alles fehlschlägt, nun, so gebe ich Stunden!" oder: „Gott, ich will ja alles thun, ich will sogar Stunden geben, wenn mir keine meiner würdige Stellung hier geboten wird." — Mein Mann ist deutscher Gelehrter, ich bin Musikerin, und wir genossen in unsern beiderseitigen Fächern eines ziemlichen Rufes, ehe wir hieher kamen. Wenige Personen mögen außerdem ihren Freunden für so viele liebevolle Empfehlungen zu danken gehabt haben, als wir, die wir in den Londoner gebildetsten Kreisen sogleich in den ersten Monaten Zutritt und die innigste Theilnahme fanden. Unter diesen Umständen zweifelt niemand daran, daß wir, so von allen Seiten gefördert, unsere Zwecke sofort gleichsam

spielend erreicht haben müssen, und unzählige Personen, theils Emigranten, theils solche, die sich vom Vaterlande aus brieflich an uns wenden, setzen voraus, daß wir ihnen Stellungen oder doch Schüler durch unsern Einfluß werden verschaffen können. Zuweilen kommen fünf Aufforderungen dieser Art an einem einzigen Tage, und manchmal von Leuten, die nicht etwa aus Deutschland geflohen sind, weil ihr Kopf auf dem Spiele stand, sondern welche leichtsinnig die Brücken hinter sich abgebrochen haben, um einer möglichen politischen Verhaftung zu entgehen, die ihnen höchstens ein paar Monate Gefängniß zuziehen konnte. Wer nur einen Wirthshausstreit mit einem Polizeidiener gehabt hat, flieht nach London, ohne zu fragen, ob ihn der Hungertod auf der Straße erwartet.

Es ist ein Traum, sich einzubilden, man brauche nur in den ersten Tagen unterstützt zu werden, während welcher man Arbeit sucht, später werde sich alles finden. Jahre gehen selbst unter günstigen Umständen darüber hin, sich leidlich einzurichten, und nur in sehr seltenen Glücksfällen gelingt es einem Fremden jetzt noch in England rasch empor zu kommen. Im Jahr 1850 hatten die Londoner die Wahl, ob sie eine fremde Sprache bei einem General en chef oder bei einem Diktator oder bei irgend einem andern Löwen des Tages lernen wollten. — Erfahrene Leute versicherten uns, Zeitungsannoncen seyen nicht halb so viel werth als gute References, d. h. Empfehlungen vielbekannter und hochgeschätzter Häuser, welche die Karten der Lehrer, für die sie sich interessirten, in ihren Kreisen verbreiten. Solche Referenees standen uns bald in großer Menge zu Gebot, und nun galt es sie zu nützen. Die erste Nothwendigkeit war, sich persönlich den Menschen vorzustellen, die uns wohlwollten. Mancher Tag ging bloß mit Aufsuchen der Straßen hin, denn die deutschen Freunde, denen wir Empfehlungsbriefe verdankten, hatten nicht immer bedacht, daß es der St. Johnsstreets oder Queensstreets und Kingsstreets etwa vierzig von jeder Sorte gibt; auch waren die Zusätze mitunter verwechselt, so daß man nach Victoriaplace oder Victoriaroad gerieth, wenn man nach Victoriarow oder nach einer der zahlreichen Victoriastreets wollte, ein Versehen, das uns nicht selten eine Fahrt von sieben Meilen kostete. Daheim betrachtet man London nur als eine Stadt, die eben größer ist als andere Hauptstädte, während man es in Wahrheit vielmehr als eine Provinz ansehen muß. Hat man viele Besuche in verschiedenen Stadttheilen zu machen, so ist das eine mehrtägige Reise. Sind die Besuche gemacht, so kommen die Einladungen zu Abendgesellschaften, und diesen darf sich natürlich niemand entziehen, dessen ganze Existenz von der Zahl seiner Bekanntschaften abhängt. Nun ist aber mit einer solchen Runde die Sache durchaus nicht abgethan: immer von neuem muß der Einzelne sich der Gesellschaft in Erinnerung bringen, wenn er nicht im stürmischen Londoner Leben sofort vergessen seyn will. Wer kann errathen, in welchem Hause er die Personen antreffen wird, die sich für sein Fach interessiren? Hast du mit ungeheuerm Zeitaufwand eine Reihe von unnützen Gängen gemacht, und schlägst endlich abgemattet oder erkaltet eine Einladung aus, so wird dir vielleicht später bekannt: „Der und der große Künstler oder Gelehrte, der etwas für dein Fortkommen thun konnte, war an dem Abend da, und die sorgliche Hauswirthin hatte dich ausdrücklich eingeladen, um eure Bekanntschaft zu vermitteln." Nachholen läßt sich in London nichts, denn die Tage rauschen vorüber wie Momente, und Zeit haben nur solche Menschen, deren Zeit gar nichts werth ist. Wer etwas für andere thun kann, ist von Hunderten, die vor dir da waren, schon in Anspruch genommen, und alles hängt davon ab, daß du ihn gerade in der Einen günstigen Minute fassest, die nie wiederkehrt.

Die Rathschläge, welche man angehenden Lehrern hinsichtlich der Preise ertheilt, sind sehr widersprechend. Einige versichern, wenn man dieselben zu niedrig stelle, so werde man von vorne herein für einen Stümper gehalten. Andere behaupten, seit der ungeheuern Concurrenz empfehle man sich nur noch durch die allerbescheidensten Ansprüche. Nach kontinentalen Begriffen würde eine Stunde Unterricht mit demselben Preise sehr anständig bezahlt erscheinen, welcher hier für einen Spottpreis gilt. Wir können den Werth des Lohns natürlich nur im Verhältniß zu allen Lebensbedürfnissen anschlagen, und diese stehen in England mehr als dreimal höher im Preise. — In Weltstädten gibt es keine Nachbarn. Niemand, der neben deiner Hausthüre aus und eingeht, kennt dich, noch kennst du ihn. Die Bekanntschaft der in deiner Nähe wohnenden Familien kannst du nur durch die Vermittlung eines dort eingeführten Freundes machen, und es ist ein reiner Zufall, wenn sich eine solche Bekanntschaft einmal findet. Was hilft dir also eine rings um dich her musicirende Nachbarschaft, wenn du dich ihr nicht durch die „Referenee" eines Bekannten als Lehrer empfiehlst? Ich habe einmal die Probe gemacht, als ich eine Gesangklasse in meiner eigenen Wohnung eröffnete. Durch die persönlichen Empfehlungen meiner Freunde wurden mir fünf Schülerinnen zugewendet; tausend gedruckte Prospekte, die ich in alle anständigen Häuser des ganzen Distrikts senden ließ, brachten mir nur eine einzige Schülerin.

„Es wäre unschätzbar für Sie," schrieben mir Freunde aus der Heimath, „wenn Lady N. N. sich Ihre Empfehlung angelegen seyn ließe. Sie ist als Kennerin und Beschützerin der Musik allgemein anerkannt; ihr Urtheil gilt so viel in den gebildetsten Kreisen, daß der bloße Umstand, daß Sie ihr Haus besuchen und in einer ihrer Soiréen gespielt haben, Sie schon fördert." Ich erhielt von einem sehr berühmten Manne den Empfehlungsbrief zugeschickt, der mir das schwer zugängliche Haus der Dame öffnete. Ich war einen Augenblick allein im Salon, und diesen benützte ich, um einen Blick über die auf dem Clavier liegenden Noten zu werfen. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein gedruckter Walzer, dessen Titel die Dame des Hauses als Componistin nannte. Ich las das Opus schnell durch und überzeugte mich, daß es sein Daseyn dem phantastischen Triebe verdankte, der so viele Dilettanten verleitet, aus einem ihnen fremden Stoff selber schaffen zu wollen. Die Dame trat mir wohlwollend entgegen und erbot sich eine große Soirée zu veranstalten, in der ich spielen sollte, um ihrem Kreise bekannt zu werden. Das war wirklich alles, was ich wünschen konnte, und im Stillen überlegte ich mir, welche meiner schönsten

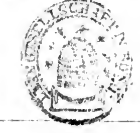
Lieblingsstücke ich für diese Gelegenheit wählen sollte. Meine neue Gönnerin schnitt mir aber die eigene Wahl sogleich ab, indem sie mir ihre Lieblingsstücke vorschlug, welche aus einer großen Phantasie von Thalberg, Variationen von Herz und einem sehr schweren Concertant mit Violine von einem mir unbekannten Componisten bestanden. Ich machte den Einwurf, daß dergleichen Stücke nicht eigentlich mein Fach seyen, indem ich meine Studien von jeher mehr der älteren klassischen Musik zugewendet; ich bemerkte ferner, die Schwierigkeiten der genannten Stücke seyen so groß, daß auch ein geübter Spieler bedeutende Zeit darauf verwenden müsse, bis er sie mit der erforderlichen Virtuosität vortragen könne. Falls Beethoven'sche Musik zu ernst für einen Dilettantenkreis seyn sollte, schlug ich einige andere moderne Bravourstücke vor, die ich noch genug in der Uebung hatte, um den Vortrag in ein paar Tagen ausfeilen zu können. — Die Dame wollte sich aber durchaus nicht darauf einlassen, Stücke zu hören, die ich kannte; sie schien es für eine unerläßliche Probe meiner Fertigkeit zu halten, daß ich gerade solche Stücke spielte, die ich nicht vorbereitet hatte: als ob überhaupt ein Mensch im Stande wäre, eine große Phantasie von Thalberg vom Blatt zu spielen! Da ich fand, daß die Dame, wie alle sehr reichen Frauen, die einen eigenen Gesellschaftskreis beherrschen, an gar keinen Widerspruch gewöhnt war, und daß meine fernere Weigerung nur Zweifel an meiner Fähigkeit erweckt und die Protection dieses Hauses in Frage gestellt hätte, so griff ich mit wahrer Todesverachtung nach den Phantasien, Variationen und Concertants und versprach alles zu spielen. — Die Frist, die mir gelassen war, um vor der großen musikalischen Soirée die drei schweren Stücke einzuüben, mußte so ausschließlich als möglich dieser Arbeit gewidmet werden. Es war dieß eine langweilige, um so verdrießlichere Arbeit, weil ich voraus sah, daß ich nach dem Einen Abend diese Stücke schwerlich wieder spielen würde. Es war ja aber gewissermaßen ein kleines Kapital, das ich an meine Existenz setzen mußte. Ich setzte also einstweilen alle andern zeitraubenden Schritte aus und spielte oft anhaltender, als Kopf und Finger aushielten. Wie durfte ich darnach fragen, daß wichtige Gänge und Geschäfte versäumt wurden, wenn mir die Möglichkeit vor Augen stand, beim ersten entscheidenden Auftreten in der größeren Gesellschaft Fiasko zu machen! — Glücklicherweise zog sich die Einladung noch etwas hinaus und ich gewann ein paar Wochen Frist. Aber die Erfahrungen, die ich unterdeß gemacht, hatten mich belehrt, daß es, um die Anerkennung der Londoner Gesellschaft zu gewinnen, durchaus nicht hinreicht, daß man in seinem Fach vor dem Urtheil jedes Meisters bestehen kann. Der gründlichste Meister, wenn der Schein des Bedürfnisses ihn umgibt, wird weit hinter einen Stümper zurückgesetzt, der sich ein elegantes Aeußere zu geben vermag. Ich begriff die Nothwendigkeit, für diese Soirée auch den passenden Anzug anzuschaffen, eine Ausgabe, die für Emigrantenverhältnisse schwer in die Wagschale fällt. — Als der Wagen vor der Thüre hielt, erschien ich mir als eine rechte Thörin, weil ich auf dieses Fest eine Summe verwendet hatte, von der meine Haushaltung eine gute Weile hätte bestehen können. Indeß beruhigte ich mein Gewissen bald, als ich bemerkte, daß die Magd, welche im Parlour der Lady R. den Thee einschenkte, eigentlich kostbarer gekleidet war als ich. Als ich endlich gar die Comtessen und Gesandtinnen musterte, denen ich vorspielen sollte, so blieb mir nichts übrig, als meine angeborene Verachtung aller weltlichen Dinge zu Hülfe zu rufen, um nicht eine gewisse weibische Verlegenheit merken zu lassen. „Nun, was thut's?" dachte ich; „ich habe ja meine Stücke so vortrefflich eingeübt. Sitze ich erst am Clavier, so ist's als ob Aschenbrödels Zauberschuh sich um meinen Fuß schlänge." Unwillkürlich suchten meine Augen das Pianoforte, das zu meiner Verwunderung nicht an der gewohnten Stelle, sondern ohne Lichter und geschlossen an der Wand stand. Die Tochter der Lady R. sagte mir freundlich in's Ohr: „Mama hat etwas Kopfschmerzen heute Abend und wünscht nicht, daß musicirt werde."

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 14. 3. April 1853.

— Migravit ab aure voluptas
Omnis ad incertos oculos et gaudia vana.
Quattuor aut plures aulaea premuntur in horas,
Dum fugiunt equitum turmae peditumque catervae.
Horat.

Pariser Bilder.

Das Théâtre national.

Ursprünglich war das Théâtre national, welches jezt eine so eigenthümliche Rolle unter den Bühnen von Paris spielt, ein olympischer Circus unter der Direktion des bekannten Astley, des Begründers der eigentlichen Kunstreiterei. Von diesen gymnastischen Schauspielen hat der Charakter dieses Theaters eine bestimmte Färbung erhalten, welche noch immer die Eigenthümlichkeit desselben bildet, obgleich es seit lange aufgehört hat, ein Manège zu seyn. Man gibt dort große, meistens militärische Spektakelstücke, bei denen es nicht sowohl auf eigentlichen dramatischen Inhalt, als darauf ankommt, daß sie Gelegenheit zu bunten Tableaux geben, besonders zu solchen, in denen kriegerischer Glanz entfaltet werden kann. Vorzugsweise wählt man natürlich Sujets aus den siegreichen Kämpfen des französischen Volks, und in so fern also ein Theil der Geschichte desselben, mit einer, nach französischer Auffassung, mehr oder weniger getreuen Anlehnung an den wirklichen Verlauf, der gewöhnliche Vorwurf für die Muse der gedachten Bühne ist, kann sie sich allerdings mit einem gewissen Rechte eine „nationale“ nennen.

Das Théâtre national stellt sich also im Princip eine Aufgabe, die der Idee der dramatischen Poesie und der dramatischen Kunst fremd ist. Um Handlung im dramatischen Sinn kümmert sie sich nicht; sie gibt nur Episoden, die durch in allen Scenen wieder erscheinende Persönlichkeiten zu einem Ganzen verknüpft werden, ohne darum eine Einheit zu bilden. Von einer Verwicklung, einer Schürzung des dramatischen Knotens, von einer Lösung ist dabei nicht die Rede. Es sind lebende Bilder, höchstens ist es dramatisirte Geschichte, wie etwa Raupachs Hohenstaufen; die einzelnen Scenen sind dialogisirte Anekdoten, wie manche Birch-Pfeifer'sche Fabrikerzeugnisse. Großentheils verschwindet das Individuum in den Ereignissen, und wo es als Träger derselben erscheint, da ist es eine historische Persönlichkeit, die als „fertiger Charakter“ auftritt und als solcher kein Gegenstand der dramatischen Poesie mehr seyn kann. Von je gigantischerem Maß das Urbild ist, desto weniger will es in den engen Rahmen eines Prosceniums passen; da aber der Mensch, und nicht die Würde und Macht, die ihm anhängen, Gegenstand der Kunst ist, das Théâtre national aber jenen gegen diese zurücktreten läßt, so hat man ein Recht, die Aufführungen als „lebende Bilder“ zu bezeichnen. Die historischen Charaktere von ungewöhnlichem Maß dienen auf den Brettern desselben mehr als Staffage denn als eigentlicher Mittelpunkt des Schauspiels. Wir sind

übrigens auch in Deutschland gewohnt, Friedrich den Großen, Karl XII. u. s. w. vorzugsweise nur als Beiwerke, als bloße theatralische Figuren auf der Bühne erscheinen zu sehen.

Es fällt mir nicht ein, der Poesie eine Grenze stecken zu wollen, aber wohl der scenischen Darstellung. Auf den Brettern mag ich wenigstens Julius Cäsar, die Weihe der Kraft u. dgl. nicht sehen; selbst die vollendetste Aufführung verlezt noch immer das ästhetische Gefühl, denn unsere Idealität wird, je welthistorischer der Charakter ist, desto schwerer befriedigt. Damit ist nicht gesagt, daß die Heroen der Geschichte nicht im Hintergrunde erscheinen, gleichsam über die Bühne gehen dürfen; im Gegentheil, sie können im Seitenlicht von außerordentlicher Wirkung seyn, nur in den Vordergrund dürfen sie nicht treten.

Abgesehen von dieser, in den Personen selbst liegenden Beschränkung, welche ihr Auftreten auf den Brettern regelt, macht sich eine zweite geltend, die aus unserem Verhältniß zu den historischen Persönlichkeiten entspringt. Historische Charaktere sind nur bedingungsweise — von ihrer ästhetischen Gestaltung zu schweigen — geeignet, auf der Scene zu erscheinen, sofern sie nämlich nicht mehr in unmittelbare Berührung mit unserem eigenen Leben gekommen sind. — Was wir selbst durchlebt haben, was uns unmittelbar vor die Augen getreten ist, das als Maske auf der Bühne zu sehen, verlezt unser Gefühl. Die Dinge müssen als wirklich Geschehenes hinter uns liegen, die Thaten, die Ideen, welche die Personen repräsentiren, müssen uns in diesen leztern vorschweben, aber nicht diese selbst mit Fleisch und Bein.

Mir wurde das so recht klar, als ich den Kaiser Napoleon im weltbekannten historischen Costüm vor die Lampen des Théâtre national treten sah und die Befehle ertheilen hörte, die einst die Welt erschüttert hatten. Um die Täuschung so groß als möglich zu machen, ist einem Schauspieler Namens Gebert diese Rolle übergeben, der dem Kaiser, wie er in seinem fünften Decennium war, ziemlich ähnlich sieht. Der nur mit einer Kokarde verzierte kleine Hut, fest auf die Stirn gedrückt, über der Uniform der Jäger der alten Garde der weit herabreichende graue Rock, die hohen Reiterstiefeln vom raschen Ritt beschmuzt, der Kopf etwas vorwärts gebeugt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, der Schnitt des Gesichts, die Haltung, Alles ist so getreu wie möglich. Aber troz dem, oder vielleicht gerade deßwegen machte auf mich die Erscheinung einen unbehaglichen Eindruck. War es die Einseitigkeit der Täuschung? — denn Rede und Stimme wollten zum Uebrigen nicht passen. War es das sichtliche Bestreben zu täuschen, was die Kaisermaske so unästhetisch machte? Oder war es nur ein individuelles Gefühl, das mich unangenehm berührt werden läßt, wenn man mit solchen Erinnerungen spielt? — Ich gestehe, daß es mich in Reiterbuden stets verlezt hat, wenn ein Jockey, um seine Geschicklichkeit im Wechseln der Tracht zu zeigen, zulezt in der des französischen Kaisers erscheint. Ich habe aber Seydelmann Friedrich den Großen darstellen sehen, der doch, wenn auch nicht unsere Bewunderung, doch unsere Sympathie in weit höherem Grade in Anspruch nimmt, ohne etwas Unästhetisches darin zu finden; ich halte im Gegentheil Friedrich den Einzigen für eine vortreffliche theatralische Figur, obgleich unsere Phantasie fast noch schwieriger dabei zu befriedigen ist. Da beide Personen außerordentlich viel Aehnliches haben, ihr Erscheinen auf der Bühne aber eine ganz verschiedene Wirkung hervorbringt, so muß der Unterschied in uns liegen. Nur der eine ist uns vollständig gegenständlich geworden, er gehört ganz der Vergangenheit an, und ich bin überzeugt, daß vernünftigerweise nur solche Persönlichkeiten in historischen, zur Aufführung bestimmten Schauspielen auftreten können, aber Keiner, der, wie Napoleon, noch nicht ganz der Geschichte überliefert ist. Es ist das nicht nach Jahren zu bestimmen, sondern hängt von den verschiedenartigsten Verhältnissen ab, denn „Andreas Hofer" ist über die Bühne gegangen, ohne daß seine Brauchbarkeit zu Bühnenzwecken für unsere Zeit irgend bezweifelt worden wäre.

Ist die Bühne des Théâtre national für die dramatische Kunst ganz ohne Bedeutung, so verdient sie dagegen von Seiten der Darstellung alle Aufmerksamkeit. Die formlosen Stücke werden mit einem Geschick in Scene gesezt, das die größte Anerkennung verdient, und daneben mit einem Glanz und einer Pracht, wie sie selbst in der großen Oper ungewöhnlich ist.

Großartige Feen- und Zauberstücke, die von der deutschen Bühne längst verschwunden sind, wechseln mit siegreichen Kämpfen der französischen Heere. Diese kriegerische Färbung hat jedoch das Théâtre national erst seit der Februarrevolution angenommen. Man gab auf den Brettern die erste Revolution, während man draußen die zweite spielte. Da leztere nur eine verkleinerte Ausgabe der früheren war, so konnte man auf der kleinen Bühne genau den Ereignissen auf der großen folgen. Erst waren es nur die Armeen des Convents, die vor den Lampen des Théâtre national Lorbeeren pflückten, dann folgten die des Direktoriums; mit dem Staatsstreich erschien der erste Consul auf der Scene, und heute schließt jedes Stück mit dem Kaiser. Leider habe ich nicht in Erfahrung bringen können, ob das Théâtre national der Zeit immer nur gefolgt ist; mich sollte es gar nicht wundern, wenn es derselben auch einmal vorangeeilt wäre, um so mehr, da es sich der Berücksichtigung des gegenwärtigen Gouvernements zu erfreuen hat.

Das Théâtre national ist ein geschmackvoll und reich dekorirtes Haus, von frischerem Glanze als die meist etwas abgegriffenen andern Pariser Bühnen, von

angenehmeren Formen, weil der Zuschauerraum nur eine geringe Tiefe hat, so daß die Logen sich fast in einem Halbkreise vor der Bühne reihen. Die weiße Grundfarbe des Holzwerks mit nicht zu großer Verschwendung von Vergoldung, rothe Draperien, nicht zu blendende Beleuchtung, machen einen harmonischeren Eindruck als ihn die übrigen Säle der Hauptstadt gewähren, in denen man trotz allem Raffinement doch eigentlich nicht versteht, die Beleuchtung richtig anzuordnen. Wäre ich ein Theaterdirektor, der auf die Einnahme der Kasse hingewiesen ist, ich würde alle Prosceniumslogen mit hellem rothem Licht erleuchten, in der Ueberzeugung, daß die Eitelkeit diese Logen dann stets füllen würde, wenn auch der Preis ein ungewöhnlich hoher wäre. Statt dessen hat man in den Variétés blaue Glocken um die Gaslichter vor den Prosceniumslogen gestellt, was den Damen in denselben stets einen Anflug von Leichenfarbe gibt. Sollte man glauben, daß in Paris dergleichen Taktlosigkeiten möglich sind!

Die Bühne des Théâtre national muß eine ungewöhnliche Tiefe besitzen, denn bei nicht auffallender Breite bewegen sich zuweilen ein halbes hundert Pferde und einige hundert Menschen auf derselben. In dem Stück, das gegenwärtig seit zwölf Wochen täglich das Haus füllt, spielen vierzig Schauspieler und ein Corps de Ballet von fünfzig Tänzerinnen, und dazu kommen noch die zahllosen Statisten. Dasselbe führt den Titel: »Massena, l'enfant chéri de la victoire,« und gibt in achtzehn Tableaux einige Auftritte aus dem Leben des Herzogs von Rivoli, von seinem Einrücken in die Schweiz bis zur Schlacht von Wagram. Es treten darin unter andern auf: Kaiser Napoleon, die Generale Massena, Davoust, Cohorn, Korsakoff, Hellinger, Ott, Nicolis, Schlay, der Admiral Keith, umgeben von ihren Adjutanten und zum Theil von einem zahlreichen Stabe, außerdem eine ganze Reihe von nicht historischen Personen, die Rollen in einem ziemlich verunglückten Liebesroman spielen, der den Siegen und Triumphzügen der französischen Truppen als ästhetisches Zuckerwerk beigegeben ist.

Der erste Akt dieses militärischen Dramas führt den Zuschauer in die Schweiz, wo am Ufer des Züricher Sees ein vor der Conscription aus seinem Vaterlande entflohener französicher Maler um die Liebe eines jungen Mädchens wirbt, das für die Tochter eines Landmanns gilt, in Wirklichkeit aber die Tochter einer genuesischen Gräfin ist. Ein Nebenbuhler, mit dem Geheimniß beider Personen vertraut, benuzt diese Kenntniß, um den Maler als Fahnenflüchtiger in die Haft der französischen Revolutionsarmee zu bringen, und die Jungfrau nach Genua, zu dessen Nobilis er gehört, zu der Mutter derselben zu entführen, die seine Bewerbungen begünstigt. Mit den ersten französischen Truppen erscheint auch Massena auf der Scene, zu Pferde mit seinem Stab. Es ist eine mit Staub bedeckte, vom Marsch ermüdete Colonne, die in das friedliche Schweizerdörfchen fällt, und die Truppen machen wirklich der Armee von damals keine Schande. Die Uniformen sind bis in die geringsten Details streng historisch, und die Schauspieler und Statisten tragen dieselben mit einer Leichtigkeit, mit einem militärischen Wesen, das man selbst auf den ersten deutschen Theatern in ähnlichen Rollen fast immer vermißt. Die Lustbarkeiten, Tänze u. s. w., mit denen natürlich die über die Ankunft ihrer Befreier ganz trunkenen Schweizer das glückliche Ereigniß feiern, machen bald einer der Kampfesscenen Platz, in deren Ausführung das Théâtre national vorzugsweise seinen Ruhm sucht.

Die Gefechte sind immer ganz vortrefflich arrangirt, und die Regisseurs geben dabei ganz ungewöhnliche Beweise ihres Talentes für die mise en scène. Dießmal ist es ein Gefecht in steiler Gebirgsgegend, mit dem Blick auf den See, das den Siegesreigen Massena's eröffnet. Es trägt keinen historischen Charakter, wie die übrigen kriegerischen Scenen, mit denen uns der Abend beglückt. Es dient nur dazu, wie der Vetter aus Ostindien, den Liebhaber im Stück aus dem unangenehmen Conflikt und aus der Falle zu retten, in die er gerathen ist. Der Maler hat nämlich seiner Mutter am Sterbebette versprochen, nie die Waffen zu führen; ein Schwur, den er selbst mit Gefahr seines Lebens zu halten entschlossen ist. Er erhält auch Massena's Verzeihung und Zuneigung nicht etwa durch einen Akt positiver militärischer Bravour, sondern dadurch, daß er mitten im Feuer beider Parteien mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit den Plan der Gegend zeichnet, dessen der Oberfeldherr zu seinen weiteren Planen bedarf. Das rettet ihn vom Tode des Deserteurs und verschafft ihm die friedliche Stellung eines Ingenieurtopographen, welche ihn nicht nöthigt den Degen zu ziehen. Die blauen Bohnen bringen auf der Scene den Künstler nicht einmal dazu mit den Augen zu zwinkern, oder sich vor denselben um eines Haares Breite zu bücken, ein Compliment, das selbst alte versuchte Krieger unwillkürlich zu machen pflegen, wenn der Tod über ihnen fliegt. — Der Maler erscheint in allen folgenden Scenen im Gefolge Massena's, so daß er und seine Liebesintrigue zum rothen Faden wird, welcher die verschiedenen Scenen verknüpft, die sonst nur abgerissene Blätter aus Massena's Ruhmeskranz wären.

Das Publikum hat während der Vorstellung Gelegenheit historische Studien an den Siegen der französischen Armee zu machen, denn das Théâtre national führt eine sorgfältig ausgewählte und ausgestattete Sammlung davon über die Bretter. Zunächst geleitet man uns in das Zelt Massena's, um eine Tirade gegen die Russen unter Suwarow zu hören, welche der Oberfeldherr, dem die Republik einen einfachen Ehrensäbel zur Belohnung für seine früheren Dienste überreichen

läßt, zum sicht- und hörbaren Entzücken der Zuschauer in Staub zerschmettern will, wenn sie nicht vor dem bloßen Blinken der französischen Bajonette eilig das Weite suchen. In der nächsten Scene erblicken wir das von den Russen besezte Zürich, und Korsakoff erscheint auf der Bühne mit seinem aus Damen in Adjutantentracht bestehenden Gefolge. Neben der historischen Treue des Costüms hat man alles aufgeboten, um die Steifheit des Zopfwesens so grell als möglich wiederzugeben. Da dasselbe aber nicht übertrieben werden kann, so ist dieser Gegensatz zwischen den streng geregelten Formen der alten Zeit und der wilden Freiheit der Revolutionsarmee nicht ohne Interesse, selbst für den Zuschauer, welcher wenig Genuß an den albernen Phrasen findet, die man den russischen Offizieren in den Mund gelegt hat.

Die russischen Soldaten tanzen eben mit den als zierliche Schweizerinnen gekleideten Damen vom Ballet eine Art Mazurka, als die Franzosen, tambour battant, auf sie einstürzen. Es kommt zu einem sehr hitzigen Gefecht, in dem troz der Anstrengungen der Kosaken, deren ein paar Dutzend wiederholte Attaken auf die Franzosen machen, leztere endlich die Oberhand gewinnen, den Feind hinter die Mauern von Zürich werfen, die Thore mit Kanonenschüssen öffnen, und schließlich die Stadt mit stürmender Hand nehmen.

Die Regie muß wirklich vortrefflich seyn, um die im Allgemeinen doch aller Bildung entbehrenden Kräfte — es sind größtentheils Soldaten — so ausgezeichnet zu schulen. Der dichte Schleier von Pulverdampf mag zwar manches zudecken, aber der Vorhang fällt erst, nachdem sich die Zuschauer in den Wunderthaten der französischen Bravour hinreichend berauscht haben, die von der Regie bis in die kleinsten Details mit größtem Fleiß wiedergegeben werden.

Der nächste Akt stellt die Belagerung von Genua durch die Engländer und Oesterreicher dar, bei dessen Vertheidigung sich bekanntlich Massena so sehr ausgezeichnet hat. Der französische Commandant hatte dabei nicht bloß mit den äußern Feinden und den Verschwörern im Innern, sondern mit einem dritten Gegner in seinen eigenen Reihen zu kämpfen, einem Gegner, dem er schließlich auch unterlag — mit dem Hunger. Während der Belagerung wird die Liebesintrigue zwischen Fernand Bonneville, so heißt der frühere Maler und jetzige Generalstabsoffizier, und der Tochter der Comtesse Fiorella abgeschlossen, d. h. auf gut deutsch, „sie kriegen sich,“ natürlich erst nach mehreren fruchtlosen Versuchen des Nebenbuhlers, Comte Azaretto, das Glück der Liebenden zu stören. Die Verschwörung, die er gegen die Franzosen leitet, soll ihm nebenbei in seinen Privatangelegenheiten Nutzen bringen; der Ausbruch derselben an dem vom Mondlicht schwach erleuchteten Hafen, der Kampf der französischen Truppen mit den Genuesen bringt einige Abwechslung in die eigentlich kriegerischen Auftritte, in denen fernerhin Bonneville nur noch als Soldat, nicht mehr als Liebender erscheint. Die verzweifelte Entschlossenheit, mit der die französische Besatzung dem drückenden Mangel der nothwendigsten Lebensmittel trozt, wird durch eine Unterredung Massena's mit einem ergrauten Soldaten versinnlicht, der im Augenblick an Erschöpfung und Hunger stirbt, wo er den Oberfeldherrn zu fernerem Widerstande auffordert. Diese heldenmüthige Hingebung ist es vorzüglich, was Massena veranlaßt, die für ihn ehrenvolle Capitulation mit dem österreichischen General und dem englischen Admiral abzuschließen, bei welcher zum unaussprechlichen Entzücken der Gäste des Théâtre national die Oesterreicher und Engländer sich überall dupiren lassen, und Massena, mehr als Sieger denn als Besiegter, sie wie Schulbuben behandelt. Auch der leichte Flecken, der durch die Uebergabe auf seinem Ruhm haftet, wird sofort durch einen Auftritt — das Gefecht bei Cagliero — ausgelöscht, wobei nach einer ungeheuern Pulververschwendung die Wälder und Höhen bei St. Leonardo endlich von den Franzosen erobert werden, die Oesterreicher am Boden liegend um Gnade flehen, und Massena schließlich im Galopp vor den Lampen erscheint, um als Sieger jubelnd begrüßt zu werden.

Der dritte Akt führt uns in die Kaiserstadt an der Donau, wo Napoleon als Herr eingezogen ist und einen glänzenden Hof hält, an dem die österreichischen Damen es an Huldigungen nicht fehlen lassen. Der streng historischen Erscheinung des Kaisers in dieser und den folgenden Scenen, wobei ihm die zur Kaisergarde umgewandelte Consulargarde als Folie dient, habe ich schon gedacht. Einige kleine historische Anekdoten sind in diese Salonscenen verwebt, wobei der Kaiser der französischen Nation dutzendweise Complimente sagt, und natürlich auch sonst an Bewunderung derselben Ueberfluß ist. Herr Gebert bemüht sich wirklich in seiner Rolle das mögliche zu leisten, und „wie er räuspert und wie er spukt, das hat er ihm glücklich abgeguckt.“ Er gibt alle Angewöhnungen des berühmten Corsen bis in die geringsten Details wieder. Besonders gelungen soll die Haltung des Kaisers seyn und die Art, wie er eine Prise nimmt.

Mitten aus den glänzenden Festen von Wien, auf denen die Franzosen bei den Damen den Siegerdank ernten, werden wir auf das Schlachtfeld von Wagram versezt. Das Bivouak der französischen Garde ist zauberhaft und der Effekt der bunten Scene mit den im Hintergrund sich verlierenden Feuern, an denen die bis zum Tod ermüdeten Soldaten schlummern, wird durch die Erscheinung des, dießmal ohne Rustan oder sonstige Begleitung auftretenden Kaisers erhöht, der zum allgemeinen Ergötzen wieder einige Späße mit seinen Grenadieren »de la vieille« aufführt, die ihn zuerst nicht erkennen. Allmählig weicht die Nacht dem Tag, die Dämmerung verschwindet, blutroth geht die Sonne auf,

um einen der glänzendsten Siege des Kaiserreichs zu beleuchten.

In dieser Scene ist nun alles zusammengedrängt, was nur an Menschen, Pferden, Kanonen- und Flintensalven, Musik und Lärm jeder Art zur Verfügung des Theaters gestanden hat. Wie immer rücken auch hier die einzelnen Corps, von einer vollen Janitscharenmusik oder einem Trompetercorps geführt, über die Bühne, auf der Napoleon im vollen Galopp auf seinem kleinen Schimmel erscheint, umgeben von einigen zwanzig Generalen, und die Armee haranguirt, ehe er sie in die Schlacht führt. Wir sehen diese beginnen, in furchtbarster Heftigkeit toben, Massena, nachdem sein Wagen von Kugeln zerschmettert ist, sich auf sein Pferd schwingen, um seine Colonnen an den Feind zu führen. Endlich ist die Blutarbeit gethan, der Doppeladler ist überall gewichen, der Pulverdampf senkt sich, das Gefecht liegt in seinen lezten Zügen, die Sonne sinkt und der Mond geht auf.

Er beleuchtet ein weites Leichenfeld, wo Todte, Schwer- und Leichtverwundete durcheinander liegen; da naht, nur begleitet von einigen Aerzten, der Kaiser, sorgsam über seine gebliebenen Krieger dahinschreitend, um den Sterbenden Trost, den noch zu Rettenden Hülfe zu bringen. Diese rührenden Züge verfehlen weder auf die Zuschauer noch auf die Soldaten ihre Wirkung, deren lezterer einer sich noch vor dem Verscheiden mit brechender Kraft aufrichtet, um mit einem lauten »vive l'empereur!« in welches das Publikum einstimmt, zu verscheiden. Der Kaiser nimmt diese Gelegenheit wahr, um seine Friedensliebe zu verkünden und seinen Schmerz darüber, daß man ihn fortwährend zum Kriege zwinge; dann deutet er noch, von innerer Ahnung bewegt, an, daß erst sein Erbe ernten werde, was er so blutig gesäet, den Bau vollenden, zu dem er den Grundstein gelegt. — Der Vorhang fällt unter dem Jubel der berauschten Zuschauer, die sich nicht eher beruhigen, als bis Gebert noch einmal erschienen ist und sich für den Hervorruf bedankt hat. Ein Nebelbild zeigt dann noch den Adler, wie er allmählig seine Schwingen lüftet, und wenn es verschwindet, tönt noch lange das vive l'empereur des Publikums nach, auf dessen Nationaleitelkeit das Schauspiel in unglaublicher Weise wirkt.

Diese flüchtige Skizze mag ungefähr einen Begriff von dem Zweck, dem Charakter und dem Repertoire des Théâtre national geben, das auf die Anschauungen der untern Klassen keinen unerheblichen Einfluß übt, denn seit zwölf Wochen füllt »Massena, l'enfant chéri de la Victoire.« täglich das Haus. Die Dummheit, die Feigheit, die Rohheit, die Ungeschicklichkeit zeichnen in allen Stücken die Gegner Frankreichs aus, dessen Söhne dagegen wahre Muster von Edelmuth, Liebenswürdigkeit, Schönheit und Muth sind. Die Thaten glänzender Tapferkeit sind auf dieser Bühne so häufig wie die Brombeeren. Von einem ethischen Gesichtspunkt ist dabei natürlich keine Rede, nicht einmal im Sinne nationaler Beschränkung, denn das Edle, Erhabene, Bewunderungswürdige wird ja gerade zum Gewöhnlichen und Gemeinen, wenn man es zur alltäglichen Kost macht.

Hagestolze.

II.

Der Bonvivant.

„Das Leben des Hagestolzen ist ein brillantes Dejeuner, ein langweiliges Diner und ein miserables Souper." So lautet ein altes, längst bekanntes französisches Witzwort, das schon in mancher Lebensgeschichte seine Bestätigung gefunden.

Herr Bauer — so heißt ja jedermann, also darf auch jemand so heißen — hatte sich all sein Lebenlang nur Einen Lebenszweck gesteckt — das Guthaben. Ein recht einfaches Ziel, werden viele denken; gewiß, aber nicht so leicht zu erreichen, wie es oft aussieht.

Herr Bauer war so glücklich, daß er eben keine schlimmen Mittel nöthig hatte, um diesen Zweck zu erreichen. In der Schule pflegen manche zu faullenzen, um es gut zu haben; Herr Bauer fand, daß das ein verkehrtes Mittel sey, da die bei unserem verdunkelten Lehrsystem noch gestatteten Prügel schlechterdings nichts Gutes sind; darum lernte er fleißig, was ihm auch nicht schwer wurde, und hatte es gut dabei. Als Student fand er, daß eine ganz genügende Anzahl von Kneipenbesuchen und Suiten sich mit den unerläßlichsten Collegien vereinigen ließen. Da er ein „guter Kopf" war, der es verstand, seinen geistigen Besitz, ob groß oder klein, in's gehörige Licht zu setzen, so war ihm vor dem Examen, diesem jüngsten Gericht des Universitätslebens, eben nicht bange. So war er der beste Bierschmecker und überall dabei, wo's hoch herging, ohne daß er sich's auch mit dem Vergnügen sauer werden ließ. Bei feierlichen Ausritten überließ er das Reiten mit seinen Wechselfällen jedem, der Lust dazu hatte, er selbst pflanzte seine breite Gestalt in den bequemsten Wagen und ließ sich von ehrfurchtsvollen Füchsen bedienen. Da der Beutel des Papa schon einen Aderlaß ertragen konnte, so kam er mit einem Hauptungewitter per Semester bei der jedesmaligen Ueberreichung der Conti davon, und da er mit einem recht leidlichen Examen seine behagliche Burschenlaufbahn beschloß, so bezahlte der Papa die lezten ansehnlichen Reste nur mit stillem Knurren.

Ein ganz brillantes Dejeuner war seine Jugend, als er eine hübsche Anstellung „bei der Regierung" fand, und wenn er sah, wie seine Collegen ihre kleinen Ersparnisse alsbald aufbrauchten, um Almanache, Necessaires, wo nicht gar Uhren für ihre Bräute zu kaufen, so war ihm seine goldene Freiheit noch viel zu lieb, als daß er sich mit Ehestandsgedanken hätte plagen mögen. Er wollte einmal heirathen, o ganz gewiß, wenn es ihm recht gelegen wäre, aber das hatte noch gute Zeit. War er doch als gute Parthie ein vielgeladener Gast zu Thés dansants und Familiensoiréen, und der ganze Flor der Damenwelt stand ihm offen, wenn die armen Bräutigame an den Stuhl der Einen gefesselt waren. Nein, er wollte sich recht mit Muße besinnen.

Mit einem größern Einkommen und dem freien Besitz des väterlichen Vermögens wurde das Dejeuner immer brillanter. Im elegantesten Café nahm er seine Morgenchokolade, im zierlichsten Conditorskabinet später einen Kelch parfait d'amour mit erlesenem Backwerk, und beliebte es ihm die trockenen Kanzleistunden mit einem Glas guten Weins aufzufrischen, da hatte er seine verborgenen Weinschenken, wo er sicher war die feinste Blume des edlen Naffes zu finden.

„Nun, was werden Sie heute Gutes speisen?" fragt er etwas höhnisch seinen verheiratheten Collegen Müller, als sie beide um Mittag aufbrechen. „Linsen," antwortet dieser gutmüthig, „Linsen und Rindfleisch; 's ist heute Freitag, meine Frau hält ihre gewissen Tage. Gesegnete Mahlzeit, Herr Bauer!" — „Linsen und Rindfleisch!" wiederholt Herr Bauer voll innerlichen Triumphs, während er auf sein Hotel zuschreitet, wo der Duft von gebratenen Truthähnen und Rehfleisch aus dem Souterrain aufsteigt und die Wagenreihe an der Einfahrt auf eine Gesellschaft interessanter Fremder schließen läßt.

„Sie trinken doch auch ein Täßchen Mokka im Café Rapp?" fragt er den arglosen Müller, an dessen Haus er nach Tisch vorübergeht. — „Bedaure," lautet die Antwort, „ist mir unmöglich, ist heute meiner Frau Schwiegermutter Geburtstag; da wird dießmal selbst Kaffee bei uns getrunken." — „Dießmal!" lächelt Herr Bauer im Weitergehen; „armer Müller! so kannst du doch deine Linsen verdauen!"

Ein schadenfroher Dämon scheint Herrn Bauer zu treiben, dem Müller beständig das verlorene Paradies seiner Freiheit vorzuhalten. „Nehmen Sie nicht Theil an einer kleinen Lustfahrt nach B.? Sie wissen, dort findet man die delikatesten Fische." — „Ist mir nicht möglich," antwortet der andere etwas verlegen; „ein kleiner Familienspaziergang — hab's meiner Frau schon lang versprochen." — Da sieht denn am Sonntag

Herrn Bauer in leichter Droschke, in der Gesellschaft einiger witzigen Freunde, behaglich zurückgelehnt, wie er mit gnädiger Herablassung die Familie Müller grüßt, die eilig zur Seite weicht, vier Kinder in verschiedenen Dimensionen, das kleinste im Wägelchen, das Herr Müller mit dem Stock schieben hilft, alle triefend von Schweiß und überzogen mit Staub. „Wohin geht's?" ruft Herr Bauer dem Collegen zu, der in diesem Augenblick nicht Humor genug hat zur heitern Auffassung seiner Situation. — „Zu unserer Milchfrau nach Blezingen," ruft ein naseweises kleines Mädchen. Und dahin rollt die Droschke und der witzige Freund stimmt den alten schwäbischen Volksreim an:

Wia'n i bi ledig gwäh,
Ist mer's viel wöhler gwäh,
'S wurd mer mei Lebatag
Nimme so wohl!

Dann am Abend im Gasthof, wenn just nicht Theater ist, und mit dem Schlag acht die armen Ehemänner, die sich etwa in den Club gewagt haben, aufbrechen, wie behaglich dehnt sich Herr Bauer in seinem Stuhl und befiehlt: „Kellner, eine Flasche Rüdesheimer und die Speisekarte!" — „Geschwind Herr Schnarrenberger!" ruft er einem Aufbrechenden zu, „die Kartoffeln werden kalt und die Frau Liebste wird ungnädig!"

„Ist aber doch auch was Schönes um das Familienleben," bemerkt ein neben ihm sitzender Wittwer auf sein ironisches Lächeln, mit dem er dem Davoneilenden nachsieht. — „Bah, ich kann Familienleben haben, so viel mir beliebt, habe Einladung in ein Dutzend Häuser zu Familienthee oder Diner. Da treffe ich alles auf's schönste, Mama und wohlgezogene Töchterlein, vorlaute kleine Mädchen und unartige Buben; o Familienleben genug! Ich kenne ein Haus, wo eine edle Tochter auftritt, in einem andern paradiren zärtliche Schwestern, sonstwo debütirt das Fräulein vom Haus als naives Kind schon seit drei Jahren — kein Mangel an Familienleben!" — „Ei, wie bösartig Sie sind!" sagt der gutmüthige Wittwer. „Sie wollen also gar nicht heirathen?" — „Warum nicht? O gewiß! das heißt, je nachdem: ich muß da meiner Sache gewiß seyn; um Opfer zu bringen, heirathet niemand, natürlich! Das Heirathen bleibt mir so gewiß wie der Tod, die Damen sterben nicht aus. Vor der Hand habe ich keine Zeit, diesen Herbst muß ich nach Italien, nächsten Sommer will ich die Schweiz einsehen, einen Winter vielleicht nach Paris — habe also durchaus keine Eile. — Wird selbst ein Mädchen zu versorgen haben," brummt er, mißtrauisch auf den abgehenden Wittwer blickend.

Herr Bauer hat das brillante Dejeuner nach Kräften verlängert, Schweiz und Italien, London und Paris, Kaviar und Austern, Champagner und Tokayer in reichem Maße genossen. Er ist endlich doch etwas müde geworden, als er nach vierzehn Jahren mit dem oft verhöhnten Herrn Müller wieder in derselben Stadt zusammentrifft. Sie haben wirklich eine Art Freundschaft für einander, ungefähr wie die, welche der selige Claudius Pferdefreundschaft nennt, weil sie sich in dieser Weise bei Pferden bildet, die lange in Einem Stalle stehen. — „Nun, wie geht's, Herr College?" — „Gut, recht gut," erwiedert Herr Müller fröhlich und reibt sich befriedigt die Hände. „Sie wissen, ich bin nun Rath geworden; bei einer zahlreichen Familie ist eine solche Verbesserung immer wünschenswerth, aber gottlob! es macht sich jezt alles vortrefflich." — „Wo gehen Sie hin?" — „Nur noch ein paar Schritte auf die Post, muß meine Marie dort abholen, sie kommt mit dem Eilwagen, war bei meiner Schwester zur Aushülfe. Sie glauben nicht, was man sich freut auf so ein Kind!" Bauer begleitet ihn und findet es nicht mehr so komisch wie vor Zeiten, als ein liebliches Mädchen den Vater mit herzlicher Freude, den Fremden mit Erröthen grüßt. Wie glückselig betrachtet der Müller sein Töchterlein, selbst überrascht von ihrer aufgeblühten Anmuth! wie viel hat das Mädchen zu fragen, nach der Mutter und den Geschwistern und den Blumen und ihren Freundinnen! Herr Bauer beginnt sich überflüssig zu finden, als aus der Seitenstraße wieder eine jubelnde Stimme „Vater!" ruft und ein kräftiger netter Junge mit glänzenden Augen und glühenden Wangen auf sie losstürzt. „Grüß Gott, Marie! Vater, sieh, ich habe den ersten Preis und bin doch erst seit acht Wochen hier im Gymnasium!" Und jubelnd zeigt er seine Siegestrophäe dem hocherfreuten Vater, der, unbekümmert um die Oeffentlichkeit der Scene, den Krauskopf lächelnd Herrn Bauer vorstellt: „Sehen Sie, das ist mein Kleinster, der damals im Wägelchen gefahren, die andern würden Sie gar nicht mehr kennen. Denken Sie, ich habe schon einen Studenten, der hält sich recht brav!"

Nun kommt die Reihe des Fragens an den geselligen Herrn Müller, der den neugefundenen Freund nicht so rasch losläßt, während der Krauskopf mit der Schwester vorauseilt, der er eine Menge wichtiger Schulerlebnisse mitzutheilen hat. „Und wie geht es denn Ihnen, Herr College?" — „O, ganz gut," sagt Herr Bauer gähnend; „habe nur etwas Magenbeschwerden, werde deßhalb diesen Sommer in's Karlsbad gehen." — „So, so, das bedaure ich. Und Sie speisen noch immer im Hôtel d'Angleterre?" — „Längst nicht mehr; der Lärm von den vielen Fremden dort ist mir zuwider, ich habe die langkragigen Engländer herzlich satt." — „Sie speisen also —?" — „Gegenwärtig im russischen Hof, werde aber nicht bleiben; keine feine Küche, die Austern waren schon zweimal nicht frisch, und erst gestern machte ich die Entdeckung, daß die Madame die Gänseleberpasteten selbst macht und sie für Straßburger ausgibt. Es ist möglich, daß ich bald eine eigene Haushaltung anfange." — „Da darf man also wohl gratuliren?" — „Keineswegs," sagt Herr Bauer

trocken; „es eilt mir nicht; Sie wissen, ich möchte besonnen wählen." Das Gespräch wird abgeschnitten durch die Ankunft am Müller'schen Quartier, wo der Wildfang frohlockend die Treppe herunter ruft: „Vater, die Bertha muß Pfannkuchen backen meinem Preis zu Ehren! Juheh!" und er macht noch einen Spazierritt auf dem Treppengeländer herunter.

Herr Bauer mußte noch versprechen, auf den Abend an einer Familienpartie nach der grünen Au Theil zu nehmen. Die nahm sich denn wirklich etwas besser aus als vor Jahren die Kinderwagenpartie. Zwar trank Müller nur ein Glas Bier und rauchte aus einer simpeln Pfeife, während Bauer den feinen Rauch einer ächten Havannahcigarre in die Luft blies, und die Familie labte sich bloß an Butterbrod, ohne Seitenblicke auf den westphälischen Schinken, mit dem sich Herr Bauer in Ermanglung von etwas Besserem behelfen mußte. Aber das Blatt hatte sich doch zu Gunsten der Familie gewendet. Ein paar anmuthige erwachsene Töchter, deren einfach bescheidener Weise selbst der argwöhnische Hagestolz keine Rolle unterschieben konnte, ein jüngeres Mädchen, etwas eckig und hoch aufgeschossen, die ihrer beginnenden jungfräulichen Würde vergessend sich in maßloser Fröhlichkeit mit dem Wildfang auf dem Rasen tummelte: das ganze Bild von herzlicher Eintracht und fröhlichem Genügen machte Herrn Bauer doch etwas nachdenklich, als er Abends einsam seinem Hotel garni zuschritt.

„Muß am Ende doch an's Heirathen denken," begann er sein lautloses Selbstgespräch. „Die Hermine gefiele mir noch am besten; wüßt' ich nur was der Alte herausgibt! Aber da ist am Ende viel Eleganz und nichts dahinter. Bei des Banfiers Töchtern ginge ich sicher, was das Geld betrifft; aber verwöhnte Dinger, wollen alle Reisen mitmachen, eine eigene Theaterloge. Danke schön, meine Frau soll einmal hübsch zu Hause bleiben und für ein gutes Souper sorgen, bis ich heim komme. Die Anna gegenüber, das wäre so eine Sorte, aber in einem Salon läßt sich die nicht präsentiren."

Er kam zu keinem Abschluß mit seinen Berathungen, und langweilig ist sein Diner eben doch, er mochte sich's eingestehen oder nicht; langweilig am Morgen, wo er die Chokolade, die ihm längst entleidet ist, bald mit Kaffee, bald mit Thee vertauscht, die seinem Magen nicht zusagen, wo er den Haufen Zeitungen, die er durchgeblättert, jedesmal mit dem Stoßseufzer bei Seite legt: Geschieht auch gar nichts in der Welt! ist nicht der Mühe werth! Langweilig ist's am Mittag, wo er an der Table d'Hôte sitzt und nicht weiß, was ihm mehr zuwider ist, die stehenden Gesichter der Stammgäste, oder die neuen der Fremden, die ihn mit Fragen ennuyiren; langweilig bis zum Abend, wo er mit verhaltenem Gähnen im Theater sitzt und sich besinnt, was noch langweiliger sey, gleich heimzugehen oder in eine Restauration, die er längst auswendig weiß.

In Familien geht er auch nicht mehr gern; er ist immer besorgt, daß man auf so eine gute Partie wie er Jagd mache, und er ist sehr wählig, der Herr Bauer. Es wäre doch einfältig, wenn er jetzt weniger Ansprüche machen wollte als in seinen unerfahrenen jungen Tagen! Und so ist es gekommen, daß Herr Bauer sein Diner allein beschlossen hat, so langweilig es ihm auch geworden.

Sey es uns nun noch vergönnt, ihn auch beim Souper zu belauschen. Er speist längst nicht mehr im Hotel, die Küche dort sagt seinem Magen nicht mehr zu und seine Uebelhörigkeit macht ihm die Unterhaltung unzugänglich. Das Magenübel hat sich, allen europäischen Bädern zum Trotz, hartnäckig festgesetzt, auch stellt sich das Podagra mit großer Zudringlichkeit ein. So war's am besten, eine eigene Wirthschaft zu gründen und eine Haushälterin zu nehmen, obgleich Herr Bauer die letztere für das größte aller Uebel erklärt, die ihm in seiner prüfungsreichen Laufbahn zugestoßen.

Herr Bauer bewohnt ein sehr hübsches Quartier; der Boden seines Wohnzimmers ist mit Teppichen belegt, Sopha und Sessel von rothem Plüsch, goldgerahmte Spiegel und gestickte Vorhänge; aber bei dem allem fehlt doch eine freundliche Hand; es sieht immer aus wie entlehnt. Ihm selbst scheint es so vorzukommen, als er im elegantesten Schlafrock mit türkischem Muster und gestickten Pantoffeln sich auf dem Sopha ausstreckt, während die Haushälterin, eine stattliche wohlgenährte Frau mit etwas rother Nase, den Kaffee servirt. — „Warum den Kaffee schon gemacht?" fragt Herr Bauer ärgerlich, „da verliert er vom Arom." — „Bitte um Verzeihung, er ist diesen Augenblick angegossen worden; der Herr Obersteuerrath haben gestern gesagt, der Alkoholdunst werde Ihnen unerträglich," schreit mit gellender Stimme die Haushälterin, die allerdings das erste Täßchen für sich abgegossen that. — „Der Kaffee schmeckt nicht mehr ganz fein," brummt er, „muß nicht von der rechten Sorte seyn." — „Nur zu gut für dich, du alter Brummer," sagt Frau Braun für sich und gellt dann wieder: „Bitt' um Verzeihung, feinster Mokka, das Pfund zu einem Gulden; er hat aufgeschlagen. Aber wissen der Herr Obersteuerrath, wenn man eben alt wird, da nimmt der Geschmack ab...." — „Halten Sie's Maul!" schnauzt sehr unceremoniös der Gebieter, der Anspielungen auf sein Alter nicht liebt. Die beleidigte Frau Braun zieht sich zurück und rächt sich durch lange Monologe für ihre schreiende Höflichkeit, während Herr Bauer seinen leidenden Fuß, nach dem heut noch niemand gefragt hat, ächzend hin und her wendet. „Der Divan ist nicht recht bequem, muß es mit einer Chaise longue versuchen! — Was ist draußen wieder los?"

Und mit innerer Pein hört er draußen mehrere Stimmen, dazwischen die der Haushälterin, auf- und abgehende Schritte; sein übles Gehör spannt ihn bei

einem quälenden Mißtrauen beständig auf die Folter, die Klingel hat er nicht zur Hand und aufstehen kann er nicht. Endlich gelingt es ihm sich hörbar zu machen, die Frau Braun erscheint unter der Thüre ganz unbefangen, und er hatte das schwärzeste Complott vermuthet. „Wer Gukuks war denn alles draußen? warum sagt man mir nichts, als wär' ich ein todter Hund?" — „So? das ist mein Dank," schreit Frau Braun, „daß ich alle Unruhe von Ihnen abhalte? Und wie haben Sie mich gestern angefahren, daß ich so viel Bettelvolk hereinlasse!" — „Ja, wer war's denn?" — „Ein Zettel von der Frau von Mauer um Beiträge zu Brod für arme Schulkinder." — „Ewiges Gebettel!" knurrt er, seinen Beitrag unterschreibend. — „Der junge Maler von drüben mit einem Porträt," referirt Frau Braun weiter. — „Habe genug solch Zeug!" — „Die Frau Base Münter." — „Warum haben Sie die nicht hereingeführt?" — „Je nun," meint die Haushälterin, „der Herr Obersteuerrath sind doch gerade kein Freund vom Ausleihen, und was anderes wird die Frau Base doch nicht wollen." — „Das können Sie nicht wissen," sagt Bauer, der die sanfte verständige Frau nicht übel leiden konnte. — „Nun, um etwas anderes kommt man zu keinem ledigen Vetter!" schreit Frau Braun wieder; „oder wollte sie sehen, ob der Herr Vetter noch bei Kräften sey; sie soll neulich des Notars Schwägerin gefragt haben, ob denn der Herr Vetter noch an kein Testament denke." Frau Braun wußte wohl, daß sie mit diesem Bericht der Cousine einen lebenslänglichen Stoß beim Herrn Vetter versezt hatte.

Die alte, oft vertagte Frage: sollt' ich nicht noch heirathen? tauchte abermals in Herrn Bauer auf, als er wieder allein in seinem Zimmer die Zeitungen ungeduldig zurückstieß, und abermals ließ er seine weiblichen Bekannten die Revue passiren. Die glänzende Hermine war noch frei; er schüttelte den Kopf: „Bah, eine alte Kokette!" Die Bankierstöchter waren längst vermählt, von seinen neuen Bekannten schien ihm keine aufopferungsfähig genug zu dem hohen Posten seiner Frau; aber die Anna, sein stilles Vis a Vis von ehemals, die wäre vielleicht noch zu haben; aber wo? Es blieb ihm nichts übrig als den Wiedereintritt der Frau Braun abzuwarten und diese zu befragen. „Wissen Sie nicht," begann er gleichgültig, „wo die verwittwete Doktorin Winter hingekommen ist? Sie wohnte in der breiten Straße." — „Doktor Winterin?" sagte sich besinnend die überall bekannte Haushälterin mit einem scharfen Seitenblick auf ihren Herrn. — „Sie hatte eine einzige Tochter," sagte er noch gleichgültiger. So! da sizt's! dachte Frau Braun und begann geläufig: „Ja, die Doktorin ist gestorben; weiß wohl, war ein hochmüthiges Ding, die Alte, und erst nichts da; die Fräulein Tochter ist jezt Hausjungfer," — das lezte Wort scharf betonend; — „wenn der Herr Obersteuerrath wünschen, kann ich schon erfahren wo?" — „Ist nicht nöthig," meinte dieser mürrisch. — „Hausjungfer!" überlegte er bei sich; „da wär's freilich ein gutes Werk, aber das wäre ein Triumph für Geheimeraths; nein, nein, unmöglich!"

Eine frische muntere Stimme fragte draußen: „Der Herr Obersteuerrath daheim?" — „Ja, ja," rief dieser etwas erheitert; er hatte für seinen alten Collegen Müller stets eine gewisse Zuneigung bewahrt. — „Guten Morgen, lieber Herr Collega, guten Morgen, wie gehts?" rief der heitere alte Mann. „Man sieht Sie ja gar nicht mehr, seit Sie pensionirt sind. Wie kommt's, daß Sie sich so ganz zurückziehen? ein Mann in den besten Jahren!" — „Ja, sehen Sie, ich kann mich nicht binden und in den Gasthof gehe ich nicht gern." — „Weiß schon," schrie Müller, auf sein Ohr deutend; „bin im selben Spital krank. Nun, ich habe Lärmtrompeten genug, wenn ich zu meinen Enkeln komme. Da geht's Ihnen her, daß es eine Lust ist! Ist, glaub' ich, oft gut, wenn man ein bischen taub ist und nicht all den Lärm hört; da geh' ich gern wieder in mein Stübchen, wo's fein still ist. Mein Frau versteht mein Ohr so; ich höre sie, wenn sie gar nicht laut spricht." Herr Bauer seufzte; seine Haushälterin schrie wie eine Posaune, wenn sie ihn ärgern wollte, und sprach leise nur ihm zur Qual.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Herr Collega," fuhr Bauer fort. — „Weiß wohl, ich konnte in lezter Zeit gar nicht fertig werden vor Festivitäten: Kindtaufe bei meiner Mathilde, meiner Sophie Aeltester confirmirt, und am Sonntag wurde mein Otto als Pfarrer investirt, der Krauskopf, wissen Sie, der damals den Preis gewonnen. Hätte kein Mensch geglaubt, daß der Wildfang einen solchen Pfarrer gäbe; den sollten Sie predigen hören!" Des alten Mannes Augen glänzten in Freudenthränen. — „Sind alle Ihre Töchter verheirathet?" — „Alle just nicht," sagte entschuldigend Herr Müller. „Sie wissen, wir sind eben nicht reich, aber recht glücklich sind sie, die Marie und die Bertha; Nanette, unsere Wilde, ist schon lang zahm worden und pflegt mich und meine Frau; wir könnten sie nicht entbehren. Der Georg, der in Amerika ist, möchte sie schon lang gern drüben haben; dem geht's gut, Herr Collega, der schiert sein Schäflein! Ist freilich hart, ein Kind über's Meer zu lassen; aber den Jubel sollten Sie sehen, wenn ein Brief kommt! Meine Frau thut's nicht anders, da müssen Kinder und Enkel auf den Platz, so viel Füße haben, und der kleine Georg, der Marie Aeltester, muß ihn vorlesen; der kann's, und einen Kaffee macht meine Wilde aus dem ff."

Herr Bauer hörte schweigsam zu, wie der alte Mann sich in sein Familienglück vertiefte; was sollte er ihm dagegen erzählen? von seinem Podagra und seinem Magen, seiner Haushälterin und seinen Aergernissen? Seine Schweigsamkeit fiel endlich dem redseligen alten

Mann auf, er empfahl sich und ging heim in sein warmes Stübchen, wo freundliche Augen und treue Herzen auf ihn warteten.

Sollen wir Herrn Bauer noch länger Gesellschaft leisten, bei seinem Mittagsmahl, dessen Anordnung er eben so ungern selbst übernimmt, als er sie der Haushälterin überläßt, auf seiner Nachmittagsspazierfahrt, die er zu seiner eigenen Desperation verlängert, weil er nicht weiß, wohin er nachher gehen soll und von der er doch noch dermaßen zu früh heimkommt, daß er Frau Braun in einer improvisirten Kaffeevisite stört? Sollen wir ihn begleiten in Gesellschaft, wo er sich noch einigermaßen bemüht den Galanten zu spielen, wo er sein Alter und seinen kranken Fuß sorgsam zu verbergen sucht und beständig fürchtet, von jungen Damen verhöhnt, von ältern erobert, oder von andern für wohlthätige Zwecke angebettelt zu werden; in den Club, wo er froh seyn muß, wenn ihm ein gefälliger Nachbar ein paar Tageslügen in die Ohren schreit; in's Theater, wo er aus Langeweile schläft, zurück in seine freudlose Heimath, wo keine Seele auf seinen Tritt lauscht, außer Frau Braun, um schnell die Spuren ihrer Privatmahlzeit wegzuräumen, wo die goldgerahmten Spiegel und damastenen Möbeln ein frostiges, unerquickliches Ansehen haben, bis zu seinem Abendessen, bei dem der Fisch zu kalt, die Sauce zu dünn, die Crême zu warm ist, bis er im Verdruß den Teller von sich stößt? — Ich glaube, wir würden uns an den Details nicht sehr ergötzen und am Ende mit Herrn Bauer ausrufen: „Ein miserables Souper!"

Der Künstler.

Dem war's auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß er in Einsamkeit sein Leben beschließen sollte. Der jüngste Sohn eines respektablen, gesicherten, wenn auch nicht reichen Handelshauses, zum Associé seiner Brüder bestimmt, welch andere Zukunft lag vor ihm, als in anständiger Equipage sicher und bequem seinem Lebensziel zuzureisen, und wer hätte gedacht, daß er es vorziehen würde, an einsamem Wanderstab über Berge und Thäler, durch Wälder und Felsen seinen eigenen Pfad zu suchen?

Zwar muß man gestehen, es lief ein bedenklicher genialer Zug durch das ganze solide Geschlecht, der sich nur daraus erklären läßt, daß sich unter den ehrenwerthen Früchten des bürgerlichen Stammbaums in grauer Vorzeit ein — Tanzmeister vorfand. Von dem muß sich so ein künstlerischer Schwung vererbt haben, der sich aber mit der Zeit veredelte; denn der Papa hatte in seiner Jugend die Flöte geblasen, der Onkel gemalt, der Großpapa Verse gemacht; Brüder und Schwestern zeigten von zarter Jugend an eine Leidenschaft für Liebhabertheater und Sprüchwörterspiel, und so war's dem Heinrich zu verzeihen, wenn er seinerseits auch eine schöne Kunst erwählte.

Musikalisch war das Haus ohnehin; Louise spielte Guitarre, Pauline Clavier, und gesungen wurde, wo man ging und stand. Auch regnete es an Geburts- und Neujahrstagen Gedichte aller Art. August, der älteste, lieferte Distichа in feierlichstem Styl, z. B.:

„Reiche, Apollo, mir heut die silbertönende Leier,
Um zu begrüßen die Herr — liche, die Mutter mir ward."

Franz brachte scherzhafte Knittelverse:

„Was schaut denn da zum Fenster 'rein?
Wird wohl der Herr Geburtstag seyn,
An dem vor vierzig Jahr bei Nacht
Der Storch die Frau Mama gebracht ꝛc."

Pauline warf sich auf's naive Genre:

„Liebe Mama,
Dein Geburtstag ist da ꝛc."

Die Louise aber wurde hochpoetischer, wobei sie's mit der deutschen Grammatik nicht allzu genau nahm:

„Schön im rosigen Gefieder
Steigt am Horizont empor
Und begrüßt die Erde wieder
Jener Tag, der dich gebor."

Alle diese Anzeichen machten jedoch den Papa gar nicht ängstlich, der mit seiner stattlich gerundeten Gestalt und seinem schweren Tritt ein ehrenwerthes Gegengewicht gegen jenen leichtfüßigen antediluvianischen Tanzmeister bildete. „Hat nichts zu bedeuten, gar nichts, etwas Unsinn muß der Mensch treiben; da sind die schönen Künste noch der vernünftigste; das bewahrt die jungen Leute vor Schlechtigkeiten. Ich spüre noch die Ohrfeige, die mir's eintrug, als ich in's Hauptbuch einen Altar mit Blumenkränzen gemalt hatte und Phillis darauf geschrieben; bin doch noch ein rechter Geschäftsmann geworden; thut nichts, thut gar nichts." Bei Heinrich schien ohnehin die geniale Ader minder reich zu fließen. Verse wenigstens machte er nicht und die Cantate, die er als Festbeitrag aufführen wollte, mißlang, weil seine Idee nicht verstanden wurde. Zwar zeichnete er sich in den Clavierstunden aus, die er mit seinen Schwestern theilte, und spielte in der Nacht noch stundenlang, aber an den Familienconcerten wollte er selten Antheil nehmen, da ihm die Schwestern niemals richtig genug sangen. In der Schule war er ein guter Lateiner und ein fertiger Rechner, und so zweifelte denn der Papa nicht am besten Erfolg, als er ihn nach der Confirmation zu sich auf's Comtoir nahm.

So recht wollte es aber da doch nicht vorwärts gehen. Gar zu oft summte der Heinrich eine Melodie vor sich hin oder probirte auf allerlei neuerfundenen Instrumenten unter dem Stehpult den Takt eines Marsches und trieb dergleichen Allotria mehr. Die väterliche

Ohrfeige, die zu ihrer Zeit bei dem Papa so gute Wirkung gethan, vertrug sich nicht mehr recht mit dem Zeitgeist; somit beschloß der Vater, ihn auf's Comtoir eines Freundes in einer größeren Handelsstadt zu bringen; der werde ihn schon herdressiren.

Klavierstunden wurden ihm noch gestattet, da der Freund einen „billigen Menschen" aufgefunden, der per Stunde einen Groschen verlangte. Aber die Berichte, die der neue Principal dem Vater sandte, lauteten leider nicht günstig. Zwar lebte der Heinrich äußerst solid und eingezogen, den zu häufigen Theaterbesuch abgerechnet, zwar schrieb er seine Rechnungen und Briefe meist korrekt, aber kein Trieb, kein kaufmännischer Aufschwung, nichts Gewandtes, Freundliches, Gefälliges im Benehmen! Der Principal zweifelte, ob er je als Kaufmann reussiren werde. Der Vater wurde sehr ärgerlich, und da um diese Zeit der „billige Mensch" so frech wurde, drei Groschen für zwei Stunden zu verlangen, so schrieb er Heinrich, so flott thue man denn nicht für ein pures Vergnügen, er solle Angesichts dieses die Musikstunden aufgeben. Das brachte Heinrich nicht über's Herz; er sezte die Lektionen in seiner einzigen Freistunde fort und sparte sich den halben Groschen am Frühstück ab.

Ein liebenswürdiger Hausgenosse für die Familie des Principals war er nun allerdings nicht, mürrisch, in sich gekehrt, unempfänglich für die Herablassung der Frau Principalin, für die beginnende Liebenswürdigkeit der Töchter. Wer wissen wollte, ob auch noch Leben und Seele hinter diesem finstern Aeußern stecke, der mußte ihn beobachten im Concert oder bei einer Opernaufführung, für welche Genüsse er den lezten Heller Taschengeld opferte. Da mußte er ihn sizen sehen, stumm, unbeweglich, mit leuchtenden Augen, die die Seele der Musik einzusaugen schienen, oder daheim in stiller Nacht, wenn er auf dem heiseren Klavier in seinem Stübchen sich mühte die Töne wieder zu finden, die ihn so entzückt. Und als es ihm endlich gelang, bei einem bedeutenden Künstler Zutritt zu erhalten, als er seine erste Composition, deren Regeln er mühselig aus alten musikalischen Werken über Generalbaß studirt, und die er ihm schüchtern überreicht hatte, unter dessen Hand in lebendigen Klängen wiedertönen hörte, da schüttelte der Künstlergeist in ihm die Schwingen und warf das drückende Joch des lästigen Tagewerks ab; da wuchs ihm der Muth, dem Vater selbst zu erklären, daß er von nun an keinen Beruf mehr kenne als den des Tonkünstlers.

Der Vater war nicht von Eisen und liebte den Frieden, aber dießmal gab's einen Sturm, der die Grundfesten des respektabeln Hauses hätte erschüttern können und fast der guten Mutter den Lebensfaden abriß. Heinrich blieb unbeweglich gegen alle Vorstellungen. „Höre, Bursche, du täuschest dich vollkommen, wenn du glaubst, ich sey so reich, daß du nach Pläsir der Kunst leben könnest; unser Vermögen ist eines, das mit Mühe erhalten und vermehrt werden muß, wenn es seinen Mann nähren soll." — „Wenn's nur reicht, daß ich mir die Kenntnisse erwerbe, die die Grundlage meiner Kunst sind. Nach Besitz frage ich nicht, die Kunst ist meine Zukunft." — „Aber, du dummer Gesell, siehst du denn nicht, was ein Künstler für eine Zukunft hat? denkst du nicht daran, daß du's dein Lebtag nicht so weit bringst, daß du auch nur ein Weib ernähren kannst?" — „Die Kunst ist meine Braut!" rief der junge Enthusiast mit leuchtenden Blicken; das ganze Frauengeschlecht wog in diesem Augenblick keine Feder schwer in seinen Augen. — „So sey's denn in Gottes Namen! Lieg, wie du dir bettest!"

Es war ein Haus des Friedens, das respektable Vaterhaus des Heinrich, und der Mißlaut tönte nicht lange darin fort. Die Mutter befahl in der Stille ihren Sohn dem Herrn und baute auf sein treu Gemüth, die Schwestern ohnehin waren glücklich, daß sie nun einen wirklichen Künstler zum Bruder haben sollten und die Brüder boten freundlich und neidlos die Hand, um ihm jeden Vorschub auf seiner neuen Bahn zu thun. Den Vater gemahnte es recht wehmüthig, wie die Bitte des verlorenen Sohnes, als Heinrich, nachdem er alle Vorstudien gemacht, die in der Heimath möglich waren, um seinen Antheil an dem dereinstigen Erbe bat, damit die Geschwister nicht durch seine Künstlerlaufbahn verkürzt würden. Aber ein Verschwender war Heinrich nie gewesen, und so beruhigte diese Anordnung den Vater wieder, und mit der uneigennützigen Beistimmung der Brüder wurde ihm sein redlicher Antheil gesichert. Wie reich dünkte er sich damit! Jezt ging's in die weite Welt, nach dem klangreichen Wien, dem sanglustigen Böhmen, nach Italien, der alten Wiege jeder Kunst, überall hin, wo er hoffen durfte in vollen Zügen den Göttertrank zu schlürfen, der ihm bis jezt nur tropfenweise zugemessen worden. Sorgsam ausgestattet von Mutter und Schwestern zog er stolz und siegesfreudig in die Welt hinaus, „auf die Brautreise," wie er lächelnd der Schwester zurief. Ach, er wußte nicht, welch spröde Braut er sich erkoren!

Nach Jahren kam er zurück, unversehrt und unverdorben; die Mutter hatte ihre Zuversicht nicht getäuscht, der Vater erfuhr zu seinem Trost, daß die Brautreise sein Erbe noch nicht aufgezehrt, aber hatte er die herrliche Braut zu eigen gewonnen? — Ein ausübender Künstler war er nicht. Im stillen Kämmerlein, daheim unter den Seinen, da konnte er in rauschenden Melodien seinen Träumen Töne geben, und der „billige Mensch" wäre wohl billig erstaunt, wenn er gehört hätte, was aus seinem dereinstigen Schüler geworden. Aber „sich hören lassen" vor der Welt, das hätte er um keinen Preis vermocht. So blieb er denn bloß schaffender Tondichter, und nicht der geringen einer; seine Melodien voll Geist und Seele erfreuten viele Herzen, sein eigenes

selten. Mehr und mehr wurde er inne, daß er eine Braut erkoren, die hier nicht daheim und so selten geneigt ist Hütten zu bauen, und wenn er eben glaubte, ihr voll in das strahlende Antlitz zu sehen, so war es schon wieder der Heimath zugewandt und es war nur ihr Schleier, den er erfaßt hatte.

Wer mag die Tage voll innern Ringens, die Nächte voll stillen Kampfes zählen, die in solch schmerzlich schönem Werben verbracht werden, bis der Künstler sich resignirt, die stolze Braut zu nehmen, wie sie sich eben gibt, und zu versuchen, ob sie nicht wenigstens zur ordentlichen Haushälterin taugt, die für den täglichen Bedarf sorgen hilft! — Heinrich hat seine Kunst hoch und heilig gehalten, zur „tüchtigen Kuh, die ihn mit Butter versorgt," ist sie ihm nie geworden, und sie hat ihn darum doch nicht darben lassen, nicht an der Seele, nicht am Leib, aber einen eigenen Herd hat sie ihm nicht gegründet.

Vater und Mutter gingen zur Ruh, Schwestern und Brüder folgten dem Zug ihrer Herzen, ihrer Bestimmung, fröhliche Hochzeitfeste wurden gefeiert. Bruder Heinrich saß trübseligen Angesichts dazwischen, ein Aergerniß für die unterhaltungslustigen Brautjungfern; und wo es möglich war, vermied er Familienfeste und die Kreise der Jungen und Frohen. — Mit strengster Sparsamkeit beschränkte er seine Bedürfnisse, da seine Compositionen, wenn auch gesucht und gelobt, eben doch keine goldenen Berge eintrugen, und jeden Schein einer Unterstützung von Seiten der Geschwister hätte er mehr als bittern Mangel gefürchtet. — Eine „gute Partie" hätte ihm nun freilich helfen können, aber er war zu stolz, sich nach einer Frau umzusehen, die ihm erst Raum im Leben schaffen müßte, und kein freundliches Geschick führte ihm ungesucht eines jener edeln weiblichen Wesen entgegen, die in freier demüthiger Liebe Gold und Glück einem geliebten Herzen zu Füßen legen.

In der behaglichen Heimath der Geschwister, im muntern Kreis ihrer heranwachsenden Jugend war er meist ein theilnahmloser und schweigsamer Gast und lange Jahre der unbeliebteste Onkel in den kleinen Cirkeln; nur die kleinsten Kinder hatten wunderbarer Weise einen besondern Zug zu ihm, und manchmal sah man ihn mit feuchten Augen in ihr holdseliges Lächeln blicken.

Die Geschwister waren zu freundlich, ihm je zu sagen: „Warum hast du's so gemacht? du hättest doch klüger gethan u. s. w." Aber er selbst hatte wohl lange Jahre gerungen mit der bittern Frage: „Mußte ich wirklich? Und wäre es nicht besser gewesen, nach dem Willen des Vaters in schlichtem einfachem Wirken den Beruf zu suchen und die Kunst als Gast zu bitten, die die Hingebung eines ganzen Lebens so wenig lohnt?"

Seine Compositionen trugen meist einen ernsten Charakter, aber an geistliche Musik hatte er sich nie gewagt, und doch liebte er diese am meisten, und es war in den Tiefen der herrlichen Messiaschöre, wo sich allmählig die Mißlaute seiner Seele lösten, wo er begann einen Beruf zu begreifen, der über dem des Künstlers, über dem des Hausvaters ein höheres Ziel im Auge hat als irdisches Behagen, ein höheres selbst als den immergrünen Lorbeer des Künstlerruhms. — Er grübelte nicht mehr, ob Irrthum oder Bestimmung ihn auf seinen Pfad geführt; nun er darauf war, wollte er ihn gehen, mannhaft, ehrenfest, einer ewigen Leuchte gewiß. Das Eis war gebrochen und aus der Rinde seines düstern Angesichts brach der milde Spätfrühling eines reinbewahrten Herzens.

Er war jetzt nicht mehr fremd im Kreise der Frohen, mit gemüthlichem Lächeln sah er dem lustigen Treiben der jungen Welt zu und theilte freundlich ihre Sorgen und Freuden. Er verschloß sich nicht mehr gegen das reine Wohlgefallen, das eine anmuthige Gestalt, eine schöne Stimme in der Künstlerseele erregte; aber es lag etwas so Würdiges, Ruhiges in seinem Wohlwollen, keine Spur der Geckenhaftigkeit, die alten Junggesellen so schlimm steht. — Ein wehmüthiger Ernst blieb ihm indessen eigen, ein stilles Vermissen eines eigenen Herzens, eines eigenen Herdes, auch da noch, als er bei einer seiner Schwestern, die Wittwe geworden, endlich doch einen Theil der oft so schmerzlich entbehrten Häuslichkeit gefunden.

Mit väterlicher Würde waltete er hier unter Neffen und Nichten, und entfaltete jetzt erst die innige Gemüthlichkeit und Tiefe seines Wesens. Mit voller Liebe wandte er sich wieder seiner Kunst zu, dankbar für die hellen Lichtblicke, die sie ihm gewährte, für die Liebe und Bewunderung, die sie ihm in kleinerem Kreise erwarb, in willigem Verzichten auf den vollen Lorbeer, nach dem einst sein jugendlicher Blick so verlangend, so siegessicher aufgeschaut. Seine schönste Composition widmete er der Schwester, die in ihrer anspruchslosen Liebe und Fürsorge kaum glaubte, ihm etwas seyn zu können. „Das ist dein Werk," sagte er wehmüthig lächelnd. — „Mein's?" fragte sie erstaunt. — „Ja, deines; bei dir bin ich ja zum erstenmal daheim geworden."

Ein lieber Hochzeitgast war nun der Onkel Heinrich, wie er mit väterlicher Zärtlichkeit die aufgeblühten Nichten zum Altar geleitete, und die jüngsten und fröhlichsten unter den Brautjungfern fürchteten sein ernstes Gesicht nicht mehr; sie fühlten sich durch jedes freundliche Wort von ihm erfreut und geehrt. Aber nur Wenige verstanden den tief wehmüthigen Blick, mit dem er so ein glückseliges junges Paar betrachtete.

Ein hülfloses einsames Alter, ein langes Siechthum wurde ihm erspart. Es war ihm vergönnt, umgeben von liebevoller Fürsorge, heimzugehen, noch ehe sein Geist matt, seine Hand unstet geworden. Nun hat ihm wohl die Braut ihr strahlendes Antlitz ganz entschleiert und er hat gefunden, was er hier mit so tiefem Weh vermißte — eine Heimath.

Aus dem Hauenſteiner Schwarzwald.

I.

'S iſt wohl ein ſchön Stück deutſchen Landes dort zwiſchen Mainz und Köln, und mancher zehrt noch in alten Tagen an der Erinnerung, wie er dereinſtmals auf grünem Rhein an Burgen, Kirchen und alten Städtlein vergnüglich vorbeigefahren, etwan auch zu Rüdesheim oder Asmannshauſen ſich an köſtlichem Trunke gelezt, und wie er hoch auf dem Lurleifelſen die ſchönſte Jungfrau erſchaut oder erträumt hat — „ihr goldnes Geſchmeide blitzet, ſie kämmt ihr goldenes Haar“ — und wie er gern ſo bitterſüß dort ertrunken wäre wie des Pfalzgrafen Sohn. — Aber damit iſt auch der meiſten Wiſſenſchaft vom Vater Rhein abgeſchloſſen; wenn's hoch kommt, ſchaut man noch gelegentlich bei einer Schweizerfahrt ſeinem tollen Jugendſturz über die Schaffhauſer Felſen zu, und dann hat's ein Ende. 'S iſt auch nicht von jedem zu verlangen, daß er dem Gewaltigen nachziehe bis an ſeine Wiege, wo er am eisgrünen Rheinwaldgletſcher, oder am Crispalt und Badus

— „im verſchwiegene Schoos der Felſe heimli gäbohre,
An de Wulke g'ſäugt, mit Duft und himmliſchem Rege,
Schloſt, e Bütſchell-Chind in ſim verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt.“

Und doch iſt noch viel wahrhaft Schönes nicht nur an ſeinen Anfängen in der rhätiſchen Gebirgswelt, ſondern auch in dem Strich Landes, den er von Conſtanz bis Baſel durchläuft, zu entdecken, und wenn's bei Bingen an Biſchof Hattos Thurm gehörig zwiſchen den Felſen braust, ſo tobt, abgeſehen von Schaffhauſen, im Strudel bei Laufenburg und im Rheinfelder Hacken der Oberrhein noch ein erkleckliches ſtärker, und wenn ein weinkundiger Wandersmann in den kühlen Trinkſtuben am Grenzacher Horn bei Baſel oder in Hallau bei Schaffhauſen ſich Einen aus jener Gegend des Kellers vorſetzen läßt, wo „die ſchwarz Katz ſitzt,“ ſo wird er vollſtändig darüber klar werden, daß der oberrheiniſche Stoff auch nicht überzwerch im Faß liegt, und ob er noch Zeit findet, des Rüdesheimer Weißen oder Asmannshauſer Rothen heimwehſehnſüchtig zu gedenken, iſt zum mindeſten ein zweifelhaft Problem.

Außerdem aber ſitzt noch allerlei mannhaft und merkwürdig Volk an beiden Ufern des Oberrheins und auf den Bergen, die als Ausläufer des Schwarzwaldes ſich bis an's Ufer vorſchieben, und namentlich dort oben, wo durch ein paar tauſend Fuß Höhe der Menſch vorerſt vor dem Hinaufſlecken der modernen Cultur geſichert iſt und in friſcher Bergluft ſelber friſch bleibt, ragen noch eigenthümliche Gruppen in zäher Abgeſchloſſenheit und Beſonderheit, als noch nicht untergegangene Geſchichte deutſchen Volksthums, in die Gegenwart herüber.

So wir aus der alten Stadt Baſel, wo die reichen Kaufherren wohnen und wo, wie böſe Nachbarn meinen, es den Leuten nicht wohl iſt, wenn's nicht recht langweilig hergeht, aufbrechen und dem Rhein, der dort um's Eck fließt, entgegen ziehen, auf der großen Heerſtraße, auf der weiland der Römer nach der nahe gelegenen Auguſta Rauracorum geritten, ſo ſind wir bald im Bereich der vier „Waldſtädte“ und können füglich in der erſten derſelben auf deutſchem Gebiet, in Säckingen, der Stadt des iriſchen Apoſtels Fridolinus, deren Mauern und Thürme ſich anmuthig im Rhein abſpiegeln, Einkehr nehmen. Und ſo wir dorten, an einem ſchönen Sonn- oder Feiertag, etwa am Feſt des heiligen Fridolinus, der als Patron der Gegend weitum in hoher Verehrung ſteht, Umſchau halten auf den Straßen, inſonderheit auf dem Platz vor der Stiftskirche, wo das Gewimmel der ländlichen Feſtbeſucher am dichteſten wogt, ſo werden uns allerlei Leute zu Geſicht kommen, in deren Coſtüm und Gebahren nicht ganz die Art und das Gepräge des modernen Culturmenſchen zu erſchauen iſt.

Neben dem Bürgersmann in halbſtädtiſcher Tracht bewegen ſich da langſam und gemeſſen die Inſaſſen des Rheinthals und aus dem benachbarten aargauiſchen Frickthal die Männer in langem, bis faſt an die Knöchel reichendem Rock, Strümpfen und Schnallenſchuhen und einem in altem Styl aufgebauten Filzhut, die Frauen in dunklem Gewand, zum Theil mit weißer, eng anſchließender Halskrauſe und einer großen doppelten, flügelartig ſich ausbreitenden Bandſchleife an der Haube, und ſind meiſtens ruhige, etwas lederne Leute, mit Anlage zu ſtiller Gemüthlichkeit und zu einem Kropf, und haben auch noch viel keltiſches Blut in ihren Adern, und ſo man fragt, wo ſie her ſind, heißt's: aus Mumpf, oder Buus oder aus Wehr oder Nollingen, und wenn man ſie nach ihrem Namen fragt, ſo klingt er meiſt

wesentlich keltisch, z. B. Denz, Motich, Debe ꝛc. und nur selten findet sich ein Sprosse der germanischen Urfamilie Maier oder sonst ein bekannterer unter ihnen.

Aber aus der Menge ragen noch andere Gestalten specifisch hervor. Da steht so eine Gruppe „Mannsbilder“ beisammen, große, gedrungene Leute; ein kurzer, bis an's Knie gehender Sammetschoben ohne Kragen und Knöpfe, vorn über der Brust durch ein genesteltes Band zusammengehalten, ist ihre „Montur;“ anstatt der Weste tragen sie ein rothes, beinahe eben so langes „Fürtuch“ oder „Brustlatz,“ so mit Sammtstreifen verbrämt ist und wie ein Panzerhemd beim Anziehen über den Kopf geworfen werden muß. Den Hals umschließt ein gefälteltes Hemd, oft mit großem, in künstlich verschnörkeltem Faltenwurf sich auslegendem Kragen versehen; eine Pluderhose, Falte an Falte über einander gelegt, reicht bis an's Knie, weiße Strümpfe mit Lappenschuhen oder große Stiefeln mit hellen Lederkappen schließen den Mann nach seinen unteren Beziehungen ab. Auf dem Haupt trägt er entweder die Sommers und Winters gleich obligate Pelzkappe oder einen für alle Jahreszeiten gleich üblichen spitzen aufgekrempten schwarzgefärbten Strohhut mit breitem Sammtband. Auch das kurze „Tubakpfifli“ im Mund darf nicht vergessen werden.

Und neben dem Alten mit eisgrauem Haar, der wie träumend dem Menschengewimmel zusieht, steht manch schmucker junger Bursch, oft ein wahres Prachtexemplar von Mensch:

„Chrüst Löckli hat er g'ha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi kräftige Glieder,“

und aus seinem Dreinschauen und Austreten kann Einer ohne Mühe herauslesen, daß der des Bauernspruchs: „Selbst ist der Mann,“ wohl bewußt ist, auch wohl eine solide Rauferei wie ein Dessert zur ordinären Mahlzeit aufzufassen pflegt, somit in engster Geistesverwandtschaft zu jenen Streithähnen im Land Tirol steht, deren würdigsten Repräsentanten, den „Brunnhäußer,“ Ludwig Steub einst im Hinterdurer Wirthshaus antraf, als er erst zu seinem Vergnügen wie ein Stier brüllte, später aber dem „Mezger von Gossensaß“ den Hut „antrieb.“ *

So wir aber, ohne weiteren Reflexionen über die Philosophie des alterthümlichen Costüms nachzuhängen, uns nach Herkommen und Stamm dieser wohlconservirten Bauersmänner erkundigen, so erhalten wir die Auskunft: das sind „Hotzen,“ und erfahren — wir bitten alle englischen Leserinnen um Entschuldigung, aber es ist Thatsache — daß die künstlich gefältelte Pluderhose dieser Bergbewohner, die oft zehn bis zwölf Ellen Tuch absorbirt und mehr kostet als eine aus Humanns Atelier zu Paris, dem Flachland so imponirt hat, daß ihre Träger hievon nach dem Grundsatz pars pro toto benamst wurden.

Bei näherer Erkundigung erfahren wir sodann, daß diese Hotzen auch „Wälder“ genannt werden und daß sie von den Höhen des Eggbergs, der über Laufingen seinen finstern Rücken erhebt, bis hinter Waldshut an die Grenzen des Klettgaus hin, die Marken der alten Grafschaft Hauenstein bewohnen, ihrer Abstammung nach reine Alemannen, wie denn auch ihre Familiennamen keine Spur von rheinthalischem Keltismus mehr an sich tragen, z. B. Hofmann, Baumgartner, Huber, Albiez, Strittmatter, Gottstein, Frommherz u. s. w.

Lassen Sie uns diesen Hauensteinern, den Freunden Hebels, der in Betreff „gesunder Nervenkraft“ seine Leute herauszufinden und zu schätzen wußte, etwas näher nachgehen und in Sitte, Leben und Geschichte dieser Biedermänner einen Blick thun, so gut ihn Einer thun kann, der zwar das microscopisch feine Auge H. W. Riehls nicht mitbringt, wohl aber selber manch gute Stunde im Hauensteiner Wald dem Rauschen der Tannen und dem Balzen des Auerhahns, und auf der Hauensteiner Ofenbank dem „Discurs“ des „Aetti“ und seinen Mähren aus alten Zeiten gelauscht hat.

Von dem Hauptstock des Feldbergs strecken sich zwei Gebirgsarme bis hart an die Ufer des Rheinstroms vor und bilden mit diesem ein spitzes Dreieck. Der östliche endet bei Waldshut und ist abgegrenzt von der Schwarzach, die aus dem dunkeln Schluchsee ihre Wasser der klettgauischen Wutach und dem Rhein zuträgt; der östliche endet bei Säckingen, ihm zur Seite fließt der wilde Gebirgsfluß Wehra, der in einem, von hohen, zerklüfteten Felsen umschlossenen, schaurig engen Thal von dem Wallfahrtskirchlein zu Todtmoos an sich mühsam und in jähem Fall seine Bahn dem Rhein entgegen wühlt, auch die an seinem Ufer hinführende Straße erst kürzlich in einer wilden Stunde gänzlich vernichtet hat. Von der Höhe des Feldbergs bis an den Rhein rechnet man acht, von der Schwarzach zur Wehra sechs Wegstunden. Dieser Flächeninhalt von etwa acht Geviertmeilen umfaßt die Hauensteiner Landschaft, in mehr als 150 Dorfschaften von etwa 30,000 Menschen bewohnt. Nur wenige Orte, z. B. das finstere Städtchen Hauenstein, der alte Einungssitz Dogern, stehen als vorgeschobene Posten unten am Rhein, alle andern liegen auf der Höhe des Gebirgs, dessen mittlerer Theil ein ziemlich mildes Hochland bildet, durch das viel brausende Bergwasser ihren Lauf nehmen. Aus den Bernauer und Menzenschwander Einöden her fließt an den Mauern des Klosters St. Blasien vorüber die Alb, durchschneidet mit ihren Thalschluchten das Hochland und schäumt, an dem dunkeln Tiefensteiner Fels vorüber, dem Eisenwerk Albbruck zu,

* s. Steub „drei Sommer in Tirol,“ pag. 531.

wo sie in den Rhein fällt. Von dieser erhielt einst das Land den Namen Albgau. Von den 3000 Fuß hohen Rücken des „öden Lands“ kommt die forellenreiche Murg herabgeströmt, dort wo aus finsterem Tannenwald die Trümmer der Burg von Wielndingen trotzig nach den fernen Schweizeralpen hinüberlugen und in tiefem Abgrund der Waldbach kaum noch erschaut wird. Je mehr aber die Hochebene gegen den Feldberg sich hindehnt, desto höher, rauher und unergiebiger wird der Boden, öde Heiden und Steinfelder wechseln mit den dunkeln Nadelholzwäldern, Sturm und Wind sausen über die Bergrücken hin und im blüthenreichen Monat Mai, wie schon wieder im Oktober schneit's dort oben nach Herzenslust. Nur mühsam wird noch etwas Hafer und Gerste gepflanzt, die Kartoffel will nicht mehr gedeihen, die Wiesen sind nicht so ergiebig, daß ein reicher Viehstand Ersatz für andern Mangel geben könnte, ein angestrengtes Arbeiten liegt ohnedieß nicht in der Intention jener Bergbewohner, und so sind's der Mehrzahl nach arme Leute, die dort hausen, während unter den von der Natur mehr begünstigten Gemeinden auf den vordern Abhängen der Berge manche durch vernünftigen Acker- und Wiesenbau und durch Beschäftigung mit Handindustrie, namentlich mit Weberei, Seidespinnen und Seidekämpeln, so wie verschiedener Posamentirarbeit für die großen Seidebandfabriken, die unternehmende Schweizer hier innerhalb der Grenzen des Zollvereins betreiben, sich zu einem mittleren Wohlstand aufgeschwungen haben.

Steigen wir einmal hinauf, um dem Hauensteiner oben in seiner Hütte einen Besuch abzustatten. Am schönsten ist's, an einem duftigen Herbsttag die Berge hinanzuklimmen; da wallt und wegt ein dampfender Nebel über dem Rhein auf und ab und verhüllt Dächer und Thurmspitzen der alten Waldstädte, geisterhafte Wolkengestalten werden vom Wind zu den schweigsamen Tannen des Bergwaldes heraufgetrieben, wie die wilde Jagd zieht's vorüber, und mit Hebel möchte man fragen:

„Isch denn d'Sunne g'storbe, aß sie nit cho' will?“

Wenn aber die Höhe erstiegen ist, sind wir über dem Nebel, die Sonne bricht durch und treibt ihn vollends auseinander, und dann schweift der Blick weit über den Rhein und die stumpfen Vorberge des Aargaus bis hinüber zur fernen Jungfrau und dem ganzen verschlungenen Berggewimmel des Berner Oberlandes.

Auf der Hochebene aber schauen vergnüglich zwischen den Tannen die Strohdächer der Wälderhäuser hervor; hier wohnen unsere Freunde — discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit — (Tac. Germ. c. XVI.); fast bis auf den Boden herunter reicht das große historische Strohdach, das trotz aller Feuerschauverordnungen noch immer nicht dem unbequemeren Ziegeldach gewichen ist; und unter derselben Dachfirst befinden sich die Wohnungen der Menschen, der Stall und die Scheuer, hier zu Land der „Tenn“ geheißen, zu welchem auf der Rückseite des Hauses auf untermauertem breitem Fahrweg, dem sogenannten „Einfahr,“ die Frucht- und Heuwägen unmittelbar hineingeführt werden können. Vor der Wohnstube ist ein freier Raum, über den sich das Dach noch herüber wölbt, zu Aufbewahrung von allerhand Hausgeräth — der Wälder heißt ihn den „Schild“ — und neben diesem, vor den Stallungen, wo der Brunnen sorgsam im Schutz von Dach und Wand angebracht ist, damit er im Winter nicht zusammenfriere, ist die sogenannte „Laube.“

Die niedere Wohnstube, durch deren Fenster nur das nothdürftigste Licht hereinkommt, ist einfach und schmucklos; ein paar möglichst buntfarbige Heiligenbilder hängen an der Wand, und über der Thür ist etwa ein Schränklein angebracht, wo die „Papier, Brieff und Handschriftlyn,“ die Quelle so manchen unnöthigen Processes, sorgsam verwahrt sind. Ein ehrwürdig Institut aber darf nirgends fehlen, das ist der kolossale Kachelofen mit seinen steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänken. Dieser Ofen hat eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Ofenbank heißt nicht umsonst die „Kunst“ oder „Chauscht;“ auf ihr liegt der Wälder der edeln und freien Kunst des Nichtsthuns und Schnapstrinkens ob, auf ihr brütet er seine feinsten Pfiffe und Schliche aus, auf ihr träumt er seine schönsten Träume. Mag der Elfe in stiller Mondnacht auf schwankem Blatt des Farnkrauts sich schaukeln oder aus dem Kelch der Glockenblume den Thautropfen schlürfen, mag der Romantiker in der Waldeinsamkeit fernen Waldhornklängen lauschen: das alles ist kein Standpunkt gegenüber der Hauensteiner „Kunst.“

Adolf Stahr in seinen Pariser Briefen behauptet zwar: „der Ofen ist Prosa und nur der Kamin ist Poesie;“ — aber ein Winteraufenthalt zu Herrischried im Wald würde ihn vielleicht belehren, daß noch mancherlei irdische Dinge seinen Kategorien nicht vollkommen adäquat sind, daß unter anderm auch hier in behaglicher Ofenwärme reale Poesie sprießt. Hier summen, wie die Mücken, viel gute Gedanken um den Wälder Träumer, hier liegt, — als unbewußter Pfleger historischer Sitte (ceterum intecti totos dies juxta focum atque ignem agunt, Tacitus Germ. c. XVIII.) — der „Hans Jörg“ „de lange Weg überem Ofen“ und stützt sein Haupt mit dem Ellenbogen; hier schwebt die Erinnerung an sein „dunderschiessiges Maidli,“ an's Vreneli mit den kastanienbraunen Zöpfen um ihn, und er macht den Schlachtplan, wie er das nächstemal schlauer zu ihr zu „Kilt“ gehen will, daß es niemand im Dorf merkt, und wie er auch einen handfesten Prügel mitnehmen will, um dem Nebenbuhler, wenn er ihm wieder am Weg steht, Red und Antwort zu geben. Hier sitzt — denn die Ofenbank ist hierarchisch abgegliedert — am besten Platz der Aetti und „schnätzlet seinen

Tubak," und wenn der Lichtspahn angezündet, dann rücken die Frauenzimmer („Wybervölker" heißt eigentlich der Hauensteiner seine Damen)

— „'s Chüngi, und 's Anne Bäbi, und 's Marei,
Mit „de Chunkle" ans Liecht, und spanne d'Saite und striche
Mittem Schwärili 's Rad und zupfen enander am Ermel,"

und dann wird am Großvater gebettelt, daß er was Schönes erzähle, und wenn der Alte 's Pfifli mit Bedacht gefüllt und am Lichtspahn angebrannt hat, dann läßt er sich auch bewegen und erzählt ihnen eine jener wundersamen Geschichten vom „Karfunkel" oder vom „Statthalter zu Schopfheim," die Hebel so getreu und wahr der Kunkelstube abgelauscht hat, — oder er weiß von schlimmen Tagen, „Pestilenz und Kriegsläuften" zu berichten, und was schon längst im Winterfrost der Zeiten erfroren und begraben lag, das wird am Wälder Ofen wieder zu neuem Leben gewärmt — Lebenserfahrungen, Sagen, Lieder — und sie merken erst, wenn der Wächter draußen Mitternacht ruft, daß es schon Zeit zum Heimgehen ist.

Das ist die „Kunst," — der Mittelpunkt des Hauensteinischen socialen Lebens. Möchte es dem trefflichen Meister Kirner in München, der aus jungen Tagen so manches Hauensteiner Stücklein in seinen Mappen besitzt, einmal gefallen, der großen Welt die Hauensteiner Spinnstube und das Leben um die „Kunst" vor Augen zu führen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

Theater. — Die Pracher Herberge.

Die Nächte sind noch lang; Bälle, Maskeraden, Privataufführungen in bunter Reihenfolge; es liegt Schnee auf der Straße und auf den Feldern, und der spät gekommene Winter scheint noch sein volles Recht geltend machen zu wollen. Da wollen wir denn, wenn Sie Vergnügen daran finden, Hamburg einmal bei Nacht besehen. — Aber wohin soll ich Sie führen? Nehmen wir's, wie sich's gerade macht. Eine oder zwei Stunden halten wir's schon im Theater aus; blicken wir einmal hinein und retten uns, wenn's zu schlimm werden sollte.

Wir treten in's Stadttheater. „Lucrezia Borgia mit Formes als Herzog von Parma," so besagt der Zettel. Die Ränge sind leidlich besezt, das Parterre ziemlich leer. Lassen wir uns nieder. Die Ouverture ist vorüber. In dem jungen venetianischen Edelmann, welcher Sopran singt, stelle ich Ihnen die Frau des Tänzers Maximilian vor; angenehme Erscheinung, vortreffliche Stimme, ausreichende Schule. Sie hat Hamburg nie verlassen und auf diesen selben Brettern von der Pike auf gedient, bis sie endlich als Liebling des Publikums eine angenehme Stellung sich erworben. Ihr Spiel hat in lezter Zeit an Gewandtheit gewonnen, doch läßt das regungslose, starre Gesicht den Zuschauer nicht darüber im Zweifel, daß sie nur Erlerntes spielt und nichts davon fühlt: eine Undine der Gegenwart, ohne Seele. Sie wird diesen Mangel nie ersetzen können. — Die Dame Lucrezia macht einen unangenehmeren Eindruck; sie heißt Stradiot-Mende, hat ein gewandtes Spiel, dagegen aber eine durchaus lückenhafte Schule, eine ermüdete, mißbrauchte Stimme und keine Ahnung von Feinheit und Adel. Lucrezias Sohn und Geliebter, Herr Eppich, macht einen wo möglich noch weniger erquicklichen Eindruck. Die Schule ist rein null, keine Ahnung vom wichtigen Capitel: Athemholen. So hat er denn in seinen Heldenpartien das leicht verscherzte Stimmmaterial eines Tenors schon zu vier Fünftheilen verbraucht, und man leidet in seiner Seele mit, indem man Zeuge seines allmähligen Erschöpftwerdens ist. Doppelt schade, da er, nach seinem Alter, noch lange nicht in der Mitte seiner Laufbahn angelangt seyn sollte. Die übrigen Partien sind nicht viel besser besezt. Es thut mir Ihretwegen leid, da der Graf Ory z. B. in weit besserer Besetzung gegeben wird. Dafür mag uns heute die seltene Begabung des Bassisten entschädigen. Es ist nichts an seiner heutigen Leistung auszusetzen. Freilich gibt uns der Herzog nur in einem Akte Audienz, aber wie gehoben fühlen wir uns durch den Anblick des Herrschers unter so vielen unhoffähigen Kräften! Da ist, außer dieser gesunden, gewaltigen Stimme, die wie ein erst neu zu erfindendes Instrument vom vollsten Klange uns entgegentönt, die angenehme Sicherheit des Maßhaltens, des Schonens bei aller Bravour, der Sparsamkeit bei allem Ueberflusse, — wesentliche Bedingungen, um dem Hörer jene nöthige Sorglosigkeit im Genuß zu gewähren, welche ihm durch überreizte Anstrengungen so leicht verloren geht. Und wie dieser Formes seinen Riesenbaß handhabt! Man sieht ihn im Geiste in ein leicht bewältigtes, sang- und klangreiches Violoncell verwandelt und wird kaum an die häßlichen Handschuhe erinnert, mit denen die groben Saiten desselben gegriffen seyn wollen, und die uns bei so vielen Baßsängern durch die eckige Breite ihrer Töne in's Gedächtniß gerufen werden. Auch sein Spiel, sonst nicht von Ueberladung frei, ist heute meisterhaft. Welch ein Genuß, wenn alle Sänger so spielen könnten! Aber freilich, wie wenige halten es, selbst wenn sie's könnten, der Mühe werth, als Sänger auch Schauspieler zu seyn!

Doch ich denke, wir haben genug und lassen das giftsprudelnde Ende des Stückes uns nicht noch in den Kauf geben. Die leicht und schlecht gearbeitete Musik dieser Oper ist ohnehin nur bei ausgezeichneter Besetzung über dem gewaltigen Feuer der ersten Akte zu vergessen. Wunderbar, daß selbst solche Musik jezt der italienischen Schule schon ausgegangen ist! — Also fort aus dem Hause! Der erste Rang rüstet sich auch schon zum Abzug; nur Fanny Eisler und wenige andere halten noch Stand. Noch immer eine angenehme Erscheinung, ist sie fast jeden Abend mit ihrer Tochter in derselben Loge zu sehen. Im zweiten Theater warf sie neulich dem Komiker Wilke an seinem Benefiz- und Jubilarabend einen Kranz mit dem Motto zu:

„Gedenke was ich war, nicht was ich bin —
Den ächten Künstler kränzt die Künstlerin."

Die etwas Wienerische Fassung mag über dem ganz passend ausgedrückten Gedanken selbst schon hingehen. Sie hat allerdings das Recht an eine Vergangenheit zu erinnern, in mehr als einer Bedeutung, denn ein so glücklich ausgefülltes Daseyn, wie es sich noch immer aus ihrer ganzen Erscheinung herausbuchstabiren läßt, darf behaupten, das Leben von der rechten Seite aufgefaßt zu haben. Und darauf kommt es zulezt doch nur an.

Wie wäre es aber, wenn wir als Gegensatz jezt einmal die Rückseite der Medaille betrachteten? versteht sich nur in Bezug auf das Leben im Allgemeinen. Wir haben eben einer ungewöhnlich glücklichen Existenz gedacht; steigen wir einmal in die Unterwelt hinab, wo uns verpfuschte und verfehlte Existenzen begegnen und Stoff zu andern, freilich nicht wohlthuenden, aber doch der Menschenkenntniß förderlichen Betrachtungen geben. Lassen wir uns nach dem Hamburger tiefen Keller, der sogenannten „Pracher

Herberge" führen. Ich habe Sorge getragen, daß ein Polizeidiener uns an der Pforte dieses unterirdischen Aufenthalts erwartet, damit seine Bewohner uns nicht etwa ihre Ansicht über das Proudhon'sche Plagiat: la propriété c'est le vol, entwickeln mögen. — Die Pracher Herberge liegt im Judenquartier, nicht weit von der Michaeliskirche. Wenige Hamburger kennen diesen Aufenthalt selbst, so bekannt er auch, dem Namen nach, jedem Kinde ist. So oft eine ansteckende Krankheit ausbricht, sey es die Cholera oder eine andere Plage, so heißt es, in der Pracher Herberge habe sie ihren Anfang genommen. Im Allgemeinen macht man sich von diesem unterdischen Hotel die ärgsten Vorstellungen, und es fehlt nicht an Leuten, denen es schwer auszureden ist, daß außer dem Schillingslager noch eine Art Sechslingslager in diesem Keller zu haben ist, bestehend in einem, von der Zimmerdecke herunter hängenden dicken Seile, in welchem die Gäste halb schwebend, halb liegend ihre Nachtruhe halten. Diese Einrichtung hat nie bestanden, und daß sie demungeachtet noch in der Phantasie vieler Hamburger fortlebt, beweist eben, welch gräuliche Vorstellung man im Allgemeinen mit dem tiefen Keller verbindet.

Aber wir sind zur Stelle. Eine sehr tiefe Treppe führt uns hinab. Sobald die ersten Gäste uns gewahr werden, ziehen sie die Kappen und beginnen ihr Bettlergewerbe. Die Amtsperson, deren Arm uns beschützt, entfernt indessen bald die Zudringlichen und so kommen wir denn ohne weitere Hindernisse in das Gastzimmer. Hier sitzt die Hamburger Bettelwelt in buntem Durcheinander, Weiber, Greise, Männer, junge Bursche. Der eine hat ein Glas Branntwein, der andere einen Teller mit Speisegemisch vor sich; ein dritter taucht den Löffel in die Suppenschüssel, um ihren Fleisch- und Gemüseinhalt zu prüfen und mittlerweile die Hitze etwas verdampfen zu lassen. — Wo der gesunde Humor keinen Boden mehr findet, läßt sich sein Stiefbruder, der schlechte Witz, um so breiter nieder, und so jagt hier eine schlagfertige Entgegnung die andere. Es finden unter den Stammgästen sich immer einige mit breitem Rücken, gewohnt die Zielscheibe der schlechten Späße zu seyn, und zufrieden oder unzufrieden mit ihrer Rolle, dieselbe jedenfalls als etwas Unvermeidliches geduldig hinnehmend. Diese müssen herhalten; die Wortführer unter dem Haufen lassen ihr Licht glänzen, und ein beifälliges Gelächter ermuntert sie zu immer neuen Ausfällen. Zum Theil sind Gesichter in dieser Gesellschaft, welche mit dem überwiegend rohen, gemeinen Typus der übrigen nicht übereinstimmen. Da drüben bei seiner Sechslingssuppe sitzt ein alter Graukopf, der bessere Zeiten gekannt haben dürfte. Der Wirth belehrt uns über seine Vergangenheit. Er war Pumpenmacher und in seinem Fache geschickt. Aber wie kommt er hieher? — „Er trinkt.“ Es ist fast unnöthig zu fragen: immer dieselbe Ursache beim einen wie beim andern. Zu Zeiten findet dieser Alte noch eine schadhafte Pumpe, die ihm Beschäftigung gibt; vielleicht hat er sie in seiner Glanzperiode sogar selbst gesetzt und in Gang gebracht. Aber er hat keine Geräthschaften mehr; alles ist längst verwirthschaftet. Da gibts denn große Schwierigkeiten, wie ohne Geräth sein Geschäft zur Zufriedenheit der Kunden auszurichten ist. Wer geht ihm die verlorenen Schritte nach, wenn dieser Alte, mit solch einem seltenen Auftrage beehrt, von einem Gevatter Handwerker zum andern umherwandert, um das Nöthigste zu borgen, — er, der Bewohner des tiefen Kellers! Vielleicht findet er aber doch am Ende den Hobel und die Kneifzange, den Hammer und das Brecheisen, deren er bedarf, und dann läßt sich's wieder eine Weile ruhig ansehen; die Arbeit gibt ihm wieder Muth; er kommt sich förmlich wieder als ein Standesgenosse anderer Arbeiter vor, und trifft sich's, daß ihm milde Sommerwitterung gestattet, im Freien sein Nachtlager aufzuschlagen, so sieht ihn der tiefe Keller und sein verlockender Branntweinschank Monate lang nicht. Wenn aber die Arbeit wieder zu Ende ist und die Nächte kälter werden, da geht's zurück nach der alten Herberge, die ihre einmal eroberten Gäste schwer wieder ganz und für alle Zeit herausgibt.

Der Halbergraute dort mit dem alten Buche in der Hand ist ein sogenannter Studirter. Er war Schulmeister am Deich und hat bessere Tage gesehen. Wenn man die gesammten Kenntnisse der übrigen Kellergesellschaft gegen die seinen hält, so bleibt er noch im Vorsprung. Wie nur solch ein Mensch sich nicht wieder aufhelfen kann! Man sollte meinen, ihm ständen so viele Wege offen. Aber er trinkt, heißt es wieder. Wer dem Branntwein verfallen ist, scheint gar keinen Maßstab mehr zuzulassen, alle Berechnungen über den Haufen zu werfen. Nicht nur will ihn keiner, selbst wenn er mehr leistete als zehn Nüchterne; er selbst will nicht. Sein Zustand ist ihm nur halb als unerträglich bewußt; über die andere Hälfte brachte und bringt ihn der Branntwein weg. Einem Trinker ist schwer aufzuhelfen; daß er sich selber aufhelfe, ist kaum möglich.

Aber sehen wir uns jenes Frauenzimmer näher an, so widerlich ihr Anblick auch ist. Sie mag 45 bis 50 Jahre alt seyn, vielleicht zehn Jahre jünger; es ist bei heruntergekommenen Wesen dieser Art schwer, das Alter nach dem Aeußern zu beurtheilen. Sie ist feist, von kupfriger Gesichtsfarbe, trägt keine Kopfbedeckung und läßt sich so eben von einem schmutzigen Burschen zutrinken. Sie hat um Nase und Mund eine abschreckende Art Vernarbungen, wie von früheren Krankheiten herstammend, und ihr kokettes Lächeln und Schmunzeln contrastirt gar arg mit dieser verdächtigen Nachbarschaft. Was sie treibt, möchten Sie wissen? Sie gehört nicht zu der wirklichen Bettlergemeinde, sondern zählt noch zu den Priesterinnen der Venus, so unglaublich es Ihnen klingen mag. Der Wirth kann uns genau sagen, wie lange sie ihm schon steuerpflichtig geworden. Es sind noch keine fünf Jahre her: bis dahin war sie für die Matrosengegend noch gut genug; die lezten Jahre vor ihrer Uebersiedelung nach dem Hafen und nach St. Pauli machte sie auf Kugelsort längere Zeit Station, und ehe sie dahin kam, ging sie mit Sonnenschirm und Seidenkleid, prächtig rauschend und viel begafft, im Jungfernstiege stolz und primadonnenartig auf und ab, wusch sich mit Mandelkleie, ließ sich täglich zweimal frisiren, las in ihren vielen Muße- und Polsterstunden Clauren und Langbein, Zacharias Werner und Lafontaine II., war wirklich bildschön und der Gegenstand vielseitiger Huldigungen, versäumte keine Oper, wagte sich selbst ohne Gefahr in den ehrbaren zweiten Rang und

hätte mit etwas mehr Pfiffigkeit noch eine Partie gemacht, mit etwas weniger innerer Versunkenheit noch einen Helfer gefunden, der sie auslöste und auf irgend welche Weise wieder rehabilitirte, wie das gottlob noch gar mancher in ähnlicher Lage begegnet.

Aber wir haben die bunt gemischte Abendgesellschaft gestört; sehen wir uns die Schlafgelegenheit näher an. — Zur Seite des Trink- und Speisezimmers befindet sich ein Lokal, in welchem eine Menge Bettstellen neben einander stehen, doch so, daß eben zwischen ihnen durchzukommen ist. Von weißer Wäsche kann natürlich nicht die Rede seyn, wo Wäsche überhaupt fehlt, doch findet sich in den meisten außer einem überzogenen Strohsack eine Decke und ein Kissen, und es muß zugestanden werden, daß sie in Hinsicht der Sauberkeit mehr als die hier erwartete Pflicht und Schuldigkeit leisten. — In einigen Betten sind schon Insassen, ich meine zweibeinige. Wir treten zu einem derselben; er liegt in einer Verlängerung des Lokals, aus einer früheren Kegelbahn zur Schlafstelle umgebildet. Da wir nahe kommen, erwacht — nicht er — aber sein Bettlerinstinkt; obschon bis zur Bewußtlosigkeit berauscht, streckt der Bettler seine schmutzige Hand uns entgegen und lallt etwas, wie ein „geben Seh mih en Sößling." Aber nicht weit von ihm liegen zwei mehr specifische Bracher; gehen wir zu ihnen. Die Betten stehen hart an einander; in dem zur Linken liegt ein robuster Kerl, der, vermuthlich der Abwechslung wegen, ohne alle Kleidung im Bett liegt, nur halb von der Decke dem Auge entzogen; er schont auf diese Art seine Taghemden und gehört jedenfalls in dieser Beziehung zu den Ausnahmen. Im kanonenfestesten Schlaf von der Welt kümmert ihn unsere Nähe nicht im mindesten; er kennt nicht die schlaflosen Nächte der Reichen und ist in diesem Augenblick wer weiß in welcher phantasmagorischen Traumglückseligkeit. Nicht so seine Nachbarin im Bette nebenan; denn die Sonderung der Geschlechter hat begreiflicherweise in diesen Regionen mit ihrer Bedeutung auch ihre Anwendung verloren, und so stehen wir hier vor dem Lager eines Frauenzimmers. Zur Ehre des Geschlechts sey es sofort hervorgehoben, daß ihres Nachbars Art und Weise sich zu kleiden, oder vielmehr nicht zu kleiden, sie nicht angesteckt zu haben scheint. Sie hat, nach dem gewöhnlichen Bettelbrauch, ihre Kleidung anbehalten und nur das Haupt entblößt. Ihr graues Haar gibt dem geschwollenen, aufgedunsenen Gesicht einen sonderbaren Rahmen. Sie öffnet die Augen zur Hälfte und scheint über das ihr nahe gehaltene Licht nichts weniger als befriedigt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, dem hellen Schein zu entgehen, fängt sie an unverständliche Worte zu brummen, ohne indessen ganz zu erwachen. Unser Begleiter erkennt in ihr indessen eine alte Bekannte, wie denn die sämmtlichen hier Einquartirten in sehr regelmäßigen Beziehungen zu der Polizei und ihrem strafenden Arme stehen. Er ruft sie bei Namen: „Mamsell K.!" Sie stöhnt. — „Mamsell K.!" — dieselbe Antwort, durchaus verdrießliche Gesichtszüge. „Mamsell K., du häst doch nich all wedder een Möser stahlen?" Entschiedenes Ableugnen durch Kopfbewegungen. Ihr letzter Diebstahl galt nämlich einem Küchenmörser, wie dieses Geräth denn überhaupt zu ihrer Specialität gehört; fast alle Gewohnheitsdiebe haben irgend eine derartige bestimmte Liebhaberei, zu der sie greifen und durch welche sie sich immer wieder verrathen. Durch diese Erinnerung an einen ihr werthen Gegenstand wird sie halb wach, so weit der Rausch es zuläßt, und beginnt denn auch ohne weiteres ihr Bettelgewerbe, für dessen Anfang und Ende keine feste Arbeitsstunde bestimmt ist.

Aber lassen wir die Schläfer und suchen aus der verpesteten Atmosphäre heraus und in's Freie zu kommen. — Es geht wieder durch's Eßzimmer. Viele offene Hände und große Höflichkeit. Geben wir aber, was für diese Colonie bestimmt ist, dem Wirthe, damit er den Gegenwerth in Speisen, nicht in Branntwein verabfolge. Ob er's thun wird, müssen wir seinem guten Willen überlassen. Er zeigt jedenfalls eine gegen seine Gäste mächtig kontrastirende Physiognomie; ein schmächtiger, ordentlicher, grundehrlich aussehender Mann von mittlerem Alter, scheint er die Haltung dieses Hotels mehr aus Tradition als aus Liebhaberei auf sich genommen zu haben und beim täglichen Verkehr mit so vielen heruntergekommenen Wesen ein halber Philosoph geworden zu seyn. — So erbt der schlesische Weber den Webstuhl seines verhungerten Vaters und bleibt aus Tradition und hergebrachter Gewohnheit in doppelter Beziehung der Nachkomme seines Vorfahren. Es gibt gar viele üble Erbschaften, außer den Erbübeln. — Der Garten oder Hof gibt übrigens dem Keller von der Hinterseite ein ganz helles, freundliches Ansehen, denn die Front der Straße ist 20 bis 30 Stufen höher als der hintere Theil des Hauses, und so hört der Bracherkeller auf, Keller zu seyn, sobald man seine Hinterthür erreicht hat. — Ueberhaupt gibt kaum ein zweites Lokal in Hamburg einen bessern Maßstab für den Wohlstand dieser Stadt, so parador dieß klingen mag. Aber man sehe in London, in Paris die Schlupfwinkel, wohin sich, nicht allein das Laster, nein, der ehrliche Erwerb verkriechen muß, und man wird gestehen, daß die Hamburger Bettlerwelt eine Art schmucker Sommerwohnung zu ihrem Aufenthalt hat, verglichen mit den dumpfen Höhlen jener Unglücklichen.

Dieß hindert nicht, daß wir ernster und trauriger das Lokal verlassen, als wir es betreten, und haben wir auch den guten Humor nicht verlieren dürfen, wollten wir überhaupt sehen und schildern, so ist er uns doch beim Zurücksteigen über die steile Kellertreppe abhanden kommen. Der Mensch in solcher Versunkenheit hat etwas zu Niederschlagendes. — Immer von neuem fällt man dann wieder auf Plane und Gedanken, wie diesem Elend abzuhelfen? Der Branntwein spielt in dem Leben dieser Menschen eine entscheidende Rolle. Wer Gelegenheit hat, gegen den Branntweingenuß Propaganda zu machen — und jeder hat dazu Gelegenheit — der kann schon eine Handhabe zur allmähligen Ausrottung des Pauperismus ergreifen. Aber unzähliges Andere kann hier mit einschlagend werden. Unter welchem Namen immer eine neue, das Volk wohlthätig berührende Maßregel getroffen werde, sey es, daß der Schulunterricht erleichtert, daß Reinlichkeit und Ersparung durch öffentliche Wasch- und Badehäuser geboten, daß den vergnügungslosen Vergnügungen der Arbeiter durch Bildungsvereine, Leseinstitute, ja selbst durch die verketzerten Mäßigkeitslokale eine andere Richtung gegeben, daß durch richtige Steuervertheilung den Armen zu Hülfe gekommen, durch Befreiung der Lebensmittel von

Abgaben eine Hebung des fünften oder sechsten Standes ermöglicht werde — was immer zu Gunsten des Volks geschehe, es ist ein Schritt auf dem Weg zur Ausrottung des Pauperismus. — Ich spreche nicht allein von Hamburg. Vieles geschieht hier und geschieht eben hier, weil die Mittel es erlauben. Eine kleine Republik mag manche Schattenseite haben, sie hat viel mehr Vorzügliches, wenn von den untern Klassen eines Handelsstaates die Rede ist. Regierte und Regierende stehen einander zu nahe, als daß nicht mehr geleistet werden sollte, als wo das Volk von fern her beamtet wird. Es gibt hier eine musterhafte Armenanstalt, es gibt Armenhäuser, Gratiswohnungen, Suppen-, Torf-, Arbeitsvermittlungsanstalten und vieles andere; es gibt einen ausgezeichneten Bildungsverein für Arbeiter, wo sich Gelegenheit bietet, Belehrung zu holen und vor allem zu lernen, wie man sich bei Gesang, Lektüre, selbst bei Tanz besser vergnügt als beim rohen Wirthshaustreiben; es gibt eine große Anzahl von Volksschulen und kein Kind braucht ohne Schulunterricht aufzuwachsen, wenn die Eltern es nicht eben aus Noth oder Verworfenheit schon so früh ausbeuten wollen. Aber dennoch bleibt noch vieles zu thun übrig und die Ueberzeugung, daß dem so ist, muß oft und laut ausgesprochen werden, damit nicht solche Versunkenheit neben Wohlleben und Luxus für alle Zeiten möglich bleibe. — Da uns das in Deutschland seltene Glück beschieden ist, uns selbst zu regieren, so ist es geradezu nur unsere Schuldigkeit, daß wir mehr Wohlhabende, mehr Zufriedene und weniger Ausgesogene, Verkümmerte, Verarmte am jüngsten Tage bei der allgemeinen Bilance vortragen als die übrigen.

London, März.

Liebig und das Bitter-Ale.

Die seiner Zeit in den englischen Journalen so viel besprochene wissenschaftliche Intervention des Herrn von Liebig in der Bierfrage kommt heute erst mit ihren unermeßlichen Folgen recht zum Vorschein, und wir dürfen uns nicht wundern, daß der Name des berühmten Chemikers noch immer mitgenannt wird, so oft die Bierfrage in England zur Sprache kommt. Wenn in England von Bier die Rede ist, so muß man sich hüten, an die inländische Consumtion, oder gar an die inländische Kneipe zu denken. Was der Bierfrage die außerordentliche Wichtigkeit gibt, ist die Consumtion jenseits des Meeres, in Indien, wo England für die Bedürfnisse von 150 Millionen Unterthanen zu sorgen hat, in Australien, das, allein fast so groß wie Europa, in der Consumtion noch rascher vorwärts schreitet als in der Bevölkerung, so daß England nicht rasch genug für das Goldland produciren kann. Das zur Exportation am meisten geeignete Bier ist das sogenannte bitter Ale oder pale Ale und ist in Burton upon Trent ungefähr vor dreißig Jahren von Allsopp zuerst gebraut worden; daher es auch unter dem Namen von Allsopp's bitter Ale, oder pale India Ale besonders bekannt ist. Nicht allein werden unermeßliche Quantitäten dieses Bieres in England selbst verzehrt, sondern ganze Ladungen davon gehen, wie gesagt, über See nach den heißen Zonen. Nun denke man sich den panischen Schreck, der in der ganzen Bierwelt entstand, als es auf einmal hieß, all dieses Bier sey vergiftet! Hätte es geheißen, in England seyen alle Brunnen vergiftet, so hätte man sich nicht mehr ängstigen können. Bitter-Ale wurde fortan wie Gift gescheut, und der Schrecken, der sich des trinkenden Publikums bemächtigt hatte, mußte sich natürlich im Bierhandel selbst fühlbar machen und einen der stärksten Zweige des englischen Ausfuhrhandels in Stockung bringen. Dieses Vergiftungsgerüchte ging ursprünglich von den Franzosen aus, und sicherlich, ein subtileres Gift hätten sie schwerlich in den englischen Handel destilliren können. Dabei waren alle Umstände so genau darauf berechnet, diesem Gerüchte Eingang zu verschaffen. Strychnin mußte es seyn, das ein „ausgezeichneter" französischer Chemiker in dem englischen Bitter-Ale entdeckt zu haben vorgab, das subtilste aller Gifte, dessen Auffindung in Flüssigkeiten mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Die französische Regierung sollte in Paris ganze Fabriken von Strychnin entdeckt haben, das einzig und allein dazu bestimmt war, nach England versandt und mit Bitter-Ale vermischt zu werden. Und diese Bierverfälschung mußte zu einer Zeit aufgefunden werden, als die Verfälschung so vieler andern englischen Eß- und Trinkwaaren leider eine Thatsache geworden, und das ganze englische Publikum in seinen Epiciers eben so viele Giftmischer sah. Wenn nun die Engländer die von den Colonien importirten Produkte mit solcher Geldgier verfälschten, warum sollten sie nicht für die nach den Colonien zu versendenden einheimischen Fabrikate dasselbe System befolgen? Das Gerücht von der Vergiftung ganzer Ladungen von Bitter-Ale kam zur Zeit auf, als das gute Einverständniß zwischen Frankreich und England getrübt zu werden drohte, und die Engländer sich anschickten die „Militia" von allen Seiten aufzubieten, um einem drohenden Einfall die Stirne bieten zu können. Die Mißhelligkeiten waren zwar keineswegs zum Ausbruch gekommen; aber »something was looming in the future.« Was es nun auch immer für eine Bewandtniß mit den von der französischen Regierung entdeckten Strychninfabriken gehabt haben mag, so viel ist gewiß, daß die Franzosen eine sinnreichere Perfidie gegen das perfide Albion nicht hätten üben können. Das Bitter-Ale den Engländern zu verbittern, ihnen das Meer zu versalzen, auf die friedfertigste Weise von der Welt sie in ihrem Lebenselemente dem Ausfuhrhandel, anzugreifen, mag vielleicht nicht geradezu in ihrer Absicht gelegen haben; aber es konnte einmal auf keine wirksamere Weise bewerkstelligt werden, als dadurch, daß man das feine Gift in den englischen Handel goß. Der Angriff wirkte wie ein Donnerschlag, und die englische Presse hatte nicht Worte genug, um diese neue Verfälschung zu brandmarken. Die „Medical Times" griffen mit vollen Händen nach dem Gifte, das von jenseits des Kanals in die englische Atmosphäre geschleudert worden, und damit dieses Gift ja nicht Zeit habe, sich zu verflüchtigen, beeilte sich diese Zeitschrift, das Gehirn der Leser mit dessen schädlichen Dünsten anzufüllen. Gleich darauf kamen die Times und donnerten gegen das »laisser aller« der freien englischen Regierung, welche die brittischen Unterthanen principiell vergiften lasse. „Was hilft uns unsere freie Constitution, wenn dieselbe die Zerrüttung unserer körperlichen Constitution zur Folge hat? Hundertmal lieber ein Despotismus, der im Zwangswege unsern Magen gegen die von außen auf ihn eindringenden Feinde in Form von Speise und Trank schüzt!" Und von allen Seiten wurde eine Aufsichtscommission verlangt. Vergebens erbot sich der bedeutendste Bierfabrikant, Allsopp, diese Commission auf eigene Kosten einzusetzen. Vergebens erklärte er, das reinste Wasser sey das Grundelement, der reinste Hopfen und Malz die »materia medica« des Bitter-Ale. Das Vorurtheil hatte sich im Publikum zu fest gesezt; das Gift war auf eine zu subtile Weise in die Köpfe der Engländer filtrirt worden, als daß es sich so leicht hätte verflüchtigen können. Unter diesen Umständen erschien plözlich der vielbesprochene Brief Liebigs an Allsopp, und wie mit einem Hauche war die ganze Atmosphäre von Strychnin gereinigt. Die Brauereien von Burton upon Trent, die im ersten Augenblicke wie vom Schlage getroffen still

gestanden, erhielten neues Leben, und es war, als ob die von Liebig ausgesprochene Ansicht über die tonischen Eigenschaften des Bitter-Ale diese Kräfte um das zweifache gesteigert hätte. Zwischen England und Frankreich war die Autorität des deutschen Professors schiedsrichterlich aufgetreten und hatte für England den überseeischen Handel in Bier gerettet, den die Franzosen auf so feine Weise zu untergraben versucht hatten. Es war aber auch nicht weniger als diese Autorität nothwendig, um einen mit so subtilen Waffen geführten Angriff gänzlich niederzuschlagen. Die englischen Hauptjournale bemächtigten sich sogleich dieses Briefes und derselbe erschien sofort in allen übrigen Organen der englischen Presse. Der Brief war, wie gesagt, an Allsopp gerichtet, der als ursprünglicher Erfinder hier allgemein für den Repräsentanten des Bitter-Ale gilt, und es konnte nicht fehlen, daß allenthalben, wo des Bitter-Ale Erwähnung geschah, der Name Liebig mitgenannt wurde, als Protestation gegen die französische Auffindung und Erfindung. Nun lebt aber in Burton upon Trent ein anderer Bierfabrikant, Baß, der ebenfalls Bitter-Ale fabricirt, und sein Name war in Liebigs Brief nicht mitgenannt. Die frühere Gefahr vergessend, die seine ganze Bierfabrikation bedroht hatte, sah Baß in diesem Augenblick nur die Gefahr, die für ihn durch den an Allsopp gerichteten Brief entstehen konnte. Liebig hatte früher einmal die Baß'sche Brauerei besucht, jener aber hatte diesen Umstand vergessen und keinen besondern Brief an Baß geschrieben und nicht besonders erwähnt, daß er in Baß's Etablissement das Bitter-Ale gekostet. Die bittersten Klagen ergingen darüber an Liebig, der sich beeilte, dieses Vergessen gut zu machen und Baß zuzugestehen, daß er in seinem Etablissement wirklich das Bitter-Ale gekostet. Aber das konnte die Eifersucht eines gekränkten Concurrenten nicht beschwichtigen. Wenn Liebig in Baß's Etablissement das Bitter-Ale gekostet hat, so konnte er nicht Allsopp's Bitter-Ale gekostet und noch weniger die ihm zugesandten Muster analysirt haben. So räsonnirte Baß und in diesem Sinne ließ er die unsinnigsten Artikel in Form von bezahlten Annoncen veröffentlichen, da kein Journal sie in anderer Form aufnehmen wollte. Da erschien denn ein zweiter Brief Liebig's an Allsopp, worin er mit Verachtung die Beschuldigung von sich weist, „als habe er nie Herrn Allsopp's Bitter-Ale gekostet ꝛc." Hatte der erste Brief die Verläumdung der Vergiftung beseitigt, so beseitigte dieser Brief das Gift der Verläumdung, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn noch fortwährend Tausende, wo nur von Bitter-Ale die Rede ist, sich auf diese Briefe als auf die entscheiden Dokumente berufen.

Aus Oberschlesien, März.

Zur Charakteristik.

Oberschlesien erscheint auch heute noch, nachdem die periodische Literatur manche Skizze darüber geliefert, im Allgemeinen nicht bloß für das westliche und südliche Deutschland, sondern für Niederschlesien selbst in einem gewissen mythischen Halbdunkel. Nur wer diesen merkwürdigen Landstrich an der Nordostgrenze Deutschlands selbst bereist hat, kann von seinen mannigfachen Eigenthümlichkeiten einen Ueberblick und dabei die Ansicht erlangen, daß Oberschlesien in seinen Kultur- und Industrieverhältnissen noch eine bedeutsame Zukunft vor sich hat. — Seine Städte haben sich ziemlich herausgeschält aus dem slavischen Leben, besonders wo irgend ein ansehnliches Dikasterium der deutschen Bildung und Sprache Vorschub leistete, wie in Oppeln, Ratibor, Gleiwitz 2c. Das östliche und nordöstliche platte Land bewahrt noch slavische Sprache und Unkultur. Der hier wohnende ursprüngliche Menschenschlag ist indeß weder der Sprache noch dem Charakter nach ganz polnisch. Es ist ein seltsames Mischlingsgeschlecht mit einer slavischen Mundart, die aber so stark mit Germanismen versezt ist, daß der eigentliche Pole sie schwer versteht. Nach neueren Beobachtungen hat aber der Oberschlesier mit jenem auch sonst nichts gemein, als eine gewisse Antipathie gegen die Deutschen. Im Gegentheil ist es merkwürdig, daß der Oberschlesier gerade den Polen mit einem principiellen Hasse verfolgt, statt mit ihm in nationalen Interessen zu sympathisiren. Diesen Charakterzug wahrzunehmen, gibt es besonders in den Berg- und Hüttendistrikten häufige Gelegenheit. Die bekannte gewaltsame Rekrutirungsmethode in russisch Polen (Branka), wo der waffenfähige junge Mann zur Nachtzeit von Soldaten plötzlich überfallen und dem Bett und den Seinen entrissen wird, bringt jährlich eine Menge Ueberläufer nach Oberschlesien. Diese suchen dort Arbeit und finden sie nach und nach auch meistens in den Gruben- und Hüttenwerken, wo sie, statt drüben des Czaren Regimenter, die Arbeiterreihen ergänzen, für die es nie an Beschäftigung fehlt. Sie werden, wie hier, so auch unter die Fabrikarbeiter gern aufgenommen, da sie bei einer angemessen strengen Behandlung gelehrig und fleißig sind. Ungern sehen nun aber die oberschlesischen Arbeiter den Polen unter sich, und mit einer Art Ingrimm bezeichnen sie den Neuling durch die Worte: »Jest to Polak« (das ist ein Pole). Auf jede Art zeigen sie sich feindselig gegen den stammverwandten Ankömmling, um ihm die Arbeitsgemeinschaft mit ihnen zu verleiden. Sie verhindern auch so viel wie möglich jede Familienverbindung mit einem Polen, z. B. durch die Heirath mit einem oberschlesischen Mädchen, und dieser seltsame Haß ist unauslöschlich. Sey der geborene Pole noch so brav, lebe er noch so lange unter den Oberschlesiern, er gilt ihnen trotz dem Gesetz nicht für eingebürgert, nicht für ihres Gleichen. Mitunter führt diese eigenthümliche Abneigung zu blutigen Scenen, besonders wenn durch irgend einen Zufall der Pole sich dem Oberschlesier gegenüber in einer günstigeren Lage befindet, eher in Arbeit kommt oder mit einem geringeren Lohn zufrieden ist. Der von Polen herübergekommene Flüchtling befindet sich freilich in der Regel so in Noth, daß er um jeden Preis Arbeit annimmt. Dieses Herabdrücken der Arbeitslöhne gibt der Oberschlesier als einen der Gründe seines Hasses gegen den Polen an. Einen andern Grund findet er eigenthümlicherweise in dessen zu unterthäniger Gesinnung, während er selbst sich, dem Vorgesezten gegenüber, nicht als ein von dessen Gnade abhängiges, sondern durch die Staatsverfassung berechtigtes Individuum ansieht. Dieses rohe politische Selbstgefühl, das durch die militärische Dienstzeit noch gesteigert wird, macht den Oberschlesier weniger zur Folgsamkeit geneigt als den Polen, der nun freilich oft den Vorzug genießt, da er zugleich so tüchtig ist als jener.

Nicht nur Flüchtlinge, sondern auch durch ihre Heimathsbehörde gehörig legitimirte Polen finden sich stets zahlreich in dem gewerbreichen Oberschlesien ein, wo ein eigentlicher Ueberfluß an Arbeitskräften nicht leicht vorkommt. Die Ankömmlinge sind daher in der Regel willkommen, gleichviel ob Flüchtlinge oder nicht. Eine Ausweisung und Auslieferung derselben an Polen nach dem Kartell würde auf vielen Gruben und Hüttenwerken eine sehr fühlbare Störung im Betriebe herbeiführen; indeß erfolgt eine solche Ausweisung im Ganzen durch die Behörden aus Humanitätsrücksichten nicht. Freilich muß in einzelnen Fällen, des abschreckenden Beispiels wegen, dennoch die Auslieferung solcher Ueberläufer verfügt werden, die durch Excesse das stillschweigend gewährte Gastrecht verletzen.

Durch die Hauptader des Verkehrs mit Niederschlesien und von da mit Berlin und Hamburg, durch die oberschlesische Eisenbahn, die erste in Schlesien, die jenseits wieder nach Polen und Mähren, nach Warschau und Wien sich abzweigt, hat die Industrie Oberschlesiens, besonders im Betriebe der Kohlenbergwerke, außerordentlichen Aufschwung gewonnen, denn die Oder, die natürliche wohlfeile Communikationsstraße, war und blieb für den Transport aller Berg- und Hüttenprodukte in trauriger Unzuverlässigkeit. Im Berg- und Hüttenwesen sowohl wie in den ländlichen Industriezweigen sind aber auch bisher zu großartiger Förderung alle Hülfsmittel, welche die technischen Wissenschaften darboten, von den Eigenthümern der meisten Anlagen umsichtig benuzt worden. Obgleich für die Hauptprodukte Zink und Eisen die Conjunkturen ungünstiger sind als für irgend ein anderes Erzeugniß des schlesischen Gewerbfleisses, so werden diese Industriezweige

doch beständig erweitert und vervollkommnet, wodurch der immer drückenderen Concurrenz der Engländer und Belgier am wirksamsten begegnet werden kann. Das größte Zinkwerk Oberschlesiens ist Antonienhütte mit 58 Zinköfen; die bekannte Laurahütte aber nimmt unter den Eisenwerken den ersten Rang ein. Beide gehören dem Grafen Hugo Henckel von Donnersmark auf Siemianowitz. — Freilich sind nicht alle Gruben- und Hüttenbesitzer ohne Ausnahme von einem so großartigen Unternehmungsgeiste beseelt wie dieser große Grundbesitzer und viele andere. Es kommt vielmehr vor, wie z. B. im Beuthener Kreise, daß übertriebene Aengstlichkeit und Kurzsichtigkeit die Kapitalien zu Verbesserungen der Werke zurückhält, obgleich Terrain und Umstände dringend dazu auffordern und augenscheinlichen Gewinn versprechen. Der dortige Grundbesitzer geht auf nichts ein; er wehrt alle Vorschläge mit dem unerschütterlichen Grundsatze ab: „Das kostet zu viel!" Solche klägliche Kurzsichtigkeit erstreckt sich auch auf Etablissements wie Gasthöfe, die an Eisenbahnen doch jezt mit allem möglichen Comfort für das Reisepublikum ausgestattet werden. So besteht im Grenzorte Zabrze, jezt an der Bahnlinie, noch die alte Judenschenke, die schon vor fünfzig Jahren von Reiseschriftstellern als Prototyp aller notorischen polnischen Unsauberkeit geschildert wurde. Nur der Name eines „Gasthauses" ziert jezt diese ehrwürdige Anstalt, auch muß der obligate nationale Schmutz mit den höchsten Preisen bezahlt werden; aber vor wie nach findet man hier den Vorschmack polnischer Judenwirthschaft in allen charakteristischen Einzelnheiten. Abgesehen von dem Personenverkehr auf der Eisenbahn, ist in Zabrze ein reges industrielles Leben in fortwährender Steigerung begriffen, daher ein den heutigen Anforderungen entsprechendes Gasthaus ein dringendes Bedürfniß. Gleichwohl thut das Dominium in dieser Hinsicht nichts, denn für seinen zähen Indifferentismus kostet alles zu viel Geld, und so bleibt die Judenschenke noch immer die beste Anstalt ihrer Art in der Gegend. — Wie sehr viel auch in den Gruben- und Hüttendistrikten durch die große Eisenbahn selbst wie durch Schienen- und andere Wege für die Communikation unter den verschiedenen Betriebsstationen gesorgt ist, so steht's in manchen Theilen Oberschlesiens doch für die Reisewelt noch gräßlich um die Postwege aus, und vergeblich seufzt der nordwestliche, an Mittelschlesien grenzende Theil nach Landstraßen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 15. 10. April 1853.

— How
irreparably soon decline, alas!
The demagogues of fashion: all below
is frail! —

Byron.

Hagestolze.

III.

Ein alter Löwe.

Hat es je einen flinkeren Tänzer, einen besseren Reiter, einen angenehmeren Gesellschafter gegeben als den jungen Bergmann? Ich glaube kaum. Auf sechs Stunden im Umkreis konnte kein Ball gefeiert werden ohne seine Mitwirkung, und die Dame, mit der er den Cotillon getanzt, brachte acht Tage die Lippen nicht wieder zusammen vor innerlichem Vergnügen. Er war gewiß, bei der Sitztour nie hinter den Stuhl gestellt zu werden, und wo Körbchen, Rose und Ring vertheilt wurden, da trug er sicher immer den Ring davon.

Er hörte es sehr gern, wenn man ihn einen Herzbrecher und einen Schmetterling nannte; er meinte es nicht schlimm, aber er fand es äußerst anziehend, in einem jungen Auge die ersten Spuren eines zarten Gefühls zu lesen, und er zog sich dann mit höchst lobenswerther Vorsicht zurück, ehe er zu ernstlichen Hoffnungen Grund gab.

Es lag ja gar nichts Unrechtes in einem so harmlosen Spiel! Wie glücklich machte es das schüchterne Pfarrtöchterlein, die zum erstenmal den Ball einer kleinen Stadt besuchte, daß er, der Löwe der Gesellschaft, sie zum Cotillon engagirte, ihr die Touren der Française einübte und sie gar noch am Abend nach Haus begleitete! Wenn er am nächsten Sonntag den kleinen Ritt von zwei Stunden in das Pfarrdorf machte, so war das ja nur eine unschuldige Freude für das arme Kind, das so wenig Abwechslung hatte. Sie erröthete gar zu lieblich, als sie beim Heimweg aus der Kirche dem flotten Reiter für seinen Gruß dankte! Er mußte noch an einigen Sonntagen hinüber reiten und den alten Herrn, den Papa, auch kennen lernen. Pfarrhäuser sind gastfrei; da war's nicht schwer sich einzuführen, und es nahm sich allemal so nett aus, wenn Marie in freudiger Verlegenheit die einfache Bewirthung vorsetzte. Länger als einen Monat ließen sich freilich die Pfarrhausbesuche nicht fortsetzen; der neuangekommene Justizrath hatte eine ganz hübsche Tochter, die dazu für gelehrt galt; da brauchte es Zeit, diese neue Bekanntschaft zu kultiviren. Marie wird sich bald trösten, hat sie doch eine Weile die Freude gehabt! Daß die augenfälligen Besuche des jungen Herrn das Mädchen in Dorf und Umgegend in's Gerede gebracht, daß der etwas schüchterne junge Pfarrer, der sie sich gern zur Hausfrau geholt, sich zurückzog, nachdem er einmal den Referendar im Pfarrhaus getroffen, der alles that, um ihn in's Dunkel zu stellen, daß diese kurze Glanzperiode der armen Marie viel bittere Thränen, viel scharfen Spott und ein vereinsamtes Herz nachließ, das

hatte Bergmann natürlich nicht beabsichtigt; warum ist das Mädchen so einfältig gewesen!

Die Eroberung der Justizrathstochter war schon etwas schwieriger; sie war ein gescheidtes Mädchen, nicht mehr zu jung und kannte etwas von der Welt. Er fing äußerst respektvoll an, verschaffte ihr die neuesten Schriften aus der Residenz, brachte ihr interessante Charaden zum Lösen, ließ sich englisch von ihr lehren und arrangirte dramatische Leseabende, wobei er ihr und sich die ersten Rollen zutheilte. Ein solcher geistiger Verkehr hat einen besondern Reiz für ein gescheidtes Mädchen in der hausbackenen Umgebung einer Landstadt. In die Länge natürlich konnte er den Spaß nicht treiben; er hatte noch nöthigeres zu thun, als englisch zu studiren und Gedichte auszuwählen. Daß Klara seine plötzliche Vernachlässigung mit herbem Schmerz empfand, mit all der bittern Täuschung eines stolzen Herzens, das sich nicht leichtsinnig hingegeben, das war ihre eigene Sache; er hatte ja nie ein Wort mit ihr von Liebe geredet, und war sie doch nicht viel jünger als er!

Die hübschen Töchter des reichen Schulzen in der Nähe waren schon einiger Ueberlegung werth. Eine reiche Partie wollte Bergmann jedenfalls machen, wenn er überhaupt an's Heirathen dachte. Bei diesen hatte er just kein schweres Spiel; die Eroberung war ein Geschäftchen für den Feierabend. Je lauter er an ihrem Fenster vorbeigaloppirte, je handgreiflichere Schmeicheleien er ihnen in's Gesicht sagte, je größere Stücke Biscuit und Apfelkuchen er ihnen bei Casinos und Bällen aufwartete, desto wohlgefälliger lächelten sie. Da konnte er seine ganz alten, längst abgelegten Witze als frisch anbringen und war sicher mit schallendem Beifall belohnt zu werden. Wenn er dann auch nach reiflicher Erwägung fand, daß sie doch zu einfältig für ihn seyen, und allmählig mit seinen Besuchen abließ, so schadete das gar nichts; die Mädchen waren reich genug, um getreuere Anbeter zu erkaufen.

Natürlich beschränkte er sich nicht auf Einen Schauplatz, und wenn ihn sein Beruf an einen andern Ort führte, so war er doch gewiß nicht obligirt, sein Herz am früheren zu lassen. Er hatte am neuen Wohnort eine Empfehlung in eine gar umgängliche, gemüthliche Familie. Seine Stellung im Hause wurde gewiß nicht unangenehmer, wenn er eines der Mädchen auszeichnete. Sophie war ein so sanftes, gutmüthiges Geschöpf! Es war recht angenehm, ihr in die stillen blauen Augen zu sehen, wenn sie sie hie und da vom Nähzeug erhob, wo er ihr die Scheere reichte, den Faden winden half und Novellen vorlas. Sie säumte ihm seine Halstücher und besserte seine Handschuhe aus, wenn er sie freundlich darum bat; es war gar nicht unbillig, daß er ihr dagegen schöne Blumen brachte und an ihrem Geburtstag einen neuen Almanach, und ganz natürlich, daß er am Ende jeden Abend in's Haus kam. Zur Frau wäre sie ihm freilich etwas zu leblos gewesen, und es war einfältig von den Eltern, daß sie nach so harmlosen Aufmerksamkeiten gar einen Heirathsantrag zu erwarten schienen und etwas beleidigt waren, als er mit der Zeit wegblieb, weil ihm dieser stille Minnedienst doch in die Länge langweilig wurde.

Ein so frisches, blühendes Röschen wie Amalie, ein neuer Stern an seinem neuen Horizont, mußte natürlich einen lebenswarmen jungen Mann anziehen. Die konnte es für nichts besonderes halten, wenn er ihr zu lieb Bälle und Schlittenfahrten anstellte, wenn er die schönsten Rosen aus dem Treibhaus kommen ließ, um ihr Haar für den Ball zu schmücken, und wenn er ihr eine Serenade brachte, so schön, wie sie in dem Städtchen noch nie gehört worden. Es fiel ihm gar nicht ein mit ihr sein Spiel zu treiben; bewahre, sie gefiel ihm selbst, er hätte ihr zu lieb gern die Reise nach Paris verschoben, wenn's angegangen wäre, und es war sein voller Ernst, als er am Abend vor seiner Abreise mit Lebensgefahr ihren Balkon erklimmte, um noch einen Blumenstrauß und ein Abschiedsgedicht in ihr Fenster zu werfen. So Ernst war's ihm, daß er ihrer verheiratheten Freundin noch recht angelegentlich aufgab, ihm das liebe Herzchen zu behüten.

Als er von Paris zurückkam, da hatte er freilich inzwischen in glänzendere Augen gesehen, als in die treuherzigen braunen Amaliens, und es war recht ungeschickt, daß ihr die Freundin seinen Auftrag fast wie eine Werbung hinterbracht hatte, und ihn nun für perfid und wankelmüthig und was alles erklärte. Wie lächerlich, einem jungen Mann von seiner ungewissen Stellung und seinen glänzenden Aussichten jetzt schon zuzumuthen, sich an ein Mädchen ohne Vermögen zu binden! Da war's doch gewiß besser für Amalien, wenn er gar nicht mehr anknüpfte, statt sie und sich durch einen langen Brautstand zu ermüden. Er war doch gewiß ein grundredlicher Mann! Eine Erleichterung war's ihm übrigens, nun eine Anstellung in einer größeren Stadt zu finden; er hatte das Leben in kleinen Städten satt und wollte einmal auch der Löwe eines weiteren Cirkels werden.

Eine Männerjugend ist etwas dauerhafter als die eines Mädchens, und der Begriff eines „jungen Mannes" ist ein sehr umfassender. Allmählig begann aber doch auch die Jugend des allsiegenden Bergmanns sich zu neigen. Die lockigen Haare wurden merklich dünner, wie sorgfältig er sie auch mit Kreller'schem Balsam behandelte und über die kritischen Stellen herkämmte; Gelenkigkeit und Lust zum Tanzen nahmen miteinander ab; er beschränkte sich allmählig darauf sich auf Bällen bequem neben eine Dame niederzusetzen und die tanzenden Paare mit der Lorgnette zu betrachten.

Er wurde es auch nachgerade müde, junge Herzen zu brechen und offene oder versteckte Vorwürfe über seine Flatterhaftigkeit zu hören. Die jungen Mädchen

selbst nahmen allmählig einen scherzhaften, ungenirten Ton gegen ihn an, dessen er früher nicht gewöhnt war, und der bewies, daß sie ihn nicht mehr für gefährlich hielten. Somit verschwendete er seine bezaubernde Unterhaltungsgabe und seine Huldigungen lieber in den Garderobezimmern des Theaters und in den Salons und Boudoirs verheiratheter Damen. Die Damen von der Bühne waren der Huldigungen mehr gewöhnt als die Gänschen vom Lande; da stand nicht gleich ein Papa mit dem Ehevertrag und eine Mama mit der Aussteuer dahinter. Auch seine Galanterien bei Frauen waren ungefährlicher Natur; sie luden ihn ein als ein nützliches Möbel zur Unterhaltung bei Theevisiten, als maître de plaisir bei Landpartien, und traf er sie allein, so war es ein gegenseitiger Austausch von ironischen Complimenten, ein Spiel ohne Seele, bei dem somit das Herz nichts riskirte.

Die Haare wurden dünner und färbten sich allgemach grau; der Kreller'sche war nicht mehr hinreichend, ein Toupé mußte den kahlen Scheitel decken. Der Anzug wurde jedoch immer gewählter, jemehr die Gestalt verfiel; Schneider empfahlen sich der Protektion des Herrn Bergmann, Modehandlungen machten ihm neue Stoffe zum Präsent, damit er sie in die Mode bringe. An Einladungen fehlte es ihm nie; Herr Bergmann gehörte zu einer fashionabeln Gesellschaft so nothwendig wie der Theekessel; er war gar zu gut gekleidet, und immer noch witzig, immer galant, und man konnte so ungenirt mit ihm umgehen.

In Bädern, wo stets ein Ueberfluß von Damen ist, da war er vollends der Hahn im Korb, da wartete man wochenlang auf seine Ankunft und begrüßte ihn mit Jubel; er war der unbestrittene Badkönig, mußte sein Urtheil geben bei Tableaux und Liebhabertheatern, wurde bei Waldspaziergängen mit Epheu bekränzt und schaute bei der Abfahrt aus seinem blumengeschmückten Wagen, als hätte er einen Preis beim landwirthschaftlichen Fest gewonnen. Daß er neben allem Ruhm nebenher allmählig zur genossenen Person wurde, er, der so lange andere genossen, das begann er manchmal mit einer äußerst unangenehmen Empfindung etwas zu ahnen; er wollte sich's aber nicht gestehen.

Herr Bergmann brachte übrigens der Gesellschaft Opfer, welche diese nicht verstand und nicht anerkannte. Er war nie reich gewesen und zu einer einträglichen Stelle hatte er's auch nicht gebracht; es kostet so viel Zeit, immer charmant zu seyn! Obschon er nicht für Weib und Kinder zu sorgen hatte, so wollten seine Einkünfte doch gar nicht zureichen. Er war genöthigt einen Bedienten zu halten, seit seine Toilette so viel künstlicher Nachhülfe bedurfte, so sehr auch seine alte Magd, ein Erbstück von seiner Mutter, darüber brummte; er mußte sich auf einem auserlesenen Reitpferd zeigen, wo sich seine alternde Gestalt immer noch am besten ausnahm; andere als holländische Leinwand zu Weißzeug wäre auch nicht angegangen; Parfümerien, feine Seifen, Schönheitswasser, falsche Zähne, Pariser Schneider und Schuster, das alles kostet am Ende mehr als der Bedarf einer soliden Haushaltung. Somit mußte er sich's daheim am Munde abdarben, um sich nach außen im Glanz zu zeigen, und seine alte Köchin sorgte gehörig, daß nichts vergeudet wurde. Den Werth der Einladungen wußte er nun freilich nachgerade zu schätzen, er, der zum Mittagessen mit einem alten Hammelsbein, zum Souper mit einem Rettig abgespeist wurde und für den eine Wurst auf drei Tage ausreichen mußte.

Er begann sich allmählig doch nach einer andern Häuslichkeit zu sehnen als der, die ihm sein alter Hausdrache bereitete, und dachte ernstlich daran, jetzt ein Herz definitiv glücklich zu machen. Er glaubte wahrscheinlich, sein eigenes werde wie die Cigarren immer kostbarer, je mehr es austrockne.

Natürlich durfte er, auf dessen Wahl schon so lange alle Damenaugen mit gespannter Erwartung geheftet waren, sein lang gespartes Herz nur zu dem höchsten Preis losschlagen. Somit warf er sein Schnupftuch einer schönen jungen Dame aus einem der ersten Häuser zu; er hatte ja schon so lange ihren Papagei gefüttert, ihren Platz im Concert gehütet und ihr nach dem Balle den Shawl umgelegt. O Wunder! sie war so undankbar ihm einen Korb zu geben. Ihm einen Korb! Um sich zu rächen, wandte er sich sogleich an eine junge reiche Kaufmannswittwe, deren Salon er in die Mode gebracht, der er adelige Connaissancen verschafft hatte; aber siehe, die Dame erklärte ihm, sie werde sich gar nicht mehr vermählen, und war dennoch so frech, ihm wenige Wochen darauf durch Karten ihre Verlobung mit einem adeligen Cavallerieoffizier anzukündigen. Er mußte etwas weniger hoch spannen. Emma, die schon ziemlich gereifte Tochter seines wohlhabenden Arztes, würde sich gewiß glücklich fühlen — ach! sie war eine Cousine jener einst so blühenden Amalie, die so kindisch gewesen war, um seiner vermeinten Untreue willen ein paar schöne Jugendjahre zu verhärmen; und siehe, es vereinte sich nicht mit Emmas Grundsätzen. Wieder ein Korb! Was konnte er dafür, daß er einmal so unwiderstehlich gewesen!

Diese Fehlschüsse wurden allmählig bekannt; die Damen, auf die er jetzt noch sein Auge heftete, wollten nun ein so vielverschmähtes Gut doch nicht aufnehmen; eine Ablehnung kam um die andere, und bald mußte er da und dort satirische Anspielungen auf sein Korbmagazin hören.

Eine alternde Schauspielerin hätte sich seiner erbarmt; sie bot ihm selbst ihre Hand an mit der Bedingung, daß er sich durchaus jeder Benützung ihrer Einkünfte, jeder Begleitung auf ihren Reisen, jeder Einmischung in ihren Privatumgang enthalte; dafür gab sie ihm Erlaubniß, ihren Salon zu arrangiren,

sie im Theater abzuholen und für fashionablen Umgang zu sorgen, und versprach, seinen Namen dem ihrigen beizufügen. Nein, zu so herabgesetztem Preis konnte er sich doch nicht ablassen!

Von Zeit zu Zeit machte er immer noch Heirathsversuche, die aber immer mißlicher wurden, je mehr seine Ueberschuldung offenbar wurde, und dieser war gar schwer abzuhelfen. Seine Person war ja noch sein einziger Spekulationsgegenstand; diese konnte er nicht herabkommen lassen. Die alte Köchin hielt sich brav, sie zählte die Kartoffeln und die Kaffeebohnen, sie schöpfte die Augen der magern Fleischbrühe ab, um die Butter damit zu ersparen, und flickte sein seidenes Rockfutter mit ihrem alten Spencer; aber das Reitpferd konnte er doch nicht beibehalten, und damit fiel ein mächtiger Stützpfeiler seiner Löwengröße.

Jezt endlich sehen wir einen troz der Watte des Schneiders erstaunlich magern, höchst sorgfältig gekleideten Herrn mit eingeklemmter Lorgnette zu gewissen Tagesstunden auf der Promenade und bei der Wachparade mit steifem Schritt auf und ab spazieren. Er muß viele Bekannte haben, denn er grüßt fast vor jedem Damenhut und wird auch oft recht herablassend wieder gegrüßt, wenn gleich junge Damen hie und da kichern, wenn sie an ihm vorüber sind: das ist der einst allsiegende Bergmann.

Seine Köchin ist gestorben, aber er hat sich um ein Billiges bei einem alten Friseur eingemiethet, wo er wieder Bedienung und Verköstigung unter Einem Dach findet; Besuche freilich kann er da nicht mehr annehmen.

Er nimmt sich noch immer elegant aus; sein Schneider arbeitet ihm umsonst und schickt ihn als Journalfigur in die Welt hinaus. Auch eingeladen wird er noch häufig, aus einer Art von Pietät; nicht gerade mehr zu Soiréen erster Klasse, aber zu kleineren Abenden, zu ungenirten Diners. Seine Witze und Galanterien sind zwar etwas veraltet, aber er weiß sich stets noch nützlich zu machen. Er zieht alten Damen ihre Uhren auf und entdeckt verloren gegangene Schooßhunde, er begleitet junge Fräulein aus Gesellschaften nach Hause, wo man „doch einen Herrn haben muß;" er dient als gutes Beispiel für heranwachsende Söhne, denen man sagt: „da seht, wie hübsch sich Herr Bergmann noch kleidet; bei euch hat nichts eine Art." Im Theater ist er immer noch eine Macht, die über das Gelingen oder Mißlingen einer Schauspielerin entscheiden kann, und er hat stets ein Freibillet.

Aber er liebt es nicht, einer seiner alten Flammen zu begegnen, und wenn die stille Sophie an der Seite ihres Mannes, eines würdigen Geistlichen, an ihm vorübergeht, so sieht sie ihrem Gatten lächelnd in die Augen und sagt entschuldigend: „Weißt du, man muß einmal im Leben ein bischen dumm gewesen seyn."

So endet ein Löwe.

Aus dem Hauensteiner Schwarzwald.

II.

Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in nothdürftiger Communikation mit dem Rheinthal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wohl conservirt geblieben; er ist von alten Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit — aerugo nobilis — angesezt hat, und die Strömungen der lezten Jahrhunderte haben ihn, der so ziemlich „außer, neben und hinter der Welt" sein Daseyn abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheinthal, wo seit Cäsars Zeiten der levissimus quisque Gallorum seine Zuflucht gefunden und allerhand fremdartige Ansäze aus der Wanderung der Völker sitzen geblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben seßhafte rein alemannische Volksgruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen. Heirathen mit Rheinthalerinnen oder Schweizerinnen finden fast nie statt. Dazu kam dann die strenge Einungsverfassung im Mittelalter, die dem Hauenstein das Aussehen eines politisch abgerundeten Ganzen gab, und schließlich machte der unglückliche Erfolg seiner Rebellionen gegen St. Blasien und Oesterreich den Wälder mißtrauisch, schweigsam und in sich verschlossen. Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wanderns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt. Der Neustadter und Furtwanger Uhrmacher, der Lenzkircher Strohhuthändler sind Gestalten, die, wie der Zillerthaler und Pusterthaler Handschuhtiroler, in der ganzen Welt bekannt sind. Dadurch kommt natürlich auch viel weltläufiger Schliff unter die Leute und jene schwarzwälder „Engländer," die in der Post zu Bonndorf oder sonst die Times lesen und sich von ihren Handelsverbindungen in der neuen und alten Welt unterhalten, haben weder Zeit noch Stimmung, in vergilbten Briefen und Pergamenten nach alten „Rechten und Privilegy" zu forschen.

Der Hauensteiner dagegen sizt auf seinen Bergen fest; die Heimath mit ihrer Rauhheit und Oede, mit ihrer winterlichen Schneelast und ihrem schwermüthigen Tannendunkel ist ihm lieber als die ungewisse Fremde; höchstens fährt er einmal mit einem Wagen Holz nach Basel oder geht, wenn er seinen unvermeidlichen Prozeß beim Amt verloren hat, über die Berge nach Freiburg zum Advokaten. Wenn er aber just nichts zu thun hat und einen Ausflug nach seinem Behagen machen will, so wallfahrtet er hinüber nach Maria Einsiedeln oder Maria Stein, läßt sich dort im Beichtstuhl gehörig vor dem Teufel verwarnen, der in Gestalt von geistlichen und weltlichen Neuerungen „drüben im Reich" umgehe, nimmt dann als Lektüre für lange Winterabende ein paar Paradiesgärtlein, Himmelsschlüssel oder Bericht über verschiedene Wunder mit heim, und thut somit, bewußt oder unbewußt, alles Erforderliche, um sich in seiner Isolirung zu erhalten.

So ist, wie die Hauensteiner Sprache und Kleidung um ein paar Jahrhunderte zurückreicht, auch in Sitte und Lebensgewohnheit manches beibehalten, was unmittelbar in das Gebiet der deutschen Rechtsalterthümer gehört, und zu dessen rechtlicher Beurtheilung etwa die lex Alamannorum aus weiland König Chlotarii Zeiten schon eben so sichere Anhaltspunkte gibt als die Gesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts. „Unter den hauensteinischen Sitten, deren Heimath freilich nur das Hochland ist, trägt noch manche ganz das Gepräge der mittelalterlichen Symbolik," schreibt ein badischer Geschichtschreiber. * Zu dieser „mittelalterlichen Symbolik" gehören namentlich die bedeutenden Leistungen des Hauensteiners im Gebiet der Rauferei. Der seit etlichen Jahren über das Land verhängte Kriegszustand und das Schreckbild der „Casematten" hat hierin zwar namhafte Schranken gezogen; in früheren Tagen aber fühlte man sich oft an jene im alemannischen Gesetz geschilderten Zustände erinnert, wo der Titel de rixis, quae saepe fieri solent in populo, den Fall abhandelt, so ein Streit zwischen zwei Mannen auf der Straße oder im Feld angehoben und der eine den andern erschlagen hat, und so hernach die Vettern des Erschlagenen den Gegner in sein Haus verfolgen und ihn hinwiederum dort ebenfalls todtschlagen &c. — Und wenn's auch nicht gleich an's Todtschlagen ging, so wuchsen doch an Sonn- und Festtagen die einfachen und qualificirten Prügel auf dem Wald wild wie die Rosen des Feldes.

„Isch was gange?" (gegangen), fragt der Alte seinen Sohn, wenn dieser spät Abends von der Kirchweih heimkommt, und wenn der antwortet: „'s isch nüt

* J. Bader, Badenia, Band I. S. 27.

gange," so schüttelt der Alte das Haupt und meint, in seiner Jugend sey's anders gewesen. Daß aber, wenn etwas „gegangen" war und Einer ein paar ordentliche Blessuren davon getragen hatte, die Sühnung der That lediglich Sache der betheiligten Sippen sey, das hält der Wälder noch bis in unsere Tage fest, und es will ihm nicht einleuchten, daß auch der Staat Notiz davon nimmt. Regelmäßig traten die Familienväter der jungen Streiter zusammen und taxirten als Sachverständige die Bedeutung der Wunden und des Schadens. Die alte Probe, ob das Stück des zerschlagenen Knochens so bedeutend war, daß es, über die Heerstraße auf einen Schild geworfen, noch hellen Klang gab, wurde zwar nicht mehr vorgenommen, doch unterschieden sie technisch, ob der Schlag ein einfacher „Chlapf" oder ein „Mordchlapf" gewesen, und sezten das Wehrgeld des Schädigers fest. Hiemit war aber auch die Sache abgethan, oder, wie der technische Ausdruck auf dem Wald heißt, „abgeschafft" (»componere«), und wenn sie wegen Störung des öffentlichen Friedens noch vor's Amt citirt wurden, so brachten sie gewöhnlich das Document über die Abschaffung durch die Familienhäupter mit und wunderten sich höchlich, wenn sie hie und da noch „im öffentlichen Interesse" auf einige Wochen in's Gefängniß wandern mußten.

Der enge Zusammenhang der Familie oder Sippe und ein alterthümlicher Brauch der Trauer zeigt sich auch noch, wenn Einer das Zeitliche gesegnet hat. Da wird die ganze nähere Verwandtschaft eingeladen, und wenn Einer auf viele Stunden entfernt etwa im „Heuet" oder in der Ernte schafft, so wär's ein „Affrunt," wenn man es ihm nicht ansagen ließe, und außerdem daß beim Todten Wache gehalten und gebetet wird, wird auch ein solenner Leichenschmaus abgehalten, und unter den Beerdigungskosten figurirt oft ein Posten für Wein und Branntwein von einer Bedeutung, die auf eine zahlreiche Trauerversammlung oder auf eine sehr intensive Trauer nicht ohne Grund schließen läßt.

Auch in Wald- und Feldordnungen, beim Ausmessen der Grenzen, beim Setzen der Mark- und Mahlsteine, beim Bezeichnen der Grenztannen haben die hauensteinischen Agrimensoren viele alterthümliche, geheimnißvolle Formen, die jedoch dem Uneingeweihten um keinen Preis mitgetheilt werden; und die Unverletzlichkeit und Heiligkeit jener Zeichen wird durch die Mähr von jenen, die bei Lebzeiten die Marksteine verrückt haben und nach dem Tod als Irrwische oder „füürige Männer" auf den Feldern schweifen müssen, den Gemüthern eingeprägt, und wird vorderhand durch die „odisch magnetische" Erklärung jener Phänomene noch nicht erschüttert werden.

In alten Zeiten übten die Markgenossen allerhand kleine Polizei und Schabernak über das, was einem Mitmärker zu Lieb oder Leid geschehen, und so sind auch verschiedentliche sonderbare „Bräuch" auf dem Hauensteiner Wald zu erklären. So mochte es hin und wieder zutreffen, daß einem, der sich von seiner Frau schlagen ließ, die First am Dach eingehauen und ein Stück abgedeckt wurde, so daß ihm unversehens die Sonne vom blauen Himmel herab in die Stuben schien; ein Brauch, über den man sich in Jakob Grimms Rechtsalterthümern (S. 723) für vorkommende Fälle nähern Raths erholen kann. Und in verschiedenen Wälderakten lassen sich die Klagen junger Damen nachlesen, die vermuthlich wegen allzu großer oder allzu geringer Sprödigkeit sich ein Mißtrauensvotum von der männlichen Dorfjugend zuzogen, so daß ihnen „am lezten Maitag ein „Schandmaien" vor's Haus gesteckt wurde, bestehend aus einem Rothtännlein, woran ein Besen und viel alter Lumpen, zu unterst aber zwei Strohwisch gehangen."

Ob auch der sehr schwunghafte Brauch, daß man einem, gegen den man mit Grund einen Spahn hat, oder einem Maidli, das dem Burschen die Liebe abgesagt, oder einem Schulmeister, der zu hochdeutsch spricht, zur Nachtzeit vor's Haus rückt, sämmtliche Fensterscheiben einschlägt („ineheit") und viel anmuthige Feldsteine in den Gaden wirft, zu jenen ehrwürdigen gehört, die das Gepräge „mittelalterlicher Symbolik" an sich tragen, darüber schweigen die Geschichtsquellen. Unmittelbar an die Aeußerung des Tacitus: »Aleam sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate et de corpore contendant,« schließt sich aber jener Vorfall an, worüber der Rößlewirth von Girsbach nähere Auskunft geben kann: daß nämlich in sothaner Wirthsstube einstmals zwei Bursche mit einander des Kartenspiels gepflogen und der eine, als alles Geld und sogar der „Heckenpfennig," der alte Mariatheresiasechsbätzner, verloren war, schließlich seinen Ohrlappen eingesezt, worauf ihm, als er auch dießmal verspielt, der Gewinner ruhig, als ob sich's von selbst verstände, denselben abschnitt. »Ea est in re prava pervicacia, ipsi fidem vocant.« Germ. c. XXIV. — Noch über Tacitus hinaus, bis an den alten Homeros selber und der Troer und Dardaner blutige Feldschlacht gemahnen aber die Fehden der streitbaren Jugend einzelner Dörfer gegen einander, und zwischen Altenschwand und Bergalingen und hinten bei Herrischried sind schon ob untreuer Helena nicht minder schwere Kämpfe ausgefochten worden als auf dem Blachfeld am Scamander und Simois, „und graunvoll brüllte der Schlachtruf." Freilich ist die Gegenwart undankbar, und statt eines Homeros finden die Kämpfer nur einen Criminal- oder Polizeiinquirenten vor, die Untersuchungsakten werden ihre Ilias, und unbewundert verhallen die Streiche, die „Johann Fromherz, des grauen Hansen Langer," oder „Joseph Küezi des Aleris" hochtrotzenden Muths im Gewühle der Streiter geschlagen.

Auf Zeichen und übernatürliche Erscheinungen hält

der Wälder nach Art seiner Altvordern und im guten Bewußtseyn, daß der Menschenwitz nicht überall hinreicht zur Ergründung der Wahrheit, noch immer ein Erkleckliches, und wenn auch der Hausvater nicht mehr in heiligen Nächten die Mistel vom Baum schneidet und damit die Gottheit prüft, so haben wir doch selber noch von einem charakteristischen Ordale vernommen. Ein alter „Salpeterer“ (wir werden deren nähere Bekanntschaft in einem späteren Briefe machen), der selther die Lehre seiner Sekte von Nichtanerkennung der badischen Landeshoheit aufgegeben und ein guter Staatsbürger geworden, erzählte, das sey so gekommen: Als seine Genossen wegen ihres passiven Widerstandes viel Verfolgung auszustehen hatten, auch der eine oder andere bereits zu näherem Nachdenken in das Freiburger Arbeitshaus versezt war, da kamen doch einige Scrupel über sie, und in nächtlicher Versammlung auf dem Felde bei Dogern wurden zwei geweihte gleich große Kerzen angebrannt, die eine für die Regierung des Großherzogs von Baden, die andere für die „gute“ Sache der Salpeterer, und welche Kerze länger brenne, die solle Recht haben. Selbiges mal sey aber das Salpetererlicht zuerst erloschen, und von da an habe er sich mit seinem Gewissen abgefunden und den „alten Rechten vom Grafen Hans“ den Abschied gegeben.

Daß der Hauensteiner in kirchlichen Dingen nicht auf Seite der „modernen Wissenschaft“ steht, wird nach diesen Zügen klar seyn. Er hält streng und treu an seinem (katholischen) Glauben. 'S hat lang gedauert, bis seine Ahnen sich zur Annahme bequemten. Als der heilige Fridolinus aus Irland herüber kam und auf der Rheininsel Sacconium der christlichen Cultur eine Stätte bereiten wollte, da saßen die Hauensteiner noch als schnöde Heiden auf ihren Bergen und die Legende weiß böse Dinge darüber, wie sie dem Apostel des neuen Glaubens mitgespielt. Noch steht beim Münster zu Säckingen die Linde, unter der der irische Dulder ein Obdach suchte und von deren Aesten die mit Gold gefüllte Tasche sich zu ihm herabneigte, als ihn die Heiden höhnisch aus der Herberge gejagt, vermeinend, er könne die Zeche nicht bezahlen; und mit Mißhandlungen trieben sie ihn später als einen explorator und insidiator pecorum von hinnen.

Nachdem sie aber christlicher Lehre sich zugewendet, hielten sie seither mit all der Zähigkeit und Treue, die den Bergbewohner überhaupt auszeichnet, daran fest, und das Unrecht der Ahnen am heiligen Fridolin ist längst dadurch gesühnt, daß er jezt als Schutzpatron und fürnehmster Heiliger auf dem Schwarzwald wie im Rheinthal verehrt wird, und daß sich's an seinem Kirchenfest im März kein Wälder nehmen läßt, nach Säckingen, wo seine Gebeine ruhen, herabzusteigen und der feierlichen Procession, die mit den Reliquien des alten Heiligen gehalten wird, sich anzuschließen. Der Protestantismus hat sich in unmittelbarer Nähe von Hauenstein festgesezt; Lörrach, Schopfheim, das Wiesenthal, alles was früher zur Markgrafschaft Baden gehörte, ist meist protestantisch; der Hauensteiner aber ist dadurch nicht berührt; er ist stolz auf seinen katholischen Glauben und will dessen Cultus mit allen Aeußerlichkeiten, mit Processionen, Bittgängen, Wallfahrten streng durchgeführt.

Vom Dogma weiß er im Grunde wenig oder nichts; sein kirchliches Leben ist ihm aber zugleich Sitte, Kunst, Lebensgewohnheit, und das läßt er sich nicht nehmen. Daher hat er einen tiefen Haß gegen alles, was einer Neuerung auf diesem Gebiet gleich sieht; ein neuer Catechismus oder neue Schulschriften stößen ihm einen „schaudervollen Schrecken“ ein, deutschkatholisch und rongisch sind ihm von Rechts wegen mit nichtsnuzig identisch, und als gleichzeitig mit den kirchlichen Bewegungen im Jahr 1847 die Kartoffeln anfingen krank zu werden, sagte der Hauensteiner: „sie sind halt auch rongisch geworden.“ Die badische Landtagsopposition, die damals die politische Gleichstellung der neuen Religionsgesellschaften durchsetzen wollte, hat diese Seite am Bauer ganz ignorirt, und man war nicht wenig erstaunt, als in allen Thälern und Bergen des Schwarzwalds es sich regte und in Petitionen und Adressen ein förmlicher „schwarzer Landsturm“ gegen sie losbrach und von männiglich freudig erklärt wurde, daß man „an der römischen Kirche und ihrem Oberhaupt in unzerbrochener Treuheit festzuhalten gedenke.“ Diese Erklärungen wurden aber hierlands nicht etwa durch Pfarrer und Schulmeister octroyirt, sondern sind ehrlich aus dem innersten Wesen des Landvolks hervorgegangen.

So hat auch jene moderne, humane und mit einem Anflug von Rationalismus versezte Richtung, welche der unter Wessenberg herangebildete katholische Clerus vor einigen Jahrzehnten zu vertreten suchte, nie Eingang beim Hauensteiner gefunden; er schaute immer mit Verdacht darauf, wenn nur das geringste Beiwerk am Cultus geändert werden sollte, und die Renitenz, die viele Gemeinden entgegensezten, wenn das Rosenkranzbeten oder die Wallfahrten nach Einsiedeln hinüber nicht mehr so häufig stattfinden, oder wenn das Glockenläuten zur Bannung eines heraufziehenden Gewitters abgeschafft werden sollte, hat manchem Pfarrherrn trübe Stunden verursacht. Der Wälder will in allem Kirchlichen entschieden „Farbe bekannt“ haben; darum neigt er sich auch mit Vorliebe den neuerdings aufgetretenen Jesuitenmissionen zu. Die gewaltige Redekraft der Missionäre, das ungeschminkte Ausmalen der Sünde und ihrer Folgen, die breite Schilderung der höllischen Strafen in allen Abstufungen, all dieß trifft den Punkt, von dem aus sein Herz zugänglich ist, und er sieht seinem einheimischen Geistlichen scharf auf die Finger, ob dieser etwa den Kopf über die neuen Gäste geschüttelt. Wer den Hauensteiner kennt, dem ist auch die ungeheure

Wirkung erklärlich, die seiner Zeit der „Kalender für Zeit und Ewigkeit,“ den so mancher moderne Culturmensch naserümpfend aus den Händen legt, in den Hütten des Landmanns hervorgebracht hat. Der Ton, der dort angeschlagen wird, geht mehr in Mark und Bein als die Süßlichkeiten der Basler Traktätlein oder nüchterne Erbauung im Tone der Stunden der Andacht. — Wem freilich die Volksmoral am Herzen liegt, dem bleibt manche eigenthümliche Bemerkung vorbehalten; ist es doch vor kurzem vorgekommen, daß ein paar fromme Wälder, die ein großes Schmuggelunternehmen aus der Schweiz herüber vorhatten, vorher eine Wallfahrt nach Einsiedeln unternehmen ließen, um einen günstigen Ausgang zu erbeten. So einer jedoch gesehen hat, wie intensiv der Hauensteiner seinen Cultus feiert, so einer etwa am Allerseelentag einem Gräbergottesdienst anwohnt, wenn beim Läuten der Glocken Alt und Jung von allen Berghalden herab zum Friedhof hernieder steigt, mit brennenden Kerzen einen Umgang um die Gräber hält und dann in stiller Andacht der Dahingeschiedenen gedenkt, dem klingt's vielleicht selbst wie ein Ton aus alten Zeiten durch's Herz und es wird ihm deutlich, daß hier die religiöse Uebung zugleich „altheilige Sitte und Poesie“ ist und daß sie angreifen oder modernisiren zugleich an der Verwilderung des Bauern arbeiten heißt.

Dem modernen Staat steht der Hauensteiner etwas seltsam gegenüber. Was anderwärts vom deutschen Bauer überhaupt gesagt ist: „seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baum der Erkenntniß gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus,“ gilt ganz besonders hier. Sein Staatsbegriff datirt noch von den Zeiten seines bäuerlichen Selfgovernement, als die Einungen mit ihren Einungsmeistern in versammelter Landsgemeinde tagten, und die Redmannen mit dem österreichischen Waldvogt und dem St. Blasischen Waldprobst die Angelegenheiten des Waldes austrugen. Seither ist die alte Verfassung geschwunden, der Hauensteiner ist, ohne daß eine klare Vorstellung von den welterschütternden Ereignissen im Beginn unseres Jahrhunderts zu ihm hinaufdrang, badischer Unterthan geworden, und die Gesetze, Verordnungen und Rescripte des neuen Staats stehen immer noch wie eine fremde Welt vor ihm; er respektirt sie aber und die passive Renitenz kam nur bei einer kleinen Sekte, den Salpeterern, die wir später kennen lernen werden, entschieden vor. Er ist überhaupt ein Mann der Autorität in allen Dingen.

In einer der Waldstädte ist ein Wirthshaus, wo die Hauensteiner seit Jahren ihre Einkehr halten, und wenn beim goldgelben Markgräfler Wein oder beim Remmetschwyler Bier die hochländer Gäste in ihre „mittelalterliche Symbolik“ zurückzufallen drohen und ihre Erörterungen aus dem Stadium parlamentarischer Entwicklung zum friedegefährlichen Dreinschlagen mit Stuhlbein und Stock gedeihen, so tritt der Wirth, mit einem der neunschwänzigen Katze sehr ähnlichen Instrument bewaffnet, auf den Tisch und ertheilt von olympischer Höhe den streitenden Männern fühlbare Winke zum Frieden. Das findet aber der Wälder so in der Ordnung, daß er, weit entfernt, die Schwelle eines Hauses, wo ihm ein solches Frühstück servirt wird, nicht mehr zu überschreiten, vielmehr sagt: „Respekt vor dem Wirth, der ist ein fester Mu, der zeigt's Einem!“ — und er kehrt das nächstemal wieder dort ein.

So erkennt er auch — si parva licet componere magnis — die Autorität der Staatsgewalt an, und ist namentlich damit einverstanden, daß strenge Ordnung gehandhabt und mit strengen Strafen im Nothfall dreingefahren werde. Wenn er auch nicht ganz auf dem Boden Hegel'scher Anschauung steht, wonach die Strafe „die Negation seiner eigenen Negation“ ist, so fügt er sich, wenn er wirklich etwas Unsauberes gethan hat, mit Resignation den Folgen, sucht etwa die Haft sich dadurch zu versüßen, daß er, im Stiefel eine Speckseite, unterm Arm das Tubakspfifli verbirgt und den Leib mit Rollen unsäglichen Tabaks umgürtet, sich zur Straferstehung stellt; wenn's aber vorüber ist, so nimmt er nicht Abschied vom Richter, ohne sich für die „gnädige Strof“ bedankt zu haben.

Allein bei der Resignation hat's auch sein Bewenden; verstehen kann der in seinen alten Erinnerungen lebende Bauersmann den modernen Staat nicht, die Gesichtspunkte eines halb büreaukratischen, halb constitutionellen Staatssystems sind nicht die seinigen. Das Conscriptionswesen, die Ablösung des Zehnten mit ihrer verwickelten Berechnung, die centralisirte, unter Controle der Schreibstube gestellte Gemeindeordnung, die die Bewirthschaftung von Forst und Feld streng regelnden Gesetze, und namentlich der Angriff, den die Polizeiverordnungen gegen seine alten harmlosen, aber ihm theuren Sitten und Gebräuche unternommen haben: zur Beurtheilung von all dem fehlt es ihm an der nüchternen Verständigkeit, wie an der Einsicht in die Gründe solcher Institutionen; er fühlt, daß sie kein Fleisch von seinem Fleisch, kein Blut von seinem Blut an sich haben. Darum denkt er mit unbestimmten Wünschen an die gute alte Zeit zurück; es ist ihm unbehaglich, er verhält sich stumpf, indifferent, in vielen Fällen hartnäckig, eigensinnig, trotzig gegen die neuen Formen. In den Vorhallen der Amtsstuben, wo dem Wälder in langem Warten allerlei Gedanken durch den Kopf fliegen, finden sich oft Inschriften, in denen sich eine sonderbare Kritik Luft macht: bei ganz unparlamentarischen Aeußerungen, z. B. „wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das Amthaus in Erdboden hineinverschlüge!“ auch der Ausdruck eines naiven Mißbehagens, das da fühlt, wie ihm die Weisheit der Schreibstube seinen eigenlichen Boden unter den Füßen

hinwegnimmt. „Die Welt ist so voller Eitelkeiten," schrieb einst ein Wälder Kritiker, der wahrscheinlich in Conflikt mit irgend einer ihm unbekannten Verordnung gerathen war, „daß man zuletzt nicht mehr weiß, wie man auf die Füß muß stehen; der gut Euieb Völkli macht sich, wenn es möglich, zum Ländli hinaus."

Eine Heranziehung des Bauersmanns durch Hingabe an seine Originalität, durch Ergründung seiner eigenthümlichen Art und Gewohnheit, im Sinn der von H. W. Riehl neuerdings so überzeugend vertretenen Bauernpolitik, kann in dieser Beziehung noch manche Runzeln auf der Hauensteiner Stirn glätten helfen, während das „Einzwängen in die geraden Linien eines Staatsideals" bei diesen scharfkantigen Menschen immer ein unfruchtbares Beginnen bleiben wird.

So ist auch dem Wälder der Begriff des constitutionellen Staats ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Seine zähe Erinnerung reicht noch in die Zeiten hinauf, wo der Kaiser im Weltlichen, der Papst im Geistlichen die Angelegenheiten der Welt lenkten, und er weiß, daß gerade damals seine bäuerliche Einungsverfassung entstanden ist; der Mechanismus des constitutionellen Systems, wo nicht seine Interessen, sein Stand als solcher repräsentirt sind, ist ihm fremd, und zudem weiß er, daß es die Hauptursache der vielen neuen Gesetze ist, die ihm so sehr zu schaffen machen, ohne daß er sie ganz verstehen kann.

In den dreißiger Jahren, als es im badischen Land für eine gewaltige Ketzerei galt, an den Principien der constitutionellen Staatsweisheit zu zweifeln, sah sich ein alter Hauensteiner veranlaßt, zu Nutz und Frommen seiner Söhne ein politisches Testament aufzusetzen. Benedikt Tröndle hieß der Wälder Politiker, dessen Namen wir um so weniger verschweigen dürfen, als ihm heutzutag, „nach dem Ende des parlamentarischen Lebens auf dem Festland," die Anerkennung gewichtiger Parteien an der Spree wie anderwärts nicht fehlen wird. Dasselbe endigt aber also: „Und ist hienach mein Schluß: Gott, der römischen Kirche und der Monarchy treu zu bleiben, noch lieber mein Haupt durch die Schärfe des Schwerts lassen, als mit freiem Willen untreu werden. Mit der landesständischen Verfassung will ich nichts zu schaffen haben, denn die Erfahrung hat mich zur Belehrung gebracht: wie mehr Hirten, wie schlechter gehütet, und wie mehr Unheil unter Hirten und Heerde entsteht. Lochmatt am 24. Novembris 1834. Benedict Tröndle."

Bei solchen Ansichten über Kirche und Staat ist erklärlich, daß der Hauensteiner zu den revolutionären Bewegungen in Baden sich durchaus negativ verhielt. Er hatte sich vor hundert Jahren im Kampfe um seine „alten Recht und Privilegy" die Finger empfindlich verbrannt, um so weniger rührte er sich für Geschichten, die nur eine Weiterbildung von dem seyn sollten, mit dessen Anfängen er bereits nichts mehr zu schaffen haben wollte. Dazu hatte sich der Wälder aus den früheren Weltereignissen, so weit er ihnen von den Höhen seiner Berge zuschaute, die Erfahrung abstrahirt, die so manchem Wirthshaus- und Winkelpolitiker ganz abhanden gekommen war, daß schließlich „die großen Potentaten doch all die kleinen Händel fertig machen." Und als im Mai 1849 so viele, ohne zu wissen warum, der Revolution und der provisorischen Regierung zujauchzten, da sagte man in Benedict Tröndles Heimath und anderwärts: „Die Maikäfer fliegen nur bis zum Juni."

Deßhalb wurde auch den revolutionären Gewalten nur gehorsamt, soweit der unmittelbare Zwang dazu nöthigte, und oben auf dem Walde wurde manche ungeheuer thatsächliche Kritik des neuen Gouvernements geübt. „Im Namen der heiligen Mutter Gottes, nehm Jeder seinen Mann!" sprach der Bürgermeister eines Wälderdorfes, als ihn ein neugebackener Civilcommissär und ein neugebackener Kriegscommissär, denen natürlich weder Schärpe noch Schleifsäbel fehlten, mit bewaffneter Macht abführen wollten, weil er das erste Aufgebot des Dorfes nicht abmarschiren ließ, und Kriegs- wie Civilcommissär sammt Escorte, sammt Schärpe und Schleifsäbel wurden von unbewaffneten Hauensteiner Fäusten die Rathhaustreppen in solchem Flug hinabgefördert, daß sie unterwegs wohl kaum Zeit hatten, über das Verhältniß bäuerlicher Reaktion zur Revolution die geeigneten Glossen zu machen.

Auf der Hochebene, die sich auf dem Rücken der dunkeln Berge zwischen Säckingen und Laufenburg wellenförmig ansteigend gen Norden hinzieht, jenseits der freundlichen Wälderdörfer Rickenbach und Hottingen erhebt sich eine Hügelreihe, die eine förmliche Grenzscheide bildet. Auf dem mittleren Hügel, um den der von keiner Bergwand eingeschränkte Wind der Hochebene saust, stehen ein paar knorrige alte Buchen und ein Crucifix; den „todten Bühl" nennt das Volk bezeichnend den Ort, und was zur andern Seite des todten Bühls liegt, das nöthigt selbst dem eingebornen Wälder eine Art Mitleid ab. 'S ist der rauhste Strich, jener hintere Wald, noch von Schnee umlastet, wenn diesseits schon die primula veris ihr Haupt fragend erhebt; die Ansiedlungen der Menschen noch elender und noch mehr auf's Minimum reducirt wie diesseits, und eine stille Kritik hat sich in den Bezeichnungen der jenseitigen Gegend Luft gemacht; „elendes Löchle" heißt ein Wiesengrund, und ein Bergrücken seitwärts, wo noch bei ein paar versprengten Felsstücken und Tannenbäumlein eine einsame Kapelle steht, heißt das „öde Land" oder „lezte Land," worauf denn schließlich alles aufhört.

Der todte Bühl hat deßhalb auch in den Vorstellungen der Eingeborenen etwas schreckhaftes; böse Geister gehen dort in mitternächtigen Stunden um, und noch nicht alte Criminalakten wissen zu berichten, daß

einstmals bei einer schwunghaften Diebsbande die Zusammenkünfte zur Aufnahme neuer Mitglieder Nachts bei den Buchen des todten Bühls stattfanden und der Neophyt beim Crucifix dort seinen Antheil an der ewigen Seligkeit verschwören mußte, ehe er in das ehrenwerthe Collegium recipirt wurde.

Jenseits des todten Bühls geht man dem St. Blasischen zu, nach Niedergebisbach und nach dem Hauptdorf des Waldes, nach Herrischried, wo der Mensch nur durch tiefere Empfindungen des Herzens mit dem Defekt der Natur versöhnt werden kann.

„'S kommt mer nüt uf d'Gegnig (Gegend) an
z'Herrischried im Wald

singt Hebel. Zu den Glanzpunkten am todten Bühl gehört auch das Dörflein Hochschür, übel berüchtigt im Munde der Nachbarn; denn so einem in der Umgegend Nachts in den Keller gebrochen und die Kartoffeln geholt, oder so ihm das frischgeschlachtete Schweinlein aus dem Kamin ausgeführt wird, so heißt's: es wird den Weg alles Fleisches nach Hochschür gegangen seyn. Es hat deßhalb schon mancher freundnachbarlich den Wunsch ausgesprochen, man sollte das ganze Nest in die Luft sprengen und eine Warnungstafel hinsetzen mit der Aufschrift: „Hier stand Hochschür!" denn der Bauer hat für alles, was ihm unbequem ist, so wenig sentimentales Mitleid, als der Kaiser Rothbart dereinst für Mailand oder Cremona.

Seitwärts von Hochschür steht ein einsames Wirthshaus. Der Wind hat schon allerhand Defecte in Dach und Fensterscheiben geblasen, was jedoch an letzteren durch sachgemäße Papierverklebung wieder geflickt ist. Den Schild zieren die drei Könige aus Morgenland und ein abgestorbener Lindenbaum steht trübselig und wie mit gebrochenem Herzen nebenan. Diesem zu Ehren heißt auch das Wirthshaus, im Geist der jenseits des todten Bühls üblichen Benamsungen, der „dürre Ast."

In rauhen Apriltagen war mir's beschieden, mich mit einem Gefährten in diese Region des Waldes zu verirren. Nachdem wir vom todten Bühl vergnüglich in die jenseitigen Gefilde geschaut und eine Vergleichung mit der gesegneten Gegend zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen, wo hin und wieder ein Tannenbaum, dann hin und wieder eine Windmühle und dann hin und wieder gar nichts in harmonischem Zusammenwirken am Horizont aufsteigt, nicht zu unterdrücken vermocht, überschritten wir die Schwelle des „dürren Asts." Der Wirth selber war abwesend, er war auf den Viehmarkt zu Thiengen gegangen, vermuthlich um im Rößleintausch oder Kuhhandel mit den Hebräern den Grundsatz des römischen Rechts: in emtionibus et venditionibus jure naturali se invicem decipere licet, unbewußt, doch streng zu befolgen.

Dagegen machte sein Vetter die Honneurs, schüttelte jedem von uns nach Landesbrauch mit gewaltigem Druck die Hand und sprach: „Gottwilche!" (Willkomm). Selbiger Vetter war ein Wälder in mittleren Jahren, von dessen proportionirtem Durst die röthlich strahlende Nase hinlänglich Zeugniß gab, wie denn auch ein leeres Schnapsgläslein am Platz, wo er gesessen, auf seine Bestrebungen in der Gegenwart hinwies. Wegen seines Gesichts hieß man ihn den „füürigen Alexander."

Auf die Forderung eines Mittagsmahls und eines guten Trunks Wein gerieth der „füürige Alexander" einigermaßen in Verlegenheit und gestand, daß sie eigentlich auf die Einkehr von „Herren" nicht gefaßt seyen; auch seyen schlechte Zeiten, die Kartoffeln schon aufgezehrt, Gemüse wachse nicht hier oben; wenn's nicht zu spät wär', so würde er indeß gern nach Herrischried, der Hauptstadt, hinübergehen und beim Herrn Pfarrer ein „bizzele Suurkrut für die Herren vertlehnen." Als ihm jedoch erklärt wurde, daß man sich ganz in die landübliche Küche füge, begann Alexander den Tisch zu decken. Hier entspann sich eine große Frage. Die Kleinodien des „dürren Asts" bestanden aus einem einzigen silbernen Besteck, das nach Façon und Alter füglich einmal von einem „frummen Landsknecht" hier oben als Kriegsbeute vertrunken worden seyn konnte. Dieses wurde hervorgeholt; da aber Alexander nicht recht entziffern konnte, wer von beiden Gästen der fürnehmste sey, und es ihm ein Affront schien, wenn er einen allein mit dem Ehrenbestecke bedachte, so kostete dieß einiges Kopfzerbrechen, bis er den gordischen Knoten dadurch löste, daß er dem einen Platz das silberne Messer, dem andern die silberne Gabel zutheilte. In Folge des totalen Mangels an Gemüse und Beilage bestand die Mahlzeit im dürren Ast in einem Stück Rindfleisch und Speck; der Wein war so wehmüthig zusammenschnürend, daß einem minder starken Charakter die Versuchung zum Schnaps sehr nahe gelegt war.

In der Wirthsstube am Ofen saß ein Maidli, das emsig Kleidungsstücke anfertigte, und bei ein paar Gästen aus Hochschür war ein alter Schuster mit der Construction eines Paars Wälder Stiefeln beschäftigt. Der „füürige Alexander" erklärte uns wehmüthig den Zweck dieser Arbeiten. Die große Noth in diesen Waldgegenden, das Ueberhandnehmen eines bäuerlichen Proletariats ohne allen Grundbesitz und ohne die Möglichkeit, in dieser Abgelegenheit durch Handarbeit etwas zu verdienen, hatte die Staatsregierung veranlaßt, eine Auswanderung der Bedrängtesten nach Amerika auf Staatskosten zu organisiren. — Es war damals auf dem Wald große Bewegung; in Herrischried wurde in verschiedenen Ateliers geschneidert und geschustert, um die Betreffenden zur Fahrt über's „große Wasser" gehörig auszustaffiren. Unter denen, die von der Gemeinde als die Auswanderungswürdigsten vorgeschlagen

waren, befand sich auch unser Wirth Stellvertreter. Er warf einen Blick voll später Selbsterkenntniß auf seine Jugend zurück und erklärte, wie er von jeher lieber auf der „Kunst" herumgesessen und Tubak geraucht habe, als was Ordentliches gearbeitet, wie es ihm früher geschienen, „lieber ein leerer Darm als ein müder Arm," und wie er in allen Wechselfällen des Lebens dem Grundsatz: „g'soffe muß doch sy!" treu geblieben. So sey er allmählig um sein Gütlein gekommen und außer dem rothen Gesicht habe sich auch eine Art Verwirrung im Kopf, eine eigenthümliche „Kopfsinnirung" bei ihm eingestellt, so daß er jezt hier „nüt mehr nutz" sey. Zum Heirathen hatte es Alexander nicht bringen können. Dagegen stellte er uns das schneidernde Maidli am Ofen als seinen Schatz, oder, wie auf dem Wald in herber Rohheit die armen Personen heißen, die ohne die Weihe der Ehe mit Kindern gesegnet sind, als sein „Wyberthier" vor, das er jezt mit nach Amerika nehme und drüben zu heirathen gedenke.

Die Nothwendigkeit des Auswanderns erkannte er mit Resignation an und sprach sich dankbar über den Staat aus, der ihm die Möglichkeit dazu gab; wie denn überhaupt beim bäuerlichen Proletarier jener schäbige verbissene Haß, den der moderne Mann des vierten Standes gegen alles, was nicht ist wie er, ex officio hegen zu müssen glaubt, selten zu finden ist. Der „füürige Alexander" war sich im Gegentheil über den Grund seiner Verkommenheit klarer als alle, welche in gleichen Umständen ihn in der falschen Organisation der Gesellschaft suchen; und sogar als wir ihm eröffneten, wie er in den vereinigten Staaten, um Arbeit zu finden, den Genuß geistiger Getränke abschwören müsse, und wie die Aufnahme in den Mäßigkeitsverein eine Hauptbedingung seines Fortkommens drüben sey, meinte er, er werde sich halt auch das gefallen lassen müssen, zumal da er in der alten Welt noch für einige Jahre seines Lebens „vorausgetrunken" habe.

Von einer Sorge konnten wir unsern Freund im dürren Ast befreien. Er hatte einen stattlichen jungen Hund, den er nicht mit „in's Amerika" nehmen, auch bereits nicht mehr füttern konnte. Diesen kauften wir ihm für ein ansehnliches Geldstück ab. Da sich aber der Zweifel erhob, ob er bei den Leuten jenseits des todten Bühls auch gedeihen könne, so wurde vorgeschlagen, ihn vorerst „fest" machen zu lassen. Es sey, so wurde uns vertraut, ein alter Mann im Dorf, der „Oberibacher Seppli," der Wissenschaft von viel Geheimnissen und allerhand alte Bücher, zum Beispiel auch des Doctoris Fausti Höllenzwang besitze, und sey kein Zweifel, daß er gegen Wetter, Hagelschlag und Viehkrankheit einen guten Spruch wisse, so wie denn Einer sogar behaupten wollte, er verstehe ein Gebet, mit welchem man seinem Feinde, auch wenn er weiter als eine Tagreise entfernt sey, unversehens eine Tracht Prügel auf den Hals beten könne. Da jedoch der Oberibacher Seppli nicht gern vor Herren seine Kunst zeigte, weil er fürchtete, das Bezirksamt möchte Notiz davon nehmen, und weil er in früheren Zeiten, als er den Geist „Astorus," dem alle Schätze auf dem Wald unterthan sind, beschwören wollte, einmal von der Obrigkeit bös ausgewischt worden war, so wurde der Hund zu ihm geführt und in Bälde als „gefestet" wieder zurückgebracht. Dabei wurde eine auf dreieckiges Papier geschriebene Formel übergeben, die nach dem Rath des Festmachers dem Hund, wenn er je krank werden sollte, in blauem Band um den Hals gehängt werden müsse, worauf sich alles geben werde. In der Formel aber kamen neben vielen Kreuzen und Schnörkeln auch die bösen Worte: „Asrias," „Aestrias," „Gruss," „Grass," „Atestflooss" vor, und blieb uns völlig unklar, ob der Ibacher Seppli sie dem Keltischen oder Chaldäischen entlehnt hat.

Da in dem bisher im dürren Ast Erschauten einiger Beleg für den übeln Leumund zu finden war, dessen sich Hochschür erfreut — wird ihm ja nur von dem im Waldhutischen gelegenen Nest Segeten die Ehre des „Bestverleumdeten" streitig gemacht, wie dieß der Volksmund ausdrückt: „Hochschür und Sägeten gibt Eine Trägeten" (Traglast, d. h. sie wiegen beide gleichschwer) — so schien es angemessen, nach den Ursachen solchen Verfalls zu forschen.

Aeußere Ungunst von Klima und Wetter, das in dieser 3000 Fuß hohen Hochebene um so rauher ist, da keine Berge, wie in höheren Schweizerthälern, als Schirmwand sie umschließen, läßt dem Boden nur das Kärglichste abringen, und die Art, wie hier oben Feld und Wiese bebaut werden, gehört noch in's Gebiet der rohesten Empirie. Für die neuen technischen Hülfsquellen aber, die die Regierung in der wohlwollendsten Weise den Wäldern zugänglich machen wollte, war der Bauer hier wie anderswo mißtrauisch und unempfänglich zugleich, und glaubte, es müsse „etwas dahinter stecken," daß die Herren vom landwirthschaftlichen Verein mit neuen Pflügen, Sämereien und Wiesenkulturarbeiten ihn, ohne daß er etwas dafür zahlen solle, eines Besseren zu belehren versuchten; er nahm zwar die ihm gratis gegebenen Vorräthe sachdienlich an, im übrigen aber blieb er beim Alten.

Da der Landbau seine Leute nicht sämmtlich ernährt, verfiel ein Theil auf Industrie, z. B. Nagelschmieden; allein das war eine harte Arbeit, und als Beigabe hiezu kam das Schnapstrinken in Gang, mit welchem nicht nur der Verdienst, sondern auch die gesunde Kraft und das Selbstgefühl verloren gingen. Dazu kamen die vielen unehelichen Kinder, die überall ein zuverlässiger Grundstock für ländliches Proletariat sind. Leider ist auf dem Wald über allzu große Sprödigkeit des Weibervolks nicht zu klagen, und nur selten wird durch nachfolgende Ehe, wie in andern Gebirgsländern, das allzu vertraute Verhältniß wieder gutgemacht.

So waren denn verschiedentliche Insassen von Hochschür schließlich zu dem Resultat gekommen, daß es besser sey, andere für sich arbeiten zu lassen; und wenn ein anderer, der noch ehrlich geblieben war, ein Brätlein oder ein Stück Rauchfleisch im Kamin hängen oder wenn er gar ein Schweinlein geschlachtet hatte, so fanden sich zur Nachtzeit gewöhnlich verschiedene Theilungsliebhaber ein, die zum Theil mit einer Feinheit, welche Hebels unsterblichem Trifolium, dem Zundelfrieder, dem Zundelheiner und dem Zirkelschmied, alle Ehre gemacht hätte, sich ihren Antheil expropriirten.

Die Honoratioren des Dorfes aber, so wie in manchen benachbarten, die „großen Bauern," gingen in einem andern Fache mit einem Beispiel voran, dessen schädliche Wirkung nicht scharf genug geschildert werden kann: sie processten mit einander, bis Hab und Gut den Advokaten verfallen war. Der Proceßlöwe des Waldes war kurz vorher gestorben, und die im dürren Ast Anwesenden bemühten sich, das Material zum Nekrolog des großen Todten den fremden Gästen zu liefern. Und da mit Fug anzunehmen steht, daß der Verstorbene als der lezte Mohikan seines Schlags — denn zwischen Herrischried und Niedergebisbach wird bald keiner mehr so viel zu verlieren haben, als er durchs Proceßgewinnen verloren hat — in Mythus übergehen, auch als Gespenst noch in verschiedenen Amtsstuben um Mitternacht umgehen wird, so schien es uns passend, Akt davon zu nehmen.

Peter Gottstein der Alte war ein reicher Bauer von Hochschür und nächst dem „Spittelhannes" von Niedergebisbach, der aber vom Geisterbeschwören auf's Münzfälschen verfallen war und deßhalb seine alten Tage in einer Strafanstalt zubrachte, der pfiffigste Kopf unter den Mannen jenseits des Bühls, und Stücklein von ihm, wie er nicht nur die Juden von Thiengen, sondern auch Basler Kaufherrn überlistet, von denen es doch im Sprichwort heißt: „es gehören neun Juden dazu, um einen Basler dran zu kriegen," werden in der Nachwelt leben. Das wahre Diplom eines feinen Kopfes glaubt aber ein Wälder erst dann aufweisen zu können, wenn er einen Proceß gewonnen hat, und dieß schwarz auf weiß und von Rechtswegen besitzt. So kam er auf's Processiren, und landauf, landab, wo er einen Vertrag abschloß, brachte er auch gleich die Hinterthür darin an, die zum Proceß führte, und ob's um eine Sägmühle oder um ein paar Ochsen ging, Peter Gottstein klagte bei Amt, und wenn sich der Gegner vergleichen wollte, sagte er: „'s muß usprobyrt sy," und wenn er's beim Hofgericht verlor, ging er an's Oberhofgericht nach Mannheim und sagte wieder: „'s muß usprobyrt sy," und wie er's auch dort einmal „verspielt" hatte, zeigte er noch die Appellation an „den höchsten Richter der Lebendigen und Todten" an, was aber nicht proceßordnungmäßig war.

So war das „Streitpeterle," wie ihn seine Nachbarn nannten, allmählig immer unterwegs von einer Kanzlei zur andern, oder zum Advokaten, und auf der Säckinger Amtsregistratur, wo die Akten nach den Ortschaften in Fächern liegen, wurde neben Hochschür noch ein besonderes Fach, das Fach „Peter Gottstein" angelegt, und in Waldshut, St. Blasien, Schopfheim und Basel war kein Schreiber bei Amt, dessen Protektion er sich nicht erfreut hätte, und oft hatte er bei drei bis vier Tagfahrten zugleich zu erscheinen. Und wie's immer besser im Lauf war, schaffte er sich auch ein Landrecht und eine Proceßordnung an und machte seine Schriftsätze wie ein Studirter, und den Amtleuten hatte er's auch abgelernt, wie man sein Geschäft im Laufenden erhält. Aus den vielen Aktenstücken, die ihm zugestellt wurden, legte er selbst eine Registratur an und verfügte das Geeignete darauf, Nro. für Nro.; z. B. wenn ihm der Advokat schrieb, jezt müsse er die Kosten vorschießen, sonst bleibe die Sache stecken, so verfügte Peter Gottstein auf das Schreiben. „Beschluß: Ist nunmehr die braungefleckte Kuh zu verkaufen und dem Advokat die Hälfte von seinem Geld zu schicken. NB. mit der anderen Hälfte kann er warten."

All die gewaltigen Kosten waren ihm nichts gegen die Ehre, und er sagte oft selbstgefällig, er habe schon so viel Gerichtssporteln bezahlt, daß man den Beamten im ganzen Oberrheinkreis dafür goldene Knöpfe auf die Uniformen setzen könnte, und wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing er alle Sportelzettel, und zwar guirlandenweise zusammengeheftet, in seiner Hütte auf. Schließlich ging aber eine Kuh nach der andern aus dem Stall, die Kosten wuchsen ihm über den Kopf, und selbst das feine Stücklein, daß er einmal dem Acciser, der die Sporteln etwas unsanft von ihm gefordert hatte, einen Injurienproceß anhing und gewann, ließ sich nicht zum zweitenmal machen. Eben sollte ihm der Gerichtsbote die Verfügung bringen, daß sein Haus versteigert werde, da ging er erzürnt fort, um diesem Schlag auszuweichen, und starb plötzlich. Seinen Nachkommen hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Processe und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde.

Daß dieser würdige Hochschürer Jurist trotz alledem eine komische Figur gewesen, darüber war das Publikum im dürren Ast ziemlich einig, so wie man auch daran nicht zweifelte, daß Peter Gottsteins Geist wegen der unvollendeten Processe umgehen müsse, bis sie alle gewonnen seyen. Es ließen sich aber ernste Erwägungen daran knüpfen; denn damals, als der Bauersmann sein hergebrachtes Recht sich selbst wies, als statt Aktenstöße lebendige Symbole ihm das Recht in einer Sprache, die er verstand, einprägten, als statt in „qualmenden Schreibstuben" unter freiem Himmel getagt wurde, war der bäuerliche Proceßkrämer eine Unmöglichkeit und Jakob Grimms Klagen über die

Verdumpfung des Bauersmanns den viel tausend Paragraphen der modernen Legislation gegenüber, * fanden hier einen thatsächlichen Beleg.

„Bhüt Euch Gott, und im Willaringer Tannwald habt Sorg vor dem Meisenhart Joggi!" sprach der „füürige Alexander" zum Abschied. — Im Hauensteinischen gibt's nämlich auch aparte Geister, die nicht einmal in Görres Mystik, jenem Hof- und Staatskalender der Geisterwelt, nach Rang und Titel angeführt sind. Ein solcher ist der Meisenhart Joggi, der sich lediglich im Tannenwald auf dem Eggberg aufhält und dessen amtliche Stellung im Geisterreich darin besteht, heimkehrende Biedermänner irre zu führen oder sonst durch mannigfachen Schabernak auf die Verwirrung ihrer Begriffe hinzuarbeiten, was er denn mit Geschick und Humor thut, und wenn nur die Hälfte von der Meisenhart Joggi-Tradition ihren Grund hat, so existirt gar mancher, der seinen Schädel seitab vom Weg schon hart an die Willaringer Tannen angestoßen hat und zum Glauben an den Joggi bekehrt wurde. Und durch alle Ungunst der Zeiten und durch den Zweifel schnöder Rationalisten hindurch hat der Meisenhart Joggi seine Existenz behauptet, wiewohl niemand ergründen konnte, ob er als Unterstaatssekretär, oder vortragender Rath, oder gar nur als Volontär in diesem Geisterdepartement arbeitet, und warum er seine sociale Position gerade zwischen Egg und Willaringen gefunden hat. Darum wär's auch ein frevelhaft Beginnen, den Hauensteinern dort jene Hebelsche Geistertheorie vorzutragen:

„Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
Stigt er Eim in Chopf und macht zerrüttete Sinne.
Seller Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
's geht mit Eim z'unterst und z'oberst, der Bode will unter Eim breche,
D'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, alles ist doppelt;"

* s. deutsche Rechtsalterthümer, Einl. S. XVI. XVII.

um so mehr, als entschiedene Thatsachen vorliegen, daß auch solche, die nur ein „einzig Schöppli" beim alten Balthes zu Willaringen oder sonst getrunken hatten, nicht ungerupft durchkamen.

Seither ist viel Wasser den Rhein hinab geflossen. Wir haben unsern Rückzug von Hochschür glücklich durchgeführt, ohne dem Meisenhart Joggi und ohne dem Geist Peter Gottsteins begegnet zu seyn; der „füürige Alexander" aber ist mit ein paar hundert Leuten von jenseits des todten Bühls nach Amerika übergewandert. Wenn er je drüben am Arcansas sizt und denkt, wie schade es dort um „den schönen Durst" sey, so möge es ihm in die Ohren klingen wie ein Rauschen der alten Tannen und ein Kichern des Meisenhart Joggi, und möge ihm leise zuflüstern, daß der dürre Ast bei Hochschür noch am alten Fleck steht und der rothe Ochsen zu Herrischried auch noch, und daß Meister Albiez, der „Ochsen-Hannes," noch immer die größte Faust auf fünf Stunden im Umkreis hat, und daß er noch manchmal in stillen Abendstunden einen schlimmen Gast so prompt hinaus spedirt, daß kaum ein nebelhafter schwarzer Streif als Spur von der Kometenbahn des Unglücklichen durch die Wirthsstube zu erschauen ist.

Allen Hauensteiner Landeskindern aber, die seither das Erdreich um den todten Bühl mit dem der neuen Welt vertauscht haben, wünschen wir guten Tag drüben, und so einer, was indeß kaum zu vermuthen steht, ein Reis vom „dürren Ast" mitgenommen und jenseits in amerikanischen Boden gepflanzt hat, so möge ihm ein schattiger Baum draus erwachsen, worunter er, wie weiland Graf Eberhart im Bart unter seinem Weißdorn, in späten Tagen träumend sitzen mag.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Die Grabdenkmäler der Römer,

ein Zeugniß ihrer Pietät.

Man denkt sich das römische Volk in Sachen des Gefühls gerne etwas ehern oder marmorn, gleich seinen Gedenktafeln, da wir es aus seinen Schriftstellern fast nur in seinen Beziehungen zum öffentlichen Leben kennen lernen, wobei seiner Empfindungsweise in allgemein menschlichen Verhältnissen eben nicht viel gedacht ist. Ja, die in der Geschichte hervorgehobenen einzelnen Züge von heroischer Seelenstärke bei diesem Volke, welche Väter, Mütter, Gatten, Verlobte, Kinder vermochte, wenn es dem Vaterlande galt, die Ihrigen ohne Schmerzenslaut hinzugeben, könnten auf eine Composition der Volksnatur überhaupt schließen lassen, in welcher zu den wenigsten Procenten Gemüth zu finden war.

In seinen Grabschriften nun tritt das Volk selbst, Männer und Weiber aus allen Ständen, als Schriftsteller vor uns, unmittelbar seine Gefühle auf den Stätten seiner Todten vor uns aussprechend, wodurch wir wohl das getreueste und anschaulichste Bild von seiner Pietät gegen dieselben erhalten. — Dadurch bekommen unter den in älteren und neueren Zeiten aufgefundenen und in zahlreichen Sammlungen bekannt gemachten römischen Inschriften die Grabschriften ein ganz eigenes Interesse, und es geschieht denen, welchen dieselben der fremden Sprache wegen nicht zugänglich sind, vielleicht einiger Dienst, wenn wir Proben davon in der Uebersetzung und unter Anordnung nach gewissen Gesichtspunkten mittheilen.

Die Nachrufe geben sicherlich an Pietät den modernen nichts nach. — Da sezt der Gatte ein Denkmal der „theuersten," der „besten," der „bestens um ihn verdienten," der „mit keiner zu vergleichenden," der „seltensten" Gattin, gar oft auch der „süßen" und der „süßesten" — ein römisches Kosewort, welches eben nur so buchstäblich übersezt seyn will, weil ein stellvertretender Ausdruck den durch den Besitz eines geliebten Wesens gewährten Genuß nicht so genügend bezeichnen würde.

Gerne verbreitet sich der Nachruf im Einzelnen über die Tugenden der Vorangegangenen: „Der .., seiner unvergleichlichen, süßesten, ihm zärtlichst anhängenden, züchtigsten Gattin, mit welcher er 32 Jahre, 6 Monate, 5 Tage süßesten Daseyns verlebt hat." (Gewöhnlich sind Jahre, Monate und Tage, ja bisweilen selbst die Stunden des glücklichen Zusammenlebens von der nachrufenden Liebe nachgezählt.) — „.. der tugendhaftesten Gattin, von ungefälschter Treue, häuslich, eingezogen, wahrhaft redlichen Sinnes." — „Der .., welche in alter Sitte rühmlichster Treue und Häuslichkeit mit mir gelebt hat." — „Der .., welche durch ihr Verhalten und ihre Geschicklichkeit den Frauen zum Muster diente." — „Hier liegt .., des .. Gattin, die beste und die trefflichste am Webstuhl, pflichtgetreu, sittsam, wirthschaftlich, züchtig, zu Hause bleibend." — Die Frauen sehen hier, wie alt schon das Lob der Häuslichkeit ist.

Ein merkwürdiger Nachruf ist auch: „.., der züchtigen Gattin von ausgezeichnetem Beispiel, welche ihre Söhne sogar selbst gesäugt hat." — Der Italiener Morcelli (de stylo inscriptionum, 1780) bemerkt bei dieser Grabschrift, daß die Säugammen nicht vor dem dritten Jahr entlassen zu werden pflegten. — Häufig ist des ehelichen Friedens besonders gedacht; z. B.: „Mit welcher ich, „ohne Anlaß zu irgend einer Klage," „ohne irgend einen Zank," „ohne irgend einen Mißklang" .. Jahre gelebt." — Die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung wird auf's lebendigste ausgesprochen: „Dem ewigen Gedächtniß meiner Gattin, der reinsten Seele von seltenstem Beispiel, welche mit mir .. Jahre ohne irgend eine Gemüthskränkung ihres Gatten gelebt hat. Von ganzem Herzen, ja glücklich gehe ich dahin, wohin sie mir vorangegangen ist." — „.., seiner geliebtesten Gattin, von welcher er kein Leid erfahren, als das herbste ihres Todes." — „.., seiner wohl um ihn verdienten Gattin. Auch ich soll einmal hieher kommen." — „Der .., mit welcher er ohne irgend einen Anlaß zu Unzufriedenheit .. Jahre gelebt hat, der Gatte .., welcher in seiner Sehnsucht nach ihr geschworen, keine zweite zu nehmen." — „.. sezt diesen kalten Marmor, er selbst erstarrt in seinem Gram, seiner zärtlichsten Gattin." — „Den Manen der .., der Sehnsucht meines Lebensathems, weil ich .. Jahre mit ihr ohne Klage gelebt habe. Denn jezt erst führe ich Klage bei ihren Schutzgeistern und fordere von der Göttin dieß: Gebt mich meiner Gattin wieder, mit der ich bis zu dem verhängnißvollen Tage so einträchtig gelebt habe! Wenn die Dahingeschiedene je Schutzgeister hat, so erlange ich es von ihnen, daß ich einen so sträflichen Ehezwiespalt nicht länger erfahren muß." — Es fehlt freilich, wie man an den lezten Beispielen sieht, auch nicht an Redeschwulst in manchen Grabschriften; indessen weist selbst dieser doch wieder auf eine wirkliche im Volke herrschende Empfindungsweise zurück.

Die Nachrufe der Frauen rühmen unter den

ehelichen Tugenden des Gatten häufig auch seine Güte, Milde und Gefälligkeit, sind übrigens meistens einfacher und kürzer. Eine Ausnahme hievon möge hier stehen: „.. dem theuersten Gatten, welcher mir, so wie ich als Jungfrau den Jüngling kennen gelernt, immer gleich in Liebe verbunden blieb. Nur so kurze Zeit habe ich mit ihm verlebt, und jezt, da wir zusammen leben sollten, sind wir durch eine feindliche Hand getrennt. So bitte ich euch denn, ehrwürdige Geister des Abgeschiedenen, ihr wollet euch meinen Gatten empfohlen seyn lassen und ihm geneigt seyn in den nächtlichen Stunden, daß ich ihn sehen dürfe, und er wolle mich sein Loos mit ihm theilen lassen, daß ich bald möglichst in süßer Ruhe bei ihm seyn möge.“

Tiefen elterlichen Schmerz bekunden die Inschriften auf den Grabmälern der Kinder: „Dem süßen Andenken der lieblichsten Tochter, deren Geist über ihr Alter war, die unglücklichsten Eltern.“ — „Seiner süßesten, anmuthigsten Tochter hat diesen Grabhügel wider sein Erwarten errichten müssen der unglückliche Vater.“ — „Mir, die ich zuerst sterben sollte, kam durch harten Schluß des Verhängnisses der einzige Sohn zuvor. Die vereinsamte, beklagenswertheste Mutter.“ — „Der Vater dem geliebtesten Sohne und sich, dem er Thränen zurückließ.“ — „Die Mutter hat — beklagenswerthestes Loos! — der Tochter das Denkmal gesezt.“ — „Ruhe sanft, o Sohn! deine Mutter bittet dich, daß du sie zu dir nehmest.“ — „Ich, die Mutter, habe meinen Namen auf diesem Grabmal beigeschrieben. Hier ist mein Haus bei den Meinigen.“ — „Dich, Stein! beschwöre ich, daß du dich über diesen Gebeinen nicht rührest, damit du dem zarten Alter nicht schwer werdest.“ — Ein Seitenstück hiezu ist: „Dem lieblichsten Sohne, dessen Körper vor den Leichenstein, wegen der Schwere desselben, gelegt ist.“

Wie die Eltern, so sprechen auch die Kinder die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit den Vorangegangenen aus: „Die Asche von Vater und Mutter habe ich hier beigesezt und verordnet, daß nach meinem Tode meine Asche mit der ihrigen gemischt werde, auf daß wir, die wir im Leben vereinigt waren, noch vereinigter im Tode seyen.“ — „Lebe wohl, Seele der innig geliebten Mutter! Wir werden dir folgen, so wie es die Ordnung der Natur uns gestattet.“ — Merkwürdig ist, daß in diesen Nachrufen von Kindern mehrmals unter den rühmenden Bezeichnungen der Mutter auch die vorkommt: „Eines Mannes Gattin.“

Nicht minder sprechen die Grabschriften, welche Geschwistern, sonstigen Verwandten und Freunden gewidmet sind, Gefühle der Liebe, der Verehrung und des Dankes aus. — Aber selbst Herren und Diener sezen einander häufig Denkmäler, welche von einer über das Leben hinaus dauernden freundlichen Verbindung zwischen ihnen zeugen. „.. seiner Herrin und Patronin .. So lange ich lebe, bringe ich dir meine Verehrung, ob nach dem Tode, weiß ich nicht. Behalte dir denn Mutter und Vater und Schwester am Leben, daß sie nach mir die Trauerfeier dir halten.“ — „Hier liegt die Dienerin .. zugleich mit ihrer Herrin .. in demselben Gebeinsarge. Der wohl Verdienten wurde diese Vergünstigung, um welche sie bei Lebzeiten gebeten hatte.“ — „.. seinem wohlverdienten Freigelassenen .. Nie hat er etwas gegen den Willen seines Herrn gethan. Immer war viel Gold und Silber unter seinen Händen, und nie war er begehrlich darnach. In der Grabstichelarbeit hat er alle übertroffen.“

Viele Grabschriften sind in Versen verfaßt, welche wir billig übergehen, da sie doch nicht der unmittelbare Ausdruck der Leidtragenden selbst zu seyn pflegen.

Die Grabschriften haben noch eine andere bemerkenswerthe Seite, von welcher sie ein Urtheil über die Pietät des römischen Volks begründen: sie weisen auf eine große Sorgfalt für die Grabstätten selbst hin. — Es ist vor allem ein bedeutender, von unserer Sitte abweichender Umstand, daß der größere Theil der Grabschriften nicht anzeigt, wer da liege, sondern wer da liegen werde, indem der Römer gern bei seinen Lebzeiten sich und den Seinigen die Ruhestätte zurichtete und die Bestimmung derselben auf einer ehernen oder steinernen Tafel anzeigte.

Die gewöhnliche Formel ist daher: „.. hat bei seinen Lebzeiten sich und den Seinigen dieses Grabdenkmal gesezt.“ So: „.. und .., Vater und Sohn, werden hier ruhen.“ — „.. hat sich bei seinen Lebzeiten die ewige Behausung besorgt, um nicht den Erben anzusprechen.“ — „.. hat sich und seiner geliebtesten Gattin, dem gemeinschaftlichen Verhängniß zuvorkommend, bei seinen Lebzeiten diese Ruhestätte bereitet.“

Seltsam nimmt sich auf einer Grabstätte die mehrmals vorkommende Inschrift aus: „Am Leben sind noch .. und ..“ — Morcelli macht hiebei die Bemerkung, es habe dadurch angezeigt werden wollen, daß das noch leere Grab darum nicht herrenlos sey. Er fügt in Beziehung auf die Bestellung der Grabstätten bei Lebzeiten bei, daß es für das Traurigste gegolten habe, ein Grab entbehren zu müssen, und führt den Fluch des Thyestes bei Ennius an:

Möge kein Grab ihm werden, der Hafen zur Bergung des Leibes,
Wo, wenn die Kraft des Lebens entweicht, er ruhe vom Drangsal!

Von diesem Streben nach Erwerbung einer Ruhestätte geben die Inschriften rührendes Zeugniß: „.. und seine Gattin .. haben sich diese Behausung, die Frucht ihrer Arbeit, bei ihren Lebzeiten errichtet.“ — „.. und seine Gattin .. haben sich die ewige Behausung mit ihrem Erbtheil erworben.“

Häufig auch wird die Errichtung eines Grabdenkmals testamentarisch verordnet: „.. hat verordnet, ihm dieses Denkmal zu errichten; der Erbe .. hat es

errichtet." — „Das Recht auf diese Grabstätte steht den Erben zu, wie jeder derselben im Testamente bezeichnet ist."

Schon durch die Bezeichnung der Berechtigten wird die Stätte als Familieneigenthum gewahrt; gewöhnlich wird aber auch der Raum, den sie umfaßt, angegeben, um sie vor einem Uebergreifen in denselben zu sichern: „Des .. abgesonderter Begräbnißplatz, auf der Vorderseite 12, im Felde 12 Fuß." — „.. hat die Stätte für sich und die Ihrigen erkauft, auf der Vorderseite 30, im Felde 30 Fuß." — Dabei wird nicht selten förmliche Verwahrung gegen fremde Eingriffe eingelegt: „Von diesem Grabdenkmal soll betrügerischer Anspruch oder Rechtsstreit ferne bleiben." — „Meine Tochter .. soll dieses Grabmal ohne Streit besitzen." — Man sieht, die Ruhestätte soll ausschließlich nur Familienglieder aufnehmen.

Es wird schon Werth darauf gelegt, daß dieselbe nicht schon früher benüzt worden sey: „.. und seine Gattin .. haben diese jungfräuliche (virginem) Grabstätte erworben für sich, ihre Kinder u. s. w." — „.. hat diesen jungfräulichen Platz erkauft und erworben und von Grund aus hergestellt für sich, seine Gattin u. s. w."

Verpönt wird ferner jede unberechtigte Beisetzung, und merkwürdiger Weise ist gewöhnlich auch die bestimmte Strafsumme auf dem Denkmal zu lesen: „Hier darf niemand beigesezt werden, als deren Namen hier geschrieben sind, und welchen ich es noch vorbehalten haben werde." — „Dieses Grabmal darf nicht von unserem Namen (Geschlechte) abgehen. Wer einen Fremden beisetzen würde, soll 50,000 Sestertien in die Priesterkasse erlegen." Selbst dem Anbringer wird einigemal ein Strafgeldantheil, z. B. der vierte Theil, ausgesezt.

Furchtbarer ist die Androhung auf einer auch sonst noch merkwürdigen Grabschrift, welche ein Augur seinem Zöglinge sezte: „.. seinem süßesten .. In seinem 16ten Jahre hat ihn, welchen die Götter mir als Hoffnung und Freude meines Alters aufgespart, der verschlingende Orcus weggerafft. Ich wünsche, wenn irgend bei den Schutzgeistern der Abgeschiedenen eine Ergötzlichkeit zu finden ist, daß sie das schuldlose Seelchen für seine Schelmereien und Scherze, mit welchen es mich zu ergötzen pflegte, erfreuen mögen. In dieses Grab soll niemand, sey es ein Freier oder ein Sklave, eingebracht werden; wer dagegen handelt, müsse den Zorn der milden Isis erfahren und die Gebeine der Seinigen herausgewühlt und zerstreut sehen."

Die Scheu vor einer Vermengung Auswärtiger mit den Gliedern der Familie ist so groß, daß sehr häufig selbst ein (der Familie nicht angehöriger) künftiger Erbe ausdrücklich ausgeschlossen wird durch die öfter angehängte Bestimmung: „Das Grabmal soll nicht auf einen Erben übergehen," welche mit der oben angeführten Bestimmung: „Das Grabmal soll nicht von unserem Geschlecht abgehen," übereinkommt. Dagegen werden die Freigelassenen ganz zum Hause, zur Familie gerechnet, und es ist in der Regel die Formel zu lesen: „Dieses Grabmal haben .. und .. hergestellt für sich und ihre Kinder und deren Nachkommen und für ihre Freigelassenen, männlich und weiblich, und deren Nachkommen."

Dagegen liest man nur ausnahmsweise von einer solchen Vergünstigung für Sklaven vor ihrer Freilassung. Eine Inschrift von einer Frau lautet: „In dieses Grab sollen kommen die Kinder von mir und sämmtliche Personen, welche ich hinterlassen oder welche ich freilassen würde, also daß es ihnen selbst und ihren Abkömmlingen offen stehen soll. So habe ich's verordnet, so soll es geschehen!" Dabei ist aber auch wohl, was freilich etwas Auffallendes auf einem Grabdenkmal ist, zu lesen, daß der oder der dem Hause Angehörende ausgeschlossen seyn soll: „.. hat dieses Grabmal errichtet für seinen Bruder, seine Gattin und seine Freigelassenen und deren Nachkommen, ausgenommen den Freigelassenen .., welchem ich wegen seiner Vergehung die Aufnahme und den Besuch verwehre, so daß er durchaus keinen Zutritt haben soll." — „.. und .. haben u. s. w.; ausgenommen die gegen ihren Schutzherrn pflichtvergessene Freigelassene .."

Sorgfältig wird auch der Veräußerung des Familienbegräbnisses vorgebeugt: „Freunde und Mitfreigelassene! Ich übergebe es eurer Treue, daß keiner etwas davon verkaufe oder veräußere, sondern daß jedem der hier Bezeichneten die durch mich und meine Nachkommen ihm zu erweisende Wohlthat zukomme. Auf einen (fremden) Erben geht dieses Grabmal nicht über." — „Diese Ruhestätte mit den Gebäuden soll nicht vertauscht, noch verkauft, noch verschenkt, noch verpfändet, sondern auf keine Weise veräußert werden, damit sie nicht von dem Namen der Familie abgehe." — „Wenn einer der Berechtigten seinen Antheil verkaufen sollte, so verordnen wir, daß der Kaufschilling der öffentlichen Schatzkammer zufalle." — „Wenn einer dieses Grab oder Denkmal nach meinem Hingang verkaufen oder verschenken oder einen fremden Leichnam beisetzen wollte, der soll zur Strafe 100 Sestertien in die Priesterkasse erlegen, und der, an welchen es verkauft oder verschenkt worden, dieselbe Strafe zahlen." — „Wenn einer diesen Grabstein verkaufen oder kaufen oder etwas daran abhauen würde, soll er in den öffentlichen Schatz 20 Sestertien zahlen. Der Anbringer soll den vierten Theil davon erhalten."

Deßgleichen wird auch sonst auf irgend eine Verletzung des Grabmals Strafe gesezt: „Wer dieses Grabmal antasten würde, soll 20 Sestertien Strafe geben." — „Wer an diesem Denkmal etwas verlezt oder es verkauft, soll 100,000 Sestertien in den öffentlichen Schatz zahlen." Ueberhaupt wird gegen jede Beunruhigung der Todten und Entweihung ihrer Ruhestätte

feierliche Verwahrung eingelegt: „Wenn mein Körper in dieses Grab aufgenommen seyn wird, darf niemand hinzutreten und meine Gebeine beunruhigen, nicht mein Sohn, noch meine Enkel, noch irgend jemand von der Verwandtschaft. Wer es wagen wollte, dasselbe zu erbrechen und zu öffnen, der soll 1000 Beutel Geldes Strafe in den Staatsschatz erlegen."

Außerdem sind rührende Bitten deßhalb auf den Grabmälern zu lesen: „Wer du auch seyn magst, und euch, meine sämmtlichen Bekannten, flehe ich bei den Göttern der Ober- und Unterwelt an, ihr wollet meine Gebeine nicht entweihen." — „Hier liegen die Gebeine der .. Ich flehe dich an, Vorübergehender, du wollest mir kein Leid thun. (Wiederholend:) Ich flehe dich an, Vorübergehender, du wollest mir kein Leid thun!"

Aber auch schwere Verwünschungen werden gegen den Frevler ausgesprochen: „Besucher dieser Stätte! Also sey dir nach deinem Hingang die Erde leicht, wie du hier nichts verletzest; wer aber etwas verletzen würde, der soll keine Gnade bei den Göttern der Oberwelt und keine Aufnahme bei den Göttern der Unterwelt finden, und die Erde sey ihm schwer!" — „Wer diesen Grabstein weghebt, soll den Zorn der Schutzgeister der Abgeschiedenen erfahren." — „Dem die Rache der Götter, welche alle verehren, der an diesem Grabmal etwas entweihen würde." — „Wer diese Stätte antasten würde, soll meinen Schmerz, wie ich ihn hatte, empfinden." — „Rühre nicht an, o Sterblicher! scheue die Götter Manen! Wer hier etwas wegnimmt oder verkehrt, soll als der lezte der Seinigen sterben."

Zum Schutze vor Entweihung wurden die Grabstätten häufig mit Zaun und Mauer umgeben, ja Wach- und Warthäuser darauf errichtet und eigene Grabwärter in dieselben gesezt, wie in den Grabschriften selbst bestimmt ist: „Dieses Wartgemach gehört zu dem Grabmal des .." — „Dieses Gebäude ist zum Schutze des Grabmals." — „.. hat verordnet, daß dieser mit einer Mauer umgebene Garten sammt Gemach zur Bewachung überlassen werde zu dem Grabmal der .." — Die Tochter eines Proconsuls Cottius sezt zu einem Familienbegräbniß nicht weniger als zehn Jauchert Feldes aus; wozu ein so großer Raum überlassen wurde, das lehrt uns die Inschrift auf einem andern Grabmal: „Diese Gärten von bester Beschaffenheit und großem Umfang sollen für meine Asche bestimmt seyn; denn ich werde Aufseher darauf setzen, welche von dem Ertrage dieser Gärten leben und auf immer an meinem Geburtstage die Rosenkränze auf das Grab besorgen sollen."

Leztere Bestimmung weist endlich noch auf die Schmückung und auf sonstigen Cultus der Gräber hin, welchen die Pietät verlangte, wie eine große Anzahl von Inschriften darthut; z. B. „.. sezt zum Gedächtniß seines Vaters den .. die Summe von .. aus, daß sie jährlich sein Grab mit Rosen schmücken und von dem übrigen ein Leichenmahl halten." — „.. daß sie ihm jährlich mit Rosen und Mahl das Traueropfer bringen." — „Bringet Blumenkränze der ..!" — „Zugang und Wandel auf dieser Grabstätte soll den nächsten Verwandten zum Opferverrichten zustehen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die neuen Lustspiele von Ponsard und Augier.

Die Fasten sind seit Menschengedenken in Paris die goldene Aera der dramatischen Neuigkeiten, und das Theater wetteifert in dieser Zeit mit der Kirche um die Theilnahme und Gunst der Seelen. In den heurigen vierzig Tagen wurden die Kirchen eben so eifrig als in den lezten Jahren besucht, aber keine von den Berühmtheiten der Kanzel ward dießmal für die höhere Gesellschaft von Paris ein Gegenstand so regen Antheils als die beiden Comödien von Ponsard und Augier, wovon die eine im Odeon, die andere im Theater des Gymnase gegeben wurde. Seit langer Zeit wurde kein Bühnenwerk mit solcher Spannung erwartet und mit solch allgemeinem Beifall von dem Publikum wie von der Kritik aufgenommen, als diese beiden Stücke. Der Umstand, daß das eine vom Théâtre français zurückgewiesen, oder was eben so viel heißen will, nur unter der Bedingung, daß der erste und der lezte von den fünf Aufzügen wegfalle, angenommen, das zweite aber dieser Behörde gar nicht vorgelegt, sondern von vornherein einer bisherigen Vaudevillebühne überlassen wurde, die erst um die Erlaubniß, Stücke in gebundener Rede aufzuführen, einkommen mußte, hat natürlich die Aufmerksamkeit aller Liebhaber des höheren Schauspiels auf sich gezogen und den mit dem Théâtre français Unzufriedenen für die fraglichen Stücke eine aprioriſche Gewogenheit eingeflößt. Glücklicherweise kam die theatralische Wirkung derselben der vortheilhaften Stimmung, die für sie bestand, ehe sie an's Lampenlicht traten, nachträglich zu Hülfe, und selten noch wurde der glänzende Ruf, der einem Kunsterzeugnisse vorangegangen, durch dessen Erscheinung weniger widerlegt als dießmal. Ponsard und Augier sind Freunde, gute Freunde, die sich gegenseitig nur Schönes und Gutes nachsagen, aber wie ihre Persönlichkeiten sind auch ihre beiden lezten Leistungen grundverschieden. Früher folgten alle zwei mehr oder weniger derselben Losung, nährten einander, gebärdeten sich fast wie die Coryphäen einer Schule des Widerstandes gegen die Ausschweifungen der heutigen Literatur. Ponsard versuchte sich in der loseren und leichteren Weise Augiers; Augier nahm ein paar mal Ponsards ernste Minervenmaske, und griff, wie der Dichter der römischen Lucrezia, zu der Leyer des häuslichen Herdes. Dießmal ist aber jeder seiner eigenen Natur und Eingebung gefolgt. Ponsard, der eine höchst glänzende Stellung an der Bibliothek des Senats ausgeschlagen, um seine Unabhängigkeit zu bewahren, hat in einem fünfaktigen, ernsthaft satirischen, an das bürgerliche Drama streifenden Comödie, „Geld und Ehre" betitelt, seine Gesinnung, wie die vielen Beispiele, die er von einem ihr zuwiderlaufenden Verhalten im Leben beobachtet haben mochte, durch typische Gestalten und didaktische Beredtsamkeit dargelegt. Emil Augier hat die Jugendträume und Jugendtäuschungen, die Mädchenlaunen und bräutlichen Schicksale eines reichen, weiblichen Sonderlings aus der hohen Gesellschaft in einem dreiaktigen Lustspiel voll feiner Heiterkeit und in den flüchtigsten, geschmeidigsten, vertraulichsten Versen von der Welt an uns vorüberziehen, oder richtiger gesagt, vorüber gaukeln lassen. Sein Stück ist eine Art aristokratischer Idylle und spielt in den Morgenstunden der Regierung des guten Ludwigs des Sechzehnten. Der galante Schnee des damaligen Putzes liegt auf den niedlichen Köpfen der jungen Damen, mit denen Augier uns bekannt macht; Gott Amor und der Gott des Leichtsinns spielen mit einander das Vorspiel der Revolution, und von einem Ende zum andern herrscht jener gepuderte Atticismus, der dem cynischen Sansculottenthum so kurz vorausging. Die liebenswürdige Heldin der Comödie ist Millionärin und hält sich für häßlich; allein dieß ist nur ein Wahn, und nicht bloß ihr Gold lockt Freier, auch ihr Geist, ihre Anmuth und ihre Reize ziehen die Herzen herbei. Sie aber bildet sich ein, all diese Huldigungen gelten nur ihren zwei Millionen; sie weist daher einen verdienstvollen Cavalier, der nicht geckenhaft ist wie die andern, und den sie im Geheimen liebt, als er seinerseits ihr seine Flamme erklärt, als einen habsüchtigen Bewerber um ihren Reichthum schnöde zurück. Da kommt ein anderer großer und junger Herr, ein ächter Ritter jener Zeit, und trägt ihr wegen ihrer Grazie, ihres Witzes und Verstandes, ihres hübschen Aeußern, kurz wegen all ihrer persönlichen Eigenschaften die Rolle einer freien Gefährtin an. Sie geht natürlich auf diesen übermüthigen Vorschlag noch weniger als auf die redliche Werbung des andern ein, allein sie erkennt hieraus, daß sie sich über sich selbst geirrt, und daß sie nicht so zu verachten ist, als sie bisher, bethört von einer Mutter, die sie wegen ihres Vaters nicht leiden konnte, sich vorgestellt hatte. Nun aber handelt es sich darum, den ächten Liebhaber, der sie zur Gattin, und zwar nicht um ihrer Louisd'or, sondern um ihrer selbst willen verlangt, der aber nach dem demüthigenden Empfang, der ihm geworden, sich stolz und mit der Versicherung, er fühle nicht die mindeste Liebe mehr, zurückgezogen hatte, wiederzugewinnen, und dieses Problem läßt sie Augier mit mehr Aufwand von Phantasie als Rücksicht auf die moralische Möglichkeit lösen. Allein man verzeiht ihm die verwegensten Erfindungen um des reizenden Gewandes willen, in das sie gehüllt sind. Es ist kaum denkbar mehr Grazie und mehr Salz, mehr Ungezwungenheit mit mehr Humor zu vereinen als in Augiers Philiberte. Schlichte Einfalt, ungesuchte Wahrheit des Ausdrucks darf man in diesem Redeflitter nicht

suchen und wird nur in einzelnen Momenten der Aufwallung oder der Hingebung etwas Aehnlichem begegnen; aber ein so ungezierter Ton, eine so ungeschminkte Sprache würde sich schwerlich für die Personen schicken, die in dem Stücke auftreten, noch auch für die Epoche, in der es vorgeht. Die eigentliche Natürlichkeit des dramatischen Stücks beruht auf dem vollkommenen Einklang zwischen dem Geiste, der Gemüthsart, den Sitten und Anschauungen der Charaktere und der Weise, in der sie ihre Empfindungen und Gedanken kund geben, und weil das in dieser Philiberte der Fall, weil diese höchste Regel der Wahrscheinlichkeit nicht verlezt ist, so übersehen wir die etwaigen Sünden gegen den gesunden Verstand im Schürzen und Entwirren des Knotens und stoßen uns gleichfalls nicht an den gedrechselten Wendungen und allzu spitzen Worten des Dialogs. Wie dem auch sey, das läßt dem Dichter des „Schierlings" und der „Gabrielle" sich keck voraussagen, daß seine Muse bald als antike Athenerin, oder sicilianische Dirne, bald als französische Bayadere des siebzehnten, oder als Marquise des achtzehnten Jahrhunderts sich verkleiden, geberden und benehmen kann, daß sie aber zur guten bürgerlichen Hausfrau ein für allemal verdorben ist. Dazu eignet sich bei weitem mehr die strengere Muse des ehrenwerthen Ponsard, ja sie besizt vielleicht in zu hohem Grade die Vorzüge, die hiezu erforderlich sind, und etwas mehr Narrheit und Muthwille wäre ihr schon zu wünschen. Nicht als ob ihr Schelmerei und Munterkeit abgingen und sie ohne Unterlaß in den Pflichten und Geschäften ihrer Wirthschaft sich herumtriebe. Nein, wie die tadelloseste Hausmutter lustige Momente hat und selbst mitten in der Küche und Kinderstube eine Bosheit von der Kette läßt oder einen Schwank erzählt, kurz auf irgend eine Weise über die Schnur haut, so hat auch die Muse Ponsards Augenblicke des Selbstvergessens, wo sie aus ihrer ehrbaren Ernsthaftigkeit heraustritt und schäkert und schalkhafte Dinge sich erlaubt wie die Muse der ungebundensten Comödie. Ponsard hatte sich schon in einem kleinen römischen Phantasiestück erotische Freiheiten herausgenommen, die von heiklen, feindseligen Sittenrichtern für unverträglich mit einer gesinnungstüchtigen Bühnenrichtung erklärt wurden und ihm von Seiten des ultrakatholischen Univers harte Verweise zuzogen. Die züchtige Hausfrau, die schlichte Spinnerin Lucrezia war in der That völlig verschwunden und die lustige Geliebte des nicht sehr bedenkenreichen Horaz an ihre Stelle getreten. In seinem neuesten Werk, „Geld und Ehre," gleichfalls einem Lustspiel, ist Ponsard dem Geiste und dem Programm seines ersten Erzeugnisses treu geblieben; wie seine Lucrezia, ist auch Geld und Ehre eine dem Ausharren in der Tugend wie der Verachtung schimpflichen Prunks und glanzumflossenen Lasters dargebrachte Huldigung. Nur was jene Tragödie aus den Annalen der römischen Urzeit herausgreift, ist in diesem Lustspiel an Menschen und Zuständen der Gegenwart veranschaulicht; was dort zu dem Opfertode eines Weibes führt, das lieber stirbt als sündigt, das endigt hier mit dem Ende fast aller bürgerlichen Stücke, mit einer rechtskräftigen Verbindung eines liebenswürdigen Mädchens und eines aus dem Schlamm der Verderbniß, in die er sich zu stürzen auf dem Punkte stand, geretteten jungen Mannes, so wie mit einer allgemeinen Aufklärung der verschiedenen bei der Sache betheiligten Personen über die Irrthümer und Schwächen, die sie im Laufe der Handlung sich zu Schulden kommen lassen. Der Held des Stücks, den der Dichter unter dem Namen Georges uns vorführt, ist im ersten Aufzug steinreich und dabei nicht bloß mit seinen Louisd'or und Bankbillets, sondern auch mit tugendsamen Redensarten ungemein verschwenderisch. Er eifert gegen alle, die mit Hintansetzung der Ehre nach andern Erdengütern jagen, er läßt selbst in Betreff derer, denen die Bedrängnisse des Lebens irgend ein Zugeständniß abgenöthigt, das von dem strengsten Zartgefühl nicht vollkommen gebilligt wird, nicht Gnade für Recht ergehen und spricht mit Zuversicht von seinem unverbrüchlichen Verharren auf dem Weg der Ehre im Falle künftigen Elends, worauf ihm ein weiser und, wie es sich später zeigt, probehaltiger Freund mit wohlwollendem Spott zuruft: „Mach daß du kein Geld behältst!" In der That sehen wir auch diesen Georges, der sein Vermögen durch die Passiven in der Hinterlassenschaft seines Vaters verliert, nachdem er erst glänzende Beweise großmüthiger Aufopferung gegeben, dann um alle erdenklichen Hülfsmittel, um sich wieder aufzuhelfen und aufzuraffen, sich umgethan, in den Engpässen der ärgsten Noth unter das caudinische Joch der schmählichsten Auskünfte sich beugen und sogar die Hand eines hochbetagten Fräuleins unter lautem ironischen Beifall der Zuschauer annehmen. Glücklicherweise wird ihm durch die Fürsorge seines voraussichtigen Freundes ein besserer Ausweg eröffnet. Die Plane, die seinen früheren Grundsätzen so straks zuwider laufen, bleiben leere Gedanken, die Schande der Ausführung wird ihm erspart, er verleugnet wohl, wie Petrus den Herrn, die einst von ihm bis zur Idolatrie gepriesene Ehre, aber er verräth sie nicht wie Judas und erhält noch zum Lohne seiner Rückkehr auf den guten Weg statt einer zimperlichen Kokette, mit der er früher ein Verhältniß gehabt und die ihn in der Noth sitzen lassen, um einen Abenteurer am Vorabend seines Bankerotts zu ehlichen, deren heitere, verständige, entschlossene Schwester, ein feuriges und reines Blut, eine durchsichtige, unverdorbene Seele, zur liebenden Lebensgefährtin. Diese einfache, sehr einfache Fabel wird durch eine nervige, stählende, an edlem Zorn und männlicher Empfindung reiche, und wenn auch mit didaktischem Pathos etwas überladene, durch zahlreiche strenge Hinweisungen auf die Gemeinheiten des Moments den noch aufrechten Seelen willkommene Sprache getragen, belebt und so der Zuschauer für die mangelnde Spannung, die zum Bühnenerfolg nöthig ist, hinlänglich entschädigt. Daher wird auch die Comödie Ponsards von gewichtigen Richtern und selbst feinen Richterinnen dem gefälligen Flitterbau, den Emile Augier auf den Brettern des Gymnase errichtet, entschieden vorgezogen. Ponsard habe, sagen sie, Menschen, Augier zierliche Puppen gezeichnet, und eine etwas herbe, derbe Lehre thue im jetzigen Augenblick, wo die Sucht nach Titel, Stellen und den nichtigsten Ehren in so vielen Gemüthern den Stachel der Würde völlig abstumpfe und selbst das Bedürfniß der Würde austilge, wahrhaftig Noth; es sey nur zu bedauern, daß sie denjenigen, denen sie gelte, nicht einmal mehr wehe thue.

(Schluß folgt.)

Berlin, März.

Polizei. — Leopold v. Buch. — Ch. Weiß. — Theater. — Musik. — Bildende Kunst.

△ Weiße Ostertage sind es, in denen ich meinen Märzbrief beginne. Der Winter schenkt uns außergewöhnlich lange das Vergnügen seiner Gegenwart; aber wir dürfen uns darüber nicht beklagen. Hören wir doch aus dem meerumgürteten Altengland, daß dort sogar, wo sonst der Winter nicht Macht genug besitzt, das saftige Grün der Triften weiß zu färben, auf den Teichen eine Eisdecke lag, welche waghalsigen Schlittschuhläufern das Einbrechen gestattete. Und gar in Rom, in Madrid fällt der Schnee fußhoch, und wir im deutschen Norden sollten erstaunen, daß es uns nicht besser geht? Kämen uns nicht von überall her gleichlautende Berichte zu, wir Berliner würden diese Fülle von Schnee für eine Herrscherlaune der Natur halten, um die neuen Einrichtungen des Polizeipräsidenten v. Hinckeldey bei der Straßenreinigung prüfen und sich bewähren zu lassen. Die Vortrefflichkeit unserer Straßenpolizei hatte durch den Nachwinter die anhaltendste Gelegenheit, sich in ihrer Genauigkeit und Schnelligkeit zu zeigen. Ich möchte fast sagen: der Schnee liegt bei uns kaum auf der Straße, so ist er auch schon fortgeschafft. Wir haben dieß und andere Verbesserungen, so namentlich die jezt bewundernswerth eingeübte Feuerwehr, der Energie des Herrn v. Hinckeldey zu danken und müssen in ihm wirklich ein seltenes Talent anerkennen, das ihn befähigt, in allen Angelegenheiten des öffentlichen Nutzens stets das Rechte ganz zu thun. Wo es um politische Polizeiwaltung sich handelte, hatten wir freilich oft eine einseitige Parteirichtung des Polizeipräsidenten zu beklagen, aber dieß kann seine praktischen Verdienste um die Residenz nicht in den Schatten stellen. Man muß nur sehen, mit welcher Pünktlichkeit und Geschicklichkeit die Löschanstalten auf dem Platze einer Feuersgefahr anlangen und in Thätigkeit treten. Wäre der Anlaß nicht zu ernst, man würde seine Freude haben an der Einheit, mit welcher die Leitung wie ein einziger Gedanke ein zahlreiches Corps durchdringt, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit von den Einzelnen die Gefahr überwunden, vermieden und beseitigt wird. Die Feuerwehrmänner klettern mit einer Kühnheit und Sicherheit auf den brennenden Balken eines Hauses umher, als gingen sie über Quaderbrücken von zwanzig Fuß Breite. Ungemein gewinnen werden nicht allein diese Anstalten, sondern auch tausend andere ökonomische und geschäftliche Interessen, wenn erst die große Wasserleitung, über die Hinckeldey mit englischen Unternehmern einen Vertrag abgeschlossen, durch ganz Berlin gelegt seyn wird. Eine neue Einrichtung, die er jezt in Aussicht genommen hat, sind die Wasch- und Badehäuser für die unbemittelten Einwohner der Hauptstadt. Seit Jahren war davon die Rede, und die städtischen Behörden haben auch wirklich mit einer solchen Anlage in sehr winzigem Maßstabe einen Anfang gemacht, welcher das weit verbreitete Bedürfniß durch einen ungeheuren Andrang von Menschen bestätigte. Die Anlage muß mindestens verzehnfacht werden, um nur einigermaßen diesem Bedürfniß zu entsprechen, da die wenigen Badeanstalten vor den Thoren viel zu entlegen sind um von dem Arbeiter regelmäßig besucht zu werden. Der Polizeipräsident hat nun geäußert, wenn nicht im Laufe dieses Jahres dem dringenden Bedürfniß von Seiten der Stadt Genüge geschehe, so würde er die Sache in die Hand nehmen und in kurzer Frist sollten an verschiedenen Orten des Flusses die gewünschten Anstalten entstehen. Er hat sich im Hinblick auf dieses Ziel bereits mit hiesigen Kapitalisten in Verbindung gesezt und bei ihnen angefragt, ob sie die Mittel zu dem Unternehmen aufbringen wollten, sonst würde er sich auch in diesem Fall wieder nach England wenden.

In wie hohem Grade die Energie und die Wachsamkeit unserer Polizei in Anspruch genommen werden, beweisen nicht allein die unzähligen Diebstähle, welche, kaum vollführt, auch entdeckt werden, sondern in den lezten Wochen noch viel traurigere Vorfälle, Brandstiftung und Mordthaten, welche in ganz kurzem Zeitraume einander folgten. Sie sind aus den Tageblättern bekannt genug, und so wenden wir uns von dieser Nachtseite unseres Gesellschaftslebens zu dessen edeln Kulturmomenten. Da habe ich denn auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst Erheiterndes wie Betrübendes zu melden. Die Wissenschaft erlitt einen großen Verlust durch den Tod des großen Geologen Leopold von Buch, welcher ein langes Leben hindurch Alexander von Humboldts Freund gewesen und mit diesem unter den Heroen der Naturwissenschaft das Dioskurenpaar vertrat. Humboldt hat in Briefen an Arago und andere dem gestorbenen Freunde mehr als einen herzlich würdevollen Nachruf gewidmet, vortrefflich aber sprach besonders der berühmte Geograph Professor Ritter in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin über den Tod des Mannes. Aus der Reihe wirklich schöpferischer Arbeiten desselben, welche nicht nur die Wissenschaft gefördert, sondern sie in ihrem Gange bestimmt haben, hob er einige hervor und zeigte dann das lezte Werk des Geschiedenen, die geognostische Karte von Nordamerika, wobei er bemerkte, daß Buch die geognostischen Karten zuerst in die geographische Wissenschaft eingeführt habe. Leopold v. Buch war 1777 geboren, durchreiste zu wissenschaftlichen Zwecken den Süden wie den Norden Europas und hielt sich auch längere Zeit auf den canarischen Inseln auf. Durch seine geognostische Karte von Deutschland und den angrenzenden Staaten, die in zweiundvierzig Blättern erschien, erweiterte er in höchst wichtiger und bedeutsamer Weise die Kenntniß seines Vaterlandes. — In derselben Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde war viel die Rede von der afrikanischen Expedition unserer Landsleute Overweg, Barth und Vogel, von denen

leider der erstgenannte den Mühseligkeiten der Reise und dem Klima erlegen ist. Diesen braven Forschern kann ich noch die Namen zweier jüngeren Berliner Gelehrten hinzufügen, welche ebenfalls Afrika zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben: Dr. Peters, der vor einigen Jahren von einer sechsjährigen Durchforschung des inneren Afrikas zurückkehrte, und Dr. Brugsch, der sich eben jezt in Egypten befindet. Jener folgte den Spuren der Natur; nicht geographisches Interesse war es vornehmlich, was ihn beschäftigte, sondern die Zoologie, die Botanik des unserer Kenntniß noch so verschlossenen, zum Theil so räthselhaften Erdtheils. Nach allen Seiten hin lieferte die Reise erfreuliche Ergebnisse, welche in einem umfassenden Werke an das Licht treten werden. Der so eben erschienene zoologische Theil desselben ist eine Perle der deutschen Wissenschaft wie des deutschen Buchhandels, 46 kolorirte Kupfertafeln machen ihn zu einem Prachtwerk. Königliche Mittel haben diese vollendete Gestalt des Buches ermöglicht, wie die vorausgegangene Reise; königliche Mittel unterstützen auch jezt den Aufenthalt des Dr. Brugsch, eines der gründlichsten Kenner egyptischer Archäologie, Sprache und Schrift, an den Ufern des Nils, wo er namentlich die neuaufgegrabenen Bauwerke besichtigen wird.

Einen nicht minder schmerzlichen Verlust als die Wissenschaft in dem Tode Leopold von Buchs hat die Bühnenkunst im Tode des alten Meisters der Charakterdarstellung, Christian Weiß, zu beklagen, der über fünf- und zwanzig Jahre bei der Berliner Hofbühne die Regie des Lustspiels führte. Nicht allein körperliche Uebel, auch tiefer Gram über den Verfall der Kunst, welcher er sein Leben gewidmet hatte, über das fortschreitende Sinken eines Instituts, dessen Leitung unter dem Intendanten Graf Brühl zum Theil, unter dem Grafen Redern fast ganz in seiner Hand gelegen hatte und von ihm in edler Form geführt worden war, brachen seine Lebenslust. Er war, bei äußerlich beschränkten Mitteln des Tons und der Gestalt, nicht allein ein Künstler ersten Ranges durch die Wahrheit und Frische seiner Darstellungen, sondern zugleich auch als Mensch eine Erscheinung von seltenem Werthe. Mit philosophischem Geist, der sich kraft eines klaren Verstandes durch die Anschauung und Beobachtung des Lebens in ihm gebildet hatte, blickte er vorurtheilsfrei in alle Verhältnisse, war er jedem keimenden Talente ein freundlicher Rathgeber, war er als Gatte und Vater ein Muster von Liebe und Sorgfalt. Wenn seine Kräfte in lezter Zeit ihm nur noch selten erlaubten, selber die Bühne zu betreten, so hätte er doch als Regisseur noch lange wirken können. Freilich war ihm unter den neuen Verhältnissen des Berliner Hoftheaters auch diese Waltung zu einer Last geworden, da er seine Absichten an dem Starrsinn und der Einsichtslosigkeit der Intendanz scheitern sah. Die Wiedereröffnung des zum Zwecke einer inneren Restauration während des ganzen Winters geschlossenen Schauspielhauses erlebte er nicht mehr, sonst hätten wir wohl in Wallensteins Lager noch einen besseren Kapuziner gesehen, als Döring mit seiner effekthaschenden Uebertreibung liferte. Die inneren Räume des Schauspielhauses sind viel leichter und freundlicher geworden, nicht nur durch Reinigung der Wände und Brüstungen, sondern auch durch Zurückschieben der lezteren, so daß die unteren Logen eine freiere Lage gewonnen haben. Die Gasbeleuchtung durchströmt den ganzen, sehr hohen Raum mit einem gleichmäßigen Lichte. Die ersten beiden Abende brachten im neuen Hause Schillers Trilogie Wallenstein, die folgenden Minna von Barnhelm, Was ihr wollt, Clarigo. Aber statt nun auch zu neuen Werken lebender Dichter, denen das Opernhaus so lange unbequem gewesen, mit rüstigem Eifer zu schreiten, hat die Intendanz eine höchst mittelmäßige französische Schauspielergesellschaft herbeigerufen, welche uns mit der leichtfertigen Pariser Waare unterhalten soll. Das einzige neue Stück von Bedeutung, das im Zeitraume mehrerer Monate auf der königlichen Bühne erschien, war „Mathilde“ von Benedix, und wenn ich dieses allerdings flüchtig gearbeitete Schauspiel auch nicht ein Kunstwerk nennen will, so besizt es doch in der Wärme des geschilderten Gefühlslebens die Fähigkeit, in einzelnen Situationen, auf welche die ganze Anlage hinausläuft, zu ergreifen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine erste Aufführung desselben im Schauspielhause statt im Opernhause dem Eindruck ungleich günstiger gewesen wäre. Die Aufnahme war zwar eine sehr lebhafte, aber das Lose der an einander gereihten Wirkungen trat in den großen Räumen des Opernhauses doch zu stark hervor, um nicht auch Augenblicke der Ermüdung herbeizuführen. Jezt steht die Arena des Schauspielhauses wieder offen, und Franzosen erscheinen auf den Brettern, welche vor allen in Deutschland der deutschen Literatur gewidmet seyn sollten! Wie anders verfährt inzwischen die kleine Friedrich-Wilhelmsstädtische Bühne! Neben einer Menge leichterer Erscheinungen des Komus, größeren und kleineren Possen, komischen Opern, brachte dieses Theater im Laufe des Winters folgende Stücke zum erstenmal und dann alle in einer Reihe von Wiederholungen: das fünfaktige Lustspiel von Heinrich Smidt: „So kann man es weit bringen;“ Gutzkows Lustspiel: „der Königslieutenant;“ ein fünfaktiges historisches Gemälde von Ludwig Rellstab: „1756, oder: Berlin vor hundert Jahren;“ Laube's Schauspiel: „die Karlsschüler,“ und eben jezt stehen Freytags „Journalisten“ auf dem Repertoire. Es sind freilich nicht erste Künstler, denen hier die Darstellung obliegt, aber wenn man nicht ohne Widerwillen mit angehört hat, mit welchem Leichtsinn oft Künstler von Ruf wie Döring und Hendrichs durch schlechtes Rollenlernen den Dichter mißhandeln, so freut man sich aufrichtig über die Wärme und die Liebe, mit denen die Friedrich-Wilhelmsstädter an die Aufführung von Arbeiten geschäzter Schriftsteller gehen. Man fühlt sich durch die Genauigkeit, mit welcher die Rollen gelernt sind, durch die Präcision, die im Zusammenspiel herrscht, wohlthuend berührt und erkennt darin Achtung für den Schriftsteller und den Wunsch, sich durch das Verdienst eigener Leistungen in die Sphäre zu erheben, in welcher es sich nicht mehr allein um äußerliche theatralische Erfolge, sondern um Anerkennung der Literatur handelt. Man kann nur wünschen, daß das Hoftheater mit seinen unverhältnißmäßig bedeutenderen Mitteln dem Beispiel der kleineren, aber unverhältnißmäßig fleißigeren Bühne nacheifern möchte.

Die musikalische Saison, welche gegenwärtig als beendigt zu betrachten ist, war ausgezeichnet durch die

Anwesenheit der vier Brüder Müller aus Braunschweig, welche uns Haydns, Mozarts, Beethovens, Mendelssohns Töne durch ihr wundervolles Spiel von neuem in die Seele schrieben. Während sie ihre Quartettabende gaben, sang Therese Milanollo im Opernhause ihre elegischen Lieder auf der Geige. Ich sage: sie sang, denn bei Therese Milanollo wird alles Melodie durch die schwärmerische Seelenhaftigkeit ihres Vortrags. Sie spielt uns freilich keine erhabene, keine klassische Musik, sie nimmt die leichten Sehnsuchtsklänge, die weichen Seufzer oder die zierlichen Arabeskenstücke der Modernen, um sie mit ihrem persönlichen Gefühle zu durchathmen; denn sie ist in ihrem Vortrage so durchaus persönlich, daß sie den Charakter jedes Musikstücks in den ihrigen umschmilzt. Wählte sie Stücke von bedeutendem, bestimmt ausgesprochenem Styl, so würde diese ihre Eigenheit uns vielleicht verletzen; aber über dem an sich Charakterlosen, nur Gefälligen, nur dem Sinne Schmeichelnden sehen wir gern das poetische Wesen einer zarten Natur sich breiten, und da sie ein junges Mädchen ist, ertragen wir auch wohl um so leichter eine gewisse Einseitigkeit des elegischen Ausdrucks, der selbst in der fein angeschlagenen musikalischen Humoreske, z. B. dem Carneval von Venedig, als Grundton immer noch hindurchklingt. Als Gegenstück steht neben dieser individuellen Methode die ideale Plastik in dem Quartettspiel der Gebrüder Müller. Gewalt, Größe und Würde wechselt hier mit Anmuth und tiefem, aber stets kraftvollem Gefühl, und jeder Ton ordnet sich dem Werke unter, indem er aus einem klaren Verständniß, aus geistiger Durcharbeitung desselben als ein ihm eigener Theil in schönster Klarheit und Präcision des Zusammenspiels hervorgeht. Der ernsten Musik widmen sich außerdem alljährlich in Berlin die Symphoniesoiréen der königlichen Kapelle, die Concerte des Domchors und kleinere Soiréen für Kammermusik, theils im Trio, theils im Quartett. In der Oper war die wichtigste Erscheinung der Bassist Karl Formes, ein Sänger mit mächtiger Stimme und ein dramatischer Sänger im wahren Sinne dieser Bezeichnung.

Auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst herrscht bei uns eine stetige Thätigkeit. Was im neuen Museum neues entstanden ist und entsteht, behalte ich jedoch einer späteren Betrachtung vor und werfe nur einige musternde Blicke auf einzelne Erscheinungen der Bildhauerkunst und Malerei. Der Altmeister Rauch hat das Modell zur Statue des Generals Gneisenau, der bekanntlich des trefflichen Haudegen Blücher strategischer Genius war, vollendet. Sobald das Standbild aus der Form des Erzgießers hervorgegangen seyn wird, soll es mit der bereits im Guß fertigen Statue Yorks neben dem Standbilde Blüchers zunächst dem Opernhause, der neuen Wache und den Marmorbildern Scharnhorsts und Bülows von Dennewitz gegenüber, aufgestellt werden. Ob man dabei zugleich den früheren Plan, eine halbrunde Feldherrnhalle als Ruhmeskranz um den ehernen Blücher zu legen, wieder aufnehmen wird, scheint noch nicht entschieden zu seyn. Ein anderer Theil der brandenburgisch preußischen Geschichte lieferte dem Bildhauer Wilhelm Wolff den Stoff zu einem edel ausgeführten Kunstwerke. Er hat das Modell zu einem Standbilde Kurfürst Joachims II. Hektor vollendet im Auftrage unserer Nachbarstadt Köpenick, welche diesem ersten protestantischen Kurfürsten von Brandenburg in ihren Mauern ein Denkmal setzen will. Das genannte Städtchen war Joachims Lieblingsaufenthalt, und von dessen Schlosse an der Havel aus ging damals manche lustige Jagdpartie in die umliegende Kiefernwaldung und in die bewaldeten Müggelsberge unfern der Stadt am Müggelsee. Da Joachim ein leidenschaftlicher Jäger war, wählte der Künstler zum Kostüm seines Bildes ein prächtiges Jagdkleid und gab dem Fürsten seine gewaltige Dogge zur Begleitung, welche mit treuem Blicke zu dem Herrn emporschaut. Er legt freundlich die rechte Hand auf des Hundes Kopf, während er mit der linken den Griff seines Schwertes umspannt. Das Haupt ist muthig erhoben, und die ganze Gestalt athmet Festigkeit und Energie. Das Standbild wird sieben Fuß hoch, wahrscheinlich in Zink gegossen und mit einem reich verzierten Fußgestell versehen werden. Wir mögen seine Enthüllung um so freudiger begrüßen, als es uns daran erinnert, daß die Mehrzahl der brandenburgischen und preußischen Regenten seit der Reformation dem Fortschritte des Geistes hold gewesen ist. Das Bewußtseyn dieser geschichtlichen Thatsache lebt im Volke freilich auch ohne eine solche Erinnerung fort, und zwar so lebendig, daß eine entgegengesetzte Erscheinung auf dem preußischen Throne im Sinne des Volkes stets als etwas nothwendig Vorübergehendes, als ein Abweichen von der hohenzollern'schen Tradition erschien. — Aus dem Kreise unserer Maler sind viele, auch Professor Julius Schrader, im neuen Museum beschäftigt. Eduard Hildebrandt hat eine umfassende Ansicht von Rom, Blick auf die Stadt von der Straße nach Civita vecchia bei Abendbeleuchtung, vollendet und zwei andere, nicht minder interessante Arbeiten begonnen: einen Sonnenuntergang am Marmormeer und Neapel bei Tagesbeleuchtung.

London, März.

III.

Musikalische Zustände und deutsche Musiker in London.

Die arge Enttäuschung, von der ich in meinem lezten Brief gesprochen, und andere ähnliche Erlebnisse hatte ich vertrauten Bekannten, die sich für meinen Erfolg als Lehrerin interessirten, mitgetheilt, und die Antwort erhalten, mit der Protection launischer Damen sey es eigentlich nichts. Man rieth mir, mich lieber um Beschäftigung in den großen Instituten zu bewerben; obgleich dort die Stunden geringer bezahlt würden als in den Familien, stehe man sich im Grund doch besser dabei. Die reichen Londoner führen ein wahres Nomadenleben; jezt gehen sie auf's Land, dann wieder auf den Continent, und nur wenige Monate bringen sie zur Season in der Stadt zu. Schüler aus den vornehmen Familien behält man nur ein paar Wochen oder Monate, während in den Instituten der Unterricht bloß durch die Ferien unterbrochen wird. Diese Ferien, während welcher oft das ganze Institut auf sechs Wochen an die Seeküste auswandert, sind freilich auch ein schlimmer Verlust für den angestellten Privatlehrer, doch hat er wenigstens die Aussicht, daß seine Schüler nach Ablauf dieser Frist wiederkehren.

Es fand sich bald Gelegenheit, in einer Gesellschaft der Direktrice eines der ersten Institute vorgestellt zu werden, die sich sehr freundlich mit mir über mein Fach unterhielt und mich bald zu einem großen Fest einladen ließ. Man hatte mir vorausgesagt, es sey dieß ein »first-rate establishment« und Lordstöchter und Gräfinnen werden dort erzogen. Dennoch überraschte mich der verschwenderische Luxus der Hauseinrichtung, der wirklich fürstlich war. Die Pensionäre waren größtentheils erwachsene Damen, welche sich in dieser Anstalt auf den Eintritt in die große Welt vorbereiteten. Es wurden häufig glänzende Feste von der Direktrice veranstaltet, bei denen man wirklich ausgezeichnete Gesellschaft antraf, mit Berühmtheiten und Löwen aller Art vermischt. Das Musiciren füllte hier wie überall einen großen Theil des Abends aus, und der Künstler, der sich willig zeigte, etwas vorzutragen, durfte gewiß seyn, häufige Einladungen zu diesen Cirkeln zu erhalten.

Bald nach unserer Bekanntschaft suchte mich die Dame auf und fragte mich, ob ich ihr nicht eine deutsche Sprachlehrerin zu empfehlen wüßte, welche zugleich musikalisch sey. Ich fragte, warum sie nicht mich und meinen Mann in diesen Fächern beschäftigen wolle, da wir uns ihr doch als Lehrer schon früher empfohlen hätten. Sie wandte ein, unsere Ansprüche möchten über das hinausgehen, was sie suche. Ich erwiederte, in Betracht der großen Schwierigkeiten, mit denen Ausländer hier zu kämpfen haben, wären wir nicht abgeneigt unsere Ansprüche herunter zu stimmen. Sie lehnte aber jeden Vermittlungsversuch mit der Erklärung ab, daß Lehrer, deren Stundenhonorar nach Schillingen gezählt werde, gar nicht in Frage kommen könnten. Sie fügte hinzu, sie habe seit Jahren ihre Arrangements mit hiesigen Lehrern getroffen, welche einige Stunden gäben, die je zu zwanzig Minuten unter die Pensionäre vertheilt würden. Die deutsche Lehrerin habe diesem Unterricht beizuwohnen und darauf zu achten, daß in den Uebungsstunden alle Aufgaben des Oberlehrers gewissenhaft gelernt würden. — Eine solche Unterlehrerin suchte die Dame jezt für die Klasse der jüngsten Pensionäre, Kinder zwischen zehn und vierzehn Jahren und bloße Anfängerinnen. Ich dachte mich einen Augenblick in die Lage, nachdem ich daheim als Lehrerin und Vorsteherin eines Gesangvereins seit Jahren voller Anerkennung genossen, jezt das Einüben von Anfangsstückchen stundenlang überwachen und einem vielleicht sehr untergeordneten Musiker als Handlanger dienen zu sollen. Ich erinnerte mich aber, wie oft ich es schon innerlich mißbilligt hatte, wenn andere Ausgewanderte lieber müßig gingen, als bescheiden die geringe Arbeit übernahmen, die sich ihnen bot. Ich verlangte also nochmals, daß die Direktrice mir die Bedingungen nennen möchte, unter welchen sie die Stelle vergeben würde. Die Emolumente der deutschen Lehrerin sind nun folgende: Sie hat im Institut Kost und Wohnung und — zwanzig Guineen jährliches Honorar, welches aber gesteigert wird, wenn sie länger als ein Jahr zur Zufriedenheit der Vorsteherin aushält. Da sie sich sehr fein kleiden muß, reicht das Honorar kaum hin, ihre Toilettenbedürfnisse zu bestreiten. Ihre Obliegenheiten füllen alle ihre Zeit bis zur lezten Minute aus. Sie hat in einem der Säle zu schlafen und die ihr anvertraute Zahl der Pensionäre dort beim Niederlegen und Aufstehen zu beaufsichtigen. Die Tagesstunden sind zwischen Deutschlehren und dem Ueberwachen der musikalischen Uebungsstunden getheilt. Während derselben hat sie elegante Stickereien für die Vorsteherin zu machen. Diese sezte mir auseinander, daß aus manchen Gründen den Lehrerinnen nie gestattet werde, eine Arbeit für sich zu unternehmen. Erstens, meinte sie, würde dadurch die Aufmerksamkeit der Lehrerin von ihrer Pflicht auf eigene Interessen abgelenkt, und dann wäre es auch durchaus unschicklich, wenn die Spuren einer andern als einer Luxusarbeit in den Zimmern wahrgenommen würden. Deßwegen dürfe die Lehrerin nie etwas an ihren eigenen Sachen selber nähen oder flicken, sondern müsse auch diese Dinge noch von ihrem Honorar bestreiten. Endlich machte mich die Dame auf den großen Vortheil aufmerksam, den ihre Anstalt von diesen Nebenarbeiten der Lehrerinnen habe, indem sie mir ringsum die Fülle kostbarer Teppiche, Kissen und anderer reichgestickten Gegenstände zeigte, die eine wahre Industrieausstellung bildeten. Ich vergaß, daß die deutsche Lehrerin wo möglich auch eine gute Sängerin seyn sollte, damit man in den Soiréen beim Chorsingen eine Stütze an ihr hätte.

Ich konnte nicht umhin, meine Verwunderung auszusprechen, daß eine gebildete Musikerin sich jemals für eine solche Stellung gefunden haben sollte. Darauf erfuhr ich, daß sich schon Damen unentgeltlich zu ähnlichen Diensten

erboten hatten, und das hängt so zusammen. Die Vorsteherinnen von first-rate Instituten, welche mittelst ihrer Stellung mit den reichsten Familien in Berührung kommen, verkaufen so zu sagen ihre Protektion und ihren Einfluß. Ein Lehrer, der eine Reihe von Jahren in ihrer Anstalt unentgeltlich Stunden gibt, für welche sie jeder von dreißig Schülerinnen sechs Guineen anrechnen, erhält nach Ablauf dieser Frist von ihnen eine Empfehlung, die ihm eine Existenz sichert. Die Dame, von der ich spreche, hat manchen, der die Geduld gehabt, ihr sieben Jahre für Lea und noch sieben dazu für Rachel zu dienen, wirklich in den Stand gesetzt, sich in gleicher Weise ein Vermögen zu erwerben. Eine ihrer Gehülfinnen wurde mit der Gouvernantenstelle in einer herzoglichen Familie dotirt, einer andern wurde eine Schule von kleinen Mädchen zusammengetrieben. Einem Musiklehrer brachte sie einen Cyklus von Concerten zu Stande, indem sie seine Leistungen brieflich mit der größten Wärme allen Bekannten empfahl und sich bemühte seine Billets unterzubringen.

Bis zu welchem Grade in London sogar Ruf und Vertrauen käuflich sind, hörte ich mit Erstaunen, als sich eine von hier abreisende Lehrerin erbot, die Adressen ihrer Freunde und Schülerinnen zu verkaufen. Mein deutsches Herz empörte sich gegen dieses ekelhafte Verfahren, das mir als ein betrügerischer Frevel erscheint, den ich fast in dieselbe Klasse mit käuflicher Liebesgunst setzen möchte. „Was wollen Sie dagegen sagen," erwiederte mir eine Bekannte, die die Sache bloß vom praktischen Standpunkte aus ansah, „wenn jemand seine Auslagen zurückerstattet haben will? Verbindungen kosten in London schweres Geld, und nur durch jahrelange Opfer können Sie sich so festsetzen, daß Sie Einfluß in einem Kreise bekommen, der hinreichend groß ist, Sie zu ernähren, indem er Sie beschäftigt. Wer kann verlangen, daß Sie eine Stellung verschenken sollen, die zu erringen Sie ein Kapital gekostet hat?"

Diese Praxis ist hier so gäng und gebe, daß angehende Lehrer öffentlich in den Zeitungen dem, der ihnen durch Einführung in ein Institut oder in einen andern einflußreichen Kreis Stunden verschafft, eine bedeutende Remuneration anbieten. Ich weiß, daß eine sich verheirathende Lehrerin beim Aufgeben ihrer Stelle die Empfehlung einer Nachfolgerin für hundert Guineen feilbot. Man mag nach diesem Beispiel urtheilen, was für eine Sorte von Musikern hier zuweilen die besten Talente verdrängt. Die wenigsten Engländer haben musikalisches Gehör genug, um selbst die Leistungen eines Lehrers zu prüfen; sie verlassen sich blindlings auf die References und ahnen kaum, daß dieselben oft bloß auf ein Honorar von so und so viel Guineen basirt sind.

Folgender Antrag wurde mir vor einem Jahre selbst gemacht, und es ist, wie ich später hörte, kein so unerhörtes und vereinzeltes Factum, als es mir damals erschien. — Die Frau eines höheren Geistlichen besuchte mich, und nachdem sie mir manches Schmeichelhafte gesagt, das sie von meinem künstlerischen Ruf gehört, erklärte sie, sie sey gekommen, mir ihr Haus und ihre Protektion anzubieten. Sie bemerkte: „In dieser kleinen, unscheinbaren Villa, in der Sie jetzt leben, können Sie nicht emporkommen, da man hier zu sehr nach dem äußern Schein urtheilt. Wenn Sie Ihre Schülerinnen nach meinem Hause hin bestellen, so macht das einen ganz andern Effekt, da wir in einer fashionabeln Straße ein pompös großes Haus bewohnen. Vornehme Damen können Sie ja in einem so einfachen Drawingroom gar nicht empfangen." — Ich sah mich etwas verwundert um, ich hatte bisher in der Einbildung gelebt, leidlich anständig eingerichtet zu seyn, und den architektonischen Styl unserer kleinen Villa, die noch dazu in einem netten Gärtchen lag, hätte ich für das geringste Hinderniß meines Fortkommens gehalten. „Besuchen Sie mich und sehen Sie sich einmal meinen Drawingroom an," fuhr die Dame fort; „der hat einen ganz andern Styl, und da mein Mann den Titel Reverend führt, so werden Sie den größten Vortheil davon haben, wenn Sie sich uns anschließen." — Ich begriff nicht, was diese Dame zu der außerordentlichen Gefälligkeit trieb, mir ihren Drawingroom für meine Gesangklassen anzubieten, und da sie fortfuhr mir auf's eifrigste zuzureden, so fragte ich geradezu, was ich ihr dagegen würde leisten müssen? — „Nun," sagte sie, „weil ich so viel von Ihrem Talente gehört habe, thue ich es aus reiner Güte für Sie, und verlange durchaus keine Geldvergütung für die Benützung meines Lokals. Ich wünschte freilich, da ich viele Kinder habe, daß diese mit von Ihrem Unterricht profitiren könnten; außerdem habe ich aber nur noch Eine Bedingung. Ich möchte gerne, da die Stellung meines Mannes es einmal verlangt, daß wir so luxuriös wohnen, einige Nebenvortheile aus dem großen Hause ziehen, und das kann ich am besten, wenn ich eine Zahl junger auswärtiger Damen in Pension nehme. Solch ein Unterkommen im Hause eines „reverend Gentleman" steht sehr hoch im Preise beim Landadel, der seine Töchter auf ein Jahr zur Ausbildung nach London schickt. Es versteht sich, daß Sie den Unterricht dieser Damen ebenfalls übernehmen. Verstehen Sie wohl: Sie geben alle diese Stunden unentgeltlich; das ist aber unser Geheimniß, welches weder die Schülerinnen noch deren Familien je erfahren dürfen, denn das Honorar für die Musikstunden wird an mich bezahlt. Sehen Sie, so habe ich Vortheil, und Sie haben Vortheil, denn Sie dürfen Ihre andern Schüler auch in mein Haus zu diesen Klassen kommen lassen." — Ich verwunderte mich nicht wenig über diese Eröffnung, und zeigte dieß unverholen der Dame, indem ich sie fragte: was in aller Welt mich denn bewegen sollte, wenn ich in meiner eigenen Stube meinen Unterricht auch nur halbwegs leidlich bezahlt erhielte, in schlechtem Wetter in ein weit entlegenes Lokal zu laufen, um dort unentgeltlich Stunden zu geben? — Die Dame ward nun ganz ungeduldig über meinen eigensinnigen Widerstand gegen ihre Großmuth und sagte: „Haben Sie denn nicht begriffen, was unsere Protektion auf sich hat? Vergessen Sie nicht, mein Mann ist ein Reverend!" — Da richtete ich mich stolz empor und schmetterte die Dame mit der Antwort nieder: „Mein Mann ist selber ein Reverend." — Die großmüthige Vertreterin der hochkirchlichen Macht zog also unverrichteter Sache ab, und ich mußte herzlich lachen, wenn ich daran dachte, wo seit dem Jahr 1848 das Epitheton „Reverend" geblieben war, mit dem ich jetzt ironisch noch einmal meinen Mann bedacht hatte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 16. — 17. April 1853.

Wir dürfen behaupten, daß vom porsenischen Kriege bis auf dessen Ende auch nicht ein einziger Zug für historisch gelten kann.

Niebuhr.

Jezt kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollen wir wenigstens groß genug seyn, daran zu glauben.

Goethe.

Horatius.

Das erste der „Lieder des alten Rom"

von Thomas Babington Macaulay.

In den „Liedern des alten Rom" hat der berühmte Historiker eine Nachahmung jener verloren gegangenen römischen Balladenpoesie versucht, die er, in Uebereinstimmung mit Perizonius und Niebuhr, für die Grundlage aller früheren römischen Geschichte hält. Es sind ihrer vier: „Horatius," „die Schlacht am See Regillus," „Virginia" und „die Prophezeiung des Capys." Von dem hier übersezten nimmt der Dichter an, daß es um's Jahr der Stadt 360, kurz vor der Einnahme Rom's durch die Gallier, und gegen 120 Jahre nach den Begebenheiten, die es feiert, gesungen worden sey. Als Verfasser denkt er sich einen „ehrlichen Bürger," einen Plebejer, der, auf den kriegerischen Ruhm seiner Heimath stolz und des Gezänks der Factionen des Tages überdrüssig, „die gute alte Zeit" nicht ohne Bitterkeit zurückwünscht. — Den Namen Porsena liest Macaulay, gegen Niebuhr's Autorität, aber gestüzt auf Martial und Silius Italicus, mit kurzer Penultima.

Ferdinand Freiligrath.

I.

Lars Porsena von Clusium,
  Bei den Göttern Neun schwor Er:
„Nicht soll das große Haus Tarquin's
  Unbill erdulden mehr!"
Bei den Neun Göttern schwor er's,
  Und sezt' einen Sammeltag an,
Und hieß Boten reiten aus sofort,
Ost und West und Süd und Nord:
  „Bietet auf meinen Heeresbann!"

II.

Ost und West und Süd und Nord
  Die Boten reiten schnell,
Und in Thurm und Stadt und Hütte
  Schallt die Drommete hell.
Dem Etrusker Schmach, dem Falschen,
  Der sich zu Hause hält,
Wenn Porsena von Clusium
  Nach Rom aufbricht in's Feld!

III.

Des Fußvolks und der Reiter
  Anzieh'nde Woge schwillt;
Von manchem Marktplatz braust sie her,
  Von manchem Fruchtgefild;

Von manchem stillen Dörfchen,
  Das, in Tannen- und Buchengrün,
Wie ein Adlernest sich tragen läßt
  Den rosigen Apennin;

IV.

Von der mächt'gen Volaterrae,
  Wo berühmt die Veste dräut,
Die Riesenhände bauten
  Für Könige alter Zeit;
Vom Seeport Populonia,
  Wo Sardinia's schnee'ge Höh'n,
Südwärts den Himmel säumend,
  Die Wachen leuchten seh'n;

V.

Vom stolzen Markte Pisae,
  Dem sich beugt des Westens Meer,
Wo Massilia's Rudrer ankern,
  Von blonden Sklaven schwer;
Von wo durch Blumen, Korn und Wein
  Der süße Clanis wellt;
Von wo ihr Thürmediadem
  Himmelan Cortona hält.

VI.

Hoch die Eichen, deren Eichel
  Fällt in Auser's Waldbach braun;
Feist die Hirsche, so die Zweige
  Des Ciminier-Hügels kau'n;
Der Hirt vor allen Strömen
  Hält den Clitumnus werth;
Kein Landsee, den der Vogler
  Wie den Volsinier ehrt.

VII.

Doch jetzt ertönt kein Beilschlag
  An Auser's Waldbach braun;
Auf dem Ciminier Hügel
  Kein Jägersmann zu schaun;
Der Stier grast am Clitumnus,
  Der milchweiße, baar der Hut;
Ungekränkt taucht das Geflügel
  In die Volsinier-Fluth.

VIII.

Arretium's Erndten schneiden
  Alte Männer dieses Jahr;
Im Umbro waschen Knaben
  Der zappelnden Lämmer Schar;
Und in den Kufen Luna's
  Schäumt des Mostes rother Strom
Um lachender Mädchen weißen Fuß —
  Ihre Väter sind nach Rom.

IX.

Erles'ner Seher Dreißig,
  Die weisesten im Land,
Haben allzeit bei Lars Porsena
  Nachts und Morgens ihren Stand;
Die forschten in den Sprüchen
  Des Morgens und zu Nacht,
Die von rechts nach links Prophetenhand
  Auf die Leinwand einst gebracht.

X.

Und froh mit Einer Stimme
  Rufen ihm die Dreißig zu:
„Zieh' aus, zieh' aus, Lars Porsena,
  Des Himmels Liebling du!
Zieh', und kehr' in Ruhm zur Schwelle
  Deines königlichen Doms,
Und um Nurscia's Altäre
  Häng' die goldnen Schilde Rom's!"

XI.

Und jetzt hat jede Stadt ihm
  Gesandt ihrer Mannen Troß;
Die zu Fuß sind achtzigtausend,
  Und zehntausend die zu Roß;
Und vor den Thoren Sutrium's
  Traf sich der Heeresbann: —
Den Sammeltag, Lars Porsena,
  Warst du ein stolzer Mann!

XII.

Denn die Heere der Etrusker
  Ueberschaute weit dein Aug',
Und manch verbannten Römer
  Und manch starken Bundsmann auch;
Und mit stattlichem Gefolge
  Schloß sich an den Reih'n der Schlacht
Der Tuskuler Mamilius,
  Fürst der Latiner Macht.

XIII.

Doch Getümmel war und Schrecken
  Am gelben Tiberstrom;
Rings aus der weiten Ebne
  Floh Alles bang nach Rom.
Um die Stadt auf eine Meile
  Sperrt die Wege Volksdrang;
Entsetzlich war es anzuschaun
  Zwei Nächt' und Tage lang.

XIV.

Denn Greisenvolk auf Krücken,
  Dazu hochschwangre Frau'n,
Und Mütter, die mit Schluchzen
  Auf die lächelnden Kindlein schau'n,
Und Kranke hoch in Sänften,
  Die Sklavenschulter trug,
Und mit Sicheln und mit Stäben
  Gebräunter Schnitter Zug;

XV.

Und Esel- und Maulthierheerden,
  Mit Schläuchen voll von Wein,
Und endlos Ziegen und Schafe
  Und Küh' in langen Reih'n,
Und krachend mancher Wagen,
  Der die Schwebe fast verlor
Unter Säcken Korns und Hausgeräth,
  Sperrten jedes donnernde Thor.

XVI.

Nun, von Tarpeja's Felsen,
  Roth am nächt'gen Horizont
Hat flackernder Dörfer Zeile
  Der Bürger schau'n gekonnt.
Der bedrängten Roma Väter,
  Sie saßen Nacht und Tag,
Denn allstündlich ritten Boten vor,
  Zu verkünden neue Schmach.

XVII.

Im Osten und im Westen
  Schweift der Tusker um die Höhn;
Nicht Haus, nicht Zaun, nicht Taubenschlag
  Blieb in Crustumerium stehn.
Verbenna bis nach Ostia
  Hat die Ebne wüst gemacht;
Astur erstieg Janiculum
  Und erschlug die starke Wacht.

XVIII.

Ich weiß, rings im Senate
  War nicht so kühn ein Herz,
Das bei so böser Zeitung nicht
  Sich hob in bangem Schmerz.
Sofort stand auf der Consul,
  Aufstanden die Väter all';
In Hast die Togen schürzten sie
  Und eilten hin zum Wall.

XIX.

Sie hielten Rath am Flußthor —
  Sie hielten ihn stehend heut;
Da war, wie leicht ihr denken mögt,
  Zum Reden wenig Zeit.
Rundaus befahl der Consul:
  „Ab die Brücke! Joch um Joch!
Denn seit Janiculum erlag,
  Rettet das die Stadt nur noch!"

XX.

Grade da kam flieh'nd ein Späher;
  Wie von Sinnen stand er da:
„Auf! Zu den Waffen, Consul!
  Anrückt Lars Porsena!"
Auf die niedern Hügel westwärts
  Warf der Consul rasch sein Aug';
Da flog entlang den Himmel schwarz
  Das Wetter: Staub und Rauch.

XXI.

Und näher schnell und näher
  Fegt heran der rothe Dampf;
Und draus hervor, soweit man schaut,
Soweit die finst're Wolke braut,
Schallt die Kriegsdrommete stolz und laut,
  Schallt Summen und Gestampf.
Und deutlich jezt, ganz deutlich
  Blizt es aus dem Dunkel her;
Links und rechts gebrochner Strahl
Tiefblauen Lichts: — das sind von Stahl
Die blanken Helme sonder Zahl,
  Und schimmernd Speer an Speer.

XXII.

Und deutlich jezt, ganz deutlich,
  Ueber jenen leuchtenden Reih'n,
Saht ihr von zwölf schönen Städten
  Die Banner, licht von Schein;
Doch des stolzen Clusium Banner
  Ward zu oberst hoch entdeckt:
Das Banner, das den Umbrer
  Und das den Gallier schreckt.

XXIII.

Und deutlich jezt, ganz deutlich
  Erkannten die Bürger, so
An Kleid und Geberd', wie an Helm und Pferd,
  Jeden reisigen Lucumo.

Da ward Cilnius von Arretium
Auf raschem Fuchs gesehn;
Vierfachen Schildes Astur dann,
Mit dem Schwert, das Er nur schwingen kann;
Tolumnius mit dem Goldgurt hell,
Und Verbenna finster vom Castell
Am schilf'gen Thrasymen.

XXIV.

Dicht neben dem Königsbanner,
Wo den ganzen Krieg er sah,
Auf elfenbeinernem Wagen
Saß von Clusium Porsena.
Rechts am Rade ritt Mamilius,
Fürst der Latiner Macht;
Links ritt der falsche Sextus,
Der die That der Schmach vollbracht.

XXV.

Aber als des Sextus Antlitz
Bei'm Feind die Römer sahn,
Da erhoben hat die ganze Stadt
Einen Heulruf himmelan.
Kein Weib rings auf den Dächern,
Die nicht wider ihn zischt' und spie;
Kein Kind, das nicht die kleine Faust
Ihm wies und Flüche schrie.

XXVI.

Doch des Consuls Brau war trüb,
Und des Consuls Wort nicht laut,
Und finster hat er auf den Wall,
Finster auf den Feind geschaut.
„Ihre Vorhut wird heran seyn,
Eh' ihr abtrugt nur Ein Joch;
Und haben sie die Brück' einmal,
Welche Hoffnung bleibt uns noch?"

XXVII.

Ausrief da stracks Horatius,
Der am Thor der Wacht gebot:
„Jedwedem Mann auf Erden kommt
Früh oder spät der Tod.
Und wie stirbt ein Mann denn besser,
Als im Kampf mit der Gefahr,
Für die Asche seiner Väter,
Für der Himmlischen Altar?

XXVIII.

„Und für die zärtliche Mutter,
Die ihn einst in Schlaf gewiegt,
Und für das Weib, dem an der Brust
Sein saugend Kindlein liegt,
Und für die Jungfrau'n, hütend
Vesta's Feuer Tag und Nacht,
Zu beschützen sie vor Sextus,
Der die That der Schmach vollbracht?

XXIX.

„Hau' die Brücke nieder, Consul!
Hau' sie nieder, doch hab' Eil'!
Ich, und zwei noch, mir zu helfen,
Halten auf den Feind derweil.
So eng der Pfad: — ihrer Tausend
Zu Dreien hemmen wir!
Nun, wer nimmt seinen Stand mir zu jeder Hand,
Und hält die Brück' mit mir?"

XXX.

Ausrief da Spurius Lartius,
Ein Ramnier stolz: „Sieh', hier
Dir zur rechten Hand nehm' ich meinen Stand,
Und halte die Brück' mit dir!"
Und ausrief da Herminius,
Von Titier-Blut: „Sieh', hier
Dir zur linken Seit' will ich steh'n im Streit,
Und halten die Brück' mit dir!"

(Schluß folgt.)

Hagestolze.

IV.

Der Allereinsamste.

Dem Herrn Grindler konnte man gewiß nicht nachsagen, daß er um des Wohllebens willen ledig geblieben. Sein Stübchen im hintersten Theil eines Hinterhauses, das niemals weder Sonne noch Mond beschienen, sah wie das gerade Gegentheil von Wohlleben aus. Die Fenster, mit Ausnahme eines einzigen, vor dem eine Art von baufälligem Schreibtisch stand, waren mit Brettern verschlagen, um im Winter die Kälte abzuhalten; da im Sommer doch keine Sonne hereinscheinen konnte, blieben sie das ganze Jahr so. Die Möbeln hatten durchaus keine Familienähnlichkeit mit einander und schienen über ihr Zusammentreffen hier nicht wenig erstaunt. Das ungepolsterte Kanapé, das aus einer alten Bierschenke stammen mochte, sah höchst plebejisch aus, der Lehnstuhl dagegen, an dem noch Reste von grünem Saffian sichtbar waren, hatte bessere Tage gesehen, bevor er aus dem Nachlaß eines gichtbrüchigen Nachbars, seines dritten Herrn, von Herrn Grindler erstanden worden war, er hatte daher noch eine etwas hochmüthige Physiognomie. Der Tisch wäre ein hübsches Rococomöbel gewesen, wenn nicht das vierte seiner geschweiften Beine, das er in irgend einer Affaire verloren, durch einen ordinären Pfahl ergänzt gewesen wäre. Die zwei Stühle, die das Ammeublement vollendeten, machten gar keine Prätensionen, sondern streckten ihre vier geraden Füße sans façon nach allen Himmelsgegenden.

Wir belauschen den Besitzer dieses reizenden Etablissements in einer seiner heitersten Stunden — er hatte deren nicht viele — bei der Mückenjagd, seiner täglichen Unterhaltung nach Tisch. In seinem Sommerneglige, einer alten leinenen Bleuse, in der er dereinst seine erste Reise gemacht, steht er am Fenster, dessen Sims voll getödteter Fliegen liegt, und überzählt das geschlagene Heer, das er auf einem alten Zeitungsbogen arrangirt. „Fünfhundert und zwanzig sammt vierzehn Offizieren!“ spricht er frohlockend (Offiziere waren nämlich die Schmeißfliegen). — „Sachte, Ricke!“ ruft er der eintretenden Magd zu, die so eben mit dem Ellbogen an das Terrain stößt, so daß das Armeecorps zu Boden fällt. „Sie ist doch eine ungeschickte Person! War so sauber geordnet! nun kann Sie's selbst auflesen.“ — „Das ginge mir ab,“ sagt Ricke trotzig; „lesen Sie's selbst auf, der Stubenboden ist ohnehin garstig; wofür hab' ich einen Spucknapf herein gestellt?“ — „Aber seh' Sie nur, wie viel Mücken!“ — „Ja, ist ein Wunder, von was die sich fortgebracht haben, hier, wo eine schwindsüchtige Ameis nicht genug bekäme!“ — „Ist Ihre eigene Schuld, wenn Sie nicht genug bekommt, warum sorgt Sie nicht für bessere Nahrungsmittel? Das Gemüse war heut so schlecht!“ — „Von einem Vierling Butter wöchentlich kann ich's nicht im Schmalz schwimmen lassen!“ schnauzt Ricke. — „Und die Milch war diesen Morgen noch dünner und blauer wie sonst.“ — „So melken Sie selbst!“ schnurrt die Köchin, die allerdings den Rahm für ihre geheimen Fonds gebraucht hatte; „warum trinken Sie nicht Kaffee wie ein anderer Christenmensch?“ — „Ist nur wegen der Gesundheit.“ — „So? und als die Frau Schwester hier war und ihren eigenen Kaffee bei sich hatte, da war er Ihnen gesund, nicht wahr?“ — „Geschah nur meiner Schwester zu lieb. Uebrigens habe ich gestern in Paulizki's medicinischem Rathgeber für Laien gelesen, daß Kaffee für Leute von sitzender Lebensart gesund ist, deßhalb könnte man von nun an täglich von einem halben Loth fabriciren. Das Pfund zu achtundzwanzig Kreuzer, wäre mithin auf den Tag je ein halber Kreuzer, die etwaige Einbuße mitgerechnet, dazu —“ — „Für einen rothen Heller Milch und eine halbe Brodrinde!“ schreit die erboste Magd, „und für mich das Nachsehen.“

„Nun, so sey Sie doch zufrieden!“ beschwichtigt Herr Grindler; „es wird schon reichen, wir wollen sehen. Wer war den Vormittag da?“ — „Der Herr Neveu,“ antwortet Ricke in wunderbar artigem Tone, indem sie sich zu schaffen macht. „So? was will er?“ — „Weiß nicht,“ sagt Ricke mit wachsender Geschmeidigkeit; „Geld holen vielleicht; er sagte, er gehe in's große Herbstmanöver; wird wohl was vom Herrn Onkel brauchen können, hat, glaub' ich, auch Schulden.“ — „Schulden?“ fragt entsetzt Herr Grindler, „wer borgt denn einem solchen Lumpen?“ — „Ei, wenn man einen reichen Onkel hat, ist's nicht schwer zu borgen.“ — „So so?“ murrt Herr Grindler vor sich hin, „will schon dafür sorgen!“

„Ja, ja,“ fährt Ricke fort, „das hab' ich beim Herrn Hofrath selig schon mit angesehen, der im Haus meiner Herrschaft wohnte und, mit Respekt zu sagen, auch ein lediger Herr war. Da kam hier ein Vetter, dort eine Base, ein schwäbischer Schwager, ein Geschwisterkindskind; alle machten dem Herrn Hofrath den Hof, aber der Herr Hofrath haben ihnen einen schönen

Knopf vor die Nase gemacht: alles an eine verwahrloste Anstalt und seinen getreuen Dienstboten. Ja, des Herrn Andenken steht im Segen: so ein schönes christliches Testament gemacht und nicht in seinen Sünden dahin gefahren wie andere Leute! Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? hin ist die Zeit, hergeht der Tod!"

Mit diesem salbungsvollen Schluß verließ Ricke das Zimmer. Herr Grindler blickte ihr giftig nach: „So? ein Testament, du alte Katze! Ich soll dir die kratzenden Tatzen noch schmieren? Ja, warte, du kannst dich verrechnen, und mein Herr Neffe auch. Schulden! auf mich! Wart, Bursche! Zum Erbvetter bin ich noch zu gut, ich bin im Stand und heirathe noch, ihnen allen zum Possen; muß nur noch warten, bei den Landständen werden die Proklamationssporteln abgeschafft."

Mit diesen erheiternden Aussichten ging Herr Grindler an seinen Schreibtisch, erleichtert, für eine Weile die Ricke los zu seyn, die, den ganzen Tag in gereizter Laune, nur dann gezähmt wurde, wenn sich Veranlassung gab auf Testamente und dergleichen anzuspielen. Sie bildete sich viel auf ihre Diplomatie ein und bedachte nicht, daß ihr Herr ein alter Fuchs war, der sie längst durchschaute, wenn sie ihm auch im täglichen Verkehr durch ihre bissige Natur eine Art Furcht eingeprägt hatte.

Heute war übrigens ein glücklicher Tag für ihn. Der Nachbarsbube hatte eben die sehr zerlesene Zeitung gebracht, die Herr Grindler mit zwölf Theilnehmern las, und beim ersten Blick entdeckte er, daß Staatspapiere, in denen er bedeutende Ankäufe gemacht, beträchtlich gestiegen waren. „Gar nicht übel, gar nicht übel!" murmelte er in sich hinein, etwa wie ein Hund, der einen anständigen Knochen entdeckt hat. „Bin da so über Nacht um ein fünfhundert Thaler reicher geworden." Er sah ängstlich um sich, ob niemand den Profit gemerkt habe, und versteckte das Zeitungsblatt, indem er die weiteren Blätter flüchtig durchlief. — „Ein älterer Kaufmann, Vater einer zahlreichen Familie — Ungunst der Zeiten — unglückliche Verhältnisse — sucht eine Stelle als Buchhalter, Geschäftsführer — strengste Rechtlichkeit u. s. w." So las er aus den Annoncen." — „Ja, ja, so geht's! Zahlreiche Familie! Warum hat er's nicht bleiben lassen? Ich frage den Gukuk nach der Ungunst der Verhältnisse." — „Ich bitte, meinem leichtsinnigen Sohn ohne meine ausdrückliche Genehmigung keine Vorschüsse zu machen — allzugroße Opfer — nichts mehr bezahlen —" blätterte er weiter. — „Schön, schön! ich brauche keinen Sohn mundtodt zu machen!"

Die Zeitungslektüre gewährte Herrn Grindler stets geheime Satisfaction; denn es mußte sehr schlimm gehen, wenn er nicht wenigstens einiges Malheur darin entdeckte, das sich auf den Ehestand als seine Quelle zurückführen ließ, und da die Freuden des häuslichen Lebens gottlob noch nicht in den Zeitungen proklamirt werden, je und je die glückliche Geburt eines Sohnes ausgenommen, so wurde er vom Gegentheil nicht geärgert.

Frühe hatte sich bei Herrn Grindler das schöne Talent der Sparsamkeit gezeigt. Er war als Kind nur mit Drohungen und unter lautem Geheul zu bewegen gewesen, dem Hausbesitzer den Miethzins zu überbringen, und hatte nach der Magd geschlagen, als er bemerkte, wie sie den Lohn von seiner Mutter erhielt. Von seinem Oheim, dem Pfarrer, bei dem er die Ferien zubrachte, erbeutete er heimlich die als falsch ausgeschossenen Opferkreuzer, die er allmählig im Spiel mit Geschwistern und Kameraden gegen ächte zu vertauschen wußte; auch trieb er einen einträglichen Handel mit Federn, Griffeln, Bleistiften, die er nach den Lehrstunden vom Schulboden auflas, und verhandelte regelmäßig seinen Frühstückswecken, da er das Brod daheim gratis erhielt. Es wäre wahrhaftig Schade gewesen, ihn nicht zum Handelsmann zu bestimmen.

Er trat mit einem Vetter gleichen Alters bei einem sehr humanen Principal in die Lehre, der, um die jungen Leute zu ermuthigen, ihnen hie und da gestattete, kleine Geschäfte auf eigene Rechnung zu machen. Den ersten gewonnenen Sechser schenkte der Vetter Adolph einem Bettler; Simon Grindler kaufte Aepfel dafür, die er mit zwei Kreuzern Profit während der Arbeitsstunden heimlich an die Commis verhandelte. Der nächste Gewinn war ein Sechsbätzner, für den Adolph voll Jubel eine blühende Hyazinthe in's Comptoir brachte. Simon begann damit ein Geschäftchen mit Cigarren, da diese im Comptoir Contrebande waren, und er setzte sie an die lüsternen Commis mit noch größerem Vortheil ab als die Aepfel. In dieser Weise gings weiter. Als Adolph endlich Schillers Gedichte auswendig wußte und sie in den Freistunden mit glückseligem Pathos deklamirte, da hatte Simon mit dem Kronenthaler, den Adolph für solche Possen ausgegeben, bereits fünfundzwanzig Gulden gewonnen, mit denen er seine erste größere Spekulation unternahm, und als Adolph mit strahlendem Antlitz das erste Modelager betrat, um seiner jungen Braut für seine bescheidenen Ersparnisse einen hübschen Shawl zu kaufen, da kassirte der Simon eben im Comptoir ein paar Wechselchen ein, an denen er einige hundert Thaler profitirt.

Und was war das Ende vom Lied? Adolph hat sich redlich durchgekämpft mit seinem braven Weib, um seinen Kindern eine ordentliche Existenz zu verschaffen. Es ist wahr, es ist gegangen bis jetzt, und viele Freudenthränen und Dankgebete sind auf schlaflose Nächte und sorgenvolle Tage gefolgt, aber er hat doch sein Lebtag eben von der Hand in den Mund gelebt, und Simon Grindler hat mehr jährliche Einkünfte, als Adolph seinen Kindern einmal im Ganzen hinterlassen wird, und — und ein kaltes Herz und ein ödes Haus.

Einmal aber hatte Simon denn doch ernstliche

Heirathsgedanken gehegt. Da war eine Pflegetochter seines Principals, ein verwaistes Mädchen, die sich im Haus einer wunderlichen Tante nicht glücklich fühlte; gar nicht hübsch und nicht einmal besonders reich, aber ihre zehntausend Gulden waren so nett, so sicher angelegt, und alles sogleich und gewiß zu erheben!

Obschon Herr Grindler nichts sehr Anziehendes hatte, entschloß sich Lotte doch zu der Wahl; es verlangte sie nach einer eigenen Heimath, und sie brachte den herzlichen Willen mit, die Wunderlichkeiten, die man bereits an ihrem Bräutigam kannte, durch Freundlichkeit und liebevolles Nachgeben zu überwinden. Etwas bedenklich war's ihr freilich schon, als er ihr zum ersten Geburtstag einen Dukaten schenkte, damit sie sich etwas nach eigenem Geschmack wähle, aber gleich nachher den Rath beifügte, das Goldstück lieber unangewendet zu lassen, es sey so ein netter Ritter darauf; noch bedenklicher, als er, da sie den ersten Brautbesuch in der Residenz zu Fuß machten und sie auf dem weiten Weg ermüdete, mit einem Fiaker um sechs Kreuzer Differenz nicht einig werden konnte; höchst bedenklich, als er die Möbeln auf dem Trödel kaufen wollte und einen Kleiderschrank für überflüssig erklärte, da er eine alte sogenannte Klostertruhe besitze. Als sie aber am Tag der ersten Proklamation entdeckte, daß er ihr einen Trauring von Tombak gekauft und den seinigen gegen einen solchen verhandelt hatte, da brach die lang untergrabene Ausdauer und sie schickte ihm den falschen Ring sammt dem ächten Dukaten zurück.

Dieß war Herr Grindlers erster und letzter Versuch in diesem Fach gewesen; doch nein, noch einen beabsichtigte er, seinen Erben zum Possen, aber erst wenn die Heirathssporteln aufgehoben seyn würden.

Zu einem eigentlichen eigenen Geschäft konnte er trotz seines Spekulationstalents sich nicht entschließen; er fürchtete alles, was ihn mit vielen Menschen in Zusammenhang brachte oder ihn nöthigte ein größeres Hauswesen zu gründen. So begnügte er sich denn unter der Hand zu spekuliren, in Korn, in Wein, in Staatspapieren, in allem was Geld gab. Zuerst miethete er ein möblirtes Zimmer und ließ sich von der Familie des Hauseigenthümers bedienen; das war aber für ihn eine qualvolle Zeit beständiger Todesangst, da er fürchtete, seinen Reichthum trotz aller Vorsicht nicht gehörig verbergen zu können. So entschloß er sich denn zu einer eigenen Bedienung und bezog den oben beschriebenen Fuchsbau, in dem er bis zu seinem Tode residirte. Ricke hatte sich, als sie sein eingeschnurrtes Gesicht sah und seinen Husten hörte, leicht zu dem Dienst entschlossen, obwohl er als Geizhals verschrien war. Hätte sie gewußt, daß er noch zwanzig Jahre lang husten würde, und daß es so schwer sey in diesem Dienst einen kleinen Profit für sich selbst zu machen, sie hätte sich wohl besonnen. Jetzt natürlich wollte sie den Dienst nicht mehr verlassen, da die Wahrscheinlichkeit des Sterbens doch immer größer wurde, und sie rächte sich inzwischen für die Mühsale und Entbehrungen ihres Dienstes dadurch, daß sie dem Herrn ihrerseits das Leben so sauer als möglich machte.

Herr Grindler erfüllte eine Bedingung eines harmonischen Daseyns, indem er nur Einen Lebenszweck kannte, den, Geld zu erwerben. Nur Eine Sorge kam damit manchmal in Conflikt, eine krankhafte Angst vor dem Tode, die ihn am Ende zu den kostbarsten Mitteln greifen ließ, wenn er sie für seine Erhaltung nöthig hielt. Zwar hatte er den medicinischen Rathgeber für Laien billig erstanden, aber dieser verführte ihn nach und nach zu einer Hausapotheke, die doch bedenkliche Summen kostete, und es waren seine peinlichsten Stunden, wenn er sich wieder zu einer solchen neuen Ausgabe innerlich genöthigt fühlte.

Für eine Schwester, die beharrlich gestrebt hatte in freundlichem Verkehr mit ihm zu bleiben, hatte er lange noch einen Rest von Zuneigung bewahrt, aber als sie einmal in dringender Verlegenheit ihn um ein Darlehen angesprochen, hatte er ihr dasselbe zwar gewährt, von da an aber alle Verbindung mit ihr abgebrochen. Seinem Neffen, dem Sohn eines verstorbenen Bruders, einem allerdings etwas lockeren Lieutenant, hatte er längst das Haus verboten.

An einem kühlen Herbstabend hatte sich Herr Grindler trotz einigen Halswehs noch zu einem Ausgang entschlossen, um bei der Beschlagnahme des Vermögens eines Schuldners seine Rechte zu wahren. Er kam eiligst heim, von Hitze und Frost geschüttelt: „Ricke, schnell! mein Bett gerüstet! — Meine wollenen Strümpfe um den Hals — Ich ersticke — Thee! — Ricke, den medicinischen Rathgeber dort!"

Ricke bediente ihn brummend. Grindler suchte im medicinischen Rathgeber den Artikel Halsbräune und fand nach der Anführung verschiedener Symptome den Ausspruch: „Hier wird es nöthig seyn, schleunig ärztliche Hülfe zu suchen." — „Schnell, Ricke! zum Doktor!" ächzte er, indem er sich tiefer in die Kissen steckte. — „Zu welchem?" schrie Ricke. — „Zum Doktor Söller — in der Holzgasse — ist nicht so anspruchsvoll. — Vorher aber Thee!" — Ricke sputete sich ordentlich zum Arzt zu kommen, wußte aber unbemerkt seine Kleider vom Bett zu nehmen. „Ist nur wegen des Schlüssels," murmelte sie, denselben im Gehen aus der Tasche ziehend; „man weiß nicht, wie's geht; finde vielleicht ein Testament, oder — etwas muß ich doch haben für zwanzig Jahr Hungerleiden!" Sie begnügte sich übrigens, den Schlüssel vorläufig einzustecken, und eilte zum Doktor.

Geschüttelt von Fieber und Todesangst lag derweil der kranke Mann allein, nachdem er der Magd noch den Befehl zugerufen, die Thüre von außen zu verschließen. „Sterben? — bah! ein leichter Anfall — geht bald vorbei! — Wenn's aber nicht so wär'? —

O, was würden sie eine Freude haben, Ricke, die alte Krähe, mein leichtsinniger Neffe! — Wenn ich nur noch hätte heirathen können, ihnen zum Possen! aber wen? die Ricke nicht, der thät' ich's nicht zu lieb, lieber die nächste Beste. Und wenn ich nun lang krank liege — so viel baar Geld im Pult — muß heraus und sehen!" — So jagten sich seine Gedanken und ängstlich krabbelte er nach seinen Kleidern, die er zu seinem Schrecken vermißte. Er kroch halbgekleidet heraus und in das kahle Zimmer draußen; da lag seine Weste, in deren Tasche er mit Entsetzen den Pultschlüssel nicht mehr fand.

Der wohlfeile Arzt, den Ricke endlich aufgefunden, fand den Kranken besinnungslos auf dem Boden liegend. Während er eilig Ricke um die nöthigen Mittel zur Apotheke sandte und die Krankheit mit Riesenschritten zunahm, brach im Zimmer außen ein Jude mit Gerichtspersonen ein, der, scheint es, den nahenden Leichengeruch gewittert hatte; er hatte Wechsel vom Lieutenant und wollte den Besitz des Junggesellen, über den er selbst nicht herfallen durfte, wenigstens durch amtliche Versiegelung bei Zeiten sichern.

Die Beamten waren noch unschlüssig, ob jezt schon einzuschreiten sey, und Ricke, die im Sturm zurückgekehrt war, klagte ihnen mit lautem Geheul ihre langen Drangsale in diesem Dienst und bat, den Herrn doch noch zu einem Testament zu vermögen, vergebens vom Doktor zur Stille ermahnt. Der Kranke kämpfte indeß mit dem Tode und durch seine wirren Phantasien brachen Bruchstücke langvergessener Sprüche: „Was hülfe es dem Menschen — es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher — Du Narr, Gott wird — — deine Seele —"

Dazwischen rollten seine Augen unstät nach den fremden Personen im äußern Zimmer, die sich endlich auf des Doktors Bitte entfernten, Ricke ausgenommen. — „Geh' Sie doch zu einem Geistlichen!" rief der erschütterte Arzt, der die Seelenqual des Kranken bemerkte und nicht zu den starken Geistern gehörte. — „Ach, das ist für nichts mehr, da ist er zu liederlich * dazu!" rief Ricke geringschätzig, die jezt an der Möglichkeit eines Testaments verzweifelte und nur in ihre Tasche fühlte, ob sie den Schlüssel noch habe.

Vier Tage später fuhr ein anständiger Leichenwagen vom Hinterhaus ab. Ein einziger Kranz lag auf der Bahre, den die Schwester geschickt, die nicht selbst kommen konnte. Ein einziger Wagen folgte, und darin saßen der Lieutenant, der Arzt und der Geistliche, der sich vergebens mühte, einen Zug aus dem Leben des Verstorbenen zu erfahren, der einen Lichtblick für seine Leichenrede gäbe. Ein paar Gassenbuben begafften den kleinen Zug, ein paar Weiber fragten, als er auf die vordere Straße einbog: „Wer ist's?" — „Der alte Grindler." — „So? ist wohl fort!"

Droben war's todtenstill, der Pult war versiegelt und Ricke hatte der geraubte Schlüssel nichts geholfen. Eben wirft sie das Sterbebett heraus, um zu suchen, ob der Verstorbene nirgends Geld versteckt habe.

* Im Schwäbischen statt schwach, kraftlos.

Der Dienstfertige.

Man erzählt vom Dichter Frauenlob, der sein ganzes Lied und Leben in so reinem Dienste den Frauen geweiht, daß er aus Dankbarkeit von Frauen zu Grabe getragen werden. Herr Sinner ist nun zwar kein Dichter, wenn er aber einmal stirbt, was jedenfalls recht Schade ist, so hat er gewiß dieselbe Ehre von den Frauen verdient. Besingen kann er sie zwar nicht, sonst thät' er's gewiß auch, aber seine Verdienste um sie sind viel mannigfacherer Art, und viel reeller. Das werden wir begreifen, wenn wir ihn nur durch eines seiner Tagewerke begleiten.

Herr Sinner hat keinen bestimmten Beruf, wenigstens jezt nicht mehr. So lang seine gute Mutter lebte, betrieb er gewissenhaft die vom Vater übernommene Apotheke, gewissenhaft, aber nicht mit großem Vortheil. Da waren so viele Arme, von denen er nichts nehmen konnte, so viele bedrängte Weiber, die ihm ihr Leid klagten und denen zu lieb er Gänge zu machen hatte, so viele arme Kinder, denen er gesammelte Kamillen, Käfer, Wollblumen und was alles theurer abkaufte, als er's wieder los wurde, — die armen Schelme mußten doch etwas haben! — daß er nach der Mama Tode selbst einsah, es sey besser, wenn er die Apotheke vortheilhaft verkaufte und bei seinen bescheidenen Bedürfnissen von den Zinsen lebte.

Warum er nicht geheirathet? Er hat mir's nicht anvertraut; ich denke, so lang die Mutter lebte, wollte er ihr keine Mitregentin aufdrängen, sie war etwas eigen, und nachher fand er gar nicht mehr Zeit dazu.

Eben nimmt seine gefällige Hauswirthin das Frühstücksgeräth hinaus. „Sie müssen heute verzeihen, Herr Sinner; der Kaffee war nicht gut, meine Mine versteht's noch nicht recht; sie hat ihn überkochen lassen." — „Thut gar nichts," antwortet Herr Sinner freundlich; „hab' gar nichts bemerkt, bin ein Bischen in Eile. Recht gut, daß Sie die Kleine schon so anhalten, recht gut; trinke gern die Lehrprobe, wird schon besser kommen." Und frisch und heiter geht Herr Sinner an den Rechenschaftsbericht eines Vereins für brodlose Mädchen, den er heute noch einer hohen Dame zu überbringen gedenkt.

Noch ehe er damit fertig ist, klopft es an der Thüre. „Guten Morgen, Herr Sinner," damit tritt eine bescheiden gekleidete ältliche Frau ein. „Verzeihen Sie, daß ich so früh störe." — „Stören nicht, Frau Maier," sagt Herr Sinner mit strahlendem Gesicht,

„eben wäre ich selbst zu Ihnen gekommen. Ich habe die besten Neuigkeiten für Sie, die allerbesten!“ Das etwas trübselige Gesicht der Wittwe erheitert sich. — „Das Kapitälchen ist gerettet!“ verkündet Herr Sinner triumphirend; „war gestern selbst an Ort und Stelle, habe die Güter noch gut untergebracht. Sie verlieren keinen Kreuzer! Die Zinsen kann ich Ihnen sogleich ausbezahlen, ich bekomme sie in den nächsten Tagen.“ — „O bitte, bitte!“ wehrt die erfreute Frau, „und Ihre Auslagen?“ — „Gar nichts, gar nichts, eine Bagatelle! Sie wissen ja, wie gut ich zu Fuß bin; so ein Spaziergang von ein paar Stunden ist mir ein wahrer Spaß, eine Erholung; ich habe mich noch bei Ihnen zu bedanken für die Veranlassung. Und noch Eins: für Ihre Emilie hab' ich ein herrliches Plätzchen gefunden, wie gemacht für sie, bei einer Cousine von mir, einer Pfarrerin. Ein paar herzgute Leute! Viele Kinder, Garten, ein bischen Oekonomie, viele Gäste; das ist eben recht für junge Mädchen, das übt sie; und der Gehalt ist für den Anfang recht anständig. Die Trennung wird Ihnen freilich wehe thun, aber es ist nicht zu weit; ich nehme ein paarmal einen Einspänner und führe sie hin, daß Sie sehen können, wie's dem Töchterlein geht.“

„Ach, wie kann ich Ihnen alles vergelten!“ ruft die tiefgerührte Frau, die sich all ihren Sorgen mit einemmal enthoben sieht. — „Das können Sie,“ erwiedert Herr Sinner ernsthaft und mit einiger Verlegenheit; „Sie können mir einen sehr großen Dienst erweisen.“ — „Ich?“ — „Ja, sehen Sie, Sie sind jezt allein, wenn Emilie geht; eine Magd wollen Sie nicht nehmen; wenn Sie nun ein recht gewandtes Mädchen zu sich nähmen, die keinen Lohn verlangte, die sie in der Zwischenzeit mit Handarbeiten beschäftigen oder um Lohn waichen lassen könnten, für deren Kost ich Ihnen noch eine kleine Entschädigung versprechen könnte?“ — „Ei, Herr Sinner, das ist mir gar zu gut, das ist am Ende so eine aus dem Zuchthaus? da dank ich!“ — „Nun ja, eine entlassene Strafgefangene, aber es war der erste Fall, daß sie sich zum Diebstahl verleiten ließ. Bedenken Sie nur ...“

Wir wollen aber Herrn Sinner nicht durch die ganze schwierige Mission begleiten; die Vorurtheile der Frau Meier zu besiegen, ist so schwierig, daß er sie, weil er ohnehin ausgehen muß, noch bis an ihr Haus begleitet, wo er ihr endlich das Versprechen abringt, sie wolle wenigstens auf einen Monat den Versuch mit dem Mädchen wagen. Genug, er hat soweit gesiegt und eilt erfrischt und aufgeheitert davon nach der Kleinkinderschule, wo die alte Frau, die sie hält, immer so erfreut ist über seine Besuche. Aber es geht nicht so rasch bei Herrn Sinner wie er wünscht. Zuerst begegnet ihm ein kleiner Bube, der einen unverhältnißmäßig schweren Butten trägt, den muß er eine Weile erleichtern, unbehindert durch das Anstarren der Vorübergehenden. Dann hört er in einer Seitengasse klägliches Kindergeschrei; da liegt ein Wägelchen umgestürzt und ein Halbdutzend kleiner Arme und Beine wälzen sich unter Zetergeschrei im Koth; er richtet das Wägelchen auf und stellt die kleine Fracht wieder auf die Beine. Nun füllt er die weiten Taschen seines Ueberziehers mit Aepfeln; ein paar kleine Mädchen, die zur Schule gehen, sehen so lüstern zu; diese bekommen auch einen Antheil, und endlich, ja endlich erreicht er die Schulstube. Es ist nicht leicht rasch an's Ziel zu kommen, wenn man keinen Käfer hülflos liegen sehen kann und wenn man so unwiderstehlich herzensgut aussieht wie Herr Sinner. Wer seinen Weg verfehlt hat, der fragt von zehn Begegnenden gewiß nur ihn und weiß zum voraus, daß er nicht nur freundlichen Bescheid gibt, sondern ihn auch begleitet, bis er nicht mehr irren kann.

Aber für all seine Mühen belohnt ihn die Kleinkinderschule und der unendliche Jubel der Kleinen bei seinem Eintritt. Da quillt seine warme unverwüstliche Kindesnatur in reichster Fülle hervor, und wie er mit den Kleinen Soldaten spielt, ihnen Seifenblasen macht, seltsamliche Bilder auf ihre Tafel malt, ihre Lieder anhört und ihnen Geschichten erzählt, da möchte man denken, ein fröhliches Kind sey nur zum Spaß in eine alte Menschenform geschlüpft.

Aber er kann nicht bleiben, wie gern er möchte, nicht einmal die Kleinen auf dem Spaziergang begleiten. Es geht nun auf einen traurigeren Schauplatz, zum Arbeitshaus für Weiber, das sich in der Stadt befindet. Es ist schon lange her, daß Herr Sinner dort Zutritt hat. Er ist nicht mit einer Predigt auf den Lippen eingetreten, dazu ist er zu schüchtern, fühlt sich nicht würdig genug; aber er hat eine kleine Manufaktur von Pulverdüten, Pillenschachteln u. dgl. dort angelegt, mit denen er seine ehemaligen Kollegen versorgt, und er hat Erlaubniß, die armen Geschöpfe die Handgriffe dabei zu lehren. Das thut er denn auch mit geduldigem Ernst; er läßt sie dabei unter sich reden, fragt sie, was sie früher gearbeitet, nach der Heimath, nach Vater und Mutter, und wenn die Arbeit von statten geht, liest er auch wohl etwas vor. Die Rohesten benehmen sich wenigstens still und sittsam in seiner Gegenwart, manch verhärtetes Herz ist unter dem allmähligen Einfluß seiner innigen Herzensgüte aufgethaut, und wie vielfach er auch hier schon belogen und betrogen worden, er weiß doch gewiß von einigen, die mit seiner Hülfe gebessert dem Leben zurückgegeben wurden, und am Andenken an diese wenigen erwärmt sich sein Herz immer wieder, wenn es kalt und muthlos werden will. So viel ist gewiß, daß es allen ist, als ginge die Sonne auf, wenn das alternde freundliche Gesicht in den trübseligen Arbeitssaal herein schaut.

Sinner kommt ziemlich spät nach Hause und seine Hauswirthin bedauert, daß er das Essen etwas kalt

findet. — „Hat nichts zu bedeuten; ich muß ja heute noch zum Kaffee bei der Frau Präsidentin.“

Heute Nachmittag geht's also in die große Welt! Der Frau Präsidentin, einer sehr wohlthätigen Dame, hat er nämlich seine Mitwirkung zu einer Lotterie für arme Brandverunglückte versprochen, und er ist da sicher, nebenher noch irgend welchen kleinen Beitrag für verborgene Leidende zu erhalten, deren er immer etliche auf dem Herzen trägt. Obgleich ihn der satirische Gemahl der Präsidentin eine wandelnde Armenbüchse nannte, so war er doch jederzeit eine willkommene Erscheinung. Mit demselben einfachen herzlichen Benehmen kam er in der ärmlichsten Hütte wie im glänzendsten Salon zurecht, und er wußte so hübsch zu erzählen, welche Freude er mit den Wohlthaten bereitet, welche die Damen durch seine Hand fließen ließen, und fand überall praktische Auswege, wo die Damen sich in Theorien verwickelten.

Lang konnte er beim Kaffee der Frau Präsidentin nicht verweilen; er hatte heute noch der Sitzung eines Vereins für verwahrloste Kinder anzuwohnen und Statuten eines Vereins für Krankenpflege zu entwerfen. Doch half er noch zuvor Fräulein Muz die Loose verfertigen und die Gewinne arrangiren. Fräulein Muz ist eine Art Gegenstück zu Herrn Sinner. Obgleich er nicht wußte, von wannen sie stammte und wo sie wohnte, war er doch sicher, sie auf allen seinen Pfaden zu treffen, in Hütten und Palästen, in Suppenanstalten und Flickvereinen. Ihre heitere Laune ist eben so unzerstörbar als sein guter Wille; wo er für Juden sammelt, da sammelt sie für Heiden; bettelt sie für Nervenfieberkranke, so bettelt er für arme Confirmanten; wo seine Kraft am Unterliegen ist, da hat sie noch einen Scherz auf der Lippe. — Herr Sinners Freundinnen und Gönnerinnen pflegen schalkhaft zu lächeln, wenn die beiden wieder zusammentreffen, und ihm Platz neben ihr zu machen. Es wurde wahrhaftig gefährlich zwischen Herrn Sinner und Fräulein Muz.

Außer der Sitzung und dem Statutenentwurf hat er aber noch seine geheimen Gänge in Häuschen und Hinterstübchen, die nur er kennt. Da bringt er dem kranken Kind ein hübsches Spielzeug, der vergessenen alten Ahne, die von ihren Kindern verwahrlost wird, ein tröstliches Traktätlein, dem armen Mädchen bei der blinden Mutter Arbeit. O er hat ein reiches Tagewerk vollbracht, wenn er am Abend erschöpft heimkommt, wo ihm die Hauswirthin eine gute Wassersuppe bereit hält.

Vor dem Tode fürchtet er sich nicht, er hat längst sein Testament niedergelegt und sein Haus bestellt. Er hat immer noch etwas zu hinterlassen, trotz seiner maßlosen Herzensgüte. Die selige Mutter, die ihn gar wohl kannte, hat ihm das feierliche Versprechen abgenommen, daß er den Grundstock seines Vermögens unangetastet lassen wolle. Das hat er redlich gehalten, und wo es nicht zureichen wollte, sich damit getröstet, daß er auch mit Hunderttausenden nicht aller Noth abhelfen könnte. Nahe Verwandte hat er nicht. Die Hälfte seines Vermögens hat er zur Unterstützung älterer unverheiratheter Frauenzimmer bestimmt, die andere Hälfte zu Legaten vertheilt, und er lacht oft vor innerlichem Vergnügen, wenn er einen der von ihm Bedachten ansieht und denkt: „Aber du wirst Augen machen, wenn ich gestorben bin!“ Er kanns manchmal selbst kaum erwarten, bis er die Leute so überrascht, und doch lebt er auch gern. „Der liebe Gott weiß immer noch ein Geschäftchen für mich,“ sagt er unverdrossen.

Man hegt aber starken Verdacht, daß das Testament doch noch ungültig werden, und daß Herr Sinner und Fräulein Muz sich noch bleibend associiren könnten. Ich muß deßhalb eilen, um noch diese Perle der Reihe meiner Hagestolzen einzufügen. Was die Welt zu erwarten hätte von einem solchen Bund der Herzensgüte und Heiterkeit in eigener Person, das müssen wir einstweilen geduldig abwarten.

Ein reiches Feld für die Schilderung läge noch vor uns in zahllosen Junggesellen; aber dieß würde uns theils in Gebiete führen, deren Darstellung wir gern andern Federn überlassen, theils ist es, aus dem im Eingang angeführten Grunde der männlichen Verschlossenheit, minder zugänglich; auch sind nur die Lichtseiten des Junggesellenlebens mannigfaltig, seine Schattenseiten sind mehr oder minder dieselben.

Lassen wir deßhalb den Gelehrten, der so in sein Wissen vertieft ist, daß er seine Frau vergäße, wenn er eine hätte, ruhig in seiner Studirstube. Der Forscher, der in die geheimen Werkstätten der Natur hinabsteigt und nach ihrem innersten Pulsschlage fühlt, durchziehe die Erde von Süden bis Norden, unbehindert von Weib und Kind. Der Patriot, der getäuscht in seinen theuersten Hoffnungen, in seinem redlichsten Streben, keine Hütten bauen will auf einem Boden, der ihm untergraben dünkt, brüte still in seinem Weltschmerz. Der Priester, dem seine Kirche die Pforte zum Eheglück verschließt, finde in erhabener Entsagung die läuternde Vorbereitung auf die Zeit, wo wir seyn werden „wie die Engel Gottes im Himmel.“ — Wir wollen und können es nicht hindern, wir wollen nicht einmal fragen, ob nicht sie Alle eine Stunde gehabt, wo sie ihr Haupt gern an ein treues Herz geschmiegt hätten, wo sie aus tiefster Seele gesprochen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey!“

Am Südfuße der Alpen.

(s. Nr. 11.)

II.

Das Silberglöckchen, welches jeden Morgen um vier Uhr die Stiftsherrn von Ivrea oder vielmehr ihre Vicarien zu den Metten ruft, hatte meinen Schlaf nicht unterbrochen; als aber die große Glocke der Collegiatkirche angeschlagen wurde und ihre volle, an den nahen Vorsprüngen der Alpen widerhallende Stimme die frömmeren Bewohner von Ivrea — hier wie überall in Italien vorzugsweise die ärmere Klasse — zur Messe rief, che si dice all' aurora, wie sich die Italiener poetisch ausdrücken; als dann zehn andere Glocken und Glöckchen in allen Tonarten einfielen; als es in dem Hause und auf der Straße lebendig wurde und die mit Eisenbarren und Eisenwaaren beladenen Wagen auf dem rauhen Pflaster knarrten, fuhr ich in meinem himmelhohen, dreischläfrigen Bette rasch empor und war nach wenigen Minuten am Fenster. Der Himmel über mir war klar und die goldnen Streifen, welche zuweilen über den Thurm der Stiftskirche blitzten, ließen hoffen, daß die Sonne siegreich aus ihrem Kampfe mit den Nebeln hervorgehen würde. Die Straße bis zum Marktplatz hinab war bunt belebt und neben jeder Hausthüre hatten bald zwei bis drei Mädchen mit ihren Körben Platz genommen und die Schätze derselben — Obst, Gemüse, Trauben, mannigfach bereitete und geformte Käse u. a. — enthüllt, während sie ihren gewohnten Kunden ruhig entgegensahen und einstweilen mit sichtbarem Entzücken den grellen Tönen der Schalmei lauschten, die von dem Marktplatze herauf klangen.

Ich rief meinen Wirth Biso, welcher endlich sichtbar wurde, zu mir an's Fenster. „Ein sehr belebter Wochenmarkt heute, Snjor," sagte er nach dem gewöhnlichen Morgengruß; „ganz hübsche Kinder, diese unsere „Canavesane," obgleich viele noch einen Halsschmuck tragen, der nicht zu den niedlichen Muttergottesgesichtchen paßt." Ich habe von verschiedenen Seiten gehört, daß dieses Halsübel, das seinen Hauptsitz in den Gebirgsthälern hat, sich aber in dieser Gegend, wenn auch in geringerem Grade, bis an das Ufer des Ticino ausbreitet, in Folge einer geregelteren Lebensweise und größeren Reinlichkeit bereits weniger allgemein ist und daß man zuversichtlich hofft, es allmählig ganz zu bewältigen. — Die Trachten der Verkäuferinnen sowohl wie der Frauen und Mädchen, welche Geschäfte oder Neugierde in die Stadt führten, waren in Schnitt und Farben sehr verschieden, die kurze Taille aber und das grelle Roth vorherrschend. „Dieses Roth," sagte Biso, „ist die Lieblingsfarbe der Canavesane, besonders an den Bergen drüben; das Braun, mit blauem oder rothem Besatz, gehört den Dörfern und Weilern in den Gebirgsthälern an, und das dunkle Blau des Rocks und die helleren Farben des Mieders kommen vom Flachland herauf, wie die blassere Gesichtsfarbe der Mädchen dieß schon andeutet, denn je mehr man sich dem Ticino nähert, desto seltener werden die frischen Farben, welche die Bergluft auf die Wangen malt." — Diese Bemerkung des kleinen Mannes war ziemlich treffend, obgleich ich nicht glaube, daß eine der hübschen Dirnen am Ticino die minder lebhaften Farben ihres Gesichts mit dem harten Braun der meisten Mädchen in den Thälern der Penninen vertauschen möchte.

Nach acht Uhr sagte ich Biso Lebewohl, drängte mich durch die bunte Menge, welche sich vor dem Palazzo del Municipio — dem Rathhaus — um einen Gaukler geschaart hatte, und schritt dem Vercellithor zu. Ich war kaum im Freien, als auch die Sonne sich freie Bahn durch die Nebel brach und die waldigen Hügel, welche die Dora bekränzen, in Goldglanz kleidete, während der Höhenzug zu meiner Linken, dessen Kamm wie nach dem Lineal abgeschnitten eine gute halbe Stunde nach Osten fortläuft, in dunkelblauem Schatten lag. Bald beugten die rebenbedeckten Wälle der Dora nach Süden, der prosaisch in gerader Linie sich hinziehende Felsrücken nach Nordost aus und die weite, fruchtbare canavesische Ebene lag vor mir ausgebreitet. Hier theilte sich der Weg. Eine Straße lief geradezu nördlich und führte nach Biella und an den Lago Maggiore; eine andere zog in schnurgerader Linie nach Osten und schien auf dem nächsten Weg über Novara nach Mailand zu leiten; die dritte wendete sich südöstlich und mochte, der Richtung nach, diejenige seyn, welche ich einzuschlagen hatte, wenn ich, wie es meine Absicht war, nach Vercelli wollte. Wir „Barbaren" haben fast in allen Theilen unseres Vaterlandes gewisse Fingerzeige, die den Reisenden sofort in Kenntniß setzen, welche Richtung er einzuschlagen hat; diese Wegweiser sind hier zu Land unbekannt, würden auch ihrem Zweck nicht in dem Grad entsprechen, wie in den „nebelumhüllten" Regionen auf der Nordseite der Alpen. Denn in dem Lande, welches vorzugsweise das Land der Künste heißt, kann selbst das Lesen für eine Kunst gelten. In

der Hoffnung, die nöthige Auskunft auf meiner sonst sehr zuverlässigen Reisekarte zu finden, sah ich mich bei dem ersten Hinblick getäuscht, denn die beiden Wege, welche möglicherweise nach Vercelli führten, liefen eine Strecke Zickzack durch das Land und wendeten sich dann, der eine Turin, der andere Biella zu. So von Wegweisern, Landkarten und mündlicher Leitung verlassen, schlug ich, des alten auch dießmal nicht täuschenden Sprüchworts eingedenk, die Mittelstraße ein, welche in diesem Augenblick „die goldene" genannt werden konnte, denn die Sonne lag glühend auf dem gelben Sand, in dessen feuchter Kühle die brennenden Strahlen sich behaglich baden zu wollen schienen.

Die Straße zog sich fast zwei Stunden in gerader Linie nach Südosten und dieser gelbe Streifen war fast das einzige was ich sah; rechts und links begleitete ihn ein gefüllter Wassergraben, den bald niedriges Buschwerk, bald weite Mais- und Reisfelder begrenzten. Die Alpen, an deren Fuß ich wanderte, schienen tausend Meilen entfernt zu seyn, und vielleicht habe ich nie mit mehr Sehnsucht an die kühlende Windströmung gedacht, welche so oft vor meinen Augen in jenen Thälern und Schluchten die hohen Wipfel der Föhren peitschte und die vollen Kronen der Kastanien zerzauste. Die Insekten, die über dem Wassergraben sich goldene Fäden woben, an welchen sie taktmäßig auf und nieder schwebten und den Glanz ihrer Farben in dem Wiederschein des Wassers zu bewundern schienen; die nicht minder bunten Eidechschen, welche am Rande des Wegs hin und her huschten, und gelegentlich ein Wespenschwarm, der einen Augenblick um mich sauste und eben so rasch verschwand wie er gekommen war — dieß war meine Gesellschaft bis zum Dorfe Palazza, in welchem ich zuerst mich vergewisserte, daß ich auf dem rechten Weg sey und wo Durst und Ermüdung mich zwangen, in dem ersten und einzigen Kaffeehaus des Orts eine kurze Rast zu halten.

Das »Caffè dell' Unione,« wie über der Hausthür zu lesen war, kann als ein Muster der einfachsten Sitten gelten. Es bestand aus einem alten, einstockigen, eilf bis zwölf Fuß breiten und eben so tiefen Häuschen; ein schmales auf die Straße gehendes Fenster verbreitete in dem Zimmerchen, welches Gast- und Wohnstube, Küche und Keller war, gerade so viel Licht als nöthig war, um sich nicht an einem Leiterchen, welches zu der Schlafkammer der Familie — unter das Dach — führte, den Kopf einzustoßen, während zwei dreibeinige Stühle und ein schmaler Tisch den Raum zwischen dem Fensterchen und dem Kamin einnahmen. Die Bestimmung einer Thüre im Hintergrund der Stube blieb mir vorerst noch unbekannt.

Der Caffetiere — im Canavesisch-piemontesischen lautet dieses Wort: »Cafätiè« — war ein dieses Rahmens ganz würdiges Bild. Ein alter zerknitterter, ehemals wahrscheinlich schwarzer Hut schien auf seinem spärlichen dunkeln Haar festgepicht zu seyn; sein Hemdkragen mochte am Sonntag weniger gelb gewesen seyn als heute, und die Schuhe, in welchen seine braunen Füße steckten, hatten jedenfalls früher einem Manne von massigeren Extremitäten gehört; Wamms und Inexpressibles von fadenscheinigem grünen Manchester paßten zu dem Ganzen. Bei all dem war der Mann äußerst höflich, gefällig und, wie der Italiener in der Regel, sehr redegewandt. Als ich sah, daß kein Feuer im Hause war, wollte ich auf Kaffee verzichten und bat um ein Glas Limonade; allein ich bat vergebens. Im Nu flackerte ein Feuerchen unter dem Wasserkessel, und während die Flamme diesen umleckte, lief das Männchen fort und kam nach fünf Minuten mit einer Düte, zwei Loth gemahlenen Kaffee enthaltend, zurück, holte dann in einem Nachbarhause die nöthige Milch und in einem andern Butter und weißes Brod — auch hier bereits »Semel« genannt — worauf er die Hinterthüre aufklinkte und in dem stolzen Bewußtseyn, mich angenehm überrascht zu haben, sagte: „Ich werde dem Senjor das Frühstück unter dem Kastanienbaum dort auftragen; es ist jezt im Gärtchen kühler als hier, da ein kleiner Südwind von den Bergen herab kommt." Das Gärtchen war kaum dreißig Schritte lang und breit, aber zierlich angelegt und die frische Kühle unter dem dichtbelaubten Kastanienbaum wahrhaft entzückend.

Als ich gefrühstückt hatte, kam der alte Mann bescheiden heran und nahm auf der Holzbank neben mir Platz. Im Laufe des Gesprächs erzählte er mir, er sey vier Jahre in Algier gewesen, habe aber stets mit dem Heimweh gekämpft und sich gefreut, als er den Kirchthurm von Palazza wieder gesehen; seit zwei Jahren sey er Wittwer, habe aber zwei erwachsene Töchter, welche die Feldarbeit besorgten, während er auf das Hauswesen achte. Ruhigen und friedlichen Sinnes, wie er sey, hoffe er auch seine lezten Tage in Ruhe und Frieden hinzubringen; „denn," sagte er, „die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hat so schlimm für Piemont angefangen und geendigt, daß wir alles Recht haben, auf eine bessere zweite Hälfte zu hoffen." — „Vor wenigen Tagen," bemerkte ich, „hat ein redseliger Advokat in der Kammer zu Turin des Aufschwungs von Handel und Gewerben, des allgemeinen Wohlstandes, der behaglichen Ruhe Piemonts zu der Zeit gedacht, als die Schlacht von Marengo die östlichen Feinde über die Alpen jagte." — „Um Piemont und ganz Italien mit dem Auswurf des französischen Volks zu beglücken," fiel der Caffetiere eifrig ein. „Der Mann, der so gesprochen, muß noch jung seyn, denn wenn er die Zeit gesehen hätte, in welcher sein Vaterland eine französische Provinz war, würde er anders reden. Sehen Sie, Senjor, das Land freute sich, der Russen und Oesterreicher losgeworden zu seyn; die Russen und Oesterreicher waren aber kaum so schlimm, als die »Massa christiana« und die »Branda.« Jene brachten Geld in

das Land und hielten strenge Mannszucht, dieses Gesindel aber zog raubend und mordend durch das Land und brandschazte „im Namen Gottes und des Vaterlandes."

Da ich von dieser »Massa christiana« und dieser »Branda« nie gehört hatte, bat ich meinen beredten Banknachbar um Auskunft hinsichtlich dieses „Gesindels," wie er sich ausgedrückt hatte. „Die Republik," sagte der Caffetiere, „hatte hier zu Land ihre Freunde wie ihre Feinde; unter den lezteren war besonders die Geistlichkeit und der Adel thätig, das Kreuz wieder an die Stelle des Freiheitsbaums zu bringen. Ein gewisser Brandalucioni, der ehedem in fremden Heeren gedient hatte und, wie das Gerücht ging, mit reicher Beute in seine Heimath zurückgekehrt war, zog, umgeben von seinem Generalstabe, nämlich von Weltgeistlichen und Mönchen aus dreißig verschiedenen Orten, alle „guten Christen," und gefolgt von einer Unzahl Taugenichtse und Abenteurer aus der Ebene und den Gebirgsthälern — die Mehrzahl waren Canavesani und Valdostani (Bewohner des Aostathals) — wie die Windsbraut durch das Land, und schickte von irgend einem sichern Punkte aus, wo er sich mit seinem Stabe gütlich that, seine »cavallete« (Heuschrecken), wie man die fliegenden Schaaren der Massa christiana nannte, in die Städte, Dörfer und Weiler, um die reichen Giacobini zu brandschazen, oder kleinere zersprengte Haufen des durch mehrfache Niederlagen entmuthigten französischen Heeres aufzureiben."

Der schlaue Italiener sah mir an den Augen an, was ich im Begriffe war zu äußern und fuhr fort: „Ich weiß wohl, daß man allgemein der Ansicht ist, die Schlacht von Marengo habe diesem Unfug ein Ende gemacht und die Ruhe in das Land zurückgeführt. Als ein unwissender canpagnin (Landmann) erkläre ich mir dieß so. Wir Canavesani leben hier in einem entlegenen, einsamen Winkel der Erde, dem die Welt überhaupt wenig Beachtung schenkt, der aber sozusagen gar nicht existirte, als Begebnisse sich drängten, welche ganz Europa mit einer Umgestaltung bedrohten; was daher in diesem Theil des Gebirgs und in den nahen Alpen vorging, verhallte in der sturmbewegten Welt wie ein Pistolenschuß bei einem mächtigen Gewitter. Nach der Schlacht bei Marengo ließen allerdings französische Truppen in Verbindung mit unsern Liberalen, Republikanern, Jakobinern, oder wie Sie sie nennen wollen, es sich angelegen seyn, auf die Massa christiana Jagd zu machen. Sie trafen aber auf hartnäckigen Widerstand, denn der Aristokratenklub zu Nizza und die »Branda,« wie man die Partei des Adels und der Geistlichkeit sammt ihrem wilden Anhange im nördlichen Piemont nannte, verfügten über bedeutende Mittel und über eine verzweifelte Schaar. Beide Theile überboten sich an List und Grausamkeiten aller Art; kein Gefangener durfte auf Gnade rechnen, nach Umständen wurde die Rechnung mit Pulver und Blei oder von Seiten der Franzosen mit der »barca canavesana,« wie man hier zu Land die Guillotine nannte, und von der andern Seite mit dem »conterlor« — der Controleur, nämlich der Baumast mit einem Stricke daran — kurzweg abgeschlossen."

„Des Anführers der Massa habe ich schon erwähnt; er fiel bald nach der berühmten Schlacht den Franzosen in die Hände und man hat nie wieder von ihm gehört. Sein Nachfolger war ein Teufel in Gestalt eines Engels. Battistone war vielleicht der schönste Mann, der je in Italien geboren worden; aber die schöne Hülle barg die wildesten und rohesten Leidenschaften und seine Tollkühnheit wurde nur von seinem Aberglauben übertroffen. Unter hundert verschiedenen Verkleidungen durchstreifte er das flache Land, die Gebirge, reizte die Bevölkerung gegen die Franzosen und ihre Anhänger auf, vernichtete heute eine fliegende Schaar „Giacobini" und steckte morgen den Hof eines reichen Anhängers in Brand, nachdem ihn seine wilde Schaar rein ausgeplündert hatte. Wer weiß, wie lange diese kecken Banden unter der Anführung eines eben so verschmizten als tollkühnen Gesellen ihr Unwesen getrieben hätten, wäre den Herrn zu Turin nicht der Zufall zu Hülfe gekommen. Battistone fand Gefallen an einem schönen Mädchen in dem Aostathale; obgleich die Verlobte eines Burschen aus der „Branda," ließ sie sich durch die schönen Worte des „Capitano" kirren, der sich bald seines Sieges in Gegenwart des unglücklichen „Montagnin" rühmte. Obgleich das Blut des lezteren kochte, gab er sich den Schein, als kümmere ihn der Frevel nicht; wenige Wochen später aber, als Battistone eines Tages sich als Kuhbube verkleidet nach Ivrea wagte, folgte ihm sein Todfeind und lieferte ihn in die Hände der Franzosen. Er ward nach Turin gebracht und endigte sein ruchloses Leben auf dem Blutgerüst, die „Branda" aber löste sich auf und ihre Anhänger zerstreuten sich in den Bergen, so daß man der kleinen Freibeuter los war, während die großen um so schlimmer hausten. Piemont zahlte lange Zeit an den »Generalissimo in Italia« monatlich eine Million Lire »per sostentazion dei soldati.« Wohin diese ungeheuern Summen kamen, weiß niemand, denn Piemont mußte die Massen französischer Krieger, welche durch das Land zogen oder stehendes Quartier in demselben hatten, nähren und kleiden, und von einem eigentlich friedlichen Zustande, von gesicherten Verhältnissen und sich hebendem Wohlstand war keine Rede, so lange die Fremdherrschaft auf dem Lande lastete."

Im Verlaufe der Unterhaltung hörte ich mit Vergnügen den wackern Canavesanen sich in gleicher Weise über den jungen König äußern, wie die Landleute in den südlicheren Gegenden sich ausgesprochen hatten. Seine einfachen Sitten, sein gerader, offener, edler Charakter, die fleckenlose Reinheit seines Privatlebens,

sein strenges Rechtsgefühl und seine Leutseligkeit sichern ihm die Liebe und das Vertrauen aller Klassen der Bevölkerung, und wenn etwas im Staate aus den Fugen ist, so weiß man, daß ihm die Schuld nicht aufgebürdet werden kann, und daß er des günstigen Augenblicks achten wird, »to set it right.« Der »spada d'Italia« widmet die allgemeine Stimme des Landes kein so ehrenvolles Andenken, als er es in mancher Hinsicht verdient und als man nach der Sprache gewisser Parteiungen hätte erwarten sollen, obgleich das dem italienischen Volke angeborene Zartgefühl jetzt keine herben Aeußerungen mehr zuläßt, wie man sie wohl zu manchen Zeiten seiner Regierung, besonders aber in jenen Tagen hörte, wo er plötzlich und dringend eine Anzahl politischer Notabilitäten zu einer Reise über die Alpen veranlaßte.

So kühl der Sitz unter dem schattenreichen Kastanienbaume, so anziehend die Unterhaltung mit dem Inhaber des Caffe dell' Unione war, mußte ich doch endlich meinen Stab weiter setzen. Da zog sich der breite, sonnenhelle Sandstreifen der Straße wieder in schnurgerader Linie nach Osten hin, rechts und links statt des Wassergrabens von zwölf- bis fünfzehnjährigen Maulbeerbäumen eingefaßt, die ihre staubbedeckten Blätter traurig hängen ließen und sich wahrscheinlich eben so sehnsüchtig wie ich an die grünen Berghalden hinüberwünschten, welche zuweilen durch die Einschnitte der rebenbekleideten Hügel zu meiner Linken sichtbar wurden. Mit jedem Schritt wurde die Sonne brennender, die Luft schwüler; selbst den kleinen Eidechsen und den Fliegen und Wespen schien es auf der Straße unbehaglich geworden zu seyn, und mit Ausnahme zweier Raben, welche stundenlang bald vor, bald hinter mir flatschten und die Luft mit ihrem Gekrächz erfüllten, war fern und nah kein lebendes Wesen zu sehen. Um einen Anflug von Heimweh nach den grünen Waldzügen drüben los zu werden, paraphrasirte ich Jean Pauls Ausspruch: „Reisen ist Leben, wie umgekehrt das Leben eine Reise ist," oder Heinse's wohlklingende Worte: „Es geht doch nichts über einen Reisenden zu Fuß mit fröhlichem Sinn und heiterer Seele und Stärke und Munterkeit in den Gedanken, der seinen Reisebündel selbst trägt, wie Pythagoras und Platon." Passender schien mir in diesem Augenblick die Ansicht der Frau von Staël: »Voyager est un des plus tristes plaisirs de la vie.« Der Gedanke, wie die berühmte Verfasserin der »Corinne,« die gewiß nie bei zwanzig Grad Wärme zu Fuß eine so aller Reize beraubte Gegend durchwanderte, zu diesem wunderlichen Einfall gekommen seyn möchte, führte mich allgemach in die schattigen Alleen und in die kühlen, duftreichen Gebüsche des Parks zu Coppet, in deren Laubnacht die geistreiche Frau sich flüchtete, wenn sie des Weltgetümmels müde war, und auf deren glänzendem, wogendem Grün ihr Auge noch wenige Stunden, ehe sie es für immer schloß, mit stillem Entzücken geruht hatte. Diese unschuldige Selbsttäuschung hatte den besten Erfolg, denn als die Hitze sich selbst in den Alleen des berühmten Parkes fühlbar machen wollte, wehte mich ein kühler Hauch aus Osten an und eine rasche Wendung der Straße führte mich unmittelbar an das Ufer des Sees von Viverone. Ich hatte schon schönere Seen gesehen, als dieser Lago di Viverone war; er kam mir jedoch in einem Augenblicke zu Gesicht, wo ich selbst den See vor dem Hospiz des großen St. Bernhard reizend gefunden hätte, sofern seine Oberfläche von einem leichten Winde bewegt gewesen wäre.

Der fast eiförmige See von Viverone mag drei bis vier Stunden im Umfang haben; auf der Westseite ist sein Ufer ziemlich flach, gegen Norden hin steigt es rasch, gegen Südosten aber allmählig und in sanften sich wellenden Formen in die Höhe; das Dorf Viverone ist das einzige, das seine Ufer belebt, obgleich ich in südlicher Richtung den Kirchthurm von Avolta aus dem Silberduft treten sah, der den Saum jenes Theils des Sees umwebte; auch sollen weiter nach Osten einige schöne Pachthöfe an den See stoßen. Viverone ist eines jener schwarzgeräucherten, Räuberhöhlen ähnlichen Nester, wie man sie an den Abdachungen der Apenninen oder an den Vorsprüngen der Abruzzen hängen sieht, malerisch aus der Ferne anzuschauen, in der Nähe aber — »qual triste aspetto e brollo!« Nicht sowohl um mich zu laben als um gründlich nach meinem Wege zu fragen, trat ich in eine Hütte, welche sich altersmüde an einen Felsen lehnte und sich theilweise in ihn verstecken zu wollen schien. Der Wirth bot freundlich, was er zu bieten hatte — hartes, trockenes Brod, sehr alten Käse und sehr jungen, schwarzrothen Wein. Ich breitete meine Karte aus und rief den »tavernajo« heran, um meine Zweifel zu lösen, denn nach meiner Karte führten die zwei jenseits des Sees sich trennenden Straßen geradezu nach Norden und nach Süden, und Vercelli lag südöstlich. Während der tavernajo seine alte Brille aus ihrem noch älteren Futteral zog und die Gläser zu reinigen suchte, trat ein junger Mann in die Taverne, forderte ein Glas Wein, setzte sich neben mich und nahm von der vor mir liegenden Karte Veranlassung, ohne weiteres die Unterhaltung in der lebhaften Weise des Italieners einzuleiten. Nachdem er die Karte flüchtig überblickt hatte, sagte er: „Da ich bei dem Straßenbau angestellt bin, kann ich dem Herrn auf den ersten Blick sagen, daß seine Karte unsere Straßenzüge so gibt, wie sie vor zehn oder fünfzehn Jahren gewesen seyn mögen; seit dieser Zeit hat sich jedoch vieles geändert. Die Straße von Ivrea nach Vercelli zog sich früher am südlichen Ufer des Sees hin und beugte dann ganz nach Süden aus, um sich bei Cigliano mit der von Turin nach Vercelli führenden Straße zu vereinigen. Auf der Nordseite des Sees lief die Straße bis Ropoli, wo sie sich, wie jetzt

noch, nach Biella und dem Langensee wendete. Zwischen Ropoli und Cavagla legten Feld, Sumpf und Wald dem Weiterbau nach Vercelli große Schwierigkeiten entgegen; diese sind jetzt beseitigt und eine vortreffliche Straße führt in möglichst gerader Richtung nach Vercelli, und wenn der Herr diesen Weg verfolgen will und ihm meine Gesellschaft nicht unangenehm ist, begleite ich ihn einige Miglien weit, denn mein Dienst führt mich eine große Strecke jenseits Cavagla." Er sah nach seiner Uhr und deutete auf eine leicht verständliche Weise an, daß er nicht länger weilen könne. Meine Zeche war so bescheiden wie der Wirth und sein Häuschen, wie man denn vielleicht in keinem Lande billigere Wirthsrechnungen findet, als in Piemont, wenn man die Gasthäuser an den beiden Heerstraßen ausnimmt, welche von Mailand und Grenoble nach Turin und Genua führen.

Als wir die Höhe über Viverone erreicht hatten und der in der Sonne funkelnde See vor uns ausgebreitet lag, blickte mich mein Begleiter bedeutsam an, als erwarte er, ich werde hier in einige der in Italien so wohlfeilen Superlative ausbrechen; da ich schwieg, übernahm er es selbst, die Schönheit der Scenerie in der enthusiastischen Weise des Südländers und mit den glänzenden Farben zu schildern, über welche der Italiener so leicht verfügt. Ich bedeutete ihm dagegen, diese Ruhe, diese Stille, dieser Mangel an Bewegung und Leben auf einem so ausgedehnten Wasserspiegel wirke eher niederschlagend als erhebend auf mich, — ein Gefühl, dem ich mich den ganzen Morgen nicht hätte entschlagen können; denn wie auf dem weiten See kein Segel, so sey auf dem langen Wege von Ivrea bis Viverone nicht ein einziger Wagen oder Reiter zu sehen gewesen, und auch die Fußgänger hätten sich nicht gedrängt, und außer uns beiden dürfte jetzt auf der weiten Strecke schwerlich ein Wanderer zu entdecken seyn. Der junge Mann, dessen Auge eben noch vor Entzücken geleuchtet und der sich in den schönsten poetischen Floskeln ergangen hatte, schien plötzlich von düsterer Wehmuth ergriffen, wendete sich trüben Auges von der Scenerie ab, welche ihn vor wenigen Sekunden in so hohem Grade begeistert hatte, und schritt stumm weiter. — Nach einer kurzen Pause sagte er: „Wahrscheinlich glaubt man im Auslande, Piemont könne die Wunden, welche ihm Oesterreich geschlagen, nie verschmerzen, und die Spaltungen im Innern, die unsichere Stellung nach außen, das Stocken des Verkehrs, der Industrie müßten zu neuen Umwälzungen, zu neuen Verwicklungen mit unsern östlichen Nachbarn führen. Dieß wäre allerdings den Wünschen unserer Rothen und unserer liebwerthen lombardischen Gäste sehr angemessen, und unsere guten Freunde, die Engländer, geben sich keine Mühe zu verhehlen, daß sie das Feuer nach Kräften schüren. Sie dürfen mir jedoch glauben, daß die große Masse des Volkes Ruhe und Frieden, vor allem Frieden mit dem östlichen Nachbarlande will, an das uns tausend Bande knüpfen, während uns nur unsere Schwäche an England, dieses aber Eigennutz und Eifersüchtelei gegen Oesterreich an Piemont bindet."

Mein Begleiter „spiegerte" dieses Thema mit der ganzen Fülle italienischer Beredtsamkeit, goß Gift und Galle über Genua und die Genueser aus, welche er mit Dante »uomini pien di ogni magagna,« die Urheber und steten Förderer der Unruhen des Landes nannte, und wollte eben in gleicher Weise über England herfallen, als wir glücklicherweise die ersten Häuser von Cavagla ansichtig wurden. — „Ich habe hier," sagte er, „ein kleines Geschäft mit dem Wirthe abzumachen, und wenn Sie nicht Lust haben, ein Glas Wein mit mir zu trinken, so gehen Sie langsam voran; ich werde Sie bald wieder einholen." Das Fußwerk des jungen Mannes war so beweglich wie seine Zunge, und ich hatte das erste Haus von Cavagla noch nicht erreicht, als er mir aus den Augen war. Ich folgte der Straße, welche sich das ganz hübsche Oertchen entlang und dann über eine kleine Anhöhe zog, wartete an einem Bildstock, von welchem man in eine breite Gasse des Fleckens sehen konnte, und setzte, als der Gefährte ausblieb, langsam meinen Weg fort.

Am südlichen Abhang einer zweiten Anhöhe, über welche die Straße sich wand, lag eine geräumige Meierei; von Durst gequält, trat ich in den Hof. Die Stille des Grabes herrschte ringsum; die zwei- und vierbeinige Bewohnerschaft schien noch Siesta zu halten. Nach wiederholtem Klopfen an der verschlossenen Thüre des Wohnhauses öffnete eine junge, ganz hübsche Frau nicht ohne einiges Zögern die Thüre und fragte, was ich wünsche. „Nichts mehr und nichts weniger als ein Glas frisches Wasser, Madama," sagte ich lachend. Ich weiß nicht, ob „Madama" oder das Lachen gewirkt hat; aber die Thüre that sich weit auf und ich wurde eingeladen, „herab" zu kommen. Drei oder vier Stufen führten in ein großes, herrlich kühles, mit rothen Backsteinen gepflastertes Gemach, das auf der Nordseite durch Halbfenster erhellt ward, während auf der gegenüber liegenden Seite, links und rechts von dem mächtigen Kamine, zwei Thüren sich in die Wohn- und Schlafzimmer der Familie öffneten und die Thüre dem Eingang gegenüber rechts in den Keller, links in die obern Räume des Hauses leitete. „Madama" bot mir einen Stuhl an und auf ihren Ruf „Elisa" erschien ein halb ländlich, halb städtisch gekleidetes zierliches junges Mädchen, die Schwester der Hausfrau, wie ich hörte, die aus Arona zum Besuche hier war. Die Schwestern flüsterten eine Sekunde mit einander, Elisa verschwand und kehrte alsbald mit einer Flasche Wein zurück, während die ältere Schwester mit einem großen Glase und einer vollen Wasserflasche herbeikam und sich erkundigte, ob ich etwas zu essen wünsche. Ich dankte, ließ mir den Labetrunk trefflich schmecken, zollte der Zierlichkeit,

welche hier allum herrschte, das verdiente Lob, fragte die „Signorina," ob der heilige Carolus Borromäus zu Arona noch segnend über seinen schönen See ausschaue, und pries den Muth der beiden jungen Wesen, die ich ohne männlichen Schutz in der einsam gelegenen Meierei gefunden. Ich erfuhr, daß dieß ihr gewöhnliches Loos in diesen Wochen sey, wo so vieles auf dem weitläufigen Gute beschickt werden müsse, daß der Mann mit den Dienstboten und Arbeitsleuten nicht vor später Nacht heimkehre, daß aber auch im Falle der Noth Hülfe nicht so fern wäre, als es scheinen möchte, da in einem der Hintergebäude zwei Knechte der bereits seit dem Montage knarrenden Kelter warteten.

Die liebenswürdigen Schwestern wollten, als ich endlich zu meiner Reisetasche griff, kaum von Dank, geschweige von einer Vergütung hören, gaben mir unter heiterem Geplauder das Geleite bis an die Straße und empfahlen mich zum Abschied dem Schutze der heiligsten Jungfrau. Fünf Minuten später war ich auf dem Höhepunkt des Hügels, wo sich mir ein Anblick darbot, welcher mich des hübschen Schwesterpaars, des stets noch unsichtbaren Gefährten, des herannahenden Abends und des weiten Weges, den ich noch vor mir hatte, vergessen ließ. Die penninischen und lepontinischen Alpen, welche die nahen Höhenzüge mir fast den ganzen Tag versteckt hatten und von deren Fuß ich westlich acht bis zehn, nördlich wenigstens zwanzig Stunden entfernt seyn mußte, schienen sich auf zwei bis drei Stunden genähert zu haben, und obgleich sie ein leichter Nebelflor umwebte, lagen sie in vollem Glanze vor mir. Die hoch emporgehobene Diamantkrone des Monte Rosa war von einem sanften Rosenlicht umflossen, während die niedrigeren Eishörner in blendendem Weiß strahlten; einzelne Gletscher, Schneehalden und Felswände traten schimmernd hervor, und wie über diesem Prachtgemälde in der tiefblauen Luft einzelne weiße Wölkchen entlang zogen, jagten da und dort lichte Nebelstreifen über die tiefere, grünschimmernde Region; Alpenbäche gaukelten wie von der Luft bewegte Silberfäden in die grüne Nacht der Föhren- und Kastanienwälder oder am Saume der Matten nieder und weiße Hütten hoben sich von den Berghalden glänzend ab.

Diese zauberische Erscheinung, welche an Herbstabenden, besonders wenn eine Aenderung des Wetters bevorsteht, nicht selten seyn soll, währte eine volle Viertelstunde. Die Sonne trat in dichte Wolkenschichten, das eben noch ganz nahe und in den lebhaftesten Farben gekleidete Bild trat in seine natürliche Entfernung zurück und ein bläulicher Duft hüllte das ganze Gebirg in seinen Schleier. — Es war nun Zeit, meinen Weg rascher denn bisher fortzusetzen. Die anhaltend nördliche Richtung der Straße wollte mir zwar bedenklich vorkommen; die Worte meines jungen Gefährten waren aber so erschöpfend und bestimmt gewesen, daß ich sorglos weiter wanderte. Ich kam an eine neue, schöne Brücke, die über ein in diesem Augenblick wenig angeschwelltes Flüßchen führte; zwei Arbeiter, welche mit Ausbesserung der Straße beschäftigt waren, erwiederten meinen Gruß sehr freundlich und sagten mir, als ich nach dem Namen des Flüßchens fragte, es sey der Alvo. „Und wie weit ist Vercelli noch von hier entfernt?" fragte ich weiter. — „Vercelli, Herr? Diese Straße führt nach Biella, und wenn Sie nach Vercelli wollen, müssen Sie wieder nach Cavagla zurückkehren und dort der großen Straße folgen." — „Eine sehr angenehme Nachricht!" dachte ich und holte meine Karte hervor. Kein Zweifel, ich war auf dem Weg nach Biella; Vercelli lag weit nach Südosten hinab; nach meiner Karte war es aber eben nicht durchaus nöthig, den weiten Weg bis Cavagla zurück zu messen; wenn ich dem in der Nähe von Vercelli in die Sesia ausmündenden Alvo folgte, war der Weg von der Brücke bis Vercelli kaum weiter als der von Cavagla nach der genannten Stadt. Die beiden Männer, denen ich meine Absicht, dem Fluß zu folgen, mittheilte, schüttelten die Köpfe und der ältere sagte: „Der Pfad, welcher hier am Alvo hinab läuft, wendet sich schon in der nächsten halben Stunde einem weiter rechts liegenden Dörfchen zu, und wenn sich auch dann wieder von Strecke zu Strecke ein Fußpfad findet, so führt er durch ein versumpftes Gelände oder durch verwachsenes Gebüsch. Glauben Sie mir, das Beste ist, Sie kehren nach Cavagla zurück und bringen dort die Nacht zu, denn es dürfte leicht dunkel we den, ehe Sie über die Hügel kommen."

Da ich diesem kurzen Irrweg die Bekanntschaft mit zwei liebenswürdigen Piemonteserinnen und den Anblick eines der tausend Wunder verdankte, welche in dem Zauberkreise des Gebirgs, von den zackigen Flühen an, die sich in den Wolken baden, bis herab zu den blühenden Matten und Triften, durch die sich funkelnde Bäche winden, heimisch sind, tröstete ich mich leicht, wendete dem Alvo den Rücken, eilte an der Meierei vorbei, um jeder Verlockung zu einer zweiten Einkehr zu entgehen, und erreichte nach zweistündigem Marsch die lange, thalab laufende Häuserreihe von Cavagla, deren Beleuchtung, an diesem Abend wenigstens, ausschließlich der jungen Mondsichel und dem blitzenden Sternenlicht anheim gegeben schien.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

A. de Musset. — Tony Johannot. — Malerei. — Musik.

Die Personen, welche die Gesinnung preisen, die Ponsard in seinem neuen Stück an den Tag legt, kommen dabei leicht auf Alfred de Musset zu sprechen und meinen, daß dieser Mann den Platz eines Bibliothekars, den ihm die Februarkatastrophe genommen, wieder erhalten habe, sey nicht anders als billig, daß er aber, der von Haus aus mehr als genug zu leben, der außerdem die Erträgnisse seines Theaters zur Verfügung habe, so ganz und gar, nicht die Mäcenatengunst, sondern die warme Jugendfreundschaft des Herzogs von Orleans, die lieblichen Verse, die er dessen Sohne um die Wiege, die pathetischen Strophen, die er dem so früh dahingegangenen Fürsten in's Grab nachgesungen, vergessen und seine Wiedereinsetzung in ein zwar einträgliches, aber keineswegs glorreiches Amt durch ein kaiserliches Festspiel, „der Traum des August," bezahlen konnte, das erkläre sich nur aus dem tiefen Verfall einer einst so reichen und einnehmenden Persönlichkeit. Eine Theaterzeitung machte bei dieser Gelegenheit, mit Bezug auf Mussets lange Unthätigkeit, die, man kann nicht sagen ob harmlos emphatische, ob ironisch bittere Bemerkung, die Dankbarkeit habe ihm die Stimme wieder gegeben. Ja wohl, die Dankbarkeit für die Großen, die Mächtigen der Gegenwart, die löst die Zunge; der Dank, den man den Verbannten schuldet, der bricht das Schweigen nicht. Es hat sich aus den Wirren und den Stürmen der letzten Zeit unter andern Ausdrücken, die der Moment erzeugt, das Wort „Ischariotismus" gebildet, und wenn irgend ein Neologismus jemals nöthig war, so ist es dieser, denn gewisse Erscheinungen der letzten Jahre und jüngsten Tage lassen sich wahrhaftig nicht anders bezeichnen. Es ist ohne Zweifel betrübend, wenn man mitten aus einer energisch und glücklich ausgefüllten Laufbahn, wie dieß vor kurzem dem fruchtbaren Tony Johannot geschah, durch den Tod gerissen wird; allein besser ist es gewiß, vor der Vollendung seiner Aufgabe von den dunkeln Mächten entrafft zu werden, als die Glorie und die Blüthe zuerst durch trägen Abfall von seinem Beruf und seiner Kunst, dann durch schnöden Abfall von Freundschaft und Ehre bei lebendigem Leibe aufzugeben. Musset und Johannot flößen beide ein peinliches Gefühl ein durch die Betrachtung, was sie gewesen und was sie nicht mehr sind; aber wenn dieser unser Bedauern erweckt, daß er noch so viel Vortreffliches hätte leisten können, flößt jener uns trostlose Trauer durch die Ueberzeugung ein, daß er nichts Lebensfähiges mehr hervorbringen wird. Tony, wie sein längst schon verstorbener Bruder Alfred, obwohl französischer Abstammung, in Deutschland geboren, hatte sich namentlich durch die bildliche Verzierung einer Anzahl beliebter, vielgelesener Schriftwerke, wie der Romane Walter Scotts, Victor Hugos Notre Dame, der dramatischen Kleinigkeiten von Eugen Scribe, der oft phantastischen Erzählungen Charles Nodiers, der vertrauten Mittheilungen, mit andern Worten der Jugenddenkwürdigkeiten Lamartine's, bemerklich und einen Namen gemacht. Die ersten Entwürfe zu diesen verdienstvollen, anziehenden Arbeiten hatte Tony in einem Album vereinigt, das in den Besitz eines ihm oft behülflichen Freundes gekommen war. Dieser Freund ward durch Geschick und Noth gezwungen, besagtes Album der öffentlichen Kauflust anzubieten; auf diese Weise ward ein größerer Liebhaberkreis damit bekannt und befreundet. Alle Urtheile über ihn, die bisher nach zerstreuten Leistungen sich nicht zu einem Gesammtentscheide zu bilden vermochten, haben endlich einen allgemeinen Stempel erhalten und es ist, nach der Mehrheit der Meinungen zu urtheilen, die Anerkennung der Anmuth und leichten Idealität, welche in diesen Erzeugnissen wahrzunehmen ist, so ziemlich allgemein. Etwas geleckt, kokett, bis zur Geziertheit zierlich werden sie allerdings mitunter gefunden, und eine umlaufende Anekdote scheint zu beweisen, daß Tony selbst diese Ansicht halb und halb theilte. Er soll eines Tags einen jungen Mann zu einer jungen Dame im Vorbeigehen haben sagen hören: „Sie sehen aus wie eine Tony Johannot." Jeder andere Künstler würde in diesem aufgefangenen Worte etwas sehr Schmeichelhaftes gesehen haben; aber bescheiden und voll Mißtrauen gegen sich selbst, wie er stets gewesen, glaubte er, diese Galanterie sey ein Wink und eine Warnung, daß seine Gestalten falsch seyn dürften. Seine Freunde mußten ihn gegen seine eigenen Bedenken vertheidigen. Glücklicherweise gab er nach und schuf nach wie vor jene feinen und reizenden Typen, die er von jeher lieb gehabt.

Tony Johannots Album macht von sich reden, würde aber noch mehr besprochen werden, wenn nicht in diesem Augenblick die lebenden Künstler und die Werke, die man von ihnen erwartet, nothwendigerweise eine größere Theilnahme verlangten und erhielten als die todten, die nichts Neues

mehr bringen können. — Die Eröffnung des Salons, die schon einigemal hinausgeschoben wurde, ist nach einer vor kurzem erschienenen Bekanntmachung von neuem vertagt, der Termin der Einsendungen ist natürlich ebenfalls verlängert, und da die einzusendenden Arbeiten für einen näheren Verfalltag schon bereit waren, so finden bereits in den Werkstätten der Künstler vorläufige Musterungen statt, von denen in hiefür angeregten Kreisen natürlich viel Widersprechendes erzählt und die Neugierde durch das halb gelüftete Geheimniß doppelt gereizt wird. Nach dem, was man aus diesen Sphären erfährt, wird es nicht an Kunstwerken fehlen, die theils die Hauptfest- und Siegestage der jetzigen Staatsgewalt durch unmittelbare Darstellung zu verherrlichen bestimmt sind, theils der politischen Richtung derselben durch geeignete Griffe in die Vergangenheit zu Hülfe kommen. So unterhält man sich viel von einem großen Stück Leinwand, welches vor den Augen der hart- oder ungläubigen Pariser die wilden Auftritte von Clamecy im December 1851 aufrollt, mit allen Fiorituren des Schreckens, welche die Phantasie einer dienstbeflissenen Presse und Beamtenwelt, um die Furcht vor dem Socialismus und die Liebe zum Despotismus zu erhöhen, um die viel zu harmlose Wahrheit hing. — Ein anderes, gleichfalls großes Stück von Charles Bazin wird uns den jungen König Ludwig XIV. zeigen, wie er das damalige Parlament gewaltsam auseinander jagt, und wird auch noch bezweifelt, daß der Künstler seinen Stoff gehörig bemeistert habe, so nimmt man doch allgemein an, daß die zarte Anspielung von allen halbwegs Gebildeten gehörig verstanden und für den großen Haufen, dessen geschichtliches Wissen im Argen liegt, eine gutgesinnte Presse zum vollen Verständniß des Meisterwerks das ihrige beitragen werde.

Doch alles das gehört mehr einer nahen Zukunft als der Gegenwart an; das Fest der Maler und Bildhauer ist noch nicht gekommen und noch ist die Musik die Löwin von Paris, noch prangen die Concertprogramme an den Mauern der Hauptstadt. Obgleich weder die Anfänger noch die Ankömmlinge fehlten, so behielten doch die alten bekannten Matadore den meisten Zulauf, das meiste Ansehen und die meiste Ehre. Vieuxtemps ist nach wie vor der König der Violine; die Kenner rühmen die Reinheit seines kühnen Vortrags und die gefällige Energie seiner Bogenführung. Die Menge findet in ihm einen Zauber wie in keinem seiner Mitbewerber um das Primat auf diesem Instrument, einen Zauber, den sie zwar durch scharf umrissene Worte nicht genau bezeichnen kann, dessen Wirkung sie aber nichts desto weniger empfindet. — Auf dem Piano ist Fräulein Claus aus Prag, eine außerdem liebenswürdige Erscheinung, durch eine Vereinigung von kräftigem Anschlag, eindringlicher Grazie und einer Fertigkeit, welche die Höhe der wahren Bravour erreicht, noch immer die Erste. Aus Deutschland kommt übrigens für das Piano sowohl als für andere Instrumente und Concertgesang fortwährend Nachwuchs an, und deutsche Musik wird mehr und mehr heimisch. Namentlich ist es das Conservatorium, das in dieser Richtung sich rührig zeigt, und nicht bloß classische deutsche Musik, sondern auch die Tondichter der neuesten Zeit, die noch lebenden und kürzlich verstorbenen berücksichtigt. So hat es im ablaufenden Winter einige der vorzüglichsten Erzeugnisse Mendelssohns zur Aufführung gebracht; allein diese sinn- und werthvollen, aber nicht gerade einschmeichelnden Schöpfungen haben selbst bei einem Publikum, das Haydn genießt, Mozart bewundert und für Beethoven schwärmt, keinen rechten Anklang gefunden. Leute, die vor allen Dingen einen Ohrenschmaus verlangen und sich keine Mühe geben wollen, um zu verstehen, was ihnen geboten wird, sind gegen gediegene Musik gerade nicht eingenommen, aber sie ist ihnen nur unter der Bedingung, daß sie einschmeichelnd sey, willkommen. Bei der Wahl zwischen einschmeichelnder, nicht gediegener, und gediegener, nicht einschmeichelnder Musik werden sie unfehlbar die erste vorziehen, wie ihnen ein schlüpfriges, nichtssagendes Vaudeville, das ihnen die Zeit kürzt, lieber ist als eine tiefgedachte Tragödie, die sie nicht unterhält. Sie lassen dabei allen Patriotismus zu Hause, und was die Namen Donizetti, Rossini, Bellini trägt, ist die leckerste Kost für sie, und obwohl sie Boyeldieu gerne haben, so stellen sie ihn doch nicht höher. Rossini, Bellini, Donizetti, das ist so einschmeichelnd, daß es einem gar nicht zu fragen einfällt, ob es auch gediegen sey. Mit Verdi hat es schon eine andere Bewandtniß; bei dem muß man schon beisetzen, daß er ein gediegener Italiener sey, und die Pariser Freunde ultramontaner Cantilenen sind der Meinung, es wäre wünschenswerth, daß er minder gediegen und ein wenig mehr Italiener wäre. Seine Luisa Millerin, die auch auf die große Oper verpflanzt wurde, macht weder in der einen noch in der andern Sprache eigentliche Furore. Das Lustigste, was dabei zum Vorschein kam, waren die Betrachtungen, welche das musikalische Feuilleton aus Anlaß des Textbuches über Schiller und seine Kabale und Liebe zum Besten gab und die größtentheils auf vornehmes Weh und aristokratischen Zeter über teutonische Rohheit hinaus liefen, aber deßwegen den Genius eines Schiller keineswegs in Abrede stellten. — Unter den musikalischen Bühnen hat das sogenannte lyrische Theater, eine Art Succursale der komischen Oper und erst seit einigen Jahren im Gange, wie Sie wissen, in der jüngsten Zeit eine vorzügliche Thätigkeit an den Tag gelegt, und namentlich mit einer Feenoper, „die Liebschaften des Teufels," wozu der mit komischen Mitteln reich begabte und durch einige Erfolge in dem der Posse am nächsten stehenden Singspiel bekannt gewordene Belgier Grisar die Musik geschrieben hat, ziemlich bedeutendes Glück gemacht. Man hat dem neuesten Werk des angenehmen und fruchtbaren Tonsetzers den Mangel an höherem Gehalt, an tieferem Eindringen in den Geist der Fabel vorgeworfen. Grisar gehört nicht zu den Gediegenen, allein er ist einer von den Einschmeichelnden, seine Weisen haften leicht im Gedächtniß des Zuhörers, summen auf allen Straßenorgeln und werden allenthalben getrillert oder gepfiffen. Mit solchen längst anerkannten Elementen, wie sie auch in diesen Liebschaften des Teufels wieder in Fülle vorhanden sind, kann man sich über das Mißwollen und die Einwendungen der gelehrten Kritik hinaussetzen. Das Loos einer bestrittenen Popularität ist immer beneidenswerther als die Ehre einer begrenzten Anerkennung. Und weil ich gerade von Popularität spreche, so muß ich auch der musikalischen Gilden der untern Klassen erwähnen, die von Jahr

zu Jahr an Ausdehnung gewinnen und auch in diesem Winter an verschiedenen Orten von Paris durch öffentliche Vorstellungen von ihren Fortschritten Zeugniß abgelegt haben. Es wird in dieser Sphäre durchaus nicht bloß leichte, in die Sinne fallende, auch trägen Geistern und leeren Gemüthern zugängliche Musik zum Vergnügen des gemeinen Mannes, der an diesen Gesellschaften Theil nimmt, abgeleiert; auch der Vortrag ernsterer, sittlich kräftigender, erhebender Tonwerke wird, oft mit Erfolg, versucht, und wenn auch diese Anstalten nicht so naturgemäß und üppig, wie die deutschen Gesangvereine, aus dem Volksleben hervorquellen, so sind sie doch ein sehr achtungswerthes Surrogat, tragen zur Bildung und innern Reinigung der untern Stände wesentlich bei und bringen durch die Dienste, welche sie dem Kirchengesang leisten, unter anderem Segen auch den eines lebendigeren Antheils an den Uebungen der christlichen Gottesverehrung von Seite der Massen. Freilich ist dieser Antheil nicht immer sehr ächt und aufrichtig; der Andrang in die Kirchen am Ostersonntag erklärt sich nicht einzig und allein aus religiösem Eifer, und die weltliche Liebhaberei für schöne Kirchenmusik war dabei ohne Zweifel nicht ganz ohne Antheil.

London, April.

Der penny-a-liner und der Katastrophenmacher.

„Was mein Vater ist? — Mein Vater ist ein Katastrophenmacher," war die Antwort eines Knaben, den man nach der Erwerbsquelle seines Vaters befragt hatte. In jedem englischen Journale findet sich eine besondere Rubrik, „Accidents" überschrieben, in der Unglücksfälle aller Art, Raub, Mord und Todtschlag, Eisenbahnunfälle, Schiffbruch, überhaupt alles, was sich Tags vorher Unglückliches zugetragen hat, mit der größten Sorgfalt beschrieben werden. Diese Rubrik wird vom englischen Publikum mit wahrem Entzücken gelesen, und ein Journal steht um so höher in der Gunst der Lesewelt, je prompter und vollständiger es über diese Dinge Buch führt. Um daher am besten und schnellsten von Unfällen aller Art unterrichtet zu werden, hat jedes Journal einen Preis ausgesezt für alle, welche irgend eine Nachricht, die in dieses Gebiet fällt, mitzutheilen haben. Dieser Preis besteht in einem Penny für die gedruckte Zeile für jeden, der die erste Kunde von irgend einem Unglück, einem ausgebrochenen Feuer, einem begangenen Selbstmord oder einem glücklich ausgeführten Diebstahl der Redaktion bringt. In Frankreich besteht ein eigenes Büreau, welches das Kapitel des Accidents für alle Journale, welcher Farbe sie angehören mögen, übernimmt und ausfüllt. In England ist diese Abtheilung der Privatspekulation und der Concurrenz überlassen. Jedes englische Journal will seine eigenen, originellen Unfälle haben, und der Erfolg desselben hängt viel ab von der Art und Weise, wie, und von der Schnelligkeit, mit der es sich von den täglichen Zufällen, welche die gebrechliche Menschheit befallen, in Kenntniß sezt. Die Zahl der Mitarbeiter an dieser Rubrik ist daher eben so unbegrenzt als das Feld, über das sie Bericht abzustatten haben. Diese Leute werden schlechtweg »penny-a-liner's« genannt.

Der „Coroner" in England ist ein von der Regierung angestellter Beamte, der bei jedem plötzlich eintretenden Todesfalle ein Geschwornengericht zusammen zu berufen hat. Dieses Gericht thut aber weiter nichts, als daß es die Ursachen summarisch konstatirt. Jeder Selbstmord, jeder unnatürliche oder verdächtige Todesfall fällt unter die Competenz des Coroners. Die Untersuchung selbst ist öffentlich, und die Presse hat großes Interesse, dieselbe umständlich mitzutheilen. Die Verhandlung wird gewöhnlich in einem öffentlichen Hause, in einer Schenke vorgenommen, und zwar so nahe als möglich am Ort, wo der Fall sich zugetragen oder der Leichnam gefunden worden ist. Unter der Menge Menschen, die hinter des Coroners Wagen herrennen, wenn er zur Untersuchung fährt, kann man sicher seyn, zwei oder drei Personen in schäbigem Frack, mit schmutzig weißer Halsbinde zu bemerken, die schneller laufen als alle andern, und das sind gewiß penny-a-liner's. Gibt es gleich unter dieser Klasse von Schriftstellern Männer von Einsicht und Verstand, die froh sind, sich auf diese Weise eine Existenz zu verschaffen, so sind doch die meisten reine Industrieritter, ohne alle Bildung, und gegen deren Charakter im Leben dieselben Vorwürfe erhoben werden können, wie gegen den Styl ihrer Schreiberreien. Sie bringen den größten Theil ihrer Zeit in Kaffee- und Wirthshäusern zu, und ihr ganzes Geschäft besteht darin, des Coroners Haus Tag und Nacht zu bewachen und ihm auf allen seinen Wegen und Gängen zu folgen, um ja den rechten Augenblick nicht zu verfehlen, wo er sich auf den Schauplatz einer Katastrophe begibt. Katastrophen aller Art aber, und besonders Selbstmord, sind Ereignisse, die sich in London tagtäglich zutragen, und die Umstände, welche dieselben begleiten, sind allerdings oft geeignet, die Neugierde des Publikums zu rechtfertigen, mit welcher es Berichte der Art liest. Dieselbe Originalität, welche die Engländer in allem ihrem Thun und Handeln charakterisirt, verläugnet sich auch dann nicht, wenn sie im Begriffe stehen, diesem ihrem Thun und Handeln durch eine lezte That, die des Selbstmords, ein Ende zu machen, und es geschieht dieß sehr oft, ohne daß irgend ein anderer Grund eines solchen Schrittes aufgefunden werden könnte, als temporärer Wahnsinn. Wenigstens lautet so in den meisten Fällen die Entscheidung der Jury, und was diese Entscheidung allenfalls Lügen strafen könnte, ist die Ruhe, die vernünftige Beharrlichkeit, mit welcher der Akt des „temporären Wahnsinnes" vollzogen wird.

Obgleich die »penny-a-liner's« dieser Klasse meistens ein ganz gutes Einkommen von Katastrophen der Art beziehen, und nicht selten jährlich bis zu 200 Pf. Sterling realisiren, so leben sie doch in der größten Dürftigkeit. Unfähig, sich einem geregelten, stäten Leben zu fügen, bringen sie, wie gesagt, alle ihre Zeit in den Wirthshäusern zu, und wenn sie ihr Leben nicht in einem Irren-, Kranken- oder Workhause, den drei Heilanstalten der englischen Gesellschaft, endigen, so ist ihr Tod gewöhnlich der Art, daß er ebenfalls zu einer Untersuchung von Seiten des Coroners Veranlassung gibt. — Man glaube deßhalb aber nicht, daß alle penny-a-liner's in Folge ihrer Lebensweise der öffentlichen Verachtung preisgegeben sind, und daß die Katastrophen, über welche sie Bericht abzustatten haben, auf ihr eigenes Loos immer einen so ungünstigen Einfluß üben. Im Gegentheil, man findet in dieser Klasse manche achtungswerthe Männer, und nicht selten kann man einen penny-a-liner an der Seite des Coroners Platz nehmen sehen, der bei außerordentlichen Ereignissen froh ist, einen Mann zu finden, der auf würdige Weise über die Verhandlungen zu berichten weiß.

Verächtlicher aber und zugleich gefährlicher als die schlimmsten penny-a-liner's sind die vorgeblichen penny-a-liner's, die nie eine Linie in einem Journale geschrieben haben, die aber, sobald irgend ein Leichnam zur Untersuchung in ein »public house« gebracht wird, sich wie die Geier um denselben versammeln, um vom todten Fleische zu zehren. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Familie, in der ein außerordentlicher Todesfall, namentlich ein Selbstmord sich ereignet, häufig großes Interesse hat, die Sache zu verheimlichen, wenigstens die Umstände so viel als möglich der Oeffentlichkeit zu entziehen. Das Interesse der penny-a-liner besteht dagegen darin, diese Umstände in größter Ausführlichkeit der Oeffentlichkeit zu übergeben. So treten denn beide Parteien in eine Unterhandlung, welche gewöhnlich damit endet, daß dem vorgeblichen penny-a-liner eine Entschädigung zugesagt wird für sein theilweises oder gänzliches Stillschweigen. Wie wenig man aber auf die Loyalität dieser Leute zählen kann, und wie troz alles Versprechens der Verschwiegenheit sich doch immer Menschen der Art finden, die unter keiner Bedingung auf ihren Penny für die Linie verzichten wollen, geht aus folgendem Beispiele hervor, das wir hier unter Tausenden ähnlicher Art hervorheben. Ein bedeutender Kaufmann in der City hatte in einem Anfall von „temporärem Wahnsinn" seinem Leben ein Ende gemacht. Seinem Compagnon war viel daran gelegen, den Fall so viel als möglich zu verheimlichen, nicht allein in seinem eigenen Interesse, sondern auch um Zeit zu gewinnen, die Verwandten des Unglücklichen auf den Fall vorzubereiten, bevor sie durch die Presse auf eine minder schonende Weise davon in Kenntniß gesezt würden. Er ließ daher alle wirklichen sowohl als vorgeblichen penny-a-liner's auf sein Büreau kommen, stipulirte einen Preis, den er Jedem für die Unterdrückung des Berichts zu zahlen hatte, und um der ganzen Unterhandlung den Anstrich eines abgeschlossenen Geschäfts zu geben, ließ er sich, wie es im Geschäftsgange üblich ist, von jedem Einzelnen eine Quittung über den erhaltenen Betrag ausstellen. Er glaubte damit die Bursche zu binden, da er die Mittel in Händen hatte, dieselben bei dem Journale, das etwa dennoch einen Bericht bringen sollte, compromittiren zu können. Die penny-a-liner's aber, wenigstens die wirklichen, waren klüger als der Kaufmann; sie verstellten ihre Handschrift und gaben falsche Namen an, und so erschien der Bericht gleich am folgenden Tage fast in allen Journalen gleichzeitig.

Da die Unterdrückung einer Katastrophe oft besser bezahlt wird als die Mittheilung derselben, so warten die penny-a-liner's nicht immer, bis ihnen Anerbietungen gemacht werden, sondern sie gehen geradezu in das Haus, wo der Unfall sich ereignet hat, und stellen ihre Forderungen. Der Selbstmord ist unter allen Unglücksfällen derjenige, welcher sich am einträglichsten für die Katastrophenmacher erweist. Der Schmerz, der die Ueberlebenden in solchen Fällen befällt, ist zu groß, als daß sie nicht willig jedes Opfer brächten, womit sie sich wenigstens die Schande ersparen, welche aus der Veröffentlichung des Falles mit allen Umständen für sie erwachsen müßte. Mehr als einmal hat die Wittwe eines Unglücklichen, der seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht, ihre goldenen Ringe vom Finger gezogen, um die Habgier dieser Menschen zu befriedigen. Hat irgend ein penny-a-liner ein solches Opfer der Delikatesse und Scham ausfindig gemacht, so begnügt er sich nicht mit dem eigenen Raub, sondern er sendet unmittelbar nachher Genossen der Zunft in dasselbe Haus, um eine neue Steuer vom Unglück und Schamgefühl zu erheben. Wenn troz dieser Brandschatzungen der Fall dennoch zur Oeffentlichkeit kommt, so ist dieß nur ein Beweis für die nie zu befriedigende Gier des penny-a-liner's und die nie zu stillende Neugierde des Publikums. — In ungünstiger Jahreszeit, wo Selbstmorde sich minder ergiebig erweisen, spekuliren die penny-a-liner's auf die unglücklichen Krämer, die wegen falschen Gewichts, oder auf die Wirthe, die wegen Verfälschung ihres Getränks vor Gericht belangt worden, und die Gebühren, welche sie von beiden für die Unterdrückung dieser Fälle zu erpressen wissen, übersteigen bei weitem die Strafsummen, zu denen die Parteien verurtheilt werden.

Zu dem Kapitel der „Accidents" gehören gleichfalls die Feuersbrünste, und sie bilden eine weitere Erwerbsquelle für die penny-a-liner's. Sie stehen daher in direkter Verbindung mit den Personen, die bei den Feuerlöschanstalten betheiligt sind. Ein thätiger penny-a-liner hat seine Maßregeln getroffen, um beim geringsten Feuerlärm gleich bei der Hand zu seyn, und wo sich nur ein Funken Feuer zeigt, da kann man sicher seyn, ihn in der dichtesten Volksmasse anzutreffen, sich rechts und links umschauend, um recht viele Materialien für den Paragraphen zu sammeln, der am nächsten Morgen im Journal erscheinen soll. Er sieht alles, nur nicht das Feuer; er sieht, „wie die ganze Nachbarschaft in die größte Bestürzung gerathen beim Ausbruch der schrecklichen Feuersbrunst, wie das verschlingende Element, troz aller menschlichen Bemühungen, fortwüthete, wie die Bewohner mit großer Lebensgefahr und nackt sich retteten," und er vergißt nie die Feuerspritzen zu nennen, „welche zuerst auf dem Schauplatz der Verwüstung erschienen und sich am thätigsten gezeigt." Manchmal kann man den abenteuerlichen Burschen auf der Feuerspritze selbst sitzen sehen, wenn dieselbe mit Windesschnelle durch die Straßen von London daher rasselt, um zuerst an der Feuerstätte einzutreffen und die bei dieser Gelegenheit übliche Belohnung von fünf Pfund Sterling zu erhaschen. Das Feuer ist nicht immer so leicht zu entdecken; die Feuerspritze hat oft mehrere englische Meilen vor- und rückwärts zu rennen; aber das schreckt den penny-a-liner nicht ab, wo es sich darum handelt, einen Paragraphen in die Zeitung zu bringen, von dem jede Linie mit einem Penny bezahlt wird. Diese Klasse ernährt sich auf mühselige Weise, und wären die übrigen Katastrophenmacher eben so harmlos als die, welche über Feuer- und Hagelschaden berichten, so ließe man sie gern gewähren, was auch immer die Einwendungen seyn mögen, die man gegen ihren Styl erheben mag.

Bekanntlich versteht man in Frankreich unter »canards« alle falschen Nachrichten, die zu diesem oder jenem Zwecke absichtlich in's Publikum geschleudert werden. In England wird dieses „Canardwesen" von den penny-a-liner's auf eine Weise ausgebeutet, welche selbst den scharfsinnigsten und erfahrensten Journalisten zu täuschen im Stande ist. Je entsetzlicher eine Katastrophe ist, mit desto größerem

Vergnügen wird sie vom englischen Publikum gelesen. Der penny-a-liner spekulirt auf diese Manie und sucht den größten Gewinn davon zu ziehen. Hier nun wird der penny-a-liner ein eigentlicher Katastrophenmacher, der Selbstmorde und Unglücksfälle aller Art erfinde und ausmalt, um für jede unglückschwangere Linie einen weiteren Penny zu erschwindeln. Die Art und Weise, wie dieser Erwerbszweig betrieben wird, erfordert nicht allein Talent und Erfindungsgabe, sondern ein gewisses savoir faire, eine große Vorsicht und genaue Bekanntschaft mit allen Geheimnissen der Presse. Die Journale z. B. bezahlen jeden Samstag. Hat nun ein penny-a-liner irgend eine anziehende, aus der Luft gegriffene Katastrophe mitzutheilen, so geschieht dieß gewöhnlich Freitags. Hat der Redakteur keinen Verdacht, oder wird er durch die specielle Ausmalung der Umstände verleitet, die Mittheilung für ächt zu nehmen, so erscheint dieselbe gleich am folgenden Tag, Samstags, und wenige Stunden nachher kann der penny-a-liner sein Honorar in Anspruch nehmen." Alle Mittheilungen, die von Seiten des Publikums eintreffen, um das Journal Lügen zu strafen, kommen natürlich zu spät; der penny-a-liner hat seinen Zweck erreicht und sein Honorar eingestrichen. Um irgend einer erfundenen Katastrophe den täuschendsten Anstrich von Wahrhaftigkeit zu geben, sezt sich der penny-a-liner mit Kollegen in Verbindung und veranlaßt dieselben, die von ihm erfundene Geschichte in andern Worten, aber in demselben Sinn zu redigiren und sie an dasselbe Journal einzusenden. Auf solche Weise kann manchmal der gewissenhafteste Redakteur zu falschen Mittheilungen verleitet werden, da er in den von verschiedenen Seiten eingelaufenen Berichten den Beweis der Wirklichkeit der Katastrophe erblickt. Duelle, Mordgeschichten, Verführungen sind die ergiebigsten Quellen für die Katastrophenmacher. Man glaube aber nicht, daß diese Menschen Einbildungskraft genug besitzen, um immer neue Katastrophen mit immer neuen Details zu erfinden. Nein, der penny-a-liner, um sich die Mühe der Erfindung sowohl als der Redaktion zu ersparen, nimmt alte längst vergessene Journale zur Hand und sucht Katastrophen heraus, die sich vor zwanzig, vor fünfzig Jahren ereignet haben, und ändert an denselben weiter nichts als die Namen und die Daten. So kann es geschehen, daß die Engländer heutigen Tags mit denselben Greuelgeschichten erschreckt und ergözt werden, die vor langen Jahren der Schreck und das Entzücken ihrer Großeltern gewesen waren. Es ist dieß lediglich eine Folge der zu großen Vorliebe des Publikums für die Rubrik „Accidents." Jedes größere Journal in London zahlt wohl an tausend Pfund jährlich allein den Mitarbeitern an dieser Rubrik. Die Sonntagsblätter sind genöthigt, sich eigene Katastrophenmacher zu halten, um das Sonntagspublikum in Athem zu erhalten. Rechnet man nun zu den großen Summen, die für die Mittheilungen von Katastrophen bezahlt werden, alle die hinzu, welche für die Unterdrückung derselben verschwendet werden, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie schwunghaft der Katastrophenhandel in London seyn muß.

Berlin, April.

Große Verbrechen. — Die Kalabreser.

Während die schöne Pepita, von der im Laufe dieses Briefes des Weiteren die Rede seyn wird, mit ihrem aufgelösten Haar den el Ole tanzend, mit ihren Castagnetten und wollüstigen Siegerblicken Berlin bezaubert, schleicht das dunkle Verbrechen durch seine Straßen, und sucht in der gräßlichsten Gestalt, im Frieden der wohlbewachten Häuser, seine Opfer. Was brauche ich Ihren Lesern die einzelnen Fälle zu erzählen, die jezt durch alle Zeitungen bis über das atlantische Meer ihre Wanderung angetreten und wohl schon beendet haben? Da legt sich ein wohlhabender Kaufmann, der Seidenfabrikant Schulz, in seiner gesicherten Wohnung in der Mitte des gewerbthätigsten Theiles unserer Stadt, Abends zur Ruhe. Sein Haus ist wohl verwahrt, sein Diener schläft mit ihm unter demselben Dache, im selben Quartier, und am nächsten Morgen tritt sein Buchhalter in das Büreau, in die Wohnung, und findet seinen Principal nicht. Alles ist still, in Ordnung, aber es ist zu still, zu ordentlich, und sein Principal, ein regulärer Bürger, ist sonst der erste im Geschäftslokal. Er durchsucht, von banger Ahnung ergriffen, die Wohnung, die Winkel, endlich die Möbeln. Der Kasten unter dem Schlafsopha will sich nicht aufziehen lassen, endlich gibt er nach, und eine blutige Leiche starrt ihm entgegen. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag hat sein Diener — es konnte kein anderer seyn — im Schlafe den Herrn erschlagen, und bis zum Montag früh, wo die Entdeckung erst erfolgte, hat der blutige Mörder die anstrengende Arbeit verrichtet, alle Blutspuren verschwinden zu machen, die Wohnung so sauber herzurichten, daß kein Verdacht entstehen konnte, und er hat auf demselben Sopha, unter dem der Leichnam so unförmlich anschwoll, daß man es zertrümmern mußte, um ihn herauszuheben, am Sonntag gemüthlich mit einem Freunde eine Flasche Wein getrunken! — Während dieser gräßlichen Entdeckung ist aber schon der Mörder am Hamburger Bahnhof zufällig angehalten worden; der diagnostische Blick eines Schutzmannes hat in ihm einen verdächtigen Auswanderer entdeckt; er wird in die Wohnung seines Herrn zurückgeführt und kommt gerade an, als die geschwollene, blutige Leiche auf einem Tische entkleidet niedergelegt ist. Er legt auf der Stelle, erschüttert vom Anblick, ein Geständniß ab. Bei allen Verbrechen, die Berlin in ein panisches Schrecken und viele an den Glauben an eine neue dämonische Verworfenheit der Menschen versezt, ist das das moralisch tröstende, daß alle ermittelten Verbrecher alsbald, einem moralischen Impulse folgend, vollständig eingestanden haben. Die ganze Ermittelung ist dem Publikum noch nicht bekannt, es scheint aber, daß wir noch niederschlagendere Details zu erwarten haben. Der Mord war das Werk mehrerer und der genauesten Vorausberechnung. Die Genossen hatten schon das Schiff ermittelt und bestimmt, mit dem sie von Hamburg nach Newyork entfliehen wollten, und nur die zu große Vorsicht, alle Spuren des Verbrechens zu vertilgen, damit die Entdeckung erst recht spät erfolge, hat sie verdorben. Es erscheint dabei ein Agent, der dem Hauptmörder die That angerathen und sich für den Rath nachher einen halben Thaler zahlen lassen! Auch dieser Agent soll sich nur durch eine übereilte Flucht verrathen haben.

Das intensiv schreckhafteste Attentat ist die versuchte Brandstiftung des Kaufmanns in der Spandauer Straße. Mit der raffinirtesten Berechnung waren der Kaufladen, die Zimmer, die Vorrathskeller mit Schwefel, Kolophonium, Spiritus durchtränkt, Spähne, Holzscheite, Lumpen, Papier, alles was Feuer fängt, war zusammengetragen und gehäuft, Strohseile mit feuerfangender Materie waren als Leiter von oben bis unten gezogen, damit ja, wenn eine Feuerstelle versagte, durch die Communikation der Brand sich fortseze. Die Klugheit hatte sich selbst erschöpft, und sich dabei überarbeitet, und also das nöthigste vergessen, nämlich daß Luft nöthig ist, damit das Feuer lebt. Thüren und Fenster waren, um der frühzeitigen Entdeckung vorzubeugen, so verrammelt, daß die Flamme des Athems entbehrte und so ersticken mußte. Der Eifer und die Umsicht der Polizei, wie sie den Brand entdeckte, stillte und im selben Augenblick den Brandstifter gefangen nahm — auch er hat alsbald bekannt — sind wirklich anerkennenswerth. Aber es war ein von vielen Familien bewohntes Haus, und der ruchlose Anstifter sezte rücksichtslos das Gut und das Leben von gegen fünfzig Personen auf's Spiel, um durch die Realisirung einer guten Assekuranzpolice seine zerrütteten Vermögensumstände zu bessern.

Nach der Ermordung des Klempner Bontout war der Angst Thor und Thür geöffnet; sie schoß los wie Wasser, das die Schleußen durchbrochen, und die Erfindung überbot die Wirklichkeit an Schrecken. In den untern Kreisen glaubte man alles Ernstes folgendes Mährchen: Ein neugebornes Kind, in feine Linnen gewickelt, lag am Friedrichshain. Ein Dienstmädchen fand es, und in die Linnen fünfzig Thaler gewickelt; außerdem ein Versprechen, daß, wer sich des Kindes annehme, alljährlich fünfzig Thaler erhalten solle. Das Dienstmädchen aber fand es gerathener sich mit den ersten fünfzig als sicherem Gewinn zu begnügen, und schob das Kind in den Ofen, wo es verbrannte; aber der Gestank führte die Entdeckung und Verhaftung herbei. Andern dünkte dieß noch nicht schrecklich genug; sie ließen das Mädchen das Kind in einen Kuchenteig einbacken, zum Bäcker schicken und so verbrennen! Eben so betrübend, als die Erfindung gräßlich, ist es, wenn unter dem gemeinen Volke das Gerede umgeht, die Sache sey doch wahr, aber weil eine vornehme Dame, die Mutter, im Spiel, so vertusche man die Sache.

Ehe diese und andere Criminalgeschichten das Blut

zu erhitzen anfingen, kam die bekannte Verfolgung der braunen Schiffer- und Kalabreserhüte. Sie kam uns so unerwartet, sie schien so unverträglich mit dem Takt, den unsere Behörden bis jezt in allen Verfolgungen sich bewahrt, daß man anfänglich nur das Lächerliche herauskehrte und dann auf die Vermuthung kam, es sey damit etwas beabsichtigt, was einer solchen Anregung bedürfe. Die Maßregel war aber gerade für viele friedliche und ruhige Einwohner eine höchst unangenehme. Schulknaben, Söhne angesehener Eltern, wurden ergriffen und auf die Polizeistube gebracht, um in unerfreulicher Gesellschaft eine Nacht zu verbringen; die harmlosesten Männer, Künstler, Gelehrte, die sich an diese bequeme Tracht gewöhnt, seit Jahren keine andere Kopfbedeckung getragen, wurden, ohne daß sie von einem Verbot wußten, eingezogen. An etwas ernsthafteres konnte man nicht glauben. Da kam in der Nacht vom 22. auf den 23. März ein Gelehrter, ein Mitglied der königlichen Akademie, eine Notabilität in den mathematischen Wissenschaften, nach Hause und wollte die Hausthür eben aufschließen, als er wegen seines sogenannten Kalabresers von einem Constabler angehalten ward. Es muß hinzugesezt werden, daß der bejahrte Gelehrte auch einen verdächtigen Bart trägt, und — es war Nacht. Der Schutzmann war so pflichtbeflissen in der Verfolgung der gefährlichen Hüte, daß er die Protestation des Professors, er stehe ja auf der Schwelle seines Hauses, er wolle nichts als ruhig schlafen, man könne ja beim Wirth des Hauses über seine Identität und Ungefährlichkeit Nachricht einziehen, nicht gelten ließ und den schlafen wollenden Professor zum nächsten Büreau führte, wo er zwar erkannt, auch losgelassen, ihm aber der Rath ertheilt ward, lieber einen andern Hut zu tragen, da ihm dasselbe immer wieder passiren könne.

Während die Vigilanz auf die braunen Hüte auf dieser Seite der Kronenstraße sich so bewährte, mußte sie ihr Auge nach der andern Seite hin zugedrückt haben, denn am Morgen nach derselben Nacht, gerade dem Hause des Gelehrten gegenüber, erhob sich ein Klagegeschrei und man fand die gräßlich zerfezte Leiche des Klempners Bontout; er war erschlagen in der Vertheidigung seiner Wohnung, seiner Habe. Man sagt, der Kampf zwischen Mörder und Opfer habe über eine Stunde gedauert, aber weder auf der Straße, noch im Hause hat irgend wer nur einen Laut gehört! — Das Entsetzen erreichte jezt seinen höchsten Grad. Die 200 Thaler Belohnung, die an allen Straßenecken den Angeber locken sollten, vermehrten es nur. Man sprach eine Zeitlang nicht von den braunen Hüten. Wie der junge Mörder, glücklicherweise nur Einer, am nächsten Tage schon eingefangen ward und eingestand, setze ich als bekannt voraus. Man beruhigte sich einigermaßen, als man erfuhr, daß es ein Zeugschmiedgeselle war, der bei dem Meister gearbeitet, sich mit ihm überworfen, und daß die Rache wenigstens beim Anfang der That mit im Spiel gewesen. Aber es entspann sich aus diesem Todtenhause ein langer gräßlicher Faden, der noch andere als den Mörder bis auf das Hochgericht führen kann!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. 24. April 1853.



If thou remember'st not the slightest folly,
That ever love did make thee run into,
Thou hast not lov'd;
Or, if thou hast not sat as I do now,
Wearing thy hearers in thy mistress' praise,
Thou hast not lov'd.

Shakespeare.

Geschichten aus fremdem Land.

I.

Der Sprung in's Wasser.

Ich war, als ich in die große Welt trat, ein ziemlich schüchterner und linkischer Mensch von einundzwanzig Jahren. Aufgewachsen an kleinen Orten, unter kleinlichen Verhältnissen, in einer von allen Naturreizen entblößten Gegend, gebeugt durch frühe Sorgen und unglückliche Schicksale mancherlei Art, fühlte ich doch immer eine gewaltige Lebens- und Wanderlust in mir treiben, und ein dunkles Gefühl zeichnete mir schon frühe die Bahnen vor, die ich einst bestimmt war zu wandeln. Immer nährte ich die Hoffnung, die Zeit werde kommen, wo mir die Flügel hinlänglich gewachsen seyn würden, um mich hinwegzutragen von alle dem, was mich beengte und anwiderte; und ich hatte keinen Leitstern als diesen Gedanken, und keinen Trost, als den dieser Gedanke mir gab. Ich erreichte mein Ziel durch Ausdauer und Festhalten an dem Einen, dem ich alles Uebrige zum Opfer brachte.

Der innere Drang meiner Wanderlust ging nach Osten; äußere Fügungen ließen mich meinen Weg über Rußland nehmen. Die fünftägige Fahrt über die Ostsee nach der neuen Zarenstadt regte mich lebendiger an und gab meinem Geiste größere und mannigfaltigere Eindrücke als alle früheren Jahre meines Lebens zusammengenommen. Das Meer, das sich hinfort auf lange Zeit trennend zwischen mich und meine Heimath wälzte, hatte ein gutes Theil meiner trüben Jugenderinnerungen hinweggespült. Frischer, kräftiger und empfänglicher, als ich Lübeck verlassen hatte, kam ich in Petersburg an. Denn ehe das Schiff zur Abfahrt die Anker lichtete, war mir's noch immer, als ob das Schicksal, das mich noch nie hatte zu einer dauernden Freude kommen lassen, mich wieder zurückziehen könnte mit feindlicher Hand. In Petersburg fühlte ich mich zum erstenmal auf fremdem Grund und Boden. Hinter mir lag das Meer mit seinen tausend Wundern, und vor mir lag eine neue, abenteuerliche Welt.

Rußland hatte für mich nicht das Abschreckende, das gemeinhin für die Reisenden im Klange dieses Wortes liegt. Verschiedene Umstände wirkten zusammen, daß ich mich mit der Geschichte und Geographie dieses Landes früher und genauer bekannt gemacht als mit der Geschichte und Geographie der übrigen nichtdeutschen Länder Europas. So viel ich mich entsinne, war ein alter Oheim, der lange Jahre in Rußland, am Kaukasus und in Persien gelebt hatte, der erste, der den Drang in mir erweckte, jene Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Seine Rückkehr nach Deutschland fiel in die Zeit meiner reiferen Knabenjahre

und seine Erzählungen machten auf mich einen so lebendigen und anregenden Eindruck, daß ich — dem, Dank meinen ersten klassischen Studien, der Unterricht in fremden Sprachen der größte aller Schrecken war — aus eigenem Antrieb die Anfangsgründe des Russischen bei ihm erlernte. Der Alte, ein ganz unwissenschaftlicher Mann, der, seit er der Schule entlaufen, sicher keinen Blick in die Grammatik gethan, brachte mir die Grundlage meiner slavischen Studien auf eine ganz eigene Weise bei, die es mehr mit dem Ohr als mit dem Papier zu thun hatte, und seine Methode gab mir den Leitfaden, später ein halb Dutzend Sprachen in kürzerer Frist zu erlernen, als ich früher nöthig gehabt hatte, um mir die ersten Brocken des Griechischen und Lateinischen einzuprägen.

Zu diesen und ähnlichen, meinen Blick nach Osten richtenden Anregungen kam noch der gewichtige Umstand, daß ich bei Gelegenheit eines kurzen Aufenthalts in Pyrmont die Bekanntschaft einer jungen Russin gemacht hatte, die mir damals als das Urbild aller Anmuth und Vortrefflichkeit erschien, und vom ersten Augenblick an einen so gewaltigen Eindruck auf mich machte, daß ich ihr hätte bis an's Ende der Welt nachreisen können, bloß um sie täglich zu sehen und mich an ihrem Anblick zu laben. War unsere Begegnung auch eine ganz flüchtige und zufällige gewesen, und hatte ich mich auch keiner andern Gunstbezeugung von ihr zu rühmen als eines Worts und Blicks des Danks für eine kleine Dienstleistung, bei welcher ein gewandter Reitknecht ihren Dank vielleicht mehr verdient hätte als ich, so konnte ich mir doch nach unserer Trennung kein größeres Glück denken, als sie wieder zu sehen. All mein geheimes Sinnen und Trachten ging unter in diesem Gedanken, dessen Verwirklichung mir herrlicher schien als die höchsten Ziele menschlichen Ehrgeizes.

Die junge Russin reiste mit ihrer Mutter, einer Wittwe, einer dem Aeußern nach kalten und hochmüthigen Dame, von Pyrmont nach Neapel, um dort den Winter zuzubringen und mit Frühlings Anfang nach Rußland zurückzukehren. Im Herbst desselben Jahrs traf ich in Petersburg ein.

Es dauerte ziemlich lange, ehe ich mich zurechtfand in dieser neuen Welt, in welche ich, aus deutschem Kleinstädterleben heraus, gleichsam mit Einem Wurfe hineingeschleudert war. Ich fühlte mich anfangs mehr überwältigt als befriedigt. Die Eindrücke waren zu mannigfaltig und folgten einander zu rasch, als daß ich fähig gewesen wäre sie ordnend zu bemeistern, und mit meiner lebhaften Phantasie vertiefte ich mich zu leicht und zu oft in das Einzelne, um einen schnellen Ueberblick des Ganzen zu gewinnen. Den Menschen gegenüber fehlte mir die nöthige Sicherheit des Auftretens, und den kolossalen Bauten und Kunstwerken gegenüber fehlte mir der richtige Maßstab der Beurtheilung, den die Afterkunst in sich selbst nicht bietet, und den man erst findet, wenn man die Kunstgeschichte an den Denkmälern des Alterthums studirt. Wenn ich jetzt einen Blick in meine Tagebücher aus jener Zeit werfe, so kann ich mich eines Lächelns über meine jugendlichen Betrachtungen nicht erwehren, und jedesmal danke ich dem Himmel, daß er mich damals vor der Eitelkeit bewahrt hat, meine Reiseeindrücke zu veröffentlichen.

Alles setzte mich in Erstaunen: die zahllosen Truppenmassen, welche ich gleich am zweiten Tag nach meiner Ankunft manövriren sah; die maschinenmäßige Regelmäßigkeit, mit welcher, und die ungeheuren, zum Gebiete der Stadt gehörenden Plätze, auf welchen sie sich bewegten; das bunte Leben im Bazar, der durch seinen Umfang und durch seine an Asien erinnernde, ihn streng von allen übrigen Gebäuden Petersburgs unterscheidende Bauart gleichsam eine Stadt für sich bildet; die schnurgeraden, unabsehbaren Straßen, wo Palast neben Palast mit einer so militärischen Regelmäßigkeit aufmarschirt sind, daß es mich kaum gewundert haben würde, wenn ganze Häuserreihen plötzlich auf ein gegebenes Kommandowort eine Schwenkung nach rechts oder links gemacht hätten.

In den Familien, wo ich durch meine Empfehlungsbriefe Eingang gefunden hatte, fühlte ich mich durch den gastlichen Empfang gleich in den ersten Tagen so heimisch, als ob ich schon Jahre lang darin verkehrt hätte, und nichts störte meine Freude als die Verlegenheit, welche ich oft Kindern von acht bis zwölf Jahren gegenüber empfand, die über Tisch, wie es die Gelegenheit gerade mit sich brachte, abwechselnd mit den Gästen, der Gouvernantin oder dem Hauslehrer in drei bis vier Sprachen sich unterhielten, mit einer Sicherheit, die mich vor Erstaunen noch unsicherer machte als ich ohnehin war, und mit einer Leichtigkeit und Fertigkeit des Ausdrucks, die alle meine heimischen Sprachlehrer beschämt haben würde.

Wenn ich vollends diese kleinen Mustergeschöpfe am Abend tanzen sah, wie die zierlich gesetzten Füßchen über das glatte Parket dahin schwebten, wie das Herrchen in der Quadrille mit ungezwungenem Vor- und Rückbiegen des Oberkörpers seinem Dämchen entgegenhüpfe, wie alles mit tadelloser Gewandtheit sich in einander fügte, durch einander bewegte, um einander drehte, also daß keine Verbeugung, keine Bewegung des Arms oder Fußes dem schärfsten Tanzmeisterauge etwas zu wünschen übrig gelassen hätte; dann begriff ich die stolze Freude, mit welcher die Eltern, mein Staunen gewahrend, auf die formvollendete Erziehung ihrer Sprößlinge hinwiesen, und es überkam mich förmlich eine gewisse Scham bei dem Gedanken, was ich in so reifen Jahren doch ein ungeschliffener und ungeschulter Tölpel war, verglichen mit diesen Kindern! — Wir kleinstädtischen Jungen hatten keinen französischen

Tanzmeister, keine englischen Bonnen und Schweizer Gouvernanten; wir trugen keine lakirten Stiefelchen und tanzten auf keinem Parketboden in lichtgebadeten Sälen. Tags über schwitzten wir in der Schule, und außer der Schulzeit trieben wir uns auf den Straßen, auf den Wiesen oder im Gehölz umher, liefen um die Wette, trieben Kreisel, spielten Ball, fingen Vögel, angelten Fische, prügelten einander, und was dergleichen Vergnügungen mehr waren.

Stiegen solche Erinnerungen meiner eigenen Kindheit, erweckt durch das glänzende Kinderleben, das in Petersburg meine Augen blendete, in mir auf, so war ich zuweilen nahe daran, der Ansicht jenes in Petersburg wohnenden deutschen Banquiers beizustimmen: die russische Hauptstadt sey die eigentliche Hochschule menschlicher Bildung. Erschienen die Kinder hier schon als vollständige Miniaturausgaben dessen, was man „große Welt" und „gute Gesellschaft" zu nennen pflegt, um wie viel mehr mußten die Erwachsenen, deren Erziehung vollendet war, mir durch die Leichtigkeit ihrer Unterhaltung, die Eleganz ihrer Kleidung und die Geschmeidigkeit ihrer Bewegungen imponiren. Den Beamten und Gelehrten sieht man — außer der vorgeschriebenen Uniform — keinerlei kennzeichnende Spuren ihres Berufes an, und wenn sie Brillen tragen, sind es sicher goldene; die Offiziere zeichnen sich durch die gefälligsten Formen aus und haben nichts von dem Dünkel und dem steifen, eckigen Wesen, woran man die Offiziere gewisser norddeutscher Städte in jeder Vermummung auf der Stelle erkennt. Die Damen der gebildeten Klasse besitzen durchschnittlich diejenigen Fertigkeiten, welche die Engländer »accomplishments« und die Franzosen »talents« nennen, d. h. sie sind, nach Maßgabe ihrer natürlichen Befähigung, ausgebildet in der Musik, im Zeichnen und im Sprechen der neueren Sprachen. Rechnet man zu dem hier Aufgezählten noch die Bequemlichkeit der in Rußland üblichen Anredeweise, welche alle Titel und Amtsbezeichnungen als in der Gesellschaft vollkommen überflüssig beseitigt, so wird man zugeben, daß Petersburg, diese Stadt, wo alles einen glänzenden Anstrich trägt, und selbst die Armuth in übertünchten Palästen wohnt, wie dazu gemacht ist, einen unerfahrenen ehrlichen Deutschen zu blenden und sein Urtheil zu verwirren, wenn er nicht durch längeren Aufenthalt oder durch ungewöhnlichen Scharfblick den Schein vom Wesen, die Schale vom Kerne unterscheiden lernt.

Mein Aufenthalt in Petersburg war nur ein kurzer, und von meinem damaligen Scharfblick will ich jetzt nicht viel Rühmens machen, sondern der Wahrheit gemäß melden, daß Petersburg, so weit ich es kennen gelernt hatte, mir noch zur Stunde meiner Abreise als eine wahre Wunderstadt erschien, und daß dieses erste großstädtische Glanzbild meiner Erinnerung weder getrübt wurde durch den Gedanken an die Sümpfe, aus welchen Peter I. seine Residenz hervorgezaubert, noch durch den Gedanken an die Hunderttausende von Menschenleben, welche dabei geopfert wurden.

Mein Weg führte mich weiter nach Moskau, der wahren und volksthümlichen Hauptstadt des Zarenreichs, welche damals mit ihrer neugebackenen Schwester noch durch keine Eisenbahn verbunden war, so daß ich den über siebenhundert Werst, oder hundert deutsche Meilen weiten Weg mit der Post zurücklegen mußte. Erst nachdem ich Petersburg hinter mir hatte, kam einige Sammlung und Ruhe in meine Beobachtungen, da von dort ab bis Moskau die bemerkenswerthen Gegenstände immer nur einzeln und in ziemlicher Entfernung von einander vor mir auftauchten. Meine Reisegefährten im Postwagen waren ein paar Offiziere aus der Provinz, mit welchen ich mich in französischer Sprache unterhalten mußte, die ihnen freilich nicht so geläufig wie ihren Kameraden in der Residenz, aber doch geläufig genug war, daß sie sich nothdürftig darin ausdrücken konnten. Ihr französischer Lieblingsautor schien Voltaire zu seyn, in dessen Schriften sie eine große Belesenheit beurkundeten, was sie jedoch nicht verhinderte beim Anblick jeder Kirche, an welcher wir vorbeifuhren, ein andächtiges Kreuz zu schlagen.

Als sie dieselbe fromme Bewegung bei unserem Eintritt in das erste Stationszimmer, wo — wie in allen russischen Wohnungen — ein Heiligenbild mit einer brennenden Lampe davor an der Wand hing, wiederholt hatten, fragte mich der Aeltere im Namen beider: ob ich nichts dagegen hätte, wenn sie sich's auf der Weiterreise etwas „bequem" machten? Natürlich hatte ich nichts dagegen, obgleich ich noch gar nicht wußte, worin das „Bequemmachen" eigentlich bestand, bis ich bemerkte, daß beide mit großer Behäbigkeit eine, mir in ihren Ursachen und Wirkungen noch heute unerklärliche Aenderung ihrer Toilette vornahmen, indem sie ihre blauen Reisehemden, welche sie bis dahin nach europäischem Brauche in den Beinkleidern stecken hatten, über die Beinkleider zogen. Das Hemde mußte sich also, mit Verläugnung seiner ursprünglichen Bestimmung, dazu hergeben, in einen Unterrock umgewandelt zu werden. Erst nach Einführung dieser für mich damals vollständig neuen Kleiderordnung schienen die beiden Offiziere sich so recht behaglich zu fühlen. Sie zündeten ihre türkischen Pfeifen an, streckten und reckten sich hin und her, und dampften vor sich hin mit einer Freudigkeit, als ob durch den Bestimmungswechsel der blauen Hemden ein neuer Geist über sie gekommen wäre.

Vielleicht werden die Leser nicht weniger neugierig seyn, als ich damals war, zu erfahren, was es mit dem Ueberzug der Hemden über die Beinkleider eigentlich auf sich habe. Die einzige Kunde, die ich darüber geben kann, ist diese: Die Sommerkleidung des gemeinen Russen besteht einfach in Beinkleid und Hemd, solchergestalt, daß das in Form einer Blouse geschnittene Hemd über den Beinkleidern getragen, und ganz wie

eine Blouse mit einem Gürtel oder Strick umwunden wird, so daß sich oben und unten ein malerischer Faltenwurf bildet. Diese Tracht ist, wenigstens aus der Ferne angesehen, eine sehr kleidsame, besonders wenn das blaue, rothe oder buntstreifige Hemd den nöthigen Farbenkontrast in den Beinkleidern findet. Mit Anbruch der kälteren Jahreszeit hüllt der arme Russe einen nach außen immer sehr schmutzigen und nach innen auch selten reinlichen Schafpelz über seine Sommertracht, wobei er äußerlich an malerischer Wirkung verliert, was er innerlich an Wärme gewinnt. Der wohlhabendere Russe aus dem Volke trägt statt des Schafpelzes, oder oft auch über dem Schafpelz einen gürtelumschlungenen, lang herabhängenden blauen Kaftan. Wer sich aber die Mühe gibt, in die Innerlichkeit der Männertoilette hier zu Lande einzudringen, wird so ziemlich auch bei allen wohlhabenderen Russen, die trotz Peters Reformen ihrer Nationaltracht treu geblieben sind, das farbige Hemd über den Beinkleidern entdecken. Diese Tracht ist also eine volksthümliche, und wenn ihre Träger sie „bequem" finden, so liegt darin eigentlich nichts komischeres, als wenn wir den Schnitt eines nach dem neuesten Modejournal gemachten Fracks „nobel" oder „gentil" finden.

Doch, wir setzen unsere Reise fort, fahren über den Wolchow und sind in Nowgorod Welikij, derselben reichen, mächtigen, ländergebietenden Stadt, welche einst den Wahlspruch führte: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod?" Der grausame Moskowiter Zar Joann der Furchtbare machte den stolzen Spruch des mächtigen Freistaates auf immer zu Schanden. Schon seinem Großvater (Joann III.) war es durch List und Uebermacht gelungen, Großnowgorods Herr zu werden. Die altberühmte Volksversammlung (Wetscha) wurde aufgehoben; die riesige Glocke, welche die Bürger zur gemeinsamen Berathung in Krieg und Frieden rief, wurde nach Moskau geschleppt; Großnowgorod wurde gebrandschazt und die besten und reichsten seiner Bürger wurden ihrem heimathlichen Boden entrissen, um dem Zaren nach seiner Hauptstadt zu folgen.

Doch dieß alles war nur ein Vorspiel von Nowgorods Untergang. Die Stadt, welcher, trotz des Verlustes aller Freiheiten, ihr Handel, die Quelle ihres Wohlstandes, geblieben war, erhob sich schnell wieder zu neuer Größe, und durch Zar Waßilij Joannowitsch erhielt sie sogar im Jahre 1518 das wichtige Recht eigener Schwurgerichte. Da stieg Joann der Furchtbare auf den Zarenthron von Moskau und zögerte nicht lange mit der Ausführung seines früh gefaßten Plans, die lezten Spuren der Größe und Macht des uralten Freistaats bis auf die Wurzel auszurotten. Ein mit Vorwissen des Zaren gefälschter Brief, worin der Erzbischof Pimen und die Bürgerschaft der Stadt angeblich dem Könige Sigismund von Polen ihre Unterwerfung antrugen, diente als Vorwand zu Nowgorods Zerstörung. Zu Ende des Jahres 1569 brach der Zar, der den Beinamen des „Furchtbaren" schon zu Lebzeiten als einen Ehrentitel für sich in Anspruch nahm, mit seinen Schaaren nach Nowgorod auf, zerstörte die Stadt mit Feuer und Schwert, weidete sich an den in Flammen aufgehenden Waarenlagern und Palästen, wie einst Nero am Brande Roms, ließ plündern, martern, rädern, verbrennen, aufknüpfen, köpfen, und ergözte sich an den Todesqualen der Sterbenden so lange, bis — außer den im Kampfe Gebliebenen — sechzig tausend unschuldige Menschen als Opfer seiner Laune gefallen waren. „Der von Bürgerblut rothgefärbte Welchow (erzählt Karamsin im neunten Bande seiner Geschichte) ward in seinem Laufe gehemmt durch Berge verstümmelter Leichname, also, daß er lange Zeit nicht vermochte sie alle hinabzutragen in den Ladogaſee."

Der Zar zog wieder ab; es schien ihm des Mordens und Brennens genug gethan. Aber der Noth der unglücklichen Stadt war damit noch kein Ende. Was Schwert und Feuer verschont hatte, wurde hingerafft durch böse Seuchen und Hungersnoth, bis zum Herbst des Jahres 1570, wo am 8. September auf freiem Felde ein großes Todtenamt gehalten wurde für das Seelenheil der lezten zehn Tausend, die ohne priesterlichen Segen gestorben waren.

Im heutigen Nowgorod, welches nur etwa tausend Häuser zählt, findet man als einzige Denkmäler aus jener Zeit noch das alte Schloß Jaroslaws, nebst dem Hofe davor, auf welchem einst die Volksversammlung ihre Berathungen hielt, und die Kirche der heiligen Sophia. Das obere Stockwerk des berühmten Schlosses umschließt heute das Polizeiamt der Stadt, und das untere Geschoß wird durch Waarenlager und Krämerbuden ausgefüllt. Von der ehemaligen Macht und Größe Großnowgorods ist unter den heutigen Bewohnern der Stadt selbst die Kunde verschollen. Der Volksmund schweigt darüber, und nur in den Häusern der Priester und Vornehmen weiß man aus der Geschichte, daß es einst ein Großnowgorod gegeben.

Ich habe mich so lange beim Untergang dieser merkwürdigen Stadt aufgehalten, weil die Geschichte Großnowgorods auf das genaueste mit der Geschichte der Hansa zusammenhängt, einen nicht unwichtigen Theil davon bildet. Die beiden andern Städte, welche wir noch zu durchfahren haben, Twer und Torschok, brauche ich nur im Fluge zu berühren, da sich keine großen Erinnerungen daran knüpfen, und die Städte selbst mit ihren kasernenartig gebauten, weiß oder gelb übertünchten Häusern einen höchst einförmigen Anblick gewähren. Einen eben so einförmigen Eindruck machen die russischen Dörfer, deren aus übereinander gelegten Balken gebaute Hütten sich vereinzelt zu beiden Seiten des Weges hinziehen, so daß jedes Dorf meist nur aus einer einzigen Straße besteht.

Nach einer Fahrt von nicht ganz vier Tagen (drei Nächte einbegriffen) langten wir bei umwölktem

Himmel, kalter Schneeluft, und umkrächzt von zahllosen Schwärmen Raben und Krähen, in Moskau an. In Folge der vorgerückten Jahreszeit, wo die alte Zarenstadt nicht mehr das ihr nur kurze Zeit verliehene Gewand des Sommers, und noch nicht das ihr am besten stehende Gewand des Winters trug, waren meine ersten Eindrücke beim Anschauen dieses unabsehbaren, wie Rom und Byzanz sich über sieben Hügel ergießenden Häusermeeres zwar hehr und gewaltig, aber düster und farbenunbestimmt. Erst am nächsten Tage, wo ich die Stadt bei hellstem Sonnenschein vom höchsten Thurme des Kremlin aus überschaute, und die hunderte von goldenen Kuppeln in allen Richtungen aus dem weiten, regellos durcheinanderwogenden Häusermeere wie Leuchtthürme emporsteigen sah, gewann ich von Moskau ein freundlicheres, belebteres Bild, welches die ersten düsteren Eindrücke schnell verwischte und noch bis zu dieser Stunde in aller Klarheit vor meinem geistigen Auge steht.

Durch mein schnell und eifrig begonnenes Studium der russischen Sprache und Literatur trat ich sofort in lebendige und fruchtbare Beziehungen zu meiner russischen Umgebung. Im Umgange mit ein paar Landsleuten und Schulfreunden, welche ich nach mehrjähriger Trennung hier wieder traf, und welche mir mit alter Herzlichkeit entgegenkamen, fand ich eine wohlthuende Vermittlung zwischen Heimath und Fremde, und vor allem ein freundliches Verständniß deutschen Gemüthslebens, das man bei den eigentlichen Russen niemals findet, wie denn das deutsche Wort Gemüth selbst zu den unübersetzbaren gehört. Solche und ähnliche günstige Umstände machten mir meinen neuen Aufenthalt bald lieb und angenehm. Petersburg hatte mich geblendet, Moskau fesselte mich; Petersburg machte mir einen glänzenden, betäubenden, Moskau dagegen einen wohlthuenden und ehrwürdigen Eindruck. Hier im Herzen Rußlands, wo alles volksthümliches Gepräge trägt, fühlte ich mich schneller und dauernder heimisch, als in dem ganz europäisch zugeschnittenen Petersburg, wo das Volksthümliche durch französische Sitte und Mode ganz in den Hintergrund gedrängt ist.

Moskau, mit seinem gewaltigen Kremlin, mit seinen zwiebelkuppeligen Kirchen, seinen buntverschlungenen Straßen und vielgestaltigen Häusern, ist ein in Stein gehauenes Epos, welches uns in treuen, markigen Zügen die Sage und Geschichte eines halben Jahrtausend erzählt. Hie und da ist durch die Stürme der Zeit der urwüchsige Zusammenhang des Ganzen gestört, ein altes Stück herausgerissen und ungeschickt durch ein neues ersetzt. Trotzdem ist des Charakteristischen, Unverfälschten aus jedem Jahrhundert noch genug vorhanden, daß man das Lückenhafte ergänzen, das Falsche berichtigen und alles in einheitlicher Zusammengehörigkeit sich vor das geistige Auge führen kann.

Doch hier ist nicht der Ort, eine auch nur übersichtliche Schilderung der goldköpfigen Mosquastadt zu entwerfen; sie würde einen zu langen Faden zwischen Anfang und Ende dieser Geschichte ziehen. In einer der folgenden Erzählungen wird sich bessere Gelegenheit dazu finden.

Die vielen neuen Eindrücke, welche ich fast täglich zu bewältigen hatte, waren nicht im Stande gewesen, das Bild meiner Pyrmonter Bekanntschaft aus meinem Gedächtnisse zu verdrängen. Jedoch in Petersburg wie in Moskau hatte ich vergebens versucht die Spur der schönen jungen Russin ausfindig zu machen. Ihr Familienname war ein allgemein bekannter, aber von ihr selbst wußte mir niemand zu berichten; wie denn die meisten Namen der alten russischen Aristokratie in der großen Welt hier fast eben so häufig vorkommen, als bei uns die Namen Müller und Schultze im gewöhnlichen Leben.

Ich hatte schon eine geraume Zeit in Moskau gelebt, war durch häufigen Verkehr mit Menschen aus allen Ständen, und besonders durch Umgang mit feingebildeten Damen, sicherer in meinem Auftreten und eleganter in meinen Manieren geworden, als mich der Zufall endlich mit der jungen Russin von Pyrmont, deren Bild meine Phantasie mir immer glänzender und schöner ausmalte, wieder zusammenführte.

Es war im Frühsommer, bei der Feier des Namenstages einer russischen Dame, wo unsere zweite Begegnung stattfand, deren Folgen den merkwürdigsten Einfluß auf mein ganzes Leben üben sollten. Die Feier eines Namenstages ist in Rußland ein Familienfest von größter Wichtigkeit und Bedeutung, ein Fest, zu welchem jeder, der es begeht, so viele Freunde und Bekannte einladet als seine Räume zu fassen vermögen. Die Edelleute, welche das Fest auf ihren Gütern feiern, pflegen an solchem Tage nach alter patriarchalischer Sitte alle ihre umwohnenden leibeigenen Bauern zu bewirthen und an den eigens dazu vor dem Herrenhause aufgeschlagenen Tischen selbst die Aufwärter zu spielen, wobei sie von den vornehmen Gästen, und besonders von den Damen, treulich unterstützt werden, während die zahlreichen Diener des Hauses nichts zu thun haben als die Speisen aus der Küche zu holen. In ähnlicher Weise wurde das Fest auch auf den Gütern der eben erwähnten Dame begangen, deren palastähnlicher Sommersitz einige Stunden von Moskau, hart am Ufer des Stromes lag, von welchem die Stadt ihren Namen trägt. Aus der Hauptstadt wie von den umliegenden Gütern hatte sich zahlreicher und glänzender Besuch eingefunden; die dem Hause näher verwandten oder befreundeten Familien waren mit Kindern, Gouvernanten und Erziehern gekommen. Ein europäischer Gast, der ohne vermittelnden Uebergang in diese Gesellschaft gerathen wäre, würde schwerlich daran gedacht haben, sich in Rußland zu befinden, so sehr trug alles ringsum fremdländischen Anstrich. Das Schloß war in italienischem Geschmack erbaut, die Parkanlagen erinnerten an England, die

eleganten Herren und Damen, welche Schloß und Park belebten, waren fast alle nach neuester Pariser Mode gekleidet, und unterhielten sich in französischer Sprache. Zwischendurch vernahm der Beobachter auch deutsche, englische und italienische Töne. Da war ein Hauslehrer, der seine übermüthigen Zöglinge im reinsten Leipziger Dialekt zur Ordnung rief; da war eine Gouvernante aus London, an welcher ein paar ehrgeizige Mütter in Gegenwart anderer Damen die englischen Sprachkenntnisse ihrer Töchter wetteifernd zur Schau stellten; da war ein italienischer Gesanglehrer, der von der Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit des vornehmen russischen Adels nicht Rühmens genug machen konnte, da von den verschiedenen Gästen, die in Italien gewesen, bald dieser Herr, bald jene Dame ein paar italienische Phrasen mit ihm wechselten. Nur mit der, übrigens auch ganz nach französischem Zuschnitt gekleideten Dienerschaft wurde russisch gesprochen.

Der Tag war ein sonniger und warmer, wie ein russischer Sommer — den man einen kurzen und schwülen Gegensatz zu dem langen kalten Winter nennen könnte — ihrer nicht viele bietet. Der größte Theil der Gesellschaft bewegte sich deßhalb im Freien, um von dem schönen Tage so viel als möglich zu genießen. Einige Familien waren schon am Abend zuvor angekommen und hatten in dem gastlichen Schlosse übernachtet. Die meisten trafen erst im Laufe des Festvormittags ein. Bis eine Stunde vor Tisch hörte das Rasseln der lang mit vier Pferden bespannten Wagen nicht auf.

Ich ging mit einer älteren Dame spazieren, die früher längere Zeit in Dresden zugebracht hatte und sich ihres Aufenthalts in Deutschland mit großer Vorliebe erinnerte. Doch hatten ihr die deutschen Frauen besser gefallen als die deutschen Männer, von welchen sie behauptete, daß man selten rechtes männliches Selbstgefühl und rechte Würde bei ihnen finde; die meisten Männer, welche sie, besonders in den vornehmeren Kreisen, zu beobachten Gelegenheit gehabt, hätten ihre geradezu einen bedientenhaften Eindruck gemacht. Ich suchte meine Landsleute nach Kräften gegen diesen starken Vorwurf zu vertheidigen, wobei ich mehr guten Willen als Geschick an den Tag legte und der streng urtheilenden Dame gegenüber besonders dadurch im Nachtheil war, daß sie zur Verfechtung ihrer Behauptung eine Menge Beispiele aus ihrer eigenen Erfahrung in's Feld führen konnte, während mir zur Verfechtung des Gegentheils nur wenige Beispiele aus meiner Erfahrung zu Gebot standen.

Wir bogen eben in der eifrigsten Unterhaltung in eine andere Allee ein, als ich plötzlich stumm und starr vor Staunen wie angewurzelt stehen blieb, verloren im Anblick der jungen Russin von Pyrmont. Sie kam Arm in Arm mit einer andern Dame die Allee heruntergewandelt, erkannte mich seltsamerweise eben so schnell, als ich sie erkannt hatte, und begrüßte mich mit einer Herzlichkeit, welche mich zugleich verwirrte und beseligte. Meine Begleiterin und die ihrige schienen aus dieser wunderbaren Begegnungsscene in stummem Einverständniß den Schluß zu ziehen, daß wir alte und nahe Bekannte seyn und uns nach langer Trennung wohl mancherlei mitzutheilen haben müßten, denn sie ließen uns allein und knüpften unter sich eine Unterhaltung an.

Wir aber, ebenfalls in stummem Einverständniß, wandelten die Allee entlang und wechselten Blicke und Worte mit einer Wärme und gegenseitigen Empfänglichkeit, als ob wir in der That vor unserer Trennung in langen und engen freundschaftlichen Beziehungen gestanden hätten. Der gewöhnliche Ausdruck: „ich war glücklich wie ein König," würde mir matt erscheinen, wollt' ich es versuchen, meine damalige Gemüthsstimmung zu veranschaulichen, denn ich glaube wirklich nicht, daß je ein König solchen Glücks theilhaftig geworden, wie damals meine Brust schwoll und erhob. So selig wie in jener Stunde war ich nie im Leben gewesen. Der Traum des Wiedersehens war zur Wirklichkeit geworden und die Wirklichkeit erschien mir selbst wie ein Traum. — Der Verstand hat keinen Maßstab und die Sprache keinen Ausdruck für solche Seelenzustände; darum muß jeder Versuch, mehr als eine Andeutung davon zu geben, zum Zerrbild werden.

Ich weiß nicht, wie lange ich mit meiner neuen Freundin (ich will sie hier Alexandra nennen) die Allee auf und ab gegangen war, ohne irgend etwas oder irgend jemand anders um mich her zu bemerken, als aus einem Nebengange des Parks ein paar ältliche Herrn auf uns zukommen, wovon der eine, ein kurzer feister Greis mit schneeweißem, in einander verwachsenem Backen- und Schnurrbarte, der seinen rohen Gesichtsausdruck etwas milderte, auf Alexandra zutrat und ihre Hand küssend im Tone des Vorwurfs sagte: „Mein Herzchen, wo bleibst du denn? ich suche dich schon seit einer halben Stunde. Es ist bald Essenszeit und ich habe dich noch so vielen Leuten vorzustellen, die begierig sind deine Bekanntschaft zu machen." — „O," erwiederte sie in ziemlich kaltem Tone, „das Versäumte wird sich ja wohl noch nachholen lassen! Ich habe hier einen alten Bekannten aus Deutschland wieder gefunden, mit dem ich mancherlei zu sprechen hatte und noch zu sprechen habe. Darf ich die Herrn mit einander bekannt machen?" Dabei nannte sie unsere Namen und wir machten uns gegenseitig eine ziemlich gemessene Verbeugung. „Entschuldigen Sie, Feodor Feodorowitsch —" fuhr sie gegen mich gewendet fort — „wenn ich mich jetzt bei Ihnen beurlaube. Ich rechne darauf, Sie nachher noch auf ein Viertelstündchen in Anspruch nehmen zu dürfen." — Mit diesen Worten hing sie sich nachlässig an den Arm des kurzen feisten Greises und beide gingen nach dem Schlosse zu.

„Wer ist dieser alte Herr?" fragte ich in höchster Aufregung einen vorübergehenden Bekannten. — „Alexandras Verlobter," erhielt ich zur Antwort. Ich stand wie vom Donner gerührt, während er fortfuhr: „Eine etwas ungleiche Partie, aber durch Familienrücksichten geboten. Graf O. ist einer der reichsten Gutsbesitzer im Lande, und das Vermögen der Familie Alexandras war schon zu Lebzeiten ihres ehrgeizigen und verschwenderischen Vaters zerrüttet, der nichts hinterlassen hat als Schulden. Seit vier Jahren lebt die Familie gleichsam ganz von der Gnade des alten Grafen, der sich von vornherein die Hand Alexandras als Belohnung dafür bedungen, natürlich ohne daß das arme Kind etwas davon wußte. Jetzt aber glaubt es Graf O. an der Zeit, die schöne Blume zu pflücken, und die Hochzeit soll noch im Laufe dieses Sommers seyn. Näherstehende wollen wissen, daß es vor der Verlobung zwischen Mutter und Tochter harte Kämpfe gesezt habe, aber was blieb der unglücklichen Tochter übrig, als sich am Ende dem Willen der Mutter zu fügen? Alexandras Bruder dient in der Garde und braucht viel Geld, die Güter sind alle der Krone verpfändet, die Ausgaben der Mutter sind größer als ihre Einnahmen; da schwankte sie nicht lange, die vom Grafen gebotene Hülfe anzunehmen und ihre Tochter dafür zum Opfer zu bringen."

Eine halbe Stunde nach diesem Gespräch befand ich mich wieder an Alexandras Seite. Ich war aus dem Himmel in eine schmutzige Krämerbude gefallen, und sah den Himmel doch immer noch in strahlender Schöne über mir aufgethan. Gefühle der widersprechendsten Art kämpften in meiner Brust und ich konnte meiner Aufregung nicht so ganz und nicht so schnell Herr werden wie Alexandra, die ebenfalls heftig erregt schien, aber bald ihre vorige Ruhe und Heiterkeit, wenigstens nach außen, wieder gewann. Sie sezte mich nun selbst von ihrem Verhältniß zum Grafen O. in Kenntniß, ohne jedoch dabei ein Wort fallen zu lassen, das den leisesten Schatten auf ihren Verlobten oder auf ihre Familie geworfen hätte. Diese taktvolle Zurückhaltung gewann ihr meine ganze Bewunderung, obgleich ich in dem, was ich auf ihre Mittheilungen erwiederte, ungeschickt genug war. Statt das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, machte ich es mir, in falscher Aeußerung meines Zartgefühls, zur Aufgabe, über ihr Verhältniß zum Grafen O. so zu sprechen, als ob ich glaubte, daß es wirklich ein auf Liebe begründetes sey. Ich führte Beispiele aus der Geschichte an, wie junge Mädchen sich in Greise verliebt, und hob vor allem das naheliegende Beispiel der schönen und unglücklichen Fürstin Marie Kotschubei hervor, die als fünfzehnjähriges Kind in leidenschaftlicher Liebe für den alten Kosakenhetmann Maseppa entbrannte und ihm treu blieb bis in den Tod, obgleich er sein Vaterland verrieth und ihren eigenen Vater auf's Schaffot brachte.

Ich wurde bald inne, welchen Fehlgriff ich gethan. Alexandra sah mich festen, durchbohrenden Blickes an und sagte: „Solchen Spott habe ich nicht um Sie verdient! Sie sind nicht der Mann, für den ich Sie gehalten habe!" — Die Tugend der Frau ist schwerer zu üben als die des Mannes, weil sie im Verborgenen geübt und ihr der laute Beifall nie zu Theil wird, der dem Manne zugleich Sporn und Belohnung ist. Darum thut es einer edlen, sich für andere opfernden Frau allzeit wohl, wenn man erräth, was das Zartgefühl ihr zu sagen verbietet, und doppelt wehe thut es ihr, wenn sie da, wo sie ein Recht hat, stille Anerkennung zu erwarten, lautes Mißverständniß findet.

Die Versuche, eine begangene Taktlosigkeit wieder gut zu machen, werden in der Regel zu neuen Taktlosigkeiten. Ich war dießmal so glücklich eine Ausnahme von der Regel zu machen, indem es mir gelang, in voller Rückkehr zur Wahrheit Alexandra die an und für sich guten Absichten erkennen zu lassen, welchen die falsche Aeußerung meines Zartgefühls entsprungen war. Der kleine Mißton war bald verklungen und hatte zur Folge, daß bei der Fortsetzung unseres Gedanken- und Gefühlsaustausches alle conventionelle Verstellung zwischen uns aufhörte und wir uns ganz gaben wie wir waren. Solche Augenblicke gehören zu den weihevollsten des Menschenlebens, machen den Stammelnden beredt, den Furchtsamen kühn, den Hochmüthigen bescheiden und sammeln mit Blitzesschnelle alle Geheimnisse des Herzens und Hauptes in Einem Brennpunkte, so daß in einem einzigen solchen Augenblicke der Mensch den Menschen näher kennen lernt, als sonst in einem halben Jahrhundert gewöhnlichen Beisammenlebens.

„Könnte ich diese Stunde, in Minuten zerlegt, auf mein übriges Leben vertheilen, ich bedürfte keines andern Trostes! Aber, Himmel! wie selten findet man Menschen, die einen verstehen und denen man sich anvertrauen möchte, besonders hier in Rußland, wo alle Unterhaltung, alles Streben, Ringen und Trachten sich um Aeußerlichkeiten dreht!" So rief Alexandra mit schmerzlicher Betonung und bedeutete mir, daß es Zeit sey in's Schloß zurückzukehren. — „Werden Sie lange hier verweilen?" fragte sie mit einiger Aengstlichkeit. — „Bis morgen früh; dann gehe ich auf acht Tage zu einer Tante nach Moskau, wo mich mein Bruder abholen wird, um einen Theil seines Urlaubs bei uns auf dem Lande zuzubringen." — „Dann werden wir uns wohl schwerlich wieder sehen." — „Das ist vielleicht gut und heilsam. Ein öfteres Beisammenseyn mit Ihnen möchte mir den schweren Schritt, den ich zu thun habe, noch mehr erschweren."

Diese Worte gingen mir durch Mark und Bein, machten mich zugleich glücklich und elend. So plötzlich der innigste Vertraute derjenigen geworden zu seyn, die mir bis dahin als ein für mich unerreichbares Ideal vorgeschwebt, und dieses herrliche Geschöpf, in dem ich alles Erden- und Himmelsglück verkörpert glaubte, so

unglücklich zu wissen, — ich traute meinen eigenen Sinnen nicht bei dem Gedanken; es war mir als träumte ich, und ich fühlte das Bedürfniß eines sichtlichen und greifbaren Andenkens an diese Stunde, um mich später allezeit von der Wirklichkeit des Erlebten überzeugen zu können.

„Alexandra Petrowna!" rief ich nach kurzem beiderseitigem Schweigen. „Sehen Sie die herrliche Rose dort aus der Menge der noch unerschlossenen Knospen hervorglühen? Brechen Sie mir die Rose zum Andenken an diese Stunde!" — Alexandra sah mich mit überlegenem Blicke an und ihre Züge gestalteten sich zu einem etwas spöttischen Lächeln. „Ich begreife die Männer nicht," sagte sie, „die an solchen Aeußerlichkeiten hängen, in denen weder Sinn noch Verstand liegt. Von Ihnen aber hätte ich solche thörichte Bitte am wenigsten erwartet. Gesetzt nun, ich gäbe Ihnen die Rose, was wäre die Folge? Uebermorgen würde sie verwelkt und weggeworfen seyn, und —" — „Verwelkt vielleicht," unterbrach ich Alexandra mit einiger Heftigkeit, „aber weggeworfen nimmer!" — „Nun, dann würde sie Ihnen über kurz oder lang auf eine andere Weise abhanden kommen. Wenn Ihr Gedächtniß an mich nicht länger dauerte als diese Rose, so würde es von kurzem Bestande seyn. Wir haben leider nicht mehr Zeit die Probe zu machen, aber ich wollte Zehn gegen Eins wetten... Halt, doch!" rief sie, sich selbst unterbrechend. „Gut, ich gebe Ihnen die Rose! Sehen Sie, ich will sie Ihnen selbst in's Knopfloch stecken, und wenn es Ihnen gelingt, sie nur einen Tag zu hüten, so sollen Sie von mir ein anderes Andenken dazu haben, das Liebste, was ich zu bieten habe. Wenn es Ihnen aber nicht gelingt, so müssen Sie mir erlauben, Sie recht nach Herzenslust auszulachen." — „Einverstanden!" sagte ich, und wir gaben uns die Hand darauf.

Der Rückweg zum Schlosse führte uns eine Strecke das rechte Ufer des Stromes entlang. Das Gespräch hatte, als wir dort angekommen waren, eine andere Wendung genommen. Plötzlich wandte sich Alexandra in hastiger Bewegung zu mir, riß mir die Rose von der Brust, warf sie in den Strom und sagte: „Nun, wer hatte Recht?"

Ohne zu antworten, streifte ich meinen Morgenrock ab und sprang in den Strom, in der Richtung, wo ich die Rose schwimmen sah. Das Wasser hatte sie bald entblättert, und nur nach gewaltiger Anstrengung gelang es mir, drei der vereinzelt schwimmenden Blätter zu erhaschen. Ich hielt sie fest in der emporgehobenen linken Hand, während ich mit der rechten schwimmend das Ufer bald wieder erreichte. Aber welches Schauspiel bot sich hier meinen Blicken dar!

Die Mehrzahl der Gäste war in lautem Staunen und bunter Verwirrung herbeigeeilt; Alexandra lag in Ohnmacht und wurde nur langsam wieder zu sich gebracht; keiner wußte die eigentliche Ursache der seltsamen Scene; man erschöpfte sich in den verschiedenartigsten Ausrufungen und Vermuthungen, während ich, ohne den auf mich Andrängenden Rede zu stehen, so schnell meine Füße mich tragen wollten, in's Schloß eilte, um die Kleider zu wechseln.

Bald kam man der Sache wenigstens auf den äußern Grund. Bei den Männern erntete ich schlechten Dank für mein außerhalb der russischen Phantasie liegendes Abenteuer, und sie hatten vielleicht nicht Unrecht, indem sie das Wagniß hinter meinem Rücken als »une folie allemande« bezeichneten. Die Damen aber wurden mir von der Stunde an alle in dauernder, theilweise in enthusiastischer Freundschaft zugethan.

Ich hatte die drei geretteten Rosenblätter, noch ehe ich die Kleider wechselte, in ein Stück Papier gewickelt und in meine Brieftasche gesteckt, worin ich sie heute noch aufbewahre.

Im Spätsommer desselben Jahres war Alexandra's Hochzeit, und vier Wochen darauf erhielt ich die Nachricht von ihrem Tode.

Ich verließ Europa und wanderte nach Asien. Die Geschichte von den drei Rosenblättern aber war damit noch nicht zu Ende, sondern webte sich in wunderbarer Weise durch mein ganzes späteres Leben bis auf diesen Tag. Einzelne Züge daraus werde ich in einer folgenden Erzählung mittheilen.

Fr. Bodenstedt.

Horatius.

Das erste der „Lieder des alten Rom"

von Thomas Babington Macaulay.

(Schluß.)

„Horatius," sprach der Consul,
„Was du angibst: wohl, es sey!"
Und wider jenes große Heer
Zogen stracks die kühnen Drei.
Denn der Römer in Rom's Kämpfen
Hat nicht Land noch Gold gescheut,
Nicht Sohn und Weib, noch Leben und Leib,
In der tapfern alten Zeit.

XXXII.

Da waren alle für den Staat,
Und nicht bloß für Partei'n;
Da half, wer groß, dem Kleinen,
Und zum Großen hielt, wer klein;
Da ward das Land gerecht vertheilt,
Und gerecht verkauft die Beut':
Die Römer waren wie Brüder
In der tapfern alten Zeit.

XXXIII.

Jetzt haßt der Römer den Römer —
Keinen Landsfeind haßt er mehr!
Der Tribun zaust den Patricier,
Und das arme Volk tritt der!
Im Parteikampf heiß und heißer,
Sind wir lau zum Schlagen heut':
Drum ficht man nimmer, wie man focht
In der tapfern alten Zeit.

XXXIV.

Nun, als sich jeder von den Drei'n
Den Harnisch fester band,
Vor allen da der Consul
Nahm die Axt in seine Hand.
Und Väter mit Gemeinen
Schwangen Hacke, Stange, Beil:
Da blieb oben keine Planke,
Kein Pfeiler unten heil.

XXXV.

Derweil das Heer der Tusker,
In Herrlichkeit entrollt,
Kam, wiederspiegelnd den Mittag,
Reih' hinter Reih', wie Wellenschlag
Einer breiten See von Gold.
Vierhundert Kriegsdrommeten
Erhuben Kriegsgeschrei,
Als die große Feldschaar, Fahnen hoch
Und Speere vor, heran nun zog,
Als sie schwer zum Kopf der Brücke bog,
Zum Stand der kühnen Drei.

XXXVI.

Die Dreie standen schweigend;
Kalt sahn den Feind sie nahn,
Und ein herzhaft laut Gelächter
Stimmte rings die Vorhut an.
Und drei Führer kamen spornend —
Weit blieb der Troß zurück;
Sie saßen ab, Jedweder zog
Sein Schwert, und hob den Schild, und flog,
Zu gewinnen Paß und Brück'.

XXXVII.

Aunus dort von Tifernum,
Das grün in Reben liegt;
Und Sejus, dessen Sklavenschaar
In Ilva's Minen siecht;
Und Picus, lange Clusium's
Dienstmann in Fried' und Streit,
Der sein Umbrervolk zum Kampf gebracht
Von der Klippe, drauf, als graue Wacht,
Nequinum's Veste, thurmbedacht,
Nar's bleiche Fluth bedräut.

XXXVIII.

Held Lartius nahm den Aunus,
Und warf ihn in den Fluß;
Nach Sejus hieb und spellt' ihn
Bis auf's Kinn Herminius;
Horatius führt' auf Picus
Einen einz'gen heißen Streich,
Und des stolzen Umbrers Goldwehr schoß
In den blut'gen Staub sogleich.

XXXIX.

Sprang Ocnus von Falerii
  Auf die Dreie nun daher;
Und Lausulus von Urgo,
  Der Räuber auf dem Meer;
Und Aruns von Volsinium,
  Der den Eber überwand,
Den gewalt'gen, der in Cosa's Bruch
Im Rohre lag mit borst'gem Bug,
Der die Flur zerschnob, der das Volk erschlug,
  Entlang Albinia's Strand.

XL.

Von Herminius Schlägen Aruns,
  Von des Lartius' Ocnus sank,
Und grad' in's Herz des Lausulus
  Fuhr Horatius' Eisen blank.
  „Lieg' da, ruchloser Räuber!"
  Rief er; „nicht sollen Frau'n
Und Kinder mehr von Ostia's Höh'n
Bleich und entsezt dein Schiff erspäh'n;
Nicht Campania's Bauern mehr zu Thal
Und Wald fliehn, wenn sie dein dreimal
  Verfluchtes Segel schau'n!"

XLI.

Doch jezt ward kein Gelächter
  Gehört mehr auf dem Plan;
Ein wild und zornvoll Schreien
  Stimmte rings die Vorhut an;
Und nur sechs Speereslängen
  War die Feldschaar noch zurück,
Und für eine Zeit trat Keiner vor,
  Zu gewinnen Paß und Brück'.

XLII.

Doch, horch! der Ruf ist: „Astur!"
  Aufthut sich Reih' um Reih';
Und der große Fürst von Luna
  Kommt geschritten stolz und frei.
Vierfach auf breiten Schultern
  Klirrt sein Schild dem hohen Mann,
Und die Luft durchfährt sein gewaltig Schwert,
  Das Er nur schwingen kann.

XLIII.

Er lächelt auf die Römer
  Ein Lächeln hoch und klar;
Doch Verachtung blickt sein Auge
  Auf der Tusker feige Schaar.
Spricht er: „Die Brut der Wölfin
  Weist grimm und wild den Zahn;
Doch wagt ihr es zu folgen,
  Wenn Astur bricht die Bahn?"

XLIV.

Dann, hoch in beiden Händen
  Schwingend sein Schwert der Schlacht,
Vorstürzt er auf Horatius
  Und haut aus aller Macht.
Mit Degen und Schild Horatius
  Wendet ab des Hiebes Wuth;
Dennoch zu nahe fuhr er drein:
Er verfehlt den Helm, doch zerklafft das Bein;
Die Tusker jauchzen auf und schrein,
  Als sie strömen sehn das Blut.

XLV.

Er wankt, und an Herminius
  Für ein Athmen lehnt er dicht;
Wie die wilde Katz' dann, wundentoll,
  Springt er nach des Feinds Gesicht.
Durch Zähne, Helm und Schädel
  So feurig zischt sein Schlag:
Eine Handbreit hinter Astur's Haupt
  Steht das gute Schwert zu Tag.

XLVI.

Und der große Fürst von Luna
  Fiel auf den Todesstreich,
Wie auf dem Berg Alvernus
  Vom Blitze fällt die Eich'.
Ueber'n Forst die Riesenarme
  Streckt sie aus, verkohlt, entlaubt;
Und die bleichen Augurn, murmelnd leis,
  Starren an das versehrte Haupt.

XLVII.

Auf Astur's Hals die Ferse
  Stemmte fest Horatius; — lang,
Dreimal und viermal, mußt' er ziehn,
  Eh' den Stahl heraus er rang.
„Seht," rief er, „den Willkommen,
  Der euch grüßt im Tiberthal!
Welch edlen Lucumo zunächst
  Lüstet unser römisch Mahl?

XLVIII.

Doch auf die stolze Ford'rung
  Lief ein Murmeln, trüb und bang,

Gemischt aus Zorn und Scham und Furcht,
  Die blanke Schaar entlang.
Nicht an Männern von Geschlechte,
  Noch von Muthe fehlt' es dort;
Denn die Edelsten Etruria's
  Standen um den Schreckensort.

XLIX.

Doch den Edelsten Etruria's
  Sank das Herz; ansahn sie scheu
Im Staub die blut'gen Leichen,
  Im Pfad die tapfern Drei;
Und zurück vom grausen Eingang,
  Wo die tapfern Drei gesiegt,
Fuhren Alle, gleich dem Knabenheer,
Das, nach Hasen späh'nd im Wald umher,
In die Höhle schaut von ohngefähr,
Wo mit Murr'n ein wilder alter Bär
  Zwischen Blut und Knochen liegt.

L.

Wollte Keiner mehr vorangehn
  Beim Angriff auf die Brück';
Die hinten riefen: „Vorwärts!"
  Und die vorne schrien: „Zurück!"
Und rückwärts nun und vorwärts
  Schwanken die tiefen Reih'n;
Und auf dem wogenden Eisenmeer
Taumeln die Fahnen hin und her;
Stoßweise hinstirbt, matt und schwer,
  Der Drommeten sieghaft Schrei'n.

LI.

Doch Ein Mann Einen Augenblick
  Schritt voraus mit hast'gem Fuß;
Wohl kannten ihn die Dreie,
  Und sie gaben ihm lauten Gruß.
„Nun willkomm, willkommen, Sextus,
  An deiner Heimath Strom!
Was harrst du dort, und wendest dich fort?
  Hier liegt der Weg nach Rom!"

LII.

Dreimal die Stadt, und dreimal
  Die Todten sah er an;
Kam heran dreimal voll Ingrimm,
  Und floh fürchtend dreimal dann;
Und auf den Engpfad glupt' er,
  Von Furcht entfärbt und Haß,
Wo die kühnsten Tusker lagen
  Im Blutpfühl starr und blaß.

LIII.

Doch Hebel und Axt indessen
  Haben wahrlich nicht geruht;
Und wankend hängt die Brücke jetzt
  Ueber der kochenden Fluth.
„Komm zurück, komm zurück, Horatius!"
  Der Ruf der Väter gellt;
„Kommt, Lartius und Herminius!
  Zurück, eh' die Trümmer fällt!"

LIV.

Zurück schoß Spurius Lartius,
  Herminius schoß zurück;
Und, hinflieh'nd, untern Füßen
  Fühlten krachen sie die Brück'.
Doch als das Haupt sie wandten,
  Und Horatius nun allein
Jenseits am Feindesufer sahn,
  Wollten gern gekehrt sie seyn.

LV.

Doch mit donnergleichem Tosen
  Fielen jetzo, Stamm auf Stamm,
Die Balken, und das mächt'ge Wrack
  Lag im Flusse wie ein Damm;
Und ein lang Triumphgejauchze
  Stieg empor von den Wällen Roms,
Als zu der höchsten Thürme Dach
  Aufflog der Gischt des Stroms.

LVI.

Und wie ein Roß, das Knebel
  Und Zaum zum erstenmal
Im Maul fühlt, rang der wüth'ge Fluß,
  Und warf seine Mähne fahl,
Und brach sein Gebiß, und sprengte,
  Seiner Freiheit froh, daher,
Und, niederwirbelnd grimm und stolz
Bohle, Zinne, Pfeilerholz,
  Jagt' er häuptlings hin zum Meer.

LVII.

Einsam nun stand Horatius,
  Doch festen Sinns allzeit:
Hier neunzigtausend Feinde,
  Und dort die Stromfluth breit.
„Haut ihn nieder!" herrschte Sextus,
  Stets bereit zu falschem Thun;
„Nun ergib dich!" rief Lars Porsena,
  „Unsrer Gnad' ergib dich nun!"

LVIII.

Umschwenkt' er, wie nicht würd'gend
  Zu schau'n das feige Heer;
Nichts sprach er zu Lars Porsena,
  Zu Sertus Nichts sprach er;
Doch er schaut' auf Palatinus
  Seines Hauses weiß Portal,
Und er sprach zu dem edlen Flusse,
  Der bei Rom hinschießt durch's Thal:

LIX.

„O Tiber! Vater Tiber!
  Dem Rom Gebete weiht,
Eines Römers Leib, eines Römers Wehr
  Nimm du in Obhut heut'!"
So sprechend, in die Scheide
  Stieß er sein Breitschwert gut,
Und den Harnisch auf dem Rücken
  Sprang er häuptlings in die Fluth.

LX.

Kein Laut der Lust, des Kummers
  Ward gehört den Strom entlang;
So Freund wie Feind, von Schreck gebannt,
Halbauf den Mund, das Aug' gespannt,
  Standen nachschau'nd, wo er sank.
Doch als sein Helmbusch langsam
  Aufstieg aus dem Gewog,
Da erhub ganz Rom ein jubelnd Schrei'n,
Und selbst des Tuskerheeres Reih'n
  Hielten kaum zurück ein Hoch.

LXI.

Doch grimm, von Monden Regens
  Geschwollen, rann die Fluth;
Und seine Wunden schmerzten,
  Und schnell verrann sein Blut;
Und er war erschöpft vom Schlagen,
  Und vom Panzer war er schwer;
Und oft wähnten sie ihn sinkend,
  Doch stets wieder auf stieg er.

LXII.

Nie, mein' ich, theilt' ein Schwimmer,
  In also bösem Fall
Durchringend sich zum Landungsort,
  Gleich zorn'ger Wogen Schwall:
Doch die Brust aufhielt ihm tapfer
  Das tapfre Herze drin,
Und der gute Vater Tiber
  Hielt tapfer auf sein Kinn.

LXIII.

„Fluch über ihn!" rief Sertus;
  „Will der Schuft nicht untergehn?
Stand nicht Er am Fluß — vor Tagesschluß
  War es um die Stadt geschehn!"
„Helf' der Himmel ihm!" sprach Porsena,
  „Und trag' ihn heil empor!
So unerschrockne Waffenthat,
  Ward nie gesehn zuvor!"

LXIV.

Und jetzt fühlt er den Boden;
  Jetzt steht er auf dem Sand;
Jetzt drängen sich die Väter
  Nach seiner blut'gen Hand;
Und jetzt, umweint, umjubelt,
  Mit Klatschen und mit Schrei'n,
Vom frohen Schwarm getragen fast,
  Zum Flußthor zieht er ein.

LXV.

Sie gaben ihm des Kornlands,
  Das Gemeingut Allen war,
So viel als pflügen mag von früh
  Bis Nachts ein Ochsenpaar;
Und sie goßen von Erz ein Bildniß,
  Und stellten es auf sofort,
Und da steht es bis auf diesen Tag,
  Zu zeugen meinem Wort.

LXVI.

Es steht in dem Comitium,
  Wo alles Volk es sieht:
Horatius im Harnisch,
  Wie auf Einem Knie er kniet;
Und drunter meldet Goldschrift,
  In Lettern schön gereiht,
Wie tapfer er die Brücke hielt
  In der tapfern alten Zeit.

LXVII.

Und annoch dröhnt sein Name
  Rom's Männern, wie, voll Grau'n,
Der Drommete Sturm, die ihnen ruft,
  Den Volsker heimzuhau'n;

Noch fleh'n zur Juno Weiber
Um Knaben, kühn im Streit,
Wie Er, der kühn die Brücke hielt
In der tapfern alten Zeit.

LXVIII.

Und in den Winternächten,
Wenn der Nord weht scharf und kalt,
Und wenn der Wölfe lang Geheul
Im Schnee der Waldung schallt;
Wenn um des Landmanns einsam Dach
Der Orkan mit Brüllen fährt,
Und Algidus' gute Klötze
Mitbrüllen auf dem Heerd;

LXIX.

Wenn das älteste Faß sich aufthut,
Und die größte Lampe scheint,
In der Asche die Kastanien glühn,
Und am Spieß das Lamm sich bräunt;
Wenn Jung und Alt im Kreise
Um des Feuers Brände sitzt;
Wenn das Mädchen Körbe flechtet,
Und der Bursche Bogen schnitzt;

LXX.

Wenn der Vater putzt die Rüstung,
Und den Helmbusch grade biegt;
Wenn der Mutter Schiffchen lustig
Durch den Webstuhl tanzt und fliegt:
Mit Weinen dann und Lachen
Erzählt man sich noch heut',
Wie gut Horaz die Brücke hielt
In der tapfern alten Zeit.

Ferdinand Freiligrath.

Aus dem Hauensteiner Schwarzwald.

III.

Der Hauensteiner ist nicht von ungefähr eine so besondere Erscheinung, er hat auch eine besondere Geschichte hinter sich, die freilich etwas schief für ihn ausging. Den Urkantonen in der Schweiz, den Appenzellern, den graubündtischen Unionen gelang es, sich zu unabhängigen Bauernstaaten zu entwickeln und in hartem Kampf zu behaupten; der Hauensteiner, der im Mittelalter unter einer kräftigen Einungsverfassung sich zu einer ganz respektabeln Bauernschaft zusammengeschaart hatte, konnte sich dagegen aus den herrschaftlichen Netzen des Gotteshauses St. Blasien, in die er aus falscher Berechnung gerathen war, nicht zu rechter Zeit losmachen, und als merkwürdiger Weise erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sonst wohl nirgends solche Emancipationsbestrebungen im deutschen Bauernstand vorkommen, vielmehr dumpfe Apathie längst über ihn eingebrochen war, es ihm endlich gelang, sich von St. Blasien loszukaufen, da wollte er auch noch den zweiten Schritt thun, und sich der österreichischen Herrschaft gegenüber zur reichsunmittelbaren freien Bauerngrafschaft emporringen. Allein vor hundert Jahren war ein Fechten mit Morgensternen und Streitkolben, wie es die Eidgenossen bei Morgarten und am Stoß mit Erfolg geübt, nicht mehr sachdienlich, und im Federkampf mit den Verfügungen des Reichshofraths zu Wien, im großen und kleinen Intriguenspiel am kaiserlichen Hofe, so wie im offenen Gefecht mit den ungarischen Grenadieren, deren Handgranaten ganz „wider die Abrede" waren, mußte der Bauersmann unterliegen und verlor seine Einungsverfassung sammt der alten Landfahne, unter der er früher, anstatt Rekruten zu stellen, selber kriegsbereit ausgezogen war.

Jedenfalls ist es eine specifische Erscheinung, daß zweihundert Jahre nach dem Bauernkrieg und ein halb Jahrhundert vor dem Zeitalter der „allgemeinen Menschenrechte," mitten in den großen Strömungen des österreichischen Successionskrieges, Angesichts der am Oberrhein stehenden Heere, es einer Partei im Hauensteiner Schwarzwald einfiel, für die angeblichen „alten Rechte und Privilegy" der Grafschaft Hauenstein, die sie bis zum fabelhaften Grafen Hans von Hauenstein in's vierzehnte Jahrhundert hinauf datirten, in offenem Aufruhr gegen Oesterreich sich zu erheben, einer der stärksten Anachronismen, die in der Geschichte des deutschen Bauers vorkommen werden. Immerhin aber bleibt die Zähigkeit und Ausdauer, mit der diese Bauern ihre angeblichen Rechte nicht nur dem Kloster St. Blasien wie dem österreichischen Waldvogteiamt und der Regierung in Freiburg gegenüber, sondern auch durch autochthonische Diplomaten von Bergalingen und Dogern unmittelbar am Kaiserhof zu Wien durchzufechten suchten, der tragische Schluß, der die einen an den Galgen zu Albbruck, die andern von ihren Tannenwäldern weg in die Verbannung nach Siebenbürgen hin führte, und das Nachzittern dieser Geschichten in der Tradition und den Wünschen der Enkel selbst in der Gegenwart ein kulturgeschichtlich bedeutsames Problem. Sie haben sich freilich seit dem Mittelalter her eine gewisse Praktik in „gefährlichen Verbündtnuß und Zusammenschickungen, Uffruhr, Empör- und Rottirung" erworben und das altallemanische Wesen scheint der Rauferei im Kleinen und Großen wesentlich Vorschub zu leisten.

Von Alters her waren die Hauensteiner freie Leute, in ihren Einungen zu selbstständigen Föderationen abgeschlossen; sie gehörten nach der von den fränkischen Königen gemachten Gaueintheilung zum Albgau, über welchen eigene Gaugrafen gesetzt waren. Als dann in den Verwirrungen des frühen Mittelalters aus den Grafschaften da und dort die Anfänge einer Landeshoheit herauswuchsen, finden wir die Grafen von Stühlingen als erbliche Herren im obern Albgau, während das Schicksal der Grafschaft Hauenstein bis auf Rudolph von Habsburg im Dunkel liegt. Dieser besaß die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigenthum in diesen Gegenden, und übte sie nicht mehr im Namen des Reichs, sondern kraft eigener Landeshoheit aus; Kaiser Albrecht aber führte dieß vollends durch. In dem habsburg-österreichischen Urbarbuch, das der in diesen Regionen heimische Schreiber Kaiser Albrechts, „Maister Burkard von Frikk" (im benachbarten aargauischen Frickthal), zwischen 1303 und 1311 zusammenschrieb, * sind die officia zu Säckingen, Wehr, zu Waldshut „und uffem Walde" genau verzeichnet. Daraus geht bestimmt hervor, daß die Herzoge zu Oesterreich damals als „Grafen zu Habsburg," „Kastvögte zu Säckingen und des Gottshauses von St. Blasien," und als „Herren zu Waldshut" Gülten, Nutzen, Steuern und allerhand Rechte von den Insassen des Hauensteins beanspruchten, auch über „Dieb und Frevel" richteten.

* S. Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart, Band XIX.

Da aber ein urkundlicher Nachweis über die Entstehung dieser landeshoheitlichen Befugnisse nie zu führen war, so war hier immer die partie honteuse des Hauensteiner Staatsrechts, und dem Bauer wollte die Verwandlung der alten „von Kaiser und Reich wegen" gesezten Grafschaft in erbliche Herrschaft des Hauses Oesterreich nie recht zu Kopf, und er knüpfte bei seinen späteren Bestrebungen immer wieder am „lezten Grafen" und am damaligen Rechtszustand an, ohne jedoch mehr als dunkle Tradition anführen zu können.

Da wo der Rhein über die Felsen des Laufensteins sich in wildem Strudel Bahn bricht, stehen die Trümmer der Feste derer von Habsburg-Laufenburg, die als „Vögte auf dem Wald von der gnädigen Herrschaft zu Oesterreich wegen" residirten, und im alten Schloß zu Hauenstein, das sich hart am Rhein an der Heerstraße nach Waldshut auf stumpfem Felsrücken erhebt, wurden die Waldvogteigerichte gehalten. In jenen Zeiten des Thronstreits zwischen Albrecht von Oesterreich und Adolph von Nassau, so wie zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer, als Schwaben ohne Herzog und das Reich ohne Kaiser war, bildete sich im Hauensteinschen durch Einung der verschiedenen Thal- und Berggemeinden eine eigenthümliche Bundesverfassung. Wie die Clans im schottischen Hochland oder die Bündte in Rhätien und der Schweiz traten die Waldgemeinden zusammen, „einander zu helfen in Frieden oder Unfrieden gegen Männiglich, so sich wider uns setzet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Theile, Todtnau und Schönau den vierten Theil, alles jedoch ohn Abbruch der Rechte des Hauses Oesterreich und der Abtei St. Blasien."

Acht Einungen bildeten den Kern dieses hauensteinischen Bauernstaates: ob der Alb Dogern, Birdorf, Wolpadingen und Hächenschwand; unter der Alb Görwyl, Rickenbach, Hochsal und Murg. Dazu kamen die zugewandten Vogteien Todtmoos, Schönau und Todtnau und der sanctblasische Twing und Bann. Jede Einung stand unter einem Einungsmeister; diese zusammen als „Acht-Mannen" wählten den „Redmann." Dieser führte die oberste Leitung aller Einungsgeschäfte und vertrat die Bauerschaft beim österreichischen Waldvogt wie beim St. Blasischen Waldprobst, schrieb Steuern aus zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben und zog mit dem Kriegsaufgebot unter flatternder Landsfahne in's Feld oder wenigstens an den kaiserlichen „Landhag," der mit seinen Verhauen und Schanzen an den Hauptpässen das Land schützen sollte.

Die Einung hatte aber ein Element in sich, welches früh oder spät Conflikte unvermeidlich machte. Das war das Stift St. Blasien, das in der Einöde des Albthals vor allen andern Schwarzwaldklöstern Macht und Ansehen gewonnen hatte. Angezogen von den Vortheilen der Immunität („die höchste Spitze ächten Eigenthums hatte in den Augen der ärmeren Menge des freien Volks mindern Werth als der breite Schatten, unter dem sich's im Schutze des Mächtigen ruht." Grimm), hatten im Lauf der Zeit viele der freien Bauern ihre etwas drückende Freiheit gegen die Stellung klösterlicher Zins- und Dienstleute an St. Blasien getauscht, insbesondere um dadurch von der Last des Kriegsdiensts frei zu werden. Diese Zinsbauern waren aber immer noch freie Leute und durch das Vogteirecht der Abtei den eigentlich leibeigenen Leuten derselben keineswegs gleichgestellt. So unterscheidet das habsburg-österreichische Urbar die Leute auf dem Wald sehr scharf in „vrie Liute," „darkommen Liute" (d. h. die ihr Gut dem Kloster dargeboten hatten, und „Gottshusliute."

Das Gotteshaus aber machte zwischen den dargekommenen freien und seinen leibeigenen Leuten, die, wie z. B. die Thalbewohner von Bernau und Menzenschwand, in Zwing und Bann des Klosters standen, nicht mehr viel Unterschied, dehnte auch seine Dinggerichtsbarkeit auf die ganze Grafschaft Hauenstein aus, wiewohl diese kaiserliche Bestätigungen ihrer Privilegien, daß sie freie Leute mit eigenem Gericht und freier Pirsch seyn sollten, für sich hatte, und suchte mit mönchischer Schlauheit und wirklicher Verkennung der historischen Rechtsverhältnisse den Bauer unter den Druck der Hörigkeit zu bringen.

Auf die klösterlichen Urkunden und Schriften hatte daher der Wälder eine eben so große Malice, als er seinerseits viel auf seine eigenen „alten Handfesten und Privilegien" hielt, die freilich eigentlich nirgends existirten. Im Bauernkrieg gabs einmal Gelegenheit, das St. Blasische Archiv gründlich zu bereinigen; ein heller Haufen aus dem Hauensteinschen „verruinirte" damals die Bibliothek und Zubehör so durchgreifend, daß, wie der gelehrte Abt Gerbert klagt, * man damals bis an die Knie in den zerrissenen Urkunden waten konnte.

Diese momentane Aufwallung, an der auch die Wiedertäufer und Meister Hubmeier in Waldshut Schuld waren, abgerechnet, bestand der Verband der Waldbewohner mit der gefürsteten Reichsabtei St. Blasien durch alle Kriegsläufte des siebzehnten Jahrhunderts hindurch. Als aber 1725 das Kloster zu Auffrischung seiner alten Rechte und Leibeigenschaftsgefälle eine genaue Aufzeichnung aller Einwohner im Hauensteinschen vornehmen ließ, je nachdem sie frei oder stiftseigen waren, auf eigenen oder Klostergütern saßen, als aus den Listen über Zinsen, Fastnachthühner, Ehrthau und Leibfall das Gespenst der Leibeigenschaft selbst auch gegen die Freien wieder aufzusteigen drohte, wiewohl sie durch kaiserliche Verordnungen aufgehoben war, da rottirte sich der Wälder zusammen und legte sich seine alten Rechte nach eigenen Heften aus.

* Historia nigrae silvae II. p. 348.

Damals trat an die Spitze derer, die sich der Leibeigenschaft zu erwehren suchten, ein Prachtexemplar von einem bäuerlichen Demagogen, Johann Fridolin Albiez, Einungsmeister von Birndorf, der zugleich den Salpeter im ganzen Hauensteinschen gewann, daher der „Salpeterhannes" geheißen, ein trotziger und frommer Mann, der eben so kräftig zu fluchen, als den Rosenkranz zu beten verstand.

Der Bauer, wenn er störrisch wird, revolutionirt immer nur nach rückwärts, d. h. er will auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen vorhanden war, auch etwa durch „Brieff, Siegel oder alte Pergament" nachgewiesen werden kann; er will die „gute alte Zeit," während er für moderne Principien keine Hand rührt. So ging der Salpeterhannes auf die alten Zeiten zurück, wo die Grafen von Habsburg Laufenburg als Vögte über den Hauenstein gesetzt waren, und erfand die Mähr, daß deren letzter Sproß, der Graf Hanns von Hauenstein, als er ohne Erben starb, in seinem Testament verfügt habe, daß die Grafschaft frei an Reich und Kaiser zurückfalle und im alten Recht der Reichsunmittelbarkeit erhalten werde. Nur der Kaiser sey der Schutzherr des Landes, und so wenig sie dem Hause Oesterreich als solchem gehörten, so wenig habe St. Blasien gegründete Rechte auf sie; die Leibeigenschaft aber sey ein Ansinnen des Klosters, das freien, reichsunmittelbaren Bauern nicht zieme.

Solche Lehren, in nächtlichen Versammlungen vorgetragen und durch altwiedertäuferische Ideen gesteigert, daß bald unter Gottes Leitung die alte Zeit zurückkehren werde, wo jeder frei ist, nur das Wort Gottes richtet, der Hausvater unter dem Baum vor seinem Hause die Angelegenheiten der Seinen schlichtet und „Herren und Soldaten todtgeschlagen, die Güter der Gegner aber von den erwählten Brüdern getheilt werden," schufen dem Salpeterhannes bald einen gewaltigen Anhang.

Er begab sich hierauf selbst nach Wien, indeß seine Freunde zu Haus ohne Entgelt seine Felder bestellten, seine Ernte einheimsten, um, getreu dem Wälder Grundsatz: „'s muß usprobyrt sy," vom Kaiser selbst Abhülfe der Klagen gegen St. Blasien zu erhalten. Und wiewohl er dort sofort ausgewiesen wurde, verbreitete er bei seiner Rückkehr die Mähr von einem Gnadenbrief zur Wahrung der alten Rechte, den ihm der Kaiser selbst unterzeichnet und besiegelt; er tobte mit seinem Anhang durch's Land, bis ihn die österreichische Regierung festsetzen und nach Freiburg bringen ließ, wo er in enger Haft starb.

Die Leute seiner Partei hießen die „Salpeterer," während die Einsichtigen, Ruhigen, die ihnen gegenüber standen, „Hallunken" geschimpft wurden; die hauensteinschen Piepmaier aber, die ängstlich auf dem Speicher standen und zwischen den Dachsparren hinauslugten, ob die Salpeterer- oder die Hallunken-Actien höher stiegen und ob es Zeit sey, etwas mehr rechts oder etwas mehr links zu rücken, wurden in köstlicher Parteibezeichnung die „Sparrengucker" oder „Sparrengückéler" genannt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Schluß.)

Die Pulververschwörung. — Leopold v. Buch. — Die Singakademie. — Theater. — Die spanische Tänzerin.

Wir haben hier nichts mit dem politischen Schrecken zu thun, welcher dem criminellen auf dem Fuß gefolgt ist. Ist die Pulververschwörung, wegen der jezt hunderte von Verhaftungen erfolgt sind, eine Wahrheit oder ein gern gehegter Traum? Ich weiß es nicht, ich höre nur was die öffentliche Stimme sagt: etwas steckt dahinter, aber nicht so viel als man daraus macht. Wenn wirkliche Verschwörer, in revolutionärer Absicht, oder gar um eine sicilianische Vesper zu beginnen, sich in Berlin zusammen gethan, oder von auswärts hergekommen seyn sollten, so ist dieß an und für sich ein Wahnsinn, den kein Verständiger, keiner begreift, der nur im entferntesten unsere Verhältnisse kennt. Aber es wäre mehr als Wahnsinn, eine unbegreifliche Dummheit, wenn diese Verschwörer durch braune Hüte mit breiten Krempen sich sofort, ehe sie etwas gethan, der Polizei hätten kenntlich machen wollen. Da diese Hüte in Bayern, Oesterreich, Italien einmal unter dem Namen Kalabreserhüte verdächtigt worden, hätten sie wissen müssen, daß unsere Polizei ein Auge darauf hat. Hier am Ort trugen die ruhigsten Leute sie, eben im Vertrauen, daß man bei uns so gescheit sey, uns selbst für so gescheit zu halten, daß wir nicht an unsere Stirn schreiben würden: fangt mich, denn ich trage etwas Verdächtiges. Verboten ist der Hut (ursprünglich nichts als ein englischer Schifferhut, gleich gut gegen Sonnenbrand und Schneegestöber) auch jezt noch nicht, aber wer will sich einer unangenehmen Begegnung mit Constablern auf der Straße aussetzen, zumal in einigen Fällen, wie bei jenem Professor, auch die Legitimation nichts hilft?

Dieß bei Seite, so verlautete alsbald, der Schlüssel zur Verschwörung sey in des Klempners Bontout Hause gefunden worden. Er war ein Rother. In seinem vom Diebe erbrochenen Sekretär hat man die Namensliste der Verschworenen entdeckt. Dem wird jezt von beiden Seiten widersprochen: der Todte sey ein viel zu schlauer Mann gewesen, um verrätherische Papiere in seinem Besitz zu haben. Aber jezt heißt der Mörder der eigentliche Denunciant. Als man ihm vorgehalten, daß er unter anderm auch von dem Fabrikbesitzer Hauschild ein schlechtes Zeugniß erhalten, sey die Galle über ihn Herr geworden und er habe gerufen: „Will man auch da mir schlechtes nachsagen! Ich könnte mehr von ihnen sagen, als ihnen lieb ist.“ Er habe dann auch sehr viel gesagt, und noch mehr gezeigt, die unter den Dielen und in den Mauern verborgenen Waffenvorräthe. Von da habe sich die Entdeckung dann weiter ausgesponnen. Auch diese Geschichte hat ihre Bedenken, da alles darauf deutet, daß die Fäden länger gesponnen sind, und man deren Enden schon weit früher in der Hand gehabt. In der erwähnten Fabrik ist eine wahre Verwüstung beim Nachsuchen angerichtet worden, die aber für viele auch eine komische Seite hat, da der Besitzer ein Mann ist, dessen Körperbeschaffenheit schon den Ultraconservativismus anzeigt. Fabriken sind doch absolutistische Staaten, aber es kommt auch da wohl vor, daß der regierende Herr nichts von dem weiß, was seine obersten Beamten thun, auch nicht, wie wir hier sehen, wenn sie ihm sein Haus unterminiren und mit Pulver füllen. Gut Conservative, die an die Enthüllung glauben, stellen den Satz auf: der Mörder dieses Klempners, der ja doch nur ein Rother gewesen, müsse eigentlich vom Staate nicht bestraft, sondern belohnt werden, da er die hochwichtige Entdeckung gemacht, die, wenn nicht den Staat, doch Berlin gerettet. Das Maß der Bestrafung des Mörders ist nebenher zweifelhaft, da er die Mordthat nur als einen Akt der Nothwehr darstellt und mehrere Umstände dafür sprechen. Er will nur in der Absicht zu stehlen eingebrochen, und als er, überrascht, aus dem Fenster entspringen wollen, vom Klempner mit Gewalt zurückgehalten worden seyn, worauf der furchtbare Kampf auf Tod und Leben sich entsponnen.

Eine Größe der Vergangenheit hat im vergangenen Monat der Natur ihren Zoll gezahlt. Leopold von Buch starb, beinahe achtzig Jahre alt, an zurückgetretener Gicht, man behauptet auch in Folge eines Schreckens, den der Lärm eines entdeckten Einbruchs in dem Hause, welches er bewohnte, verursachte. Allerdings stammte Buch aus einem der ältesten Adelsgeschlechter der Mark, es machte aber einen eigenen Eindruck, als der Erbe, sein Neffe, nur den Tod des königlichen Kammerherrn, Freiherrn u. s. w. Herrn von Buch ankündigte, mit kaum beiläufiger Erwähnung, daß der Verstorbene sich auch mit der Wissenschaft beschäftigt habe. Buchs dieser fast allein gewidmetes Leben ist allerdings wenigen bekannt, wird aber nächstens nach authentischen Mittheilungen erscheinen. Die Anzeige erinnerte an den Tod Fr. v. Schillers, von dem die Weimarische Zeitung ihrer Zeit auch nichts anderes zu sagen wußte, als daß der herzoglich Sachsen-

Meiningensche Hofrath Freiherr v. Schiller des Todes verblichen. — Zwar für sich keine Notabilität, aber doch vermöge ihres respektabeln Titels als Ueberbleibsel einer großen Vergangenheit, starb in hohem Alter die Wittwe des Leibmedicus Friedrichs des Großen, des einst berühmten Berliner Arztes Dr. Selle. Der Zeitrechnung nach ist das nur dadurch möglich, daß Selle in späten Jahren noch einmal geheirathet hat. Eine Merkwürdigkeit war die alte Dame aber dennoch; sie gehörte zur aussterbenden Klasse derer, die ihr Geld so lieb haben, daß sie es nur ungern Kassen oder Werthpapieren anvertrauen; sie möchten es immer um sich sehen. Ganz so dürftig lebte die Dame nicht, als das reichere Fräulein Thomas (auch aus Friedrichs Zeit), die auf Stroh und Lumpen, hungernd, frierend, einsam, von aller Welt verlassen, weil sie sie verlassen, umkam, und über deren Nachlaß jezt der schwierige Erbschaftsprozeß schwebt; aber jene darbte auch redlich für lachende Erben und in ihren Lumpen, Strümpfen und andern Winkeln fand man, seit Jahren verpackt, gegen 2000 Thaler, die sie wahrscheinlich selbst vergessen hatte.

In unserer Republik, der Singakademie, hat nach vielen Wahlkämpfen und Intriguen die conservative Partei gesiegt. Ihr Candidat, der Musikdirektor Grell, ist, nachdem es gelungen, ihm untergeordnete, oder wenig gekannte Rivalen als Mitcandidaten zur engeren Wahl gegenüber zu stellen, zum Direktor gewählt worden. Abgesehen vom parteilichen Interesse standen sich die Ansichten etwa so gegenüber: unter der bisherigen Leitung, zu der Grell gehört, veralte das Institut, es drohe sogar der Verfall, wenn nicht frische Kräfte ihm einen neuen Aufschwung gäben. Schon habe ein Privatsingverein, der Steensche, ihm die besten Kräfte abgezapft und ohne große Energie mit neuen Gedanken müsse die Singakademie untergehen. Von der andern Seite ward hervorgehoben: wenn man das gelten lassen wolle, müsse die neue Kraft und Energie, nach der man verlange, durch eminente Leistungen sich hervorgethan haben; auf's gerathewohl einem jüngeren Musiker, der Energie verspreche und nur Gefälliges geleistet, sich übergeben, heiße das Geld in der Tasche, von dem man allenfalls leben könne, in die Lotterie werfen, in der Hoffnung eines Gewinnstes, von dem man glänzend zu leben gedenke. Man wisse, was man an Grell habe, einen treuen Vertreter der alten Richtung, der, als wirklicher Dirigent, auch selbst mehr Energie entfalten werde, wie bisher als stellvertretender, der die Akademie vor Abirrungen zu Gunsten des frivoleren Modegeschmacks bewahren werde, und an dem endlich die Pietät halten müsse. Die Pietät hat denn gesiegt. Das Interessante aber ist, daß ergraute Männer und liebenswürdige junge Mädchen hier das Wahlcollegium bilden, und daß die Wahlumtriebe hier ganz so stürmisch waren, wie einst, zur Blüthezeit des politischen Lebens, als nach Berlin, Frankfurt oder Erfurt gewählt wurde.

Die laudatores temporis acti sind so ganz aus der Mode, daß selbst in der Politik die jezt Herrschenden nicht gerade die unbedingten Lobredner der alten Zustände seyn wollen; ihr Reich, obgleich nur aus Begriffen und Rechten der Vorzeit construirt, liegt doch nur in der Zukunft. Um so zweifelhafter erscheint es mir oft, ob wir und die vor uns, und die vor diesen denn im Rechte waren und sind, die im Theater immer nur Vergleiche zwischen dem Jezt und einem besseren Ehemals anstellen, und immer zum Resultat kommen, daß es ehemals besser war? Alle zehn Jahre wächst doch ein neues Geschlecht Theaterbesucher auf, während die älteren Geschlechter bis auf wenige Habitués aussterben, zurücktreten, verschwinden, und diese neuen Geschlechter finden immer Matadore, Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, die ihnen das Höchste zu leisten scheinen, weil sie nichts Höheres gesehen, gehört; sie werden ihre Anhänger, Bewunderer, messen nach ihnen die nachkommenden und finden in der Regel, daß ihre Lieblinge nicht ausgestochen, nicht erreicht werden. Ist es da nun von uns recht, ihnen zu sagen: diese eure Lieblinge sind gar nichts gegen die, welche wir gekannt und bewundert haben, da auch uns so oft bei der Bewunderung unserer Koryphäen zugerufen ward: sie reichen nicht das Wasser denen unserer Zeit! Jede Zeit gebiert ja das, was sie bedarf und was sie begreift, und am wenigsten gibt es in der mimischen Kunst etwas absolutes, das für alle Zeiten und Nationen Geltung hätte, wenn auch nur deßhalb nicht, weil wir kein Kriterium dafür besitzen. Nur spricht dagegen, daß diese aufsteigende Linie an einem bestimmten Punkte endet: die Zeiten Flecks bis zu denen Schröders, Ackermanns und Eckhofs gelten als das Endziel der bewunderten Kunst; höher hinauf versteigt sich die traditionelle Lobpreisung nicht. Es ist ganz etwas anderes im Gebiet der musikalischen Exhibition. Einestheils scheint der Kulminationspunkt der Sänger und Sängerinnen uns näher gerückt, und wenn gleich die Catalani noch immer als unerreicht gilt, so traten doch seitdem auch wirkliche Größen von europäischem Rufe auf, eine Malibran, Schechner, Sontag, Lind, an deren Werth die Kritik nicht rüttelt, während andererseits die Technik so große Fortschritte gemacht hat, daß man schon behauptet, der magische Geiger Paganini und der Allerweltszauberer Liszt würden, wenn sie heut zuerst aufträten, nicht mehr die Ohren der Menschen, viel weniger die Bäume und Steine verrücken, weil ihre Nachfolger, vermöge der technischen Fortschritte, sie noch überböten. Anders, ganz anders ist es mit der Menschendarstellung; es ist und bleibt das Urtheil aller, die irgend wie Blicke in die Vergangenheit geworfen: wie die Bethmann und Fleck, selbst Iffland, wie die Ackermann, Brockmann, Schröder, Eckhof uns die Menschennatur auf den Brettern wiedergegeben, suchen wir sie jezt vergebens. Hat unsere Menschennatur, wie sie auf der Bühne des Lebens erscheint, sich vielleicht selbst so geändert, daß wir uns über ihre Reproduktion hinter den Lampen nicht mehr freuen können?

Von neuen mimischen Größen, auch nur von bedeutenden neuen Erscheinungen weiß ich nichts zu melden. Namen von dem Klange der Bethmann, Wolff und Crelinger gehören schon wie einer verschollenen Zeit an. Die zu früh verstorbene Thomas war in vielen Rollen eine glückliche, beliebte Darstellerin; vielleicht wäre sie noch etwas mehr geworden, aber sie stand doch noch viele, viele Stufen unter jenen Heroinen. Die ihren Platz einnehmen, finden Bewunderer und Lob, sie füllen auch ihren Platz, aber die Erinnerung an die Thomas schwebt den Habitués schon wieder wie eine unerreichte Glorie der Vergangenheit

war. Aber man ist zufriedener geworden; ein feines Gesicht, eine schöne Gestalt, eine ausgesuchte Toilette genügen schon, auch wenn die Bewunderer hinzusetzen: aber spielen kann sie nicht. Das hindert indeß nicht, daß die noch daran Lust, oder sie per tot discrimina rerum wieder gewonnen haben, den kleinen Zeitungskrieg für ihre Bewunderten führen, wie wir neuerdings davon ein Beispiel hatten. Aber wohin sind die Zeiten der alten Garden! Es ist auch hier nicht mehr Begeisterung; alles ist Interesse, Intention, oft Bestellung. Wen darf man darum tadeln? Nur die Zeit. Wie sie in der Politik unter so gewaltigen Gährungen keine großen Staatsmänner geboren hat, entbehrt sie auch der Zeugungskraft für große Talente; nicht nur bei uns, es kommt auch von auswärts nichts. Der alte Liebling der Berliner, der Komiker Beckmann, der zum Besuch aus Wien kam, machte wohl volle Häuser und erntete vollen Beifall, aber er brachte auch nichts Neues.

Wäre es nur in der dramatischen Literatur anders! aber von allen neuen Stücken erhebt sich kaum eines über das Niveau des Gewöhnlichen. Gutzkows Königslieutenant war unter den gegebenen gewiß die bedeutendste Neuigkeit: ein Lustspiel voll Lebendigkeit, Charakteristik, klarem Lichtschein, und es regt Gedanken an, die uns über die Bretterbühne auf eine höhere versetzen. Es ist der Wille und die Kraft, die wir schätzen müssen, wenn auch die Ausführung noch an manchen Schranken sich stößt, die zu bewältigen nicht in des Verfassers Macht lag. Gutzkows Fleiß bleibt eben so zu bewundern, wie sein unermüdlicher Eifer, der deutschen Nation wenigstens als erhebendes Bild das vorzuzaubern, was in Wirklichkeit ihr versagt ist. Daher mischen sich denn in die Lustspiele immer elegische Schatten. Das Stück mußte, wir wissen nicht, ob auf der königlichen Bühne direkt abgewiesen, auf einem Secondärtheater gegeben werden. — Auf derselben Bühne zog eine Zeitlang ein preußisch vaterländisches Stück von Rellstab, 1756, eine Glorienperiode aus dem siebenjährigen Kriege darstellend. Man scheint jetzt Sujets der Art von oben her für das Theater zu begünstigen. Thun es aber die Grenadiere und der Dessauer Marsch, und selbst Ziethen aus dem Busche, wenn der Geist der preußischen Größe schwerlich den Zutritt erhielte, und wenn selbst die Heldengestalt des Königs nicht die Bretter betreten darf! — Eine tolle Farce, Münchhausen, von Kalisch — aber weder der alte noch der Immermannsche — lockte einige Wochen die Lacher in das neue Königstädtische Theater, das sich zur Zeit nur eben so hinhält, wie die Mehrzahl der deutschen Bühnen, durch neuen Spektakel. Der Gedanke, sich ein Publikum heranzuziehen und zu bilden, durch consequente Richtung auf ein Kunstziel hin, läge, meint man, so nahe, wo die große Mehrzahl der Gebildeten von den politischen und kirchlichen Richtungen der Zeit verstimmt, eine edlere Unterhaltung und Nahrung für den Geist sucht, als Asyl gegen das tolle Treiben draußen. Aber diese Meinung muß auch wohl falsch seyn; nirgend auch nur ein Versuch! — Das renovirte königliche Schauspielhaus ward mit mehreren classischen Stücken wieder eröffnet. Die Ornamentur will nicht besonders ansprechen; das Auge ist zu sehr von dem Rococoglanz des Opernhauses verwöhnt.

Ueber das neuste Originalprodukt der Oper, die Indra, Text von G. zu Putlitz und Musik von v. Flotow, sind die Stimmen noch getheilt zwischen Bewunderung, einfachem Gefallen und Tadel. Furore wie in Wien und andern Orten hat die Oper hier nicht gemacht, aber auch die Kritik scheint nur aus Berliner Pflichtgefühl Spreu aus den Winkeln hervorzuholen, um ihre pflichtmäßigen Angriffe zu unternehmen. Zum Enthusiasmus war nicht Raum und Zeit, wo alles, was davon vorräthig, zuerst für die Milanollo, dann für Pepita aufgebraucht war.

Der — ich weiß nicht ob Castilianerin, Aragonesin oder Andalusierin — Sennora Pepita de Oliva war es vorbehalten, die Zeiten des alten Theaterenthusiasmus wieder in's Leben zu rufen. Mit großen lateinischen Buchstaben prangt ihr voller Name, die spanische „Sennora" voran, an den Brunnen, an den Straßenecken, in den Zeitungen. Man drängt und quetscht sich, um Billets zu ihren Vorstellungen zu erhalten; sie wollte abreisen, sie durfte nicht; sie war abgereist, sie mußte wieder kommen; selbst in der Charwoche, wo das königliche Theater zu Ferien gezwungen war, tanzte sie vor und nach dem Charfreitag und an den Ostertagen. Die Spanierin war mächtiger als der Oberkirchenrath. Auch Pepita fehlte es nicht an Feinden. Der erste Hauch der Bewunderung war kaum in die Luft geflossen, als sie vom Auftreten auf der königlichen Bühne abstehen mußte; die einen sagen, weil eine hohe Frau an der Art ihres Tanzens Anstoß genommen, die andern, weil die Intriguen einer andern beliebten Tänzerin und ihrer großen Partei ihr Terrain untergraben. Officiell vorgeschützt ward, sie sey zwar eine wunderschöne Person, aber tanzen könne sie nicht. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater ergriff sie und vom Augenblick an änderte sich das Urtheil, der Erfolg. Es ward zur Raserei, sie zu sehen, zu bewundern. Versteht sich, daß nie ein Platz leer ist; man zischt die Stücke aus, die zwischen ihrem Auftreten gegeben werden, um früher zum Genuß zu kommen. Daß die Künstler, namentlich die Bildhauer, bei keiner Darstellung fehlen, versteht sich auch von selbst; sie studiren diese vollendete Schönheit des Gliederbaus; aber auch ergraute Gelehrte, die das Theater nie besuchen, fühlen sich von der allgemeinen Strömung in's Theater gezogen. Facta loquuntur, eben höre ich von einem auch ergrauten Beamten, der seit fünfzehn Jahren keinen Fuß in's Theater gesezt; er sah die Pepita und versäumt sie nicht mehr; sogar, um ganz zu sehen, hat er ein kostbares Doppelperspektiv sich beschafft. Auch Frauen sind Enthusiastinnen. Wenn ihr Ruf ein gemachter ist, ist er wenigstens ein dauerhaftes Machwerk. Die Kritik ist ganz verstummt, die laute, zersetzende. Dabei macht sich freilich eine andere in zwei Richtungen geltend. Die einen sagen noch jezt, ihre Bewegungen seyen eigentlich kein Tanz, keine Tanzkunst, sondern nur Situationen, in denen das schöne Mädchen sich am vortheilhaftesten producirt; die andern, diese Situationen seyen von einer Art, daß die Damen das Haus verlassen müßten, wenn es nicht eine berühmte spanische Tänzerin wäre. Darin ist ihr Wesen, der Grund des außerordentlichen Beifalls so ziemlich ausgesprochen. Wir haben es mit keiner Kunstproduktion, sondern mit einem Nationaltanz zu thun. Es ist eine südliche, volle, glühende, sinnliche Volksnatur, die

sich ihre Bewegungen und ihre Grazie selbst gemacht hat. Wer einen Anstoß daran findet, sehe weg oder gehe nicht hin. Hie und da mag Uebermuth, Lust zu gefallen, der Applaus zu allzu Verwegenem angelockt haben, das über das Maaß hinaus geht, über das, was uns als Sitte gilt, möglich auch über das, was der Spanier dafür hält. Aber diesen Auswuchs zugegeben, kann ihr Tanz vor dem Forum der höheren Sitte noch immer den Vergleich aushalten mit den Beinverrenkungen, mit dem Cirkelradschlagen, den Telegraphenstellungen, die das neue französische Ballet als Kunst eingeführt hat. Sie ist kein Zephyr, wie einst die berühmte Taglioni; die Grazie im gewöhnlichen Sinn, das leichte sylphenartige Hinschweben, ist ihr nicht gegeben, ihr Mienen- und Gliederspiel ist der Triumph sinnlicher, auch wollüstiger Freude; aber es ist so viel Naives, Geborenes darin, daß, wenn wir es zarten Frauen auch nicht verargen, in sofern sie sich verlezt fühlen, wir es doch nicht sind, weil nichts von Unnatur uns bestechen will. „So bin ich," ruft sie, „so hat die heiße Sonne, das heiße Blut mich gemacht, ich will, ich kann nicht anders seyn. Ein wenig Koketterie gehört zu meinem Sinn, aber nimmermehr gespreizte Ziererei. Man wende mir den Rücken, oder nehme mich hin, wie ich bin." Erinnere ich mich doch einer alten Geschichte, ich weiß nicht woher: die Bischöfe und Geistlichen wollten auf einem spanischen Concil den Fandango als Exhibition der Wollust und Teufelswerk verbieten. Da baten die Tänzer und Tänzerinnen nur um die Erlaubniß, den Vätern der Kirche zeigen zu dürfen, was sie verbieten wollten. Und die greisen und ehrwürdigen Herrn wurden so gerührt, daß sie erklärten, es könne das nicht des Teufels Werk seyn, und der Fandango war gerettet und lebt noch heute.

London, April.

Die Quäker heutigen Tags.

Die kürzlich erfolgte Einberufung der englischen Miliz als Vorsichtsmaßregel gegen eine allenfallsige Invasion von Seiten Frankreichs hat einen solchen Widerstand von Seiten der friedfertig gesinnten, blut- und soldatenscheuen Quäker hervorgerufen, daß diese stille, harmlose Sekte gegenwärtig in der Presse einen gewaltigen Lärm macht. Die Anzahl der jezt in England lebenden Quäker beträgt ungefähr 20,000; es gibt demnach gegenwärtig in England gerade so viele Quäker als Israeliten; aber die ersteren leben so zurückgezogen in ihren Häusern, und die lezteren erscheinen so rührig an allen Orten und scheinen sich so sehr zu vervielfältigen, daß man glauben sollte, England besitze zehnmal so viel Juden als Quäker. Nur selten begegnet man einem Quäker in der Straße, und man erkennt ihn sogleich an seiner schneeweißen Halsbinde und an seinem Hut mit breitem Rande; daher der Name broad brim, mit dem das Volk die Quäker bezeichnet. Sie sind durchschnittlich ungemein reich; die Phrase, reich wie ein Quäker, ist sprüchwörtlich geworden und ist hier in England mehr auf Wahrheit gegründet als die früher landläufige: reich wie ein Jude. Dieser ihr Reichthum ist eine Folge ihrer ganzen Lebensweise. Nicht als wenn diese ursprünglich darauf berechnet gewesen wäre, Reichthümer zu sammeln. Im Gegentheil; jeder, der heutigen Tags versuchen wollte, diese Lebensweise anzunehmen, würde gerade zum entgegengesezten Resultat gelangen, das heißt, seine gesammelten Reichthümer verlieren. So gaben auch die Quäker anfänglich allenthalben Anstoß. Namentlich weigerten sie sich ihren Hut vor irgend jemand abzunehmen oder eine Verbeugung zu machen, und sie redeten alle Welt mit Du an. Die Quäker, die, wie die übrigen Engländer, meistens vom Handel lebten, mußten sich durch eine solche Begegnungsweise alle ihre Kunden abwendig machen, und da sie ihren Grundsätzen gemäß, sich gegenseitig im Unglück beistanden, so prophezeite man ihnen, daß sie über kurz oder lang sammt und sonders untergehen würden. Wenn nun aber die Quäker troz ihres unpraktischen Handelns gerade durch den Handel und im Handel sammt und sonders zum höchsten Wohlstand gelangt sind, wenn sie gerade dadurch, daß sie im gesellschaftlichen sowohl als im geschäftlichen Verkehr eine ganz eigensinnige Richtung verfolgten, den ganzen Geschäftsverkehr an sich gerissen haben, so ist dieß allerdings eine Erscheinung, die nähere Beleuchtung verdient.

Das Wesen des Quäkerthums besteht hauptsächlich in der Verachtung jeder Etikette, in Kleidung sowohl als in Manieren. Zur Zeit als das Quäkerthum aufkam, in der Periode der Stuarts, hatte die Etikette gerade ihren höchsten Gipfel erreicht und der Luxus in der Kleidung wurde in's Lächerliche getrieben. Die Gentlemen spazirten auf der Straße einher in sammtnen und seidenen Gewändern, mit den kostbarsten Spizen und Bändern verziert. Sogar die Aufschläge ihrer Stiefeln waren mit Spizen behängt, und in ihren Ohren trugen sie goldene, mit Juwelen besezte Ohrgehänge. Bunte Federn durften am Hute nicht fehlen und die Perrücke eines damaligen Gentleman würde heutigen Tags auf fünfzig bis hundert Pfund Sterling zu stehen kommen. Zu dieser Zeit that sich das Quäkerthum auf, und Georg Fox protestirte gegen die Ausschweifungen in der Kleidung durch das Anlegen von ledernen Hosen, und schrieb für den übrigen Anzug analoge Verhaltungsregeln vor, die noch heute streng von den Quäkern befolgt werden. Neben andern Sonderbarkeiten ward es, wie gesagt, den Quäkern vorgeschrieben, alle Welt mit Du anzureden. „Als der Herr mich in die Welt sandte," sagt Georg Fox, „legte er mir die Pflicht auf, Du und Dich (thou und thee) zu jedem Manne und zu jeder Frau zu sagen, arm oder reich, hoch oder niedrig. Ich sollte auf meiner Wanderschaft auf Erden meine Nebenmenschen vorübergehen lassen, ohne ihnen „guten Morgen" oder „guten Abend" zu wünschen, viel weniger eine Verbeugung mit der Brust oder dem Knie vor ihnen zu machen." — Man kann sich leicht vorstellen, daß eine solche Handlungsweise wenig geeignet war den Quäkern von Seiten ihrer „Nebenmenschen" eine freundschaftliche Behandlung zu sichern. Rippenstöße und Faustschläge fielen von allen Seiten auf sie ein. Die Quäker erduldeten sie mit der größten Resignation, und sie trugen, was sie ihr „Kreuz" nannten und noch heutzutage so nennen, mit christlicher Ergebung. — Was den größten Anstoß gab, war das Du, womit sie die höheren Klassen der Gesellschaft anredeten, und da sie mit denselben in fortwährendem commerciellem Verkehr lebten, so ersannen sie bald ein Mittel, das ihre Interessen mit ihren Regeln in Einklang brachte. Statt thou (du) bedienten sie sich des Accusativs thee und ließen, allen grammatikalischen Regeln zum Troze, auf diesen Singular das Verbum im Plural folgen, gerade als wenn sie you oder they (Ihr oder Sie) statt thou oder thee gesezt hätten. — Diese grammatikalische Unrichtigkeit ist noch heutigen Tags bei den Quäkern im Gebrauch, und so sagen sie nicht geradezu Du, noch reden sie die Person im Singular an; sondern es ist eine seltsame Vermittlung zwischen Plural und Singular, zwischen der zweiten und dritten Person. Auf der andern Seite aber erlaubte ihnen das Verzichten auf allen Luxus und Aufwand, sich mit einem geringeren Profit in ihrem Handel zu begnügen, als die übrigen Kaufleute, die die damaligen Gentlemen in allen Stücken nachzuahmen sich bestrebten. Da ferner die Quäker in Folge ihrer Lebensweise von allem geselligen Verkehr ausgeschlossen waren, so sahen sie sich genöthigt, mit desto größerem Eifer ihrem Beruf obzuliegen und demselben alle ihre Zeit und Kräfte zu widmen. So geschah es denn, daß die Quäker, im gesellschaftlichen Verkehr gemieden, im bürgerlichen Handelsverkehr desto eifriger vom Publikum aufgesucht wurden. Es kam so weit, daß man von niemanden mehr bedient seyn wollte als von Quäkerkaufleuten; alle Welt fragte nur nach dem Quäker Gewürzkrämer, oder dem Quäker Tuchhändler, nach dem Quäker Schneider und Schuhmacher, da alle Welt die wohlbegründete Ueberzeugung hegte, daß von dem Quäker die besten Waaren zu den billigsten Preisen und ohne Hin- und Herhandeln zu erhalten seyen. Die übrigen Kaufleute sahen sich durch diese Concurrenz nicht wenig beeinträchtigt, und so geuligt sie

anfangs waren, den Quäkern ihren baldigen Untergang zu prophezeien, so rasch waren sie nun ihr Urtheil zu ändern, und sie gingen in ihrer Befürchtung so weit, daß sie laut erklärten, wenn man die Quäker gewähren ließe, würden dieselben bald den ganzen Handel in ihren Händen concentriren. Es währte wirklich nicht lange und die Quäker sahen sich im Besitz eines sehr bedeutenden, auf rechtliche Weise erworbenen Wohlstandes. Das sonderbarste aber war, daß, da das Quäkerthum gleich bei seinem Entstehen zu diesem Wohlstande gelangte, die Quäker selbst in nicht geringe Verlegenheit geriethen, wenn es darauf ankam, diesen ihren Wohlstand zu benutzen, ohne von ihrer ursprünglichen Simplicität abzuweichen. Georg Fox, wie jedermann weiß, war von Hause aus ein Schuhmachergeselle. Wenn er es später durch seine Industrie so weit gebracht hatte, daß er als Gentleman in seiner eigenen Equipage fahren und die reiche Wittwe eines verstorbenen Magistrats heirathen konnte, so mußte seine ursprüngliche Einfalt einen complicirteren Charakter annehmen. Die Quäker fürchten nichts so sehr, als der Herrschaft der Etikette zu verfallen, und da gerade die Losreißung von aller Etikette ursprünglich ihre Macht begründet und sie in den Besitz ihres Reichthums gesezt hat, so suchen sie noch heutzutage mit aller Gewalt diesem ihrem gefürchteten Feinde entgegen zu arbeiten. So lesen wir in einer kürzlich veröffentlichen Brochüre: »the british friend« (die Quäker nennen sich vorzugsweise die „Gesellschaft der Freunde"), folgende merkwürdige Stelle: „Wir haben Ursache genug, uns dankbar für die göttliche Gnade zu erzeigen, die uns erlaubt hat, uns als Gesellschaft frei von den leeren und eitlen Formen der Welt zu halten. Könnte der Feind alles Guten uns auf irgend eine Weise unserer Simplicität in Kleidung, Manieren und Sitten untreu machen, er würde es sicherlich nicht unterlassen. Laßt uns daher auf unserer Hut seyn, damit die Etikette sich nicht unvermerkt unter uns einschleiche." Wie weit die Quäker diese Furcht vor der Etikette treiben, geht aus folgender Stelle hervor. „Mehr als einmal," heißt es, „ist die Frage zur Sprache gekommen, ob es statthaft sey, bei unsern vierteljährigen Zusammenkünften einer Dame den Arm anzubieten, um sie in den Speisesaal zu führen. Erinnert diese Sitte nicht zu sehr an die Sitten und Gebräuche der flatterhaften Welt? Und sieht dieß nicht gar zu sehr aus, als befände man sich auf einem Balle und forderte eine Dame zum Tanze auf?" Das Tanzen ist bekanntlich den „Freunden" untersagt und alles, was an einen Ball erinnern mag, muß sorgfältig von der Gesellschaft der Freunde als der Simplicität ihrer Etikette zuwider vermieden werden. Der „Freund" drückt diese seine Bedenklichkeit hinsichtlich einer zu großen Annäherung an die weltliche Etikette mit der größten Naivität aus und kommt zum Schluß, daß „mit allem Respekt für Anstand und Galanterie er keinen hinlänglichen Grund sehe, diese Sitte aufkommen zu lassen," die Sitte, die darin besteht, alle Vierteljahre einer Dame den Arm anzubieten, um sie in den Speisesaal zu führen! So sehr halten die „Freunde" an diesen äußern Förmlichkeiten fest, daß sie sich durch die geringste Verletzung derselben in ihrem Fortbestehen als abgeschlossene Gesellschaft bedroht sehen würden. Sie halten sich daher ferne von der Welt, besuchen weder Bälle noch Concerte, noch überhaupt öffentliche Vergnügungsorte, aus Furcht, von der primitiven Regel der Simplicität abzuweichen, und sie treiben diese „Simplicität" so weit, daß sie sogar die bildenden Künste ausschließen, als Anlaß gebend „zu annützen Verzierungen." Die Quäker sind Bankiers, Kaufleute, Fabrikanten; sie sind alles, was Geld einbringt, nur keine Künstler, noch Kunstliebhaber oder Kunstbeschützer. Dagegen haben sie ein kunstgeübtes Auge, um die kleinste Anomalie zu entdecken, die sich ein „Freund" in seinem Anzuge, Betragen, Manieren erlauben würde. Ein Quäker z. B., der Stege an seinen Beinkleidern trüge, oder den Rand seines Huts um einen Zoll verkürzte, würde auf der Stelle als ein Apostat betrachtet werden. Welchen Seelenfrieden dagegen der Quäker empfand, nachdem er die beiden unnützen Knöpfe abgenommen, die der Schneider hinten an seinem Rocke angebracht, davon können wir uns nur einen Begriff machen, wenn wir die Beschreibung davon in Mrs. Greers Society of Friends (1852) lesen.

Man kann sich leicht denken, wie öde es in einem Hause aussehen muß, aus dem Musik, Gesang und Poesie verbannt sind. Die Langeweile ist die tödtende Krankheit in einem solchen Hause, und wirklich finden wir, nach Lord Jeffrey, daß die meisten Quäker mit allen ihren Reichthümern an einer Art von Herzensatrophie sterben, ehe sie das fünfzigste Jahr erreicht haben. Ihr Blut erstarrt aus Mangel an geistiger Auf- und Anregung. Die Krankheit ist unter dem Namen Quäkerübel bekannt, und darf nicht mit dem englischen Spleen verwechselt werden. Spleen ist das Produkt zu großer Aufregung; Spleen ist die völlige Abspannung, der Ueberdruß an Freuden, während das Quäkerübel gerade ein Verdruß an Freuden ist, als Folge des Verbotes sich an denselben zu betheiligen. Ein Arzt, der dreißig Jahre lang Quäker behandelt hat, gibt von dieser Krankheit folgende Beschreibung, die wir in den Memoiren des Lord Jeffrey finden. „Das Blut erstarrt allmählig unter der Fettmasse, die sich in späteren Jahren ansezt, als natürliche Folge ihres zu starken Essens ohne die gehörige körperliche Bewegung, und mehr noch durch den Mangel jeder geistigen Aufregung. Ich habe in Liverpool und Manchester diese Krankheit am häufigsten angetroffen, wo die Ruhe und Regelmäßigkeit, mit welcher die Quäker Fabrikanten ihrer Industrie obliegen, ohne sich im geringsten um die Außenwelt zu bekümmern, nur mit dem ruhigen, regelmäßigen Gange ihrer Maschinen verglichen werden kann." Das Quäkerthum hat seine Dienste gethan; so lange es durch seine Simplicität gegen die Ausschweifungen der damaligen Zeit protestirte, trug es unendlich zum Fortschritte bei. Jezt, wo diese Simplicität allgemein geworden, ist das Quäkerthum nicht allein überflüssig, sondern sogar dem Fortschritte schädlich, indem es in seiner Simplicität die Verbannung aller schönen Künste in die Simplicität begriffen wissen will. Den lezten Kraftaufwand bot das Quäkerthum in seiner Opposition gegen die Einberufung der Miliz auf, und hier zeigte es sich in seiner ganzen Unmacht. Seine Zeit ist vorüber; es hat sein Glück gemacht, ein größeres weltliches Glück, als je eine Sekte auf Erden gemacht hat, und es muß sich jezt zur Ruhe begeben mit seinen angesammelten Reichthümern.

Dresden, April.

Winterliche Ostern. — Theater. — Erziehungsanstalten. — Gasthöfe.

Die Glocken der katholischen Kirche mit ihrem melodischen Klang haben den Ostermorgen eingeläutet, der von einer kalten Wintersonne beschienen den bunten Ostereiern keine lustigen Verstecke bot. Hoher Schnee lag in den Straßen, Schlitten fuhren über Land, und von den Dächern tropfte es von langen Eiszapfen herab; jede Festfreude war gestört. Die Natur in ihrem weißen Wintermantel winkte nicht einladend hinaus in Gottes Garten, und der Herd mit seiner hellen Flamme hielt jeden in seinem Umkreis gebannt. — Die Kälte kam wie moutarde après diner, man war nicht mehr darauf vorbereitet. Die Fremden, die den ersten April zur Abreise benutzen wollten — ein schlimmer Tag! — waren schon in Gedanken bei ihren Reisefreuden. Die Wohnungen wollten aber geräumt seyn, und eingepackt mußte werden. Dresden gleicht darin einem Badeorte. Man hat hier eine Wintergesellschaft und eine Sommergesellschaft, und immer wieder gilt es neue Bekanntschaften anzuknüpfen und immer wieder verliert man, was man so eben gewonnen zu haben meinte. — Der Carneval war überaus lebhaft. Bälle folgten auf Bälle, und Leute, von denen man es kaum erwartet hätte, bewegten ihre Füße im Takte. Es scheint auch darin eine Reaktion einzutreten. Die Menschheit ist des vielen Denkens überdrüssig, sie sieht ein, daß die Wissenschaft ihre Gefahren hat, daß sie den Mann am Ende gar an den Galgen bringen kann; darum gibt man seinen Kopf auf und läßt das Feuer durch die Beine strömen. Die gelehrtesten Leute haben einen Galopp getanzt. Jezt ist eine Pause eingetreten und man schöpft Athem.

Das Theater hat in den Osterfeiertagen kein Prunkkleid angelegt. Emil Devrient und die Bayer-Birk waren fort. Ohne beide findet man die Bühne arm; man ist verwöhnt. Sie leistet hier so viel, daß der Dresdener stolz darauf seyn mag; ja einzelne Sachen, wie z. B. die Antigone, werden in einer Vollkommenheit gegeben, wie wohl nirgends. So gingen auch „die Journalisten“ von Freitag neulich in einer Weise über die Bühne, die den Verfasser befriedigt haben muß. Emil Devrient war unübertrefflich in der humoristischen Rolle des Helden, und die Bayer-Birk, als junge Gräfin und seine Geliebte, stand ihm ebenbürtig zur Seite. Freitag hat seinen Stoff aus dem Leben gegriffen, und schon das muß man anerkennen. Wir sehen hier einmal eine Episode der Gegenwart im Spiegel der Bühne reflektirt, und erkennen uns in dem Bilde; darum gerade scheidet das große Publikum so befriedigt von dem Stücke. Nur Eine Stimme ließ sich mit einem ungünstigen Urtheile vernehmen; es war die eines Amerikaners, der immer wieder darauf zurückkam, daß es lächerlich sey, ein öffentliches Leben mit den Intriguen einer Deputirtenwahl auf die Bühne zu bringen, wo man weder Wahlen noch Deputirte habe. Der gute Mann wußte nicht, daß wir einen Frühlingstraum der Art geträumt und gerne an diesen Erinnerungen zehren, wie ja der Deutsche überhaupt gerne träumt, und mehr mit dem Einst als dem Jezt zu thun hat. — Die schwedische Nachtigall hat den ganzen Winter hier ihr Nest gebaut, aber kein Ton hat ihre Gegenwart verrathen. Das Frühlingsgrün, das alle Herzen erweitert, wird hoffentlich auch das ihrige mit jener Liebe erwärmen, die keine schönere Freude kennt, als Freude bereiten, und die aus jedem dankbaren Lächeln ihren Himmelsthau saugt. Der Bühne hat sie unwiderruflich Lebewohl zugerufen. Die Bibel, die ihr der Bischof von Norwick verehrt, hat sie über die Gottlosigkeit einer solchen Bildungsanstalt für die Menschheit belehrt, und doch war es einst die Kirche selbst, die den Pfad zu der modernen Oper gebahnt, die Spektakel- und Mirakelstücke aufgeführt und der gläubigen Menge durch Anschauung den Text der Bibel beigebracht. Damals schämte sich kein Heiliger und Märtyrer, in leibhaftiger Gestalt noch einmal vor der Nachwelt zu erscheinen; jezt läßt sich nicht einmal ein fürstliches Haupt mehr diese Ehre erweisen.

Die vielen Fremden sind Veranlassung, daß hier eine Menge Schulen errichtet werden, für Mädchen, wie für Knaben. Eine der bedeutendsten für die lezteren ist gegenwärtig das Pensionat des Direktors Dr. Krause, der im Laufe von fünf Jahren die glänzendsten Erfolge gehabt hat. Ein vieljähriger Aufenthalt in England bot ihm freilich den Vortheil ausgebreiteter Bekanntschaft und die Kenntniß der Sprache und Sitten, was ihm natürlich sehr zu statten kommt. Auch aus Amerika sendet man jezt viele junge Leute her, und ganze Familien sind hergezogen, um ihre Töchter hier zu erziehen, wozu dort, namentlich in den südlichen Provinzen, wenig Gelegenheit geboten ist. Unter den vielen Erziehungsanstalten für Mädchen zeichnen sich namentlich die des Herrn Jung (Jung Stillings Sohn) und die des Fräuleins Hebenstreit aus. Während erstere viele Engländerinnen zählt, hat leztere Mädchen aus der Moldau und Wallachei aufzuweisen, unter andern eine allerliebste Kallimachi, viele recht fremd aussehende junge Barbarinnen, die die Civilisation unseres Nordens in jenes fremde Klima verpflanzen sollen. Leider können wir unserer Mädchenbildung noch immer kein Loblied singen. Erzogen werden heißt doch eigentlich eine Vorbildung erhalten zu dem zu erfüllenden künftigen Beruf. Soll ein Mädchen auf die Bühne gehen, so erwerbe sie die Fertigkeiten einer Künstlerin, gedenkt sie dem Berufe einer Gattin und Mutter zu genügen, so bereite sie sich auf diese schweren Pflichten vor. Noch nie aber

hat man von einer Erziehungsanstalt gehört, wo man die Mädchen zu Gattinnen und Müttern ausbildet. Die Welt würde vielleicht eine ganz andere Gestalt gewinnen, wenn die Frauen zu der Einsicht kämen, daß es für sie keine höhere und schönere Aufgabe gibt, als dem Staate Bürger zu erziehen. — Auch die Zahl der Gasthöfe mehrt sich fortwährend mit der Zahl der Fremden. Ein sehr reicher Mann hat erst in diesem Jahre einen Palast mit vier Thürmen gebaut, die er den Gliedern seiner Familie als Wohnungen anweisen wollte; als es aber fertig war, konnte er das Gebäude auf keine Weise füllen, und so nannte er es denn Victoria-Hotel und ließ es einen Gasthof werden. Zum Frühling wird ein anderes, sehr großes Haus an der Elbe, dem Theater gegenüber, zum Gasthof eingerichtet, und die Lage, die Aussicht auf die Brücken, die Nähe der Terrasse sichern reichlichen Zuspruch. — Die Baukunst steht im Allgemeinen auf einer sehr niedrigen Stufe. Der schönste Platz in Dresden, die Bürgerwiese, zeigt eine Mischung von schiefen, geraden, hohen, niedrigen Gebäuden, die ein Ganzes hervorbringen, das den fremden Beschauer mit Verwunderung erfüllt, und wie ein Bild der deutschen Zerrissenheit dasteht. In alten Städten trifft man gleichfalls ein solches Gemisch, aber freilich anderer Art. Jedes einzelne Haus repräsentirte damals den Geschmack seines Erbauers, es wuchs gleichsam aus der Seele des ersten Besitzers empor und war ein Bild der Zeit; jezt aber ist das Haus nur der Repräsentant irgend einer spekulativen Börse, die vortheilhaft vermiethen will und sich um keinen Styl kümmert, sondern ein Haus wie einen Pilz emporwachsen läßt, damit die neue weiße Außenseite Fremde locke, in einem solchen Kartenhause Hitze oder Kälte Troz zu bieten. Man sollte meinen, die Menschheit habe gar nicht mehr den Muth Werke zu schaffen, die das lebende Geschlecht überdauern.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. 1. Mai 1853.



— Es ist geschehn!
Zerschlagen ist die Urne, die so lang
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Busen willig faßte; rasch
Entstürzet das Gefühl sich der Verwahrung,
Und fließt, am Boden rieselnd und verbreitet,
Zu deinen Füßen nun versiegend hin.

Goethe.

Der Stadtvicar.

Aus dem schwäbischen Familienleben.

I.

In einer der lebhafteren schwäbischen Landstädte war als Stellvertreter des Diaconus ein Vicar angestellt worden. Dieser, obwohl er bisher stets in ländlicher Abgeschiedenheit gelebt hatte, schien doch kein gewöhnlicher Mensch zu seyn. Gelehrter Theolog und jugendlich eifrig im Amte, verband er mit aufrichtiger Frömmigkeit alle Gemüthlichkeit und kindliche Naivität eines Jean Paul'schen Helden. Seine Gestalt und sein mildes, blondes Gesicht hatten eine ansprechende Jugendlichkeit behalten, welche kaum die vierunddreißig Lebensjahre ahnen ließ, die er bereits zurückgelegt hatte.

Tanzende Forstpraktikanten von Adel, musikalische Gerichtsactuare und declamirende Kameralamtsbuchhalter hatte man im Städtchen längst gehabt; sogar ein weltschmerzdurchglühter Landschaftsmaler hatte sich einst während einiger Sommermonate dort aufgehalten; aber ein Jean Paul'scher Vicar war eine neue Erscheinung. Kein Wunder, wenn die Aufmerksamkeit der gebildeten Gesellschaft ihm auf eine Weise entgegen kam, die gerade jenen Eigenschaften, denen man huldigte, Gefahr bringen mußte.

Ein wöchentliches Kränzchen wurde veranstaltet, wobei man für wohlthätige Zwecke strickte, während der Vicar Dantes göttliche Komödie in der Uebersetzung von Streckfuß vorlas; und es war höchst erfreulich zu sehen, wie viel ernster, klassischer Geschmack sich auf einmal unter dem weiblichen Publikum verbreitete, das sonst kaum von einem französischen Roman zu einem englischen sich verstiegen hatte.

Für das Casino und andere profane Wintergesellschaften wollten sich kaum Theilnehmerinnen finden, während der Krankenverein, der seit Jahren im Scheintode vegetirt hatte, plötzlich zu kräftigem Leben kam und die neueingerichtete Kleinkinderschule von Gaben und Besuchen überströmt wurde. Daß die Frühgottesdienste des Vicars ungeachtet der vorgerückten, kühleren Jahreszeit stets überfüllt waren, während der Decan, der langjährige erste Seelsorger der Stadt, nur noch kahlen Wänden zu predigen hatte, verstand sich von selbst. Die Frau Decanin hatte sich auch mehrfach empfindlich darüber geäußert; der Decan selbst, ein würdiger alter Diener Gottes, lächelte dazu.

Bei all seinen Bestrebungen hatte den Vicar die reinste, redlichste Absicht geleitet. Wenn er aber allmählig bei seinem bewunderungswürdigen Gedeihen sich für ein besonders ausgerüstetes Werkzeug Gottes, für einen neuen Francke, einen modernen Tauler zu halten

anfing, so war es ihm nicht zu verdenken. Die Leute gaben ihn ja dafür aus, und er war viel zu arglos und liebevoll gegen andere, um ihrem Urtheil zu mißtrauen.

Der erste Diaconus der Stadt, ein ernster Mann von gereiften Lebensansichten, schüttelte den Kopf zu alledem und äußerte sich bedenklich über die Gefahr, welche solche Erfolge dem jungen Mann an Geist und Herz bringen müßten. — „Lassen Sie ihn ruhig gewähren," sagte der Decan; „er meint es gut; Gott wird ihn schon auf der rechten Bahn zu erhalten wissen."

Der Vicar hatte eine Braut. Dieß war eine Thatsache, die erst spät zur öffentlichen Kenntniß gelangte, da sich die Verlobten des Monats nur zweimal schrieben, während es in unserer dampfgetriebenen Zeit in ähnlichem Verhältniß für nöthig erachtet wird, die Briefpost zweimal des Tags zu benützen, um die Liebesflamme ja nicht aus Mangel an Nahrung erlöschen zu lassen. Nachdem nun aber der Vicar selbst durch seine Bestätigung die Sache außer Zweifel gestellt hatte, erschöpfte sich die Honoratiorenschaft des Städtchens in Vermuthungen über die glückliche Unbekannte. Ein blondes, sanftes Kind, rosig und lächelnd wie ein Engel, meinten die einen; eine ernste Brünette mit dunklem Auge, hochsinnig und feurig, behaupteten die andern, müsse es seyn, die des Vicars Herz habe gewinnen können. Beide Parteien aber waren gleich sehr gespannt sie zu sehen, und der Vicar mußte versprechen, sie zu einem Besuche zu veranlassen, wozu bald darauf die Aufführung von Haydns Schöpfung, womit der Oratorienverein des Städtchens seine Wintersaison eröffnete, eine passende Veranlassung gab.

Obwohl die Braut keine Bekannten im Städtchen hatte, so bestand für sie doch die einzige Verlegenheit nur darin, welche der vielfachen Einladungen zu einem Absteigequartier für die Dauer ihres Aufenthalts sie annehmen sollte. Der Vicar entschied seiner Amtsverhältnisse wegen für das Decanathaus.

Selten war ein Oratorienabend so besucht gewesen, auch hatte sich das Publikum mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit sehr früh gesammelt. Der hellerleuchtete Saal war bereits gefüllt, als die Braut am Arm des Vicars erschien. Alle Lorgnetten richteten sich nach dem Paare. — Welche Täuschung hochgespannter Erwartungen! — Die Braut war ein schüchternes Landmädchen voll linkischer Verlegenheit in Haltung und Bewegungen; nicht einmal hübsch konnte sie genannt werden, und ihr Gesicht verleugnete seine dreißig Jahre keineswegs. Ihr Anzug endlich war, wenn auch nicht geschmacklos und nachläßig, doch so dürftig einfach, so veraltet ländlich, daß er mit dem eleganten Kreis, in den sie trat, einen auffallenden Kontrast bildete.

Man wechselte sprechende Blicke, man flüsterte sich in's Ohr, und die jungen Herrn des Städtchens, die auf den allverehrten Vicar keineswegs günstig zu sprechen waren, verbargen ihr schadenfrohes Lächeln nicht. — Der Vicar empfand, daß die Bewegung der Gesellschaft nicht die der Bewunderung war, an welche er sich bereits gewöhnt hatte. Er ahnte, daß seine Karoline keinen glänzenden Eindruck gemacht habe, und diese Wahrnehmung wurde ihm peinlich. Ueber die eigentliche Beschaffenheit dieses Eindrucks kam er aber erst in's Klare, als einer seiner Bekannten in bester Meinung ihm in's Ohr flüsterte: „Was in aller Welt treibst du? Wenn ich eine alte Jungfer zur Braut hätte, so würde ich sie wenigstens nicht in der Welt zur Schau stellen!" — Eine alte Jungfer! — Elektrisch durchbebte dieses Wort den Vicar. Es war zum erstenmal, daß dieser unbestreitbare Umstand ihm zum Bewußtseyn kam.

Als er einst frisch von der Universität her in ihr väterliches Haus getreten, da war auch Karoline jung und blühend gewesen; wenn die Jahre allmählig, und ohne daß es seinen Augen auffiel, ihre äußern Reize abstreiften, so hatten sie dagegen die Herzen mit Blüthen theurer Erinnerungen bereichert und inniger verschlungen. Der Vicar liebte in Karolinen zugleich seine eigene Jugend; ihr Herz war die Schatzkammer, wo er alle Erfahrungen seines eigenen Geistes und Gemüthes niedergelegt hatte. Freilich, die schöne Bedeutsamkeit eines solchen Verhältnisses, das mit geschwisterlicher Traulichkeit und Innigkeit doch noch die Zartheit und hoffnungsvolle Weihe des bräutlichen Standes verband, an den Tag zu legen, war hier nicht Zeit noch Ort. Dem Vicar wurde ganz sonderbar zu Muth, als er auf den Kranz der Damen blickte, deren Jugendblüthe, noch gehoben durch geschmackvolle Toilette, blendend in's Auge fiel. Es kam ihm vor, als ob Karoline seit seinem lezten Besuche doch auffallend gealtert hätte; sogar ihr Staatskleid, das er sonst mit vielem Respekt zu betrachten gewöhnt war, schien ihm altmodisch und unelegant geworden.

Während dieser peinlichen Wahrnehmungen begann zum Glück die musikalische Aufführung und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit, die heute zum erstenmal dem Vicar unangenehm wurde, vom Brautpaar ab. Selbst der Vicar dachte nicht länger an die Gesellschaft und an Karolinens altes Kleid. In seinem stillen, bisher so geräuschlosen Lebensgange hatte er eine jugendliche Empfindungswärme für Schönes bewahrt. Diese Chöre voll majestätisch rauschender Harmonie, diese lebenvollen Duette, diese Solos von erhabener Kraft und schmelzender Lieblichkeit, auch dieser hellerleuchtete Saal, diese festlich schimmernde Menschenmenge begeisterten, entzückten, entfesselten ihn.

Aber am innigsten ergriff ihn eine Solostimme, die zuweilen aus dem rauschenden Tonhimmel hervorstrahlte, wie ein Stern vom hohen, wolkenlosen Aether. Es war die Partie eines der Engel und wurde von einem jungen Mädchen gesungen, das zum erstenmal

hier auftrat. Es war die einzige Tochter des Oberamtmanns, so eben aus dem Katharinenstift zu Stuttgart zurückgekommen, und das Interesse des Abends hatte sich von Anbeginn zwischen ihrer Erscheinung und jener der Braut des Vicars getheilt. Ihre Stimme, glockenrein und schmelzend, schien wirklich einem himmlischen Wesen anzugehören und drang zum Herzen wie eine Ahnung seligen Lichtes. Ihr Anblick aber störte die Illusion nicht: eine sylphenartige Gestalt, vom weißen Kleide umschimmert, feingeschnittene Züge im ersten Jugendglanze, umrahmt von seidenweichen, schwarzen Locken.

Laut pries man Eugeniens Stimme, ihren Gesang, ihre Gestalt. Nur der Vicar sprach kein Wort; als aber das herrliche Tonstück im brausenden Jubel des Schlußchors verklang, als das Geräusch der sich zerstreuenden Menge den Verzückten zurückrief in die nüchterne Wirklichkeit, da war er froh, hinaustreten zu dürfen in die stille, sternenklare Nacht. Kaum ward er's gewahr, daß Karoline neben ihm ging. Sonst war er gewöhnt jeden Eindruck mit ihr zu theilen; den heutigen behielt er für sich und verschloß ihn im innersten Herzen, wie ein Heiligthum; es war ja vor allem das Bild der jugendlichen Sängerin, das, einer schimmernden Seerose gleich, ihm in der Seele lebte, getragen von den Wellen der Harmonienfluth.

Auch seine Braut verharrte in ungewöhnlichem, ängstlichem Schweigen. Sie war nicht weniger empfänglich für die Macht des Schönen, als ihr Verlobter; aber die mannigfachen Eindrücke dieses Abends waren ihr zu stark, zu reich, zu überwältigend. Hätte sie dieses Wunderwerk von Tönen etwa im freien heimischen Walde vernehmen können, oder wenigstens unerkannt und ungesehen vom Dunkel eines Seitenkabinettes aus in diese fremde Welt des Saales hineinschauen dürfen, so würde sie reines Entzücken, lautere Bewunderung empfunden haben; aber mitten hinein versezt in diese tönende und glänzende Welt, fühlte sie sich erdrückt von der Gewalt derselben, verloren in fremden, ungeahnten Reichen. Auch sie vermochte diese Empfindung ihrem Bräutigam nicht mitzutheilen; sie fühlte sich ja gedemüthigt von derselben; sie ahnte, daß er, der hier zu Hause war und die Welt besser kannte als sie, sie nicht verstehen, mindestens nicht billigen würde. Das war nie so gewesen in der stillen, eng umgrenzten Heimath!

Am andern Tage machte der Vicar mit seiner Braut Besuche in der Stadt; sie waren peinlich für das schüchterne Landmädchen, eben so peinlich aber für ihn, der sich seiner Braut zu schämen anfing. Karoline taugte nicht für die Gesellschaft, das wurde ihm nur allzu klar. Redete sie, so brachte ihre einfache, ihrem engen Gesichtskreis entsprechende Welt- und Menschenanschauung den Vicar in Verlegenheit; schwieg sie, so peinigte ihn ihr schüchternes, nichts versprechendes Aussehen. Sie war seinem Herzen so theuer als je, versicherte er sich; aber sein Herz hatte auch das Urtheil der Stadt schätzen gelernt, seit seine Eitelkeit geweckt worden war.

Unter andern Häusern war es auch das des Oberamtmanns, wohin er seine Braut zu führen hatte, denn die Schwester des verwittweten Beamten, die ihm die Haushaltung führte, war ein Mitglied des Krankenvereins. — Weder die alte Dame, noch der Oberamtmann waren zu Haus; das Brautpaar wurde deßhalb in Eugeniens Zimmer geführt. Heftig klopfte das Herz des Vicars, als er sich der Sängerin gegenüber sah. Eugenie war noch fatiguirt von der Aufregung des vorigen Abends; hatte sie gestern einem heitern Engel des Lichts geglichen, so erschien sie jezt schwermüthig und leidend, aber auch so war sie schön. Die nachlässige Grazie, mit der sie im Fauteuil ruhte, der räthselhafte, schmerzvolle Ausdruck des schwarzen Auges, ihre Umgebung, die Fenster mit dem duftigen Gewebe der Gardinen, die goldumrahmten Bilder an den Wänden, die Porzellanfiguren und all die kleinen Nichtigkeiten, die doch ein so reizendes Ganze bildeten, wirkten auf den Vicar wie das zaubervolle Traumbild eines Mährchens. Er blickte auf Karolinen: so reizlos, so alltäglich, so steif und hölzern, wie jezt eben, hatte er sie noch nie gesehen.

Die arme Braut! Tag für Tag wurde der Aufenthalt in der Stadt für sie peinlicher. Die Welt, die vor ihrem Blicke sich so unbegreiflich erweiterte, machte ihr ihre eigene Armuth so drückend bewußt. Ihr schwindelte, als sie Mädchen — jünger um ein Jahrzehnt als sie selbst — prächtige Zeichnungen vorweisen, brillante Sonaten spielen, französische Bücher lesen sah, und sich doch noch von ihnen über englische und französische Kochkunst belehren lassen mußte; denn dieselben hatten auch einen Cours im Gasthofe genommen.

Wie war doch sie selbst hinter der Zeit und dem Jahrhundert zurückgeblieben! Sie konnte einen Choral spielen auf des Vaters altem Clavier; ihre Mutter pflegte das so gerne zu hören, besonders im abendlichen Zwielicht; auch hatte sie dem Vicar einst eine Brieftasche gestickt, und noch erinnerte sie sich mit Entzücken an die Sommerabende, wo sie mit ihm in der väterlichen Jasminlaube Fouqués Undine und Uhlands Herzog Ernst gelesen. Und was ihr Hausbrod betraf, so mißrieth es nie; auch konnte sie vortreffliche Pfannkuchen backen, aber eine Pastete hatte sie nie gemacht, und Plumpudding kannte sie nicht einmal dem Namen nach.

Als gar dieselben Damen auf ihre Wohlthätigkeitsübungen zu reden kamen, als sie von dem Krankenvereine, der Kleinkinderbewahranstalt, dem Arbeitskränzchen, der Industrieschule und verschämten Hausarmenunterstützungsgesellschaft sprachen, welchen allen dieselben Mitglieder zu gleicher Zeit und mit gleichem

Eifer ihre Theilnahme widmeten, da sank ihr der Muth im erdrückenden Gefühle ihres Nichts. Was waren gegenüber von solcher Thätigkeit ihre bescheidenen Wohlthaten im heimathlichen Dorfe, was ihre stillen Krankenbesuche, was die Arbeit, die sie für arme Wöchnerinnen übernommen, die Kleider, die sie verfertigte, um unbemittelten Müttern einen Nätherlohn zu ersparen!

Je mehr sie aber in den eigenen Augen sank, um so mehr fühlte sie eine Kluft zwischen sich und dem Bräutigam entstehen. Sie fühlte, daß er nicht wie sonst mit ihr zufrieden war, daß er ihrer sich schämte, und so schmerzlich ihr dieß in's Herz schnitt, so fand sie es doch so natürlich. Sie konnte gar nicht erwarten, daß ein Mann von so vielen Vorzügen gleichgültig gegen die Mängel seiner künftigen Gattin seyn sollte. Sie bedauerte ihn selbst darum und schlug jede kleine Freundlichkeit, die er sie noch erfahren ließ, doppelt hoch an. Und dennoch konnte sie über dieselbe sich nicht mehr freuen. — Endlich hielt sie's nicht mehr aus, und die leidende Gesundheit ihrer Mutter gab ihr ja Grund genug zur baldigen Heimkehr.

Der Vicar fühlte wohl, daß er ihr wehe gethan hatte, er war deßhalb unzufrieden mit sich selbst, und doch auch mit ihr, er ärgerte sich über ihr Kommen und über ihr frühzeitiges Gehen. Der Abschied, der versöhnen sollte, fiel daher von seiner Seite kalt und abstoßend aus.

Karoline hatte beim Abschied ihre Thränen zurückgehalten, um ihm nicht einen Vorwurf damit zu machen; als aber der Postwagen vorwärts rollte, als die Thürme der Stadt allmählig ihren Blicken entschwanden, da flossen sie heftig und unaufhaltsam. Sie fühlte ja so gut als der Vicar, daß dort ihr Glück zerstört worden war, daß es nicht wieder zurückgebracht werden könne. Sie war gewöhnt, dem Mann Vertraute, Freundin, Braut, kurz die Nächste auf Erden zu seyn; jezt fühlte sie, daß sie ihm wenig mehr war, nichts mehr von dem, was zu seinem Glück nöthig war, was sie ihm seyn mußte, um selbst befriedigt zu seyn.

Sie selbst, die mit der Welt außerhalb des Vaterhauses so wenig in Berührung gekommen war, kannte keine Selbstsucht, keine Eitelkeit; aber sie war an die volle Liebe ihrer Umgebung gewöhnt. Und doch hielt sie sich überzeugt — viel fester, als sie Grund haben mochte — daß der Vicar ihr die Treue bewahren würde, so unglücklich er sich auch dabei fühlen möchte. Wie sollte all dieß enden?

Quälender noch als ihr Gemüthszustand war der des zurückgebliebenen Bräutigams. Er war nicht so selbstsuchtlos, er war uneinig mit sich selbst, er entbehrte sein voriges genügsames Glück, und doch wünschte er dasselbe nicht zurück. Je stiller aber und friedlicher sein Leben bisher hingeflossen war, um so weniger fand er sich zurecht in diesem Zustande. Endlich, um ihm zu entfliehen und in neuer Aufregung sich zu vergessen, folgte er einem bisher bekämpften Zuge und ging nach des Oberamtmanns Haus.

Eugenie schien erfreut, ihn zu sehen; dieß war mehr, als er gehofft hatte, er vergaß sich und war glücklich. Auch heute erschien Eugenie wieder neu. Sie zeigte nicht die strahlende Heiterkeit des Oratorienabends, nicht die interessante Schwermuth des andern Tages, sie war heute weich, gemüthlich, schwärmerisch. Immer verändert schien sie jedesmal unwiderstehlichere Liebenswürdigkeit zu entfalten.

Sie erkundigte sich heute nach seiner Braut und seinen Aussichten, sprach vom stillen Glück des Landlebens überhaupt und von den schönen, patriarchalischen Verhältnissen einer Pfarrfamilie insbesondere. Sie beschwor eine neue Welt vor dem entzückten Auge des Vicars herauf; er selbst war ja auf dem Lande aufgewachsen und glücklich dort gewesen; aber so schön hatte er's nie gefunden. Eugenie wußte überall Blumen hervorzulocken, selbst da, wo dem gewöhnlichen Lauf der Dinge gemäß nur Dornen wachsen.

Er war begeistert und entzückt, als er endlich in seine Wohnung zurückkehrte, und doch unglücklich. Jezt erst empfand er, wie reich an Gefühlen das Herz seyn könne, wie unerschöpflich an Glück und täglich neuen Reizen das Leben. — Die arme Karoline! Nicht ihr Aeußeres nur, auch ihr Gemüth war arm, steif, alltäglich, und das, was er in der glücklichsten Zeit ihrer Liebe für sie empfunden, erschien ihm kalt und unbefriedigend neben dem Gefühl, das jezt sein Herz durchglühte.

Am andern Morgen, nach einer schlaflos durchwachten Nacht, erhielt er einen Brief von Karolinen. Es kostete ihm einige Ueberwindung, denselben zu lesen. Erst nach geraumer Weile erbrach er ihn. — Der Brief war voll Herzlichkeit, aber voll mühsam unterdrückter Wehmuth. Sie machte ihm den Vorschlag, ihr Verhältniß aufzulösen, da sie zu der Ueberzeugung gekommen sey, daß sie ihn nicht befriedigen könne. Sie bat ihn, ihretwegen nicht besorgt zu seyn, und schloß mit den wärmsten Wünschen für sein Glück und einem Dank für alle Liebe der vergangenen Tage.

Er war überrascht und sonderbar bewegt; das Gewissen erwachte in ihm und machte ihm Vorwürfe. Unmöglich konnte er Karolinens großmüthige Entsagung annehmen. Aber auch seine Eitelkeit regte sich; sie war verlezt darüber, daß Karoline so leicht sich sollte von ihm trennen können. Darüber kam er zum Schluß, daß Karoline eben doch nicht tief zu empfinden vermöge, daß er sich in ihr getäuscht habe, daß es überhaupt ein Irrthum gewesen, als er einst wähnte sie zu lieben. Sollte er dennoch auf dieser Verbindung bestehen, die weder ihn glücklich machen konnte, noch das Mädchen, das er nicht mehr liebte? Einige Tage

dauerte sein Kampf, dann entschied er sich und schrieb, er nehme ihren Vorschlag an, und da er's noch unter dem Einflusse seiner Empfindlichkeit that, so fiel der Brief ziemlich kühl aus.

Aber nun bedurfte er einer Erheiterung, eines Ersatzes, denn wunderlich war's ihm doch zu Muth, als er ein Verhältniß, das über ein Jahrzehent bestanden hatte, so schnell von sich abgestreift sah. Er konnte beides nur bei Eugenie finden, und einmal unter dem Einfluß ihrer Nähe, entschlug er sich allen trüben Erinnerungen. Kaum wußte er selbst, was er that, als er, hingerissen von seinem Gefühl, ihr berichtete, daß sein Verhältniß zu Karolinen aufgelöst sey, als er sie an ihre eigene Schilderung des glücklichen Pfarrlebens erinnerte und ihr Herz und Hand anbot.

War ihm Eugenie immer ungewöhnlich, unergründlich erschienen, so verhielt sie sich auch bei seiner Werbung so. In ihrem Auge blizte ein düsterer Strahl auf, der nichts weniger als Liebe verhieß, und den Kopf wandte sie ab; dennoch legte sie die kleine Hand in die seinige. Kaum faßte er sein Glück; Sopha und Gardinen, Bilder und Porcellanfiguren tanzten in gaukelndem Reigen vor seinen glücktrunkenen Augen. Gerade dieses Räthselhafte in Eugeniens Wesen machte sie zauberisch; Karolinens einfaches Gemüth, das er seit Jahren wie sein eigenes kannte, hatte ihn endlich langweilen müssen.

Als sie nun gar den Flügel öffnete und ein Lied sang, schwand die Welt vor ihm und er sah nur noch sich und Eugenie im ewig hellen, seligen Aether.

Heute konnte er nicht schlafen; es trieb ihn in seinem Uebermaße von Seligkeit noch in stiller Nacht hinaus unter den sternenklaren Himmel, vor Eugeniens stille Fenster; nur hatte er nicht mehr den Wald und das freie Feld um sich, wie ehedem, sondern die Straßen der Stadt, weßhalb er beinahe von den Sicherheitswächtern in unschuldigem Irrthum aufgegriffen und genöthigt worden wäre, sich seinem zu verhoffenden Schwiegervater, dem Herrn Oberamtmann, in ziemlich unvortheilhafter Weise vorzustellen.

Aus dem Hauensteiner Schwarzwald.

(Schluß.)

Nach dem Tode des Salpeterhannes hatte seine Partei einen Märtyrer oder Heiligen an ihm. Der Bauerntumult währte fort; dem neuen Abt zu St. Blasien wurde die Huldigung, als er schon unter der Linde zu Weilheim auf dem für ihn erhöhten Throne saß, von allen acht Einungsmeistern verweigert; die alten Rechte vom Grafen Hanns und Auflehnung gegen das Kloster waren die Parole des Tages, die „Hallunken" wurden verfolgt und mißhandelt, mit Basler Advokatenschriften gespickt, ging eine Absendung von fünf Hauensteinern nach Wien, und erst als diese dort als Rebellen in's „Rumorhaus" gesperrt wurden und 1200 Soldaten im Wald einrückten, gab's einige Ruhe. Indeß erreichten die Salpeterer das wichtige Resultat, daß St. Blasien selbst, des Haders müde, sich bereit erklärte, die Leibeigenschaft sammt allen damit zusammenhängenden Gefällen ablösen zu lassen, worauf im Jahr 1738 alle Einungen für die Summe von 50,000 Gulden mit dem Kloster über den Loskauf übereinkamen.

Anstatt aber hiemit zufrieden zu seyn, versuchten die Salpeterer nun, gestüzt auf ihre Theorie von den alten Rechten, die österreichische Herrschaft eben so abzuschütteln, wie die St. Blasische. Es ist wahrhaft classisch, mit welcher Schlauheit und Zähheit sie dießmal alle Hebel in Bewegung sezten. Mit einhundert und eilf weißgekleideten, kranzgeschmückten Jungfrauen wallfahrtete Leontius Brutschi von Dogern nach Einsiedeln, um dem Salpeterhandel Glück zu erflehen; zwanzig Mann zogen wieder nach Wien, und da ihnen der Zutritt zu des Kaisers Majestät streng untersagt war, verfiel diese Wälderdiplomatie auf den raffinirten Gedanken, seinen Beichtvater bestechen zu wollen; auch nahm sich der Pater Tönnemann wirklich ihrer an und brachte ihre Beschwerdeführung vor den Kaiser. Hans Fridli Gersbach von Bergalingen kehrte heim und verkündete auf der Landesgemeinde zu Görwihl die angeblichen Erfolge, nachdem er zuerst ein Vaterunser und ein Ave Maria hatte beten lassen. „Der Kaiser hilft uns," sprach er am Schluß. „Wer meine Briefe da" — auf die Tasche deutend — „lesen will, kann zu mir kommen; wer's nicht glauben will, hat hier" — indem er seinen Knorrenstock empor hob — „seinen Schulmeister. Ich, Hans Fridli Gersbach von Bergalingen, hab's gesagt, ich sterbe dafür. Es liegen Handschuhe hinter'm Ofen" (in der Wälder-Symbolik so viel als: es sind Unberufene in der Nähe), „ihr versteht mich!"

Es half aber nichts. Auch dießmal wurde die Wiener Gesandtschaft festgenommen und nach Freiburg zur Bestrafung abgeliefert; kaiserliche Commissäre mit sechshundert Mann trafen in Waldshut ein, und als nun der Wald in offene Rebellion ausbrach, machten die Handgranaten der kaiserlichen Grenadiere in kurzem Gefecht dem Bauerntumult ein Ende und die Haupträdelsführer vergaßen unter des Scharfrichters Schwert oder am Galgen von Albbruck die Mähr von den alten Rechten und vom Grafen Hanns von Hauenstein; andere wurden nach Komorn in Ungarn abgeführt (1739).

Im Jahr 1745 brach der alte böse Geist unter den Salpeterern noch einmal los; ein verkommener Advokat (sonst wie jezt!), Dr. Berger von Laufenburg, ließ sich auf der Landsgemeinde zu Görwihl zum obersten Beamten der reichsfreien Grafschaft wählen, beeidigte den Redmann und die Einungsmeister auf die alten Rechte und zog erpressend und plündernd mit der alten Landfahne durch den Gau. Nun beschloß die österreichische Regierung eine durchgreifende Luftveränderung als bestes Heilmittel, und so wurden siebenundzwanzig von den Hauptsalpeterern sammt Weibern und Kindern unversehens in Waldshut aufgegriffen und theils in das Banat, theils nach Siebenbürgen abgeführt, von wo seither keine Nachricht gekommen, ob sie gesund geblieben. Sollten jedoch da und dort an den Ostgrenzen der österreichischen Monarchie die Namen Gottstein, Zehlin, Albiez, Strittmatter, Gampp, Eby, Gersbach, Leber oder ähnliche vorkommen, so sind dieß sicherlich Nachkommen jener Hauensteinschen Salpeterer.

Die Quellen über diesen ganz eigenthümlichen Nachtrag zum Bauernkrieg — aus welchem ein sachkundiger Mann Stoff und Gestalten zu jenem immer noch ungeschriebenen ächten Bauernroman sonder Mühe ziehen könnte — fließen sehr spärlich. Aus dem handschriftlichen Umrisse der Geschichte der allemanischen Landgrafschaft Albgau oder Hauenstein, den der würdige Pfarrer L. Meyer von Gurtweil zurückließ, hat H. Schreiber 1837 eine Geschichte der Salpeterer auf dem südöstlichen Schwarzwald zusammengestellt. Viel Stoff ist in alten Urkunden und Untersuchungsakten enthalten. Auf dem Wald selbst sind noch mancherlei alte Papiere aus der ehemaligen „Einungslade" und den „Einungscopeybüchern" da und dort zerstreut, aber in ehrfurchtvollem Verschluß gehalten und dem Uneingeweihten nur durch Zufall zugänglich. In den Pfarrbüchern der Pfarrei Rickenbach, die sich noch im

dortigen Archiv befinden, hat der damalige Pfarrherr manchem der in seinem Sprengel verstorbenen Salpeterer einen ausführlichen Nekrolog gesezt, auch zum Jahr 1745 in kurzem Chronikstyl die »maxima perturbatio in comitatu Hauensteinensi« geschildert.

In diesen eben so hartnäckig als bornirt durchgeführten Kämpfen hatte sich der Hauensteiner Bauer erschöpft; seither ist auf dem Walde „nüt mehr gegangen," und was draußen in der Welt vorfiel, das ging sie nichts mehr an. Die französische Revolution, Napoleons Kriege, die Auflösung des heiligen römischen Reichs, alles rauschte an dem Wälder vorüber, ohne seine Theilnahme zu erregen; seine eigentliche Geschichte ist mit dem Jahr 1745, als man seine Ahnen in's Banat abführte, abgeschlossen, und H. W. Riehls Wort: „die Geschichte der lezten hundert Jahre ist für den deutschen Bauer ein weißes Blatt," trifft hier ganz besonders zu.

In zäher Erinnerung aber lebt die Geschichte vom Grafen Hanns von Hauenstein und von den alten „Recht und Privilegy" bei den Nachkommen der Salpeterer fort, und in langen Winterabenden, wenn der Aetti auf der „Kunst" sizt, und wenn der Bürgermeister oder Ortsdiener nicht um den Weg ist, beziehungsweise „wenn keine Handschuhe hinterm Ofen liegen," dann erzählt er vom Salpeterhannes und seinen Leuten, wie sie den Hallunken bös mitgespielt und in hellem Haufen einst Waldshut berannt, und wie sie in Wien beim Kaiser eigentlich gut angeschrieben gewesen, und wie alles anders gegangen wär', wenn die „kaiserlichen Gnaden und Freiheitsbriefe" nicht verloren oder von den Hallunken unterschlagen worden wären. Und all die Gestalten von damals, die durch Tod oder Exil im fernen Ungarn einen mythischen Nimbus erhalten haben, der „Müller Thoma von Haselbach," das „Glasmännle von Niederalpfen," jener sächsische Landsknecht Michael Hartmann, der als Anführer bei Etzwyl gegen die Grenadiere gestanden und dann am Ort des Gefechts vom Scharfrichter auf's Rad geflochten worden, werden in des Großvaters Erzählung von den Todten auferweckt, und wenn er recht warm geworden ist, dann zuckt er wohl auch pfiffig mit den Augenwimpern und meint: die goldene Zeit könne doch noch anbrechen, wenn einmal der „Rechte" komme, und so lange auch nur drei zusammenhielten, stehe es noch gut mit der Salpetterersache.

So geht die Bauernhistorie ihren eigenen Gang, unabhängig von der Weltgeschichte im Großen, und als mit dem Uebergang der vorderösterreichischen Besitzungen an das Großherzogthum Baden auch die Grafschaft Hauenstein badisch und den Amtsbezirken Waldshut und Säckingen zugetheilt worden war, geriethen die badischen Behörden in nicht geringes Erstaunen, als auch jezt noch der unvermeidliche Graf Hanns von Hauenstein und die alten „Recht und Privilegy" ihnen in ähnlicher Art Schwierigkeiten bereiteten, wie weiland zu des Salpeterhannes Zeiten dem kaiserlichen Waldvogteiamt.

Das Aufhören der österreichischen Herrschaft gab den Epigonen der Salpeterer wieder Gelegenheit, an ihrer Tradition herum zu brüten; die politischen Ereignisse der Zeit und den jungen Begriff des badischen Staates in seiner neuern Ausdehnung konnte sich der Wälder nicht zurechtlegen; dagegen kam er auf den Gedanken, es würde den „Rechten" der Grafschaft etwas vergeben, wenn man den Uebergang in den neuen Staatsverband so kurzerhand als fait accompli annehme. Und als 1815 in Aegidius Riedmatter von Kuchelbach, dem der Geist des Salpeterhannes erschienen war und ihn zum Nachfolger eingeweiht hatte, ein Anführer gefunden war, da fing der alte Salpeterhandel wieder an leibhaftig auf dem Wald zu rumoren. Da wurden wieder nächtliche Versammlungen gehalten, kaiserliche Briefe und Privilegien der Landschaft vorgelesen und die Theorie des hauensteinschen Staatsrechts nun dahin formulirt: man müsse bei der alten Reichsfreiheit der Grafschaft stehen bleiben; nur was der Kaiser als Reichsoberhaupt verfüge oder was die Landschaft sich selbst geordnet und gesezt habe, sey Rechtens. Daher sey der neue Landesherr nur insofern der Kaiser mit dem Uebergang des Landes an ihn einverstanden sey, anzuerkennen, und nicht als eigentlicher Landesherr, sondern als provisorischer „Meier" (Verwalter), bis das Land wieder an's „Reich" falle.

Um nun diesen vermeintlichen alten Rechten nicht durch Verzicht oder Stillschweigen zu präjudiciren, bildeten die Salpeterer, denen seit dem Galgen von Albbruck und der Abführung in's Banat die offene Widersetzlichkeit etwas bitter in die Erinnerung geschrieben stand, eine Theorie des passiven Widerstandes gegen alle Anordnungen der neuen Regierung aus, die sie mit einer Zähigkeit und Bauernlogik durchführten, welche alles, was in diesem Fach anderwärts geleistet wurde, weit hinter sich läßt. Nicht nur, daß sie nicht huldigten, daß sie keine Rekruten stellen, daß sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken, daß sie keine Accise und Steuer zahlen wollten, bis die Exekutionsmannschaft kam; ihr System der Renitenz erstreckte sich auf alles und jedes, was überhaupt von oben angeordnet wurde. Und als die neue badische Feuerschauordnung verfügte, daß durch bestellte Schornsteinfeger die Kamine untersucht und gekehrt werden müßten, würde ein ächter Salpeterer geglaubt haben sich am Geist des Grafen Hanns und der alten Rechte zu versündigen, wenn er einen neumodischen Kaminfeger in seinen Rauchfang hätte aufklettern lassen. Als das Impfen der Schutzpocken allgemein eingeführt war, konnte das Physikat von Waldshut nur unter Zuzug von Gendarmerie den neugeborenen Salpetererkindlein diese medicinische Wohlthat spenden; und noch vor nicht langer Zeit, als

in einer Wäldergemeinde eine neue Vermessung von Wald und Feld stattfinden sollte, erschien ein von einem Dutzend Salpeterer-Epigonen sammt Weib und Kind unterzeichneter Protest, besagend: „Wir Unterzeichnete nehmen bezüglich der neuen Ausmarkung von Wald, Wiesen und Aeckern von der Gemeinde und dem Amt Nichts an, sondern Wir bleiben bei den kaiserlich königlichen Bundesakten stehen, wie sie vom Erzhaus Oesterreich der Grafschaft Hauenstein sind zugetheilt worden."

Die Gerichte beurtheilten die Widersetzlichkeit dieser Leute, in richtiger Erwägung, daß der Anachronismus zu groß war, um gefährlich seyn zu können, und historische Beschränktheit den eigentlichen Dolus ausschließt, sehr mild, und wiewohl die Salpeterer, als gerichtlich gegen sie eingeschritten wurde, ein „Schiedsgericht von zwei gekrönten Häuptern, dem römischen Pabst und dem Kaiser von Oesterreich" verlangten und ihre Verfolger in der Sprache des lezten Templer-Großmeisters zur Rechenschaft vor den Richterstuhl Gottes luden, so wurde keinem Gelegenheit zu unverdientem Martyrium gegeben, und die Sache ging allmählig in Vergessenheit über. Im gewöhnlichen Leben sind jezt die Aeußerungen des Salpeterwesens verschwunden, verständiges Ignoriren hat sie sicherer in Schatten gestellt, als strenge Bestrafungen. Nur bei außergewöhnlichen Ereignissen, an die der Bauer überhaupt einen ganz eigenthümlichen Maßstab anlegt, streckt der eine oder andere wieder das Haupt in die Höhe und schaut, ob die Raben noch fliegen.

Oben auf dem hohen Rücken des Eggbergs, von wo sich eine weite Aussicht über das Rheinthal in's aargauische Frickthal hinüber öffnet und die Spitzen der Alpen vom Appenzeller Säntis bis in's Berner Oberland aus duftiger Ferne herüberglänzen, schauen die Strohdächer des Hauensteiner Dörfleins Egg zwischen den Tannen hervor. Vor diesem steht, bei den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses, ein Krucifix mit kunstreichem, verwittertem Schnitzwerk und ein dürrer Apfelbaum, so seit lange keine Frucht mehr getragen. Die Trümmer des Hauses werden nicht abgetragen. Dort hauste einst Johann Thoma, der Lehenbauer von Egg, der zur Zeit des Salpetererkrieges ein großer Mann gewesen, auch am Wiener Hof viel feine Intriguen angezettelt und sich „Edler ab Egg" geheißen, schließlich aber, als der Rumor zu Ende ging, von der österreichischen Regierung am Kragen genommen und in's Banat verwiesen worden. Dort ist er verschollen und in seinem Hause nisten jezt die Fledermäuse. Bei den Salpeterern aber geht die Sage, daß, wenn einmal der „Rechte" kommen wird, und das alte Reich, und mit ihm die alten Recht und Privilegy, und wenn ihre Landsleute aus dem Banat wieder auf dem Wald erscheinen werden, vorher an jenem Apfelbaum ein Zeichen geschieht.

Und als im November 1850 es wie das Echo eines fernen Kriegslärms über den Wald kam, und als plötzlich die Trommel schlug und die preußischen Regimenter unten auf der Heerstraße am Rhein aus dem Lande abzogen und es hieß, der Oesterreicher werde jezt einrücken, da kamen ein paar alte Hauensteiner von vier Stunden Entfernung her nach Egg und schauten — wiewohl es schon Winterzeit war — nach dem Apfelbaum bei des Eggbauern Haus, ob er etwa jezo ein grünes Reis getrieben. Der Baum war aber noch dürr wie ehedem und die Männer sind wieder heimgegangen.

Aus einer Reise um die Welt.

(s. Nr. 10. 1852.)

I.

Valparaiso.

Der Panamasteamer geht morgen in See, nachdem er hier vier Tage verweilt, seine Last Briefe abgeladen und eine neue empfangen hat. Er schwingt sich draußen an seinem Mooring und der stete Verkehr der Boote mit ihm, die allerlei Gepäck an Bord schaffen, verräth, daß die Zahl der Reisenden nach den Küstenstädten keine geringe ist.

Der Panamasteamer verkündet den Eintritt der vierzehntägigen Wechselfieber; während seines Aufenthalts schreibt und arbeitet alles bei Tag und Nacht, statt des Gaules läuft unermüdlich die Feder über das Papier und endlose Briefmassen an alle Firmen der Welt werden in dieser Zeit erbrochen, gelesen und beantwortet. Kein Hufschlag ertönt dann in den fashionablen Stunden auf der Playa, aber mit geschäftiger Eile sieht man Massen von Kaufleuten aus einem Comptoir in das andere und nach dem Zollhaus eilen.

Die merkantilischen Kreise der Stadt sind während dieser Zeit ausgestorben, und das ist für den Fremden von Bedeutung, denn mit wenigen Ausnahmen sind hier alle Europäer Geschäftsleute. Das würden Sie auch sofort aus dem etwas einseitigen Anstrich ihrer Geselligkeit herausfühlen.

In den Tagen des Panamafiebers ist der deutsche Club an der Plaza de la Municipalidad der einzige Zufluchtsort; denn wenn man dort auch höchstens einen vereinsamten Billardspieler trifft, so hat man doch in den neuangekommenen Zeitungen um so anziehendere Gesellschaft. Man hält dort die Allgemeine Zeitung und das Morgenblatt, die Börsenhalle, die fliegenden Blätter und einige andere deutsche Journale, außerdem aber die besten Repräsentanten der englischen und französischen periodischen Literatur.

Alle Verhältnisse in Betracht gezogen, ist der deutsche Club eine um so auffallendere Anstalt, da er fast gar nicht, oder doch nur sporadisch besucht wird. Sie würden sehr irren, wenn Sie glaubten, daß er zum Centrum der Deutschen diente. Obgleich die Stadt nur 30,000 Einwohner hat, so ist die Zahl unserer Landsleute doch eine sehr bedeutende; es würde aber schwer seyn sie festzustellen, da sie sich nicht kennen, viel weniger unter einander zusammenhalten. Früher war dieß viel mehr der Fall als jetzt, wo der Principal sich schämt, mit seinem Commis gesellig zu verkehren. Die officiellen deutschen Repräsentanten, die Consuln, sind natürlich noch weniger geeignet, als Kern für eine Crystallisation der Germanen zu dienen. Was kümmert sich der Bremer um den Hamburger, oder dieser um den preußischen Consul? So schließt sich denn alles an die fremden, die großen Nationen an. Goethe sagt mit Recht, wir seyen so achtbar im Einzelnen, aber so miserabel im Ganzen; selbst der wärmste Anhänger unserer Nationalität muß daher wünschen, daß dieses Ganze lieber nicht existire, als daß es sich vor aller Welt in seiner Erbärmlichkeit zeige.

Sie erinnern sich vielleicht jener Anekdote, in der die drei großen Culturvölker in Bezug auf ihren Nationalstolz unter einander verglichen werden. Der Engländer sagt: wenn ich kein Engländer wäre, so möchte ich einer seyn. Der Franzose erwiedert: wenn ich kein Franzose wäre, dann möchte ich ein Engländer seyn. Der Deutsche macht seinem gepreßten Herzen in den Worten Luft: wenn ich kein Deutscher wäre, so möchte ich auch keiner seyn. — Ich habe nirgends im Ausland einen Landsmann gesprochen, der nicht aus vollster Ueberzeugung dieß nachgefühlt hätte. Sie glauben nicht, wie bitter man es empfindet, trotz der fünfzig Millionen, trotz aller goldenen und eisernen Kronen, für die das deutsche Volk sein Blut vergossen hat, den andern Nationen auf Gnade und Ungnade überantwortet zu seyn. Sie vermuthen vielleicht, dieß sey nur ein überspannter Ausdruck, ich glaube aber, daß nicht leicht ein deutsches Schiff in den Häfen Südamerikas ankert, ohne darin einige Erfahrungen zu machen. Am östlichen Ende des Almendral liegen z. B. sehr nett und gesund eingerichtete Hospitäler für Engländer und Franzosen; für Deutsche ist aber weder in Havanna oder Rio, noch in Buenos Ayres oder Valparaiso davon die Rede, und doch ist die Zahl deutscher Schiffe, welche dorthin fahren, nicht gering, und es würde bloß darauf ankommen, daß die verschiedenen Kräfte sich concentrirten und tüchtig gebildete Consularagenten mit den Geschäften betraut würden, um ungemeine Resultate zu erzielen.

Ich bin überzeugt, daß die dadurch angebahnte Förderung der materiellen Interessen überreichlich für den Aufwand entschädigen würde. Im Kleinen kann man oft nachweisen, welche Unterstützung dieser Zweck

in der gründlichen deutschen Bildung, die zugleich im Allgemeinen an Vielseitigkeit die aller andern Nationen übertrifft, finden würde. Der hiesige französische Hospitalarzt mag ein vortrefflicher Operateur seyn, der beste Therapeut ist auch hier, wie in Adelaide, ein Deutscher, Dr. R. Dabei ist der germanische Aesculap ein tüchtiger Musiker und Componist; ich bin nie, selbst in später Nacht, unter seinem Fenster vorbeigegangen, ohne die Töne eines Pianos oder einer schönen weichen Sopranstimme zu vernehmen. Welcher Nation aber die Señorita angehörte, die dem einsamen Wanderer diese musikalischen Genüsse bereitete, bin ich außer Stand anzugeben, denn sie sang stets Solfeggien.

Beim Fadenspinnen bin ich endlich bei den Damen angekommen; gestatten Sie mir einen Augenblick dabei zu verweilen, denn in einem Hafenplatze wie Valparaiso, wo sich Schiffe aller Nationen schaukeln, treten die Charakterunterschiede der Nationen wie der Geschlechter deutlicher hervor, als da, wo irgend ein Charakter vorherrscht. Zwar kenne ich die europäischen Länder und Völker von früher her, und da läuft mancher Eindruck mit unter, der einem ganz andern Ort und einer ganz andern Zeit angehört; hätte ich aber auch nicht Frankreich von einem Ende zum andern durchzogen, ein Blick auf den hiesigen Hafen lehrt, daß die Franzosen die Frauen unter den seefahrenden Nationen sind, nicht als Individuum, sondern als Gattung. Sehen Sie nur den feinen Schnitt der französischen Schiffe, gleichviel ob es Kriegsschiffe oder Kauffahrer sind. Es ist als brächten sie den ganzen Tag bei der Toilette zu, so schmuck und drall sehen sie aus, und zierlicher und kokettер zeigte sich nie der Fuß einer geschnürstiefelten, polkirenden Fillette bei Mabille, als der Kiel der Poursuivante, wenn sie beim Süder an ihrem Steuerbordsanker zu reiten beginnt. Wie keck die Tricolore von ihrer Besansgaffel weht, wie sauber bemalt und vergoldet das Heck ist! Jeden Nachmittag hört man die Marseillaise weit hinaus von ihrem Deck über die Bai, während auf dem Ohio von 120 nie ein Ton erschallt und die stars and stripes schwer darnieder hängen, als wüßten sie, daß mit dem Flattern kein Geld zu verdienen ist. Daß die Asia von 90 Kanonen mit dem St. Georgs-Kreuz auf dem Hinterdeck still und ruhig daliegt, darf nicht verwundern, da sie in St. Francesco den größten Theil ihrer Leute verloren hat und die übrigen alle an Californiamanie kränkeln. Wenn am Abend von den beiden französischen Fregatten die Boote nach dem Molo rudern, so erkennt man gleich die „fransche" Weise am „Pull" der Matrosen. Die Mannschaft hat so etwas Unseemännisches, trägt Schnurrbart und Henri quatre, worüber John Bull ein mitleidiges Lächeln nie unterdrückt, denn es ist nicht sailors fashion. Theerjacke stelzirt immer glatt rasirt einher, und unter dem mit einem schwarzen Tuche locker befestigten baumwollenen Hemd trägt er ein anliegendes, blau und weiß gestreiftes über der breiten Brust, und den Mützenschirm seitwärts geschoben; nie wird das ein Franzose thun.

Auffallend tritt der Unterschied der Nationen zu Tage, wenn die Matrosen ihren Urlaub von Bord ausnutzen. Die Engländer sind nach der ersten halben Stunde vollständig aus dem Gleichgewicht und vergeblich mit dem Suchen nach einer richtigen Unterstützung des Schwerpunkts beschäftigt, bis sie am Abend von der Mannschaft ihrer weißen Labberlot mit unverwüstlicher Langmuth und Geduld halb besinnungslos aufgerafft und in's Boot gepackt werden. Sie kennen vielleicht des vortrefflichen Töpfers Geschichte der Familie Crepin in Federzeichnungen, wo die tollen Buben von einem Pariser Hauslehrer in kurzer Zeit in die manierlichsten Zierbengel umgewandelt worden; so wie sie aber einen Theil ihres Anzuges verloren haben, sind sie wieder ganz die alten. Gerade so geht es den englischen Matrosen in Bezug auf die Disciplin, so wie sie mit einem Fuß das Land berühren. Es ist als wenn sie dann von der Tarantel gebissen wären, so toben sie; aber der unbändigste, halb betrunkene Matrose, der eben noch im Main- oder Foretop allem Zerbrechlichen gefährlich war, ist ruhig wie ein Lamm, so wie er wieder Salzwasser unter den Füßen hat. Sie kehren ganz instinktiv zur Disciplin zurück. Ganz das Gegentheil davon sind auffallender Weise die amerikanischen Seeleute, die besten der Welt. Sie rekrutiren sich bekanntlich aus allen Nationen, aber wegen der vortrefflichen Bezahlung und Behandlung aus der Elite derselben. Nie sah ich ein berechtigteres Selbstgefühl und ein so ruhiges und doch so freies Betragen der Seeleute, als auf den amerikanischen Kriegsschiffen. Dieses macht sich schon im kleinsten „Mid" geltend. Als eines Tages ein Engländer von einem dieser lustigen Burschen, welcher seine Mutterpfennige und seine Permission zu einem Galopp durch das Land benutzte, in einer engen Gasse mit Schmutz bespritzt wurde und ihm zurief: »Pray, my dear fellow, does your mother know that you are out?« erhielt er sofort zur Antwort: »To be sure, Sir, and she gave me a shilling to buy me a monkey; — pray, are you for sale?« („Sag, mein Junge, weiß deine Mutter, daß du draußen herumläufst?" — „Gewiß, Herr, und sie gab mir einen Schilling für einen Affen; — sind Sie zu verkaufen?")

Die Franzosen sind nichts weniger als stattlich in ihrer äußern Erscheinung, und dieß macht sich auch bei den Offizieren geltend, die wenig Seemännisches in ihrer Erscheinung zeigen, das man am meisten bei den englischen Offizieren findet, deren jedem man den Gentleman ansieht, was sich von den amerikanischen eben nicht sagen läßt. Die französischen Matrosen habe ich auch im Boot noch immer schwatzen hören, aber sie höchstens aufgeregt, nie betrunken gesehen. Die Disciplin an Bord der französischen Kriegsschiffe ist nicht

so streng, wie auf den englischen. Die französischen Matrosen sind Schiffe bedienende, ausgehobene Soldaten, aber keine Seeleute, und das gibt ihnen im Vergleich zu diesen ein auffallendes Gepräge.

Doch ich wollte von den Frauen sprechen und bin dahin gerathen, den Charakter roher Seeleute zu analysiren. Mein Interesse für diese Lebensverhältnisse hat mich länger dabei verweilen lassen, als ich wollte. Glauben Sie aber darum nicht, daß, wenn man sich auch Monate lang mit Wind und Wetter gerauft hat, das Interesse für der Menschheit schönere Hälfte verloren gehe.

Schon Frithjof flicht in seinen Wikingerbalk die Mahnung ein:

„Schütz am Lande die Maid, doch sie bleibe vom Bord;
Wär's Freja, sie täuscht dich doch,
Denn das Grübchen der Wang ist die falscheste Gruft,
Und ein Netz ist die fliegende Lock."

Hier ist das doppelt zu bedenken, denn jede Spanierin ist dazu geboren zu herrschen, und demgemäß bedient zu werden, und obgleich die meisten der chilenischen schwarzaugigen Señoritas in den hohen Backenknochen etwas indianisches Blut verrathen, so haben sie doch sonst vom spanischen Charakter wenig verloren. Sie sind wirklich von der Natur zum Befehlen bestimmt, und das wird allgemein anerkannt, denn welche Sprache hat ein Sprüchwort wie: »Que lo quiere la muger Dios lo quiere?« („Was die Frau will, das will Gott.") Aber eine Spanierin zu bedienen ist auch ein wahres Vergnügen. Alle die kleinen Aufmerksamkeiten des geselligen Lebens, welche so angenehm für beide Theile sind, wenn sie ohne alle Prätensionen erwiesen und angenommen werden, empfängt eine Spanierin mit einem reizenden Ignoriren und einer Ruhe, die man bei keiner Französin, noch weniger bei einer deutschen Dame bemerkt. Erstere wird daran stets einige überflüssige, weitläufige Redensarten, wenn auch nur einen Dank knüpfen, wodurch das Ganze seinen Werth verliert. Deutsche Frauen sind so wenig an eine principielle Artigkeit gewöhnt, daß man sich beeilen muß, wenn man ihnen einen Dienst erweisen will, weil sie sich für verpflichtet halten, wenigstens so zu thun, als rechneten sie nicht darauf. Eine Spanierin findet das durchaus selbstverständlich; sie wird sich nie nach einem fallenden Tuch bücken, was in Deutschland oft die Folge hat, daß die nachbarlichen Köpfe caramboliren; sie wird nie eine Thür öffnen, wenn sie auch früher an sie gelangt als ihr Cavalier.

Die Höflichkeit der Männer aller Klassen ist so ausgesprochen, daß die Damen mit Sicherheit darauf rechnen und eine dem Fremden oft kaum bemerkliche Art des Dankes haben. Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen eines Abends in Pampelona, aus der Zeit der Montpensier'schen Verlobungsfeste, wo ich mich im Dienste einer reizenden Señorita abgemüht hatte, und diese dafür mein Weinglas stumm an die Lippen führte; »to make it sweet,« sagte ein Engländer, der neben mir saß. Wie oft habe ich am Molo in Valparaiso Spanierinnen von ihnen offenbar ganz unbekannten Caballeros aus dem Boote helfen sehen! Bei stark bewegter See ist dieß ein Liebesdienst, der meist mit nassen Füßen belohnt wird. Die Damen nehmen den Dienst jedes Mannes stets als etwas Gewöhnliches an und danken, wenn ihnen Sonnenschirm oder Fächer und Mantille nachgebracht wird, höchstens durch ein kaum merkliches Neigen des Kopfes.

Eine mir gelegentlich aufgestoßene Sitte, daß die Schüsseln bei Tisch für die Damen zuerst umlaufen, wobei also alles deutsche Complimentenwesen wegfällt, scheint leider nicht allgemein verbreitet zu seyn; man kann sie aber empfehlen, da die Männer bei der größeren Ausbildung ihrer Kauwerkzeuge leicht die verlorene Zeit nachholen.

Ich kann nur wiederholen, daß eine Spanierin zu bedienen ein wahres Vergnügen ist, und ich glaube, daß die deutschen Damen selbst ein wenig die Schuld tragen, wenn man nicht immer gegen sie die Courtoisie beobachtet, welche unter den romanischen Völkern fast nie aus den Augen gesezt wird.

Der Anflug von indianischem Blut, der der sonstigen Schönheit der Valparaisanerinnen Abbruch thut, fällt besonders auf, wenn sie nicht ihre gewöhnliche Kopfbedeckung, den Schleier, sondern den französischen Hut tragen. Uebrigens will ich damit nicht gesagt haben, daß die chilenischen Doñas nicht von Mutter Eva ein wohlgemessenes Erbtheil von schönen Formen, namentlich dunkle feurige Augen mit dichten Wimpern und reizendem Aufschlag erhalten hätten. Im Gegentheil erinnere ich mich noch immer zürnend einer englischen Fischnatur, die mir, als ich sie auf das prächtige Köpfchen der Intendantentochter aufmerksam machte, die vom Balkon herab sah, mit englischer Seelenruhe, ohne den Kopf zu verdrehen, zur Antwort gab: »I am married, Sir!« — Im Almendral hatten unter den eleganten Toiletten die Schleier und Mantillen, im Puerto die französischen Moden, wenigstens in den Morgenstunden, das Uebergewicht. Schon daraus geht hervor, daß die Europäer mehr im lezteren Stadttheil wohnen. Die Toiletten sind aber in beiden höchst elegant, wenigstens reicher als irgendwo in Deutschland, obgleich nicht so verschwenderisch wie in St. Jago und ärmlich gegen die von Lima. Die leztere Stadt gilt als Centralplatz des Luxus an der Westküste, obgleich, seit die Herrschaft der Spanier in diesen Ländern gebrochen ist, sie nur noch von den Trümmern ihres früheren Reichthums lebt.

Für Männer wie für Damen ist die Toilette in Valparaiso kein wohlfeiler Gegenstand und steht in gar keinem Verhältniß mit dem Preise der Lebensmittel.

Alle diese Republiken sind mit ihren Finanzen fast ausschließlich auf die Eingangssteuern angewiesen, wodurch die Preise der Kleidungsstücke ganz ungemein in die Höhe geschraubt werden. So bezahlt man für ein Paar gewöhnliche Schuhe 5 spanische Thaler (6½ preußische Thaler), für ein Paar lakirte Stiefeln ½ Unze (11 preußische Thaler). Ein marchand tailleur fordert 2 Unzen (44 Thaler) für einen eleganten schwarzen Frack ꝛc.; Handschuhe sind nicht wohl unter zwei Thalern zu bekommen und man ist in diesem Punkt daher etwas sparsam. Rechnen Sie zu diesen Ausgaben, daß man nicht wohl unter ¼ Unze (5½ Thaler) für Wäsche monatlich braucht, und Sie werden es begreiflich finden, wenn das Geld ziemlich rasch dem Beutel entschlüpft. Die Clerks in den Comptoirs haben bei ganz freier Station von 500 bis 1000 Thaler Gehalt, aber bei diesen Preisen können sie natürlich keine Seide spinnen.

Kupfermünzen sah ich nirgends, obgleich einige noch existiren sollen; das kleinste Silberstück ist ein Medio (½ Real), ungefähr neun Kreuzer; er wird häufig weder bezahlt noch herausgegeben, und selbst von Bettlern kann man den Ausruf hören: »Nomas que un medio?« „Nicht mehr als ein Medio?“ Unter den Ein- und Zweirealstücken sieht man noch viele geschnittene, die ursprünglich viereckig waren. Von der ⅛ Unze, dem Escudito, bis zur vollen, der Dublone, coursiren eine Menge Goldmünzen. Obgleich nun die Summe des baaren Geldes im Verhältniß zur Anzahl der Einwohner außerordentlich groß ist, so steht der Zinsfuß doch selten unter fünfzehn Procent, eine natürliche Folge des geringen Verkehrs, der das Geld nicht rouliren läßt. In England soll der Geschäftsmann im Jahr durchschnittlich zwei bis zwei einhalb mal sein Kapital umtreiben, in den spanischen Republiken höchstens ein halbmal. Es ist eine seltsame Eigenthümlichkeit des Charakters, daß alle romanischen Völker dazu hinneigen, die edlen Metalle aufzusammeln, oder in silbernen Sporen, Zaumzeugen, Steigbügeln, Hausrath ꝛc. todt anzulegen.

Lassen Sie mich einen Augenblick bei diesen Verhältnissen verweilen, weil sie offenbar das Angebinde aller derjenigen Länder sind, deren Bodenconfiguration und klimatischen Verhältnisse für die Entwicklung der Völker ganz besonders günstig zu seyn scheinen, ich meine die der warmgemäßigten Zone. Ich will hier nicht die List'sche Theorie der Kräfte entwickeln, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß die Stufe geistiger Ausbildung und Thätigkeit da am höchsten zu seyn scheint, wo die vier Jahreszeiten deutlich hervortreten und die Zahl der Eindrücke und Erscheinungen deßhalb am größten ist. Wir können mit Recht die Extreme der Klimate als unvortheilhaft für unsere Organisation bezeichnen, so sehr auch die Tropenländer für die reine Rohproduktion durch den Ackerbau geeignet sind. In der heißen Zone ist die Muskelthätigkeit zu sehr erschwert, und in der kalten bedarf es der vollen Anstrengung, um nur die nothwendigsten Bedingungen der Existenz der kargen Natur abzuringen. Daß aber überall, statt in der warmgemäßigten, nur in der kaltgemäßigten Zone die Kulturvölker sich finden, kann wohl als einer der schlagendsten Belege gelten, daß, um es grell zu sagen, Hunger und Kälte den Menschen zu dem erzogen haben, was er ist. Damit ist nicht gesagt, daß nur dort die wahre Civilisation überhaupt möglich sey, aber wohl, daß sie dort immer am höchsten entwickelt seyn werde. Der Handel, das bestätigen alle diese Länder, regt die geistige Thätigkeit lange nicht in dem Grade an, wie die Industrie, und ich glaube, daß reine Agrikulturstaaten, zu welchen Chile zu rechnen ist, selbst wenn sie den Boden rein industriell bearbeiten, d. h. mit seinen Produkten nicht bloß den Lokalbedarf, sondern das allgemeine Bedürfniß zu befriedigen suchen, doch nie die Höhe zu erreichen vermögen, auf welcher Industriestaaten der kaltgemäßigten Zone stehen.

Die Entwicklung ist dabei auf die Einfuhr fremder Intelligenz gegründet. Dieser ist offenbar vorzugsweise das Aufblühen Chiles zu danken; denn da die Chilenen Abkömmlinge derselben unglücklichen Mischung schlechten spanischen und schlechten indianischen Blutes sind, wie die Einwohner aller andern spanischen Republiken, da sie eben so lange unter der Corruption und planmäßigen Entsittlichung durch das Mutterland gelitten haben, so ist gewiß vorzugsweise im unmittelbaren Verkehr mit den nordischen Kulturstaaten die Stütze der glücklichen chilenischen Zustände zu finden. Alle diese Staaten geben den Beweis, daß erst eine gewisse Kulturstufe erreicht seyn muß, ehe die Freiheit Trägerin eines höheren politischen Lebens seyn kann; bis dahin ist Ordnung die Grundbedingung.

Da viele meiner Landsleute freiwillig oder gezwungen den vaterländischen Boden verlassen wollen, so ist es vielleicht für diese nicht uninteressant, wenn ich, um die politischen Zustände Chiles zu bezeichnen, einige Züge aus der Valparaisoschen Straßenordnung erwähne. Die Polizei besteht aus einem Corps von Vigilanten zu Fuß und zu Pferd, von denen die lezteren bewaffnet sind. Dieselben lösen sich Tag und Nacht ab, und nirgends habe ich innerhalb der Stadtgrenzen eine auffallende, störende Unordnung bemerkt. Dieß ist in einer Hafenstadt, welche so vielen Seeleuten nach langer Fahrt als Ruheplatz dient, um so mehr zu bewundern. Fällt irgendwo eine Rauferei vor, so sprengen die berittenen Vigilanten sofort heran und klopfen mit ihren Peitschen drein, ganz in der Art, wie die englischen Constabler mit ihren Stäben. Uebrigens ist der Charakter der Chilenen weder heißblütig, noch rachsüchtig; wenigstens erlebte ich selbst einen Fall der ziemliche Langmuth bewies. Auf der Playa, jener oft erwähnten Küstenebene,

dem Corso von Valparaiso, bekamen bei Gelegenheit eines Wettrennens zwei Matrosen meines Schiffes Händel mit einigen Chilenen, weil ein armer Teufel gegen das Pferd des ruhig haltenden Seemanns angeritten, in Folge davon gestürzt war und sich dabei lebensgefährlich verwundet hatte. Diese Wettrennen haben durchaus nicht höchste Schnelligkeit zur Aufgabe, sondern der Witz besteht darin, sich dicht an den Gegner zu drängen, mit dem Knie unter das seinige zu kommen und ihn damit aus dem Sattel zu werfen. Dieser schlechte Scherz hat nicht selten, wie im vorliegenden Falle, Unglücksfälle zur Folge. Man machte nun die beiden Seeleute dafür verantwortlich und ein tobender Haufe umgab sie. Zur Ehre des deutschen Nationalcharakters kann ich versichern, daß sich auch hier die deutsche Natur nicht verleugnete; die zahlreich anwesenden deutschen Seeleute befolgten sofort den Wahlspruch unseres Volkes: „Jeder für sich, und Gott für alle." Zum großen Nachtheil für meine persönliche Wohlfahrt ist meine Vorsicht sehr gering, mein Bekämpfungstrieb sehr stark entwickelt; das Resultat dieser Verbindung fiel aber dieses mal zu meinen Gunsten aus, was ich in Betracht vieler bitterer Erfahrungen auch wohl verdient hatte, und ohne mit Don Gregorio, dem Chef der Polizei, in Berührung zu kommen, ritten die Matrosen in die Stadt zurück. Ich blieb den ganzen Nachmittag auf der Playa, ohne beunruhigt zu werden, obgleich ich mich nichts weniger als rücksichtsvoll benommen hatte. Bei dieser Gelegenheit ist mir der einzige betrunkene Chilene vorgekommen, ein Soldat; er wurde jedoch vom Volke vollständig verächtlich behandelt, und keineswegs als ein »poor fellow,« wie die Engländer dergleichen Opfer der Unmäßigkeit ansehen. Es war auch beim erwähnten Streit das einzige mal, daß ich Messer blinken sah.

Der Verkehr mit den Schiffen ist der Schmuggelei wegen von acht Uhr Abends an untersagt; nur auf ausdrückliche Erlaubniß des Hafenkapitäns kann man noch bis zehn Uhr an Bord gehen. Während dieser Nachtstunden ist eine Aufsicht in Valparaiso, wie sie wohl nirgends in der Welt ihres Gleichen hat. Jeder Vigilante hat eine Straße zu beaufsichtigen und er folgt dem einsamen Wanderer bis an's Ende derselben, seinen Nachbar durch einen Pfiff herbeirufend; dieser übernimmt die Aufsicht und gibt sie in gleicher Weise wieder ab. Man ist also fortwährend von einem sehr disharmonischen Flötensolo begleitet, dem man nur entgehen kann, wenn man, die Küstenterrasse verlassend, zu der obern Stadt auf die Cerros emporsteigt. — Etwas ist Valparaiso besonders eigen, die Reinlichkeit seiner Straßen; jede Uebertretung der strengen Gesetze muß unnachsichtlich mit zwei Realen gesühnt werden. Die langen Damenkleider können daher ohne Gefahr das Trottoir fegen, was den Nachtheil hat, daß man nur selten die zierlichen Füßchen einer Señorita zu sehen bekommt, die sie doch nicht nöthig hätten zu verstecken, da es keineswegs pies ingleses sind. So nennt man hier die untern Extremitäten, wenn sie sich vorzugsweise zur Bodenplanirung eignen. Ich will damit die Füße der langgelockten Lady's durchaus nicht anklagen, denn sie brauchen sie, wozu sie da sind. Eine Engländerin schreitet durch die Welt, sie kommt wirklich vorwärts, die deutsche Frau trippelt in nimmer ruhender Geschäftigkeit, die Französin, die Polin tanzen, die erstere etwas mehr Cancan, die leztere ein wenig Mazurka; nur die Spanierin kann gehen. Frau Gräfin Ida behauptet, gehen könnten viele Frauenzimmer, aber stehen sehr wenige; ich habe mich nie von der Wahrheit dieser Bemerkung überzeugen können, und glaube, daß ihr durchaus jede Basis fehlt.

Die chilenischen Damen reiten, wenn sie irgend können, und da sie auch im Hause nicht besonders thätig sind, so mag dieß die Ursache seyn, warum sie so zierliche, feine Füße und Knöchel haben; oder sollten sie zu Pferde besonders reizend aussehen? Kein Costüm paßt allerdings besser zu Pferde als der breitrandige Sombrero und der fliegende Poncho. Ich kann sie mit vollem Recht als eine eben so malerische wie bequeme Tracht empfehlen. Es mag jedoch seyn, daß ich eine besondere Vorliebe für diese Sports habe, eine Amazone daher mir immer vorzugsweise anziehend erscheint und meine Augen in diesem Punkt durch gefärbte Gläser sehen, was übrigens wohl die meisten Männer thun.

Wem es Bedürfniß ist, das Schöne und den Eindruck desselben sich immer klar und gegenständlich zu machen, der wird bald zur Ueberzeugung gekommen seyn, daß es gerade die Vereinigung der Stärke und der Schwäche mit der Schönheit ist, was bei der Amazone unsere Idealität so besonders befriedigt. Bekanntlich beleidigt nichts die Eitelkeit eines Mannes so, als ein schlechter Reiter zu seyn, und sie werden sich stets besonders bemühen sich gut zu präsentiren; aber die elegantesten Cavaliere sind doch nichts gegen eine zarte Frau, die mit dem leisen Druck des Fingers, nicht durch die Stärke wie der Reiter, das feurige Roß sich gehorchen macht. Fräulein Pauline Cuzent ist keine Schönheit, Fräulein Karoline vom Cirque Franconis ist sogar entschieden häßlich, aber welche Dame hat je solche Bewunderung erregt wie sie? Wo gab es aber auch harmonischeres Herrschen und Schmiegen, mit dem Pferde Verwachsen seyn und doch kaum auf dem Sattel Ruhen, als wenn Demoiselle Karoline den Rattler auf der Trense ritt? Die Schulreiterei ist von allen das am wenigsten glänzende und kokette Schauspiel des Circus, der Geschmack daran also keineswegs ein blasirter; aber selbst berühmte Schönheiten, wie die Lejars, Adeline, Palmire Anatole, Adelheid und Franciska Hinné, Franconi-Kenebel rc., gefallen im faltigen Amazonenkostüm immer besser als im kurzgeschürzten Florkleide.

Wenn ich von der Reiterin auf das Pferd komme, so bildet das einen so natürlichen Uebergang, daß man ihn entschuldigen wird. Der hiesige Schlag ist klein mit starker Ramsnase und runder Kruppe. Als eine besondere Schönheit gilt ein feister Rappe mit möglichst langem Schweif, der stark schaufelt (un caballo de brazo), d. h. die Vorderbeine beim Gehen seitwärts wirft. Es sind sehr heftige Bewegungen, bei denen aber das Thier wenig vorwärts kommt. Da der Ramskopf ein Zeichen von Dummheit ist, die runde Kruppe es unmöglich macht, daß der Schweif schön getragen wird, und dieser bei den edelsten arabischen Racen, den Nedjed und Koelani, stets fein und kurz erscheint, so ist ein solcher Geschmack eigentlich die verkehrte Welt, denn Schönheit ist basirt auf Zweckmäßigkeit; ohne sie ist jene unmöglich. Solch ein Gewohnheitsding ist aber der Mensch, daß man in Deutschland im Anfang dieses Jahrhunderts ein hochbeiniges holsteinisches Riedpferd mit plumpen Füßen, abgeschnittenen Ohren und Schweif und häßlichem Ramskopf für das Muster aller Pferde hielt.

Der Geschmack der Chilenen ist kaum geläuterter als dieser. Die Pferde dieser Länder haben jedoch eine Eigenschaft, die sie auszeichnet, eine ungemeine Ausdauer. Die Beine sind wie Stahlfedern, wenn auch die Sprungkraft nicht besonders groß ist; die Thiere klettern aber mit einer wahrhaft unglaublichen Sicherheit. Ihr Preis ist dabei sehr gering, gewöhnlich acht bis zehn Thaler spanisch. Die Pferde kommen nie auf Streu zu stehen, und in Folge des Aufwachsens auf wenig fruchtbaren Weidestrecken sind sie außerordentlich mäßig. — Fast alle Racen dieser Länder gehen bekanntlich den Paßgang, von dem es eine ganze Reihe von Steigerungen gibt, vom Pasollano durch den Paso partante bis zum Paso golpeado. Das Grundprincip ist dabei stets, daß zwei Füße einer Seite gleichzeitig zur Erde kommen. Es ist dieß bekanntlich der natürliche Gang der Dromedare, die in Folge dieses Schaukelns alle ungewohnten Reiter seekrank machen. Ich weiß nicht, ob die Kameele deßwegen von den Arabern „Schiffe der Wüste" genannt werden, fände es aber jedenfalls natürlicher, wenn einem Wüstenbewohner das umgekehrte, gleich berechtigte Bild (man erklärt das Unbekanntere durch das Bekannte) geläufiger wäre, indem er die Schiffe als „die Kameele des Oceans" bezeichnete; und doch, wie schlecht klingt das unserem Ohr!

Der Paßgang ist eines der auffallendsten Beispiele erblich übertragener Eigenschaften. Jetzt geht ihn schon das Fohlen, ursprünglich war er aber ein reines Resultat der Dressur. Diese Bewegung ist für das Pferd viel ermüdender, als ein ordentlicher Trab, und fördert doch nicht dem entsprechend. Dem Spanier ist es aber auch lediglich um seine Bequemlichkeit, nicht um die des Pferdes zu thun. Dieses ist ihm ein reines Transportmittel; er liebt das Thier nicht, und Zeit auf seine Ausbildung zu wenden ist nicht seine Sache. — Gleichwohl ist er ein kühner, wenn auch ein roher Reiter. Das spanische Gebiß gleicht dem arabischen und besteht aus einer Stange mit Ring statt der Kinnkette. Es ist sehr scharf und man kann damit dem Pferde nöthigenfalls die Kinnlade zerbrechen. Denkt man sich die von tausend Spalten zerfurchten und zerrissenen steinigten Berge der Seeketten und der Hügelreihen, die sie mit den Anden verbinden, so begreift sich, daß man eines solchen Gebisses bei raschem Ritt bedarf, aber nur, wenn man sonst das Pferd zu unterstützen nicht bereit ist.

Chile ist übrigens ein wahres Eldorado für die Reitliebhaberei. Es gibt keinen Weg queerfeldein, auf dem man nicht den Hals brechen kann. Ich erinnere mich nicht, jemals mit solcher Aufregung geritten zu seyn, als hier auf einigen Touren über die Cerros. Die kleinen Pferde lassen fast nie ihren Reiter im Stich, und nach einem Galopp von vier bis fünf Stunden Zeit sind sie noch so frisch, daß sie kaum die Lefzen naß machen, wenn man sie zur Tränke führt.

In fast allen spanischen Ländern herrscht eine besondere Vorliebe für die Maulthiere. Es ist wahr, der Gang derselben ist noch sicherer als der der Pferde, und sie sind auch etwas wohlfeiler zu ernähren als diese, was in Ländern, wo das Futter häufig knapp zugemessen ist, von Bedeutung werden kann. In Valparaiso kostet der monatliche Unterhalt eines Pferdes fünf spanische Thaler, aber trotzdem ist die Zahl der Maulthiere in der Stadt eine sehr geringe; auf dem Lande und an der Küste herauf begegnet man ihnen häufiger. Eine üble Eigenschaft derselben, besonders im Gegensatz zu edlen Pferden, ist die, daß sie „ausspannen," wenn ihre Kräfte bis auf einen gewissen Grad erschöpft sind. Es ist eine allen Reitern bekannte Thatsache, daß niemals ein Maulthier in Folge plötzlicher Anstrengung zusammenbricht.

Das Maulthier ist bekanntlich der einzige Bastard, welcher absichtlich gezogen wird, und seine Unfruchtbarkeit ist einer der besten Beweise für die natürliche Begrenzung der Arten im naturgeschichtlichen Sinn. — Die Maulthiere bieten auch einen interessanten Beleg für den überwiegenden Einfluß der Mutter auf die Natur des Kindes. Es ist zwar eine bekannte Thatsache, daß fast alle großen Männer bedeutende Mütter gehabt haben und daß der persische Adel, aus dem Blute der schönsten Circassierinnen entsprossen, geistig gleich ausgezeichnet ist wie durch Körperschöne; allein so klar treten doch die Resultate nicht hervor wie in der Mischung verschiedener Arten. Bei Pferden und Eseln folgt das Fohlen stets vorherrschend der Natur der Mutter, nur die Farbe ist mehr vom Vater. Bei den Menschenracen besteht dasselbe Gesetz. So behauptet B. Stevenson nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Südamerika ausdrücklich, daß er stets gefunden habe, wie bei Eltern von verschiedenen Stämmen das Kind

vorherrschend der Farbe des Vaters folge. Am auffallendsten ist dieß bei den Mulatten, deren Vater weiß war; das Kind ist 7/8 weiß und nur 1/8 Neger. Beim Mestizen, Vater weiß, Mutter indianisch, ist das Verhältniß 3/4 weiß und 1/4 indianisch.

Es ist eine der seltsamen Folgen der einseitigen Betrachtung der Natur vom Standpunkte der bloßen Spekulation, daß man diese erbliche Uebertragung der Eigenschaften, die aller Klimate und der noch so sehr veränderten Lebensweise spottet und nach Bronn einen der schlagendsten Beweise gegen die Abstammung von Einem Menschenpaare bildet, vollständig übersieht. In Deutschland scheint man sich z. B. noch immer nicht überzeugen zu können, daß die Juden bis auf den heutigen Tag ein Volk für sich sind, und daher Juden und Deutsche, aber nicht Juden und Christen den Unterschied bezeichnet. Im Londoner Museum befindet sich die Kopie eines Gemäldes in dem über 3000 Jahre alten Grab eines egyptischen Königs; man sieht darauf vier verschiedene Racen, Egypter, Perser, Neger, Juden, die lezteren den heutigen so sprechend ähnlich, daß man Gesichter zu sehen meint, denen man am Tage zuvor auf der Straße begegnet ist. Die einzige wahre Emancipation der Juden ist daher nur durch gemischte Ehen möglich.

Es gibt kein Land, wo sich so extreme Racen durch einander geworfen finden, als Südamerika, wenn nicht im Augenblick Californien es darin noch übertrifft: Neger, Weiße, Indianer mit dem ganzen Gefolge ihrer reinen und gemischten Abkömmlinge, Creolen, Mestizen, Mulatten, Zambas, Quarterons, Quinterons, Chinos u. s. w. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß diese Kreuzungen nicht besonders vortheilhaft für die Entwicklung des Individuums sind und reine Abkunft allein wenigstens die Fähigkeit gibt, seine Eigenschaften auf die Nachkommen zu übertragen.

Eine eigenthümliche Erscheinung, die mir hier zuerst aufstieß, ist die Madrina, welche jedem Trupp Esel beigegeben wird, die sich ohne sie bald zerstreuen würden. Wenn die kleinen, mit Holz, Mehl und Wasser beladenen Eselkaravanen von den Cerros heruntersteigen, erblickt man stets an ihrer Spitze eine alte kluge Stute, die Madrina, die gleich ihren Pflegebefohlenen ohne Zügel, aber ohne eine andere Last als ein helles Glöckchen, auf den schmalen Wegen herabklettert und um die sich die Esel auch auf der Weide schaaren wie die Küchlein um ihre Mutter. Auch den Maulthieren wird, jedoch nicht ohne Ausnahme, eine Madrina beigegeben; in Spanien selbst ist mir diese Sitte unbekannt geblieben, obgleich ich manchem Trupp schellenklingender Mulos begegnet bin. Die Chilenen behaupten, die Esel und Maulthiere attachiren sich allein an eine Pferdestute; ich selbst halte diese Ansicht für falsch. Allerdings ist es eine Thatsache, daß bei allen geselligen Thieren, welche sich nicht auf ihre Kraft verlassen und der Gefahr die Stirne bieten, sondern durch die Flucht ihr auszuweichen suchen, wie Gemsen, Antilopen, wilde Ziegen, nicht ein Männchen, sondern ein Weibchen die Heerde führt, was die Phrenologie dadurch erklärt, daß bei diesem die Vorsicht viel mehr als beim Männchen entwickelt zu seyn pflegt. Im vorliegenden Fall aber ist die Bedeutung der Madrina wohl eine andere. Daß man ein Pferd dazu nimmt, zumal eine Stute, beruht wohl nur auf der größeren Gelehrigkeit derselben und ihrer schnelleren Bewegung. Das verbindende Moment zwischen der Madrina und der Heerde ist nach meiner Erfahrung allein die Glocke. Die Thiere lernen bald den Klang derselben kennen und folgen ihm dann, wer auch die Glocke trägt.

Le coin du feu.

Paris, April.

1.

Wie erquickest du Geist und Sinne doch, trauliches Feuer,
Das in dem engen Kamin flüstert und flackert und flammt!
Wie es doch munter und leicht an dem leuchtenden Herde sich plaudert,
Und das ermuthigte Herz freier und offener wird!
Selber die Einsamkeit wird heitere, liebe Gesellschaft,
Wenn die wärmende Kraft glänzend zur Seite mir spielt.
Bald steigt in dem Gemüth das Bild der entschwundenen Tage,
Von der Flamme geweckt, treu und lebendig empor;
Bald von der fröhlichen Glut erregt, verlieret die Seele
Sich in das blaue Gefild künftigen Schaffens und Glücks.

2.

Kommt erst leise heran, dann schwerer lastend der Schlummer,
Fällt nach vergeblichem Kampf endlich das Auge mir zu,
Spiel' ich in meinem Fauteuil das Vorspiel nächtlicher Ruhe,
Und ein lustiger Traum gaukelt im gährenden Hirn.
Aber ein Zufall kommt, der plötzlich mich rüttelt; ich mache
Aus dem nebligen Netz kurzer Betäubung mich los,
Raffe schleunig mich auf, bedecke die Flamme mit Asche,
Und entkleidet im Nu stürz' ich in's flaumige Bett;
Lasse von tieferem Schlaf mich übermannen, und rastlos
Von Gesicht zu Gesicht jag' ich gefesselt dahin.
Buntes Leben umsaust mich in abgerissenen Bildern,
Und ich seh' es und greif's, fühl' es und glaube daran.
Aber ohne Verstand ist das Phänomenengemenge,
Peinlich und widerlich auch ist der chaotische Tanz.
Abzuwehren versuch' ich den unerquicklichen Wirrwarr,
Und um mich zu befrei'n, brech' ich die Bande des Schlafs.

3.

Ach! von Finsterniß seh' ich rings mich umgürtet; ich frage,
Ob ich erblindet bin plötzlich im tückischen Schlaf?
Ein leibhaftiges Grab erscheint die völlige Nacht mir,
Und ein Gefühl des Tods drückt und beengt mir die Brust.
Aber ein Knistern ertönt, und unwillkürlich bewege
Ich mit freudiger Hast nach dem Kamine den Blick.
In der Asche zerstreut erblick' die glimmenden Funken,
Und von Moment zu Moment knattert und zuckt es darin.

4.

Sicher regen sich hier die zänkischen Geister des Feuers
In dem beliebten Turnier parlamentarischen Streits.
Oder spielen sie jezt vielleicht Komödie? hör' ich
Eines dämonischen Schwanks flinkes und scharfes Gespräch?
Oder prüfet und stimmt zum schäkernden Geisterconcerte
Jeder sein Instrument eifrig in schweigender Nacht?
All das stell' ich mir vor und erwäg' es, doch im Erwägen
Ueberraschet mich sanft wieder der mächtige Schlaf.
Bis die Sonne mich weckt, verharr' ich in stärkender Ruhe,
Und die Kobolde sind, wenn ich erwache, verstummt.

5.

Sieh', es kommet heran schon lebenbringend der Frühling;
Aus dem schwarzen Gefild taucht der azurene Kelch,
Und der alternde Baum mit röthlich schimmernden Augen
Schauet verjüngt hinaus in das verjüngte Revier.
In der laueren Luft ertönet fröhlicher Wohllaut,
Und von Verheißungen quillt über die ganze Natur.
Selber fühl' ich mich neu, und mit verlangender Wehmuth
Denk' ich dennoch an euch, Geister des Winters, zurück.
Liebe Dämonen des Herds, ich ahn' es, ihr werdet mir fehlen,
Wenn ich von lenziger Pracht allzu gesättiget bin!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Excommunication der französischen Schauspieler.

Die kleine Kirche Bonne Nouvelle, unweit der Bühne des Gymnase, war vor nicht langer Zeit, es mögen noch nicht zwei volle Jahre seyn, über und über gefüllt mit Besuchern und Besucherinnen, die in diesen engen schmucklosen Räumen ihre Andacht nicht zu verrichten pflegen. Der Anlaß zu diesem außerordentlichen Andrang bestand in dem ersten Gange zum Tisch des Herrn der beliebten, geachteten, gefeierten Schauspielerin Mad. Rose Chéry, welche trotz dem Geist und der Natur eines Berufs, der mit den Grundsätzen einer wahren Gottesverehrung in Frankreich lange für unverträglich gehalten wurde, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen begehrte, aber, um dieß in dem vollen Umfange der Kirchengebote zu thun, der besondern Erlaubniß des Erzbischofs von Paris bedurfte.

Die Schauspieler beiderlei Geschlechts waren nämlich, alten Verordnungen und Gewohnheiten der katholischen Kirche in Frankreich zufolge, mit dem Bann belegt, wurden zu keinem der Heilmittel, welche die Kirche spendet, zugelassen, empfingen selbst in dem Augenblick des Todes, nur wenn sie ihrem Stande ausdrücklich entsagten, die Sakramente der Sterbenden und wurden nur unter dieser Bedingung in geweihter Erde bestattet. Die Sänger und Sängerinnen der großen Oper waren jedoch sonderbarer Weise von diesem Anathem ausgenommen, gegen alle übrigen Priester der dramatischen Muse wurde es aber in aller Strenge ausgeübt, und nicht einmal für die verdientesten Mitglieder der Bühne, selbst nicht auf die höchsten Verwendungen hin, eine Ausnahme zugegeben. Molière starb eines plötzlichen Todes: er hatte einen Priester gerufen, der Priester kam nicht zu rechter Zeit, der große Dichter, der bekanntlich auch Schauspieler gewesen, und sogar von der Krise, die ihn dahinraffte, auf der Bühne überrascht worden war, verschied, ehe die geistliche Hülfe anlangte, er konnte also keine Erklärung abgeben, die zu einem ehrenvollen Begräbniß nöthig war. Die Wittwe des Verstorbenen, die ihm während seines Lebens manchen Kummer gemacht hat, begab sich, von einer Regung ehelicher Würde getrieben, zum König, um für einen Mann wie ihr Gemahl eine angemessene Beerdigung auszuwirken. Ludwig XIV., dessen fürstliche Freundschaft Molière stets besessen, war das Gesuch durchaus willkommen, und er that bei der geistlichen Behörde die nöthigen Schritte. Allein der Erzbischof Harlay that Einsprache gegen das Vorhaben, einen Comödianten wie Molière, der so großes Aergerniß gegeben habe, an heiliger Stätte beizusetzen; und so allmächtig auf Erden Ludwig XIV. war, so wenig geneigt er gerade in jenem Momente, im Augenblick seiner heißesten Gluth für Mad. de Montespan, seyn mochte, den Geboten der Kirche seine Launen unterzuordnen, so wagte er doch nicht mit offener Gewalt eine feierliche Bestattung Molières in dessen Pfarrkirche St. Eustache am hellen Tage zu ertrotzen. Molière wurde ganz in der Stille und in der Dämmerung auf dem Kirchhofe St. Joseph, nur von zwei Priestern begleitet, beigesezt. Man sagt, diese Priester seyen Mitglieder der Gesellschaft Jesu gewesen; doch wie dem auch sey, die Jesuiten, die übrigens in Molières Tartuffe eher einen Jansenisten als einen der ihrigen erkennen mochten, nahmen in dieser Frage, die keine Sache der unbeugsamen Lehre, sondern der wandelbaren Kirchenzucht ist, für die mildere, humanere Ansicht Partei und bewährten auch hier das von ihnen trotz aller Einwürfe und Verunglimpfungen niemals aufgegebene System, den Geist und die Vorschriften des Christenthums mit den Denk- und Lebensgewohnheiten der Gesellschaft, für deren Seelenheil sie wirkten, zu vereinbaren. Sie vertheidigten Molière gegen Bossuets unerbittlichen, rücksichtslosen Bannspruch, der Pater Bouhours griff sogar, um das Andenken des unsterblichen Comödiendichters zu rächen, zu der Waffe des Epigramms. Die Korrespondenz Voltaires enthält verschiedene briefliche Unterhaltungen des vielseitigen, eben nicht frommen Mannes mit gelehrten, schöngeistigen Jesuiten über Probleme der dramatischen Literatur und Werke der antiken und modernen Bühne. In den Erziehungsanstalten des berühmten Ordens wurden größtentheils von den ehrwürdigen Vätern verfaßte Stücke, in denen freilich meist die Weiberrollen fehlten, von den in allen Künsten der hohen, vornehmen Welt wohl eingeschulten Zöglingen aufgeführt, und sogar der heidnische Philoktet kam und kommt vielleicht noch auf das Repertoire von mehr als einem dieser Erziehungshäuser. Damit man aber nicht glaube, es seyen dieß einerseits nur zerstreute Freiheiten, welche die Gesellschaft Jesu Einzelnen ihrer Mitglieder gestattete, andererseits nur fern auseinanderliegende Episoden zur wohlüberwachten Erholung einer mit geistiger Arbeit und geistlichen Uebungen angestrengten Jugend, so möge hier der Abriß und das Ergebniß einer Erörterung stehen, die über die Verhältnisse der Schauspieler zu der Kirche bei den Jesuiten, und zwar auf besondere Anfrage, statt hatte. „Es lassen sich, heißt es in dem besagten Dokumente, nirgends deutliche Spuren auffinden, welche auf den Ursprung und die Ursachen des Bannes, der auf den Schauspielern lastet, hinweisen. Es ist eine Art Praxis gewordener Ueberlieferung. Man glaubt, die Sache beruhe mehr auf einem kirchenpolizeilichen Erlaß, als auf einer doktrinellen Ansicht. Es ist in Frankreich angenommen, daß die Schauspieler in diesem Lande excommunicirt sind, und daß dieß von der

Verordnung einer Anzahl von Bischöfen herrührt, die in Kirchenzuchtsachen dem Bedürfnisse der Zeiten, der Sitten und der Religion gemäß Berathschlagungen hielten und Beschlüsse faßten, übeigens nur in Ausübung ihrer vollen Befugniß handelten und nicht gehalten waren, die Bestätigung ihrer Maßregeln durch den Papst und die Concilien einzuholen, ja wo es sich um bloße Verordnuugen und Angelegenheiten der Kirchenzucht handelte, nicht einmal die Zustimmung der Synoden zu erlangen verbunden waren. Die Fachschriftsteller, mit andern Worten die Theologen und alle, welche über die Sache geschrieben, sagen nur: die Kirche (in Frankreich) hat die Schauspieler von jeher als excommunicirt betrachtet, mit Ausnahme der Italiener und andern Sänger, namentlich der der großen Oper. Die alten Ritualbücher von Paris erwähnen gleichfalls diesen Ausschluß von der Kirchengemeinschaft und halten denselben aufrecht. Diese verschiedenen Entscheidungen und Vorgänge ermangeln der nöthigen Bestimmtheit; weit klarer und maßgebender ist das Argument, das die gelehrtesten Casuisten und Theologen unserer Tage vorbringen. Sie drücken sich etwa folgendermaßen aus: Die Excommunication der Schauspieler findet sich weder durch irgend einen Text der canonischen Bestimmungen, noch durch die Akten der Concilien, noch durch die Dekretalien der Kirche gerechtfertigt; sie ging daher von wenigen Bischöfen aus, die sich vereinigt hatten, um über die besondern Angelegenheiten ihrer Sprengel zu berathen. Nun ist aber das Concordat ein völliger Neubau von Grund auf, es hat die bischöflichen Gerichtsbarkeiten geändert und alles zuvor Bestehende aufgehoben, um etwas durchaus Verschiedenes zu errichten. Folglich ward alles, was kraft der Amtsgewalt der früheren Bischöfe da war, null und nichtig gemacht, und die ganze alte Kirchenzucht ist mit ihnen zu Grunde gegangen. Nichts ist mehr lebendig, als was aus dem Concordat hervorging, und die Excommunication der Schauspieler findet sich nicht darin."

Eine andere geistliche Erklärung über diese Sache, die das Erzbisthum von Paris als Antwort auf eingezogene Erkundigungen gab, lautet wie folgt: „Die Schauspieler sind excommunicirt durch die canonischen Bestimmungen der Kirchenzucht, die nach den Zeiten und Ländern verschieden sind. In Frankreich war die königliche Akademie der Musik (die große Oper) von dieser Strafe (peine) ausgenommen. In Italien und anderswo unterscheidet man. Der Grund beruht weniger auf dem Stande der Schauspieler selbst als auf den Stücken, die sie darstellen. Daher liegen in Italien, wo das Theater nicht bloß einer weltlichen, sondern auch einer geistlichen Censur unterworfen ist, mindere Gründe des Banns vor als in Frankreich, wo man die Priester auf den Brettern dem Spotte preisgibt (joue) und alle Laster leibhaftig auf die Bühne bringt." Thatsächlich ist diese Erklärung in so fern richtig, als die Feindseligkeit, welche die Kirche diesseits der Alpen gegen die Schauspieler durch so auffallende Maßregeln an den Tag legte und so hartnäckig bis auf die jüngste Zeit festhielt, jenseits dieser Berge, in dem Centrallande der katholischen Christenheit, wenn nicht völlig unbekannt, doch sowohl durch die Sitten des Volks, denen der Klerus weise Rechnung trägt, als auch durch die Ueberlieferungen der Kirchenzucht und die doctrinellen Ansichten der Kirchenlehrer sehr gemildert ist. Wenn dagegen in dem angeführten Dokumente behauptet wird, dieß komme daher, daß in Italien die Bühne, weil von der Geistlichkeit beaufsichtigt, weniger gefährlich und anstößig sey als in Frankreich, so ist das nur ein Zeugniß jener liebenswürdigen Unwissenheit, die in Frankreich der Klerus mit den übrigen Klassen der Nation gemein hat. Ich bin übrigens weit entfernt, in einem so zarten Punkte diesen Mangel an gediegenen Kenntnissen einer strengen Rüge werth zu halten, denn wiewohl ich es für eine sittliche Empfehlung etwas eigenthümlich finde, daß ein Pfarrer, der nicht zu den ungelehrtesten gehört, sein junges weibliches Beichtkind gegen die Lustspiele Molières warnt, ihm aber Chateaubriands Réné ohne den geringsten Anstand erlaubt, so wird es mir doch niemals beifallen, von vorn herein die Unbekanntschaft eines Priesters mit Machiavellі Mandragora zu tadeln. Nur wenn man Vergleichungen zwischen der Lasterhaftigkeit und Gottlosigkeit der französischen und der italienischen Komödie anzustellen beabsichtigt, so scheint mir um der Gerechtigkeit willen, die jedem Verdienste seine Krone gibt, ein Begriff von dem, was das genannte Stück des Florentiners war und von der Rolle, welche der Mönch Timotheo in demselben spielt, so zu sagen unerläßlich. Nicht schaden könnte es gleichfalls zu wissen, was für hohe geistliche Herrschaften bei der Aufführung desselben zu Rom unter dem Pontificat des gütigen mediceischen Leo zugegen gewesen; man würde daraus erkennen, daß in einer der blühendsten Epochen, welche die Kirche erlebt, und in dem Mittelpunkte der Christenheit von den in dieser Sache spruchfähigsten Richtern zwischen Scherz und Ernst vernünftig unterschieden, von einem Spiel nicht der strenge Ton eines Traktats verlangt und harmloser Spott nicht mit rebellischer Verhöhnung verwechselt wurde. Wie wenig man in Italien übrigens die Zulassung der Schauspieler zu den religiösen Heilmitteln auf eine größere Reinheit der italienischen Bühne begründet, das beweist unwiderleglich der Umstand, daß die französischen Schauspieler, die trotz ihres Handwerks an den Tröstungen der Religion, und gerade vielleicht weil es ihnen verboten war, Theil nehmen wollten, es aber diesseits der Berge nicht erlangen konnten, jenseits derselben ohne Schwierigkeit hiezu ermächtigt wurden. Ja vor der Revolution, als Avignon noch päpstlich war, brauchten sie nicht einmal den St. Bernhard oder den Mont Cenis zu passiren; eine Reise in die Provence, die freilich damals beschwerlicher, länger und kostspieliger war als heutzutage eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt, reichte hin, und der berühmte Lekain, der Talma des achtzehnten Jahrhunderts, der namentlich den Helden Voltaire's unschätzbare Dienste geleistet und die meisten derselben von einem frühen Tod gerettet hat, pflegte seine österlichen Pflichten am Ufer der Rhone, in den Mauern, die unter dem Schutze des heiligen Agricola stehen, zu verrichten. Dem ungeachtet ließen die französischen Bischöfe von ihrem alten Anathem nicht ab; das Beispiel, das ihnen der Papst, der Stellvertreter Gottes auf Erden, ihr Herr und ihr Oberhirt unter ihren Augen und gleichsam in ihrer Mitte gegeben, blieb ohne Wirkung. Selbst in einem Jahrhundert wie das achtzehnte, wo die sittliche Erschlaffung überall herrschte, und selbst einen, allerdings

der Zahl nach keineswegs beträchtlichen, wohl aber durch Stellung und Einfluß bedeutenden Theil der Geistlichkeit ergriffen hatte, war keine Ermäßigung des harten Gesetzes zu erwirken. Es gehört eine tiefe und ängstliche Verehrung aller Diener der Religion dazu, um diese einseitige Beharrlichkeit nicht eben so sehr aus der Dialektik des Stolzes als aus den Bedenken der Gottesfurcht herzuleiten. Man ist versucht anzunehmen, daß die Excommunikation der Schauspieler fast wie eine von den gallikanischen Freiheiten angesehen und gerade darum, weil sie im ultramontanen Italien keine Geltung hatte, so starr und steif von den französischen Bischöfen beibehalten wurde. Es mag auf der andern Seite die größere Nachsicht, die den Schauspielern in Rom erzeigt ward, für die Jesuiten ein Grund gewesen seyn, die Diener des Theaters gegen die französischen Bischöfe, mit denen die Gesellschaft Jesu nicht immer in Eintracht lebte, zu vertheidigen. Das Fortbestehen dieser nicht kanonisch geforderten und der Denkart wie den Sitten der Zeit von Jahr zu Jahr mehr zuwiderlaufenden, für den ehrenwerthen Charakter so mancher Bühnenkünstler beleidigenden Regel ward immer schwieriger, sowohl wegen der ungerechten Ausnahmen, die sie zu Gunsten gewisser Kategorien annahm, als auch wegen der Aergernisse, die jede etwas auffallende Weigerung einer christlichen Todesfeier bei dem Bestehen der freien Presse veranlaßte, die alles ausplauderte und zu allem ihre ungezügelten Commentare gab. Welchen Eindruck mußte es machen, wenn Signora Barilli, weil sie Sängerin der italienischen Oper war, ohne Einrede den priesterlichen Begräbnißsegen erhielt, und einige Monate darauf die Leiche der Mlle. Roucourt, einer der Zierden des französischen Schauspiels, an den Thoren der Kirche St. Roch zurückgewiesen wurde; welchen Eindruck, sage ich, mußte ein solcher Gegensatz, wenn zwanzig Tageblätter ihn heraushoben und besprachen, auf ein Publikum machen, das zum großen Theil sein Urtheil nicht auf unerschütterliche Sympathien für den Klerus gründet! Und als später unter der Regierung Ludwig Philipps, unter dem geistlichen Regiment des strenggläubigen Erzbischofs von Quelen, dem Sänger der großen Oper Adolph Nourrit, der ein ehrenwerthes Leben und eine ruhmvolle, wenn auch, namentlich in den lezten Jahren mit Dornen bewachsene Laufbahn in Neapel durch freiwilligen Tod beschlossen, in der Kirche St. Roch unter Absingung eines feierlichen Todtenamts die lezte Ehre erzeigt wurde, mußte da nicht in der Masse des Publikums, das den aus verschollenen Gewohnheiten entstandenen Unterschied zwischen den Opernsängern und andern Bühnenkünstlern nicht begreift, der Glaube entstehen, das alte Anathem gegen die Schauspieler sey völlig aufgehoben? Dem war aber nicht so; es kamen seitdem noch Beispiele von Verweigerung der Sakramente vor, und als vor einigen Jahren dem in den Junitagen gefallenen Erzbischof Affre die Frage gestellt wurde, ob es denn nicht an der Zeit sey, die Schauspieler nicht mehr von der Gemeinschaft der Gläubigen durch unerbittliche Absperrung fern zu halten, antwortete der gelehrte und sonst durch sein Streben mit der weltlichen Gesellschaft zu harmoniren bekannte Prälat: „diese Maßregel sey in einer fernen Vergangenheit ergriffen, allein durch eine große Anzahl seiner Vorgänger, deren Tugenden eine Zierde und Ehre der Kirche seyen, bestätigt worden; er würde Anstand nehmen, sich mit ihnen in Widerspruch zu setzen. Es sey allerdings etwas zu thun, aber der Augenblick sey noch nicht gekommen und es müsse noch gewartet werden.“ Man sieht, daß der Erzbischof nicht die Epoche bezeichnet, in der die Praxis, von der er sich zu entfernen so große Scheu zeigt, ihren Ursprung genommen, und daß er nur von einer fernen Vergangenheit spricht, aus welcher dieselbe stamme. Es ist gleichfalls deutlich, daß er keineswegs über ihren doktrinellen Werth sich ausspricht und nur darum mit deren Abschaffung zögert, weil so viele seiner Vorgänger sie geachtet und daher bekräftigt hatten. Den Schauspielern blieben also die Mittel des Heils nur darum untersagt, damit die Ehrfurcht vor den geistlichen Ahnen des Erzbischofs von Paris keinen Schaden leide. Einen solchen Grund angeben, hieß die Sache aufgeben. Um die Bedenken seiner Pietät und Würde mit den Rücksichten der Billigkeit und der Nächstenliebe, wie mit den Forderungen vieler Katholiken selbst zu vereinen, hatte Monseigneur Affre, als es sich um die Ehe handelte, die Herr v. Montigny mit der ersten Schauspielerin seines Theaters, mit Fräulein Rose Chéry, einzugehen beabsichtigte, der Braut zwar die religiöse Trauung, aber, obwohl ihr sittlicher Ruf die besten Bürgschaften gewährte, den Gang zum Tisch des Herrn nicht zugestanden. Seitdem aber hat der jetzige Erzbischof auch dieses Hinderniß gebrochen, und da außerdem ein vom Papste bestätigter Concilbeschluß französischer Bischöfe das uralte Anathem auch amtlich beseitigt hat, so kann diese Frage als erledigt angesehen und ein Herkommen, das sich bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erhalten hatte, als überwunden betrachtet werden. Die rein theoretische, höchst kitzliche Frage aber, in wie fern die Spiele der Bühne und die thätige oder leidende Theilnahme an denselben mit der christlichen Sittenlehre sich vertragen, ist in den Geistern und Gemüthern keineswegs entschieden. In Frankreich ist die Anschauung aller Strenggläubigen einer bejahenden Antwort stracks und starr entgegen; in vielen Familien ist eine Art Schrecken und Schauder vor dem Theater und vor allem, was mit ihm zusammenhängt, eingewurzelt. Keine Dialektik kommt gegen dieses von Kind auf gefaßte, hie und da durch Jahrhunderte vererbte Gefühl auf. Da jedoch die Kirche nun aller amtlichen Parteinahme entsagt, so muß nothwendig die Zahl derjenigen, welche die Kirche nicht versäumen und das Theater sich erlauben, von Tag zu Tag wachsen, und schon längst werden die höheren Bühnen, zumal die Italiener und die klassische Tragödie, selbst von strengeren Beichtigern nicht unbedingt und ausnahmslos verboten.

Kreuznach, Ende September 1852.

Umgegend. — Das Bad. — Der Kreuznacher.

Kreuznach liegt an der Nahe, da, wo dieselbe aus den Gebirgen in die Ebene tritt, wo die Berge, die bis dahin dicht am Strom hingestrichen, weiter zurücktreten und einer äußerst fruchtbaren Ebene Platz machen. Man kann deßhalb diesen Theil der Nahe die untere Nahe nennen, die bei Bingen durch ein Thor, das von den abermals dicht an den Fluß tretenden Gebirgen (Rupertsberg und Hunsrück) gebildet wird, sich in den Rhein ergießt. Besteigt man eine Anhöhe bei Kreuznach, so liegt jene gesegnete Ebene zu unsern Füßen, im Norden vom Scharlachberge und dem Hunsrück geschlossen; rechts vom Scharlachberge und der benachbarten Rochus-Kapelle schweift aber der Blick ungehemmt in den weinreichen Rheingau. Da liegt Geisenheim, Johannisberg, Eberbach, Rauenthal und auf der äußersten Rechten das herzogliche Jagdschloß auf der Platte bei Wiesbaden. Im Nahegau wächst der Scharlachberger, der Laubenheimer, der Kauzenberger, der Rotzheimer u. s. f. Weine, die sich durch ihr Feuer auszeichnen vor den Rheinweinen, aber nicht das Leben des Rheinweins besitzen. Sie machen meist ihre Reise in die Welt, nachdem sie mit Mosel- oder auch wohl mit Rheinweinen versetzt worden sind. Auch die mittlere Nahe, etwa von Kirn bis zu den Kreuznacher Salinen gerechnet, hat weinreiche Bergabhänge; ich erwähne den Monzinger, der besonders gepriesen wird. Nackte Felsen mit den Trümmern alter Burgen wechseln mit Höhen, die von kräftigem Laubholz bewachsen sind; dazwischen üppige Fluren und Wiesen. Das Thal der obern Nahe, hier wie überall von dem Hunsrück auf der linken und den Ausläufern des Hardtgebirges auf der rechten Seite gebildet, ist schmal und rauh, Kartoffel und Hafer die Erzeugnisse des Bodens. Ein halbes Stündchen von den Kreuznacher Salinen, flußaufwärts, macht die Nahe einen Bogen. Links steigt dicht am Strome die steile Porphyrwand des Rothenfels bis etwa zu einer Höhe von 900 Fuß empor; am andern Ufer erhebt sich aus dem schmalen Thale der Nahe der von der Ebernburg gekrönte Berg. Dann fließt rechts die Alsenz in die Nahe, so daß die Ebernburg auf dem Winkel von Nahe und Alsenz liegt und von der Ebernburg und dem Rothenfels aus der Blick die Alsenz aufwärts schweift bis zu den Höhen des Donnersberges. Der Ebernburg schräg gegenüber am andern (rechten) Ufer der Alsenz wird ein Berg von den mächtigen und ausgedehnten Ruinen der Altenbaunburg gekrönt. Zur Zeit Sickingens lebte dort Hartmuth von Kronberg, ein eifriger Mitkämpfer für die Reformation. Sobald die Nahe den Bogen gemacht hat, steigt ein riesiger Porphyrstein aus dem Flußbett bis zur Höhe von 700 Fuß; oben auf diesem Steine liegen die Trümmer des Rheingrafensteins.

Es sind zwei merkwürdige Thäler, die hier in einander münden. Wie auf dem „Stein“ eine Burg hat gebaut werden können, ist dem Volke von jeher ein Räthsel gewesen. Die Sage erzählt daher, daß einst ein Rheingraf ob des Ausgangs einer Fehde mit dem Erzbischof von Mainz in gar arger Noth gewesen; da habe er eines Tags auf der Jagd „den Stein“ entdeckt und gesprochen: „Stände hier deine Burg, so möchtest du wohl dem Pfaffen trotzen, aber da könnte nur der Teufel den Bauherrn machen.“ Das ist kaum ausgesprochen, als sich der Herr Teufel in eigener Person dem Grafen vorstellt und die Burg über Nacht zu bauen verspricht, falls der erste, der zum Burgfenster hinaussehe, ihm gehören solle. Charakteristisch für die kirchlichen Zustände erzählt die Sage weiter, daß der Graf am andern Morgen Reue empfindet und nicht einziehen will, aber die Gräfin läßt einen alten Esel in die Burg treiben, bindet diesem das Kräglein eines Paters vor, zieht ihm das Barett über die Ohren und läßt ihn dann den Kopf zum Fenster hinausstrecken. Satanas faßt ihn alsbald.

„Doch nun, als Satan wuthentbrannt,
Den Vogel am Gesang erkannt,
Ließ er ihn grinsend aus den Krallen
Hinunter in den Abgrund fallen
Und fuhr geprellt um seinen Lohn,
In Pech- und Schwefeldampf davon.“

So erzählt Pfarcius den Schluß der Geschichte, die hier dem „tummen Teufel“ gespielt worden ist. — Einen interessanten Abschnitt aus der Geschichte der Wild- und Rheingrafen enthielt vor einigen Jahren das historische Taschenbuch von Raumer, nämlich die Geschichte der Wild- und Rheingrafen Philipp Franz (so nach dem Taufpathen Franz Sickingen benannt) und Johann Philipp. Johann Philipp ging, als er kaum das achtzehnte Jahr erreicht hatte, voll unruhigen Jugendmuths, voll Reiselust und voll Eifers „etwas vor sich zu bringen,“ von der Burg seiner Väter an den Hof des Königs Franz. Karl V. sprach die Acht über ihn aus, aber das kümmerte ihn nicht; wie ein moderner constitutioneller Publicist trennte er die Person des Kaisers als König von Spanien vom Reiche, gegen das er sein Leben lang nicht dienen werde, und erklärte die Acht für „einen so seltsamen Vogel, daß er sich nichts daraus zu verrichten wisse.“ Lehrreich ist es nun, zu verfolgen, in welcher Weise Johann Philipp am französischen, Philipp Franz am kaiserlichen Hofe für die Vergrößerung der eigenen Hausmacht arbeiten und so den Grund für das spätere Losreißen deutscher Gebiete vom deutschen Reiche legen. Und dennoch schreibt Johann Philipp an den Herzog von Würtemberg, um ihn gegen den Kaiser aufzuhetzen: „Ich bin der tröstlichen Hoffnung, die Fürsten werden erwägen, daß sie bei ihrer alten löblichen Freiheit beständig beharren und so viel treiben und

fördern, damit in Summa teutsch teutsch bleibt." Was ist hiernach deutsch? Im Jahre 1561 fand in Naumburg an der Saale eine Versammlung der fürstlichen Häupter protestantischer Confession statt; dorthin ging auch des Rheingrafen Bruder. Ueber seinen Ausgang schreibt der Graf Schwarzburg: „Des Rheingrafen Bruder hat sich zu Naumburg von einem Trunk Malvasier den Abend übel befunden. Dann ich etliche Fürsten und Grafen zu Gast gehabt und mehr da getrunken worden, denn gegeßen, hat ihn der Schlag alsobald gerührt und ist den dritten Tag verschieden."

Dem Stein gegenüber liegt die Ebernburg, die „Herberge der Gerechtigkeit, wo Streitroß und Waffen gewerthet, Müßiggang und Feigheit verachtet waren, wo die Männer im ganzen Umfange des Worts sich zeigten, wo Gutes und Schlechtes nach Gebühr behandelt ward, wo für die Gottheit Verehrung, für die Menschen Sorgfalt und Liebe heimisch war, wo alle Tugenden ihren Preis erhielten, wo Habsucht nicht geduldet, Ehrgeiz geächtet, Meineid und Laster weit entfernt waren, wo Männer von reiner Freiheitsgluth erfüllt verweilten, wo die Leute das gemeine Geld verschmähten und nur nach Großartigem strebten, wo die, welche mit Abscheu vor dem Unrecht flohen, stets nur dem gestrengen Rechte folgten, wo man Verträge hielt, Treue ehrte, den Glauben hegte, die Unschuld schirmte, geschworene Eide galten." Also klagt Hutten nach der Zerstörung der Burg im Jahre 1523. In neuerer Zeit sind Berg und Ruine von dem Bürgermeister eines benachbarten Ortes für siebenhundert Gulden angekauft worden. Ein geschmackvolles, mit der Umgebung harmonirendes Restaurationslokal hat sich auf den Trümmern erhoben. Im Sommer ist dort offene Tafel; ein Berliner nimmt auch wohl seine beständige Wohnung während der Kurzeit im ersten Stock des Hauses. Küche und Wein sind vortrefflich. Kommen beim Genusse des deutschen Weines mehrere Sinne in Betracht, Augen, Nase und Gaumen, so kommt beim Genusse des „Ebernburger Schloßberges" auch noch die Erinnerung an längst verschwundene Tage in's Spiel. Vielleicht daß einem Studenten, den die Ferien, womit er so reichlich gesegnet ist und sich nöthigenfalls selbst segnet, hieher führen, auf der Ebernburg der Gedanke kommt, daß das Geld nur eine Chimäre ist. Nach dem Tode des Kaisers Maximilian schickte König Franz eine Gesandtschaft an den Ritter der Ebernburg und bot ihm für die Unterstützung seiner Wahl ein Geschenk von 30,000 Kronenthalern und eine jährliche Rente von 8000 Sonnenkronen. Aber Franz lehnte nicht nur ab, sondern zog mit 15,000 Mann gen Frankfurt am Main vor die Wälle der Stadt, um allda am Wahltage Karls V. — „die Wahlfreiheit zu schützen." Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Von der Ebernburg führt der Weg längs der Nahe an den preußischen und hessen-darmstädtischen Salinen vorbei nach Kreuznach. Wir gelangen zunächst auf den Badewörth. Kreuznach ist erst seit Kurzem ein Kurort geworden, und das wird man überall gewahr. Die Musik, die in den Kuranlagen aufgespielt wird, ist häufig so herzergreifend und ohrenzerreißend, daß man sich bewogen fühlt von dannen zu gehen. Der sogenannte Kursaal ist allerdings ein Saal, aber nicht ein solcher Saal, den man sonst im Leben Kursaal zu nennen pflegt. Es ist vielmehr der Speisesaal des Wirths, dem man das Lokal vermiethet hat. Die Fremden können also dorthin gehen, um zu Mittag zu essen; am Abend wird dort auch vielleicht ein Concert zum Besten der Kreuznacher Armen oder sonst in einem gemeinnützigen Interesse der Stadt Kreuznach gegeben, und man verfehlt nicht die Kurfremden zu recht zahlreichem Besuche aufzumuntern. Wäre nicht von der Natur durch die herrliche Umgebung einigermaßen für die Kurfremden gesorgt, so müßte Kreuznach der langweiligste Badeort seyn. Anderswo setzt man alle Hebel und Mittel in Bewegung, um die Fremden anzulocken und ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Hier wird jeder Fremde nur darauf angesehen, wie viel Geld möglicherweise aus seiner Tasche herauszubringen ist. Was man einnehme, meint man, müsse reiner Verdienst seyn. Daher wird Kreuznach, was die Preise angeht, wohl mit den böhmischen Bädern wetteifern. So zum Beispiel zahlte ein Bekannter von mir diesen Sommer für zwei Zimmer eine wöchentliche Miethe von zwölf Thalern, was für den Monat die hübsche Summe von acht und vierzig Thalern ausmacht. Am billigsten fährt deßhalb der, welcher in einem Gasthofe der Stadt wohnen bleibt, also nicht eine Wohnung auf dem Badewörth miethet. In einem solchen Gasthofe kann man wohnen, essen, trinken und baden und zahlt für alles höchstens vierzig Thaler den Monat. Für die Spaziergänger ist wenig gethan. Eine besuchte Anhöhe in der Nähe der Stadt ist z. B. die Gans; aber Sie dürfen nicht erwarten, daß sich dort eine Bank findet. Eben so wenig ist das der Fall auf dem Rothenfels. Der Lemberg würde die weiteste Umsicht in der Gegend gewähren, aber leider hat man nicht daran gedacht, den Wald zu lichten oder ein kleines Thürmchen zu erbauen, wodurch diese Aussicht möglich gemacht würde. Zu den Ruinen von Montfort führt nicht einmal ein Weg. Am unbehaglichsten fühlen sich hier die Fremden aus größeren Städten, z. B. aus Berlin, die gewohnt sind sich alle Annehmlichkeiten des Lebens für ein Billiges verschaffen zu können. Ihnen wird nichts geboten. Das Theater mit seiner wandernden Truppe ist kaum erwähnenswerth, die Concerte äußerst mittelmäßig. In Wiesbaden existirt eine Verschönerungs-Commission, hier ist auch einmal eine solche zusammengetreten, aber sie ist alsbald wieder verschollen und ihre Werke sind ihr nachgefolgt. Vielleicht hat das insofern sein Gutes gehabt, als dadurch wenigstens die Schönheit der Natur nicht durch diese oder jene Dummheit verdorben worden ist. Ich äußere das, weil ich gerade an ein Bauwerk in Wiesbaden denke. Dort hat man auf der Höhe des Neroberges einen sogenannten Tempel erbaut: dünne Säulen tragen ein so kolossales Dach, daß einem in ähnlicher Weise angst und bange wird, als wenn man den faßartigen Körper eines Menschen auf dünnen Beinchen einherwandeln sieht.

Die Physiognomie der Altstadt und Neustadt ist gerade nicht besonders einnehmend. Die Straßen sind eng, gründlich schlecht gepflastert und die Häuser unansehnlich. In andern Städten besteht die löbliche Gewohnheit, daß die Straßen rein gehalten werden müssen und daß der Dünger nur in bestimmten Stunden weggefahren werden darf. Hier fährt man nicht nur den Dünger am hellen

Tage fort, sondern schafft ihn auch am hellen Tage aus den Ställen auf die Straße und ladet ihn dort auf, wenn die Zeit dazu bequem ist. Kreuznach ist eine Landstadt, die über Nacht Kurort geworden ist und sich in diese Rolle noch nicht zu finden weiß. In einem Dorfe mag man immerhin gern wohnen, da ist alles aus Einem Gusse; hier ist Amphibiennatur, die bekanntlich etwas Unbehagliches für den Menschen hat. Von höherer Bildung natürlich nicht die Spur; hie und da einige Leute, die in Paris, London oder Berlin gewesen sind. Uebrigens ist Kreuznach wohlhabend; zwar gibt es hier keine Millionäre, wohl aber viele Einwohner, die ein Vermögen von 20 bis 100,000 Thalern besitzen. Und das ist für eine Stadt immer das beste. Merkwürdigerweise scheint der eingefrorene Gelddünkel, der sonst in kleineren Städten einheimisch zu seyn pflegt, hier nicht vorhanden zu seyn. Was mir begegnet ist, ist mehr der Stolz, wie ihn etwa der Bauer im Münsterlande in Westphalen zeigt, der einen Hof von 100,000 Thalern Werth besitzt. Diesen Stolz mag ich leiden; er hat nichts Verletzendes, nichts Brutales; er ist nur die Folge von dem Bewußtseyn, daß man über so und so vieles gebieten, diese oder jene Stellung in der Welt einnehmen kann. Die Kaufläden Kreuznachs sind mit den verschiedensten Dingen angefüllt. Wollen Sie daher allerlei Dinge auf einmal kaufen, so haben Sie den Vortheil, daß Sie nicht in mehrere Häuser zu gehen brauchen. Gehen Sie z. B. in eine der Buchhandlungen, so treffen Sie dort alte und neue Bücher, eine Leihbibliothek, Federn, Dinte und Papier, Tabak und Cigarren, Wachs-, Stearin- und Talglichter, Galanteriewaaren, Arbeiten von Agat, und was weiß ich sonst noch für Arbeiten. Die Physiognomie der Bewohner hat etwas Jüdisches. Ich weiß nicht, woher das gekommen seyn mag, doch scheinen hier im Mittelalter viele Juden gewohnt zu haben. Kaiser Ludwig IV. schenkte, wie die Geschichte meldet, dem Grafen Walram von Sponheim dreißig Juden zu Kreuznach, und abermals wurden einem Grafen von Sponheim sechzig Juden zu Kreuznach geschenkt. Möglich also, daß hier die Ursache des orientalischen Typus zu suchen ist. Auffallend sind die Kreuznacher auch noch durch ihre dunkle Gesichtsfarbe; man glaubt Leute aus dem südlichen Frankreich vor sich zu haben. Der Grund für diese Erscheinung liegt zum Theil wohl darin, daß sich die Bevölkerung von jeher fast nur mit Wein- und Ackerbau beschäftigt hat. In allen andern Dingen ist der Kreuznacher ein ächter Pfälzer, der sich des schönen Paradieses erfreut, in das ihn der Himmel gesezt hat. Wollte er nicht arbeiten, heißt es, so würde er dennoch nicht verhungern können, denn die Nahrung würde ihm in den Mund wachsen. Spleen, Melancholie, Tiefsinn, Selbstmord, und wie die Dinge sonst heißen mögen, sind mir hier bis jezt noch nicht aufgestoßen. Der feurige Nahewein läßt dergleichen nicht aufkommen. Freilich hat auch hier seit einigen Jahren das Biertrinken sich eingefunden und dadurch die schlechteren Weinsorten entwerthet. Ich habe schon früher bei andern Gelegenheiten auf das Ueberhandnehmen des Biertrinkens an Orten aufmerksam gemacht, wo man früher das Bier kaum dem Namen nach kannte. Vom Pregel zur Eider, von der Eider zum Rhein, Main und Nahe sind in den lezten Jahren zahllose neue Bierbrauereien entstanden. Ein Bayer wies im Jahr 1850 die Unmöglichkeit der Union nach, weil man in Bayern Bier, im Norden Branntwein trinke. Ich vermuthe, daß die Bierpropaganda lediglich ein Werk der bayerischen Regierung ist und daß man durch das Bier Deutschland in ähnlicher Weise zu erobern sucht, wie Preußen früher durch die Union. Vielleicht daß auch die Jesuiten dabei im Spiele sind und Herr v. Bülow darüber nächstens in der Vossischen Zeitung den Berlinern nähere Aufschlüsse gibt. Denn trinken erst sämmtliche Bewohner Deutschlands Bier, so ist München von selbst, ohne Schwertschlag oder sonstige Waffenthat, Mittelpunkt von Deutschland. Die Sache sollte reiflich von den Lenkern der nichtbayerischen Reiche erwogen werden, bevor es zu spät ist.

Speyer, April.

Die Domfaçade.

Mitten in der tollen Zeit der Klopfgeisterei, der rückenden, tanzenden und rennenden Tische nicht von dem geheimnißvollen Strome des „Fluidums" berührt und fortgerissen zu werden, ist fast so zu sagen eine Unmöglichkeit, und Sie werden sich deßhalb nicht wundern, wenn meine Feder sich unwillkürlich zunächst auf diesem dunkeln Gebiete bewegt, aber nur um zu sagen, es sey jezt entschieden, daß die Bergzaberer Klopfsomnambule demnächst in die Kreisarmen- und Krankenanstalt zu Frankenthal gebracht werden wird, um sich genauer beobachten und wo möglich den unsaubern Geist austreiben zu lassen. Die Alternative, welche den Eltern des Mädchens von Seiten der Regierung gestellt worden, heißt: entweder das Krankenhaus oder strenge polizeiliche Ueberwachung. Sie scheinen sich des Bessern besonnen und ersteres vorgezogen zu haben, und wir warten nun der weiteren Offenbarungen und des Endes. Denn alles Ding muß ein Ende nehmen, auch solcher Spuck. Von der Tischrückerei rede ich jezt nicht, denn so viel ich davon reden, höre und lese, so wenig habe ich noch davon gesehen. Ich will die Tische ruhen oder austoben lassen und dem eigentlichen Zweck meines Schreibens näher rücken, der darin besteht, den Ausbau unseres Doms zu besprechen. Ist doch das Morgenblatt unter allen deutschen öffentlichen Blättern dasjenige, welches sich seit Jahren am angelegentlichsten nach dem Stande der künstlerischen Ausschmückung des Doms erkundigt und am ausführlichsten über denselben Nachricht gegeben hat; warum sollte es seine Spalten verschließen, wenn es gilt zu berichten, wie die Frage über die Vollendung des Doms von architektonischer Seite in ein neues Stadium treten zu wollen scheint?

Es ist schon zum öftern in diesen Blättern der Wunsch ausgesprochen worden, die Ausmalung der Speyerer Kathedrale möchte auch zum Umbau der völlig unwürdigen und geschmacklosen Vorderseite derselben führen, * und in jüngster Zeit wieder hat es die Allgemeine Zeitung ausgesprochen, es sey zur ästhetischen Nothwendigkeit geworden, das Portal (will sagen die ganze westliche Frontseite) mit Thürmen und Kuppel, wie es vordem gewesen, wieder herzustellen. Diese Nothwendigkeit in Abrede stellen zu wollen, wird sicherlich keinem einfallen, der das Gebäude jemals gesehen und auch nur ein halbweg kunstgeübtes Auge mitgebracht hat. Diese verkrüppelte Façade aus der unglücklichsten Periode der Baukunst, nämlich aus dem lezten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, war für Kunstverständige wie für Laien längst ein Stein des Aergernisses, ehe König Ludwig den Gedanken faßte, das Innere des erhabenen Kaiserdoms mit Fresken ausschmücken zu lassen. Ist doch kaum eine Linie daran, die der Majestät dieser großartigen byzantinischen oder vielmehr romanischen Basilika auch nur entfernt entspräche. Sie ist so unbeschreiblich geschmacklos, daß kein Mensch begreifen würde, wie man dem schönen Bau und seinen reinen, einfach edeln Formen einen solchen Schimpf anthun konnte, wüßten wir nicht, daß es Zeiten gegeben, in denen das sogenannte Künstlerauge sich mit einem gewissen Horror von den schönsten Formen abwendete und mit den abgeschmacktesten liebäugelte. — Ja, die Beseitigung dieser wahrhaft beleidigenden Domfaçade ist in der That eine ästhetische Nothwendigkeit, sie ist es um so mehr geworden, je höher die Bedeutsamkeit dieses geschichtlich wie architektonisch merkwürdigen Baus in jüngster Zeit durch die innere Ausschmückung gestiegen ist. Er wird in Wahrheit eine großartige Wallfahrtsstätte der gebildeten Welt werden. Man mag aber hier das Merkwürdigste, Schönste und Glänzendste sehen, der Frontseite des gewaltigen, freistehenden Gebäudes gegenüber kann man das Auge nicht zudrücken. Soll nun fort und fort jedes Auge vor oder nach dem reinen Kunstgenusse durch den Anblick derselben geärgert werden? Soll das Ganze nicht einen reinen, harmonischen Eindruck hervorbringen und zurücklassen?

Ein neuer Hoffnungsstern ist eben in diesen Tagen aufgegangen. König Ludwig ist es wieder, der ihn heraufgeführt, indem er einstweilen 22,000 Gulden zum Ausbau des Doms anweisen ließ. Es wird dieß nicht die lezte Gabe seiner lieben Hand seyn, und andere erlauchte Hände werden sicherlich nicht verschlossen bleiben. Auch die kunstliebende und die gläubige Welt haben noch Herzen und Hände für ein derartiges Unternehmen. Die Zeit der Entscheidung ist da, denn die Maler rücken dem Paradiese, dem die Umgestaltung gilt, immer näher. — Wenn es nun aber wirklich zum Umbau der Vorderseite des Doms kommen sollte, wird es nothwendig oder auch nur räthlich seyn, dieselbe ganz so, wie sie vordem gewesen, herzustellen? Diese Frage scheint überflüssig und ihre Bejahung sich von selbst zu verstehen. Und doch erhebt sich ein Bedenken dagegen, vorausgesezt daß die Zeichnungen, welche von dem alten Dom gewöhnlich gegeben werden, die eigentliche Stirnseite getreu so wiedergeben, wie sie vor dem großen Brande i. J. 1689 war. Diesen zufolge erhoben sich die gewaltigen Quadermauern des Paradieses bis zum Dachgesimse des überhöhten Mittelschiffes in einer Einfachheit, die nicht mehr bloß den Charakter des hohen, strengen Ernstes, sondern sogar den des Finstern, Gefängnißartigen trägt. Die einzige Gliederung an diesem ungeheuern viereckigen Block bildete ein durchlaufendes Gurtgesimse etwa in der Dachhöhe der Seitenschiffe. Ueber dem obern Gesimse ein offener Arkadengang, gleich dem an Langhaus und Chören, und über diesem nach Nord und Süd schön gegliederte Seitengiebel. Aus dem Dache selbst stieg die

* Man vergleiche besonders das Oktoberheft des Morgenblatts von 1850, Nr. 254.

achtseitige Kuppel, nur wenig verschieden von der über der Kreuzung der beiden Schiffe, und wie jene überragt von den zwei dahinter stehenden Thürmen. Jedenfalls war diese westliche Frontseite allzu ernst und streng gehalten. Man denke sich diese breite Mauerfläche in ihrer kolossalen Höhe und in derselben nur drei Bogenpforten, hoch über der mittleren eine Umrahmung für die Zifferblätter einer Uhr und zu beiden Seiten nur zwei schmale und verhältnißmäßig sehr kleine Fensterlichter in bedeutender Höhe über einander, darüber die offene Galerie und das Dach. Das ist alles.

Es mag seyn, daß diese Stirnseite des gewaltigen Gebäudes den Eindruck des Kolossalen auf den machte, der an sie heran trat; sie schön zu nennen, kann ich mich unmöglich entschließen, und würde mich dagegen sträuben, wenn selbst Meister des Faches ihr dieses Epitheton beilegen wollten. Bringt man zudem die Lage des Domes in Anschlag, vermöge deren gerade die Façade die ganze sehr breite Hauptstraße der Stadt beherrscht, und von jedem Punkte derselben gesehen werden kann, so dürfte der Wunsch noch mehr gerechtfertigt erscheinen, man möge beim Umbau die Pietät gegen die ursprüngliche Form nicht zu weit treiben, vielmehr eine Fronte herstellen, die gefällig schön ist, ohne der Einheit und der ernsten, grandiosen Würde des Styls irgend zu nahe zu treten. Ueberdieß darf nicht unerwähnt bleiben, daß gerade dieser Vordertheil durch einen verheerenden Brand bereits im Jahr 1450 zur Ruine geworden war, und daß man später diesen Brand den „glücklichen“ nannte, weil der Dom durch den Wiederaufbau an Zierde und Würde gewonnen habe. Es war also hier jedenfalls schon eine Veränderung vorgegangen, und keinesfalls läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die Façade damals ihre ursprüngliche Gestalt unverändert erhalten habe. * Der Grund, die sonst gewiß sehr lobenswerthe Pietät gegen die uns bekannt gewordene Gestalt der früheren Stirnseite vor allem und unbedingt walten zu lassen, dürfte damit ohnehin wegfallen.

Ich höre, Oberbaurath Hübsch in Karlsruhe, bekanntlich eine Autorität unter den sogenannten Byzantinikern, habe sich vorgenommen, eine entsprechende Façade für den Speyerer Dom zu entwerfen. Möchten gleich ihm noch andere Meister und gründliche Kenner des romanischen Baustyls, wie er sich in Deutschland ausgeprägt hat, die würdige Herstellung des Speyerer Doms sich zu einer Art von Privataufgabe stellen und ihre Ideen und Entwürfe bekannt machen! Sie würden vielleicht auch den Nachweis liefern, daß die Kosten des Umbaus diesen nicht in's Reich der Unmöglichkeit entrücken.

* Der Dom hat überhaupt im Laufe der Zeit viel durch Brand gelitten, so schon in den Jahren 1137 und 1159, besonders aber 1289. Damals mußte in allen deutschen Landen für seine Wiederherstellung eben so gesammelt werden, wie nach dem oben erwähnten Brande von 1450.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. 8. Mai 1853.



— Considere scamnis
Mos erat, et mensae credere adesse deum.
Ovid:

Bei Gelegenheit des Tischrückens.

Die Erd' auch hat, wie's Wasser, ihre Blasen,
Und diese sind davon.

So spricht Banko zu Macbeth, als ihnen auf der Heide die Hexen erschienen und verschwunden waren. Dergleichen Blasen entsteigen von Zeit zu Zeit auch dem Boden der Kultur und werden durch tausend Druckerpressen in Millionen Gehirne gepumpt, wo sie eine Weile rumoren und dann zerplatzen.

Wo sind sie hingeschwunden?
In die Luft! Wie Athem in den Wind zerfloß,
Was Körper schien.

In das Alltagsleben der gebildeten Gesellschaft, in den ruhigen, prosaischen Verlauf ökonomischer und politischer Gedanken treten hin und wieder plötzlich geisterhafte Erscheinungen herein, durch welche die höheren Organe des socialen Körpers in Zuckungen versezt werden, wie der ruhende Froschschenkel durch den galvanischen Strom. Aber die Spannung dauert nur eine Weile, die Hexen verschwinden, das gemeine Bewußtseyn kehrt zurück, und nicht lange, so ist es, als ob sich niemals ein Theetisch bewegt hätte.

War wirklich so was hier, wovon wir sprachen?
Oder aßen wir von jener tollen Wurzel,
Die den Verstand gefangen nimmt?

Die Welt, der die goldenen Rechenpfennige der Wissenschaft als geistiges Spielzeug dienen, ist in den lezten Wochen in eine jener Krisen versezt worden, die immer wieder eintreten, seit die Naturwissenschaft angefangen hat als eigentliche Lebensmacht aufzutreten und die Stumpfsten und Widerstrebendsten zwingt, ihre Begriffe und Folgerungen wohl oder übel in sich aufzunehmen. Die Kulturgeschichte kennt noch ganz andere Blasen als das Tischrücken, weit ansehnlichere und schillerndere; aber diese ziemlich prosaische und nüchterne Species ist gleichwohl ganz geeignet, uns den Charakter der ganzen unsterblichen Gattung deutlich zu vergegenwärtigen.

Der unbegrenzte Wissenstrieb des Menschen und seine unersättliche Lust am Geheimniß waren von jeher Vater und Mutter mannigfaltiger phantastischer Wissenschaften, und diese zum Theil höchst sonderbaren und bösartigen Erzeugnisse des menschlichen Geistes haben mit dem Fortgang der Bildung wohl Gang, Tracht und Sitte, selbst die Sittlichkeit gewechselt, sind aber im Kern zu allen Zeiten die nämlichen geblieben, weil sie eben aus unserer unabänderlichen Natur entspringen.

Wie im Laufe der Erdbildung die belebten Wesen in ihrer ganzen Natur der Ausdruck der jedesmaligen

gesammten Lebensbedingungen sind und mit dem allmähligen Wechsel derselben in immer andern Formen auftreten, so wechseln auch die Verkörperungen der übersinnlichen Begriffe des Menschen Gestalt und Geberde mit Luft und Klima des Zeitalters, und die alten Gedanken und Thaten des Wunder- und Zauberglaubens verhalten sich zu den Fulgurationen und Experimenten desselben in unserer Welt wie der Schachtelhalm im Steinkohlenflötz, groß wie eine Holländertanne, zu seinem heutigen Verwandten, der im stehenden Wasser zwei Schuh hoch wird.

Wunder-, Zauber- und Herenglauben, Astrologie und Goldmacherei hatten einst fast die Kultur selbst bedeutet, allmählig wurden sie nur zu bald muntern, bald nur närrischen Episoden der Kultur; einst waren sie die Wissenschaft selbst, jezt sind sie nur trübende farbige Höfe um die Sonne des Wissens. Sie haben sich im Laufe der Zeit so ganz verwandelt, daß man in den tändelnden, leichtfertigen und vergeßlichen jüngsten Kindern der Laune des Wunderglaubens kaum die gewaltigen, oft furchtbar ernsten Züge ihrer Eltern wieder erkennt. Wem aber die natürlichen Ordnungen und Geschlechter der Geistesvegetationen nicht fremd sind, der sieht deutlich alle wesentlichen Charaktere des gewaltigen, blutgedüngten Giftbaums der Hererei im kriechenden, nur nauseosen Pflänzchen, das im Schutt unserer Kultur wächst und an dem hin und wieder eine Besessene, eine sehende Herzgrube oder eine Wandlerin durch die Planetenwelt zum Blühen kommt.

Die Vorstellungen von einem willkürlichen Weltregiment, von einer Macht des Menschen über die Natur, von einer jenseitigen, ultranatürlichen, in das Diesseits hereinwirkenden Geisterwelt hatten einst alle Köpfe beherrscht. Aber diese Weltanschauung mußte mehr und mehr erschüttert werden, je kecker der vor etlichen Jahrhunderten in der europäischen Menschheit erwachte Forschungstrieb in seiner Bahn weiter schritt. Jene von Machtsprüchen des Menschengeistes aus gezogenen Ideenkreise verengerten sich allgemach vor dem stetig wachsenden und immer weitere Gebiete ergreifenden Begriff der Naturgesetzlichkeit, der die Grundlage der heutigen Wissenschaft, und nicht allein der Naturwissenschaft bildet. Das frei, willkürlich von außen in die Natur Hereingreifende, so wie das vom menschlichen Geiste aus wiederum Hinausgreifende verlor immer mehr Boden in der offiziellen Philosophie; im Maße aber, als die sich ausbreitende Verstandeskultur die Gesellschaft von oben herab durchdrang und färbte, wurde es auch aus den Privatvorstellungen und damit aus der allgemeinen gesellschaftlichen Anschauung verdrängt, aber nicht um sich zu verflüchtigen, sondern nur um sich in die Kammern und Winkel des Menschenherzens zurückzuziehen, wo in bunter Gesellschaft die menschlichen Triebe und Wünsche hausen und in Stille und Dunkel ihre Empörungen gegen die Gewalt des wachen Geistes zetteln.

Die gebildete Gesellschaft unserer Tage läßt sich die allgemeine, unverbrüchliche Gesetzlichkeit der Natur für gewöhnlich wohl gefallen, da sie sich ohne besonderes Nachdenken dadurch gar nicht genirt fühlt; sie hat im gemeinen Lauf des Denkens und Vorstellens gegen die offenbaren Consequenzen dieser Lehre nichts einzuwenden, oder meint wenigstens, sie habe nichts dagegen einzuwenden. Der Glaube an die obersten Sätze der Naturforschung und der unbedingte Respekt vor ihrer Autorität ist bereits ein sehr weit verbreiteter; ist doch das Gefühl unabweislich, daß die Entwicklung fortan hauptsächlich in die Hand der Wissenschaft gelegt ist, in die immer verständigere Behandlung und Beherrschung der Natur, die Menschennatur mit eingeschlossen. Viele begnügen sich auch nicht, mit dem Schwimmgürtel der Journale in die Fluth der Bildung zu tauchen und es dem Zufall zu überlassen, was sie von ihrem Geiste ablecken oder daran ansetzen mag; sie machen sich förmlich zu Gerichtsbeisitzern im großen Proceß, in dem der menschliche Geist gegenwärtig der Natur immer bedeutendere Aussagen abnöthigt. Es gibt Damen, welche sich so und soweit in Humboldts Kosmos hineingelesen haben, und man sieht sogar welche, die den Gebirgshammer im Reisewagen führen und die Leitmuscheln der Formationen so sicher unterscheiden wie ein Bauernweib die frischen und die alten Eier.

Dabei geht es aber den Leuten wie unsern vom Heidenthum neu bekehrten Voreltern. Sie wollen gerne an das neue Naturdogma glauben, wenn sie dabei die alten Dämonen nicht ganz aufgeben müssen; und wie die ersten Heidenapostel die alten Heiligthümer in christliche Kapellen umweihen mußten, so machen sie in ihrem Innern ein Compromiß zwischen Freiheit und Nothwendigkeit in der Natur, und ihre Köpfe werden ihnen unbewußt wie unser Festkalender, in den so viele Trümmer des Heidenthums hereinragen, ohne daß wir daran denken. Der Glaube an ein Freies, Geisterhaftes, Dämonisches lauert im Hintergrund der aufgeklärten Seele, und sobald irgend ein Vorfall wirklich oder scheinbar vor aller Augen den Abgrund des Naturgeheimnisses aufreißt, vor dem die Wissenschaft stuzt, so springt er hervor, um ihr hohnlachend die Zähne zu weisen.

Dieses Verhältniß ist selbst ein naturgesetzliches. Das innerste Wesen des Menschen sträubt sich gegen die unerbittliche Logik des Naturzusammenhangs, die auch sein eigenes ganzes Seyn mit einbegreifen will; er hat ein tiefes Gefühl, daß er die Freiheit, die er für sich in Anspruch nimmt und nicht aufgeben kann, nur dadurch rettet, daß er sie auch in der Natur, so oder so, viel oder wenig, bestehen läßt. Daher das überwältigende Interesse, das die Gesellschaft an Allem nimmt, worin etwas Geisterhaftes aus einer Uebernatur

herüberzuwittern scheint, an Geistererscheinungen, zweitem Gesicht, Ahnungen, magnetischen Orakeln, sympathetischen Heilungen, über der Hand schwingenden Ringen und gespenstisch rückenden Tischen; daher die Lust, wenn durch solche Dinge der allgemeine starre, prosaische Naturhergang poetisch unterbrochen scheint, und andererseits doch wieder der Trieb, sich verständige Rechenschaft davon zu geben, und wäre es auch wieder durch wissenschaftliche oder halbwissenschaftliche Vorstellungen. In solchen Fällen macht sich die ganze gebildete und halbgebildete Welt begierig auf, der Wissenschaft auf diesem dunkeln Felde vorauszueilen und mit dem von der Wissenschaft selbst geborgten Grubenlicht in den finstern Schachten des Naturgeheimnisses herumzuleuchten. Man holt sich dort so angenehme Schauer, wo hinter jedem Pfeiler eine unheimliche Gestalt hervortreten kann!

Diese von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft ausbrechenden Aufregungen weisen deutlich darauf hin, daß den, der die Wissenschaft nur aus zweiter Hand erhält, die Natur im Grunde nur in so weit interessirt, als sie und der Mensch in einander wirken. Man nimmt jede Erweiterung des Wissens bereitwillig hin, aber selbst die großartigste mit ziemlich lauem Dank und kühler Bewunderung, wenn, vorläufig wenigstens, das menschliche Wesen nicht unmittelbar dadurch berührt scheint. Das weibliche Geschlecht zumal verhält sich den Wundern der Natur und des Menschengeistes gegenüber bedeutend spröde, wenn sie nur belehren und nicht zugleich amüsiren. Das Amüsante — und dazu gehört auch das Schreckhafte und Entsetzliche — ist aber immer nur das, was aus dem Kopf irgendwie den Weg zum Herzen findet, wo die sonderbaren Saiten aufgespannt sind, die nur der Hauch des Menschlichen in Schwingung setzt. Wenn das eigentliche Studium des Menschen der Mensch ist, so ist auch seine **Unterhaltung** eigentlich nur der Mensch. Die neue Haube der Nachbarin wird für das Frauenzimmer in Ewigkeit wichtiger seyn als ein neuer Weltkörper; die nagelneue Geschichte einer orakelnden Somnambulen wiegt einer wissenschaftlich belesenen Dame, ob sie es weiß und glaubt oder nicht, schwerer als alle Arbeiten der physisch-mathematischen Klasse der Akademie, deren Mitglied ihr Gemahl ist; ja sie hat Stunden, wo das Traumbuch ihr zum Buch der Bücher wird, und für gar Viele steckt im Kartenspiel, aus dem sie etwas über ihre und anderer Leute Zukunft erfahren, mehr lebendige Wissenschaft als im ganzen Lehrgebäude von den Schicksalen der Erde in einer ungemessenen Vergangenheit.

Als sich in diesen Wochen die Kunde verbreitete, daß ein hölzerner Tisch unter dem Einfluß einer auf ihm geschlossenen Kette menschlicher Körper und Seelen in Schwingung und Bewegung gerathe, — was war da für die Anschauung des großen Publikums der Kern, der Nerv der Geschichte? Hätte es geheißen, ein Stück Holz gerathe unter diesen oder jenen Umständen, bei der Berührung gewisser Körper, aber ohne alles menschliche Zuthun, in höchst auffallende Bewegung, wäre also von vorne herein von einer rein physikalischen Wirkung, einer der sogenannten todten Natur, die Rede gewesen, die Masse der Lesewelt hätte das Ding mit jener Miene aufgenommen, in der sich die Verwunderung und das nil admirari so wunderlich vermählen, der gemeine Zug der Gedanken wäre in Reih und Glied geblieben und man wäre sofort zur Tagesordnung übergegangen. Was die Salons aller Rangstufen in Aufruhr brachte, war der Umstand, daß das Phänomen durch **Menschen**, durch eine geschlossene **Kette von Händen**, **von selbst** entstehen sollte. Da kam also wieder jener Nervengeist zur Sprache, den die Geisterseherei unserer Tage aus der alten wuchernden Vegetation mystischer Vorstellungen wie eine Essenz abdestillirt hat, jene Nervenströmung, die umgekehrt aus modernsten Begriffen herfließt, indem man sich geradezu die Wirkungen des im Nerven Thätigen durch die Analogie der elektrisch-galvanisch-magnetischen Erscheinungen erklärt, die man ihrerseits sich nur dadurch begreiflicher macht, daß man sie mit Lebensprozessen, mit dem in der Voraussetzung Freien und Selbstthätigen vergleicht. Wie schon so oft, konnte man also auch bei diesem Phänomen wieder erwarten, die Natur auf frischer That bei einem Akt jener Freiheit, jener Selbstthätigkeit ergriffen zu sehen, die man ihr so gerne ließe oder wieder gäbe, weil man für sein eigenes Wesen gegen die starre Naturgesetzlichkeit so lebhaft protestirt.

Solche Gedanken waren bewußt oder unbewußt in der Seele aller, die sich an der Sache dilettirten, selbst wenn der Mund lauter wissenschaftliche Worte fallen ließ, Strom und Pol, Ladung und Entladung, negativ und positiv. Und wie, trat etwa gar die Erscheinung nur dann ein, wenn die Experimentirenden an die Sache **glaubten**? Dadurch wurde sie unendlich interessanter und erklärlicher zugleich, nach der in diesen Ideenkreisen geltenden Logik. Aber schon als der Versuch in kurzem Proceß einer ganzen Juristenfakultät gelungen war, mußte diese Erwartung leider aufgegeben werden. Oder kam wenigstens auf Qualität und Gruppirung der um den Tisch Sitzenden viel oder alles an? Es ist ja gar nicht gleichgültig, aus welcher Reihenfolge welcher Elemente man die galvanische Säule aufbaut, ob aus edlen oder unedlen, ganzen oder Halbmetallen. Wenn nun die Elemente der Batterie um den Tisch sich etwa so folgen mußten: Männlein, Weiblein, Männlein u. s. f. (dieß wäre das interessanteste), oder doch: ältlich, jugendlich — lebhaft, ruhig — sanguinisch, cholerisch — blond, brunett — wie äußerst merkwürdig und bedeutungsvoll! Es zeigte sich aber, daß das Experiment mit allen Sorten und Mischungen von Leuten, selbst mit Halbmenschen darunter, gelang und mißlang. So hatte man sich denn nur an die That-

sache zu halten, daß eine Kette menschlicher Nervensysteme durch die respektiven kleinen Finger, bei sonstiger Isolirung der Personen, geschlossen seyn mußte. Dieß war immer noch ahnungsvoll genug; man mochte wollen oder nicht, man fühlte dabei die Strömung des Nervengeistes aus einem Uebersinnlichen, über und hinter der Natur Gelegenen und wieder dahin zurück. Als sich aber am Ende zeigte, daß die Schließung der Kette durch die Hände und die übrige Isolirung der Personen zur Hervorbringung des Wunders nichts thut; seit nicht mehr zu leugnen ist, daß die Umhersitzenden keine Batterie vorzustellen brauchen, und der Tisch unter Umständen dennoch sich bewegt, da stand der Verstand noch stiller, als er vorher gestanden, und die Blase ist zum Platzen und das Spielzeug zum Wegwerfen reif.

Man sieht aber an diesem Exempel, wie ganz in unserer Zeit auch der gemeine, der laische Gedanke, selbst während er gegen die Wissenschaft rebellirt, in den Netzen der Wissenschaftlichkeit gefangen ist. Sobald man den Handel nicht mehr durch die Analogie mit den Wirkungen der imponderablen Naturkräfte, Galvanismus, Magnetismus, verwissenschaftlichen konnte, ließen sicher die meisten, wenigstens die Halbgelehrten beiderlei Geschlechts, das Ding in Gedanken und in der That als hoffnungslos fallen und gaben es den platten, prosaischen Erklärungsversuchen der Mechanik preis, von der man in der großen Welt weit weniger versteht als von Elektricität und Nervenfluidum, aus dem einfachen Grund, weil es so leicht ist, viel von Dingen zu wissen, von denen die Wissenschaft so wenig weiß. Ihre Entmuthigung erscheint als consequent nach ihrer Logik und Physik, aber keineswegs nach Logik und Physik selbst. Als ob eine Sache des bloßen Meinens und Glaubens darum verloren wäre, weil sie am Menschenleibe nicht gerade auf eine Weise zu Stande kommt, die sich mit den Wirkungen eines todten wissenschaftlichen Werkzeugs vergleichen läßt! als ob nicht, so lange wir gar nicht wissen, was im Nerven wirkt und wie es wirkt, bei einer durch irgend einen Naturkörper irgendwie vermittelten Verbindung von Nervensystemen und Menschenseelen der Nervengeist alles leisten könnte, was der Glaube von ihm verlangt, ob nun die zum Experiment Niedersitzenden äußerlich an eine galvanische Batterie erinnern oder nicht!

In diesem Augenblick ist die Blase wohl fast aller Orten bereits geplatzt, und so erscheinen diese Zeilen als ein Nachruf an der Bühnenversenkung, durch die in der Tragicomödie unserer Zeit schon so viele Phantome plötzlich aufgestiegen und eben so plötzlich wieder verschwunden sind, mit Hinterlassung eines mehr oder weniger unangenehmen Geruchs. Der jüngste Kobold, der uns hier beschäftigt hat, war einer der unschuldigsten und geruchlosesten. Er wird darum auch sehr schnell vergessen seyn; und schon deßhalb wäre er wenig geeignet, eine eindringliche Warnung der gebildeten Gesellschaft vor Aber- und Ueberglauben an ihn anzuknüpfen, wenn auch etwas dabei herauskäme.

Dieses plötzliche Auftreten und eben so rasche Verschwinden ist nun aber das Charakteristische bei allen diesen Einbrüchen der Dämonologie in den gemeinen Ideengang des Publikums. Ob es sich bei solchen wunderbaren Thatsachen von reinen Fratzen der vulgären Einbildung handelt, oder ob sich die auffallende Geschichte in ein halbwissenschaftliches Gewand kleidet und selbst von gewissen Philosophen und Aerzten vertreten und in ihrer Weise wissenschaftlich demonstrirt wird, immer hat die allgemeine Erregung selbst durch das Auffallendste der Art nur eine Dauer, welche mit der Stärke des ersten Eindrucks in gar keinem Verhältniß zu stehen scheint. Eben noch waren die Dämonen allgegenwärtig und fast allmächtig, und über ein Kleines sind sie weg und haben sich wieder in die Gemüther zurückgezogen, in denen sie ohnehin hausen. Es liegt dieß im Wesen dieser ganzen Familie psychologischer Erscheinungen, und solches wird anschaulich, wenn man darüber nachdenkt, wie sich diese populäre Physik zur Wissenschaft, und wie sich das gebildete und bildungslustige Publikum zu beiden verhält. Wir wählen ein Beispiel.

Als Lavoisier den Sauerstoff, als Oersted den Elektromagnetismus entdeckt hatten, ahnte freilich kein Mensch in diesen beiden Thatsachen die Keime einer Entwicklung, durch welche die Welt selbst umgestaltet werden sollte; aber ihre ungeheure wissenschaftliche Bedeutung war doch bald klar genug, ohne daß das große Publikum viel Notiz davon nahm. Der dadurch erzeugte gewaltige Umschwung zog eben seine Kreise so ruhig und glatt, daß die Gesellschaft die ungewöhnlich beschleunigte wissenschaftliche Bewegung lange kaum gewahr wurde. Die Entwicklung mußte in praktischen Wundern wie Gasbeleuchtung und elektrischer Telegraph culminiren, das unendlich Viele, das aus jenen Entdeckungen floß, mußte zum mächtigen Strome geworden seyn, der tausend Werke treibt und Flotten auf seinem Rücken trägt, bis die Leute in Haufen herbeiliefen, das Phänomen anzustaunen und sich Rechenschaft davon zu geben, was alles die Welt zwei Geistesfunken, ächten Geistererscheinungen, verdankt. — Hier wurde das Publikum den Geist erst gewahr, nachdem er längst in der Welt umgegangen. Wie ganz anders, wenn ein Geist erscheint, den das Publikum zuerst und den die Wissenschaft gar nicht sieht! wenn etwas entdeckt wird, das dem gewohnten, nüchternen, officiellen Naturgange widerspricht: wenn auf einmal aus einem unglücklichen Weibe zwei Seelen sprechen, die einander überbeten und überfluchen, wenn sich im diesseitigen Erdenbezirk wider die Polizeiordnung der Natur ein Ausgewiesener, ein Verstorbener betreten läßt, wenn in einem Hause von unsichtbaren Händen Stühle und Stiefeln geschleudert werden und ein Tisch sich bewegt, den eine bunte

Reihe von Herrn und Damen mit gegenseitig auf einander gestüzten kleinen Fingern aufmerksam beobachtet! Hier ist kein Zusehen und Zuwarten, wie Philosophie und Naturforschung sich mit dem Ding zurechtfinden und was sie etwa mit der Zeit daraus machen möchten. Die allgemeine Theilnahme ist plötzlich entzündet, und das Publikum nimmt augenblicklich die Sache in höchst eigene Hände, sey es um auf den Grund der außerordentlichen, nicht zu bezweifelnden Thatsache an den hochmüthigsten Sätzen der Wissenschaft sofort Lynchjustiz zu üben, sey es um sich den merkwürdigen Fall nach seinen eigenen bunten Philosophien zurechtzulegen, was selten schwer fallen kann, da sich in diesen Systemen die Reste der Physik und Metaphysik der Herenverbrenner und die modernsten wissenschaftlichen Begriffe auf's wirksamste Handreichung leisten. Journale und Salons widerhallen von spiritualistischen Theorien und die wissenschaftlichen Vertreter des Naturdespotismus haben den Damen gegenüber einen schweren Stand. Aber lange ehe der ängstlichste rationalistische Schulmeister Zeit findet, deßhalb ob dem Schicksal der Kultur besorgt zu werden, verschwindet der Spuk auf einmal, das mystische Gewässer in Rede und Schrift fällt zusehends, Schuh für Schuh, und nicht lange, so liegt die Oberfläche der Gesellschaft so ruhig da, als wäre sie nie auch nur von einem Hauche des Dämonischen gekräuselt worden.

Es war zum voraus nicht unsere Absicht, die Geschichte vom bewegten Tisch von der physikalischen Seite zu betrachten und uns in den darüber entbrannten Streit zu mischen; es war uns nicht um die objektive, bloß um die subjektive, die psychologische Seite der Erscheinung zu thun, um die Thatsache, daß die meisten derer, die sich lebhaft damit beschäftigen, das Phänomen, ob bewußt oder unbewußt, zu dem zählen, wobei es, nach dem von einem spiritualistischeren Zeitalter gestempelten Ausdruck, „nicht mit rechten Dingen zugeht." Das entscheidende Merkmal, daß etwas diesem Gebiete angehört oder als demselben angehörend empfunden wird, ist der wohlbekannte charakteristische, unheimliche, aber nach Umständen gar nicht unangenehme Schauder, und dieser ist im vorliegenden Fall und Anfall unverkennbar eingetreten, wenn auch, der Natur der Sache nach, nur in mildestem Grade. Diesen Schauder empfindet niemand, wenn es sich von einer der tausend Erscheinungen in der Natur handelt, welche der Wissenschaft vorläufig Räthsel sind, von denen man aber voraussezt und ahnt, daß sie der Forschung früh oder spät erschließbar seyen; derselbe tritt immer nur dann ein, wenn sich der Mensch einem der Dinge gegenüber sieht oder glaubt, welche an sich jenseits und über allem Wissen liegen, welche nur Objekte des Gemüths, Gegenstände des religiösen Gefühls und Glaubens sind. Wie viel oder wie wenig von diesen geheimen Regungen der Mensch für objektiv nimmt und zu seiner Ueberzeugung macht, davon hängt die ganze gemüthliche Weltanschauung der verschiedenen Völker, der verschiedenen Zeitalter, wie der Einzelnen ab. Sie sind dabei alle in ihrem Recht, und die Wissenschaft läßt sie darin.

Die Wissenschaft hat es rein nur mit dem zu thun, wobei es mit rechten Dingen zugeht; sie beruht aber auf der unabweislichen Forderung des wachen Geistes, daß es eben in der ganzen Welt der Erscheinungen mit rechten Dingen zugeht. Sie läßt jede Ueberzeugung von dem, was über allem Wissen und Erkennen liegt, unangetastet bestehen und verlangt nur, daß man ihr damit die Kreise nicht störe, die sie durch das Reich des Erkennbaren zieht, und womit sie das begründet und immer mehr erweitert, was man Erfahrung nennt. Es liegt aber im Wesen jener innersten, instinktiven Regungen des Gemüths, daß Erfahrung in diesem Sinn durch ihre Gebilde niemals zu Stande kommt. Unzählige Geister und Gespenster sind in der Geschichte erschienen, wie viele nur in unserer Erinnerung! Dabei haben aber immer nur die etwas erfahren, welche die Erscheinung hatten oder daran glaubten; für die andern war sie wie nicht vorhanden, allen aber blieb es überlassen, wie sie sich mit dem Auffallenden, scheinbar Irrationalen in ihrem Innersten abfinden wollten. Der Glaube an das Uebersinnliche ist frei; es steht aber dem Menschen keineswegs frei, ob er an den vernünftigen Naturzusammenhang glauben will oder nicht, er müßte denn die Vernunft überhaupt aufgegeben haben.

In diesen natürlichen Verhältnissen liegt es, wenn die offenbarsten Spuren eines Uebernatürlichen in der Erscheinungswelt vor dem eifrig verfolgenden Blick immer so schnell und sonderbar verschwinden, wenn sie im Großen niemals eine Ueberzeugung hinterlassen, wenn bei jeder neuen Thatsache der Proceß von neuem instruirt werden muß, weil im Archiv nicht Ein Vorgang liegt, der nicht selbst beanstandet wäre. Daher kommt es nun aber auch, daß in einer Gesellschaft, die nun einmal vom wissenschaftlichen Geiste der Zeit mehr oder weniger angesteckt ist, das Dämonische zwar auf das fruchtbarste Land fällt, aber gerade in der Ueppigkeit nur gefüllte Blüthen treibt und ohne Frucht rasch dahinschwindet. Wie beim Unheimlichen das der Einzelne erlebt, die bängliche, krampfhafte Spannung nur eine Weile andauert und das rückkehrende wache Bewußtseyn den Zweifel weckt und meist den Glauben zum Schatten abschwächt, so geht es auch, wenn einem ganzen Publikum ein Gespenst erscheint.

So lange aber den Lebendigen Geister erscheinen, die Gesichte shetländischer Bauern eintreffen, die Prophezeiungen hysterischer Weiber in Erfüllung gehen, Schäfer eine glücklichere Hand haben als Medicinalräthe, und Tische sich durch den Nervengeist bewegen, so lange werden sich auch die naturalistischen und halbwissen-

schaftlichen Aufstände gegen die Wissenschaft immer wiederholen, und damit ist ausgesprochen, daß die meuterische Opposition, welche die Selbstherrlichkeitsgelüste des Menschen vertritt, ausstirbt. Jene Dinge und der Glaube daran sind ja eben ein fester Zug in der Naturgeschichte des Menschen, und so erscheint als Nothwendigkeit, was die Kulturgeschichte zeigt: sie sind nach ihrer ganzen Gestalt und Geberdung immer aus dem Geist und Charakter des Jahrhunderts geboren; sie tragen, als Urkunde ihres eigentlichen Wesens bis zu ihrem Kern hinab, immer die Tracht, selbst die Mode der Zeit, in der sie spuken. Sie sind naturgeschichtliche Wesen, sich umwandelnd in der Zeit, in der Anlage unveränderlich, wie der Mensch selbst. Ist es nicht höchst bezeichnend, daß die Wunder in unsern Tagen immer wissenschaftlicher werden, so daß sie oft ohne einige physikalische Kenntniß gar nicht zu glauben sind?

Das Reich der Dämonen wurde enger, nüchterner, prosaischer, je mehr das Reich des Wissens sich ausbreitete und vergeistigte, und je mehr sich der Geist in die Natur vertiefte, desto seichter floß der Strom, der aus einer Uebernatur in die Natur herüberrieselt. Dieser Strom mag ebben und fluthen, wie bisher, so in der Zukunft, versiegen kann er nie, und so wird es auch unsern späten Enkeln, und wenn sie noch so gebildet seyn sollten, nicht an unterhaltenden Unbegreiflichkeiten fehlen. Könnten wir aber das Wunder betrachten, das sich in ein paar Jahrhunderten zu den wissenschaftlichen Verhandlungen über die rückenden Tische verhalten wird, wie diese zur criminellen Physik eines Hexenprocesses, so faßten wir sicher einen sprechenden, entscheidenden Zug in der geistigen Physiognomie eines Zeitalters, dem es so wenig als uns an wissenschaftlichen Waffen gegen die Dämonen fehlen wird, diese selbst mögen dann so wissenschaftlich geworden seyn als sie wollen. Von der subtilen Dialektik, mit der dann die Frauenzimmer bei einem von jenseits Hereinragenden das Für und Wider besprechen werden, haben wir gar keinen Begriff. Eines aber wird immer seyn, wie jezt: Jede kann ein starker Geist seyn — so lange ihr nicht selbst ein Geist erscheint. Und das ist es: der Mensch kann, wie bisher so hinfort, übersinnliche, übernatürliche Erfahrungen machen, die Menschheit nie, und daher bei der Unsterblichkeit dieser sonderbaren Regungen, als Gattung, die Vergänglichkeit und Unfruchtbarkeit der einzelnen Phänomene, welche den Anschauungen und Schlußfolgerungen des wachen Geistes widersprechen.

Wie oft hat schon die Gesellschaft, mit Macbeth vor Bankos Geist hinter dem Tisch, wie aus Einem Mund gerufen:

— Kann so was seyn,
Und uns vorüberziehn wie Sommerwolken,
Ohn' unser mächtig Staunen?

Es war nicht immer Sommergewölk, es waren oft schwere, verheerende Gewitter; aber sie sind alle vorübergezogen, zwar nicht ohne unser Staunen, aber ohne etwas Anderes zu beweisen als die ewige Ordnung der Natur. Das jüngste Meteor aber war nur leichtes Lämmerwolkengekräusel am Firmament. Es ist zerronnen, und die schöne Welt kann wieder mit ungetheilter Aufmerksamkeit beobachten, wie die Landtafel am Bosporus unter den zuckenden Händen der umhersitzenden Mächte in die bedenklichste Schwankung geräth.

Der Stadtvicar.

Aus dem schwäbischen Familienleben.

II.

Der Empfang des Vicars bei dem Oberamtmann war etwas kühl, als er am andern Tag im Examensfrack sich ihm vorstellte und sein Wort vorbrachte. — „Sie haben die sämmtlichen Staatsexamina bestanden und sehen einer soliden Versorgung entgegen, wenn auch eben keiner glänzenden; ich habe daher nichts gegen Sie einzuwenden und beschränke die Wahl meiner Tochter nicht." So sprach derselbe, machte nach beiderseitigem vergeblichem Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen, einen steifen Bückling und begab sich nach seiner Kanzlei, als ob nichts besonderes vorgefallen wäre. Wie sollte er auch anders? Zwischen einem Oberamtmann, der dreißig Jahre strenger Pflichterfüllung in seiner Amtsstube und die Abendstunden der Erholung unabänderlich im Herrenkabinet des Adlers zugebracht hat, und einem gefühlvollen Vicar bestanden keine Anknüpfungspunkte.

Dem Vicar wurde dieses Verhältniß einigermaßen peinlich; er war von Karolinens Vaterhaus her an ein so herzliches, inniges Familienleben gewöhnt. Dort war er wie ein Sohn des Hauses behandelt worden, was ihm um so wohler that, da er keine eigenen Blutsverwandten mehr besaß. Er hatte die kleine Hinterlassenschaft von Karolinens Vater in Ordnung gebracht, hatte für die Wittwe die Pensionsgesuche eingereicht, hatte einen jüngeren, nun auch verstorbenen Sohn zum Examen vorbereitet und für den älteren, der als Commis nach Amerika ausgewandert war, im Lande auf und ab um Empfehlungsbriefe sich bemüht. — Sollte er aber deßhalb sein Glück sich verkümmern lassen? Eugenie war liebenswürdig genug, um ihm eine ganze Familie von Schwiegereltern und Schwägern zu ersetzen.

Uebrigens blieb ihm nicht einmal Zeit, viel an die Vergangenheit zu denken. Sein neues Verhältniß nahm alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Eugeniens Lebhaftigkeit machte auch ihm beständig zu thun; sie war jeden Tag eine andere, muthwillig oder schwermüthig, gefühlvoll oder verschlossen, immer zwar liebenswürdig, aber immer auch anspruchsvoll.

Der Vicar war an Bequemlichkeit gewöhnt; während seiner Vicarsjahre in ihrem Vaterhause hatte Karoline ihm Bücher und Zeitungen aufgeschnitten, ja ihm sogar die Pfeife gestopft. Solche Anforderungen an Eugenie zu machen, hätte er zwar niemals die Kühnheit gehabt, aber Eugenie selbst wollte bedient seyn, und er nahm sich etwas linkisch aus, wenn er ihr Stuhl und Strickzeug nachtrug, oder den Fußschemel zurechtrückte; aber er that es immer mit Freuden. — Das Rauchen in ihrer Gegenwart war natürlich untersagt; nicht einmal auswärts durfte er's wagen, da sie den Tabaksgeruch an seinen Kleidern verabscheute; nur zu Hause im Schlafrock konnte er sich noch, obwohl immer mit einiger innern Herzensunruhe, an einer Pfeife laben. Aber auch diese Prüfung hielt er ritterlich aus.

Weniger lernte er in eine andere Nothwendigkeit sich fügen. — Seit er's denken konnte, hatte immer Karoline seine Wäsche besorgt und, so oft es nöthig war, aus dem selbstgesponnenen Leinwandvorrath erneuert, ohne daß er irgend eine Sorge damit hatte. Unpraktisch von Natur und verwöhnt durch ihre Fürsorge, wußte er nun kaum, welche Art von Gewerksleuten sich mit der Wäsche abgeben möchte. Als das Bedürfniß gar zu dringend wurde, wagte er es einmal eine bescheidene Frage darüber an Eugenie zu stellen. Diese würdigte ihn nicht einmal der Antwort, und so in seine Schranken gewiesen, konnte er's nicht über sich bringen, die Unzartheit zu wiederholen. In Verzweiflung war er nahe daran sich geradezu wieder an Karoline zu wenden, die gewiß mit dem besten Willen ihr altes Geschäft übernommen hätte. Indessen ersparte ihm seine Aufwärterin, der er seine Lage entdeckt hatte, diese Nothwendigkeit; nur wurde er durch ganz unbegreifliche Waschrechnungen überrascht und zu tiefsinnigen Betrachtungen darüber geführt, welch theure Sache es um die Reinlichkeit sey; auch schien es ihm, als ob mit jeder Wäsche das Dutzend ein Stück weniger zählte. Zur Gewißheit konnte er darüber nicht gelangen, da er nie bestimmt sich erinnern konnte, wie viel er in die Wäsche gegeben hatte. Bei all dem kam ihm kein Zweifel an seinem Glück.

Eugenie bestrebte sich, trotz ihrer liebenswürdigen Launen, ihren neuen Pflichten zu genügen. Hatte sie doch zu Weihnacht drei Tage lang an Puppen für seine Kleinkinderschule genäht. Freilich, als er Tags darauf von einem Krankenbett erzählte, von dem er eben herkam, sprang sie voll Abscheu auf und war im Laufe desselben Tages nicht mehr zu bewegen, mit ihm in demselben Zimmer zu bleiben. Ueberhaupt, obgleich sie unter einer guten Predigt oder beim Lesen eines schönen geistlichen Gedichts ein recht empfängliches,

zugängliches Herz verrieth, zeigte sie für seine Amtsangelegenheiten und für ernste Dinge im Allgemeinen wenig Sinn.

Karoline hatte für alles Interesse gehabt, was er der Besprechung werth hielt, mochte es ein theologisches Buch seyn, oder eine Zeitungsnachricht. Dieser Theilnahme ganz zu entbehren, wurde dem Vicar etwas schwer; indessen, Eugenie war eben noch jung; sie war ja gutmüthig und troz ihrer sonderbaren Launen eigentlich von offenem Wesen. Eine gute Leitung konnte Vortreffliches aus ihr bilden. Er machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß er diese Pflicht so sehr versäumte; aber wie sollte er sie leiten? Da lag eben die Schwierigkeit. Es hatte viel eher das Ansehen, als ob er von ihrer Leitung mit fortgerissen würde. — Unbestreitbar war's, daß er im Amte weniger eifrig geworden war; zum Besuche der wohlthätigen Privatvereine fand er ohnedieß selten mehr Zeit; freilich wurde er auch durch die allmählige Lauigkeit der Theilnehmerinnen entmuthigt. — Hölle und Fegfeuer hatte man im Arbeitskränzchen durchgelesen; im Himmel endlich blieben die Zuhörerinnen aus. In der Kleinkinderschule fehlte es an den freiwilligen Aufseherinnen, und was die Frühgottesdienste betraf, so hatten nur ein paar alte Frauen noch den Muth, sich ihrethalben der Strenge der Jahreszeit auszusetzen.

Alle diese Widerwärtigkeiten aber schwanden vor seinem Blick, wenn er Eugenien singen hören konnte. Fatal war es nur, daß er dieses Genusses nur in den spärlichen Oratorienaufführungen oder bei etwaigen Abendgesellschaften theilhaftig werden konnte; außer derselben mußte sie ihre Stimme schonen, und in die Zeit ihrer Uebungsstunden fielen zum Unstern gerade die ihm vorgeschriebenen Schulbesuche.

Endlich, am Schlusse des Winters, erwachte in Eugenie gar die Lust, einen Ball zu besuchen; es war der lezte vor Ostern und sie hatte sich bisher dieses Vergnügen untersagt. Er sollte sie begleiten. Diese Anmuthung kam ihm zu bedenklich vor und er wagte Einwürfe; aber wie hätte er auf die Dauer Eugeniens freundlichen Bitten widerstehen können?

Sein eigenes Vergnügen am Ballabende war sehr gering; da er natürlich selbst nicht tanzte, beschränkte er sich darauf, Eugenie am Arm anderer hinschweben zu sehen. Um so gewichtiger wurde die Begebenheit von andern genommen. Sie wurde am andern Tag in allen Kreisen besprochen; die Mägde fällten am Brunnen ihr Urtheil darüber, die Kinder auf der Straße brachen im beliebtesten Spiele ab, um dem Vicar nachzudeuten, wenn er vorüberging, und aus der Frühpredigt blieben jezt auch die ältesten Weiber weg.

Dem Vicar in seiner harmlosen Unbefangenheit wäre dieß vielleicht alles entgangen, wenn nicht der Decan ihn zu einer vertraulichen Unterredung gebeten hätte, wobei er ihm die Sache zu Gemüth führte. — „Ich weiß, daß Ihr Mangel an Weltkenntniß Schuld daran trägt," sezte derselbe wohlwollend hinzu, als er den Vicar erblassen sah; „doch bitte ich Sie um Ihrer selbst willen, künftig die Rücksichten Ihres Amts besser zu bedenken."

Vernichtet ging der Vicar hinweg, ihm selbst wurde jezt erst die ganze Größe seiner Uebereilung bewußt, einer Uebereilung, die seinem innersten Wesen überdieß so fremd war. Nein, nun mußte Ernst gemacht werden! Er mußte Eugenie von hier wegbringen, wenn er noch eine gute Pfarrfrau aus ihr bilden wollte! So eben war eine Anfangspfarrei ausgeschrieben worden; augenblicklich gab er seine Meldung ein. „Ich habe zwar dem Dienstalter nach noch keine Ansprüche," sprach er zum Decan, „indessen ist es doch gut, bei Zeiten sich dem hochpreislichen Consistorium in Erinnerung zu bringen." — „Ich werde einen empfehlenden Beibericht machen," tröstete der Decan. Erst als er den Schritt gethan hatte, theilte er ihn Eugenien mit. Ihre Antwort war: „Sollte das Gesuch Folge haben, so könnten wir ja die Hochzeit immer noch ein paar Jahre verschieben; ich kann so schnell mich noch nicht auf's Land begeben!" Ein schlimmer Bescheid! Heute zum erstenmal gab er seinem dunkeln Gefühle Worte und fragte sich, als er in seine stille Wohnung zurückgekommen war: „Bin ich denn glücklich oder unglücklich?" Nun, glücklich mußte er freilich seyn; es war ja kein Aktuar und Buchhalter in der Stadt, der ihn nicht um Eugeniens Besitz beneidete! Ein zweifelhafter Trost!

Darüber war es denn Frühling geworden; Vogelgesang, Blüthenduft und Wiesengrün weckten im Vicar die alte Sehnsucht nach Feld und Wald, es wurde ihm unheimlich und enge in den Grenzen der Stadt. Aber Eugenie liebte die Spaziergänge in Feld und Wald nicht; die Märzensonne schadete ihrem Teint, die Luft ihrer Stimme; eine Fahrt oder auch eine Fußpartie in Gesellschaft ging noch an, aber so zu zweien war es sentimental und langweilig. Ohne sie mochte der Vicar auch nicht gehen; die Frühlingslüfte, Blumen und Vögel weckten in ihm gar wehmüthige Erinnerungen an entschwundene glückliche Frühlingstage. Einsam und verlassen stand er ja überhaupt in der Welt. Eugenie war immer beschäftigt, ihre Lebhaftigkeit beschäftigte immer auch ihn, aber das Herz blieb dabei doch leer. Zu einem Austausch der Gemüther, zu einer herzlichen Innigkeit kam man bei ihr nicht. Sie zählte kaum achtzehn Jahre, er fast noch einmal so viel; war es ein Wunder, wenn ihr Sinn nach der ihr kaum geöffneten Außenwelt sich richtete, während der seinige längst zur Einkehr in das Innere gereist war? Und doch kamen dergleichen Betrachtungen zu spät.

Trübselig fand er sich eines Abends zur gewohnten Stunde bei Eugenien ein, nachdem er den Tag über hinter geschlossenen Jalousien studirt hatte, um die Früh-

lingsspiele der Kinder auf der Straße nicht zu sehen und die Mädchen, welche Veilchensträußer verkauften. Eugenie empfing ihn freundlich, aber verlegen und hocherregt. Obwohl er an starken Wechsel ihrer Stimmungen gewöhnt war, mußte er heute doch Besonderes ahnen. Sie ließ ihn nicht lange in Ungewißheit. „Ich habe sehr um Vergebung zu bitten, und doch kann ich nicht bereuen!" redete sie ihn an; „gewiß habe ich zu unser Aller Besten gehandelt!" Mit diesen Worten nöthigte sie den Erstaunten verbindlich auf den Sopha und fing mit gewohnter Naivetät an zu erzählen.

Sie hatte früher, laut ihres Berichts, ihr Herz einem Referendär geschenkt und in einem Unfall von Eifersucht und Empfindlichkeit mit ihm gebrochen. „Das war jene Zeit, wo ich für das Landleben schwärmte und eine gute Pfarrfrau werden wollte," fuhr sie fort. „Ich fühlte aber bald, daß ich nicht dazu taugte. Indessen hat sich das Mißverständniß aufgeklärt; heute war der Referendär hier, wir haben uns verständigt, und ich habe ihm meine Hand zugesagt, vorausgesetzt, daß Sie nichts dawider haben. — Lassen Sie mich offen seyn; meine Aufrichtigkeit ist ohnehin das Beste, was an mir ist. Wir haben nicht zusammen getaugt! Ich habe Sie doch nur gequält, und Sie waren viel zu gut und nachgiebig für mich; ich muß einen Mann haben, vor dem ich mich ein bischen fürchte. Sie nehmen mir's aber doch nicht übel?"

Die Antwort vergaß der Vicar, er schaute Eugenien noch einmal mit überwallendem Gefühl in's Auge und eilte hinweg, kaum wußte er wohin. Die Welt wollte ihm unter den Füßen entweichen. Eugenie selbst brachte ihn zum Bewußtseyn zurück, indem sie ihm die Treppe hinab nachflog mit dem Rufe: „Nehmen Sie es sich doch nicht so zu Herzen! Ich habe ja selbst sonst keine Ruhe mehr!" Er mußte endlich stille stehen und ihr die verlangte Versicherung geben. Er eilte nach Haus, war ihm doch, als müßten schon die Gassenbuben um seine Demüthigung wissen. „Werd' ich als Narr behandelt?" tönte es in ihm; „nun ja! hat sie nicht Recht? hab' ich's anders verdient?"

Acht Tage gingen hin, während welcher er das Haus kaum verließ und doch in sich viel durchlebte. Am Ende der Woche wurde er von einem Besuche des Decans überrascht. Dieser begrüßte ihn als Pfarrer zu W. Das war dem Vicar ein Ruf aus dem Grabe zum Leben. Er durfte die Stadt verlassen, durfte sich ansiedeln in einer Dorfgemeinde, durfte alles abschütteln, was nicht sein Amt und sein Herz anging! Noch ein Gedanke fiel in sein Herz wie ein Frühlingssonnenstrahl. Er brachte die Bitte um einige Tage Urlaub vor und fand leicht Gewährung.

Der andere Morgen sah ihn schon unterwegs. Zu Fuß wanderte er von Dorf zu Dorf, ließ sich von jedem Kind auf den Gassen die Hand geben, grüßte alle Mädchen an den Brunnen und bot jedem Steinklopfer am Wege seinen Tabaksbeutel. Einige Stunden vor Karolinens Heimathdorf ereilte ihn die Nacht, aber die Erwartung ließ ihn nicht ruhen. Nachdem er eine Weile gerastet hatte, und als die Wirthsleute Anstalt trafen das Licht zu löschen und die Läden zu schließen, brach er wieder auf. Es war eine so laue, würzige Maiennacht, daß die Wanderung zur Lust wurde. Tiefe, friedliche Ruhe wehte ihn an, als er einige Stunden nach Mitternacht das Dorf betrat; nur der Schäferhund außerhalb des Ortes nahm durch Bellen von seiner Ankunft Notiz und weckte hie und da einen Haushahn, der auch seinen Schrei hören ließ. Vom obern Ende des Dorfes war noch der Ruf des Wächters vernehmbar: „Zwei Weg' hat der Mensch vor sich; Herr, den besten führe mich! Wohl um die Zwei!" Der Vicar nahm sich vor, den Mann am andern Tag mit Gruß und Gabe zu erfreuen; sogar den Schäferhund hätte er liebkosen mögen; es that ihm wohl, gleich beim Eintritt einer Heerde zu begegnen.

Ein einziges Licht flimmerte ihm entgegen; er täuschte sich nicht, es war in Karolinens Mutterhause. Er beschleunigte seine Schritte, denn dieß war ein bedenklicher Umstand. Den Bach, der am Gärtchen vorüberfloß, übersprang er, stieg über den Zaun und trat zu den Fenstern, die nicht hoch über dem Boden standen.

Er kam zu einer ernsten Scene. Gegenüber dem Fenster im Bette lag die Wittwe, Karolinens Mutter, die ihn Jahre durch wie einen eigenen Sohn betrachtet hatte. Sie schien schwer zu leiden, aber schon war der nahende Frieden des Todes in ihren Zügen zu erkennen. Karoline stand neben dem Bett, die Mutter stützend, vor ihr lag auf dem Tischchen die aufgeschlagene Bibel, aus der sie eben einen Vers vorlas.

Und nun schaute der Vicar wieder in das Antlitz der Jugendgeliebten, der Freundin und Braut langer Jahre. Es war nicht blühender geworden über dem Trennungsschmerz, während schlafloser Nächte am Bette der sterbenden Mutter, ihrer einzigen Angehörigen auf der Welt, aber es hatte auch nicht verloren. Karolinens Schmerz verzehrte sie nicht, denn es war ein Schmerz ohne Haß, ohne Bitterkeit; ihr Herz hatte ja seine Liebe unverlezt bewahren dürfen, und das war ihr die Hauptsache; auf den Besitz konnte sie verzichten, da es zum Besten des Geliebten seyn sollte. Und so sprach auch jezt aus ihren Mienen, als sie der Sterbenden die Stirne trocknete, oder die Lippen mit einem Labetrunk nezte, tiefe Wehmuth, aber kein leidenschaftlicher Schmerz, der die lezten Augenblicke der Scheidenden hätte beunruhigen müssen.

Der Vicar konnte das Auge nicht abwenden. Es war ja nichts Besonderes, nichts Bewunderungswürdiges, daß Karoline die eigene Mutter pflegte; aber gerade dieses Bild schlichter und doch heiligster Pflichterfüllung that dem Herzen so wohl. Das war es, was

er selbst bedurfte, um glücklich im Hause zu seyn und frisch im Amte, ein treues Herz, das fähig war, seine Leiden und Freuden, sein Leben und Fühlen mit ihm wie eigen zu theilen.

Endlich legte die Kranke den Kopf in die Kissen zurück und schloß die Augen, um zu schlummern. Karoline trat leise zu der Thüre, die in's Gärtchen führte. Sie wollte die müden Augen in der frischen Morgenluft ermuntern, oder das Herz im Anblick des Himmels mit seinen tröstenden Sternen erquicken.

Wohl war es hier außen schön; die Frühlingsblumen des Gartens dufteten um sie, ein spät blühender Apfelbaum, vom Nachtwind bewegt, regnete Blüthen herab, im nahen Felde stimmte schon eine frühe Lerche den Morgengesang an und am Horizont glühte der erste Schein des Tages auf. — Der armen Verwaisten wurde das Herz nur schwerer inmitten dieser glücklichen, jauchzenden Natur. Sie seufzte tief auf und brach in die Worte aus: „Bis dieser Tag wieder dunkelt, hat's die Mutter wohl überstanden und ich habe niemand mehr auf dieser Welt!"

„Du hast noch Jemand, Karoline, Einen, der vor allen das Recht und die Pflicht hat, deine schwerste Stunde zu theilen!" antwortete ihr eine fremde Stimme, eine Stimme, die ihr nicht fremd war, bei deren Klang ihr Herz in jeder Fiber lebte. Sie sah sich um, der Vicar stand vor ihr.

„Karoline!" sprach er, so weich und warm wie in jenen längst verflossenen Tagen, da er zum erstenmal mit ihr von Liebe gesprochen hatte, „Karoline, da bin ich wieder, um mein Herz und meine Hand dir anzutragen! Ich bin Pfarrer zu W. geworden; aber mein Glück liegt in deiner Hand, ich kann ja nicht mehr ohne dich leben." Er faßte ihre Hand; antworten konnte sie nicht, so viel Glück und Schmerz zu gleicher Zeit meinte ihr Herz fast nicht tragen zu können. Jezt mochte die Lerche wohl singen und das Morgenroth glühen; sie besangen und feierten irdisches Glück und ewiges Leben. — Endlich fand sie wieder das Wort und flüsterte: „Komm zur Mutter! Sie hat so sehnlich auf dich gewartet; ich mochte sie nicht betrüben und hab' ihr nichts von unserer Trennung gesagt."

Der Vicar dachte zurück an den Taumel der Zerstreuung, in dem er selbst die Zeit ihrer Trennung zugebracht. Karoline hatte lieber den tiefsten Schmerz allein getragen, hatte ihre Thränen verhehlt und auf die Wohlthat der Theilnahme verzichtet, um nicht eine Sorge auf das Gemüth der leidenden Mutter zu laden.

Er trat mit ihr in's Stübchen. Da waren keine eleganten Möbeln, keine Schmucksachen, keine feinen Gardinen, aber alles so reinlich, so traulich, so heimisch, vom einzigen Kupferstich an der Wand an, einer heiligen Familie nach Raphael, bis zum alten Sopha, auf dem er manche Pfeife geraucht hatte, während er seine Predigt studirte, den Blick auf's Fenster geheftet, das in herrlichem Bilde Feld, Berg und Wald zeigte.

Darüber erwachte die Kranke und erblickte ihn. „Herr Sohn!" rief sie aus; „Gott sey Dank! Sie noch zu sehen, war mein lezter Wunsch!" — Er trat mit Karolinen an ihr Bett und theilte ihr die frohe Neuigkeit von seiner Anstellung mit. Sie nahm seine und ihrer Tochter Hand und fügte sie segnend zusammen. Der Vicar blickte in Karolinens Gesicht; eine unverwelkliche Jugendlichkeit schaute ihn daraus an, die Fähigkeit ächter, selbstvergessender Liebe. — Auch sein Herz war jünger geworden, seine Liebe hatte neuen Schwung, tiefere Innigkeit gewonnen, und doch war sie still und ruhig, ohne Leidenschaft. Er war glücklich.

Zur Würdigung Friedrich Schillers.

(s. Nr. 13.)

IV.

Die Gedichte.

Schiller ist, wie wir in einem früheren Abschnitt ausgeführt haben, Dichter der Idee durch die Macht des Willens; dieß wird uns noch ganz besonders durch die Betrachtung seiner Gedichte klar. Sie gehören der Gedankenlyrik an und haben diese Gattung erst zu ihrer welthistorischen Anerkennung gebracht, so wie die Bhagavadgita der Inder, der Hiob der Hebräer, Hesiod, Parmenides, Empedokles bei den Griechen, Lucrez bei den Römern, der Freidank und der welsche Gast in Deutschland, Giordano Bruno bei den Italienern als Repräsentanten der Gedankenepik gelten, und das Gedankendrama in Calderons Autos sacramentales seine Kunstvollendung gefunden hat.

Die Melodie der Seele als solche kund zu geben, die Welt in ihr zu spiegeln und den Empfindungsgehalt, das musikalische Innere der Dinge auszusprechen, war Goethes Werk; Schillers Eigenthümlichkeit besteht darin, daß er im Reiche der Ideen weilt und mit begeisterter Lippe den Sterblichen verkündet, was er dort geschaut, daß der Gedanke das Pathos seines Gemüths ist, mit dem er ringt, wie Jakob mit dem Herrn. Der Gedanke treibt ihn zum Gesang, weil er zugleich die Angelegenheit seines Herzens ist. Die Poesie wird ihm hier Eins mit der Gottesoffenbarung ewiger Wahrheit, und mit einem Prophetenmunde, den des Engels glühende Kohle gereinigt, verkündigt er als ein Seher das tiefste Geheimniß des Seyns und Lebens und stellt es als Künstler wieder in erhabenen Bildern und lichtstrahlenden Gestalten dar. Aber da ist kein Bruch zwischen dem innern Sinn und der äußern Erscheinung, denn der Gedanke selbst ist als die Seele der Dinge die formende Macht und der Quell des Lebens, und der Dichter spricht nicht wie ein wissenschaftlicher Beobachter in objectiver Ruhe, sondern der Zweifel mit seiner Qual, das Forschen mit seinem Kampfe und seiner Hoffnung, die Beseligung der gefundenen Wahrheit sind und weben in seiner Empfindung, der Gedanke bricht aus der Gemüthsbewegung als das räthsellösende Wort derselben hervor und wird von der Resonanz des Gefühls fortdauernd umklungen.

Die Jugendgedichte Schillers, die er ausschied aus der Sammlung seiner Werke, mit denen er vor Mit- und Nachwelt stehen wollte, gehören nicht der Poesie, sondern der Literaturgeschichte an. Das harte Urtheil über Bürger war ein Stab, den er über seine eigene Vergangenheit brach, die sich zwischen Bürgers sinnlicher Leidenschaft und Klopstocks erhabener Geistigkeit hin und her geworfen. Die chaotische Gährung seiner noch unklaren Natur wird grell durch jene beleuchtet, und selbst in den Liedern, die er aufnahm und feilte, hallt die excentrische Stimmung noch in prahlendem Wortgetöne vielfach nach. Aber niemand wird auch in ihnen den naturwahren Ruf eines großen Menschenherzens nach Freiheit und Liebe verkennen, niemand den ahnungsreichen Tiefsinn mißachten, mit dem der Dichter Freiheit und Liebe als den Grund und das Ziel alles Lebens feiert. Ich erinnere nur an seine Lauralieder und an den Gesang im Briefwechsel von Julius und Raphael, und werde bei der Schilderung von Schillers Philosophie darauf zurückkommen.

Die Resignation, das Lied an die Freude, die Götter Griechenlands, die Künstler, fallen der Zeit nach in die Läuterungsperiode des Schillerschen Geistes, die auf dem Gebiete des Dramas im Don Carlos ihren Ausdruck gefunden hat. Von dem ersten dieser Gedichte sagt Wilhelm von Humboldt: „Die Resignation trägt Schillers eigenthümlichstes Gepräge in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, und in der ganz originellen, die kühnsten Zusammenstellungen begünstigenden Sprache an sich. Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüths ansehen; aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen und der Ausspruch nur Frucht der Erfahrung und des Nachdenkens zu seyn scheint." Der Dichter beginnt mit der Erinnerung an des Lebens abgeblühten Mai und die entschwundene Kinderharmonie: „Auch ich war in Arkadien geboren," um dann den Gegensatz des Geistes

und der Natur, des Glaubens und Genusses, des Himmels und der Erde hervorzuheben; er hält die Versöhnung desselben für unmöglich und fordert Entsagung des Ganzen von demjenigen, welchem eine Hälfte zu Theil geworden. Wir fühlen das herzzerreißende Leid eines titanischen Geistes, der seinem allumfassenden Streben entsagen soll, aber das Lied ist nur ein Grabgesang für die erste ungezügelte Jugendkraft und drangvolle Tendenz des Dichters; er selbst feiert seine künstlerische Wiedergeburt und singt als neues Auferstehungslied den Hymnus an die Freude. Er nennt ihn später selbst „ein schlechtes Gedicht, das eine Stufe der Bildung bezeichne, die er durchaus habe hinter sich lassen müssen, um etwas Ordentliches hervorzubringen;" und in der That vermag seine erhitzte Phantasie kein Bild recht festzuhalten, sondern sie taumelt oder springt von einem zum andern; sie gibt dem „Götterfunken" „sanfte Flügel," „bindende Zauber," und begrüßt ihn als „eine Tochter aus Elysium," und so weiter. Aber wenn Jean Paul bemerkt, daß in dem Gedicht aller mögliche Jammer zum Wegtrinken und Wegsingen eingeladen sey, so kann ich darin keinen Tadel finden, sondern das ist gerade die Idee des Ganzen, daß trotz Leichentuch und Hochgericht, trotz der sich brüstenden Lügenbrut und der Thränen der Unschuld, trotz Kannibalen und höllischem Feuer doch die Freude die innerste Seele der Welt, doch der Sieg der Liebe und Harmonie gewiß ist, und darum unsere Opferspende und unser Lebehoch dem guten Geist geweiht werden muß.

Abermals wendet sich Schiller klagend zurück nach der Zeit, wo die Phantasie ihre Regenbogenbrücke zwischen das Diesseits und Jenseits geschlagen, auf welcher die Götter herab und die Menschen hinauf stiegen, und „die Götter Griechenlands" werden aus der Trostlosigkeit des Dualismus in der damaligen Dogmatik wie in der rationalistischen Aufklärung zum Sehnsuchtslaute nach einer Durchdringung von Geist und Natur, nach der Versöhnung von Gott und Mensch. Und abermals erhebt er sich zur Einsicht, daß die den Gedanken und die Erscheinung verschmelzende Phantasie ja eine ewige Gabe der Menschheit ist, daß die hellenische Verbindung von Seele und Sinnlichkeit immerdar vollzogen werde in der Kunst, und so besingt er die Künstler, deren weltgeschichtliche Bedeutung als Bildner zur Humanität und Freiheit er trefflich schildert, um mit der Hoffnung zu schließen, daß die ursprüngliche Einheit von Kunst und Wissenschaft auch das Ziel der Kultur sey, da der Inhalt, die Wahrheit, seine angemessene Form in der Schönheit finden müsse.

„Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf,
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!"

So lautet sein Zuruf an die Künstler, den er unmittelbar erfüllt, indem er ihn als Forderung aufstellt.

Innerlich geläutert suchte er nun auch nach außen hin reine Bahn und reine Luft zu machen: er gab mit Goethe die Xenien heraus. Die schärfsten, kräftigsten, witzigsten sind von ihm; die Wirkung war ungeheuer. Aber sein großer Sinn konnte sich nie beim bloß Negativen begnügen, und so gesellt er ihnen die Votivtafeln bei.

„Was ein Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Dankbar häng' ich's und fromm hier in dem Heiligthum auf."

Damit leitete er eine Reihe von Distichen ein, die durch Größe und Prägnanz des Gedankens und durch Kürze und Rundung der Form für Meister- und Musterstücke gnomischer Poesie gelten dürfen, „klar wie der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe." Wenn hier der Dichter „im kleinsten Punkt die höchste Kraft" gesammelt, so breitet er seinen Reichthum in erhabener Umschau über alle Gebiete der Welt in einigen Gesängen aus, die zu dem Bedeutendsten gehören, was er überhaupt und was Deutschland hervorgebracht.

Mit den herrlichen Gedichten: die Macht des Gesanges, das Ideal und das Leben, der Genius, das Glück machte Schiller bekanntlich den Uebergang von der Philosophie zur Poesie. Mit Vilmar emphatisch hervorzuheben, daß er sich hier selbst übertroffen habe, ist um so ungeziemender, als Schiller vielmehr hier, noch vor der Vollendung des Wallenstein, zuerst seinen Genius frei und rein offenbarte, als gerade seine Eigenthümlichkeit hier sich auf das Klarste enthüllt, als die Einheit, in welcher bei ihm Vernunft und Phantasie stehen, auf die ursprüngliche Wesengemeinschaft von Philosophie und Kunst hindeuten und nach so vielem Gähren und Ringen in Schillers Geiste die helle Krystallgestalt der Idee in diesen Dichtungen den Beweis führt, daß die vollgültige That des Genius von dem Adel sittlicher Gesinnung getragen wird und der große Künstler auch ein großer Mensch seyn muß.

Von solcher Würde und Höhe der Poesie gibt zuerst die Macht des Gesanges Kunde; dem Gedicht ist selber das Ueberwältigende, Menschengeschick Bezwingende eigen, das es an der Poesie preist; es zeigt gleich der schönen Stelle im Grafen von Habsburg das äußerer Erklärung Unzugängliche, aus dem Centrum des göttlichen Lebens in das Weltliche plötzlich Hinübergreifende aller ächten Genialität. Das große schauervolle Bild von dem Strom aus verborgener Felsentiefe gibt der Seele sogleich die feierliche Stimmung des Ganzen und zeigt das Wesen Schillers, in einer sinnlichen Erscheinung das Ideale zu veranschaulichen. Vom

Fortgang des Gedichtes sagt dann Humboldt, der es besonders liebte, bei der ersten Mittheilung desselben in einem Brief an Schiller: „Es eröffnet sich dem Geist auf einmal eine unabsehbare Tiefe. Der Dichter steht mit den Schicksalsgöttinnen im Bündniß und sie theilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und in so fern ungekanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen: diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillt im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die erste Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun gleichsam durch ein Einverständniß mit ihr jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Seine Macht ist ein Zauber, er beherrscht das bewegte Herz, also durch die eigene Kraft desselben, und steht zwischen Ernst und Spiel in der Mitte." Wenn man jezt in den Briefwechseln Goethe's und Schillers die richtige Würdigung und neidlose Schätzung ihrer Werke durch einsichtsvolle Freunde liest, so sieht man, wie sie das gewöhnliche Urtheil des Tags im Publikum gering achten konnten, da ihnen durch einzelne große Mitstrebende die Stimme der Nachwelt bereits anticipirt war.

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht," schrieb Schiller an Humboldt, als er ihm „das Ideal und das Leben" sandte, damals „das Reich der Schatten" benannt. Jeder Mensch hat seine Lieblinge, darum können wir unbeschadet der andern Gedichten gebührenden Ehre mit Karl Grün sagen: „Was die ästhetischen Briefe in der Philosophie sind, das ist Ideal und Leben in der Poesie, die Krone der Gedankenlyrik, eine Schöpfung, mit deren reiner großartiger Wirkung ich keine zweite von Schiller zu vergleichen wüßte. Bis in die äußerste Form, bis in den einzelnen Reim hinein trägt dieses Gedicht die selige Harmonie zwischen Inhalt und Gestaltung an sich, welche Schiller als Ideal alles Menschenlebens hinstellt und namentlich hier so wunderherrlich preist." — Es gilt die Angst des Irdischen durch das Ewige zu überwinden, es gilt Sinnenglück und Seelenfrieden, deren vermählter Strahl auf der Stirn der Götter leuchtet, auch für den Menschen in seliger Liebeseinheit zu verschmelzen, oder das Leben durch die Kunst künstlerisch zu gestalten und so in ihm das Ideal zu verwirklichen. Schiller stellt in einer Reihe von durchaus gelungenen Bildern, in welche die Tiefe des Gedankens mit der glücklichen Veranschaulichung wetteifert, das Leben mit seinem Ringen, mit seinem ernsten Forschen nach der Wahrheit, mit seinem sittlichen Kampf um Tugend und Ehre, mit seinen tragischen Schmerzen und seinen sinnlichen Schranken dem Ideale reiner Schönheit und seiner göttlichen Harmonie, seiner ewigen Ruhe und milden lichten Verklärung gegenüber, um stufenweise beide Welten auszusöhnen, eine in der andern anzuschauen, indem die Gottheit von ihrem Thron niedersteigt, wenn der Mensch sie in seinen Willen aufnimmt, indem in der Schönheit Irdisches und Himmlisches in Eins geboren sind, Sinnentrieb und Vernunftgebot der Anmuth freien Bund schließen. Die Mythe vom Herakles faßt noch einmal am Schluß dieses Aufstreben aus allem Streit der Gegensätze in das Reich der Versöhnung zusammen. Er kämpft den Kampf und trägt die Last der Erde mit himmelan gewandtem Blick, bis dem Verklärten im Olymp Hebe den Nektar kredenzt. „Dieser Lauf war auch die Bahn Schillers, nie hat er seine Entwicklung treuer und großartiger gezeichnet als in dem Bilde des Herakles; sein herrlichstes Gedankenlied ist zugleich seine schönste Apotheose."

Im Genius preist Schiller die goldene Zeit,

Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt.

Er zeigt den Genius auf, wie er in ihr lebt, sich selber das Gesetz ist, und einfach und still durch die eroberte Welt geht.

Das Glück ist dem Ideal und Leben als durchaus ebenbürtig an die Seite zu stellen. Wie das Glück in dem Zusammentreffen und Zusammenstimmen der Außenwelt und ihres Laufs mit der Innerlichkeit der Seele und ihrem Sehnen und Wirken besteht, so weist diese Harmonie auf eine ursprüngliche Einheit alles Seyns, auf die ewige Liebe, auf die Vorsehung, die dem Guten alles zum Besten dienen läßt. In Bildern aus der griechischen Mythologie entwickelt der Dichter die christliche Idee, daß das Höchste nicht im Ringen und Streben, sondern im Empfangen freier Gaben besteht, daß nicht das strenge Recht, sondern die göttliche Gnade der Quell des Daseyns ist, daß verdienstlos wie der Lilie Kelch die Schönheit blüht, daß alles Höchste als ein Geschenk, wie die Liebe der Geliebten, wie dem Sänger die Gabe des Lieds, von Gott verliehen wird, daß nur der Blinde, der, welcher nicht das Seine sucht und die Dinge nach seinem Sinne sehen will, sondern welcher dem Göttlichen sich willig hingibt, um es in sich walten zu lassen, die Herrlichkeit des Himmels schaut, und daß das Göttliche nur vom bescheidenen Gefäß, nur von der Einfalt der kindlichen Seele gefaßt werde. Die Charis, die Anmuth vermag kein Muth zu ertrotzen, sie ist die freie Gnadengabe Gottes, und will mit Demuth empfangen seyn; das Schöne ist

das ewig Vollendete, daß wir es schauen, genießen, darstellen ist das Werk der Liebe, ist das Glück.

Der Tanz, die Geschlechter, die Worte des Glaubens, Breite und Tiefe, Licht und Wärme, die Ideale, die Gunst des Augenblicks und andere allbekannte Gedichte von leichterem Verständniß reihen sich diesen großen Schöpfungen an. Die Würde der Frauen zeigt die Harmonie als die Natur des Weibes auf, das darum mit magischer Gewalt als der geheimnißvolle Centralpunkt des Lebens auf den Mann beseligend wirkt. Sie leitet uns zu einigen Gedichten, in welchen Schiller nicht sowohl die eigene Gedankenwelt entfaltet, als die Außenwelt betrachtend in sich aufnimmt, um den innersten Sinn und Gedanken derselben zu offenbaren; sie haben dadurch eine objektivere Haltung, sie sind Natur- und Lebensbilder, aber sie gehören immer der Gedankenlyrik an, indem die Idee und das Gesetz der Erscheinungen auszusprechen, das Allgemeine der besonderen Gegenstände hervorzuheben das Hauptziel des Dichters ist. Hier verdienen wieder zwei Werke vor allen den Preis, der Spaziergang und die Glocke.

Der Spaziergang schildert die Wechselbezüge der Natur und Kultur und ihren Einklang in der wahren Bildung. Mit der Natur, die alles trägt und ergänzt, beginnt und schließt das Gedicht. Die Naturschilderungen sind so meister- und musterhaft geworden, weil der Dichter nicht etwas äußerlich Fertiges, gleichzeitig Bestehendes beschreibt, wo er doch, da seine Worte nur nach und nach vernommen werden, nur Stückwerk liefern und mit dem Maler unglücklich wetteifern würde, sondern weil er, der Dichter selbst, der lebendige Mensch der Mittelpunkt und Spiegel der Dinge ist, weil er sich nach dem Busen der Natur sehnt, weil dieser ihn erquickt, in ihrem Thau sich gesund baden läßt, und die Wonne dieser Reinigung aus jedem Vers hervortönt, weil der Dichter selbst sich in der Natur bewegt, und somit Schritt für Schritt, succeſſiv die neuen Eindrücke empfängt, deren Bilder er entwirft, weil er endlich in der Natur ein Wirken selbstthätiger, seelenhafter Kräfte sieht und diese mithandelnd in das Leben eingreifen läßt. Wie der Dichter von seinem umwaldeten Berg die Stadt erblickt, stellt er nun zu wechselseitiger Beleuchtung der Naturschilderung die Betrachtung des Kulturlebens, des Bürgerthums, der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften gegenüber; aber während die Natur immerdar sicher beharrt, herrscht hier im Reiche der Freiheit die Veränderung, ist auch einer Entartung möglich, die mit ihren Gräueln und Schrecken dann den Menschen auf die Natur wieder hinweist. „Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns."

Eilf Jahre lang trug der Dichter das Lied von der Glocke in seinem Busen mit sich herum, an die einmal gefaßte Idee ließ er die besten Erfahrungen ankrystallisiren, durch eigene Anschauung wie durch Studium gewann er für das Technische beim Glockenguß eine realistische Sicherheit. Als das Gedicht fertig war, sah Humboldt in ihm die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies, und fügte hinzu: „In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben in seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht, und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen." — Die Arbeit des Glockengusses wird uns von Anfang bis zu Ende als etwas Gegenwärtiges durch die Reden des anordnenden und gebietenden Meisters geschildert, somit wieder nach dem Gesetz der Dichtkunst als ein Werdendes uns zum Miterleben dargestellt. Aber wie die Glocke die wichtigsten Ereignisse des Menschenlebens von der Wiege bis zum Grabe mit ihren Klängen weihend begleitet, so reiht der Dichter wieder durch den Mund des betrachtenden Meisters die Bilder des Lebens in durchaus sinniger, zwanglos natürlicher Weise an die Schilderung jener Arbeit, und zwar schildert er zuerst die Familie, dann den Staat und die bürgerliche, endlich die religiöse Gemeinde, und in ihrem liebenden Vereine das Gottesreich, zu dem der Mensch in der Schule des Lebens erzogen werden soll, an das er bereits alles Bedeutende anknüpft, und dieß gerade in dem begleitenden Glockenklange symbolisirt. Trefflich ist dabei, wie durch das Ganze sich eine sittliche Läuterung hinzieht, trefflich, wie jedes einzelne Lebensbild mit einem Septimenaccorde schließt, der ein noch Ungelöstes zurückläßt oder ein Künftiges schon ahnen läßt. So in der Freude des Vaters nach dem Brand die Worte: „ihm fehlt kein theures Haupt;" hier schließen sie beruhigend ab, allein sie erwecken zugleich das Gefühl, daß ein solches aus dem Kreis der Familie gerissen werden kann, wie dann der Fortgang durch den Tod der Mutter zeigt.

Speciell an Bilder des griechischen Lebens knüpfte Schiller seine Gedanken, oder zeigte sie als die Seele derselben in der Kassandra, der Klage der Ceres, dem eleusischen Fest und dem Siegesfest. Der Dichter nimmt den Sinn des Alterthums in sich auf und prägt ihn nach seiner Weise in selbstbewußter Geistigkeit aus, so daß sich hier eine ähnliche Durchdringung des Antiken und Modernen zeigt, wie sie in schönster Vollendung Goethes Iphigenie erreicht hat. Besonders gelungen ist die Darstellung der mit dem Ackerbau verbundenen ersten Gesittung der Menschen im eleusischen Feste; die den homerischen Helden geliehenen Worte der Betrachtung nach der Eroberung Trojas sind eben so

von einem hellenischen Hauche durchweht, als sie das Siegel der wahlverwandten Schiller'schen Seele tragen. Einige andere Gedichte suchen für den Gedanken dadurch nach gegenständlicher Anschaulichkeit, daß sie ihn in eine symbolisch aufzufassende Erzählung einkleiden; wir können sie Allegorien nennen, da Schiller nicht etwa in den sinnenfälligen Formen eine Idee ahnt oder andeutet, sondern diese leztere bereits im klaren Gedanken erkennt und ihr durch Personification eine sichtbare Gestallt schafft. Die Poesie selbst erscheint als das Mädchen aus der Fremde, das dem liebenden Paare der Gaben beste darreicht, weil in der romantischen Welt die Liebe der Dichtung Stern geworden; der Pegasus im Joche verkündigt die selbstgenugsame Hoheit und ureigene Kraft der Kunst, die keinem fremden Zweck dient, sondern um ihrer selbst willen da ist; die Theilung der Erde schildert das Loos des idealistischen Sängers, der im Anschauen Gottes selig ist, während die realistischen Naturen Besitz von der Welt nehmen; das verschleierte Bild zu Sais warnt vor dem Streben, eine Offenbarung voreilig ertrotzen zu wollen, und versinnbildlicht die Schlußworte:

Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Ihm wird sie nimmermehr erfreulich seyn.

Auch sonst pries Schiller diejenigen glücklich, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen, und sprach es gläubig aus, daß der Funke vom Himmel zucken müsse, um den Geist feuertrunken zu machen, während er, wie in der Theilung der Erde, das Glück des innerlichen Gemüthlebens mitten im Sturm beim Antritt des neuen Jahrhunderts in den bekannten Versen uns empfahl:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang!

Jenen Allegorien aber können wir die Huldigung der Künste gesellen, indem hier die einzelnen Künste personificirt erscheinen, um ihr Wesen in schwungvoller Rede darzuthun; besonders gelungen ist die Strophe der Poesie. Das Festspiel war zur Begrüßung der Großfürstin Maria Paulowna bei ihrer Ankunft als Erbprinzessin von Weimar gedichtet, und innig empfand sie den Spruch des Genius, der für Schiller selbst so charakteristisch ist:

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er sucht es nicht darin.

Ganz Fleisch geworden erscheint endlich der Gedanke und das Gefühl bei Schiller in den Balladen. Er dichtete sie im Wetteifer mit Goethe, aber sie beide bewahrten ihre Eigenthümlichkeit und nahmen nur in einzelnen Gedichten etwas vom Wesen des Freundes zur Ergänzung in sich auf. Goethe blieb auch hier der Dichter der Natur, Schiller der Dichter der Freiheit; Goethes Balladen tragen mehr den Stempel der Volkspoesie, Schillers den der Kunstdichtung; Goethe verobjectivirt Stimmungen des Gemüths, bei Schiller wird die Persönlichkeit, das Ereigniß zum Träger des Gedankens; bei Goethe hören wir Naturlaute, er beseelt und vergeistigt die Natur und spricht das Geistige in Form der Empfindung aus, bei Schiller sehen wir den Kampf der selbstbewußten Subjectivität gegen die Natur und genießen in ihrer Ueberwindung den Triumph der sittlichen Idee. Der Sieg der Idee durch die Macht des Willens ist der Grundton der Schiller'schen Dichtung auch in dieser Sphäre.

Der Ritter Toggenburg ist wesentlich auf die Empfindung gebaut, aber er ist auch weit schwächer als die andern Balladen, und nur der sentimentale Franz Horn konnte in ihm die Krone derselben erblicken, während er im Briefwechsel mit Goethe gar nicht erwähnt wird. Es ist das Gefühl der Ehre, das im Taucher den Jüngling antreibt, die Schrecken der Meeresstrudel und der finstern Abgründe zu besiegen und nach dem Becher hinabzustürzen, es ist die Liebe, die ihn zum zweitenmal zum verhängnißvollen Sprunge treibt; Ehre und Liebe in ihrer Natur und Tod überwindenden Macht sind das Thema dieses Gedichts, die Treue ist es in derselben Weise in der Bürgschaft, die Liebe in Hero und Leander. Im Handschuh bezwingt der Muth im Herzen des Ritters, wie er durch die kühne Haltung des Körpers, den festen Blick des Auges sich ausspricht, die grimmigen Bestien, und zugleich befreit der Held sich durch diese That von der schwächlichen Neigung zu einem seiner unwürdigen Fräulein; wir haben den doppelten Sieg des männlichen Selbstbewußtseyns über die grimmigen Thiere und über die eigene Natur des Menschen, ähnlich wie Walter von der Vogelweide singt:

„Wer schlägt den Leun, wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut er, der sich selbst bezwingt.“

Die prächtige Thiermalerei hier, die vielbewunderten Naturschilderungen dort dienen der geistigen Größe zur Folie. Im Kampf mit dem Drachen haben wir den Sieg menschlicher Geisteskraft, der List und selbstbewußten Tapferkeit über die sinnliche Stärke eines thierischen Ungethüms, aber der Dichter begnügt sich nicht damit, der Ritter muß sich noch selbst überwinden und demüthig des Meisters strenge Hand küssen, ehe er das Kreuz der Ehre empfängt. Der Ring des Polykrates

ruht auf der antiken Schicksalsansicht von der Gefahr des Glücks. Wie Goethe sich der Schillerschen Weise in der Braut von Korinth und im Gott und der Bajadere genähert hat — doch ist in der Bajadere kein selbstbewußt sittlicher Willensentschluß, sondern die unbewußt im Gemüth aufkeimende Liebe der rettende Engel, so daß wir weniger einen Sieg über die eigene Natur als deren Verklärung durch die göttliche Gnade haben, — so vernehmen wir im Gang nach dem Eisenhammer, in den Kranichen des Ibykus und im Grafen von Habsburg Anklänge an Goethes Eigenthümlichkeit. Beide leztere Gedichte verherrlichen die Macht der Poesie. Es ist der dem Aeschylos geistvoll nachgedichtete Gesang der Eumeniden, der des Mörders Gewissen aufweckt, daß er beim Anblick der Kraniche sich verräth, wie dieß bereits in den Künstlern angedeutet wurde:

Vom Eumenidenchor erschreckt,
Zieht sich der Mord, auch nie entdeckt,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Im Grafen von Habsburg ist der vaterländische Stoff eben so glücklich gewählt als die Kunst der Composition trefflich, welche die Vergangenheit in die Gegenwart durch das Lied des Sängers hereinzieht und das ganze Leben in Einem großen Momente zusammenfaßt.

So zeigt sich uns in allen Gedichten aus der reiferen Zeit Schillers derselbe Grundcharakter, und wenn er in vielem Einzelnen Andern nachsteht, so hat doch auch er ein Gebiet, wo er Keinem weicht, und in der Totalität seines Wesens als Mensch, Denker und Dichter ist und bleibt er unser Stern erster Größe.

Moriz Carriere.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Onkel Toms Hütte auf der Bühne.

⚖ Da wo der „Boulevard du Temple" an den „Boulevard St. Martin" stößt, wo die Boulevards des Volks ein Ende haben und die der übrigen Welt beginnen, liegt das Theater „de l'Ambigu comique." Diese Lage bezeichnet seinen Charakter. Es ist ein zwitterhafter Typus, ein Gemenge, wie es auch der Name anzeigt. Man schwankt dort zwischen einer höheren, planmäßigen Auffassung der Kunst und des Bühnenzwecks und der niedern Tendenz des reinen Sichgehenlassens, welche durch ihre Stellung den Volkstheatern zum Theil aufgezwungen ist, zum Theil aber auch freiwillig von ihnen ergriffen wird. Man schreibt dort keine Gesetze vor, man empfängt sie, und hat um wenig andere Dinge Sorge außer den Geldangelegenheiten. Die Muse des Ambigu ist daher ohne eigenen Willen, ohne Einheit und innerlichen Zweck, ohne Abschluß und freie Bewegung; sie hat von der Kunst kaum mehr als die äußere Form. Wollte man aber daraus folgern, daß solche Kinder der Fabrikpoesie der Erwähnung, des nähern Eingehens unwürdig seyen, so hieße dieß das Kind mit dem Bade verschütten, denn der größte Theil der Tagesliteratur wäre damit verurtheilt. Für die Geschichte der Bildung und der Kunst kann ja oft die ärgste Sudelei von höherer Bedeutung seyn, als das gelungenste Meisterwerk, vorausgesetzt, daß die erstere dem Geschmack der Masse entspricht, ein voller Ausdruck desselben ist, letzteres aber nur von seinem inneren Werthe getragen wird und keinen Anklang beim einseitigen oder verdorbenen Geschmack der Menge findet. Die Sudelei ist dann ein treffendes Abbild der ästhetischen Entwicklungsstufe des Volkes; das Meisterwerk ist ein Weltbürger, ohne Anhang, ohne Heimath, ja ohne Vaterland.

Die Stücke, welche im Ambigu comique über die Bretter gehen, sind nun allerdings meist zu unbedeutend, um durch ihren ästhetischen Werth in's Gewicht zu fallen, andererseits erfreuen sie sich selten eines so allgemeinen Beifalls, daß sie für die socialen Verhältnisse des Volkes charakteristisch wären; nur zuweilen thut die Regie einen glücklichen Wurf, der einen berechtigt von diesem Theater zu sprechen. Ein solcher war »la case de l'oncle Tom.« Sechzig mal hat dieses Stück das ziemlich große Haus überfüllt, ohne daß der Beifall nachgelassen hätte, ohne daß die Zuschauer müde geworden wären, die Tiraden der Negersklaven zu beklatschen und wahre Ströme von Thränen über deren unglückliches Schicksal zu vergießen. Mit gleich verächtlich mitleidigem Lächeln schaute die Galerie wie der erste Rang auf die unpariserischen Manieren Jonathans herab, und gleich stark klopfte das Herz überall, wenn der große langhaarige Bullenbeißer auf der Spur der flüchtigen Schwarzen anschlug und sie mit lautem Gebell verfolgte.

Daß Uncle Toms cabin auch in Paris auf die Bühne kommen mußte, war leicht vorauszusehen, gleichviel ob der Roman wirklich dramatischen Stoff bot oder nicht. Von allen Orten, auf welche der flüchtige Gedanke des Tages sich niederläßt, hatte er nach und nach Besitz genommen; er war als Modestoff in den Schaufenstern der Toilettenläden erschienen, er prangte auf den Bonbonnièren der Chokoladefabrikanten, und die Bilderläden nahm er fast ausschließlich in Beschlag; es wäre gegen alle Regel gewesen, wenn er die Bretter mit seinem Besuch verschont hätte. Er ist auch nicht allein im Ambigu comique aufgetreten, sondern auch in der Gaité, im Theater Beaumarchais, ja sogar im Theater Choiseul; aber nur im Ambigu hat er sich zu erhalten gewußt, vielleicht gerade darum, weil er dort vom Werke der Mistreß Beecher Stowe kaum mehr als die Namen, einige Charaktere und den Gegenstand im Allgemeinen entlehnt hatte, sonst aber auf eigene Faust Studien über das Negerleben in den Sklavenstaaten von Nordamerika trieb. Zunächst war dieß wohl nicht deßhalb geschehen, weil die Herren Dumanoir und d'Ennery, welche die französische Literatur mit diesem neuen Werke bereichert haben, eine natürliche Antipathie gegen die Birch-Pfeiffer'schen Principien fühlen, sondern ziemlich unfreiwillig. Das Schauspiel konnte dem Roman unmöglich in seinem Verlauf folgen, weil es an engere Regeln gebunden ist, während dieser keine andere Grenze anerkennt als die der Wahrheit und Einheit. Mistreß Beecher Stowe hat von dieser Freiheit — das ist unläugbar — über das Maß Gebrauch gemacht, und sicherlich ist es nicht diese Schrankenlosigkeit, welche den Werth ihres Werkes begründet.

Ich muß einen Augenblick bei dem Roman verweilen, ehe ich zu dem Schauspiel mich wende, dem er den Namen gegeben. — In den vereinigten Staaten ist die Sklavenfrage der große Conflikt, der die Union trennt und in ihrem Bestande zu erschüttern droht. Es ist die Lebensfrage des Washingtonschen Erbes. Uncle Toms Cabin ist ein Sprechsaal für diese Angelegenheit, für das höchste Interesse, welches in diesem Augenblick das ahead going people hat. Trotzdem ist die Verbreitung des Romans in England eine viel größere, die Aufnahme eine viel günstigere gewesen, als in Nordamerika selbst. In diesem Lande sind bis jezt nur vier Ausgaben, im Mutterlande der Republik sind neunzehn Ausgaben erschienen. Die Verbreitung des Romans in Nordamerika beschränkt sich wesentlich auf Neuengland, also immer nur auf einen kleinen Kreis,

während er in Oldengland in der Hütte wie im Palast gefunden wird. Diese Thatsachen sind die einfachen Folgen der einseitigen Auffassung der Angelegenheit durch Mistreß Beecher Stowe. Die Sklavenemancipation ist für Nordamerika wesentlich eine politische Frage, und nur in Neuengland fällt auch die kirchliche Auffassung in's Gewicht, in Altengland dagegen herrscht leztere allein. Der Roman betrachtet aber »the negro life in the slave states of America« ebenfalls nur aus diesem Gesichtspunkt, und es ist daher natürlich, daß er drüben nur in den wohlverwandten Kreisen eine glänzende Aufnahme gefunden hat. Troz des unverkennbaren Talentes der Verfasserin, troz dem Reiz einzelner Scenen ist er daher doch im Ganzen ein mißlungenes Werk. Dieses Endurtheil begründet sich leicht durch den Hauptfehler desselben: es löst die Frage nicht, weder theoretisch, noch praktisch. Lange Abhandlungen über die Brüderlichkeit der Menschen können nicht das eine vertreten, und Toms Tod und Georges Flucht nach Canada nicht das andere. Dem Roman ist allseitige Betrachtung der Verhältnisse geboten, und wird dagegen gesündigt, so führt dieß, abgesehen von andern, gerade bei einem Tendenzroman wie der vorliegende, auch für den praktischen Nutzen noch einen wesentlichen Nachtheil herbei: man glaubt den angeführten Thatsachen nicht. So spannend die einzelnen Conflikte gehalten seyn mögen, so schwächt doch die ganz einseitige Zeichnung und Auffassung unsere Theilnahme: man merkt die Absicht und wird verstimmt. Es ist schon eine Nachsicht, die man gegen die Verfasserin übt, wenn man ihr nicht nachträgt, daß sie durchaus nicht objektiv verfährt, daß sie eine Menge von Erscheinungen nicht in Betracht zieht, so unzertrennbar sie eigentlich vom behandelten Gegenstande sind, bloß weil sie nicht in ihren Kram passen; aber die Subjektivität, die immer eine Sünde gegen die ästhetischen Bedingungen ist, herrscht im vorliegenden Falle so vor, daß Uncle Toms Cabin sich dadurch mit den extremsten Produkten der Tendenzliteratur auf dieselbe Stufe stellt. Aber dieser Charakter, diese Auffassung ist nicht bloß individuell, er gehört einer großen Schicht der Bevölkerung Neuenglands an, und die didaktische Färbung des Ganzen ist's gerade, die den Roman zu einem Werke von kulturhistorischem Werthe macht. Nicht die Dinge, die er behandelt, sondern die Art, wie er sie behandelt, sind interessant, um so mehr, je weniger die Gestaltung den ästhetischen Anforderungen entspricht.

Der ganze Roman gleicht der Miß Ophelia, diesem Abkömmling der alten Puritaner, welche die Unduldsamkeit der Stuarts nach dem Westen getrieben. Das ist eine ächte Figur aus dem Leben, die beste des Romans, die wahre Tochter Neuenglands. Ihr Charakter ist ein Erbe des Wesens der Rundköpfe, die stets die Bibel in der Tasche führten, welchem Geschäfte sie auch nachgingen, ihren Inhalt stets im Munde führten, und psalmirten und kanzelredeten, wo sie gingen und standen. Uns im alten Continent mögen die hiemit zusammenhängenden Betrachtungen des Romans zuweilen ungehörig erscheinen, aber diese Form ist typisch und in so fern von Werth. In weiten Kreisen der Union ist bei aller Freiheit der religiösen Ueberzeugung, oder vielmehr der kirchlichen Sektirerei, doch ein gemeinsames Grundelement geblieben, und niemand würde dort wagen für einen „Infidel“ zu gelten, obgleich der eigentlich religiöse Sinn, troz aller „Kirchlichkeit,“ vielleicht ungleich weniger verbreitet ist, als bei uns. Außer Miß Ophelia repräsentirt diese Auffassung noch der eigentliche Held des Romans, Uncle Tom. Er ist der Vertreter der absoluten Duldung und Unterwerfung; ein Charakter, wie ihn nur eine puritanisch denkende Frau zeichnen und als idealen Träger der Sklavenbefreiung aufstellen konnte. Etwas Verwandtes mit dieser Lösung findet sich in der zahlreichen Literatur der Entsagungsromane, mit welchen besonders Frauen in jüngst vergangener Zeit so häufig aufgetreten. Da fanden wir, in Deutschland wenigstens, auch keine andere Lösung als Tod oder Unterwerfung, — in Deutschland, weil man dort die Bande der Sitte und Familie höher und heiliger hält als in Frankreich. Mistreß B. Stowe hat ebenfalls dazu ihre Zuflucht genommen, obgleich bei ihrem Gegenstande der Hinblick auf die Reaktion, welche der Druck und die Knechtschaft im verwilderten Gemüthe der Sklaven erzeugt und erzeugen muß, so nahe lag. Auf den Sklaven, „wenn er die Kette bricht,“ mußte sie wenigstens hinweisen, und sie konnte das, ohne unwahr zu werden. Die rein kirchlich sittliche Betrachtung der Sklaverei kann unmöglich genügen, und eine andere theoretische Auffassung kennt Miß Beecher Stowe nicht.

Eben so wenig glücklich ist die praktische Behandlung, die zu dem Ende führt, daß der eine Sklave nach Canada entflieht, der andere todt gepeitscht wird. Vielleicht wird man erwiedern, dieß sey die einzige Lösung, welche der wahren Sachlage entspricht, und die Verfasserin habe sich hier streng an die Zustände gehalten, ohne eine Peripetie herbeizuführen, welche den Verhältnissen der Wirklichkeit in's Gesicht schlagen würde. Ich will dagegen nicht geltend machen, daß sich einzelne Ausnahmen finden, sondern nur die Folgerung ziehen, daß dann auch durch die vollständigste Emancipation der Sklaven der Zustand der Dinge im Grunde wenig geändert würde. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Entwicklungsfähigkeit der Neger bedeutend geringer ist, als die der kaukasischen Racen; einzelne Ausnahmen — wie Ira Aldridge — beweisen nichts dagegen. Ein Blick auf die statistischen Verhältnisse der Neger in den Nichtsklavenstaaten, ein Blick auf Haiti beweist dieß leicht. Wie jedes Volkes an der Seite eines andern, dem es nicht gewachsen ist, so wartet auch der Neger in der Union ein trauriges Schicksal, wenn es sich auch erst im Laufe von Jahrhunderten erfüllt. Sie gehen unter, oder werden aufgesogen, oder bleiben in unbedingter Abhängigkeit, die vielleicht nur wenig besser ist als die Sklaverei. Diese leztere ist unsittlich und zugleich ein Unglück, denn das Uebel ist momentan gar nicht zu beseitigen, kaum allmählig, und dann jedenfalls nur auf Kosten der Existenz der Race. Der Roman, wenn er einmal ein Tendenzroman seyn wollte, konnte also die Frage nicht lösen, weil sie in der Gegenwart gar nicht lösbar ist, sondern erst in ferner Zukunft, da er sich nicht mit dem Einzelnen, sondern mit dem ganzen Stamme beschäftigt. Das Schauspiel hat es aber nur mit Individuen zu thun, und es ist daher natürlich, daß der Ausgang auf der Bühne ein ganz anderer seyn mußte und seyn konnte.

Wenige Worte werden genügen, um den Plan des „Uncle Tom" im Ambigu comique zu entwickeln. Wir finden in der ersten Scene des achtaktigen Dramas Elisa mit dem kleinen Henry und Tom im Besitz eines Plantagenbesitzers Shelby, bei dem zufällig ein anderer wohlhabender Pflanzer, St. Clair, mit seiner Tochter Dolly zum Besuch ist. Leztere hat eine besondere Zuneigung für den kleinen Henry gefaßt und interessirt sich auch für den Mann Elisas, Georg, der im Besitz eines reichen Mulatten, Harris, ist. Dieser, ein grausamer Mann, der ehemals selbst Sklave gewesen, behandelt Georg absichtlich hart, weil er das Weib desselben, Elisa, leidenschaftlich liebt. Shelby ist Harris verschuldet; um diese Schuld zu decken, verkauft er Tom und Henry an den Sklavenhändler Haley. Elisa hat diese Verhandlung belauscht und flieht noch in der Nacht mit ihrem Kinde. Haley und Harris verfolgen die Flüchtige in Begleitung mehrerer dazu abgerichteter Hunde; sie erreichen die Unglückliche am Ohio, aber diese überschreitet in der Verzweiflung den mit Eis treibenden Fluß auf den einzelnen Schollen und erreicht am andern Ufer das Haus eines Abgeordneten beim Congreß zu Washington, Mr. Bird. Der Senator beschüzt sie auf Bitten seiner Frau, obgleich er der Bill über die entlaufenen Sklaven seine Zustimmung gegeben, er rettet sie sogar vor den Verfolgern, die zufällig in sein Haus kommen und dort durch die Hunde auf die Spur der Flüchtigen geführt werden. Auf dieser Flucht trifft Elisa den ebenfalls entlaufenen Georg, und als die Verfolger, welche Tom mit sich führen, sie einholen, kommt es zum Kampf. Harris entflieht, Haley wird verwundet, aber von Elisa verbunden und gerettet. Georg flieht weiter nach Canada; Elisa, Tom und Henry werden zunächst dem Schuze St. Clairs übergeben. Dieser macht bankerott und wird dadurch gezwungen seine Sklaven zu verkaufen. Haley hat von Harris durch Benuzung eines früher gegebenen Versprechens Georg eingehandelt und aus Dankbarkeit freigelassen. Es gelingt diesem, in Verbindung mit Mr. Bird, in der Auction der St. Clairschen Sklaven, da Harris auf einen Augenblick durch Ueberraschung entfernt wird, Elisa zu erkaufen, aber Henry und Tom fallen in die Hände des Mulatten. An ihnen nun sucht sich Harris für seine verschmähte Liebe zu rächen und durch moralischen Zwang Elisa in seine Gewalt zu bekommen. — Haley, Elisa und Bird bemühen sich vergeblich, Harris zu erweichen; da erscheint Georg und fordert als freier Mann ihn zum Duell auf Leben und Tod mit der Büchse und erschießt ihn in diesem Kampfe. Das ist der Verlauf des Stücks im Großen, einer jener Produktionen, wie sie zu Duzenden täglich in Paris fabricirt werden. Es ist ohne allen innern Werth, aber die Aufführung war nicht ohne Interesse. Die Charaktere wurden zum Theil gar nicht übel durchgeführt, und außerdem ist es ungewöhnlich, Neger in Masse auf der Scene erscheinen zu sehen, auf der sie sonst nur einzeln eine Rolle spielen und dann uns immer als etwas Fremdes zurückstoßen. Wir sind zu wenig gewohnt, sie im Leben handeln zu sehen; sie gehören so wenig unserem Ideenkreise an, daß wir Mühe haben sie uns als gleichberechtigt zu denken. Wer wird leugnen, daß der Moor Shakespeares nie heimisch auf unserer Bühne geworden ist? Er steht uns fern, nur darum, weil er eine schwarze Haut hat. Sobald die Wirkung, welche die Figur hervorbringen soll, nicht eine komische ist, stört die Farbe den Effekt, was man auch dagegen sagen mag. Mit Recht sezen Sie voraus, daß die Herrn Dumanoir und Compagnie nicht vergessen haben, das Drollige in der Erscheinung und dem Charakter der Neger zu benuzen. Einzelne derselben müssen Proben jenes seltsamen Jargons geben, der den Negern von Haiti seine Entstehung verdankt und der in Verbindung mit der der Race eigenthümlichen Kindlichkeit und Gutmüthigkeit nicht ohne komische Wirkung bleibt. — Doch genug von den Details der ephemeren Erscheinung, die in wenigen Wochen vergessen seyn wird.

Die Franzosen haben ein eigenthümliches Talent für das Arrangement eines Stücks, eine Art angeborener Bühnenkunde, die gemeiniglich mit poetischem Talent verwechselt wird, obgleich es etwas ganz Verschiedenes ist. Das Arrangement, der Entwurf des Stücks ist oft das Werk einer Stunde; dadurch erklärt sich die ungeheure Productionsfähigkeit der Pariser Schauspielfabrik. Die Ausführung ist dann meist unter aller Kritik, und doch ist ein solches Stück, der Bühneneffekte wegen, im Stande sich Monate lang auf der Scene zu erhalten und das Haus zu füllen. La case de l'oncle Tom liefert ein Beispiel davon. Yankees, mit den dicksten Schattenstrichen gezeichnet, welche nur eine französische Feder finden kann, Mulatten, Creolen, Neger, der kleine fünfjährige Henry, der fast nicht von der Scene kommt, die Hunde nicht zu vergessen, liefern ein so buntes Durcheinander, wie es selbst auf dem französischen Theater schwerlich seines Gleichen findet.

Eine sociale Tendenz hat das Stück natürlich nicht, da die Franzosen sich wenig für die Sklavenangelegenheit interessiren, und die fremdartigen Charaktere nicht gestatten, auch in diesem Fall wieder zu beweisen, daß der Mensch in Lumpen, und damit der Vertreter des geknechteten, mißhandelten, ausgebeuteten Proletariats, der wahre Träger alles Großen, Schönen und Edlen ist, während jeder, der einen ganzen Rock trägt, eben deßhalb selbstverständlich ein Schuft seyn muß. — An eine moralische Wirkung haben, wie gesagt, die Verfasser offenbar nicht entfernt gedacht, und doch ist sie vorhanden und wäre von Bedeutung, wenn »slave-abolition« überhaupt zu Frankreich in irgend einer Beziehung stände. Man kann unmöglich diese Hunderte von Zuschauern schluchzen und jubeln hören, ohne überzeugt zu werden, daß durch dieses, alles ästhetischen Werths entbehrende Schauspiel doch bei ihnen Ideen Eingang gefunden haben, denen sie unter andern Umständen fremd geblieben wären. Freilich ist dieß nur bei einem so leicht erregbaren Volke, welches zugleich so großes Interesse an der Bühne nimmt, in solchem Grade möglich; aber eben das berechtigt wieder, Erscheinungen der französischen Literatur zu beachten, denen man anderswo nicht die geringste Aufmerksamkeit schenken würde.

London, April.

Abschaffung der Steuer auf Zeitungsanzeigen.

Die Literatur hat bekanntlich in England keinen größeren Feind als den Fiscus, und die Steuer, welche derselbe von literarischen Erzeugnissen jeder Art erhebt, hat in mancher Hinsicht sich eben so nachtheilig erwiesen als die Censur. Wenigstens wird es besonders dieser Steuer zur Last gelegt, wenn die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in England nicht so allgemein ist, als die Freunde der Literatur es zu erwarten berechtigt sind. Diese Steuer, unter dem Namen von taxes upon knowledge bekannt, ist dreifacher Natur: erstens eine Steuer auf's Papier, eine zweite auf Neuigkeiten aller Art, die auf diesem besteuerten Papier gedruckt werden, und drittens eine besondere Steuer auf alle Anzeigen, die in diesen bereits doppelt besteuerten Blättern erscheinen. Die lezte Steuer ist in Folge eines Parlamentsbeschlusses von der vorigen Woche abgeschafft worden, und diese Maßregel allein ist im Stande, die englischen Preßverhältnisse förmlich umzugestalten.

England ist das Land der Zeitungsanzeigen; kein politisches Blatt kann in England ohne Annoncen existiren, gerade wie es in Frankreich eine Zeit gab, wo jedes politische Blatt, um gelesen und verbreitet zu werden, sich genöthigt sah, zum Feuilleton seine Zuflucht zu nehmen. Das Feuilleton brachte die Politik in Cirkulation, schaffte Abonnenten für die jedesmalige Politik, die man beim Publikum in Aufnahme bringen wollte, und während man eigentlich nur den »juif errant« oder die »mystères de Paris« oder irgend einen andern Roman zu verschlingen glaubte, konnte man nicht umhin, die Politik eines Thiers oder Guizot mit zu verschlingen. Die Annonce in England ist das praktische Feuilleton, das, um die größte Oeffentlichkeit zu gewinnen, sich an die öffentlichen Organe der politischen Presse anschließen muß, aber nicht, um, wie in Frankreich, die Politik in Cirkulation zu bringen, sondern umgekehrt, um durch die Politik in Cirkulation gesezt zu werden. — Alle Anzeigen, welche diesen Weg der Oeffentlichkeit einschlugen, waren aber vom Staat besteuert, und diese Steuer betrug für jede Annonce, von welchem Umfange sie seyn mochte, einen Schilling sechs Pence. Bedenkt man nun, daß die Administrationskosten, die Controle rc. zu der bloßen Einrückungsgebühr geschlagen werden mußten, so begreift man, wie in einem englischen politischen Journal die kleinste Anzeige, das unbedeutendste Stellengesuch auf fünf Schillinge zu stehen kommen konnte. Die täglichen politischen Journale litten am meisten bei diesem System, weil alle Welt darauf bedacht war, auf jede mögliche Weise die Kosten einer Annonce auf dem Wege des Journalismus zu vermeiden. Da die Einrückungsgebühren in allen Journalen gleich hoch waren, so konnte es nicht fehlen, daß das Publikum dem Journal den Vorzug gab, das die größte Verbreitung hatte. Das Monopol, welches auf diese Weise für die Times geschaffen wurde, konnte sich nur durch die Steuer selbst aufrecht halten. Die Aufhebung der Steuer muß natürlich einen günstigen Einfluß auf alle Journale üben, die bisher bloß durch Parteiinteressen aufrecht gehalten wurden. Die Wohlfeilheit der Annonce macht es dem Anzeigenden möglich, sich an alle Journale zugleich zu wenden, während die Times ihrerseits genöthigt werden, entweder den Preis ihrer Anzeigen zu erhöhen, um den Andrang derselben zu mindern, oder den größten Theil derselben zurückzuweisen, um die Extrastempelgebühren zu ersparen. Die täglichen Blätter müssen nämlich nach den bisher bestehenden Gesezen außer den gewöhnlichen Stempelgebühren noch einen Penny extra für jedes Beiblatt bezahlen, sollte dieses Beiblatt auch weiter nichts als Annoncen enthalten.

Die Annonce ist im handelsthätigen England von größerer Wichtigkeit als in irgend einem Lande. Die Theilung der Arbeit einerseits hat die Geschäfte, Beschäftigungen und Dienstleistungen jeder Art so vervielfältigt, und die Concurrenz andererseits hat jedes einzelne Geschäft, jede besondere Dienstleistung, jede Specialität so vielfach gespalten, daß die Anzeige das einzige Bindungsmittel zwischen den tausendfach vervielfältigten und vervielfachten Dienstleistungen geworden ist. Um der Steuer zu entgehen, welche sie an den Staat zu bezahlen hatte, so bald sie sich in der Presse zeigte, hatte sie sich so zu sagen auf die Straße geworfen; sie hatte sich aller Mauern, aller Wände, aller Steine bemächtigt. Wo auch das Auge sich hinwandte, stellte sich ihm die Annonce in riesengroßen Lettern entgegen, und wo sie sich dem Auge nicht aufdringen konnte, wurde sie in der Form von kleinen Zetteln dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt. Wagen, Pferde und Menschen wurden förmlich umhüllt mit Annoncen und zogen in dieser Umhüllung durch die Straßen von London. Aber alle diese Anzeigen, sie mögen einhergefahren kommen oder getragen werden, sind an und für sich vorübergehender Natur; nur die Presse sichert ihr mit der Periodicität eine gewisse Stabilität. Die starke Steuer allein war Schuld, daß dieser Weg der Oeffentlichkeit so viel als möglich umgangen wurde. Die Abgabe auf alle Annoncen in der täglichen und periodischen Presse in ganz Britannien brachte dem Staate nicht über 178,000 Pfund Sterling jährlich ein, so daß nach dieser Berechnung die Anzahl sämmtlicher in die verschiedenen Journale jährlich eingerückten Annoncen nicht über zwei Millionen betragen konnte. In Amerika, wo diese Steuer nicht besteht, zählt man jährlich über eilf Millionen. So ist leicht vorauszusehen, welchen Aufschwung die Annonce sowohl als die Presse durch die Beseitigung dieser Steuer nehmen muß. Den wohlthätigsten Einfluß aber muß die Beseitigung dieser

Steuer auf den Buchhandel und die Literatur im Allgemeinen üben, da die kleinste Anzeige eines neuen Buches derselben Steuer unterworfen war. Nun ist aber, wie in jedem andern Lande, so besonders in England, die Anzeige in den Journalen das einzige Mittel zur Bekanntmachung und Verbreitung jeder neuen literarischen Erscheinung. Die Kosten, welche dieser Weg der Oeffentlichkeit verursachte, wurden natürlich zu den Kosten des Buches selbst geschlagen und erhöhten den Preis desselben über Gebühr, während der Absatz im selben Maße beschränkt wurde. Indem der Fiscus auf diese Weise der Literatur feindlich entgegentrat, und die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse dadurch verhinderte, daß er der großen Masse nur gegen schweres Geld den Zutritt zu denselben gestattete, nahm er indirekt die Form der Censur an, weßhalb denn auch diese Steuer zu denen gehört, die unter dem Namen von taxes upon knowledge laufen. Direkt tritt der Fiscus als Censur in der Taxe auf, welche auf solchen Blättern oder Schriften lastet, die Neuigkeiten, Thatsachen, politische Ereignisse bringen oder besprechen. Wenigstens hatte diese Steuer ursprünglich keinen andern Zweck, als die im Jahre 1694 abgeschaffte Censur in England zu ersetzen. Ist diese Steuer nun auch bedeutend herabgesezt worden, so ist sie doch noch immer hoch genug, um die politische Presse in England theuer und der großen Masse unzugänglich zu machen. England ist aber das Land der billigen Produktion, das Land, das vorzugsweise für die Million fabricirt, in Literatur wie in Industrie. Es hat sich daher troz dieser Beschränkungen und gerade in Folge derselben eine Art von Literatur gebildet, die nur die Million im Auge hat und der Million solche literarische Produkte liefert, die wöchentlich für einen Penny verkauft werden. Diese sogenannte „wohlfeile Literatur" hat aber eine Papiertaxe zu zahlen, die ungemein schwer auf derselben lastet, und sie kann sich bloß durch den starken Absatz aufrecht halten. Nun ist aber dieser Absatz keineswegs im voraus bestimmt; die Pennyblätter haben keine festen Abonnenten, sondern der Verkauf ist jedesmal dem Zufall überlassen. Da nun aber alles Papier, unmittelbar bevor es zum Drucke übergeben wird, dieselbe Steuer zu zahlen hat, und diese Steuer für die nicht verkauften Nummern keineswegs zurückbezahlt wird, so begreift man, daß die wohlfeile Literatur sehr theure Makulatur fabriciren kann. Die Papiersteuer trägt dem Staate jährlich über neun Millionen ein, und wer am meisten bei dieser Steuer gewinnt, das ist, neben dem Staate, die alte Literatur, da nach einer besondern Clausel die ganze Steuer, welche für lateinische oder griechische Bücher bezahlt worden, zurückerstattet wird. Die Universitäten von Oxford und Cambridge genießen daher das Privilegium, billige Klassiker produciren zu können, während alle Bücher, die in englischer Sprache erscheinen, einer schweren Taxe unterworfen sind. Beinahe hätte ich die Bibeln und biblischen Schriften vergessen, denen ebenfalls alles an Steuern bezahlte Geld zurückgezahlt wird.

Um auf die Annoncensteuer zurückzukommen, so erleidet der Staat durch die Abschaffung derselben keineswegs einen Verlust. Die Anzeige in England steht in enger Verbindung mit der Post. Die meisten commerciellen Verhandlungen werden brieflich abgemacht, seitdem das Briefporto in England so ungemein billig und auf einen Penny für die entferntesten Provinzen reducirt ist. Jede Annonce besteht wesentlich in nichts als in einer Anfrage oder einem Anerbieten. Diese Anfrage oder dieses Anerbieten, statt in der Form eines Briefs an eine einzelne Person gerichtet zu seyn, wird in der Form einer Annonce an eine Unmasse von Personen gerichtet, deren Adresse unbekannt ist. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet erscheint die Anzeige als ein öffentlicher Brief, der an alle gerichtet ist, ein Brief, der eine Nachfrage oder ein Anerbieten erhält. Die natürliche Folge ist, daß jeder solcher öffentliche Brief von allen Seiten beantwortet wird, die auf denselben reflektiren. Es ist daher nichts seltenes, daß einer dieser öffentlichen Briefe zwei- bis fünfhundert Privatbriefe nach sich zieht, von eben so vielen Personen beantwortet wird, die der Nachfrage nachzukommen oder das Anerbieten anzunehmen bereit sind. Auf jede Annonce zählt man durchschnittlich zehn Briefe; es ist aber, wie gesagt, nichts seltenes, daß eine einzige Annonce, z. B. eine offene Stelle, die in den Times angekündigt ist, zu fünfhundert Briefen Veranlassung gibt, so daß der Anzeigende über zwei Pfund Sterling an Postages, die der Post bezahlt worden, vor sich liegen hat. Postages sind die kleine Papiermünze, die einem Penny entspricht und die an den Brief geheftet wird, um ihn franko durch die Post zu versenden. Man kann sich daher leicht vorstellen, welch ein reichliches Einkommen die Annoncen der Post sichern. Die Steuer, welche die kleinste Anzeige auf fünf Schillinge steigerte und daher die Anzahl der Annoncen selbst beschränkte, schmälerte auf diese Weise zugleich das Einkommen der Post. Fiscus und Post standen daher im umgekehrten Verhältniß zu einander. So viel als die Steuer auf die Anzeigen dem Staat auf der einen Seite einbrachte, so viel und vielleicht noch mehr verlor er auf der andern Seite, indem er durch diese Steuer die Anzahl der Annoncen und folglich das Einkommen der Post schmälerte. Durch die Beseitigung der Steuer erleidet der Staat nicht allein keinen Verlust, sondern es ist berechnet worden, daß durch die in Folge der Vermehrung der Annoncen herbeigeführte vermehrte Correspondenz die Bilanz zum Vortheil des Staates ausfallen wird.

Wie man weiß, wird mit der Literatursteuer beständig die Seifensteuer in Verbindung gebracht. Auf Seife lastet eine sehr schwere Abgabe in England und die philanthropischen Engländer konnten es nicht verschmerzen, daß sie jedesmal eine Abgabe zahlen sollten, wenn es sich darum handelte, Seele oder Körper, Leib oder Geist zu reinigen. Gleichzeitig mit der Beseitigung eines Theils der Literatursteuer ist daher auch die Aufhebung der Steuer auf Seife in Vorschlag gebracht worden, und da leztere Maßregel vom Ministerium selbst ausging, so steht es in sicherer Aussicht, daß dieselbe vom Parlament genehmigt werden wird.

Zur Orientirung in der schönen Literatur.

Vom modernen Epos.

Die Epische Dichtung im ursprünglichen, streng populären Sinn ist für jedes Volk nur so lange möglich, als der Glaube an seine Götter- und Heldensagen lebendig bleibt, weil mit dem Zerfall desselben die epische Magie, d. h. das in der Tradition des Volks lebende ideale Bild seiner Jugendgeschichte verloren geht. Alle spätere Dichtung wird des Kennzeichens unmittelbarer und unbewußter Volksursprünglichkeit, aber eben damit auch des specifischen Charakters entbehren, der das Epos im alten Sinn ausmacht und von epischer Kunstpoesie unterscheidet, eben so wie das Volkslied im engeren Sinn aufgehört hat, sobald Dichter von Profession sich desselben bemächtigt haben. Wir werden somit alle deutsche Poesie seit den Nibelungen mehr oder weniger der Kunstdichtung zuzählen müssen, so unkünstlerisch und roh sogar dieselbe in vielen Partieen sich ausnehmen mag. Denn seit dieser Zeit hat sie augenfällig den Schnitt des Handwerks und der Zunft, der Absicht und des bewußten Zweckes angenommen. Und wenn die zur epischen Gattung zählenden bedeutsameren Dichtungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auch das Streben nach gesunder und selbst derber Unmittelbarkeit der Volksnatur deutlich bekunden, so ist es eben die Absichtlichkeit dieses Bestrebens, was, in Verbindung mit dem Eindruck klassischer Schulbildung, politischer und religiöser Parteistellung, den die Autoren hervorbringen, ihre Produkte auf's bestimmteste von einem Erzeugniß unmittelbaren Volksinstinkts unterscheidet. Namen wie Fischart, Sebastian Brandt, Ulrich von Hutten ꝛc. werden das Gesagte genügend außer Zweifel setzen. Von Dichtungen entgegengesetzter Art, welche die Absicht der Form- und Sittenverfeinerung verrathen, muß dieß alles natürlich in noch höherem Grade gelten.

Der Eintritt unserer klassischen Literaturperiode im vorigen Jahrhundert ist für das Epos nicht eben sonderlich fruchtbar geworden, denn es waren die Ideen des Allgemeinmenschlichen in der Form der subjectiven Freiheit, die sie vorherrschend zu kultiviren berufen war, und ihr Begriff war ein zu weiter, als daß sie in die nationell-lokalen Grenzen, Figuren und Farben, deren das Epos besonders bedarf, sich hätte einschließen lassen. So sehr indessen die epischen Erzeugnisse dieser Periode gegen die große Fruchtbarkeit im Drama und der Lyrik in den Hintergrund treten mögen, so wirken doch Schöpfungen wie Voß's Louise einerseits, und andererseits in noch höherem Grade Goethes Hermann und Dorothea noch heute als unerreichte Muster auf die epische Hervorbringung.

Auch die romantische Schule hat in ihren Originalleistungen des eigentlich Epischen nicht viel gebracht; aber sie hat namentlich in der Ballade und Romanze, worin sie ausgezeichnet productiv war, Wurzeln geschlagen, welche für die spätere Ependichtung auf's fruchtbarste bestimmend geworden sind.

Mit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts war, besonders durch Anastasius Grün und Nicolaus Lenau, das moderne Epos bestimmt eingeleitet worden. Die Julivorgänge in Frankreich, so wie das Schicksal Polens hatten ihr wesentliches Theil beigetragen, der neuen Poesie ein Feuer einzuhauchen, das auch auf andern literarischen Gebieten, namentlich auf dem der Geschichtschreibung und Philosophie, zu wirken angefangen hatte, das Feuer national freiheitlicher Bestrebung. Von dieser Bestrebung ist sie noch heute überwiegend bedingt, und dieß ist es zumeist, was den unterscheidenden Charakter der modernen Ependichtung ausmacht. Indessen hat die Lyrik, und in ihr besonders die Species des politischen Freiheitsliedes, die neue epische Poesie mit reichem, vorübergehend selbst mit überwiegendem Gefolge begleitet bis um das Jahr 1848. Von hier an aber haben die epischen Produkte entschieden den Vorsprung gewonnen, nicht nur in so fern, als die Dichter ihre Hauptkräfte der Kultur dieser Gattung seitdem zugewendet haben, sondern auch darum, weil der Geschmack des Publikums vorzugsweise in ihr seine Befriedigung sucht. Wenn jedoch nicht zu verkennen ist, daß die epischen, epischlyrischen und idyllischen Produkte moderner Richtung von dem patriotischen Bestreben eingegeben sind, der Freiheit und Ehre des Volks zu dienen, seiner Anschauung und seinem Ton sich möglichst zu nähern, und wenn in ihrer Reihe manch glänzendes Gebilde, und selbst bei zweifelhafteren Schöpfungen manch treuer, tiefanschlagender Klang von Natur- und Geschichtswahrheit zu rühmen ist, so darf doch die Unparteilichkeit nicht verhehlen, daß sie mit ihrer Entfernung vom Inhalt des Classischen und Romantischen in den meisten Fällen auch von der Sorgfalt und geschlossenen Gediegenheit der Form, die die älteren Schulen auszeichnete, sich entfernt haben, und daß gerade ein solches dichterisches Meisterstück noch zu erwarten ist, das auf modernem Boden, wie etwa Hermann und Dorothea auf klassischem, der Anforderung entspräche, im höchsten Sinne künstlerisch populär zu seyn. Wir sagen auf modernem Boden, um dadurch ein weit hervorragendes episches Produkt aus dem vorigen Jahrzehent zu unterscheiden, daß, durch poetische Intension wie durch künstlerisch populäre Form gleich ausgezeichnet, dem Besten dieser Gattung zugezählt werden muß, das aber durch seine objective Haltung den gesellschaftlichen Tagesfragen gegenüber seine ganz eigenthümliche und unabhängige Stellung behauptet: Eduard Mörike's „Idylle vom Bodensee; Fischer Martin oder die Glockendiebe." Eben so wenig könnte Zedlitz's Waldfräulein zur modernen Dichtung zählen, ein Gedicht, das nach Stoff und Form

entschieden der romantischen Periode zuneigt. Viel näher sind Dichter wie G. Pfizer der modernen Färbung gerückt, dieser z. B. in Dichtungen wie Ezzelin, Salomos Nächte rc. und in entschiedenster Weise der die Schule Lenaus kräftig ausprägende Sänger des gewaltigen Zizka, Alfred Meißner.

Unter den neuesten, noch immer die Tageslektüre bildenden modern epischen Dichtungen steht Otto der Schütz von Gottfried Kinkel in erster Linie. Wohl ist der Held dieser Gesänge kein „Held aus dem Volke," und wohl bewegt sich ihr Verlauf nicht in den politischen und socialen Schlagwörtern des Tages, denn Fabel und Form repräsentiren die Zeiten des Ritterthums; aber die Gründe, aus welchen, und die Art, mit welcher der Dichter den Sohn des Landgrafen von Thüringen mit dem Vater brechen und ihn durch Knechtsdienste das Kleinod seiner Liebe erringen läßt, sind nichts anderes als der getreue Ausdruck des modernen Begriffs von persönlicher Freiheit, wie sie mit dem Bewußtseyn auf sich selbst ruhender Kraft gegen die Macht der Convenienz in die Schranken tritt. Wenn dieß nicht aus dem Gedicht selbst genugsam klar würde, so könnten wir's aus dem poetischen Nachwort des Dichters entnehmen, worin er von dem Gegenstande seiner Liebe singt:

„Es sang ein Mann des Rheins dieß Lied,
Dem Minne Lust und Leid beschied.
Ihm ward das Lied ein Leidvertreib:
Er minnet selbst ein hohes Weib;
Der eig'nen Herzens süße Sorgen
Hat er im schmucken Reim verborgen.
Die Hohe, die dieß Lied nicht nennt,
Er weiß, daß sie den Klang erkennt,
Den voll und klar aus Mannesbrust
Heraufrief ihrer Küsse Lust.
So spiegle denn in Ottos Glück
Die eig'ne Zukunft sich zurück,
Und lehr' uns diese Mähr' fortan:
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann."

Frisch und muthig, wie die heimathlichen Wellen des Rheins, dem das Gedicht nach Stoff und dichterischer Conception angehört, führt die gewandte, kraftvolle Sprache und der fließende Rhythmus mit seiner klangreichen Melodie den Gang des Geschehenden an uns vorüber, und erklärt die ungemein günstige Aufnahme, durch welche das Buch in so wenigen Jahren durch eilf Auflagen in Deutschland verbreitet worden.

Von ähnlichen Erfolgen gekrönt erscheint ein an Lebensjahren und öffentlichem Auftreten noch jüngerer Dichter, der in zwei verschiedenen Richtungen epischer Poesie äußerst wirksam sich ausgesprochen hat: Otto Roquette, der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" und „der Tag von St. Jakob." Es war vorherrschend das erstere Gedicht, das seinen jungen Ruhm begründete. Auf so freudlose und verbitternde Erfahrungen, wie das Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sie mit sich brachte, war es wohlthuend, einem poetischen Talente zu begegnen, das mit noch unergrimmtem und unverweintem Auge eine Welt des Frühlings, der Liebe und des Gesangs in jugendlicher Frische um sich erblühen sieht, und das die trüb sehenden Gemüther einladet, in den Chorus einer lebensmuthigen Burschenschaar einzustimmen, und mit ihr das schöne, gute Lenzesleben der Jugend trinkend, liebend und scherzend zu durchwandern. Dieser freudigen Lebensanschauung ist gewiß ein großer Theil des Eingangs zuzuschreiben, den Roquettes Waldmeister gefunden hat. Aber ein eben so großer Theil kommt auf Rechnung der überaus glücklichen Form, welche den jungen Dichter sein glückliches Talent treffen ließ. Der schöne Sinn, den Waldmeister mit der Rebenblüthe in einem Gedichte zu vermählen (wie wir die Verschwisterung dieser beiden duftigen Blüthengeister alljährlich im Maitrank zu feiern gewohnt sind) und das ganze Blumen-, Schmetterlings- und Käferheer als Dienertroß aufzubieten, wie er in Begleitung des Herrn auf seiner Brautfahrt durch Feld und Wald huscht, flüstert, duftet und kost, wie er dem Botanikus und seinem Gastwirth, dem Pastor, sammt Frau Ursula den nächtlichen Schabernak spielt, sodann die glühende Schaar der Weine, wie sie in purpurnem und goldenem Talar, wettstreitend um ihre Vortrefflichkeit, vor dem „König Feuerwein" (dem Rüdesheimer) und seinem Töchterlein (Prinzessin Rebenblüthe) ihre Referenz machen, das alles ist, gehoben durch die reizende Symbolik der Sprache, höchst geeignet, uns das Durchschwärmen einer Maiweinnacht in des Gartens blühendster Laube zu vergegenwärtigen.

Aus diesem phantastischen Wein- und Blumenleben fällt wie von selbst, die interessanteste Beleuchtung auf die tieferen Verhältnisse des Menschenlebens. Die gesunde Freiheit der Blüthennatur kann es nicht dulden, von dem Botanikus zu Zwecken wissenschaftlicher Grübelei in die Kapsel verschlossen zu seyn, eben so wenig als die der Freiheit des blühenden Frühlings parallel gehaltenen Studenten die Trübsichtigkeit. Beide rächen sich an ihrem Widerpart, die Blumen durch Erregung ungeheuern Niesens, die Studenten, deren Lustigkeit auch in dem Herzen der Frau Ursula so freudigen Anklang gefunden hatte, dadurch, daß sie am Hochzeitfeste Waldmeisters den melancholischen Pastor in des Tanzes tollste Reihen verlocken. Auch die liebselige Rebenblüthe kann es nicht ertragen, sich so glücklich und ein armes Winzerkind so liebesunglücklich zu wissen; sie bittet ihren Verlobten, Waldmeister, das Herz des wilden Jägers dem armen sehnenden Kinde in Liebe zuzuwenden. Die Philisterhaftigkeit, die scheelsehende Altklugheit und Jugendfeindlichkeit kann kaum einen treffenderen Schlag erleiden, als durch den gesunden, pikanten Humor dieses Gedichts geschehen ist.

Und so gewiß der Gedanke ein zeitgemäßer ist, Jugend und Lebensfreude gewähren zu lassen, wenn nur ihre Gesundheit ihr Daseyn berechtigt, so gewiß muß auch dieses Gedicht, das in seiner Weise die Forderung der Freiheit laut genug ausgesprochen hat, als ein modernes gelten. Wer möchte auch die Freudigkeit des Jugendmuthes beeinträchtigen, wenn sie in Klängen wie die folgenden ihre Wahrheit beurkundet!

„Noch ist die blühende goldene Zeit,
O du schöne Welt, wie bist du so weit!
Und so weit ist mein Herz, und so blau wie der Tag,
Wie die Lüfte, durchjubelt vom Lerchenschlag!

Ihr Fröhlichen, singt, weil das Leben noch mait:
Noch ist die schöne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Frei ist ist das Herz, und frei ist das Lied,
Und frei ist der Bursch, der die Welt durchzieht,
Und ein rosiger Kuß ist nicht minder frei,
So spröd und verschämt auch die Lippe sey.
Wo ein Lied erklingt, wo ein Kuß sich beut,
Da heißt's: noch ist blühende goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Ja im Herzen tief innen ist Alles daheim,
Der Freude Saaten, des Schmerzens Keim.
Drum frisch sey das Herz und lebendig der Sinn,
Dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!
Wir aber sind allzeit zu singen bereit:
Noch ist die blühende goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!"

Auf solchem Felde, auf dem Felde, wo gesunde Natur und gesunder Sinn für solche Natur blüht, ist Roquettes Muse in ihrer eigentlichsten Heimath.

Von dieser heitern Mährchendichtung hat er sich zu einem gewaltigen historischen Stoff gewendet, dem blutigen Opfertag der Schweizerfreiheit bei St. Jakob. Ein so jugendlicher Dichter unternimmt eine schwierige Arbeit, einen so eisernen, der Freude so fernabliegenden Gegenstand dichterisch zu behandeln, und die um Blüthen und Pokale flatternde Muse an die rauhen Klänge der Streitäxte und Panzerringe zu gewöhnen. Aber der poesiefreundliche Anklang des Volkslebens, insbesondere der Schweiz, ist dem Dichter als Drapirung trefflich zu statten gekommen, und er hat in einem Präludium, Alphornklänge, mit warmer Färbung einen geographischen und historischen Hintergrund abgebildet, von dem sich die blutigen Partien des Kampfes der Schweizer gegen das ihre Unabhängigkeit bedrohende kaiserliche Heer eindringlicher abheben. Wie begeisternd geht auch die schöne Schilderung der Alpnatur zu Herzen!

„Warst je du eine Nacht auf Alpenhöhn?
O riesengroß ist solch ein Nachtgebild!
In Luft und Tiefen ist's ein dumpf Getön,
Du hörst es, wie der Erde Athem quillt,
Der schlummernden, aus tiefstem Grund empor.
Die Nebeldünste siehst du dämmrig brauen,
Sie ziehn und wallen wie ein Geisterflor;
Du wähnst der Erde Riesentraum zu schauen.
Es ruhen die Gestirne groß und rein,
In tausend Welten blickst du hoch hinein.
Durch alle Tiefen und durch alle Höhn
Mit breiten Flügeln schwebt der Alpenföhn,
Beruhigt stimmt er hoch im Himmelssaal
Mit Geistern an den ew'gen Weltchoral.
Die Stunden fliehn, schon röthen sich die Firnen,
Der Morgenwind umschauert eisig kalt
Im Alpenglühn der Schneegebirge Stirnen.
Tief liegt der Nebel, der im Thale wallt,
Das Schreckhorn ragt in hehrer Majestät,
Im Purpur steht der Wetterhörner Glanz,
Des Finsteraarhorns schlanke Säule späht,
Ob schon die Jungfrau glüh' im Rosenkranz.
Wie stumme Götterbilder schau'n gereiht
Die hohen Alpenhäupter in den Morgen,
Unkundig jener Welt, die drunten weit
Und tief sich müht mit ihren kleinen Sorgen x."

Vor allem aber ist dem Dichter die ewigtreue Freundin der Poesie, die Liebe, zu Hülfe gekommen, mit welcher er die Herzen Valentins und Verena's seine Schlachtgesänge verklärend durchweben läßt, deren Sichsuchen und Sichentfliehen in der schönen Stelle geschildert ist:

„Wie zwei Magnete gehen hin selbander,
Die Pole umgekehrt — hier jezo ziehn
Sie mächtig sich, zu haften an einander,
Und eh' sie fassen sich, da plötzlich fliehn
Sie sich erschreckt, um dort das Spiel des Ziehens
Auf's neu zu spielen und des Sichentfliehens" x.

Der Schlußgesang, in welchem es über die Schweizer heißt:

„Gestorben alle! ruft der Prinz, gestorben
Für's Vaterland! für ihre Freiheit sezten
Den lezten Tropfen ihres Bluts sie dran —
Ein neu Thermopylä! — wer solches kann,
Ist groß! — und was hab' ich erworben?"

ferner der Schlachtbericht, worin der Dauphin nach Paris meldet:

„— — Wir haben zwar gesiegt;
Doch diesem Volk halt ich nicht länger Stand,
Denn solch ein Sieg ist eine Niederlage" x.

und an den Kaiser:

„— — — — Entsage,
Wo du mit eigner Macht nichts kannst erreichen;
Dieß Volk und seine Kraft hab' ich erkannt,
Und seiner Größe muß ich staunend weichen" x.

so wie des Dauphins Schreiben an die Eidgenossen:

„Genug des Bluts, ihr Männer, ist geflossen!
Ob unterlegen, habt ihr doch gesiegt.
Ich ehre eurer Söhne Heldentod,
Den tapfern Feind zu achten ist Gebot.
Den Siegeskranz wird euch die Nachwelt schenken.
Seyd wacker, daß die Kraft euch nicht versiegt.
Seyd ihr, wie ich, zum Friedensbund entschlossen,
Sezt einen Tag denn, daß wir ihn bedenken —" x.

gewähren einen kräftig wohlthuenden Vorausblick auf die unwandelbare Liebe und Treue zum Vaterland, womit das Volk der Hirten bis heute die Ehre seiner Unabhängigkeit so tapfer zu bewahren gewußt hat.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. 15. Mai 1853.

— I am sick, and capable of fears,
A widow, husbandless, subject to fears. —
O lord! my boy, my life, my all the world,
My widow-comfort, and my sorrow's cure!
Shakespeare.

Erfüllte Wünsche.

Eine Erzählung.

Wir klagen oft das Schicksal an, weil es unsere liebsten Wünsche nicht erfüllt, und doch ist es oft noch viel grausamer, indem es sie uns erfüllt. Es gibt Tausende, die dem Fluch eines erfüllten Lebenswunsches erlegen sind. Es ist, als wollte die Gottheit dem kindischen Menschenherzen die thörichten Wünsche verbieten, als wollte sie es darauf beschränken, in Demuth hinzunehmen, was die ewige, einzig hellsehende Weisheit als ihm heilsam erkannt; und doch werden die Herzen, auch die besten und frömmsten, wünschen, begehren und verlangen so lange sie schlagen. — Als einen Beleg hiefür wollen wir eine Geschichte mittheilen, die sich in einer uns bekannten Familie zugetragen hat.

I.

Der Vater.

Im Jagdschlosse zu Maiendorf herrschte große, ungewöhnliche Bewegung, da der Besitzer, Graf Otto von Cronberg, dort ein Fest gab, dessen Glanzpunkt für die eingeladenen Herrn in einer großartigen Treibjagd bestand. Seine Gemahlin, die Gräfin Violante, war ebenfalls zugegen mit mehreren Damen, denn am Abend, nach dem Schluß der Jagd, sollte ein kleiner Ball stattfinden. Am Vergnügen des Tanzes konnte sie freilich selbst keinen Theil nehmen, da sie in wenigen Monaten der Erfüllung des höchsten Wunsches einer jungen Frau entgegen sah. Sie war deßhalb auch nicht mit den andern Damen hinausgefahren, um der Jagd zuzusehen, sondern stand einsam, die Rückkehr derselben erwartend, an einem Fenster ihres Schlafgemachs.

Es waren traurige Gedanken, welche eben ihre sonst so heitere Stirn umwölkten. Vor wenigen Tagen war ihr Gesellschaftsfräulein, ein auffallend schönes und liebenswürdiges Mädchen, plötzlich spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen waren bis jetzt ohne den mindesten Erfolg geblieben. Da es nicht denkbar war, daß im Schlosse Cronberg, wo die gräfliche Familie wohnte, eine gewaltsame Entführung stattgefunden, denn bis spät in die Nacht waren alle Räume belebt, konnte die Gräfin nichts anderes als eine Flucht vermuthen, und dieser Gedanke kränkte sie tief. Sie hatte das junge Mädchen, obgleich es erst seit einem Jahr bei ihr gewesen, wirklich lieb gehabt. Natürlich dachte sie sich eine Liebesgeschichte als Veranlassung der Flucht, aber nicht die leiseste Vermuthung

konnte sie ergrübeln, wer wohl der schönen Felicitas so gefährlich geworden. Sie dachte mit wahrhaft mütterlicher Sorge an das Loos des verlassenen, elternlosen Mädchens und ihre Flucht war ein Wermuthtropfen in den vollen Becher ihres Glücks.

Violante war seit fünf Jahren die Gemahlin des Grafen Otto. Als er sie heimführte, hatten viele seine Wahl nicht begriffen, denn Violante war weder schön noch reich. Sie war von ungewöhnlicher Größe, aber schlank und ebenmäßig gebaut. So wie ihr Wuchs, erschienen auch ihre Augen, ihre Hand und ihr Fuß tadellos. Ihr größter Reiz war ihr Haar, das sie trotz ihrer Größe, wenn es aufgeflochten war, wie ein Mantel bis zu den Füßen umwallte. Der Ausdruck ihrer lichtbraunen Augen war von unbeschreiblicher Sanftmuth, und wenn auch niemand ihr schmales bleiches Gesicht schön fand, so konnte doch eben so wenig jemand es unschön nennen, und ihre ganze Erscheinung machte den Eindruck einer vollkommen harmonischen, ja einer edlen und ausgezeichneten Persönlichkeit. Graf Otto hingegen war ein auffallend schöner Mann und er hatte als solcher eine Art von Berühmtheit erlangt. Dabei war er eine durchaus vornehme, ritterliche Natur, tapfer, elegant in allem was von ihm ausging, verschwiegen, zuverlässig in jeder Beziehung und von den angenehmsten Formen im Umgang. Violante konnte in der That sich eines seltenen Glücks rühmen. Während ihrer fünfjährigen Ehe war sein Benehmen gegen sie nicht einen Augenblick vom Pfade abgewichen, den es am ersten Tage gegen sie eingehalten. Und da sie den Mann wirklich liebte und sein äußeres Verhalten ihr gegenüber nur der Ausdruck seiner innern Gefühle war, genoß sie mit Dankbarkeit ihr seltenes und tief erkanntes Glück. Durch die Geburt eines Kindes sollte diesem Glück nun die Krone aufgesetzt werden. Beide hatten bis jetzt den Himmel vergeblich um einen Erben angefleht. Da Graf Otto Majoratsherr war und sein einziger Bruder unvermählt, so wurde um der großen Güter willen, die dem Kinde, wenn es ein Sohn war, zufallen sollten, seine Ankunft vom Vater mit doppelter Sehnsucht erwartet.

Das Paar hatte bisher meistens in der Stadt gewohnt, jetzt aber, da Graf Otto ein volles Familienglück vor sich sah, war er entschlossen seine Zeit auf seinen Gütern zuzubringen und seine ganze Sorge der Verbesserung derselben, so wie dem Wohl seiner Bauern zuzuwenden, die zur Zeit der hier erzählten Ereignisse noch ganz abhängig von ihrem Gutsherrn waren. Violante freute sich herzlich über diese Aussicht, obgleich sie als eine begabte und ungewöhnlich gebildete Frau dadurch jede Aussicht verlor in der Welt zu glänzen. Aber ihr etwas eifersüchtiges Herz jubelte bei dem Gedanken, den Gegenstand seiner leidenschaftlichen Liebe nun allein und ungetheilt zu besitzen. Sie war geistig bedeutender als ihr Gemahl, aber sie selbst war die einzige, welche keine Ahnung davon hatte; ihr überlegener Verstand beugte sich in weiblicher Hingebung stets vor dem seinigen und ordnete sich ihm bei jeder Gelegenheit unter.

Es ist häufig, daß Frauen in glücklicher Ehe ihre Originalität, ja sogar ihre geistige Individualität verlieren, indem sie unbewußt den früher so sicher betretenen Pfad des eigenen Urtheils verlassen, um nur noch dem Geiste des Mannes zu folgen. Bei Violante ging diese unbewußte Fügsamkeit so weit, daß sie ihren Geist herabdrückte, um den des Grafen nicht zu überflügeln, daß sie treffende Einfälle und Bemerkungen nicht aussprach, um die Aufmerksamkeit nicht von ihm ab auf sich selbst zu lenken, kurz, daß sie sich klein machte, um seinem Ansehen nicht Eintrag zu thun. Davon wußte sie aber selbst nichts. Ihr Herz gab und gab fortwährend und glaubte immer nur zu empfangen. Nicht als ob Graf Otto unbedeutend gewesen wäre; niemand hatte dieß noch gefunden; er war klug genug, aber auch nicht klüger als nöthig ist, um vollkommen liebenswürdig zu seyn. Er gehörte zu den Glücklichen, bei denen die Tiefe des Geistes nie zum Abgrund wird, der sie von der übrigen Welt trennt.

Vor den Fenstern, an deren einem die Gräfin stand, befand sich die Fasanerie des Schlosses. Man hatte über dem festlichen Tumult vergessen, die Thiere, wie gewöhnlich um diese Stunde, in ihren Behälter einzuschließen, und die schlanken, schillernden Vögel lustwandelten langsam im kleinen Hofraume, der ihnen angewiesen war, und aus dem ein enges Pförtchen unmittelbar in den Wald führte, dessen hohe Wipfel über die Mauern nickten. Violante dachte eben daran, zu den Vögeln hinabzugehen und ihnen selbst ihren Käfig zu öffnen, da sie wußte, daß die ganze Dienerschaft im Hauptflügel beschäftigt war, um die Tafel zum Empfang der rückkehrenden Gäste zu decken, als plötzlich die kleine Thüre im Fasanenhof von außen geöffnet wurde und sie ihres Mannes Windspiel hereinspringen sah. Da diese Thüre beinahe nie gebraucht wurde und die Gräfin wußte, daß der Verwalter immer den Schlüssel bei sich trug, so blickte sie neugierig hinab nach der offenen Thüre, wer dem Hunde wohl folgen werde. Ein paar Secunden vergingen, dann drängten sich zwei Männer mühsam durch die Thüre, noch zwei folgten. Die Gräfin sah, daß die Vier eine Last trugen, aber sie erkannte nicht, was es war, doch schien es ihr eine grauenhafte Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt zu haben.

Eine furchtbare Angst überkam sie, sie verließ das Zimmer, sie eilte über den Corridor; aber als sie schon die obere Stufe der Treppe betreten, an deren Fuß sie das Geräusch mühsam heraufsteigender Tritte vernahm, erinnerte sie sich daran, wie sehr es jetzt ihre Pflicht sey, jede Gemüthsbewegung zu vermeiden, kehrte deßhalb langsam und zitternd in ihr Zimmer zurück und setzte sich mit gefalteten Händen. Sie hörte die

Männer mit ihrer Last oben ankommen, die schweren Schritte kamen immer näher — sie blieben vor ihrem Zimmer stehen — jetzt wurde die Thüre geöffnet und sie traten ein, aber bei der herrschenden Dämmerung erblickte keiner die Gräfin in ihrer Ecke.

„Auf das Bett müssen wir ihn legen," sagte nun der Verwalter, der zuletzt eingetreten war, und nachdem die Vier ihre Last dort niedergelegt, sagte er weiter: „Nun rasch Licht! der Wundarzt muß bald da seyn, Jacques ist auf dem Veloce fort, ihn zu holen." — Jacques war der Leibjäger des Grafen, Veloce das Pferd, auf dem ihr Gemahl heute fortgeritten. Das alles hörte Violante, und ihr Herz schlug, als wolle es ihre Brust zersprengen, aber sie vermochte keinen Laut hervorzubringen, kein Glied zu regen. Stumm und starr wie eine Bildsäule saß sie da.

Endlich brachte man Licht; die Gräfin, die noch immer von niemand bemerkt war, sah nun beim Scheine des Armleuchters, daß auf dem Bett eine leblose Männergestalt, in einen Mantel gehüllt, lag. Das Gesicht konnte sie nicht sehen, denn der Verwalter stand vor dem Bett und beugte sich über den Ohnmächtigen. Nach einer Weile sagte er traurig: „Kaum daß ich noch den Athem spüre, nur ein leises Zucken verräth, daß noch Leben da ist." Dann trat er zurück, und Violante sah nun das todtenähnliche Gesicht des Verwundeten. Im ersten Augenblick erkannte sie es nicht, dann aber nur zu wohl — es war ihr Gemahl.

Die Gräfin schrie nicht auf, nicht einmal leise jammerte sie, aber wie im Traume erhob sie sich und ging mit wankenden Schritten nach dem Bette. Als die Männer die große Frauengestalt plötzlich zwischen sich auftauchen sahen, riefen sie auf's höchste erschrocken: die Gräfin! Sie aber kniete vor das Bett, nahm die kalte herabhängende Hand ihres Mannes zwischen ihre beiden Hände und legte ihr Antlitz darauf; dann blieb sie eine Weile regungslos. — Niemand wagte zu sprechen, Todtenstille herrschte im Zimmer. Dann erhob sich die Gräfin und blickte mit starren Zügen die Umstehenden, einen nach dem andern an.

„Sagt mir, was geschehen ist, was zu thun möglich ist?" — Der Verwalter nahm das Wort: „Die Jagd war schon zu Ende, der Herr Graf ritten dem Schlosse zu, die übrige Gesellschaft war noch weit zurück. Da wollte es das Unglück, daß Graf Eberhard mit seinen neuen Füchsen an ihm vorüber fuhr. Er lud unsern Herrn Grafen ein, sich zu ihm zu setzen und sein Pferd dem Reitknecht zu geben. Da der Herr Graf müde war, nahm er es an. Ich war mit dem Wagen, in dem wir die Erfrischungen hingefahren hatten, in kleiner Entfernung dem Herrn gefolgt, und sah, wie er sich zu seinem Bruder setzte, und weil die Pferde sehr wild waren und dieser sie nicht bändigen konnte, ihm die Zügel abnahm und selbst fuhr. Aber die Pferde wurden immer unruhiger und gingen zuletzt trotz allen Bemühungen unsers Herrn durch. Graf Eberhard und die beiden Bedienten sprangen nun vom Wagen, der Graf aber blieb sitzen, und weit zurückgelegt suchte er mit aller Kraft die wilden Thiere zurückzureißen; es half aber alles nichts. Noch waren sie bisher auf dem Wege geblieben, und so lange ging alles gut; nun rannten sie aber seitwärts in den Wald und wir sahen nichts mehr. — Als wir hinzukamen, lag der zerschmetterte Wagen zwischen den Bäumen, die Pferde standen still, weil sie nicht weiter konnten. Den Grafen sahen wir Anfangs gar nicht, dann fanden wir ihn unter dem Wagen. Als wir ihn aufhoben, sah er uns an und sagte leise: „Bringt mich nach dem Schloß, aber nicht durch's Hauptthor, damit die Gräfin mich nicht sieht." Dann schloß er wieder die Augen und wurde von neuem ohnmächtig. Wir legten ihn in den Wagen, in dem ich gesessen, und fuhren langsam bis hieher an die kleine Pforte, zu der ich den Schlüssel bei mir trug. Ich wußte nicht, daß die Frau Gräfin heute in diesem Zimmer sey."

Graf Eberhard trat athemlos herein, hinter ihm kam der Wundarzt. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht. Graf Otto war schon wieder bei voller Besinnung, das sah man, obgleich er noch nicht gesprochen; nur zuweilen drückte er Violantes Hand, die noch immer neben seinem Lager kniete. Endlich erhob er sein Haupt ein wenig und verlangte, daß alle das Zimmer verlassen sollten, bis auf die Gräfin, seinen Bruder Eberhard und den Wundarzt. Als sein Wille geschehen, sagte er mit klarer Stimme: „Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, ich empfinde einen Schmerz in der Seite, den ich nicht mehr lange ertragen kann. Was ist das, Doktor? ohne Umschweife!" — „Eine Lungenverletzung, die —" — „Stille, stille! ich weiß genug! Laßt mich die mir karg zugemessene Zeit benützen" — er ergriff beide Hände seiner Frau — „um dir, meine geliebte Violante, für deine Treue und unaussprechliche Güte zu danken, und dich bei der Erinnerung daran zu beschwören, dich für unser Kind zu erhalten. Der Gedanke an dieses Kind ist der einzige Trost meiner letzten Stunde, weil eine Ahnung mir sagt, daß es ein Sohn seyn wird, ein Sohn, der das Haus seiner Väter erben und meinen alten Namen fortpflanzen soll. Auch du, Violante, denke an dieses kommende Geschenk des Himmels, denke mehr daran als an den Verlust, den du jetzt erleidest! Sprich ihm von mir und erziehe ihn nach deinen Grundsätzen, trenne dich nicht früher von ihm, als bis er erwachsen ist. — Dich, mein Bruder, ernenne ich zu des Kindes Vormund. Wache über seine Mutter und verwalte sein Vermögen zu seinem Besten. Ich werde dir Neu-Cronfeld als Wohnsitz anweisen, damit Violante auf dem alten Schloß wohnen bleiben kann. Mein Sohn kann dann später in meinen Gemächern hausen. — Schickt mir die Gerichtsleute, damit ich alles ordne, ich habe

wohl noch ein paar Stunden Zeit. Lebe wohl, meine Violante!"

Die Gräfin rührte sich nicht. Sie kniete vor dem Bette, ihre eiskalte Stirne ruhte auf seiner Hand und nur ein krampfhaftes Schluchzen deutete an, daß sie nicht ohnmächtig sey. Graf Otto winkte dem Arzt und dieser hob sie sanft auf. Sie weigerte sich nicht, sie ließ sich von ihm fortführen, aber an der Thüre blieb sie stehen, wandte den Kopf noch einmal nach ihrem Manne, der ihr nachblickte, und den Ton der Stimme, mit welchem sie „Otto" rief, konnte der Wundarzt in seinem Leben nicht vergessen.

Als er sie über den Corridor brachte, hörte er im Saale Instrumente stimmen. Die Musikanten, die man zum Balle bestellt, und die zuerst bei der Tafel spielen sollten, waren während der allgemeinen Verwirrung in den Saal gelangt, wo schon die Tafel gedeckt und alle Lichter angezündet waren. Sie standen, der Gäste gewärtig, hinter ihren Notenpulten und stimmten ihre Geigen, als der Arzt zu ihnen trat und sie anwies zum Verwalter hinab zu gehen, der sie befriedigte und nach Hause schickte.

Die arme Violante lag in ihrem Zimmer auf den Knieen, als der Arzt kam, sie abzuholen. Der Graf hatte ihren Namen gerufen; als sie aber hinüber kam, war sie bereits eine Wittwe.

Drei Monate darauf war sie wirklich die Mutter eines Sohnes, und wunderbarerweise eines blühenden, gesunden Sohnes, obgleich ihre Gesundheit zerrüttet war und blieb. Die Aerzte versicherten ihr Leben immer nur auf ein paar Monate hinaus, und wer sie sah, war derselben Meinung. Das Kind wurde in der Taufe nach dem ausgesprochenen Wunsche seines Vaters Gaston genannt. Seine Mutter wollte jetzt schon eine Aehnlichkeit zwischen Vater und Kind entdecken, Graf Eberhard fand gerade das Gegentheil.

II.

Graf Eberhard.

Graf Eberhard war, wie schon erwähnt, der einzige Bruder des verstorbenen Majoratsherrn. Wenn er ihn auch vielleicht an Geist überragte, so stand er ihm an Charakter und Gemüth bei weitem nach. Otto war ein durchaus ritterlicher Mann gewesen; das konnte man von seinem Bruder vielleicht auch sagen, aber in der schlimmeren Bedeutung des Worts. Keine noble Passion war ihm fremd. Er war ein leidenschaftlicher Spieler, seine Abenteuer mit Frauen waren in aller Mund, und die tollen Streiche, die er im Champagnerrausch verübt, ließen sich gar nicht alle erzählen. Sein Aeußeres — er war weit eher häßlich als hübsch — hatte ihm bei seinen Eroberungen nie geschadet. Frauen legen ja im Ganzen wenig Werth auf Männerschönheit; auf was sie eigentlich Werth bei der Wahl ihres Herzens legen, ist schwer zu sagen, da die Legion der sogenannten „Gefährlichen" aus so ganz verschiedenen Sorten besteht. Nur eines kann man sicher behaupten, daß nämlich die Männer die glücklichsten sind, die Frauenliebe am wenigsten verdienen, die egoistischen, die kältesten Herzen unter ihnen. Das alte Gleichniß von der Epheunatur der Frauen muß doch richtig seyn; sie schmiegen sich am liebsten an Steine an und entfalten sich am reichsten in einer kalten, sonnenlosen Atmosphäre.

Violante hatte, wie die meisten besseren Frauen, einen tiefen Widerwillen vor „Helden" dieser Gattung, und ihrem Schwager gegenüber war diese Abneigung vom ersten Augenblick an sehr heftig gewesen, obgleich er nach seiner gewöhnlichen Weise kein Mittel unversucht gelassen, auch dieses Frauenherz zur Bewunderung seiner Liebenswürdigkeit zu zwingen; ja er hatte es im Anfang so stark getrieben, daß seines Bruders leicht erregbare Eifersucht schon Flamme fing und nur Violantes schlecht verhehlter Widerwillen ihren Gemahl beruhigen konnte. Jetzt machte Eberhard keine ähnlichen Versuche mehr, er kannte die Abneigung seiner Schwägerin, aber er schrieb sie einer ganz falschen Ursache zu. Die Rente, die er als jüngerer Sohn bezogen, bildete ein sehr anständiges Einkommen, aber Eberhard befand sich beständig in Geldverlegenheiten, und zuweilen waren diese Schulden der Art, daß sie seinem reichsgräflichen Namen einen kleinen Flecken anzuhängen drohten. In diesen Verlegenheiten war ihm dann immer nichts übrig geblieben, als sich an seinen Bruder zu wenden, der ihn auch jedesmal mit unermüdlicher Nachsicht daraus befreit hatte. Diesen pecuniären Umständen, glaubte nun Eberhard, entspringe allein die Abneigung seiner Schwägerin gegen ihn. Er that ihr das bitterste Unrecht. Erstens hatte sie meist nichts davon erfahren, und zweitens kümmerte sie sich, so lange ihr Mann lebte, um nichts als um sein Glück. Er hätte seine ganze Grafschaft weggeben mögen, wäre er selbst dabei heiter und zufrieden geblieben, sie hätte sich deßhalb nicht bekümmert.

Seit dem Tode ihres Gemahls war freilich das Verhältniß ein anderes geworden. Als Mitvormünderin ihres Sohnes beobachtete sie oft mit etwas mißtrauischen Blicken den ungewöhnlichen Luxus ihres Schwagers; aber ihr erster Beamter, der alte Kammerrath Goldfuß, versicherte sie, Eberhard könne kraft der getroffenen Verfügungen keine Schulden auf ihres Sohnes Güter machen. Das genügte ihr, denn obgleich Otto auf seinem Sterbebett um der Vormundschaft willen seines Bruders Einkommen bedeutend vergrößert hatte, so lag ihr nichts daran, wenn er unter verschiedenen Vorwänden, wie er sie bei seiner unbeschränkten Vollmacht leicht finden mußte, sich sein Einkommen noch vergrößerte.

Die Familie wohnte so, wie Otto es bestimmt, Violante mit ihrem Sohne auf dem alten Stammschlosse, Eberhard auf dem nur eine Stunde davon entfernten Jagdschlosse Neu-Cronberg. Dort ging es glänzend her. Eine wohleingeübte Kapelle, ein Marstall, eine Falknerei, eine Meute, ja sogar ein Liebhabertheater, das immer zuströmende Gäste neu rekrutirten, eine zahlreiche Dienerschaft, die in der elegantesten Livree durch die dekorirten Gänge des Schlosses schwärmte, brachten dort das geräuschvollste Leben hervor. Graf Eberhards lange, hagere, aber biegsame Gestalt bewegte sich gewandt unter allen diesen zur Verherrlichung seines Lebens versammelten Elementen.

Seit dem Tode seines Bruders waren siebzehn Jahre verflossen und er zählte jetzt achtundvierzig Jahre, machte aber noch immer einen jugendlichen Eindruck. Dieß lag jedoch mehr in seinem sorglosen Benehmen und in seiner sorgfältigen Toilette, als in seinen Zügen, die verwittert und alt genug aussahen. Seine hohe, tiefgefurchte Stirn, seine schmalen, klugen grauen Augen, seine spitze feine Nase paßten nicht besonders zu den aufgeworfenen Lippen mit dem runden Kinn, dem sichern Zeichen des Materialismus.

Alle Tage um vier Uhr war große Tafel bei ihm, und an Gästen konnte es nicht fehlen, wo ein vornehmer Wirth, ein guter Koch und ein wohlbesetzter Keller zu finden waren. — Heute aber hatte Graf Eberhard noch ganz besondere Anstalten getroffen. Seine Schwägerin hatte ihm die seltene Ehre zugesagt, bei ihm zu speisen. Aber es hatte schon vier geschlagen und sie war noch nicht da. Die Gäste waren im Gartensaal, der an den Speisesaal grenzte, versammelt und in ungeduldiger Erwartung ging der Hausherr von Fenster zu Fenster, um nach dem Wagen Violantes zu spähen. Da sie die Trauer um ihren Gemahl nicht wieder abgelegt, so hatte sich Eberhard heute aus feiner Aufmerksamkeit auch ganz schwarz gekleidet; das kleine weiße Johanniterkreuz auf seinem Kleide war sein einziger Schmuck. — Endlich kam Violante mit ihrem Sohne angefahren, dieselbe Violante, die, trotz dem toddrohenden Ausspruch der Aerzte vor siebzehn Jahren, noch immer lebte; freilich ein trauriges Treibhausleben, nur erhalten durch die größte Schonung. Aber dieses Leben war dennoch für ihren Sohn unschätzbar.

Als sie mit ihm die Treppe vor dem Schlosse hinaufstieg, er, der schöne, kräftige Jüngling, sie, die zarte, schwache, blasse Gestalt, da war es rührend anzusehen, mit welcher Liebe und Sorgfalt er sie stützte und führte und mit welcher sanften Ergebenheit und Selbstverleugnung sie ihre Füße zu kräftigerem Ausschreiten zwingen zu wollen schien. — Eberhard ging ihr entgegen und wollte ihren Arm aus dem ihres Sohnes lösen, um sie selbst in den Saal zu führen, aber Gaston gab das nicht zu. — „Lassen Sie mir die Mutter, Onkel, ich bin gewöhnt sie zu führen und bilde mir ein, ich könnte es am besten.“ — Violante sagte nichts, aber sie drückte leise mit ihrer Hand auf den Arm ihres Sohnes.

„Sie müssen verzeihen, daß wir nicht zu rechter Zeit hier eingetroffen sind,“ sagte Violante zum Hausherrn, während sich alles um die Tafel reihte; „aber wir hatten ein Fest im Schlosse — Marie wurde heute confirmirt.“ — „Welche Marie?“ — „Wie Sie fragen können! Ich habe ja keine andere Marie als meine kleine Pflegetochter.“ — „Ach ja — der Findling!“ — „Ja wohl, der arme Findling!“ — Violante betonte besonders das Wort „arm,“ weil sie ihrem Schwager dadurch zu verstehen geben wollte, daß sie das, was er als eine Schmach anzusehen geneigt war, nur als ein großes Unglück betrachtete. Eberhard schien aber diese seine Zurechtweisung nicht bemerken zu wollen, denn er sagte in leichtfertigem Tone: „Solche Aufnahme, wie Sie dem Kinde in Ihrem Hause und in Ihrem Herzen gewährt, ist wohl noch selten einem Findling in einer vornehmen Familie geworden. Sie wird ja bei Ihnen gerade wie eine Tochter behandelt.“ — „Und bin ich nicht reichlich dafür belohnt worden?“ erwiederte Violante mit etwas krankhafter Gereiztheit. „Ist sie nicht ein gutes, sanftes Kind, das Gastons liebste Gespielin war? Wie meine Tochter halte ich sie aber nicht: ich werde sie nie in ein anderes Haus mitnehmen.“ — „Das werden Sie nicht thun, weil Sie fürchten, daß andere Menschen dem Kinde seine Herkunft würden entgelten lassen.“ — „Seine Herkunft! Wer kennt sie denn?“ — Eberhard lächelte boshaft. „Wenn man auch sagt, daß der beste Ruf einer Frau sey, wenn man gar nichts von ihr wisse, so möchte man doch zu weit gehen, wenn man dieß bis auf ihre Geburt erstrecken wollte.“

Violantes bleiches Gesicht wurde roth, wie immer, wenn sie etwas bewegte, und sie sagte nur kurz: „Wir wollen über diesen Punkt den so oft geführten Streit nicht wiederholen. Das können Sie mir doch nicht absprechen, daß Maria jedem Salon, den sie betritt, zur Zierde gereichen wird.“ — „Leider!“ — „Warum leider“?“ — „Weil es nicht gut ist, daß unser Gaston, der ohnedem schon die Kinderschuhe ganz abgestreift hat, noch immer mit einem so hübschen Mädchen zusammen ist. Hat meine sonst so kluge Frau Schwägerin nie an diese Gefahr gedacht?“

Erschrocken blickte Violante in Eberhards spöttische Augen. „Nein, daran habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht, aber ich danke Ihnen für Ihre Warnung, obgleich sie jetzt wohl noch zu früh kommt. Gaston denkt an dergleichen noch nicht; er ist ja erst siebzehn Jahre alt, noch ein Kind!“ — „Byrons Don Juan war mit fünfzehn Jahren kein Kind mehr.“ — Violantes wachsbleiches Gesicht wurde auch jetzt mit Purpur überzogen, aber aus einer andern Ursache als vorhin. Obgleich eine Frau von vierzig Jahren, hatte sie dennoch die

Reinheit der Seele sich bewahrt, die Männer wie Eberhard nur mit der Unwissenheit der Jungfrau, die sie dann Unschuld nennen, vereinbar glauben.

Die Gräfin wandte sich jezt zu ihrem andern Nachbar, den sie sich als solchen von ihrem Schwager besonders ausgebeten, weil sie über einige Geschäftssachen mit ihm zu reden hatte, und das lieber bei dieser Gelegenheit als in ihrem Zimmer erledigte, wo er durch seine nie endende Redseligkeit sie oft ganz nervenschwach machte. Dieser Mann war ein getaufter Jude, aber die blonde Perrücke, so wie eine gewisse Bonhommie trugen dazu bei, den scharfen, charakteristischen Ausdruck seiner orientalischen Physiognomie zu mildern. Es liefen über ihn nur zweierlei Meinungen um, eine sehr gute und eine sehr schlechte. Violante theilte die erste und hielt Herrn Goldfuß für einen durchaus zuverlässigen und durchaus redlichen Mann. Das einzige, was sie zuweilen an ihm stutzig machte, war seine grenzenlose Ergebenheit für ihren Schwager, aber sie entschuldigte das mit dem natürlichen Grunde seines dienstlichen untergeordneten Verhältnisses zu ihm, so lange er Vormund ihres Sohnes und dadurch unumschränkter Herr der Güter war.

Außer ihm waren noch der Amtmann und seine Gattin, zwei Damen aus einem benachbarten Stift, ein paar gräfliche Lieutenants auf Urlaub, nahe Verwandte des Hausherrn, der Stallmeister und neben ihm ein Herr an der Tafel, der in seiner äußern Erscheinung etwas besonders Eigenthümliches zur Schau trug. Er vereinigte in seiner Person die beiden entferntesten Extreme: halb sah er aus wie ein Candidat der Theologie, halb wie ein Demokrat. Er trug eine Brille, aber langes wallendes Haupthaar, einen schwarzen Frack mit sehr langen Schößen nach der Mode der damaligen Zeit, aber anstatt der hohen Cravatte ein leicht umschlungenes schwarzes Seidentuch, und anstatt des üblichen stehenden Hemdkragens einen umgeschlagenen. Seine Gestalt war auffallend groß, eckig und steif, aber sein Kopf war eigentlich schön und seine Züge recht regelmäßig, was indessen die wenigsten bemerkten, weil seine ganze Erscheinung etwas durchaus unharmonisches hatte. Er hieß Doktor Emanuel Kerkholz und war der Erzieher des jungen Grafen Gaston, nebenbei Dichter und Recensent für ein großes norddeutsches Journal. Seine Kritiken waren der Schrecken aller jungen Poeten, derjenigen, die man den hoffnungsvollen Nachwuchs nennt, von dem aber so wenige, trotz langen und üppigen Blühens, bis zur Fruchtreife gedeihen. Er gehörte zu den entsetzlichen Leuten, die nie ein unbedingtes Lob ertheilen, aber eben darum der Menge imponiren, weil diese Menge nie „bedingt“ ist, immer nur für oder gegen Partei nimmt, freilich die blinde genannt wird, aber doch mit ihrem blinden »ou tout ou rien« weniger irrt als so manche jener lauen Besserwisser, die sich „vom Fach“ und „Sachverständige“ nennen. — Gräfin Violante hatte dem Doktor Kerkholz wegen seiner vielseitigen Kenntnisse vor den übrigen Bewerbern den Vorzug gegeben, obgleich ihr seine Persönlichkeit ganz besonders unangenehm war und seyn mußte; aber es gab nichts, was sie nicht ihrem Kind zu Liebe überwand.

Als das Dessert aufgetragen war, bat die Gräfin ihren Schwager ihr zu gestatten, daß sie sich leise entferne, um die übrige Gesellschaft nicht zu stören. Er ließ es sich natürlich nicht nehmen, sie bis an ihren Wagen zu begleiten, kehrte aber dann an die Tafel zurück, wo die übrigen wieder Platz genommen, nachdem sie sich nur erhoben hatten, um die weggehende Gräfin zu grüßen, und die Unterhaltung, die bisher in etwas gedämpftem Ton geführt worden, wurde jezt laut und lustig.

Am Südfuße der Alpen.

(s. Nr. 16.)

III.

In dem Wirths- und Posthause zu Cavaglia ging es sehr lebhaft her; das grelle Licht einer Laterne, welches den Hof und die um denselben laufende Galerie beleuchtete, ließ mich in dem ersteren mehrere kleine Wagen mit Kisten und Kasten, auf der andern das geschäftige Treiben des Gesindes gewahren, das Bettzeug, Waschbecken und Wasserflaschen zurecht trug, während unter der Stallthüre der Eigenthümer eines Maulthiers und der Hausknecht sich wegen Quantität und Qualität des verabreichten Futters eben nicht in der höflichsten Weise unterhielten. In der niedrigen, aber sehr geräumigen Gaststube, in welcher eine auf dem Kaminsims stehende zweiarmige Lampe hinreichendes Licht verbreitete, saßen zehn bis zwölf Gäste, theils einzeln, theils in Gruppen an verschiedenen größeren und kleineren Tischen, da sich lebhaft unterhaltend, dort emsig mit dem Abendmahle beschäftigt. Der Wirth bewillkommte mich weit artiger, als ich es Angesichts des überfüllten Hauses erwarten konnte, vermochte sich aber doch der in die höflichste Form gekleideten Frage nach der Ursache meiner Rückkehr nach Cavaglia nicht zu entschlagen; „denn," setzte er hinzu, „ich habe den Herrn vor vier oder fünf Stunden die Gasse hinaufgehen sehen und glaubte, er wünsche Biella noch am Abend zu erreichen." Lachend erzählte ich von meinem Irrgang und erfuhr, daß die Vercelli-Straße „zwei Schritte" von dem Gasthause rechts einbeuge, was mir entgangen seyn müsse. „Sie haben übrigens," bemerkte der Wirth mit selbstgefälliger Miene, „durch diesen kurzen Seitenweg eher gewonnen als verloren, denn Vercelli hätten Sie heute nicht mehr erreicht und mein Haus ist ein Hotel ersten Ranges in Vergleich mit den Löchern und Höhlen zwischen Ivrea und Vercelli, welche sich „Gasthäuser" nennen."

Da diese Worte die Zusage eines Nachtlagers in sich schlossen, hatte ich nur noch um ein „baldigstes" Abendessen zu bitten, das auch „in zwei Minuten" bereit seyn sollte. — „Zwei Minuten" sind in dem Munde eines italienischen Wirths oder Kellners wenigstens eine halbe Stunde, so daß mir hinreichend Zeit blieb, die nach einem staubigen Reisetag so wohlthuenden »abluzioni« vorzunehmen und mich dann unter meiner Gastgenossenschaft ein wenig umzuschauen. Von dem Kellner, welcher mir das Waschwasser brachte, hatte ich bereits erfahren, daß am nächsten Tage Jahrmarkt zu Cavaglia sey, und daß die Verschläge in dem Hof tausendfache Dinge, von dem h. »Crúcifis« und dem Rosenkranz an bis herab zu den hölzernen »agraj« (Nadelbüchschen) enthielten." Die Gesellschaft in der Gaststube gehörte also dem reisenden Handelsstande an und das lebhafte Geplauder meiner nächsten Nachbarn entsprach ihrem Charakter vollkommen, denn es wich von dem Preis und der Güte der mannigfachsten Fabrikate nur ab, um auf die schlechten Zeiten und den Geldmangel überzugehen; die Politik wurde bloß in so fern berührt, als diese Herrn mit großem Mißfallen der Strenge gedachten, mit welcher die Oesterreicher dem „Grenzverkehr" — so bezeichneten sie euphemistisch den Schmuggel — vom Langensee an bis zum Po hinab hemmend entgegenträten.

„Alles ganz vergeblich," sagte einer der Krämer zu seinem Nachbar; „gegen Gauner, wie Ihr z. B., kommen sie nicht auf, diese armen »gnocchi« — einer der höflicheren Ausdrücke, deren sich Piemontesen, die auf die Oesterreicher nicht gut zu sprechen sind, gegen diese zu bedienen pflegen — „denn was nicht über die lombardische Grenze kommt, das findet seinen Weg über die Schweizergrenze. Der liebe Gott hat die Gebirge ganz absichtlich mit tausend Einschnitten und Durchgängen versehen, damit die armen Leute von diesseits und jenseits mit einander verkehren und sich wechselweise die Hand reichen. Unser seliger König hat das Tausend Cigarren mit fünfhundert Liren bezahlen müssen und war der Meinung, er rauche versteuerte Waare; aber buon pró, sie war geschmuggelt." — „Wie Euer h. Crucifis und die Rosenkränze," sagte der neben ihm sitzende Händler, „die alle aus Welschtirol stammen, obgleich Ihr sie für genuesische Fabrikate ausgebt. Ja, wenn es unzüchtige Bilder wären, könnte man wohl annehmen, sie stammten aus

Genua, dieser Lieblingsresidenz des Teufels und seiner Großmutter."

„Genua beherrschte drei Meere, als die Bewohner einer gewissen Provinz noch in Froschhäuten steckten und in ihren Sümpfen quackten," rief ein stämmiges Weib von ihrem Tischchen an der Thüre den beiden Händlern in einem Ton zu, der dem besten Contralto Ehre gemacht haben würde, und hob drohend eine ihrer Fäuste empor, welche der Farbe und Schwere nach von Bronze zu seyn schien. Die Stube hallte allseitig von dem heitersten Gelächter wider, der Wirth drückte die Frau, um deren Stirne sich schwere Gewitterwolken zusammenzogen und deren große Augen Blitze schleuderten, mit sanfter Gewalt auf den Stuhl, von dem sie sich erhoben hatte, nieder und sagte begütigend: „Sind Spaßvögel, die Herrn, wie Ihr wißt, Jannina, und werden Euch den kleinen Aerger zu vergelten wissen, wenn Ihr hernach eine Eurer wundervollen Geschichtchen oder ein lustig Lied oder Eure Kartenkunststücke zum Besten gebt." Die Stirne der „Künstlerin" erheiterte sich, die eben noch flammenden und raketirenden Augen nahmen einen sanften, feuchtschmachtenden Ausdruck an, welcher vielleicht zwanzig Jahre früher seine Wirkung nicht verfehlt hatte.

„La Jannina," erzählte mir der Wirth später, hatte von Jugend auf ein abenteuerndes Leben geführt, erst im Ballet zu Genua, dann Riviera auf, Riviera ab auf dem Seile getanzt, sich später einem Capo Comico mit Herz und Hand angeschlossen und als erster Stern auf den Bühnen aller Städtchen im Gebirg und auf dem Flachland geglänzt, sich aber in die Politik gemischt und nach Marseille geflüchtet, wo sie eben keine Schätze gefunden zu haben schien; denn seit ihr der Aufenthalt in Sardinien wieder gestattet worden, treibt sie sich als Bänkelsängerin auf dem Lande herum, wahrsagt auch unter der Hand aus den Karten und unterhält das Landvolk durch Künste und Gaukeleien aller Art. Es gehörte ein beträchtlicher Vorrath von Phantasie dazu, aus dieser massiven Gestalt die Sylphide herauszufinden, welche ehedem im Ballet zu Genua geglänzt hatte, in diesen rauhen, harten, wettergepeitschten Zügen den Ausdruck der Beweglichkeit und Anmuth zu entdecken, welche die Colombina oder Smeraldina einer wandernden Schauspielertruppe besitzen muß, wenn man nicht selbst in dem entlegensten Bergstädtchen das hochklingende Lob belachen soll, welches ein verliebter Pantaleone oder Leandro an ihre Reize verschwendet; eben so wenig vermochte das grobe braune Tuchkleid und die schwere Sohle der Halbstiefeln die Vergangenheit und Gegenwart zu vermitteln; nur in dem Feuer des großen schwarzen Auges, in der Lebhaftigkeit der Gestikulation und in der koketten Art, wie ein purpurfarbenes Seidentuch sich auf den vollen schwarzen Locken wiegte, war etwas zu entdecken, das einen Capo Comico ehedem wohl bewegen konnte, seiner glücklichen Freiheit und Unabhängigkeit zu entsagen.

Derselbe gelehrte Gastronom, welcher behauptete, die französische Akademie sey erst dann würdig vertreten, wenn ein Koch Mitglied dieser Gesellschaft würde, sagte in Laplace's Gegenwart, er halte die Entdeckung eines neuen guten Gerichtes für ein weit wichtigeres Ereigniß, als die Entdeckung eines Sterns, da es deren bereits genug gebe. Wäre der würdige Mann an diesem Abend mein Gast gewesen, so glänzte der Name meines Wirthes zu Cavaglia jezt vielleicht neben dem von d'Albignac und ähnlichen berühmten Künstlern der „großen Nation." Was würde Brillat Savarin zu klein geschnittenen Bohnen, durch Essiggurkenstückchen lebhaft erfrischt und durch den »savore piccante« sauern Rahms gewürzt, oder zu einem Ragout sagen, dessen Hauptbestandtheile die Schnäbel und die gehackten Klauen zweier alten Hühner auszumachen schienen? Nichts ist ergötzlicher in einem solchen Wirthshause, als eine improvisirte „vollständige" oder „halbe" Mahlzeit, wie sich's mit der Börse oder dem Appetit des Reisenden verträgt. In der Regel enthalten drei oder sechs Teller von der kleinsten Form »bocconi diversissimi« aus dem Thier- und Pflanzenreiche, Herbes durch Süßes gesänftigt, Süßes durch Herbes gekräftigt, das Ungenießbarste unter einer Fluth von Sauce begraben, alles aber von der angeborenen Gutmüthigkeit, von dem besten Willen zeugend; dann aber kommt das gebratene Hühnchen, und wenn es zu zäh oder zu mager ist, tröstet man sich mit dem Dessert, das ohne alles andere ein Leckermahl genannt werden kann, je nach der Jahreszeit die herrlichsten Pfirsiche, Feigen, Apfelsinen, Granatäpfel, Trauben u. a., eines Glases »del vin vecchio« von vortrefflicher Qualität nicht zu vergessen, wie er mir diesen Abend vorgesezt wurde.

Die Tische waren kaum abgeräumt, als „la Jannina" die Saiten ihrer Chitarra ertönen ließ, vorerst jedoch nur, um ihre „Gönner und Freunde" darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Kunstvorstellung jezt beginne. Die Schaulustigen säumten auch nicht, sich um den Tisch des Weibes zu reihen. Ohne einen einleitenden Vortrag kann der Pagliaccio, der Pulcinella, der Taschenspieler, der Improvisatore, der Erzähler am Strand der h. Lucia zu Neapel, wie auf dem Platze vor der Annunziata zu Genua, nicht »alla callaja« kommen; selbst der Obsthändler, der Wasserverkäufer muß seiner Waare erst eine kleine Lobrede halten, ehe er sich von seinen duftenden Früchten oder seinen erquickenden Tropfen trennt. Kein Wunder daher, wenn unsere Künstlerin dieser Landessitte treu blieb und alle die Prinzen, Herzoge, Marchese und Prälaten herzählte, welche sie mit ihren früheren, so wie mit ihren jetzigen Talenten entzückt hatte. Die Künste, welche die arme Frau der »invoè,« wie man im Genuesischen solche Ansprachen zu nennen pflegt, folgen ließ, waren der gewöhnlichsten Art,

und das einzige, was wenigstens mich dabei ergötzte, war der Schwall von Worten, mit welchen sie ihre »stregonerie« begleitete und die Pausen zwischen den einzelnen »giuocolini« ausfüllte. Dabei fehlte es nicht an derben Witzen und handgreiflichen Anspielungen im Geschmacke der berüchtigten Blätter »Strega« und »Pirata;« auch schien es niemanden aufzufallen, daß sich in dem raschen Strom der Rede ein derber Fluch zu einer Anrufung der heiligsten Madonna oder der Gebeine des h. Andreas gesellte.

Die zweite Abtheilung dieser improvisirten Abendunterhaltung bestand aus Gesang und Begleitung der Guitarre. Die Kehle der Künstlerin war, wie bereits bemerkt, ziemlich tief gestimmt und von geringem Umfang; innerhalb dieses Bereichs aber hatte die Stimme noch ansprechende Reste ehemaligen Metalls und geschmeidiger Anmuth. Unter den verschiedenen Liedchen, welche sie vortrug, gefiel mir besonders eine »Cançoin in lengua Zeneize a Nostra Signora!« wie la Zannina diesen ihren Vortrag ankündigte. Ein junger Barcarol rudert »alama« — in die See — hinaus, bis die schönste Stadt der Welt — natürlich „Zena“ — vor seinen Augen sich ausbreitet. Seine Barchette heißt Maria wie seine Geliebte und seine Schutzpatronin, »la rein del Ceu,« die Himmelskönigin. Die Stadt, seine Barke und seine Geliebte empfiehlt er dem Schutze der Madonna. Genua, die stolze, soll die santissima Verzin wieder frei und zur Beherrscherin der Meere machen, ein Doge und kein »buffone« — (der Name des bekannten Baffa, der die Rolle oft wechselte und welchen man jezt scherzweise den Dogen von Genua nennt, gibt den Zeneizi Stoff zu pikanten Wortspielen) — soll die alte Stadt des Janus beherrschen und ihre Schiffe sollen die Sonne auf ihrem Lauf um die Erde begleiten. Der zierlichen Form, der Tüchtigkeit und Geschwindigkeit der Barke und der Anmuth der weißen Segel wurde in wohlklingenden Worten gedacht, aber auch der Gefahren erwähnt, denen sie zu jeder Stunde preisgegeben; sie, die ihn nähre, die ihn kleide, möge Madonna vor den bösen Geistern schützen, die in der Luft und in der Tiefe der blauen Wasser weben. Zu der Geliebten übergehend, schildert er ihre einfachen Sitten, ihren tugendhaften Wandel, ihre Holdseligkeit, die „ein Abglanz der Schönheit ihrer heiligsten Namenspatronin“ ist, und empfiehlt auch sie dem mächtigen Schutze der „Mutter des guten Jesu.“ Jede Strophe dieses Liedes endigt mit dem Refrain:

A ti çi riccomando, alta regina,
Verzin bella, candida rosa,
Di Zeneizi protettrise divina,
O Maria, stella gloriosa.

»Eh viva, Zannina!« rief einer der Krämer und legte zwei Kupferstücke auf den Teller, welcher vor dem Weibe stand. „Die Cançoin klang schön, selbst im genuesischen Dialekt.“ Angesichts der Gabe und des Erfolgs, dessen sich ein so gutes Beispiel erfreute, that Zannina, als hörte sie den Ausfall gegen ihre heimathliche Mundart nicht und begann eine heitere Tanzweise auf ihrer Guitarre zu spielen. Schon während des lezten Gesanges hatte sich alles, was in dem Hause lebte und webte, in die Stube gedrängt; jezt fand sich auch ein Theil der Nachbarschaft ein und die Atmosphäre wurde so schwül, das Dutzend piemontesischer Cigarren, welche nun auch glühten und dampften, verbreitete einen so pestilenzialischen Geruch — bekanntlich sind die Cigarren, welche aus der sardinischen Regie stammen, die schlechtesten auf der weiten Erde — daß ich dem Wirth einen Wink gab und in seinem Geleite das für mich bestimmte Zimmer erreichte, aber erst lange nach Mitternacht die Ruhe fand, nach welcher ich mich sehnte, denn die Guitarre schnarrte fast ununterbrochen, man lachte, man sang, man tanzte, die Hausthüre wurde hundertmal auf- und zugeschlagen, und als nach ein Uhr der Postwagen von Ivrea mit einigen lärmlustigen jungen Gesellen ankam, ward das Geschrei und das Getöse im Hofe noch ärger als in der Stube. Glücklicherweise hatte der Wagen nicht lange zu säumen und nach seinem Abgange ward es allmählig so still in dem Hause wie in einem Karthäuserkloster.

Ein schwerer Regenguß, welcher gegen mein Fenster prasselte, weckte mich aus dem Morgenschlafe; der scharfe Nordwind trieb aber das Nebelgewölke so schnell vor sich her, daß es wahrscheinlich schon jenseits des Po war, als ich Cavaglia verließ. Der Regen hatte den Staub, der wohl für die unangenehmste Belästigung des Reisenden in allen Theilen Italiens gelten kann, gelegt und der Wind blies erfrischend von den Bergen nieder, so daß ich muntern Schritts meinen Weg verfolgte. Dann und wann kam ein Maulthiertreiber an mir vorüber, dessen vierbeiniger Gefährte seine Schellen lustig klingen ließ, oder ein krämerndes Ehepaar schleppte sich schwerbepackt — das Weib stets am schwersten — dem Marktflecken entgegen, oder ein Kapuziner, baarfuß und baarhaupt, die gewichtige braune Oberkutte aufgeschürzt, humpelte langsam und sein Brevier vor sich hinbetend und sich mit einem sonoren »lodato sia Jesù il nostro Salvatore« unterbrechend, die Straße entlang.

In der Nähe von San Germano holte ich zwei Carabinieri (Gensdarmen) ein, schöne, stattliche, kohlschwarzbärtige Bursche, schmuck, als ginge es zur Hochzeit, und redselig wie Franzosen. In den Augen des ältern las ich einen vollständigen Commentar über die vielbesprochenen »Occhi grifagni« des Dante, während das Unheimliche dieser scharfen, stechenden Glühkugeln durch eine über den rechten Backen laufende Schmarre, die von einem scharfen Croatensäbel zeugte, noch

gesteigert wurde. Sein Kamerad war ein Bild der Gutmüthigkeit, des Wohlbehagens und schien den hübschen Mädchen weit gefährlicher zu seyn als den »gentlemen of the shade,« den »minions of the moon,« den wilden Gesellen, welche sich bald da bald dort zwischen dem Lago maggiore und dem Apennin zeigten, „des Wanderers Eile" hemmten und den Reisenden alles dessen entledigten, was ihnen als Tand, Luxus und Ueberfluß verwöhnter und verweichlichter Leute vorkommen mochte.

Wie ich hörte, hatten die beiden Herrn Carabinieri bloß einen kleinen Spaziergang gemacht und kehrten nach San Germano, ihrem zeitlichen Standquartier, mit der Ueberzeugung zurück, daß Gesindel hier suchen so viel heiße als »serchè« (piemontesisch statt cercar) Santa Maria par Ravenna.« Wenn ein „Zentilom," meinte der Gutmüthige, allein und ohne andere Wehr als seinen Regenschirm ungefährdet durch das Land spaziere, müsse die öffentliche Polizei nicht „mit den Händen in der Luft" dastehen. — „Freilich," sagte der mit den Augen eines Raubvogels, „als der feine Fink, Mottino, »il bersagliere« (der Schütz), von andern auch Farinel (der Verschmizte) und Rascasson (der Schelm) genannt, noch frei umherflog, hätte ich dem Herrn nicht gerathen, so ohne allen Schutz durch das Land zu wandern, und wenn er selbst vielleicht einzelne wehrlose Reisende nie behelligte, so hatten seine Spießgesellen ein weit weniger zartes Gewissen und er mußte den wilden Burschen schon deßwegen manchen kleinen Frevel nachsehen, weil er, wie manche behaupten, aus Klugheit, nach andern in Folge seines Hanges zu einem lockern, üppigen Leben in dem Getümmel größerer Städte, am wahrscheinlichsten aber im Dienste einer geheimnißvollen Macht, welche bei der Verfolgung ihrer Zwecke in der Wahl der Gehülfen und der Mittel nicht schwierig ist, sich nur selten bei seiner Bande sehen ließ, während seine Erscheinung stets auf einen bevorstehenden fetten Fang deutete." — „Mottino ist also in der That unschädlich gemacht, meine Herrn?" fragte ich. „Zu Turin hörte ich, einer seiner Getreuen habe sich, um den Hauptmann zu retten, für diesen ausgegeben; andere wollten wissen, er sey wohl gefangen gewesen, aber wieder entsprungen." — „Der Herr darf überzeugt seyn," lautete die Antwort, „daß Mottino zu Voghera in sicherem Gewahrsam sizt und daß man ein scharfes Auge auf ihn hat, obgleich niemand dafür bürgen kann, daß es nicht seiner Verschmiztheit, der List und Kühnheit seiner Anhänger oder dem blanken Golde seiner geheimen Beschützer früher oder später gelingen werde, seine Ketten zu sprengen und seinen Käfig zu öffnen. Wenn die Hälfte der Erzählungen wahr ist, welche von ihm in dem Munde des Volks gehen, auf Wachstafeln abgebildet sind und auf den Marktplätzen der Städte und Flecken von Zerretani und Dizitori (Bänkelsänger und öffentliche Erzähler) vorgetragen werden, so haben seine Wächter ein schweres Amt übernommen."

Die Phantasie der Italiener erhebt bekanntlich kecke Banditen oft schon während ihres Lebens, »with all thier crimes broad blown, and flush as May,« wie Hamlet sagt, gewiß aber, nachdem sie unschädlich gemacht worden, zu Romanhelden, schmückt sie mit einem einnehmenden Aeußern, mit geselligen Talenten aller Art, mit einer wohlfeilen Sorte von Großmuth und hält das Interesse durch galante Abenteuer, Ueberraschungen, Verkleidungen, verzweifelte Kämpfe u. a. wach, während einige „durch die Noth gebotene" Mordthaten nur da zu seyn scheinen, um dem glänzenden Gemälde als Folie zu dienen. Das äußere Leben, über welchem der tiefblaue Himmel des Südens sich ausbreitet, ist so reich an Poesie, daß selbst das gewöhnliche und alltägliche sich in eine geistreiche und originelle Form kleidet, geschweige denn Charakterzüge und Begebnisse, welche der südlichen Phantasie einen weiten Spielraum eröffnen, der beredten Zunge willkommenen Stoff und dem leidenschaftlichen Mienen- und Geberdenspiel Gelegenheit geben, die erwünschte Wirkung auf die Zuhörerschaft hervorzubringen. Weniger poetische Naturen wissen diese Helden zu praktischeren Zwecken zu verwenden, und wie ein Engländer in der trajanischen Säule nur den Stock eines riesigen Regenschirms, unter welchem sich in der guten alten Zeit der römische Senat und das Volk gegen das Unwetter schützten, gesehen hat, so finden sich auch die Geschichten von berüchtigten Banditen ganz geeignet, zu lebhafte Kinder Abends in den Schlaf zu bringen oder leichtfertige Mädchen vor Verbindungen mit Männern zu warnen, deren Name, Heimath, Gewerbe und Vermögensverhältnisse ihnen nicht gründlich bekannt sind; denn es gibt kaum einen dieser vielbesungenen Galgenvögel, den die Sage nicht unter der Maske eines reichen jungen Mannes eine oder die andere Schöne täuschen und in's Unglück bringen ließ.

Nicht ohne Bedauern muß ich übrigens bemerken, daß ich einigen dieser Geschichten an guter Quelle nachforschte und mich überzeugte, daß, wenn nicht geradezu alles, doch das meiste und beste der lebhaften Phantasie dieser Leute anheim zu geben ist, die Tag und Nacht auf dem Markt, auf der Gasse, in den Kaffeehäusern beisammen sitzen und ihren Zungen keine Ruhe gönnen, auch an keinem Improvisator, Erzähler und Marktschreier vorbeikommen können, ohne daß ihre Sohle an dem Boden fest zu wurzeln und ihr Ohr von unwiderstehlichem Zauber befangen zu seyn scheint. Fra Diavolo z. B. hieß nie Fra Angelo, war überhaupt nie Mönch, noch hütete er Ziegen. Den Namen Fra Diavolo erhielt er schon früh in den Abruzzen, aus deren Schluchten er häufig als Kapuziner verkleidet niederstieg, um, wie die Neapolitaner sagen, seine Nase in den Wind zu stecken. Sein vergleichsweise kurzes

Leben ist eine ununterbrochene Kette von Scheußlichkeiten jeder Art; als Räuberhauptmann war er zehn volle Jahre der Schrecken aller Reisenden, Klosterherrn, Pächter und Dörfler diesseits und jenseits der Abruzzen; als »Capo di massa« (Regimentschef) wurde er von seinen Landsleuten noch mehr gefürchtet als die Franzosen; als Besitzer des schönen zu der Karthause von San Martino gehörigen Gutes fanden die verrufensten Schelme bei ihm Zuflucht und Unterstützung. Zu Frascati erzählt man noch heute von den Gräueln, welche er und die wilden Teufel, die er befehligte, sich in der Stadt und den umliegenden Villen zu Schulden kommen ließen. Vergleicht man mit dieser raschen Skizze den Inhalt der Unzahl von Fra Diavolo-Sagen, Liedern, Balladen und romanhaften Darstellungen, das Libretto zu Aubers bekannter Oper nicht ausgeschlossen, so wird man kaum wissen, ob man sich über die unversiegbare Erfindungsgabe oder über die gutmüthige Leichtgläubigkeit der Italiener mehr wundern soll.

„Dieses Gesindel," sagte mir einst ein Franzose auf der Brücke von Carignan zu Genua, wo sich eine bunte Menschenmenge um einen »zerretano« gesammelt hatte, welcher Fra Diavolos Heldenthaten in einer endlosen Reihe von Strophen besang, „ist so entartet und feig, daß es die Tapferkeit eines Strauchdiebs bewundert, welcher, von einem Dutzend seiner bewaffneten Spießgesellen umgeben, ein paar wehrlose Reisende auf der einsamen Straße ausplündert." Dieser Mann hatte von Italien wenig mehr als die Riviera gesehen und noch weniger einen der begabteren Improvisatoren gehört, wie der südlichere Himmel sie erzeugt. Dieser Strom der Rede, jezt sanft und einschmeichelnd, dann drohend und donnernd; diese frischen Bilder, diese originellen Vergleichungen, diese Beweglichkeit der Gesichtszüge, diese Lebhaftigkeit der Geberden; diese Augen, aus denen jezt Blitze flammen, jezt Thränen brechen; diese bald krampfhaft geballten, bald zu dem Bilde der Madonna flehend erhobenen Hände — man fühlt, man hört, man sieht, daß der Erzähler und seine Geschichte »come carne e ugna« sind, wie man hier zu Land sagt; der tief ergriffene Zuhörerkreis vergißt, daß hier eine Komödie abgespielt wird; er ist gleich dem Improvisator „wie Fleisch und Nagel" in der Erzählung und die Kupferstücke, welche dem armen Teufel am Schlusse zufliegen, sind eben so beredte Zeugen der Theilnahme, wie der Ernst und die Stille, welche unter dieser stets frohgemuthen, plauderlustigen Menge während des Vortrags herrschten.

Was meine Carabinieri von Passatore — im Munde des Volks heißt er durchgehends „il Pastore" — zu erzählen wußten, stimmte ziemlich mit den Mittheilungen überein, welche mir gelegentlich zu Piacenza und Genua über ihn zugekommen waren. Ueber seiner Jugendgeschichte liegt ein Schleier, welcher einer lebhaften Phantasie sehr zu statten kommt. In Piemont ist man der Ansicht, er sey, wenn nicht Genuese, doch »rivieran,« d. h. an der genuesischen Küste, der Riviera, und zwar an der östlichen, geboren; man darf solchen Aussagen jedoch kaum volles Vertrauen schenken, denn alles, was den Piemontesen nicht gefällt und behagt, „stecken sie unter den genuesischen Mantel," wie denn auch der Bersagliere — Mottino — durchaus jenseits der Bocchetta zu Hause seyn muß. Ob nun Zeneize oder Rivieran, Passatore war in seiner Jugend ein Seemann, welcher seine Lehrzeit zwischen Spezzia und Nizza hinbrachte und dann in die Dienste eines Kauffahrers trat, der nicht nur die ganze Westküste von Italien bestrich, sondern bis Cadix segelte. „Zu jener Zeit," sagte der ältere meiner Begleiter, der eine Reihe von Jahren zu Cagliari gestanden und sich mit dem Seeleben bekannt gemacht hatte, „wurde der Schleichhandel in großem Maßstabe getrieben und berühmte genuesische Namen verschmähten es nicht, den stockenden Verkehr durch Betheiligung an solchen Geschäften ein wenig beleben zu helfen. War das Leben an Bord eines Schiffes, welches im Falle der Noth statt der Nationalflagge die Farbe eines andern „befreundeten" Landes aufhissen konnte, von Gefahr und Abenteuern begleitet, so hatte es auch einen eigenthümlichen Reiz für Menschen wie der Pastore, der nicht ohne Gefühl für die Schönheit der Natur war. Der Herr hat ohne Zweifel unsere Küsten gesehen und wird zugeben, daß sie an Mannigfaltigkeit der Formen und Farben, an Pracht und Reichthum der Vegetation schwerlich ihres gleichen in Europa haben. Tausende von kleinen malerischen Buchten und Einschnitten öffnen sich dem Seefahrer, der nicht Lust hat, in einem großen besuchten Wasserbecken die Anker fallen zu lassen; diese Einfahrten sind aber bei stürmischer See mit großer Gefahr verbunden und der Pastore soll im Laufe der Zeit dreimal das Unglück gehabt haben, nackt auf ein fremdes Gestade geworfen zu werden. Zweimal begann er den Kampf mit dem Schicksal von neuem; das drittemal wendete er dem tückischen Element den Rücken und versuchte sich am Fuße der nördlichen Apenninen ein bescheidenes Nest zu bauen. Hat ihn auch hier sein Unstern verfolgt oder haben die wilden Sitten, denen sich der Seemann so leicht ergibt, ihn um Glück und Gedeihen gebracht, jeder Theilnahme und Freundschaft entfremdet, — wer weiß es? Nur das ist gewiß, daß er sich zu Turin längere Zeit in wüster Gesellschaft umhertrieb und dann auf den nach Mailand und an den Lago maggiore führenden Straßen das gefährliche Gewerbe begann, dem endlich die verdiente Strafe folgte." — Die Sagen, welche von Passatore und Mottino hinsichtlich ihrer Artigkeit gegen das schöne Geschlecht umgehen, scheinen derselben Quelle anzugehören, aus welcher die auf der Chiaja zu Neapel so oft wiederholte rührende Geschichte von

Fra Diavolos herzbrechender Zärtlichkeit gegen eine hübsche Engländerin, die er mit Gefahr seines Lebens aus der Gewalt seiner rohen Bande befreite und den ihrigen zuführte, geflossen ist. Des Bersagliere werde ich später zu erwähnen Gelegenheit haben.

In dem ganz freundlichen Dörfchen San Germano nahm ich Abschied von den Carabinieri und folgte der wieder menschenleeren Straße, welche nach Vercelli führt. Bis in die Nähe des erwähnten Dorfes hatte ich zu beiden Seiten der Straße eine ausgedehnte, theils fleißig bebaute, theils von äußerst vernachlässigten Wäldern durchschnittene Ebene vor mir; jetzt senkte sich diese Ebene fast unmerklich nach Süden und Osten und zu meiner Rechten hoben sich in der Ferne wie blaue am Horizont gelagerte Wolken die waldigen Höhen ab, welche der Po von Turin an bis nach Casale in tausend Schlangenwindungen umgürtet. Als ich Vercelli zu Gesicht bekam, brach der erste Sonnenstrahl, den ich an diesem Morgen gesehen, aus einem Wolkenriß, streifte die Kirchenthürme und schien dann eine volle Minute auf der weißen Wand und den glänzenden Fenstern eines großen neuen Hauses vor dem Eingange der Stadt Rast zu halten. Es war, wie ich bald sah, ein Gasthaus. »M'è caro cenno questo raggio,« sagte ich mit dem Dichter und trat ein.

Aus einer Reise um die Welt.

(s. Nr. 18.)

II.

Gestatten Sie mir jezt, daß ich den Fuß in den Bügel setze zu einem Galopp durch das Land. — Es war dieß meine tägliche Erholung von allem Nebel und Regen des stillen Meers und dem Geschaukel der Wellen. Mein Moro war ein handliches, kleines Thier, das um $1\frac{1}{2}$ spanische Thaler jedermann seinen elastischen Rücken bietet. Diesen hohen Preis hat die Californiamanie zu verantworten, die so viel leichtsinniges Volk nach Valparaiso führte, um dort ihre Mutterpfennige zu verprassen. Auf dem kleinen Rappen liegt ein englischer Sattel, der mit einer Unzahl von Satteldecken, Pellons, bepackt ist, die in allen möglichen Farbenglanz, vorzüglich aber in Blau schimmern. Wenn ein reicher Guaso darauf einhergaloppiren sollte, so würden statt der leichten Stahlbügel ein paar silberne oder ganz aus Holz geschnittene an den Seiten baumeln. Der Elegant muß einen Zaum aus Mendoza haben, wo sie besonders zierlich aus Thiersehnen geflochten und mit Silberspangen beschlagen werden. Ich begnügte mich mit einer einfachen Trense und glatter Pritsche, zum Schrecken aller Caballeros.

Meine Wohnung ist dicht am großen Platz des Puerto, im Hôtel de France, denn leider war Hôtel Aubry besezt, das erste Wirthshaus der Stadt, und zu gleicher Zeit der Wohnung der schönen Obristin N. in der Calle Cochrane gegenüber gelegen. Für 45 spanische Thaler, den Wein ausgenommen, wird man dort vier Wochen lang ganz comfortabel beköstigt. Ich wenigstens bin nach dem Frühstück, bestehend aus Thee, Beefsteak und Eiern ꝛc. immer vollständig im Gleichgewicht gewesen, um meine Neugierde zu befriedigen, nachdem meinen materiellen Bedürfnissen genügt war. Die Reitgamaschen sind angeschnallt, der Poncho über die Schulter geworfen — adelante! Im muntern Paso portante traben wir bei der Börse vorüber, denn vielleicht könnten wir der schönen Tochter des Intendanten begegnen, wenn sie einen Morgenritt nach der Playa machen sollte. Troz des guten Pflasters ist es gefährlich, Galopp zu reiten, denn der nächste Vigilante würde meine Börse dafür um acht Realen erleichtern. Die schöne Placa de la Victoria lassen wir rechts liegen, um auf dem Strande das Gesetz nicht zu umgehen, sondern zu umreiten. In einer Viertelstunde haben wir das östliche Ende des Almendral erreicht und halten unmittelbar am Fuße der steilen Schlucht, durch welche sich der Pfad nach St. Jago im Zickzack hinaufwindet.

Als ich am Sonnabend den 9. December dort hinauf galoppirte, begegneten mir schon früh am Tage zahlreiche Balatschen von St. Jago, die im strengsten Trabe den Berg hinabeilten. Ihr Gespann ist höchst eigenthümlich; es sind zweirädrige Wagen, die ein Pferd in der Gabel haben; an der linken Seite ist ein zweites Pferd, aber nur mit einem Tau angehakt, das vom Sattelgurt ausgeht. Auf diesem auf der Wildbahn gehenden Thiere sizt der Führer, der es dadurch in der Gewalt hat, außerordentlich rasch sein Pferd abzuwenden und seitwärts treten zu lassen. Es mag dieß bei den engen Wegen zuweilen von Vortheil seyn, aber ein unsinnigeres Gespann ist eigentlich nicht denkbar, und ich glaube, der einzige Grund ist nur der, daß man noch immer die alten Wagen gebraucht, die für viel schwierigere Wege berechnet waren. In der Stadt halten auf den beiden Plätzen im Almendral und im Puerto stets mehrere dieser Wagen, die für einen Real von einem Ende nach dem andern fahren.

Die ungewöhnlich zahlreichen Reisenden von St. Jago waren dieses mal Offiziere, welche nach Valdivia gegen die Araukaner gesendet werden sollten. Die schön gebaute, aber ganz verrottete Fregatte Chile, welche unweit des englischen Storeschiffes liegt, hat deßhalb seit vierzehn Tagen sich geputzt wie eine Jungemagd, die zum Tanze gehen will. Sie soll die Truppen, welche von St. Jago heran marschiren, einnehmen. Die größtentheils europäischen Matrosen, welche sich mit ihren Hangematten in's Vorkastel zurückgezogen haben, schimpfen schon eben so lange darüber, daß sie allen Ballast bis zum Kentern löschen müßten, um nur Raum für Bimstein, Putzpulver und Schmirgel der Soldaten zu schaffen. In den Augen eines Seemanns gibt es nichts Verächtlicheres als diese; zuerst der Bootsmann, dann die andern Matrosen, zuerst diese, dann erst ein Passagier, zuerst ein Passagier, dann erst der Hund, aber zuerst der Hund, und dann erst der Soldat.

Doch lassen wir die rohen Seeleute und galoppiren munter voran nach Südost. Wenden wir den Blick

nicht eher zurück, als bis wir oben auf der Höhe angekommen sind. Einzelne zweirädrige Ochsenkarren kommen uns entgegen, mit vier Stieren bespannt, die am Stirnjoch ziehen; zwei sind aber hinten angespannt, um als natürliches Hemmungsmittel zu dienen. Die Räder knarren und schreien unerträglich, denn ein Spanier schmiert sie nie, um zu beweisen, daß er kein Picaro ist, der sich zu verbergen braucht. Der Guaso leitet seine Ochsen mit langem Schilfrohr, ähnlich einer Bambuse, an dessen Spitze sich ein kleiner Stachel befindet. Ist es Zufall, daß alle romanischen Nationen dazu hinneigen, während die Germanen stets die Peitsche führen? In Europa, in Australien, in Amerika, in Afrika, überall werden Sie meine Bemerkung bestätigt finden.

Der Weg läßt nordwestlich eine tiefe Quebrada und läuft am südöstlichen Gehänge derselben in die Höhe; unten im Thal, wo sich höchstens hie und da einiges Gebüsch aus dichten Steinhaufen erhebt, zeigt sich einiger Anbau zwischen den rothgrauen Felsmassen. Ein kleines Weizenfeld hinter einem ärmlichen Rancho verräth, daß die Cultur der engen Thalsohle nicht unmöglich ist, aber im Allgemeinen sind die Bedürfnisse und der Fleiß der Rancheros zu gering, als daß er mehr als die nächste Nothdurft zu befriedigen suchte. Fast an jedem Sonnabend begegnet man auf der Straße Guasos mit einzelnen Kampfhähnen, die nach dem Paseo de Frutilla getragen werden, dem einzigen Belustigungsort der Valparaisaner außerhalb der Stadt. Seit die Stiergefechte als der öffentlichen Moral schädlich verboten worden sind, hat sich die Leidenschaft der Bewohner den Hahnenkämpfen zugewendet, einem zwar weniger großartigen, aber fast noch blutdürstigeren Vergnügen. Auch hier werden die kleinen englischen Racen der Kampfhähne gebraucht, die man aber vorher hinten und am Halse scheert und roth anmalt. Selbst in Chile sind die stets bereiten Kämpfer die Rothen.

Nach anderthalb Stunden haben wir die Kante der ganzen Küstenkette erreicht, auf der die Windmühlen liegen, welche einen großen Theil des Mehlbedarfs für Valparaiso decken. An den Molinas lohnt es sich einen Blick rückwärts auf das weite Panorama zu unsern Füßen zu werfen.

Ich habe nie einen besondern Reiz in Fernsichten gefunden, und hier ist es nur der Gegensatz von Meer und Land, der Ocean, der dem Bilde solch bestimmten Schluß gibt. — Wenn am äußersten Horizonte ein Pünktchen, ein Schiff auftaucht, so spannt es den Blick, bis es allmählig näher kommend seine Farben zeigt; aber nie hat es mich interessiren können, ob ein von einem hohen Berge gesehener dunkler Fleck eine so und so viel Meilen entfernte Stadt ist oder nicht. — Auf der Sierra, welche die Küste, so weit man dieselbe verfolgen kann, einfaßt, wie ein breiter, mächtiger Wall, erheben sich keine einzelnen charakteristischen Kuppen; es ist ein breiter Rücken, der nur nach der See zu steil abfällt, binnenwärts aber nur wenig und allmählig von seiner Höhe verliert. Die Bucht von Valparaiso liegt zu unsern Füßen, die Häusermasse gedrängt auf der schmalen Küstenterrasse, welche sich erst in historischer Zeit aus den Fluthen erhoben hat, die in Springzeiten noch jezt die Hafenreihen der Häuser benetzen. Von der großen Masse im Grunde ziehen sich in den Quebraden einzelne Ausläufer in und über einander geschachtelter Häuser in die Höhe. Ueber die Cerros sind wie Vorposten kleine Hütten und näher der Terrasse sogar europäisch gebaute Gebäude zerstreut, die nur allmählig sich auf der weiten, vielfach gespaltenen Berglehne verlieren. Die Schiffe erscheinen wie Nußschalen im großen Wasserbecken; das Gesumme des städtischen Verkehrs dringt nicht bis zu den Molinas herauf und das Leben verräth sich nur durch mächtige Staubwolken, die zuweilen die Häuser vorübergehend verhüllen.

Was diesen Anblick für mich so charakteristisch macht, so ganz das Wesen eines durch Colonisation bevölkerten Landes verkündet, ist das Abgerissene der Kultur. Außerhalb der nächsten Umgebungen der Stadt finden sich einzelne bebaute Stellen und Ranchos nur selten; die Verwitterungsprodukte des Sienit haben keine fruchtbare Erddecke geliefert und der atmosphärische Niederschlag genügt kaum zur Entwicklung einer spärlichen Vegetation. Die Kultur ist überall noch „fleckenweise.“ Eine einzige große Straße verbindet die Mittelpunkte derselben, und wenn wir weiter galoppiren, werden wir das noch deutlicher erkennen. Adelante — Vorwärts!

Ein paar Leguas binnenwärts liegt ein Häuschen von Ranchos und ein Passade, die lezte Station der Truppen auf dem Marsche nach Valparaiso. Es waren ungefähr sechshundert Mann Fußvolk, denen ich hier begegnete. Sie trugen blaue Jacken mit rothen Spiegeln, weiße Beinkleider, weiße Kepis von französischer Form. Ein englisches Steinschloßgewehr, dessen Bajonett sie im Gürtel trugen, bildete ihre Bewaffnung. Ihre Offiziere trugen meist rothe Ponchos und eben so gefärbte Beinkleider.

Ein französischer Oberst steht an der Spitze der militärischen Organisation und daher erklären sich viele Anklänge an die französischen Einrichtungen, die übrigens unter den europäischen wohl die passendsten für die Verhältnisse dieser Länder seyn möchten. Im Allgemeinen war der Eindruck der Truppe kein übler, wie denn überhaupt die Chilenen viel Anlage zu soldatischer Ausbildung haben sollen. Die Hauptgarnisonstadt des Landes ist Coquimbo, ein kleiner Hafenplatz nordwärts, eine Wahl, die vielleicht Chile mit vor den Militärrevolutionen bewahrt hat, welchen bekanntlich sonst alle südamerikanischen Republiken im überreichen Maße ausgesezt sind. Es existirt übrigens in

ganz Chile eine ausgebildete Volksbewaffnung in den Städten, welche der öffentlichen Gewalt noch eine andere Stütze verleiht als das Heer.

Um Mittag erreichte ich, von der St. Jagostraße südwärts abweichend, über eine weite, zwei Leguas breite, nur mit dürftigem Grase bedeckte Ebene galoppirend, Los Peñalas, das Gut eines Deutschen, Kämmerer aus Straßburg, der die Hacienda seit zwanzig Jahren besizt.

Das im großen Viereck gebaute Gut hat nur einstöckige Häuser und liegt in einer Mulde, welche sich zwischen zwei Hügelreihen dahinzieht. Außer im Hauptgebäude fehlten Glasfenster überall. Die mit Rohr gedeckten Hütten mit ihrer Tenne von Lehm waren wenig besser als der einfachste Rancho, den ich sonst getroffen. Wer der warmgemäßigten Zone wegen hier eine üppige Vegetation suchen wollte, wer vermuthete, daß diese einzelnen Haciendas einigermaßen mit europäischer Intelligenz bewirthschaftet werden, würde sich sehr irren. Auch der gebildetste europäische Landwirth, der mit reichen Mitteln die Landwirthschaft treibt, ist nicht im Stande einen bedeutenden Vorsprung vor den übrigen Landbauern zu gewinnen. Ein Blick kann hier lehren, daß die Höhe der Kultur immer abhängig ist von der Höhe der Bevölkerung, d. h. den Arbeitsmitteln und der Nachfrage. Man kann also höchst einträglich und dabei doch ganz roh die Wirthschaft betreiben. Der Gärtner in der Nähe von London, der seinen Blumenkohl unter Glasglocken zieht, kann mit dem russischen Bauer, der seinen Acker kaum umbricht und nie düngt, in dieser Beziehung auf derselben Stufe stehen, beide können den größten Reinertrag auf ihre Weise gewinnen.

Nur der kleine Garten hinter dem Wohngebäude mit einer Reihe italienischer Pappeln zeugte von sorgfältigerer Bearbeitung des Bodens. Die Weizenfelder lagen innerhalb einer Fenze, die den Potreno (das Weideland) vom bebauten Acker sonderte, längs einer Reihe von Wasserlachen, welche sich in der Tiefe der Mulde, von dichten Gebüschen umsäumt, dahinzogen. Diese Lachen sind das Ziel von manchen Ausflügen aus der Stadt, und ich vergesse nie eines leidenschaftlichen Anglers, mit dem ich einst am frühen Morgen hier ankam, der mit unverwüstlicher Geduld seine lange Angelruthe wie eine Lanze im Schuh bis hieher geschleppt, nach achtstündiger Mühe ein ganz kleines Fischchen gefangen hatte, und mit seiner Beute beladen am Abend vergnügt heimgaloppirte. In den Gebüschen finden sich nur einzelne Vögel und an den Lachen spärliches Wassergeflügel, so daß die Jagd wenig lohnend und anziehend ist.

Sie werden fragen, welches Vergnügen, wenn man keinen wissenschaftlichen Zweck damit verbindet, darin liegen mag, drei Viertheile des Tages im Sattel zu sitzen, und das vierte Viertel im Grase auf dem Poncho zu liegen, in den blauen Himmel zu starren, den blanken Gaul mit dem Strick im Maule nach der Tränke zu reiten und mit niemand zu verkehren, nicht einmal mit seinen eigenen Gedanken. Der eigenthümliche Reiz dieses Lebens erklärt sich aber leicht; er liegt im Außereuropäischen, im Alleinseyn, im schrankenlosen, ungebundenen Schweifen über eine jungfräuliche Erde, in allen kleinen Handlungen der Willkür. Wer auch nur wenige Wochen in einem schönen Klima den Reiz der Wildniß gekostet hat, kann des Genusses nie wieder vergessen. Ich begreife, warum der Ansiedler das mühsam umgebrochene Feld aufgibt und nach Westen weiter zieht, in die Wildniß, weil er vom Hügel an hellen Tagen doch den Rauch von seines Nachbars Dach sieht. Ich habe nichts von einem Idealisten, aber ich fühle, daß niemand unempfindlich gegen den Reiz weiter, unbewohnter Landstrecken seyn kann, so wie seine physischen Bedürfnisse ihn nicht an die Nothwendigkeit der Geselligkeit gemahnen. Gewiß, ohne Geselligkeit ist keine Kultur, aber ohne Noth auch wohl nur geringe Geselligkeit, denn der Trieb dazu ist nur bis zu einer gewissen Grenze angeboren.

Der bekannte Reisende Baron Hügel erzählt in seinen Berichten an die Gesellschaft der Naturforscher in Prag, daß auf dem Südabhang des Himalaya ein Volksstamm lebe, der zerstreut in den Wäldern auf Bäumen hause, und in dem selbst die Familie nicht existire; der Mann schweife allein herum, ohne sich um seine etwaigen Kinder und deren Mütter zu kümmern. Hügel bezeichnet dieses als das niedrigste Stadium der Kultur; ich gestehe, daß ich, ohne der Autorität des berühmten Reisenden zu nahe treten zu wollen, dieß für fast unmöglich, der Grundbedingung der menschlichen Natur widersprechend halte. Wohin wir unsere Blicke in der Natur wenden, überall sehen wir, daß der Trieb zur Geselligkeit ein bestimmter ist, der sich weder auf das Bedürfniß, noch auf Berechnung des Vortheils gründet. Wo sich auch dieses vereint findet, kann man es doch nicht als Grundbedingung ansehen, weil starke und mächtige Thiere eben so wohl in Gesellschaft leben als schwache. Der schwarze, pflanzenfressende Bär in Nordamerika lebt in Heerden, der große braune Bär stets allein; manche Thiere sind das ganze Jahr in Heerden versammelt, andere nur zu gewissen Jahrszeiten, in der Zeit der Begattung. Manche Thiere leben paarweise in Heerden, bei andern ist das Männchen von mehreren Weibchen umgeben. Viele Thiere leben in Gemeinschaft, ohne sich lebenslänglich in Paaren zu vereinigen, z. B. der Stier, der Hund, der Hirsch, der Hahn; andere leben zugleich in Paaren und in Heerden, wie die Krähe und der Sperling; noch andere leben lebenslänglich in Paaren und doch nicht in Gesellschaft, wie die Elster, der Fuchs, der Marder und die Nachtigall. Der Auerhahn und der

Wasserstaat leben allein, die gemeine Lerche in Gesellschaft, wenigstens während des Herbstes und Winters. Der europäische Zaunkönig und einige Meisenarten leben vereinzelt, während andere Meisenarten sich in Schaaren vereinigen. Der Dachs lebt allein und sogar getrennt von seinem Weibchen. Bei der höher entwickelten Natur des Menschen, die selbst in ihren niedrigsten Stufen jede Organisation der Thiere weit überragt, ist es nicht bloß der Geselligkeitstrieb, welcher die Familie zusammenhält, sondern die höheren Gefühle der Anhänglichkeit, des Wohlwollens. Ich glaube daher nicht, daß Zustände, wie sie Hügel beschreibt, sich dauernd erhalten könnten, ohne die Aufreibung des ganzen Volksstamms zur Folge zu haben. Mit meiner Behauptung, daß ich den Reiz eines wilden, schweifenden Hinterwäldlerlebens vollkommen begreife, steht dieß in keinem Widerspruch, denn dieser Reiz ist die Folge extremer, europäischer Kultur, keine naturgemäße Entwicklungsstufe zu derselben.

Solche Betrachtungen stellte ich aber keineswegs auf dem Rücken meines Moro an, sondern viel später, als ich am Abend an meinem Tagebuch schrieb; auf galoppirendem Pferde empfindet, genießt man nur, man denkt nicht. Die Reisetagebücher sind daher immer eine Art Interpretation des Erlebten. Auf jagendem Pferde denkt man nicht, und ich möchte daher Gros einen Vorwurf daraus machen, daß er auf seinem berühmten Bilde, Napoleon auf dem St. Bernhard, diesen in wilder, erregter Stellung auf sich bäumendem Pferde dargestellt. Gewiß, der größte aller Feldherrn saß ruhig, als er den Truppen den Weg nach Italien zeigte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Italiener. — Decamps. — Das Passeu. — Der künftige Salon. — Die Philister.

z Kommt er, oder kommt er nicht? Diese Frage stellt man sich seit bald vier Wochen fast jeden Tag, und es ist in vielen Fällen, wo sie gestellt wird, keineswegs immer klar, ob sie auf den Papst, oder auf den Frühling sich bezieht. Daß der Papst nicht kommen wird, das ist nun, ich sage nicht ausgemacht, aber doch allgemein angenommen; über dle Ankunft des Frühlings verlautet aber durchaus nichts Entscheidendes; nur so viel steht fest, daß er im Augenblick, wo ich meinen Brief und Bericht beginne, noch nicht eingetroffen ist. Ein paar schöne Tage riefen zwar allenthalben die vergnügten Ausrufe hervor: Endlich ist er da! endlich ist es schön! allein es war Jubel vor der Kirchweihe, und der alte Spruch: Eine Schwalbe macht keinen Sommer, bewährte sich abermals stichhaltig. Fast während des ganzen Aprils durfte das Feuer nicht ausgehen, wenn man nicht halb erfrieren wollte, und in manchen Haushaltungen, wo der Wintervorrath des Brennzeugs aufgezehrt war, nahm man seine Zuflucht zu leergetrunkenen Fässern. Da nun der Frühling bisher nur dem Kalender und nicht dem Thermometer nach erschienen ist, so hat die Dauer der Wintervergnügungen sich verlängert. Die Sänger der italienischen Oper, die gewöhnlich Abschied nehmen, wenn ihre Collegen der Luft, die Singvögel, sich einstellen und zahllose Blumen, gleichsam um deren Lieder und Stimmen zu bewundern, das Parterre bevölkern, haben nicht an dem früher für ihren Rückzug bestimmten Tage uns verlassen, und vor dem Lebewohl durch außerordentliche Triumphe bel den zahlreichen und feinen Dilettanten von Paris, die wie Hannibals Heer den verschiedensten Völkern angehören, im voraus ein doppelt gutes Andenken sich gestiftet. Eine Französin, Mad. Lagrange, die sich durch seltene Kehlenfertigkeit in der hiesigen Concertwelt schon vor einigen Jahren einigen Ruf verschafft, in der großen Oper jedoch nicht mit Glück versucht, dann sich auf Reisen begeben hatte, trat zur Aushülfe, sagt man, wie man das bei solchen Gelegenheiten immer sagt, da die „Stagione" schon auf die Neige ging, als Rosine im Barbier von Sevilla auf. Man kann, ohne die geringste Furcht von Kennern des Pariser Lebens und des Pariser Geschmacks eine Berichtigung zu erfahren, behaupten, daß den gebildeten Bewohnern dieser Hauptstadt kein Tonwerk, welcher Art es immer sey, so angenehm ist und so hoch steht als die genannte Oper des Maestro Rossini. Mag man die Urtheile der spruchfähigsten Kunstrichter, die fast alle selbst schaffende Künstler sind, mag man die Musikberichte der bloßen Belletristen, die ihre Bewunderung oder ihre Langeweile zu galanten oder sarkastischen Turnkünsten des Styls zu verarbeiten pflegen, zu Rath ziehen, mag man in der höchsten Gesellschaft oder in den freien Bünden der ästhetischen Ohnehosen, die man hier den Zigeunerstaat (la Bohème) getauft hat, nachfragen, überall, wo über die Musik verhandelt wird, begegnet man der ungemessensten Vorliebe für Rossini's Barbier. Weder die sinn- und herzbestrickende Melodie galanter Verführung, noch die Schrecken der göttlichen Rache in Mozarts Don Juan, weder das räthselhaft zauberische Geflechte der Accorde und Gedanken, noch die neckischen Ueberraschungen des Spiels mit heitern Ideen in den Symphonien jenes Beethoven, für den sie übrigens die tiefste Sympathie, vor dem sie die größte Achtung haben, ja die edelsten Kleinodien ihrer eigenen Musik, die heilige Einfalt in Mehuls Joseph, die dramatische Bewegung, die natürliche Grazie, der Anflug von Innigkeit, die holde Mischung des Schelmischen und des Zärtlichen, des Drolligen und des Sinnigen in Boyeldieu's weißer Dame — nichts von alle dem verschafft den Leuten so viel Genuß, als die zierliche Vollendung, die schimmernde Glätte und die sprühende Eile, die sie dem Barbier nachrühmen. Es ließen sich sehr artige und sinnreiche Hypothesen über die Ursachen der musikalischen Vorliebe und Abneigung bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zonen der europäischen Gesellschaft aufstellen, und es wäre die Untersuchung dieses Phänomens namentlich bei den Franzosen höchst interessant, da nichts in ihrem ganzen Seyn und Thun von dem Glauben an ihre Ueberlegenheit so völlig unabhängig ist, als ihr musikalischer Geschmack. Die tiefliegende, nicht bloß auf zufällige Wechselwirkung im Laufe der Geschichte oder auf absichtliche Nachahmung begründete Geistes- und Gemüthsverwandtschaft der Italiener und Franzosen habe ich einen gereisten, für Florenz, Mailand und Venedig schwärmenden Advokaten aus Dijon in einem Anflug humoristischen Aergers mit dem barcken Satz bezeichnen hören: „Wir sind nur die Maulthiere der Italiener." Es ließen sich hieran Betrachtungen knüpfen, welche zwar den Geist des Lesers nicht belehren, aber doch den Geist des Schreibers offenbaren würden; allein hier ist nicht der Ort dazu, hier genüge die Andeutung, daß dieses Schwester- oder Basenverhältniß der belden Nationen durch die außerordentliche Virtuosität, mit der die Französin Mad. Lagrange die Musik des italienischen Maestro verarbeitet, eine liebenswürdige Bestätigung erhielt. Der musikalische Charakter dieser Rolle taugt ganz ausnehmend zur Erprobung einer trefflichen Schule und zum Entfalten einer ungewöhnlichen Kehlenfertigkeit, und beides besitzt Mad. Lagrange. Die Kunst, eine Reihe von Noten, als wäre kein Unterschied

zwischen ihnen, in einem Zuge mit geläufiger Weichheit durchzuzittern oder durchzuweben, und als wäre es glatter, ebener Weg, über musikalische Höhen und Tiefen, Klippen und Versenkungen wegzugleiten, ist nicht so eigentlich ihre Sache, aber einen Ton zum Erstaunen lang auszuhalten, auf einer Note eine bedeutende Spanne Zeit fortzuschwimmen, an einem Accorde sich über die gewöhnlichen Kräfte der Natur hinaus festzusingen und den Forderungen des Athems länger, als dieß andern Sterblichen möglich scheint, Schweigen zu gebieten, das ist das Blendwerk, mit dem Mad. Lagrange als Rosine im Barbier die Zuhörer außer sich brachte und in jene eigenthümliche Aufregung versezte, die zugleich aus dem Gefühl eines lebhaft angenehmen Eindrucks und dem Stillstehen des Verstandes vor einem die Möglichkeit überschreitenden Phänomen entspringt. Mad. Lagrange wurde als Wunderthäterin mit Beifall überschüttet, und sowohl die Kenner, welche die Geschicklichkeit in Ueberwindung der Schwierigkeiten in Anschlag bringen, als die Menge, die freilich in der italienischen Oper gespitzte Stiefeln und Glacéhandschuhe, Sammtkleider und Hermelinmäntel trägt, aber wie jede Menge zu Ehren alles Außerordentlichen Mund und Ohren aufsperrt, vereinigten sich zu ihren Gunsten in gemeinsamer Bewunderung. Seitdem trat sie in Donizetti's Lucia als Lucia, folglich in einer Rolle auf, in der bloße Bravour und geschmackvolle Ausführung nicht genügen, und die Ausdruck, Innigkeit, Seele, Leidenschaft verlangt. Wer diese Gaben nicht besizt, kann sie durch kein Wunder der Technik, durch kein Geheimniß des Virtuosenthums sich verschaffen, und die Wunderthäterin Lagrange, die als Rosine alles hingerissen hatte, ließ als Lucia ziemlich kalt. Das italienische Theater hat daher mit ihrer Lucia lange nicht so gute Geschäfte wie mit ihrer Rosine gemacht, und da sie mehr die Wirkung einer Concertistin als den Effekt einer dramatischen Sängerin hervorbrachte, so ist es zweifelhaft, ob sie ein bleibender Erwerb der italienischen Oper in Paris zu werden bestimmt ist. Die Italiener sind Nomaden, und da sie im Sommer gehen, im Winter kommen, so bringen sie uns häufig andere Gesichter und andere Kehlen. So ist es namentlich seit dem Februartumult; früher sahen wir Rubini, Tamburini, Lablache, die Damen Grisi und Persiani fast ein ganzes Decennium hinter einander: jezt haben wir jedes Jahr neue Besen, und doch sagt alle Welt, sie kehren nicht so gut als die alten. Die heurigen werden nun in kurzem davon ziehen und man wünscht, daß die meisten von ihnen im nächsten Herbste wieder erscheinen möchten.

Bei Zugvögeln hat man übrigens immer die Hoffnung des Wiedersehens; allein ein Künstler anderer Art, ein schöpferischer Geist, einer von den ersten Meistern dieser Zeit, Decamps, verläßt uns und der Inhalt seiner Werkstätte wurde dieser Tage öffentlich versteigert. Ich habe schon öfters, glaube ich, von diesem eigenthümlichen und erstaunlich vielseitigen Maler gesprochen, seine Manier skizzirt und seine Vorzüge angedeutet; ich will daher nicht darauf zurückkommen und mich nur zum Organ des Bedauerns machen, das in diesem Augenblick das Ereigniß seiner Abreise und die Beweggründe, die Decamps bestimmen uns zu verlassen, in der hiesigen Kunstwelt verursachen. Man spricht von Verlegenheiten, die ihn zu der Veräußerung seiner Kunstschätze genöthigt hätten; man spricht, was schlimmer ist, von seiner zerrütteten Gesundheit und der Abnahme seiner Sehkraft. Seine Augen seyen ernstlich bedroht, heißt es, und darum suche er einen andern Himmel und andere Elemente des sinnlichen Lebens. — Bei Decamps war eine Ermattung, ein durch vorrückendes Alter und körperliche Erschöpfung bewirkter Nachlaß der Lust und Tüchtigkeit zur Arbeit, wie es scheint, lange schon eingetreten, und seine lezten Erzeugnisse, obgleich immer noch bemerkenswerth, obgleich durch Eigenthümlichkeit der Manier und kecke Naturtreue immer noch ausgezeichnet, brachten durch ein stärkeres Hervortreten der Fehler, wie durch geringere Energie in Erfindung und Zeichnung selbst Decamps entschiedenste Freunde auf den Gedanken, daß seine Sonne sich dem Untergange zuneige und die Periode der Erschlaffung bei ihm begonnen habe. Glücklicherweise für Decamps hat sein schon früher befestigter Ruf sich über die Dauer seiner Kraft und Fähigkeit hinaus erhalten, er ist schon in das Stadium des Nachruhms eingetreten, und die Decamps werden gleich den Bildern der verstorbenen klassischen Meister gesucht und bezahlt. In der That gingen auch die bedeutendsten Sachen seiner Sammlung um sehr annehmbare Preise ab und der Zudrang der Kunstfreunde zu der Besichtigung und dem Verkaufe derselben bewies, wie sehr Decamps in Paris bekannt und beliebt ist.

Es wurden in der lezten Zeit, namentlich in Folge der politischen Ereignisse, manche der schönsten Pariser Sammlungen zersplittert, indessen sind weit mehr noch übrig als dahin. Noch besteht die Privatgalerie von Paturle, die den Fremden gastlich offen steht; noch sind die sinn- und anmuthsvollen Aquarellzeichnungen von Decamps, welche die vorzüglichsten Scenen aus Simsons Leben darstellen, im Besiz der Familie Delessert; noch gibt es Mitglieder des hohen Adels, die es den Ueberlieferungen ihres Hauses schuldig zu seyn glauben, für den Fortschritt der schönen Künste mäcenatische Sorge zu tragen, und namentlich ist der Duc de Luynes dem Beispiele seiner Vorfahren treu zu bleiben sehr beflissen. Auch die hohen Häupter der Finanz und des Großhandels legen sich immer mehr auf die Beschüzung der Maler und Bildhauer, und sind theils aus höhnischer Prunksucht einer gesunkenen Geburtsaristokratie gegenüber, theils um sich durch eine ästhetische Gönnermiene von ihrem bürgerlichen Ruß und Rost, vom Makel des Philisterthums zu befreien, auf die plastische Ausstattung ihrer Wohnungen in der Stadt wie auf dem Land eifrig bedacht. Endlich stöberte in den lezten Jahren und stöbert noch immer die Verwaltung der öffentlichen Museen im ungeordneten Vorrathe von Kunstsachen aller Art, die ihr die Vorwelt vermacht und die bis in die neuesten Zeiten in abgelegenen Behältern chaotisch durcheinander geschüttet waren, fleißig umher und zieht das Merkwürdigste davon zum Genusse des großen Publikums ans Licht. So wurden zunächst die prachtvollsten, zierlichsten Geräthschaften und Kleidersachen der alten Könige wie des napoleonischen Hofs, um die sonntägliche Muße der Pariser zu beschäftigen, in einigen bisher leeren Sälen des Louvre aufgestellt, zum großen Vergnügen des Volks, das sich vor Allem an den

napoleonischen Herrlichkeiten weidet; so wurde eine Auswahl der vorzüglichsten Pastelle in eine besondere kleine Galerie vereinigt, und wie wir das Museum der Antiken, das Museum der egyptischen und etruscischen Ueberreste, das Museum der Statuen des sechzehnten Jahrhunderts, fast lauter Meisterwerke erster Größe, das Museum der Skulpturen aus dem Zeitalter Voltaire's und der Mad. de Pompadour, das Museum der Gypsabgüsse und noch ein halb Dutzend anderer Museen bereits besaßen, so haben wir nun auch im Museum der Pastelle ein ächt französisches Museum. Das Pastell ist in der That eine ächt französische Kunstform und stellt recht anschaulich die Haupt- und Lieblingstugend der höheren Pariser und Versailler Welt zur Zeit ihrer Blüthe, vergängliche Grazie, dar. Wie der zarte, leicht sich verflüchtigende Farbenstaub, der den Reiz, aber auch die Schwäche des Pastells ausmacht, von den Einflüssen der unbemerklichsten Atome, welche die benachbarte Luft bevölkern, Schaden leidet, und nur mit der größten Behutsamkeit unter schirmendem Glas bewahrt, sein stets bedrohtes Daseyn sich erhält, gerade so war auch das lose, unhaltbare, aber bestrickende Gewebe jener untergegangenen Gesellschaft beschaffen, jenes Gewebe von Laune und Vorurtheil, von züchtigem Ton und zuchtloser Sitte, von gottloser Denkart und gottseligem Schein, kurz von allen möglichen, durch den wunderbarsten Anstand vermittelten Widersprüchen, jenes Gewebe, das die Geister fesseln und verführen, die Seelen in seliger Gefangenschaft halten, aber nur in dem Treibhaus einer uralt hergebrachten Ordnung, nur hinter den starken Fenstern der unbeschränkten Monarchie beisammen bleiben konnte, aber vor den Orkanen der Revolution auseinander fahren und in alle Winde zerstieben mußte. Das Pastell ist, wie in der französischen Kunst und Gesellschaft, auch in der französischen Literatur einheimisch, und die Lustspiele von Marivaux, so viele Vaudevilles Scribes und seiner Mitarbeiter, Nebenbuhler und Jünger, die vielen zerstreuten Schilderungen des Pariser Lebens, die unter hundert verschiedenen Namen am Horizont des hiesigen Parnasses erscheinen und verschwinden, die ganze Salonbelletristik, die in andern Hauptstädten so grob und grotesk nachgeahmt wurde, ist es nicht dieselbe Gattung, die in der Malerei durch das Pastell vertreten wird? Das Zeitalter der Madame Pompadour mußte natürlich die goldene Aera dieser gefälligen und bestechenden Gattung seyn. Damals blühten Vivien, Chardin, Latour, von dem uns die Königin des damaligen Frankreichs, an die Maria Theresia „meine Cousine“ schrieb und der Voltaire in vertrauter Audienz seine kecksten Erfindungen vorlas, von dem Madame Pompadour in höchst eigener graziöser Person uns erhalten ist. Sie muß wohl getroffen seyn, denn sie ist äußerst einnehmend, äußerst reizend, gütig und schalkhaft zugleich; eine Fürstin, aber Fürstin von Venus Gnaden, herrschend durch die Liebe und in der Politik, auf fast gleichem Fuße mit den ersten Potentaten Europas, und wie Friedrich, wie Catharina, von einem Hofe der ersten Schöngeister, die damals auch Potentaten waren, umgeben und vergöttert, ein Mittelwesen zwischen einer du Barry und Aspasia, so steht sie in dem Pastell Latour's vor unsern Augen da. Dasselbe ist unter dem Schutze der Glasdecke, die es einschließt, ganz vortrefflich erhalten und so frisch, als wäre es erst gemalt. Auch die andern Pastelle, die uns in jene liebenswürdig gewissenlose Zeit recht lebendig zurückversetzen, erfreuen sich einer Gesundheit, die nichts zu wünschen übrig läßt; die von Chardin zumal, dessen Pastelle mit seinen Oelbildern im niederländischen Gattungsfache und in französischer Manier recht glücklich wetteifern, scheinen vom Neide der Zeit völlig unberührt und finden, wie die seiner ebenbürtigen Nebenbuhler, wie vor allem die Pastelle der Venetianerin Rosalba, die in Frankreich so schöne Lorbeeren erntete, in einem Augenblick, wo die Epoche des Puders und der Reifröcke wieder in die Mode kommt und die leichteren, untergeordneten Schöngeister jener Epoche, die Dorat, die Chamfort und Genossen wieder hervorgezogen werden, viele Freunde und Bewunderer. Heutzutage wird das Pastell zwar immer noch gepflegt, ein ganzer Saal wenigstens ist ihm bei den öffentlichen Ausstellungen gewidmet, und es ist nach wie vor der Liebling junger Dilettantinnen; aber den Platz, den es früher einnahm, hat es verloren, es ist kein Hauptmoment der französischen Malerei mehr, ihr Ruhm und ihre Weltstellung hängen in den Augen der heutigen, Künstler und Kunstfreunde nicht mehr damit zusammen, und die neuen Pastelle werden von den meisten Besuchern des Salons erst wenn sie mit allem andern fertig sind, in Augenschein genommen; die eifrigsten Forscher nach den Meisterwerken, die wir zu erwarten haben, kümmern sich kaum um die Pastelle, die uns vorbehalten sind, kurz das Pastell ist ein Nebenzweig der Kunst geworden, wird mehr für eine Spielerei als für eine ernste Beschäftigung angesehen und mit einiger Geringschätzung unter die bloßen Unterhaltungstalente verwiesen. Der Umstand, daß junge, wohlerzogene Engländerinnen sich vorzüglich auf dasselbe legen, hat ihm sogar mancherlei Spott und Neckerei zugezogen, und nur wenn irgend einer von den täglich genannten Meistern sich seiner annimmt und ihm eine halbe Stunde nach vollbrachtem Tagewerk widmet, macht es ein paar Augenblicke allgemein von sich reden.

Es scheint nicht, daß der Catalog des heurigen Salons viel hervorragende Namen zählen wird, und es scheint bei den Meistern immer mehr System zu werden, sich aus der Arena nach und nach zurückzuziehen. Die einen, wie Ingres und Delaroche, erscheinen schon seit vielen Jahren nicht mehr, aus Verdruß, sagt man, über die ungünstige Aufnahme, die ihren zulezt ausgestellten Werken geworden sey; andere, wie Delacroix und Hippolyte Flandrin, sind mit größeren, von dem Staat oder der Stadt Paris bestellten Arbeiten beschäftigt, und dürften daher schwerlich etwas bringen; Vernet, der bisher noch jedesmal wenigstens mit Einem Bilde auf seinem Posten war, ist kein Pariser mehr und hat sich irgendwo in Afrika vergraben, und wie es mit Decamps steht, wissen Sie. Freilich bleiben, namentlich in Gattungsfach und Landschaft, noch eine Anzahl schöner Talente übrig, von denen uns Proben des Fortschritts oder doch kräftige Lebenszeichen versprochen sind. Die Befürchtung, die eine Zeit lang in den Kreisen der Künstler verbreitet war, daß nur eine sehr kleine Anzahl von Bildern würde aufgenommen werden, war, nach dem was von den geheimen Berathschlagungen der Richter verlautet, in dem Maße, als man Anfangs glaubte, nicht begründet; doch ist es wahrscheinlich,

daß eben so wenig übertriebene Nachsicht wird geübt werden, und von viertausend Bildern sollen nur eilfhundert auserkoren seyn. Die Namen der Richter sollen eher Strenge als zu leichte Billigung erwarten lassen, und die von den Künstlern ernannten Spruchmänner den mißrathenen oder unfertigen Leistungen gerade die geringste Bürgschaft bieten. So wird unter andern Delacroix, obgleich er seine eigenen Sachen häufig vernachläßigt und in den Ausstellungen mehr als einmal mit höchst verwahrlosten, wenn auch genialen Skizzen aufgetreten ist, als Richter ein sehr scharfes Auge und eine sehr feine Wage haben; er soll, wiewohl er in diesem Punkte durchaus nicht immer mit gutem Beispiel vorangeht, namentlich die Zeichnung der Einsendungen einer genauen Prüfung unterwerfen, wie er denn, als er noch eine Werkstätte hielt, das Augenmerk auf diesen Theil der Kunst seinen Jüngern unablässig empfahl und durch einige seiner besten Werke darthat, daß er es in der Zeichnung, wenn er nur wolle, den als Zeichner anerkanntesten Meistern nicht bloß gleich, sondern vorzuthun vermöge. Trotzdem ist er wegen der Kühnheit seines Pinsels, wegen seiner verwegenen Sünden gegen die Correktheit und seines rücksichtslosen Trotzes gegen den Schlendrian und die Deklamation, die hier zu Lande in noch gar vielen Seelen ihre Altäre haben, den Philistern gründlich verhaßt, und die Philister regieren heutzutage, wie überall, so auch in der Kunst.

Ponsards „Geld und Ehre" ist keine schlechte Arbeit, und ich nehme nichts von dem Guten, das ich ihr nachgesagt, zurück; aber es ist auch kein Meisterwerk, und wenn es, obwohl an dramatischen Zugmitteln höchst arm, doch ein Zug- und Kassenstück geworden ist, wie es je nur die muthwilligsten Possen und die spannendsten Dramen gewesen sind, wenn es, mit Ausnahme des Sonntags, seit dem dreizehnten März jeden Tag gegeben wird, wenn Morgens schon die Kasse belagert, Abends das weite Odeon von einem ungeheuern Menschenschweife umschlungen ist, so kann Ponsard dieß dem Geiste des Philisterthums danken, des Philisterthums, das im Leben weder das Geld verachtet, noch dem Despotismus der Ehre unbedingt sich unterwirft, aber von der Bühne herab pomphafte Tiraden gegen das Geld und für die Ehre mit großer Genugthuung entgegennimmt. Was den Menschen fühlen läßt, daß sein Streben besser ist als sein Benehmen, das ist ihm willkommen, und daher kommt es auch, daß selbst das ungebildete Paris so laut und wichtig thuend an den Genüssen sich betheiligt, welche das Vorrecht der höheren Klassen scheinen. Handwerker und Handwerkerinnen, die in ihrer eigenen Sprache nicht ohne Stolpern und Straucheln sich bewegen, die menuiserie statt minuties, simuler statt stipuler, pétrifié d'orgueil statt pétri d'orgueil sagen, lesen Romane, Theaterstücke und Kritiken, und zwar nicht bloß Erzählungen, in denen eine verwickelte und mächtig ergreifende, schaurige oder schnurrige Geschichte die Hauptsache und gewissermaßen alles ist, sondern Dichtungen von Georges Sand, in denen die Religion vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen wird und die Philosophie in Mystik überschlägt. Aber was diesen Kennern und Kennerinnen am meisten zusagt, das sind Gemeinplätze, recht tönend vorgetragen, edle Gesinnungen in gespreiztem Apparat und oratorischer Zorn gegen die Verderbniß einer Gesellschaft, die der ihrigen durch Rang und Vermögen überlegen ist. Das finden sie nun in Ponsards Geld und Ehre vollauf und von Anfang bis zu Ende, und daher ist der Erfolg dieses Stücks auch bis in die untern Schichten des Mittelstandes gedrungen. Meine Wäscherin ist entzückt davon, sie hat, sagt sie, alle Feuilletons, die darüber herausgekommen, durchstudirt und ist höchst aufgebracht über die Ausstellungen, welche einige der Beurtheiler an demselben zu machen für gut fanden.

Dublin, Mai.

Nationalcharakter.

„Sie gehen nach einem für den Deutschen sehr gefährlichen Lande, wenn Sie nach Irland reisen," schrieb mir ein Bekannter in London, ein Deutscher, der England so genau kennt, daß er sogar alle Vorurtheile, die man dort gegen das unglückliche Schwesterland hegt, eingesogen. „Glauben Sie nur nicht, was Ihnen ein Ire dort sagt, besonders nichts Politisches!" — Man beschuldigt nämlich in England die Deutschen, daß sie eine krankhafte Sympathie für Irland hätten und in ihren Journalen auch die schlimmen Seiten irischen Charakters und irischen Lebens allzusehr hätscheiten. — Ich muß gestehen, daß ich selbst ein wenig von diesem englischen Mißtrauen gegen Irland angesteckt war, als ich mich auf die Reise hieher begab. Allein schon die paar ersten Stunden meines Aufenthalts auf irischem Boden, d. h. nach englischem Sprachgebrauch, auf einem irischen Schiffe, sollte mir ein gut Theil meiner in London eingesogenen Vorurtheile gegen das grüne Erin benehmen.

Wir haben, ehe wir uns auf unsere irische Expedition begaben, eine ziemliche Masse von Büchern, englischen und deutschen, welche in neuerer Zeit über Irland erschienen sind, gelesen, Sir Francis Head, Miß Martineau, Mr. Campbell Foster, den Times-Commissioner (der im Jahr 1846 im Auftrag des genannten Blatts Irland bereiste), Kohls Buch, und wie sie alle heißen, die seit zehn oder zwanzig Jahren über die Insel geschrieben haben. — Im Allgemeinen wird der über Irland schreibende Deutsche einen ganz andern Standpunkt behaupten, als die modernen Engländer fast alle gethan haben. Celtische Antiquitäten, alte Ruinen, pittoreske Naturwunder, die Auffassung der ästhetischen Physiognomie des Landes kümmern die englischen Touristen und Touristinnen, welche im Auftrage und für das Bedürfniß größerer englischer Journale über das Land schreiben, weit weniger als das Verhältniß der effectiven Produktion, die Hülfsquellen des Landes und ihre Benutzung, die Ursachen des Pauperismus und der Unzufriedenheit der arbeitenden Bevölkerung und die rathsamsten Mittel zur Abhülfe. Matter-of-fact heißt auch auf diesem Gebiete die Parole der englischen Schriftsteller und des englischen Publikums. — Der deutsche Tourist pflegt die Orte der Insel aufzusuchen, welche in Bezug auf Naturschönheiten die anziehendsten, in Beziehung auf irische, ächt irische Sitte und celtische Antiquitäten die interessantesten sind. Sein Interesse ist kein vorwiegend nationalökonomisches, er führt nicht, wie der Times-Commissioner, in seinem, trotz seiner Einseitigkeit gewiß trefflichen Buche alle Leiden Irlands auf den want of employment zurück, er wird Land und Leute mehr vom allgemein humanen Standpunkte betrachten.

Gewöhnlich bietet den englischen Touristen die Hauptstadt des Landes, von der aus wir diese Zeilen schreiben, wenig Interesse. Man sagt, sie sey eine englische Stadt, wie alle andern. Wir möchten dieses Urtheil gerade nicht unterschreiben. Gleich den ersten Tag meines Hierseyns, den ich unter in Dublin ansäßigen Irländern zubrachte, überzeugte mich, daß das englische Leben in Dublin seine ganz besonders markirten Züge trägt. Die Engländer werden, das wird einem jeder hier zugestehen, sobald sie irische Luft athmen (und die athmet man doch auch schon in Dublin), ungleich gesprächiger, freundlicher, zuvorkommender, mit Einem Worte liebenswürdiger, als sie in ihrem eignen Lande sind. Dieses eigenthümliche Phänomen aber scheint mir sehr zu Gunsten der viel geschmähten irischen Race zu sprechen. Das irische Leben muß fürwahr eine starke Anziehungskraft, einen gewaltigen Zauber in sich tragen, um den sonst so steif und kalt in seiner Nationalität sich abschließenden Engländer zu sich hinüberzuziehen!

Was allen Stämmen der celtischen Race eigen ist, das macht auch eine durch Jahrhunderte langes Unglück noch mehr ausgebildete und hier besonders in sehr hohem Grade und in der rührendsten Weise hervortretende Eigenthümlichkeit des irischen Zweiges dieser Race aus, das starke Gemeingefühl, jener Zug der fast familienhaften Liebe der einzelnen Glieder der Nation, wie sie auch im alten Clanswesen der Hochlande so auffallend hervortrat. In wirklich rührender Weise ist uns dieser Zug schon auf dem Schiffe entgegengetreten. Unter den Passagieren befand sich ein schönes irisches Mädchen von einem wirklich überraschend plastischen (römischen) Schnitt der Züge. Die Stewardesse schien besondern Antheil an ihr zu nehmen; die Frau widmete dem Mädchen die rührendste Aufmerksamkeit. Saß sie am Abend auf dem Verdecke, so brachte die Stewardesse den wärmenden Shawl und wickelte ihn sorgsam um die schönen Formen des »dear child,« wie sie das Mädchen zu nennen pflegte; war das Mädchen von der Seekrankheit befallen, so lief die gute Frau wohl hundertmal des Tages nach der Kajüte, brachte Thee und Zwieback, und was der Aufmerksamkeiten mehr waren. Ich setzte darauf hin ein spezielles Verhältniß der Bekanntschaft oder Verwandtschaft zwischen beiden voraus; allein mein Reisegefährte, ein junger Gentleman aus Dublin, belehrte mich, daß dieß eigenthümlich irische „Wege" zu sprechen und sich zu benehmen seyen. Dann die wahrhaft kindliche Art und Weise der Anhänglichkeit an ihre großen Männer, oder vielmehr an alle Leute, die je für sie gesungen, gesprochen oder sonst etwas gethan haben. Darüber habe ich einige interessante Anekdoten aus meinem Dubliner Aufenthalte zu berichten. Ich sehe aber, ich bin im besten Zug, von dem, was ich in den wenigen Tagen meines Dubliner Aufenthaltes gesehen und gehört, wie ein vorschneller Knabe den Rahm der Reflexion abzuschöpfen, während ich umgekehrt

erst die faktischen Anhaltspunkte geben und die daraus zu schöpfenden Reflexionen dem Leser nur andeuten sollte.

Der Dampfschooner brachte mich Sonntag Nachmittags den 1. Mai um vier Uhr in den Hafen von Dublin: Schon gegen eilf Uhr Mittags waren wir, nachdem die wegen ihrer celtischen Unruhe und Veränderlichkeit (»boisterous,« sagen die Engländer) bekannte irische See uns während der Nacht weidlich hin- und hergeworfen hatte, in der Bai von Dublin angelangt. Die Leser, welche den Zürcher See im vollen Glanze seiner Schönheit gesehen, haben, um sich von der wegen ihrer Schönheit öfters hyperbolisch mit der Bai von Neapel verglichenen Bai von Dublin einen Begriff zu machen, jenen Schweizer See nur im vergrößerten Maßstabe zu nehmen. — Aber sie ist wirklich sehr schön, diese Bai, und ich hatte um so mehr Gelegenheit, diese Beobachtung zu machen, als unser Schooner mehrere Stunden lang, weil vor dem Eintritte der Fluth das Fahrwasser zu seicht ist, auf einer und derselben Stelle hin- und hersegeln mußte. Zur Linken präsentirte sich, mit seinen malerisch bergan gebauten Landhäusern, das schöne Kingstown, durch eine eigene, halbstündlich des Tags ab- und zugehende Eisenbahn mit Dublin verbunden. Leider war die Sonne mit der Morgentoilette der Berge noch nicht ganz zu Ende, und die Höhen des grünen Eilandes wollten sich den spröden Nebelschleier nicht von der Stirn ziehen lassen. Man sollte eigentlich diese westlichsten Striche Europas nur im Nachsommer und im Herbste bereisen, wo die Luft durchsichtig und rein ist und die Umrisse der Berge scharf und klar hervortreten.

Soll ich nun mittlerweile, da wir doch nicht recht von der Stelle rücken, von der gemischten Reisegesellschaft sprechen, in der ich mich auf dem Schiffe befinde, so hebe ich nur folgendes Specimen heraus. Eine Dame mit ungeheuer aufgestapeltem Busen und prahlerisch um denselben geschlungener goldener Kette, in einen schweren Seidenstoff gekleidet, ging gegen das Ende unserer Fahrt, als wir in die Bai von Dublin und also in ruhigere See eingelaufen waren, wie eine Sonne aus der Kajüte auf, wo sie bis dahin seekrank darnieder gelegen hatte. Sie besaß Familie, d. h. eine Menagerie, die ihr besonders theuer zu seyn schien, bestehend aus einem äußerst fetten Spitzhunde, einem kleinen häßlichen Affen, einem Kanarienvogel und einem Papagaien. Ein solcher Ballast mußte in der That lachen machen; er erinnerte an jene ambulanten Menagerien halb verhungerter Thiere, Affen, Hunde, Katzen, Schlangen, Igel, Ratten und Vögel in einem und demselben Käfig beisammen, wie sie in London auf Oxford-Street, Great Russel-Street, Regentstreet xc. als »happy families« zu sehen sind. Mich dauerte die arme, korpulente Dame, und die Höflichkeit, die ich ihr selbst nicht erwiesen hatte, wollte ich doch ihrem Affen bezeigen, was sie so gnädig aufnahm, daß sie mir alsbald durch den Steward ihre Karte übersandte, wodurch sie sich als eine Spekulantin aus Plymouth zu erkennen gab, die nach Dublin ging, um dort während der Exhibition ein Lodging-house zu halten. „Aber mein Gott!“ sagte ich, „wie kann man sich auf einer Reise mit einer solchen Menagerie schleppen?“ — „Ich dachte,“ versetzte sie, »it makes a house more comfortably looking.« Wie ein Affe und ein Papagei einer Wohnung ein heimliches Aussehen zu verleihen im Stande sind, gestehe ich in der That nicht zu begreifen.

(Schluß folgt.)

Zur Orientirung in der schönen Literatur.

(Schluß.)

Vom modernen Epos.

Dem Schweizerboden, wie Roquettes „Tag von St. Jakob," gehört auch der Stoff an, welchen Max Waldau in seiner „Cordula, eine Graubündtner Sage," behandet hat. Adamo, ein wohlhabender, wackerer Mann zu Camogask, ist der Vater einer aufblühenden Tochter, Cordula. Sie wird auf einer Alpwanderung von einem Schneesturm verschüttet, und ein armer, nur im Besitze eines tüchtig gehandhabten Bogens befindlicher, aber an Gesinnung und Sitte trefflicher Jüngling, Volker, rettet ihr das Leben. Dieß wird Ursache einer in dem Mädchen tiefer und tiefer Wurzel fassenden Liebe zu ihrem Retter, welcher auch von seiner Seite längst das Kleinod des Dorfes in dem Mädchen verehrt hat. Der Liebesbund wird aufs innigste besiegelt dadurch, daß Volker wiederholt ihr Retter wird, als sie auf der Heimkehr von einer Wallfahrt durch eine Schaar wüster Ritterknechte gefangen genommen worden war, um auf das Schloß des Herrn geschleppt zu werden. Volker wird, nachdem er dem anfangs schwierigen Adamo durch seinen edlen Stolz und Entsagungsmuth die größte Achtung abgenöthigt, der Verlobte der Geliebten. Am Tage vor der Hochzeit halten ihn Vorbereitungen auf dieselbe vom Hause Adamos entfernt, als der Ritter von Gardovall mit seinem Troß vorüberzieht und die reizende Braut im Hofraume gewahr wird. Er entbrennt, angereizt von seinem frechen, aber ihm unentbehrlich gewordenen Knechte Rolf, von der heftigsten Begierde nach dem Mädchen, und verlangt ihre Auslieferung von dem ihm Gehorsam schuldenden Vater. Dieser verspricht schlangewandt, sie am nächsten Morgen selbst auf des Ritters Schloß zu bringen, da ihm ohnehin der blutarme Schwiegersohn übel anstehe. Adamo hält Wort; aber in dem Augenblick, als der Ritter das Mädchen umarmen will, fällt er unter dem Streiche des Vaters; eine Schaar bewaffneter Freunde des letztern stürmt herbei, tödtet alle Bewohner des Schlosses und verwandelt dieses in einen Schutt- und Aschenhaufen. Dieß der blutige Morgen am Tage der Hochzeit Volkers und Cordula's, mit welcher das Gedicht schließt.

Anlage und Fortschritt der Handlung in demselben erscheinen, etwa mit Ausnahme des der eigentlichen Handlung doch ziemlich fernstehenden Wallfahrtszuges, der uns auf zu langem Umwege erst in mediam rem kommen läßt, planvoll, spannend und frisch beweglich, und die Personen, Begebenheiten und Naturanschauungen charakteristisch gezeichnet. Die Form muthet uns oft so kräftig, gewandt und melodisch an, daß wir die glücklichste Stimmung einer Dichterlaune auf uns wirken fühlen.

Wie ansprechend ist z. B. im Wallfahrtszuge die Tempelschilderung:

„Hier ward geheiligt und verziehn,
Und ewig hier die Sonne schien,
Die Sonne der Gnade, von der das Lied
Zu allen Zeiten Trost beschied.
Hat nicht ihr Strahl den Stein durchglüht,
Daß er am Thurm als Blume blüht?
Und all die granitnen Spinnenweben,
Die Kronen, Chörlein, Gitter und Streben,
Die riesigen Fenster, spitz gebogt,
Auf denen ein Meer von Farben wogt,
Die Pfeiler oben mit Laub bekränzt,
Das kupferne Dach, das golden glänzt —
Schuf nicht dieß alles frommer Sinn
Zu Ehren der Himmelskönigin?
Und wäre das Werk gediehn so schön,
Wenn sie von ihren lichten Höhn
Nicht selber huldvoll drein gesehn
Und gnädig gefördert sein Entstehn?
Auch haben, wie die Legenden besagen,
Die Engel Balken zum Bau getragen,
Die Steine gemeißelt und geschmückt
Und Bogen und Pfeiler zurecht gerückt" rc.

oder, Seite 93 und 94, die Schilderung der Sehnsucht, oder die Stelle:

„Der Dichter klimmt zum Wettersitz
Und pflückt aus den Wolken den glühenden Blitz:
Ihm ist der flammige Götterstrahl,
Wie andern eine Ros' im Thal;
Er wählt sich daheim auf der Wiesenau
Ein harmlos Blümchen, beperlt mit Thau,
Doch wenn er den Segen darüber spricht,
So wird's zum Blitz an Kraft und Licht.
Sein Auge Himmel und Hölle mißt,
Und was nur denkbar und sagbar ist
Von Himmelsfreuden und Höllenleiden,
Das weiß er in edle Worte zu kleiden." rc.

Mit treffend sinnlicher Derbheit sind auch fast durchweg die Aussprüche des wüstrohen Ritterknechts von Gardovall gegeben, in denen er seinem Herrn den Rath gibt, den Vater der Cordula zu zwingen, die Tochter ihm auszuliefern. Aber auffallend erscheint oft in der nächsten Nachbarschaft solch tüchtiger Partien ein Abspringen auf Stellen, die denselben Dichter gar nicht mehr erkennen lassen. Da heißt es z. B.: „Und war's an sich schon reicher Gewinn" rc.; ein andermal. „Er (Volker) war ein zuverlässiger Stab." Cordula nennt die Burg Gardovall

„— ein steinernes Leichentuch,
Das jetzt schon voll von Modergeruch" rc.

Ausdrücke, welche philosophisch vollkommen richtig und bezeichnend seyn mögen, wie häufig sind sie in der Poesie, welche nicht nur einen Gedanken, sondern für denselben auch das zutreffende sinnliche Gebild verlangt, geradezu trivial!

Ebenso erscheint in dem Gedicht der Dactylus, welcher, sparsamer angebracht, auf die leicht eintönig werdende jambische Versart so erfrischend wirkt, zu häufig, und namentlich oft am unrechten Platz angewendet, was den Eindruck des Gähnenden und Holperigen hervorbringt.

Solche metrische und musikalische Mängel erscheinen um so auffallender, als der Dichter in einer seinem Buche angehängten Notiz sich über die Wahl seines Verses in einer Weise äußert, der man ansieht, daß er in der Prosodie und ihrer Geschichte zu Hause ist. Indem Uhlands „Frau Wirthin" (in diesem Zusammenhang Frau als Kürze gebraucht) angeführt wird, sollen ähnliche Anomalien gerechtfertigt werden. Ganz gut, wenn der Sprachgebrauch nichts dawider einzuwenden hat (wie es im Deutschen z. B. überhaupt gebräuchlich ist, Herr und Frau vor Eigennamen oder Titeln, oder Taufnamen vor Familiennamen, oder das Wort Stadt vor dem Namen der Stadt u. a. kurz anzuwenden); aber ein musikalisch gebildetes Ohr wird in der Cordula, neben einer Menge Schönheiten, die einem Meister wohl anstünden, auch viele metrische Härten finden, deren Ausmerzung einem Gedicht, das des Trefflichen so viel enthält und ein ungewöhnliches Talent beurkundet, doppelten Werth verleihen müßte.

Ein anderes, von glänzendem Talente zeugendes Gedicht begegnet uns in der „Urika" von Paul Heyse. Es versezt uns nach Paris in die Zeiten der ersten Revolution. Eine Schwarze, Urika, ist von einer Gräfin an Kindesstatt erzogen in Gemeinschaft mit ihrem Sohn Etienne. Er ist Urika brüderlich zugethan; sie dagegen liebt ihn mit der ganzen südlichen Gluth ihres Naturells. Diese Gluth findet keine Erwiederung; die Verschmähte entflieht, voll des bittersten Ingrimms über die Verstoßung des in ihr, wie sie glaubt, geächteten Menschenstamms, und verdingt sich einem armen Seineschiffer. Einsmals rudert sie auf dem Fluß, als sie von einem Manne mit tief in die Stirne gedrücktem Hute angerufen und gebeten wird, ihn überzusetzen. Es ist Etienne, der die verhüllte und armselig gekleidete Schifferin nicht erkennt. Die Zögernde und mit sich Kämpfende überwindet ihr empörtes Herz, um ihn aufzunehmen, ohne daß sie sich zu erkennen gibt. Ein Boot mit Jakobinern fährt auf die Schiffenden zu; Etienne, um sie über seine Person zu täuschen, trinkt vor ihnen auf's Wohl der Republik, und will zur Bekräftigung seines Schwurs die Schifferin, und wäre sie „noch so garstig," umarmen und küssen. „Zurück!" schreit die sich enthüllende, wie in Wahnsinn ausbrechende Urika:

„Zurück! du lügst! hat dich die Todesangst
Befreit vom Ekel vor der Negerin,
Daß ich nun gut genug zum Küssen bin,
Da du vor'm Kusse der Verwesung bangst?
Hat Elend mich gebleicht? Sieh hin, sieh hin,
Um welch ein niedrig Liebchen du geworben!
Rühr' sie nicht an! sie ist von stolzem Sinn,
Ob auch zur Grafenbraut verdorben!"

Der Unglückliche ist erkannt. Einer von den Jakobinern springt in den Kahn und wird von der wieder zur Besinnung gekommenen Urika mit dem Ruder niedergeschlagen; aber der Streich eines andern wirft sie bewußtlos nieder. Etienne ist gefangen und stirbt durch die Guillotine. Auf ruderlos schwankendem Kahn erwacht Urika wieder. Grau von Haaren, in sich zusammengedrückt und von Wahnsinn umnachtet, sizt sie später an einer Ecke auf den Boulevards. Die Vorübergehenden werfen ihr mitleidig Gaben in den Schooß: —

„Sie sieht nicht auf. Ein plözlich zuckend Weh
Belebt nur selten ihre starren Züge.
Zwei Worte spricht sie dann: »Egalité!
Egalité!« und „Lüge! Lüge!"

Man hat es unnatürlich und unpoetisch finden wollen, „eine Schwarze" in ein solches Verhältniß zu einem Grafen zu bringen. Ich bin hierüber abweichender Ansicht. Welch ein natürliches, und wenn kein natürliches, welch poetisches Hinderniß sollte vorhanden seyn, daß eine Negerin mit aller Glut ihres heißblütigen Stammes sich in einen Weißen verliebe, namentlich wenn sie dasselbe Haus und in diesem Hause dieselben Sitten und Genüsse mit ihm theilte und sogar auf dem ihrer Flucht unmittelbar vorangehenden Balle im Hause der gräflichen Mutter eine der glänzendsten und gefeiertsten Rollen spielte? Ob der Graf ihre Neigung theilen konnte und wollte, war natürlich seine Sache. Aber ohne Vorgang, auch ohne einen poetischen, wäre die Liebeserwiederung nicht gewesen, denn Shakespeare hat zwischen Othello und Desdemona ein gegenseitig tiefinniges Liebesverhältniß statuirt, mit dem unwesentlichen Unterschied, daß bei ihm der Mann der schwarzen, das Weib der weißen Race angehört. Auch hat ja Heyse dem Grafen keineswegs die Liebeserwiederung zugemuthet, noch ihn aus moralischer Schuld gegen Urika sein Verderben finden lassen, sondern durch den sehr natürlichen und psychologisch wahren Umstand, daß Urika mit dem ganzen Ingrimm verschmähter Liebe wie eine Wahnsinnige seine nothgedrungene Umarmung zurückstößt und ihn so unwillkürlich seinen Feinden verräth. Also sie selbst wollte eine solche Rache nicht an ihm nehmen, wie sie dieß noch zur Genüge durch den gleich darauf erfolgten Widerstand beweist, den sie den andringenden Jakobinern zu leisten sucht.

Die Verbindung eines Weißen mit einer Schwarzen mag gegen die Convenienz verstoßen, aber ein Verstoß gegen die Natur ist sie nicht, und auch gegen die Poesie nicht, sofern diese nur den Gegenstand unter die entsprechenden Gesichtspunkte zu bringen vermag. Und diese Bedingung ist unsers Bedünkens in der Urika redlich erfüllt.

Es ist einleuchtend, daß ein poetisches Werk von solcher Situation den Zug des abenteuerlich Seltsamen nicht wird verleugnen können; aber dieser Zug ist einem Stoff aus jener Periode der französischen Geschichte besonders entsprechend, und die Probe, auf welche das damalige Bekenntniß der fraternité und egalité in dem Gedicht gestellt wird, eine zum mindesten im Sinne der Heldin der Dichtung moralisch berechtigte. Diese Ueberzeugung zu gewähren, ist überdieß das in den Versen überall quellende, gesunde Feuer, die Fülle des Gedankens und der Anschauung, verbunden mit der satten Kürze des plastischen Ausdrucks, vollkommen geeignet.

Berichtigung.

In Nr. 19 ist Seite 438 erste Spalte, Zeile vier von oben vor ausstirbt zu lesen niemals.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt



für

gebildete Leser.

Nr. 21. 22. Mai 1853.

When he is best, he is little worse than a man, and when he is worst, he is little better than a beast.

Shakespeare.

Schattenbilder aus Newyork.

1. Dandies und Loafers.

„Paraguay ist von den Reisenden das Paradies der Affen genannt worden, und unser Gotham * werden sie mit der Zeit die **Metropole der Dandies** heißen können," meinte ein amerikanischer Freund, als wir mit einander in einem der berühmtesten Oystersalons des Broadway saßen und uns an Austern, »served up in Downings inimitable style« erquickten. — „Sehen Sie sich um und gestehen Sie selbst, ob das nicht nach dieser Seite hin Außerordentliches verspricht," fuhr er mit der Miene eines explicirenden Menageriebesitzers fort. „Ich versichere Ihnen auf mein Wort, seit die Februarrevolution jene beklagenswerthe Mißernte der Backen- und Schnurrbärte über den Boulevard des Italiens gebracht, ist Newyork die einzige Stadt und sein Broadway die einzige Straße unter der Sonne, wo man eine einigermaßen beachtenswerthe Auswahl lebendiger Dandies antrifft."

Die Gäste des prachtvollen Etablissements schienen diese Bemerkung durch ihre Haltung und ihre Geberden zu bestätigen. Wir durften indeß das Dandythum der alten Welt nicht so ohne weiteres für todt erklären lassen und wagten unsern ruhmredigen Yankee mit gebührender Bescheidenheit an die swells von St. James und die bucks von Bondstreet zu erinnern.

„O die — die kommen gegen uns nicht auf! Nimmer ward jene eigenthümliche und ausgesucht feine Mischung von Genie und Thorheit, von Abgeschmacktheit und klarster Berechnung, aus welcher zur Zeit des Alcibiades der erste Dandy sich bildete, in einem zu John Bulls Nachkommenschaft zählenden Schädel erfunden!" — „Aber erlauben Sie, Freund! — Brummel und sein königlicher Gönner — Bulwer und Ben d'Israeli?" — „Weiß was Sie sagen wollen, ändert jedoch meine Ansicht von der Sache nicht um einen Viertelzoll. Was von dieser Sorte in London herumläuft, gehört in die Klasse der Monstrositäten, und überdieß, was d'Israeli betrifft, der allerdings dem wahren Dandy weit näher kommt als die andern, so ist er von orientalischem Geblüt. Sey dem übrigens wie ihm wolle, hier in Newyork strömen die Erfordernisse zur rechten Mischung im Ueberflusse zusammen — der Champagnergeist des Franzosen, die Anmuth des Italieners, die Unverschämtheit des Spaniers und ein beträchtlich Theil von dem ächten, ausgegohrenen, klaren und baaren Egoismus Amerikas."

Unser Freund saß auf seinem Leibpferde und tummelte

* Spitzname Newyorks.

es ganz munter. — „Wissen Sie," docirte er weiter, „der Grundzug im Charakter des Dandy ist die Miene absoluter Gleichgültigkeit gegen alles, sey es schön und erhaben, sey es häßlich und nichtswürdig. Der Dandy darf diesen Unterschied nicht anerkennen, und wenn er von der feinsten Klasse ist, nicht einmal mehr kennen. Er muß in dieser Beziehung den entschiedensten Gegensatz gegen alle übrigen Sterblichen bilden. Sich für etwas begeistern zu können, muß ihm eben so gemein vorkommen wie die Möglichkeit der Furcht vor irgend einem Ding im Himmel und auf Erden. Gewöhnliche Seelen sehen so mancherlei Unangenehmes, Bewundernswerthes und Betrübendes während ihres Ganges durch die Welt, und sie lassen sich davon berühren und stimmen. Dem Dandy auf der Höhe der Vollendung begegnet dergleichen niemals. Er liebt nichts, haßt nichts, sympathisirt mit nichts. Er läßt sich vom Laufe der Dinge so wenig beeinflussen, als der indische Heilige, welcher sich ein Menschenalter hindurch auf die Nasenspitze geschielt und das erhabene Wort „Om" gedacht hat. Diese schwierige und gewöhnlichen Begriffen gemäß wohl etwas langweilige Rolle ein ganzes Erdendaseyn hindurch zu spielen, erfordert eine gewisse Portion Verstand und Willensstärke, zum mindesten für den Anfang; später ersezt Gewohnheit die Anstrengung. Aber, wie gesagt, zum Beginn und ehe die „zweite Natur" sich herausentwickelt hat, bedarf es eines nicht gemeinen Maßes Geist und Energie, und der Schwachkopf, welcher ohne diese Eigenschaften den Dandy zu spielen sich unterfängt, läßt den Kenner sehr bald den Esel in der Löwenhaut merken. Ein ächter Dandy braucht kein Herz zu besitzen, wohl aber muß er einen Kopf voll Hirn haben. Er muß nicht eben tief, wohl aber brillant zu reden verstehen. Es kann ihm am Genie und selbst an Talent mangeln, aber unerläßlich ist ihm kolossale Erfindungsgabe und gigantischer Takt. In der That, um die höchste Staffel des Dandyismus zu erklimmen, muß Einer zum großen Manne geboren, aber unglücklicherweise bald nach seiner Ausfahrt an's Tageslicht durch einen Mißgriff in eine Muff- oder Haubenschachtel verschlossen worden seyn. Ausschweifend phantastischer Geschmack, Prunkhaftigkeit und Seltsamkeit in der Kleidung sind Dinge, welche zwar fast immer auf dem Felle des gemeinen, nie aber auf dem des höhern Dandy sitzen. Eben so sind hochmüthiges Benehmen und Rücksichtslosigkeit gegen Niedrigerstehende der Idee, deren Incarnation der Dandy ist, schnurstracks entgegengesezt, und so vollkommen er auch Seinesgleichen durch kalte Verachtung vernichten, so tief er Höhergestellte durch absolute Respektlosigkeit verletzen wird, so sorgfältig hütet er sich, die Achtung vor geringeren Leuten als er selbst aus den Augen zu setzen. Gediegenste, unter keinen Umständen und zu keiner Stunde versagende Selbstbeherrschung ist Basis wie Gipfel, ist Urgrund und leztes Ziel des Dandyismus. Man könnte einwerfen, daß der Begriff des Dandy dann mit dem des Gentleman zusammenfiele; aber man vergäße dabei, worauf schon die Etymologie hinweist, daß es zum Gentleman eines Herzens bedarf, an dessen Stelle unser Dandy entweder eine Zwiebel oder einen gehenkelten Dollar oder — und das ist die feinste Qualität — einen leeren Raum hat."

In diesem Ton ohngefähr sprach er weiter, der vielerfahrene Odysseus, manches Kluge sagend und manches auch, das bloß boshaft war. Das Folgende ist eine Art Epitome aus seinem Sermon, der gleich allen seinen Reden zwar wenig erbaulich, nichts desto weniger aber belehrend, und am wenigsten von allen Dingen in der Welt eine oratio pro domo war. Er theilte das Geschlecht der Dandies in drei Stämme oder Gattungen ein, nämlich in ächtgoldene, in galvanisch vergoldete und in Dandies von purem Messing. Der weitere Verlauf wird zeigen, daß der Werthmesser, nach dem diese Classifikation festgestellt wurde, ein entschieden amerikanischer war.

Ueber den goldenen Dandy ließ unser Weltweiser und Menschenkenner sich folgendermaßen vernehmen: Er ist der verzogene Sohn reicher Eltern, hat in Dartmouth-College oder in sonst einer fashionablen Bildungsanstalt seine Studien absolvirt, ist dann einige Jahre, sey es nun in Europa oder auch nur den Broadway auf und ab gereist und hat dabei die Philosophie des nil admirari in sich ausgebildet, die sich jedoch in Folge seiner Gutmüthigkeit nur als Sorglosigkeit, nicht als Weltverachtung geltend macht. Er ist Feinschmecker, aber lediglich, weil sich das beim Manne von Welt ganz von selbst versteht. Er ist Mäcen, aber nur von Künstlern auf dem Billard und am Kartentisch. Er ist und bleibt Garçon, aber nicht, weil er dem schwachen und schönen Geschlecht absolut feind wäre, sondern einfach deßhalb, weil er nicht weiß, welcher „Baumwollenmutter" er sich zum Schwiegersohne gönnen, von welcher unwiderstehlichen Tochter er sich bezaubern lassen soll. Er ist im Ganzen ein ziemlich seltenes Wild, und darum wird sein Pelz um so höher geschäzt, zumal von denen, welche ihm denselben mitunter am grünen Tisch abzuziehen Gelegenheit finden. Er ist über die Maßen beliebt in Speisehäusern wie Delmonicos, gern gesehen in Austerkellern wie der Terapine Lunch, ein wahrer Augentrost in jeder Spielhölle, wo Bray oder Poker zu zehn Dollars der Point gespielt wird, endlich Mitglied von mindestens einem Dutzend der nobelsten Clubs. In diesen Anstalten verbringt er sein Leben, mit Ausnahme der wenigen Stunden, in denen er sich, zuweilen ganz gegen seinen Geschmack, von jenen Müttern jagen und von jenen Töchtern nach sich angeln lassen muß. Hier jedoch wird er so leicht nicht gefangen. Seine Unschlüssigkeit rettet ihn vor Schlinge und Haken. Strebte ihm nur eine Schöne zu, gewiß, er wäre binnen acht Tagen im Netze; denn, wie gesagt, er ist eine

gutmüthige Seele. So aber wird er von allen gesucht, und da ihm alle gleich viel oder gleich wenig werth sind, so bricht er, ohne grausam zu seyn, ihrer aller Herzen. Auf diese Weise lebt und stirbt er ohne die Segnungen der heiligen Ehe, vermacht seine Stiefeln seinem Kammerdiener, seine Weine und diejenigen seiner Bilder, welche sich für die Augen eines größeren Publikums eignen, dem Auctionator, und sein Geld den Advokaten seiner Erben. Er thut niemanden als manchmal sich selbst etwas zu Leide, niemanden aber auch etwas Gutes, ausgenommen den drei Dutzend Schock Schmarotzern, die auf seine Kosten essen und trinken. Er fährt darum von hinnen, ohne einen Feind und ohne einen Freund zu hinterlassen. Man gedenkt seiner Person weniger als seiner Schmäuse, man trauert um ihn mit dem Leidweien, mit welchem der Pilz am Brunnen das Schicksal der verfaulten Röhre, die ihn nährt, beklagen wird, wenn sie abgehauen werden muß, um durch eine neue ersezt zu werden.

Ist der goldene Dandy steinreich, so ist der galvanisch vergoldete nur — sit venia verbo — scheinreich. Er ist, wenigstens im Vergleich mit den Ansprüchen, die er an's Leben macht, ein armer Teufel, und muß, um dieses Mißverhältniß von Wollen und Können auszugleichen, zu Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen, die ihn vor dem Beobachter, welcher durch die Schminke und hinter die Coulissen zu sehen sich geübt hat, in die Reihe derjenigen stellen, welche man hier zu Lande mit dem Titel „Humbugmacher" bezeichnet. Der ächtgoldene Dandy strebt nach nichts, der vergoldete dagegen mit allen Kräften nach dem Scheine. Er hätte dieß nicht nöthig, wenn er genügsam, wenn er mit der bescheidenen Stellung, die ihm sein bescheidenes pecuniäres und intellektuelles Vermögen sichert, zufrieden wäre. Aber — und hier machte mein Freund ein über alle Begriffe feierliches Gesicht — aber es ist eines von den vielleicht unheilbaren Uebeln demokratischer Zustände, daß der in denselben herrschende Geist junge Leute, die eben erst in's eigentliche Leben eintreten, mit einer unwiderstehlichen Begier zu glänzen erfüllt, einer Begier, vor der nicht selten Ehre und Gewissen und Wahrhaftigkeit in den Hintergrund treten. Von Kindheit auf hörend, daß alle Menschen gleich sind, und später, wenn sie selbst beobachten lernen, durch den Augenschein an den Wahlurnen (aber sonst nirgendwo anders) von der praktischen Ausführung dieser Theorie überzeugt, vergessen oder übersehen sie die klare Thatsache, daß die socialen Unterschiede in Amerika so scharf und deutlich ausgeprägt sind, als irgendwo auf der bewohnten Erde, und daß der Versuch eines jungen Fants, der sich erst eine Stellung und ein Vermögen zu erwerben hat, sich als Gleicher zu Gleichen in die Gesellschaft der Reichen und Vornehmen zu drängen, mit dem gewissen Ruin des armseligen Wichts, mit einer abgeschnittenen Kehle, oder mit Einrangirung unter das Heer von Spielgaunern, welches Newyork ausplündert, oder im besten Falle mit jenem Scheinleben des vergoldeten Dandy enden muß, welcher sich um die Mittagszeit zwischen den Säulen des Astorhaus-Portals die Zähne stochert, während er daheim hinter dem Vorhange mit einem Cracker und einem Majoranwürstchen den knurrenden Magen beschwichtigt hat. Die Entstehungsgeschichte eines solchen Dandy ist fast immer melancholischer Natur, die Art dagegen, wie er besteht, ist Futter für den Humor. Man weiß von mehr als einer Familie, die ohne Abendessen zu Bette geht und hungrig aufwacht, damit der Papa sich ein Reitpferd halten und sich bei Niblo sein Bürgerrecht in einer Sophaecke wahren kann, und oftmals kann man auf seine Kosten Champagnerpfropfen knallen hören, während der Krämer an der Ecke ihm kaum ein Nösel Essig borgen würde.

Nun denn, jeder nach seinem Geschmack! Wenn es ihm beliebt, seine Behaglichkeit dem Scheine der Vornehmheit zu opfern, wer wollte ihn verdammen? Von denen, die hier auf den Schein spekuliren, sind nicht viele so harmlos. Da z. B. der Hausmittelverkäufer mit seinen Pillen, die alles Mögliche heilen sollen, während sie im günstigsten Falle Semmelmehl mit Salbeitinktur sind, was für ein Recht hat er, über unsern armen Dandy mit der vornehmen Haut zu lachen? Oder da, der Herr Mockauktionator mit dem meilenweiten Gewissen, welcher der Einfalt vom Lande tombackne Uhren für den Spottpreis von zwanzig Dollars und gläserne Juwelen für das Lumpengeld von einem Eagle zuschlägt — he, was hat er über den Splitter im Auge des Schluckers die Nase zu rümpfen, welcher vermittelst einer Wohnung oder eines Rocks oder eines gelegentlichen Traktaments, wozu er sich im Stillen das Geld abgedarbt hat, seine Stellung unter den vornehmen Leuten und manchmal ein gutes Diner, zuweilen auch eine kleine Anleihe auf den Tag, wo alle Schuldbücher durchgestrichen werden, sich sichert? Oder der feiste Herr Doktor da mit der Uhr in der Hand und dem Daumen am Pulse, der eine Miene macht, so weise wie die Eule der Minerva, und nicht die Ahnung hat von dem, was seinem Patienten fehlt — darf dieser unverschämte Charlatan wohl mit einigem Scheine des Rechtes die Achsel über unsern Vergoldeten und seine Täuschung zucken, die eben so sehr Selbsttäuschung ist?

Aber wir gerathen da auf ein Thema, unterbrach sich unser Freund, welches genau genommen nicht hieher gehört. Sehen wir uns lieber nach der dritten Species des Gegenstandes unserer Vorlesung um. Der Dandy von purem Messing verdient im Grunde den Namen eines Dandy nicht, und er wird hier nur mit aufgeführt, weil manche Leute ihn vermissen könnten. Er ist eine Sorte Rüpel, ähnlich den einstigen Renommisten auf deutschen Universitäten, aber bei weitem nicht so unschuldig, um vieles ungezogener

und gewöhnlich ohne eine Spur von Courage. Der messingene Dandy ist ohne Mühe zu erkennen, während die beiden andern Arten sich der Beobachtung mehr oder minder entziehen. Sein Aeußeres ist immer, was wir mit dem terminus technicus »flashy« ausdrücken, obwohl das Wort „wahnwitzig abgeschmackt" das Wesen desselben weit richtiger bezeichnen würde. Sein Anzug ist nach jener pfahlbürgerlichen Ansicht vom Vornehmen gewählt, nach welcher die Erhabenheit über Andere damit zu documentiren ist, daß man sich möglichst verschieden von diesen Andern kleidet. Bei einem Manne von Kopf kann dieser Ehrgeiz allerdings unter Umständen einen Dandy erzeugen, ein mittelmäßiger Geist dagegen wird dadurch unabänderlich zur Carrikatur. Ruf und Auszeichnung durch den eigenthümlichen Schnitt der Rockschöße oder Vatermörder erstreben oder sich durch die seltsame Farbe seiner Westen und Beinkleider bemerkbar machen, heißt dem lieben Gotte die Ehre, Menschen gemacht zu haben, stehlen, um sie der Schneiderinnung in die Lade zu legen. Der messingene Dandy trägt eine Weste, so lang wie ein Paletot, und einen Paletot, so kurz wie eine gestittete Weste. Die Quarrés seiner Hosen sind so breit wie die Fensterscheiben des Ladens, worin er das Zeug dazu gekauft, sein Spazierstock ist so kurz wie ein Zahnstocher, das Muster seines Halstuchs so bunt wie ein neugeborener Regenbogen. Anmuthig, he, nicht wahr? Aber sagen Sie einmal aufrichtig, ob dann König Jocko Bungy von den Menschenfresserinseln nicht ein weit vollkommenerer Dandy ist, wenn er sich Fischgräten durch die Nasenflügel schiebt und seine Beine durch die Aermel einer rothen Musketierjacke steckt? Man darf nicht überall von der Schale auf den Kern, oder vom Kleide auf's Herz schließen, gewiß nicht; sonst wäre ein Gericht Fliegenpilze eine empfehlenswerthe Speise, und das Austernessen würde noch heute nicht erfunden seyn. Bei Stechäpfeln jedoch und Kröten trifft das Auge ohne weiteres das Rechte, und beim messingenen Dandy ebenfalls. Er ist, um es kurz zu sagen, ein fashionabler Loafer, und zwar einer von der schlimmsten Sorte. —

Hier wurde unser Gespräch durch einen Bekannten unseres Philosophen unterbrochen. Da indessen das Wort, welches das Punktum der Explikation bildete, eine Erklärung verlangt, welche unseres Wissens dem deutschen Publikum noch nie mit der nöthigen Gründlichkeit gegeben worden ist, so wollen wir im Folgenden, aus andern Quellen schöpfend, den Versuch machen, zu errathen, was unser sachkundiger Freund Weiteres mitgetheilt haben würde.

Ein Fremder kann ein Jahr in Newyork leben und alles mögliche Seltsame von Loafern, Rowdies, Shortboys und Rockboys hören und lesen, ohne je ihre Bekanntschaft zu machen, es wäre denn, daß der Zufall oder ein guter Führer ihn zu einem großen Brande oder zu einem Fackelzuge oder zu einem Musikfeste in Biddles Grove oder etwa zu einem der berüchtigten Hetärenbälle auf Coney Island brächte. Ein anderer Weg, sie kennen zu lernen, der nämlich, sich des Nachts zu verspäten, sich in eine dunkle Alley zu verirren und sich dort mit ihrem Slungshot niederschlagen und die Taschen leeren zu lassen, ist jedenfalls weniger angenehm. Sehen aber muß man sie; denn niemand kann sich rühmen, Newyork (und dasselbe gilt von Philadelphia, Neworleans und Cincinnati) einigermaßen beurtheilen zu können, ohne seine Studien auf die Gewohnheiten und den Charakter der „Bho-oys" ausgedehnt zu haben.

Selbst die große Masse der Amerikaner scheint mancherlei falschen Meinungen über diese Klasse der Gesellschaft zu huldigen. Die Presse und die Bühne unterstützen derartige Ansichten, die nur die Schattenseite beachten und deßhalb wenigstens halbe Irrthümer sind. So sahen wir im Bowerytheater ein Stück, welches sich als einen Ausschnitt aus dem Leben eines Bho-oy betrachtet wissen wollte, und dessen Held in der That vom Publikum bereitwillig genug als Abklatsch der Wirklichkeit anerkannt wurde. Dennoch war das Porträt nicht so getroffen, wie zu wünschen gewesen wäre, indem es lediglich die gemeinen und niederträchtigen Züge des Typus darstellte, der auf dem Theaterzettel figurirte. Freilich, ein Spiegel der Zustände, so getrübt und verschroben wie die amerikanische Bühne, konnte nicht wohl etwas anderes als Grimassen, Possen und Rohheiten wiedergeben, und so geschah es, daß, während der Bho-oy an sich manche edle und wahrhaft männliche Eigenschaften besitzt, der Jake oder Sykesey, den wir im Bowerytheater sich tummeln sahen, nichts Geringeres und nichts Besseres als ein ausgemachter Schurke war, zu schlecht für den Strick des Mohren im Fiesko. Der Bho-oy, wie jener Dramenschreiber sich ihn gedacht hatte, war nur in so fern richtig aufgefaßt, als das Wort gleichbedeutend mit Loafer und Rowdy ist, das heißt, als man darunter einen liederlichen Bummler, Gauner und Händelmacher versteht, und es ist beklagenswerth genug, daß man, statt auf die sittliche Hebung der Zuschauer durch Darstellung der Lichtseite des ihnen vorgeführten Charakters hinzuarbeiten, nur darauf ausging, sich durch ein Conterfey ihrer Brutalität und Niederträchtigkeit Beifall und Erfolg zu sichern. Allein, das ist eine Geldfrage, und zudem, sollten wohl unsere Bühnen mit ihrer Vorliebe für französischen Effektspektakel sich von der hier berührten Sünde bloß einen Splitter in's Auge gestochen haben? Auf alle Fälle dürfte als ausgemacht anzunehmen seyn, daß hier wie dort mancher junge Mann, der noch zwischen dem Gebote seines bessern Wissens und dem Drängen verdorbener Gelüste schwankte, durch den Anblick ähnlicher Schauspiele und durch den Applaus, welchen der üble Geschmack des Publikums

ihnen spendete, dahin gebracht worden ist, auf dem Wege des Verderbens weiter zu gehen.

Eine andere der Berichtigung bedürftige Meinung ist die, daß die Begriffe Feuermann und Loafer synonym seyen. Man weiß, daß in Amerika die Löschanstalten durchweg in den Händen von Privaten sind, welche sich in Gesellschaften organisiren, ihre eigenen Spritzen und Spritzenhäuser besitzen und alle erforderlichen Dienste mit eben so viel Uneigennützigkeit als Geschicklichkeit leisten. Weil sich nun unter diese Tausende wackerer Jungen ein paar Hundert gesetzverachtende Störenfriede und Bärenhäuter mischen, welche in den Austerkellern dritten Ranges und den Grogschenken herumlungern, um beim ersten Anschlagen der Feuerglocken des Skandals und Spektakels halber herauszufahren, so nimmt mancher es für klar erwiesen an, daß die Mitglieder der Feuercompagnien sammt und sonders von ähnlichem Schlage sind. Daß dem nicht so ist, daß die ungeheure Mehrheit der Firemen mit jenen Lazzaroni der Manhattanstadt nichts gemein hat, daß diejenigen, welche bei Bränden wirklich die schwere Arbeit thun und sich der Gefahr aussetzen, ehrenwerthe, fleißige Bürger sind, die vom Grund ihres Herzens das Treiben der Gesellen verachten, welche sich ihnen zu Kameraden aufdringen, sind Dinge, die einem jeder Vorurtheilslose sagen wird. Die Herren von der deutschen Emigration muß man in derlei Angelegenheiten freilich nicht zu Rathgebern und Richtern wählen; denn von diesen haben die meisten daheim zu lange Alles über einen Kamm geschoren, als daß sie sich in Amerika noch hätten gewöhnen können, den Ausnahmen von der Regel das Daseyn zu gestatten. Wir fanden mehrmals Gelegenheit, mit den Leuten im rothen Hemde * zu verkehren, und immer hörten wir sie mit Entrüstung von den Banden verworfenen Gesindels sprechen, welche das Ehrenkleid des Feuermanns anlegen, um darin ungestraft Unfug zu verüben, und deren höchster Ehrgeiz darin besteht, vom Faullenzen zu leben und „mit der Spritze zu laufen."

Diese Bursche, welche man, wo ihre Arbeitsichen hervorgehoben werden soll, als Loafers, wo dagegen ihre Raufsucht gemeint wird, als Rowdies bezeichnet, sind gewöhnlich die »Fancy-men« gewisser Priesterinnen der cyprischen Göttin, welche sie von dem Ertrage ihres Handwerks mit den Fonds versehen, von denen sie sich nähren. Den Tag über liegen sie in den Kegelbahnen, Wirthshäusern und Schenkstuben herum, sonnen sich an den Ecken, lauern mit einem Hausirkrame oder als Mäkler an den Landungsplätzen auf Fremde, die sich betrügen lassen, oder helfen in einer Trugauction einen einfältigen „Herrn Grünhorn" übertölpeln. Die besser gestellten schwärmen als messingene Dandies über den Broadway, oder locken reiche Gimpel in aristokratische Spielhöllen, oder führen prächtige Frauenzimmer von der Gilde der babylonischen Scharlachdame als aufmerksame Brüder um die Batterie spazieren. Sobald aber die Nacht kommt, ziehen sie einen vollständig neuen Menschen an. Sie durchstreifen mit ihrer Lieblingswaffe, dem Slungshot, zuweilen auch mit Bowiemesser und Revolver in der Tasche, die Winkel und Seitengäßchen der Stadt nach Abenteuern. Einige legen sich in einsamen Quartieren und dunkeln Alleys in den Hinterhalt, um Vorübergehende, die sich nicht vorsehen, zu Boden zu schlagen und zu berauben. Andere machen sich den Spaß, das Feuerzeichen zu geben, um während der Aufregung im Trüben fischen zu können. Wieder andere lauern Frauen auf, die sich auf dem Heimweg verspätet haben, und die Blätter enthielten während unseres Aufenthalts in Newyork mehr als einmal haarsträubende Geschichten von der Bestialität, mit welcher diese Buben gegen das andere Geschlecht verfahren, wobei die sonst gut organisirte Polizei sie nicht stören kann oder will. Sie sind gewöhnlich zu schlau, um eigentliche Diebe zu werden, und hüten sich, für etwas Geringeres als einen vielversprechenden Raubanfall oder einen einträglichen Messerstich Gefahr zu laufen, in's Zuchthaus gesteckt zu werden.

* Die Tracht der Firemen, in welcher sie bisweilen bei Feuern und stets bei öffentlichen Aufzügen erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Erfüllte Wünsche.

Eine Erzählung.

III.

Marie.

Unter dem Portale ihres heimathlichen Schlosses trat der Gräfin ein schönes Mädchen entgegen eine Blondine, aber keine schwächliche, schmachtende, zarte, sondern eine blühende, üppige, im ersten Schmelz der Jugend prangende, eine eben erschlossene Centifolie.

„Wie lange sind Sie ausgeblieben, Frau Gräfin! Ich habe kaum Ihre Rückkunft erwarten können," sagte sie mit einer fröhlichen, lerchenhaften Stimme, indem sie die Hand Violantens küßte, die mit mütterlichem Wohlgefallen die reine Stirne des Mädchens mit den Lippen berührte. — „Willst du eine Partie Federball mit mir spielen, Marie?" fragte Gaston. — „Diesen Wunsch mußt du aufgeben, liebes Kind," fiel Violante ein. „Marie geht jezt mit mir, ich habe sie so lange entbehrt und habe einiges mit ihr zu besprechen." Gaston sagte nichts, aber mit einem etwas trotzigen Gesicht wandte er sich ab und ging die Allee hinunter.

Violante war Gastons üble Laune bei ihrem Ausspruch nicht entgangen und sie dachte mit Schrecken daran, daß ihr Schwager mit seiner Warnung Recht haben könnte, doch beruhigte es sie, daß wenigstens Marie heiter und gefällig wie immer war und keine Spur von Verstimmung verrieth. Bei Marie war diese Freundlichkeit keine Verstellung, denn die Gesellschaft Violantens war ihr unendlich lieber als die Gastons, und ihre süßeste Befriedigung war es, sich der Gräfin nützlich zu machen. Ihre Dankbarkeit gegen die edle Frau kannte keine Grenzen, und freilich war auch diese Dankbarkeit eine wohlbegründete.

Vor sechzehn Jahren hatte eine arme Frau aus dem Dorfe sie als einjähriges Kind auf das Schloß gebracht und dabei folgendes erzählt: In aller Frühe war sie ausgegangen, um, ehe ihre Kinder erwachten, im Walde Holz zu sammeln; da begegnete ihr vor den ersten Häusern des Dorfes eine verschleierte Dame, die ein Kind auf dem Arme trug. Die Dame rief sie und sagte ihr, unweit von da, im Walde, sey ihr Wagen gebrochen und der Postillon mit den Pferden zurückgeritten nach der lezten Station; sie selbst, weil sie die frische Morgenluft für das Kind fürchte, habe sich nach dem Schlosse auf den Weg gemacht, da sie die Gräfin kenne und diese sie aufnehmen werde, bis der Wagen ausgebessert sey. Ihr Mädchen habe sie beim Wagen zurücklassen müssen, da er viel werthvolles Gepäck enthalte. Jezt aber sey ihr das Kind zu schwer, und so bitte sie die Frau, der sie zugleich ein Geldstück in die Hand drückte, ihr das Kind bis zum Schlosse zu tragen. Die Frau nahm sogleich das Kind, während seine Mutter hinterher ging. Plötzlich blieb die fremde Dame stehen und sagte: „Ich habe etwas im Wagen vergessen und muß zurück. Bringt einstweilen mein Kind auf das Schloß, und da die Gräfin noch schlafen wird, so übergebt es der Kammerfrau; ich kenne die gute Georgine schon lange, sie soll mir das Kind bewahren, bis ich komme." Darauf küßte sie das Kind und sagte zu ihm: „Adieu, Mariechen, ich komme gleich, Adieu!" Der armen Frau fiel es auf, daß die Dame das Kind immer wieder von neuem küßte und dabei zu weinen schien. Endlich aber riß sie sich los und eilte in den Wald zurück, die Bäuerin aber trug das Kind, das anfangs seiner Mutter nachrief, sich aber bald beruhigte, auf das Schloß und brachte es der Kammerfrau, wie ihr die Dame befohlen.

Die Kammerfrau war sehr verwundert und wußte durchaus nicht, wem das Kind gehören möge, nahm es aber in ihrer gutmüthigen Weise freundlich auf und erwartete von Minute zu Minute die Ankunft seiner Mutter. — Als das Kind in's Schloß kam, war es sechs Uhr, einige Stunden später stand die Gräfin auf, aber die Mutter des Kindes war noch nicht erschienen. Georgine erzählte alles der Gräfin, die sogleich nach dem Kind verlangte. — Es war ein reizendes, blondlockiges Ding mit den schönsten blauen Augen, einfach, aber doch wie ein Kind der höheren Stände gekleidet. Es sprach nur einzelne abgebrochene Sylben und war wie Kinder seines Alters einem Fremden ganz unverständlich.

Violante schickte sogleich Leute auf den Waldweg in der Richtung, welche die Bäuerin angab, aber nicht die Spur eines Wagens oder überhaupt eines Menschen war zu entdecken, und wenn die Gräfin an die Rührung der Frau beim Abschied dachte, wovon die Bäuerin erzählt, so stieg in ihr der Verdacht auf, daß die Mutter des Kindes nicht heute, vielleicht nie mehr auf dem Schlosse erscheinen werde. Es wurde Abend und niemand kam. Das Kind hatte sich wunderbar in die neue Umgebung gefunden; zuweilen rief es nach

seiner Mutter, aber wenn man ihm dann ein Spielzeug reichte, vergaß es wieder sein Verlangen. Abends beim Auskleiden fand die Kammerfrau, daß die Kleine ein seidenes Täschchen an einer Schnur um den Hals trug, und in dem Täschchen einen Brief, überschrieben an Gräfin Violante. Georgine eilte sogleich damit zu dieser. Der Brief war nicht unterzeichnet und enthielt nur die Worte: „Um der Barmherzigkeit des ewigen Gottes willen, gnädige Gräfin, nehmen Sie sich meines Kindes an. Es ist an demselben Tage wie Graf Gaston geboren und hat in der Taufe die Namen Marie Elfriede erhalten. Die unglückliche Mutter wird vor ihrem Tode sich nennen; jetzt ist ihr nichts vergönnt, als der edelsten Dame, der milden und großmüthigen Gräfin Violante zu betheuern, daß sie keine Unwürdige ist und in glücklicheren Zeiten von ihr gekannt und beschützt wurde."

Die Gräfin war von diesen Zeilen sehr erschüttert, und sie erhoben die Ahnung, die sie beim Anblick des Kindes gehabt, zum festen Gedanken: Marie konnte nur die Tochter ihres Gesellschaftsfräuleins seyn, jener Felicitas von Werther, welche wenige Wochen vor dem Tode ihres Gemahls plötzlich aus dem Schlosse verschwunden war. Sie theilte der treuen Dienerin ihre Vermuthung mit und diese eilte sogleich zu der armen Frau, um von dieser eine möglichst genaue Beschreibung der Persönlichkeit der Mutter des Kindes zu erhalten. Was die Frau ihr darüber sagen konnte, war nicht viel, denn die Fremde war, wie schon erwähnt, verschleiert gewesen, aber dieses wenige stimmte, was Größe, Farbe des Haars, Haltung und Gang betraf, vollkommen mit der Person des vermißten Fräuleins überein.

Marie wuchs mit Gaston auf, und außer der Gräfin und Georginen hatte niemand die leiseste Ahnung von der Herkunft der Kleinen. Man dachte, der Ruf der Menschenliebe und Mutterliebe der Gräfin habe irgend eine fremde Abenteurerin bewogen, ein ihr lästiges Kind im Schlosse unterzubringen. Das Mädchen, das der Gräfin von Jahr zu Jahr lieber und zuletzt unentbehrlich geworden, war dieses jetzt doppelt, da Violante daran denken mußte, Gaston die Hochschule beziehen zu lassen. Der Gedanke, sich von ihrem Kinde zu trennen, war ihr so schrecklich, daß sie sich jedesmal mit Schauder davon abwendete. Ihres Schwagers Warnung wegen Marien bestimmte sie aber jetzt doch sich dieser Nothwendigkeit zu fügen; nur wollte sie auch Marien noch prüfen.

Als sie oben im Zimmer sich niedergelassen, die Gräfin in ihrem gewöhnlichen großen Sessel, Marie auf einem niedern Tabouret daneben, sagte sie freundlich, dem Mädchen die blonden Haare aus der Stirne streichend: „Ich will mit dir reden wegen deiner selbst, Marie; es ist jetzt die höchste Zeit deiner Erziehung den Abschluß zu geben." — „Was haben Sie über mich beschlossen?" fragte das Kind, indem es aufmerksam zu ihr aufsah. — „Ich denke daran, dich auf ein Jahr in eine Pension nach Paris oder Brüssel zu schicken; du wirst dort einsehen, was dir noch mangelt, und es mit dem Eifer, den ich immer an dir gekannt, nachholen." — „Ist das durchaus nöthig?" fragte Marie mit traurigem Blick, und Violante, diese Stimmung mißdeutend, sagte: „Gaston muß auch noch in diesem Jahre die Universität beziehen."

„O das ist gut!" rief Marie, jubelnd in die Hände schlagend. „Dann können Sie mich nicht fortschicken, dann können Sie mich nicht entbehren!" — „Bist du dessen so sicher?" — „Ob ich es bin! Sie können doch nicht allein hier bleiben. Wenn Gaston fort ist, muß ich nicht nur Sie trösten über seine Abwesenheit, ich muß ihn auch zu ersetzen suchen, so gut es eben möglich ist." — „Aber, liebes Kind, du selbst —" — „Ich selbst habe dann zum erstenmal in meinem Leben Gelegenheit, mich Ihnen dankbar zu erweisen für Ihre unbegrenzten Wohlthaten." — „Marie!" — „Warum soll ich das nicht sagen? Nehmen Sie meiner Armuth nicht diese einzige Befriedigung!" Und mit überströmenden Augen preßte das arme Kind die Hand seiner Wohlthäterin an die Lippen.

Violante legte tief gerührt die andere Hand auf den dichten Scheitel des Mädchens. — „Weine nicht, mein Kind, du bist nicht arm, du bist reich an Lieblichkeit und Herzensgüte, an Jugend und strahlender Gesundheit." — „Mein einziger Reichthum ist die Erziehung, die Sie mir gegeben. Haben nicht dieselben Lehrer, die Sie aus allen Ländern kommen ließen, um Ihrem einzigen Sohn eine seiner Geburt würdige Erziehung zu geben, auch mir, dem aufgedrungenen Kind der Fremden, dem namenlosen Findling, alle ihre Sorgfalt widmen müssen?" — „Wer hat dir das gesagt?" fragte die Gräfin erschrocken; „habe ich dir nicht gesagt, du seyest das mir anvertraute Kind einer Freundin?" — „Wer mir das gesagt hat? O, das weiß ich schon lange! Das habe ich, als ich noch ganz klein war und mit Gaston spazieren geführt wurde, aus den Spottreden der Dorfkinder heraus gehört. Und jetzt muß ich es gestehen, lange, lange, wenn ich einsam war, habe ich mit meinem Stolze schmerzlich zu kämpfen gehabt. Ein Findling! Es ist schrecklich, so namenlos in der Welt zu stehen! Oft habe ich Nachts auf meinen Knien gelegen und gerufen: O nur einen Vater und eine Mutter, und wären es auch die ärmsten Leute, nur nicht dieses schimpfliche Dunkel, das die abscheulichsten Vermuthungen in sich bergen kann! Diesen schrecklichen Gedanken habe ich jetzt nach und nach mehr in den Hintergrund meiner Seele gedrängt; ich sage mir, daß ich in der Zukunft suchen muß, was mir die Vergangenheit versagt — die Liebe einer Mutter!" — „Weihe ich dir denn diese Liebe nicht,

mein armes Kind?" — „Gott," rief Marie laut schluchzend, „Gott gebe mir Gelegenheit, sie zu verdienen!"

Die Lippen der Gräfin zuckten schmerzlich und sie dachte an die Worte ihres Schwagers. Sie sagte: „Wünsche das nicht, mein Kind, Vergeltung ist oft eine schwere Pflicht." — „Mir kann sie das niemals werden; selbst für Sie zu sterben wäre mir das höchste Glück." — „Glaube mir, es gibt weit Bittereres als der Tod!" — „Was ich um Ihretwillen trage, ist mir süß!" rief Marie mit dem vollen Enthusiasmus der Jugend. — „Auch wenn du mir zu Liebe etwas — etwas anderes — etwas dir Liebes opfern solltest?" fragte die Gräfin stockend. — „Da Sie mir immer das Liebste sind, ist mir kein Opfer denkbar, das ich nicht gerne brächte." — „Wenn aber," fuhr Violante leise fort — „wenn du einmal jemand mehr lieben solltest als mich?" — „Das werde ich nie!" — „Auch nicht deinen künftigen Gatten?" — Eine dunkle Röthe überzog plötzlich die Stirn der Siebzehnjährigen, aber die Gräfin ruhig anblickend, sagte sie ernst: „Ich werde nie heirathen!" — „Warum nicht, wenn einmal später ein würdiger Mann sich um dich bewirbt und ich seine Fürsprecherin bei dir werde?" — „Nie, auch keinen aus Ihrer Hand. Das ist das einzige, worin ich Ihnen nie gehorchen werde." — „Warum aber?" — „Weil," sagte Marie offenbar mit Ueberwindung, „weil ich zu stolz bin, um vor allen Dingen die Nachsicht meines Gatten in Anspruch zu nehmen. So lange ich niemand angehöre als Ihnen, hat auch niemand das Recht, mir meine dunkle Geburt vorzuwerfen. Sie werden es nie thun, und ob die Fremden sich's erlauben, das ficht mich jetzt nicht mehr an, das habe ich überwunden." — Ihre abwechselnde Röthe und Blässe bezeugte aber, daß sie diesen Schmerz noch keineswegs überwunden.

Violante fuhr fort: „Aber wenn ich todt bin?" — „Wenn der Himmel mir wirklich auferlegt, Sie zu überleben, so gehe ich weit fort — dahin, wo mich niemand kennt." — „Aber," sagte Violante mit Ueberwindung, „Gaston würde dich vermissen, er liebt dich wie eine Schwester." — „Er wird mich bald vergessen; er wird sich vermählen." — „Wenn er, wie ich hoffe, eine liebenswürdige Frau wählt, so wird sie dir nach meinem Tode mich zu ersetzen suchen." — „Niemals! Seine Gemahlin kann nicht so gut und mild seyn wie Sie, solch ein Herz schlägt nur einmal auf der Welt. Sie wird sich nie herablassen, das namenlose Mädchen, den Findling wie ihres Gleichen zu behandeln, und das ist ja auch unmöglich. Nein, das Unmögliche kann ich nicht verlangen, aber das, was natürlich kommen würde, auch nicht ertragen. Sie haben mich verwöhnt."

Die Gräfin war nun zu ihrer großen Beruhigung überzeugt, daß Marie ihren Sohn nur wie einen Bruder liebe. Was sie längst gewollt, ohne es recht zu wissen, wurde in diesem Augenblick in ihr zum bewußten Entschluß: sie wollte in ihrem Testament für Marie auf eine Weise sorgen, daß ihr die volle Selbstständigkeit bewahrt blieb.

IV.

Gaston.

Gaston, der müde war, sich unten im Garten herumzutreiben, trat ein. Er öffnete den Flügel und legte die Noten eines Volkslieds auf, das er besonders gern von Marien singen hörte. Marie sang wie immer, Gaston begleitete sie und hörte ihr wie immer zu, aber Violante bemerkte zum erstenmal die Aufregung, worin ihn jedesmal der Gesang des schönen Mädchens versetzte. „Eberhard hat Recht," sagte sie zu sich, „die Kinder müssen getrennt werden."

„Du weißt, mein lieber Sohn," begann Violante, als Gaston neben ihr Platz genommen, „daß dein Vormund mit mir darin übereinstimmt, daß du bald eine Universität beziehen mußt, wohin natürlich Doktor Kerkholz dich begleiten wird." — Mit sichtbarem Erschrecken fragte Gaston: „Aber doch jetzt noch nicht? diesen Herbst noch nicht?" — „Warum nicht?" sagte Violante mit einem so großen Aufwand von Heroismus, um ruhig zu scheinen, daß es beinahe ihre Kräfte überstieg und ihr die Stimme versagte. — „Daran denkst du im Ernst nicht!" rief ihr Sohn aufspringend.

Violante wäre noch gestern bei diesen Beweisen von ihres Sohnes Abneigung, das Schloß zu verlassen, in die dankbarste Rührung versetzt worden und hätte sie einzig und allein der treuen Liebe zu ihr zugeschrieben, aber heute lagen ihr Eberhards Worte zu sehr im Sinn und sie war jetzt fest überzeugt, daß die Neigung zu Marien die Hauptquelle seiner Anhänglichkeit an die Heimath war. Dieser Gedanke zog ihr das Herz zusammen und sie antwortete in strengerem Tone, als sie ihn sonst dem verwöhnten Kinde gegenüber anzunehmen pflegte: „Es ist mein fester Entschluß, daß du in einigen Wochen gehst und du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn du schon morgen früh deinen Oheim von meinem Wunsche in Kenntniß setzen und mit ihm das Nähere besprechen wolltest, namentlich was die Wahl der Hochschule betrifft, die du zuerst beziehen sollst." — „Aber warum denn plötzlich solche Eile? Ich habe ja noch Zeit genug! Die wenigsten jungen Leute beziehen schon in meinem Alter die Universität." — „Desto mehr Ehre für dich," sagte Violante gezwungen lächelnd, „und Herr Kerkholz hat mich schon vor einem Jahr versichert, daß du für die Hochschule reif seyest."

Gaston antwortete nicht, denn er wußte der ungewöhnlichen Festigkeit seiner Mutter nichts entgegen zu setzen, als einen kleinen Trotz. Als ob sie diesen Trotz gar nicht bemerkte, sprach Violante nun in heiterem Ton zu Marien, die eben so antwortete. Gaston nahm erst nach längerer Zeit wieder Antheil am Gespräch, aber immer nur widerstrebend und von den beiden

Frauen dazu aufgefordert. — Auch als Gaston seiner Mutter wie gewöhnlich zur Nacht die Hand küßte, that er es zum erstenmal in seinem Leben mit grollendem Herzen. Violante bemerkte wohl den Unterschied zwischen diesem und seinem gewöhnlichen Abschied, aber auch dieß überwand sie, und als sey alles im gewöhnlichen Gleise, sagte sie wie immer: „Gott mit dir, mein Kind!“

Am folgenden Morgen erschien er beim Frühstück ernst und niedergeschlagen. Violante hatte aus Kummer die ganze Nacht kein Auge geschlossen, aber sie wußte dieß vor den beiden Kindern zu verbergen. Als Gaston das Zimmer verlassen wollte, rief sie ihn zurück und sagte: „Sage doch deinem Oheim, daß ich ihn um einen Besuch bitte.“

Gaston beugte das Haupt zum Zeichen des Gehorsams und verließ das Zimmer. Unten ließ er sich ein Pferd satteln und trabte mit seinem Reitknecht nach Neu-Cronberg. Wenn er zu Pferd saß, war er immer der Vormundschaft seines Hofmeisters ledig, denn so oft sich Herr Kerkholz auch schon im Sattel versucht, so hatte das immer ein für ihn so demüthigendes Ende genommen, daß er es endlich aufgegeben, wodurch der junge Graf in seiner Leidenschaft für das Reiten nur bestärkt worden war; es schmeichelte seiner jugendlichen Eitelkeit nicht wenig, mindestens in diesem Punkte seinem Lehrer überlegen zu seyn. Graf Eberhard konnte es sich selbst vor Gaston nicht versagen, über den steifen Hofmeister zu spotten, so sehr auch Violante ihn davon abzuhalten suchte. Gaston natürlich fand großes Vergnügen an diesen Späßen seines Oheims, wie er denn überhaupt sehr gern in dessen Gesellschaft war.

Violante hatte niemals ihrem Sohn ihre Abneigung gegen Eberhard verrathen. Sie war überhaupt zu feinfühlend und zu wohlerzogen, um einem so jungen Gemüthe irgend ein unangenehmes Gefühl einimpfen zu wollen, und hier würde es ihr als ein ganz besonderes Unrecht erschienen seyn, da Eberhard der Bruder seines Vaters und im Falle ihres Todes, den sie immer vor Augen sah, des Jünglings einziger Rathgeber war und als sein Vormund über ihn zu beschließen hatte. Daß übrigens Violantens kaltes Benehmen gegen ihren Schwager einem so aufgeweckten Kopf wie Gaston nicht aufgefallen seyn sollte, ist nicht anzunehmen; aber glücklicherweise schrieb er es wohl einzig und allein dem Umstande zu, daß Eberhard die unschuldige Ursache des Todes seines Vaters gewesen und Violante diesen Eindruck nicht vergessen und verwinden könne.

Eberhard selbst bemühte sich natürlich, das Herz seines Neffen zu gewinnen. Konnte nicht die kränkliche Violante täglich aus dem Leben scheiden, und hing es dann nicht von Gaston ab, dem von ihm geliebten Vormunde auch nach seiner Mündigkeitserklärung noch einen Theil der Macht und der Verwaltung der Güter und des Vermögens zu lassen? Eberhard hatte wahrhaftig nicht Lust, alles aus den Händen zu geben und mit einer kleinen Leibrente in irgend einer benachbarten Stadt eine unbedeutende Rolle zu spielen. Schon am Schluß des zweitfolgenden Jahres, beim Eintritt in sein zwanzigstes Jahr, wurde Gaston nach den Hausgesetzen mündig, also in einem Alter, wo alles hoffen ließ, daß der junge Mann dem Vergnügen mehr Zeit widmen werde als der Verwaltung seiner weitläuftigen Güter.

Eberhard entging es nicht, daß Gaston heute mit verdrießlichem Gesicht bei ihm eintrat. Er ahnte die Ursache. „Nun, Gaston, was bringst du mir Neues?“ sagte er, mit gewinnender Freundlichkeit ihm die Hand entgegenstreckend. — „Meine Mutter will, ich soll fort von hier, eine Universität beziehen und deßhalb Ihren Rath einholen, wohin ich zuerst gehen soll.“ — Der kluge Eberhard errieth alles, aber er fragte scheinbar verwundert: „Aber, mein lieber Junge, warum verkündigst du mir das nicht mit einem Jubelgeschrei? Ich bin bei diesem Wendepunkt meines Lebens allen Bewohnern des Schlosses vor Freude um den Hals gefallen.“ — „Ich freue mich nicht, mir thut es im Gegentheile leid, das Schloß zu verlassen,“ sagte Gaston kurz. — „Natürlich um deiner Mutter willen. Sie ist so kränklich, deiner Pflege so sehr bedürftig, wenn du gehst, ganz und gar verlassen.“ — „O das nicht. Marie wird sie nichts vermissen lassen.“ — „Ja, ja, Marie mag wohl ein gutes Mädchen seyn.“ — „Sie ist viel mehr als das! Sie ist ganz vortrefflich, die Güte, die Sanftmuth, die Bescheidenheit —“ — „Und die Schönheit selbst!“ fiel der ältere Graf lächelnd ein.

Gaston wurde dunkelroth, aber er beherrschte sich doch noch ziemlich und setzte gemessen hinzu: „Ja sie ist schön und so wohl erzogen wie die ersten jungen Damen des Landes; meine Mutter hat sie ganz wie eine Tochter gehalten und aufwachsen lassen.“ — „Ich weiß, ich weiß! Hast du wirklich gar keine Ahnung von ihrer Herkunft?“ — „Nein, aber es kommt mir zuweilen vor, als wisse meine Mutter und selbst die alte Georgine etwas darüber, obgleich, wenn man sie fragt, beide hartnäckig leugnen.“ — „Was sagte denn Georgine?“ — „Sie läßt hie und da Winke fallen, und einmal, als wir über den seltsamen Zufall sprachen, daß Marie mit mir an einem und demselben Tage geboren sey, sagte sie: Marie ist auch von vornehmer Geburt, und alles wird sich noch aufklären.“ — „Wenn das geschieht, kannst du ja Marien heirathen.“ — „Ich bitte Sie, bester Oheim, wer denkt daran!“ — „Nun, ich sage nur so.“ — „Wenn es einmal so weit kommen sollte, so seyen Sie fest überzeugt, daß Marie dann nicht nöthig hat, mir erst ihre vornehme Geburt zu beweisen.“ Und mit großem Pathos setzte er hinzu: „Ihr Charakter, ihre Erziehung und ihre Schönheit stellen sie jeder Fürstin gleich.“

Eberhard lachte. „Das sind Dinge, die man mit siebzehn Jahren denkt und ausspricht, mit siebenund-

zwanzig noch ausspricht, aber schon nicht mehr denkt, und mit siebenunddreißig weder denkt noch ausspricht."

„Aber wie kann ein so kluger Mann wie Sie den Zufall der Geburt so hoch anschlagen!" — „Gerade weil ich ein kluger Mann bin, mein Kind, und weiß, welchen Werth die Welt auf solche „Zufälle" legt." — „Aber Sie selbst für Ihre eigene Person verachten doch diese aristokratischen Thorheiten?"

Eberhard antwortete nicht gleich, weil er durch eine ehrliche Antwort seinen Neffen, an dessen Anhänglichkeit ihm viel lag, nicht verletzen wollte, und als Gaston gespannt zu ihm aufblickte, half er sich, indem er anstatt einer Antwort eine Frage aussprach; er sagte freundlich: „Gib mir erst dein Glaubensbekenntniß in dieser Sache, das meinige soll folgen." — „Werden Sie mich auch nicht auslachen? und vor allem nicht verrathen, selbst meiner Mutter nicht?" — Eberhard reichte ihm die Hand. „Du kannst auf mich zählen, mein Junge — und auslachen? dazu habe ich dich viel zu lieb." — „Nun wohl, Sie sind der erste, dem ich mein volles Herz öffne — Sie sollen den Fluch, das Unglück meines jungen Lebens kennen lernen!" — „Das Unglück deines Lebens? du erschreckst mich!"

Gaston ging ein paar Augenblicke in heftiger Erregung mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Eberhard stehen und begann in leidenschaftlichem Tone: „Seitdem ich denken und fühlen kann, ist mir das Leben bequem gemacht worden, jede Anstrengung entfernt, ja jedes peinliche Gefühl aus dem Wege geräumt. Nichts, gar nichts als Zuvorkommen, Lob und Entzücken habe ich von meiner Umgebung geerntet. Ich mochte noch so ungezogen, so störrisch und eigensinnig, noch so ungefällig, faul und egoistisch seyn, immer derselbe Ausruf: der junge Graf ist charmant, liebenswürdig, unvergleichlich! Ist das nicht zum Verzweifeln?"

Eberhard lachte laut auf. — „Sehen Sie, daß Sie mich auslachen?" — „Es klingt zu komisch, mein Junge!" — „Und doch ist es so begreiflich! Dieses ewige Loben und Hätscheln und Bewundern muß ja für Einen, der eine männliche Seele in sich fühlt, zuletzt die größte Demüthigung seyn!" — „Ich gebe freilich zu, daß deine Mutter dich zu sehr verwöhnt." — „Meine Mutter hat keine Schuld. Gott sey davor, daß ich sie anklage, denn ich könnte ihr doch nichts anderes vorwerfen als zu große Liebe. Nein, ich klage das Schicksal an, daß es mich in einem gräflichen Schloß, als den Erben von Reichthum, Titeln und Würden geboren werden ließ." — „Ist das dein Ernst?" — „Gewiß! Wäre ich ein einfacher, bürgerlicher Mensch, so hätte ich Freude auf der Welt; ich hätte die Genugthuung, durch meinen Fleiß, meine Kenntnisse einst das Alter meiner Mutter verschönern zu können, und die Welt würde mich darob achten. Jetzt kann ich faul, dumm und schlecht seyn, das ist alles einerlei, man wird doch immer finden, daß ich der charmante, liebenswürdige Graf Gaston bin."

„Oho, oho!" sagte Eberhard, „das macht doch einen Unterschied!" — „Vielleicht nur in der Art," sagte Gaston bitter, „wie die Leute in meiner Abwesenheit von mir reden würden; ich selbst würde die Wirkung meines schlechten Lebens nie bemerken, so lange meine Güter nicht gepfändet sind, meine Grafenkrone nicht zerbrochen ist." — „Wäre dein Vater noch am Leben, so hättest du doch wohl mehr Strenge und ein unnachsichtigeres Urtheil kennen lernen, aber die große Güte deiner Mutter —" — „Und die große Güte meiner Mutter kommt nur davon, daß sie eben weiter nichts zu thun hat als gut zu seyn. Wäre sie eine Bürgersfrau, so müßte sie strenger und deßhalb auch gerechter gegen mich seyn, so aber läßt sie mich gehen, denn — mein Schicksal ist gemacht!" — „Wenn du diese Ansichten wirklich schon lange hegst, dann wundert es mich, daß du noch so viel gelernt hast und noch so ein anständiger Mensch geworden bist."

Gaston lachte bitter auf. „Mich wundert es auch, aber was wollen Sie? Die Ameisen arbeiten auch von Natur; Reflexion ist es bei mir wahrhaftig nicht, aber ich kann nicht anders. Wie es eitle Frauen geben soll, die beim Anblick jedes schönen Kleides, das einer andern gehört, vor Neid gelb werden, so geht es mir mit dem Wissen. Ich könnte wie Eugen Aram einen Mord begehen, um meine Kenntnisse zu bereichern, warum, weiß ich selber nicht." — „Mir sind in meinem großen Bekanntenkreise schon viel kuriose Ursachen von Lebensunglück vorgekommen, aber diese da noch nicht. Sollte nicht vielleicht Fräulein Marie durch ihre Schönheit diesen demokratischen Tic ausgebildet haben?" — „Warum soll ich es läugnen? — ja, die Liebe zu ihr macht mir meinen Stand besonders verhaßt." — „Weiß Marie etwas von deiner Liebe?" — „Nein, gesagt habe ich ihr nichts und bemerkt scheint sie auch nichts zu haben; das zeigt mir ihre Unbefangenheit mir gegenüber. Ach, diese Unbefangenheit macht mich eigentlich recht unglücklich!" — „Das liegt doch wohl nur in den Verhältnissen, mein Kind, weil du der Sohn ihrer Wohlthäterin bist, und zweitens darin, daß ihr in gleichem Alter seyd. Für ein Mädchen sind siebzehn Jahre schon völliges Erwachsenseyn, für einen Mann ist es noch halbe Kindheit."

Gaston trat vor den Spiegel und strich statt aller Antwort den keimenden Flaum, der auf seiner rothen Lippe sich schon in sichtbar dunkler Färbung zeigte. — „Ja, ja," sagte Eberhard lachend, „eigentlich müßtest du schon deinem Kammerdiener ein Paar Rasirmesser kaufen!" — „Rasiren? Ich lasse meinen Bart wachsen." — „Thue das nach deinem Belieben," versetzte Eberhard ernsthaft, „aber um auf Marien zurück zu kommen: du darfst ihr jetzt keine Erklärung machen. Versprich mir das; ich verspreche dir dagegen, daß ich Schildwache

stehen und jeden, der sich deiner Auserwählten nähert, dir sogleich denunciren will.“ — „Wenn Sie das thun wollen, Oheim, so will ich nichts sagen; ich glaube ohnedem kaum, daß ich es herausbrächte.“ — Eberhard sprach nun von Gastons Studien, der Wahl einer Hochschule und seiner Reise, und als ihn der Neffe verließ, ritt dieser mit unendlich leichterem Herzen zu seiner Mutter zurück, als er gekommen war.

Violante war beim Anblicke seines heitern Angesichts freudig überrascht und zum erstenmal in ihrem Leben dachte sie mit dankbarem Herzen Eberhards, den sie sonst in ihrem Innern ihren bösen Genius zu nennen pflegte; hatte er doch ihres Lieblings Stirne entwölkt. „Was meint Eberhard zu deiner Abreise?“ fragte sie den Sohn, der ihr freundlich die Hand küßte. — „Er ist ganz deiner Meinung; er war sehr freundlich gegen mich; ich dachte gar nicht, daß er mich wirklich so lieb hat.“ — „Wodurch bewies er dir denn seine Liebe?“ fragte Violante ängstlich und mißtrauisch. — Verlegen und ärgerlich, daß er sich selbst verrathen, stotterte der Jüngling: „Er bewies mir das — im Allgemeinen — durch seine Theilnahme, seine Sorge für mein Wohlergehen.“ — „Ja, ja,“ sagte Violante kurz, „ich kenne das, Eberhard kann sehr aufmerksam seyn.“

Durch Mariens Eintritt wurde hier das Gespräch unterbrochen. In Eberhards Seele aber hatte Gastons Vertrauen den Keim zu einem gefährlichen Plane gelegt. Gastons demokratische Neigungen nahmen in seinen Augen alles Strafbare von einem Schritt, vor dem selbst sein nicht allzu ängstliches Gewissen sonst zurückgebebt seyn würde.

V.

Die einsame Mutter.

Er war fort, er, um den sich eigentlich alles im Schlosse Cronberg gedreht hatte; Gaston, der Erbe und Majoratsherr, der Stolz der Mutter, der Gesellschafter Mariens, war seit mehreren Tagen abgereist. Violante lag zu Bett. Sie war wie die Pflanze, welche, vom Strahl der Sonne verlassen, zusammenbricht. Es war jezt niemand da, von dem sie glaubte, daß der Anblick ihrer Leiden ihn schmerzen werde, also verbarg sie diese Leiden auch nicht mehr. Was Marie bei ihrem Anblick empfand, ahnte die Gräfin nicht, weil sie überhaupt nicht ahnte, in welchem Grade Mariens Herz an ihr hing. Sie würde denjenigen geradezu als einen Lügner betrachtet haben, der ihr gesagt hätte, Marie liebe sie mehr als Gaston, und doch war dem so. Weil sie nur für Gaston athmete und lebte, wie sie früher für ihren Gemahl gelebt hatte, und weil deßhalb nur seine Liebe Werth für sie hatte, bemerkte sie gar nicht den Grad von Hinneigung, den andere Menschen für sie empfanden; und weil sie für Marien nur dasselbe Wohlwollen hegte, wie für alle Welt — das Gegentheil davon empfand sie nur für eine einzige Person, für Eberhard — so ahnte sie nicht, daß sie diesem Kinde war, was Gaston ihr, ihr Eins und Alles.

Mariens ganzes Glück ruhte in der Gräfin. Ihre eigenthümlich isolirte Stellung im Leben gab ihr jedem andern Menschen gegenüber etwas Scheues und Aengstliches und auf der andern Seite wieder etwas Stolzes und Herausforderndes im Gefühle einer vielleicht nahenden unverdienten Kränkung; nur bei Violanten nicht: sie war ihr Schutz, ihre Vorsicht, ihr Idol. Hatte nicht sie sich ihrer angenommen, als die eigene Mutter sie verstieß, und sie behandelt und erzogen wie ihre Tochter? Und schaltete sie nicht in diesem Schlosse unter dem Schirme der kranken Frau wie die Herrin selbst? Ehrten nicht die alten treuen Dienstboten sie auf deren Geheiß wie das Kind des Hauses? — Violante hätte das gute Mädchen jezt geradezu mißhandeln können, ohne daß der mindeste Groll in ihrem Herzen aufgestiegen wäre; wie aus Gottes Hand würde sie jede, auch die unverdienteste Züchtigung von ihr hingenommen haben. In Gastons Herz war, wie wir gehört, wenig Dankbarkeit für seine Mutter, weil überhaupt der härteren männlichen Natur die zarte, aufopfernde, liebevolle Erziehung einer Mutter nicht ersprießlich ist, während die sensitive, weiche, weibliche Natur mit seltenen Ausnahmen kaum rücksichtsvoll genug behandelt werden kann. Ein geistreicher Mann sagt: „Frauen sind wie die Obstbäume, die in der Jugend zart behandelt und gepflegt, vor dem Wetter geschüzt und von der Sonne beschienen seyn wollen, wenn sie groß, kräftig und fruchtbringend werden sollen, Männer dagegen wie die Eichen des Waldes, die nur im Sturm erstarken.“

Es war eines Abends spät. Marie kniete vor dem Bette der Gräfin, um ihr eine Erfrischung zu reichen. Als Violante getrunken, sagte sie lächelnd: „Es ist recht selbstsüchtig von mir, daß ich, in den Jammer um die Trennung von meinem Kinde versunken, ganz vergessen, dir zu sagen, daß sich ein Freier für dich gefunden hat.“ — Marie wurde roth bis an die Haarwurzeln. — „Sey ruhig,“ fuhr Violante fort, „sey ganz ruhig, einen halben Korb habe ich ihm schon gegeben; dir liegt es also nur noch ob, ihm die andere Hälfte zukommen zu lassen. Doch nicht, weil du mir gesagt, daß du unvermählt bleiben willst, habe ich ihn abgewiesen; nein, ich habe ihn abgewiesen, weil er meine Rosenknospe nicht verdient.“

Marie stellte den Teller weg, kniete aber wieder nieder und nahm die Hand ihrer Wohlthäterin, um ihre heißen Lippen darauf zu legen; aber sie fragte nicht. — Da sagte Violante nach einer Pause: „Es ist Herr Kerkholz. Am Abend vor Gastons Abreise ließ er sich feierlich bei mir melden und brachte dann nach vielen vorangegangenen tiefen Bemerkungen die Werbung um dich an. Ich fragte ihn, ob er sich dir

offenbart; er verneinte es, weil du noch zu jung seyest und er überhaupt erst bei seiner Rückkehr an ein Amt und eine Verheirathung denken könne." — „Das wird er sich wohl beides aus dem Sinne schlagen müssen," sagte Marie kalt; „ich bilde mir ein, so wenig ein Consistorium einem gottlosen Philosophen eine Pfarre gibt, so wenig nimmt ihn ein Mädchen zum Mann."

Die Gräfin lächelte: „Wer weiß, ob nicht doch vielleicht eine aus „Lebensphilosophie," weil ihr keine bessere Partie sich bietet, mit Kerkholz's Philosophie sich befreundet?" — „Ich glaube es kaum. Erinnern Sie sich noch des Abends, wo ich ihn bat, mir irgend ein philosophisches System zu erklären? Was war das für gräßliches, unchristliches, ja gottesläugnerisches Zeug, was er da vorbrachte! Ob ich gleich nicht die Hälfte verstand, schauderte ich doch beim Gedanken, daß so etwas gelehrt und fortgepflanzt wird." — Die Gräfin strich lächelnd mit der Hand über Mariens blonden Scheitel und sagte: „Sorge nicht darum und danke Gott, daß deinem Glauben des Zweifels Gift nie etwas anhaben wird; ebenso bin ich auch für Gaston unbesorgt." — „Es ist aber doch ein gefährlich Wagniß, den jungen Grafen immer in der Gesellschaft eines Atheisten zu lassen, denn dazu fehlt doch dem Candidaten wenig." — „Ich glaube das nicht. Erstens ist Gaston aufrichtig religiös, und dann hat er, so sehr er die Kenntnisse seines Hofmeisters achtet, einen solchen Widerwillen gegen dessen ganze Lebensanschauung, daß kein Gift, von ihm geboten, Eingang bei Gaston findet. Aber sage mir, Marie, warum nennst du Gaston jetzt immer den „jungen Grafen?" früher thatest du das nicht."

Wieder überzog ein dunkles Roth die Züge des Mädchens, und sie sagte im Tone gezwungenen Scherzes: „Ich übe mich einstweilen, denn wenn er zurückkehrt, muß ich ihn doch so nennen; erlauben Sie mir jetzt damit anzufangen." — In Violanten stieg der Verdacht auf, Gaston möchte beim Abschied Marien seine Neigung verrathen haben, und sie suche deßhalb sich ihm jetzt ferner zu stellen als sonst. Und dem war auch wirklich so; Gaston hatte zwar seiner früheren Gespielin nicht geradezu eine Liebeserklärung gemacht, aber trotz seines Oheims Warnung sich beim Abschied so auffallend benommen, daß Marie nicht im Zweifel bleiben konnte. Anstatt ihr seine Mutter anzuempfehlen, wie sie erwartet, hatte er sie flehentlich gebeten, ihm zuweilen zu schreiben und ihn nicht zu vergessen. Marie hatte ihn um so eher durchschaut, als ihre Stellung im Leben sie besonnener und frühreifer machte, als es sonst Mädchen in ihrem Alter zu seyn pflegen. Sie beschloß auch das Geheimniß, das sie entdeckt, der Gräfin, von der sie hoffte, daß sie nichts bemerkt habe, auf's sorgfältigste zu verbergen. Ihr eigenes Herz prüfte sie streng, aber zu ihrer Freude fand sie, daß keine Saite für Gaston anders als in schwesterlicher Liebe schlug, und beruhigt und dankbar, daß der Himmel ihr dadurch ihre Aufgabe erleichtert, sah sie, was diesen Punkt betraf, ruhig der Zukunft entgegen. Des Candidaten Liebe suchte sie sich ganz aus dem Sinne zu schlagen; es ärgerte sie, daran zu denken; wie alle stolzen Frauen bei ähnlicher Gelegenheit fühlte sie sich förmlich beleidigt, daß dieser, ihr so widerwärtige Mann sie zu lieben und zu begehren wage.

Die Gräfin wurde von Woche zu Woche schwächer und leidender. Gastons häufige Briefe vermochten sie nicht zu stärken, so sehr auch die jedesmalige Kunde von ihm ihrem Herzen wohl that; denn sie merkte gar zu gut, daß diese Briefe eigentlich nur für Marien geschrieben waren, da er überzeugt seyn konnte, daß die Gräfin sie ihr mittheilte. Er schrieb immer von seinem Heimweh, seiner trüben Stimmung, seinem Alleinseyn, und nebenbei kramte er ziemlich ungeschickt seine liberalen Ansichten und wenig aristokratischen Grundsätze in Beziehung auf die Gesellschaft aus. — Violante, die dem ein Ende machen wollte, ließ sich nun, statt wie bisher ihre Briefe an den Sohn Marien in die Feder zu dictiren, ihre Schreibmappe auf das Bett bringen und schrieb selbst. Sie sagte ihm, sie sey jetzt wohler und werde von nun an Marien nicht mehr zu ihrer Korrespondenz bedürfen; so sehr sie auch das junge Mädchen liebe und ihr vertraue, so sey es ihr doch schmerzlich, immer einer Dritten als Mittlerin zwischen sich und ihrem einzigen Kinde zu bedürfen. Sie wünsche, daß seine Briefe von nun an ihr allein gehörten, denn seit sie von ihm getrennt sey und nichts mehr von ihm besitze als seine Briefe, sey sie auf dieses Einzige eifersüchtig. — Die Gräfin, die eigentlich damit nichts beabsichtigte als eine Probe, die ihre Vermuthungen zur Gewißheit machen sollte, erreichte ihren Zweck vollkommen. Gaston schrieb von nun an weit seltener und viel kürzere Briefe, aber sie hatten den Vorzug, daß sie aus dem sentimentalen, geschraubten Tone eines zum erstenmal liebenden Jünglings in den natürlichen eines Kindes übergingen, das an seine Mutter schreibt, und sie machten dieser deßhalb viel mehr Freude als die früheren.

VI.

Der Student.

Seit beinahe einem Jahre war Gaston eifriger Zuhörer in den Collegien der kleinen Landesuniversität, wohin ihn sein Oheim zuerst geschickt hatte. Sein Fleiß, der unter den übrigen Zuhörern seines Standes etwas Phänomenales war, wurde noch durch das Verlangen befeuert, seine Studien möglichst bald zu beenden und nach Cronberg zurückzukehren. — An Gaston war nichts von dem zu bemerken, was man sonst an jungen Leuten seines Alters wahrnimmt. Seine Freiheit — denn Herr Kerkholz beschränkte sie durchaus nicht — der

Wechsel der Umgebungen, die studentische Ungebundenheit, ja sogar seine glänzenden, ganz seinem Ermessen anheimgestellten Einkünfte machten ihm nicht die geringste Freude, und das nicht, weil er verliebt war und sich nach der Geliebten zurücksehnte, sondern weil er, trotz seiner liberalen Grundsätze und seiner zur Schau getragenen und betheuerten Nichtachtung seiner vornehmen Geburt, die empfindlichste, verwöhnteste aristokratische Natur von der Welt war. Er vermißte, wie kaum ein Mann von vierzig Jahren, das geregelte stille Leben seines väterlichen Schlosses, dem freilich die Gräfin durch seltenen Geschmack und ausgezeichnete Bildung ganz besondere Anmuth zu verleihen wußte. Es war nicht möglich, behaglicher eingerichtete Zimmer, eine bessere und zugleich doch einfache Tafel, eine aufmerksamere und geräuschlosere Dienerschaft, überhaupt leichtere und anmuthigere Lebensformen zu finden als im Schlosse Cronberg. — Was war dagegen Gastons jetzige Wohnung, obgleich die eleganteste des ganzen Städtchens, die Wirthstafel und die Zusammenkünfte der Studenten, von denen er sich unmöglich ganz ausschließen konnte, da sie ihn um seiner Gefälligkeit und Gastfreiheit willen ganz besonders aufsuchten! — Welch einen Contrast boten ihm erst die Gesellschaften des Städtchens, wozu man ihn häufig einlud, da er keine Bälle besuchte, und diese Gesellschaften also die einzige Gelegenheit waren, ihm die jungen Damen der Universitätsstadt vor Augen zu bringen. Aber diese Mädchen, mochten sie auch noch so hübsch, noch so munter und wohl erzogen seyn, waren ihm in ihren altmodischen Toiletten, mit ihren rothen Händen und ihrem Provinzialdialekt so antipathisch, daß er für ihre Vorzüge gar kein Auge hatte.

Wenn ihm Kerkholz, der ihn besser kannte, als er sich selbst, diese aristokratischen Vorurtheile vorwarf, dann lachte Gaston und pochte so stolz auf seine demokratischen Gesinnungen, daß Kerkholz zulezt schwieg, weil er sah, daß Gaston über sich selbst hoffnungslos blind war. Vornehme Frauen pflegen sonst viel exclusiver zu seyn als ihre männlichen Angehörigen, aber bei Violanten und ihrem Sohn war es umgekehrt. Er war in allem weit empfindlicher und tadelsüchtiger als seine Mutter. Sie hatte Herrn Kerkholz vor allen seinen viel schmiegsameren und eleganteren Mitbewerbern als Erzieher für ihren Sohn gewählt, während Gaston jezt, nach mehreren Jahren, sich noch immer nicht über desselben eckige Manieren und kleinbürgerliche Formen beruhigen konnte, obgleich er seine Antipathie sich selbst gegenüber durch andere Gründe motivirte.

Er hatte an seine Mutter wieder einen seiner Klagebriefe geschrieben und ihr auseinander gesezt, daß er jezt hinreichend lange auf der Universität sich aufgehalten und in dem einen Jahr, wie Herrn Kerkholz's beigelegter Brief bezeuge, so viel gelernt wie andere junge Leute in dreien, und da sie aus ihm weder einen Beamten noch einen Advokaten zu machen beabsichtige, sondern nur wünsche, daß er so viel von der Rechtswissenschaft verstehe, als er zur Aufsicht über die Thätigkeit seiner Beamten bedürfe, so bitte er dringend um Erlaubniß zurückkehren und ihr seine kindliche Pflege widmen zu dürfen, da er nach der Kürze und der Haltung ihrer lezten Briefe schließe, daß sie kränker geworden. — Violante schrieb ihm darauf, er möge denn in Gottes Namen die Universität verlassen, aber statt zu ihr zurückzukehren, eine Reise antreten, wozu sie ihm ein Jahr bewillige. Kerkholz erhielt in einem langen, von Mariens Hand geschriebenen und von der Gräfin dictirten Brief die nöthigen Anweisungen und Winke. — Gaston bat nun wenigstens um die Erlaubniß, seine Mutter noch einmal sehen und persönlich von ihr Abschied nehmen zu dürfen; aber auch das wurde ihm abgeschlagen, unter dem Vorwande, es liegen Rücksichten vor, welche sie wünschen ließen, daß Gaston nicht eher zurückkehre, als bis er majorenn sey, also erst nach Jahresfrist.

Der junge Graf begriff das nicht, fügte sich aber dem Willen seiner Mutter, obgleich er nicht ohne Groll darin eine Vorsichtsmaßregel wegen Marien zu erblicken glaubte, deren Anblick ihm seine Mutter nicht eher gewähren wollte, als bis er durch „Welt- und Menschenkenntniß" gestählt sey. — Die wahre Ursache, weßhalb Violante ihrem Herzen diese bittere Entsagung auferlegte, war aber, daß sie täglich schwächer und leidender wurde, und sie war fest überzeugt, daß wenn ihr Sohn sie so sähe, er sie nimmermehr verlassen werde, und dann war die Verbindung mit Marien eine natürliche Folge der gemeinsamen Pflege der Gräfin. Er sollte erst die Welt sehen; wollte er dann noch Marien seine Hand reichen, so konnte er wenigstens seine Mutter nicht anklagen; sie hatte dann alles gethan, was in ihrer Macht stand.

VII.

Die Rückkehr.

Ein Jahr war verflossen und Gaston auf der Rückkehr begriffen. Niemand ahnte in dem gebräunten kräftigen jungen Mann einen Neunzehnjährigen. Er war von jeher wohlgebildet und talentvoll gewesen, ohne jedoch in andern Augen als denen seiner Mutter für ein liebenswürdiges Kind zu gelten; denn er war nie mittheilend und anhänglich gewesen, und zu ernst für ein Kind. Jezt aber verlieh ihm dieser Ernst eine gewisse Würde und paßte sehr gut zu seinem regelmäßigen Antlitz mit den dunkeln, von seiner Mutter geerbten Augen.

Groß war seine Sehnsucht, das heimathliche Schloß wieder zu sehen. Er hatte in der lezten Zeit keine Briefe erhalten, da er einen andern Rückweg eingeschlagen

und so die an ihn abgesendeten Briefe ihm nicht zugekommen waren. Von der lezten Poststation schickte er einen reitenden Boten voraus mit ein paar Zeilen an Marie, worin er sie bat, seine Mutter auf seine Ankunft vorzubereiten, denn die lezten Briefe hatte sie nicht selbst geschrieben, sondern Marien dictirt, und deßhalb fürchtete er, daß sie sehr unwohl seyn werde, obgleich sie ihm über ihr Befinden so gut wie nichts gesagt hatte, wie sie überhaupt nie gerne von sich selbst sprach. — An Marien dachte Gaston mit mehr Neugierde als Zuneigung. Er war darauf gespannt, wie ihm jezt, nachdem er die schönsten und vornehmsten Frauen von London, Paris und Rom kennen gelernt, die einfache, nie von Schloß Cronberg entfernt gewesene Jugendgefährtin gefallen werde; denn wir müssen es gestehen, er hatte sich jezt etwas mehr an den Fluch und das Unglück seines Lebens, ein reicher Graf zu seyn, gewöhnt. Er hatte hie und da an einer Persönlichkeit Gefallen gefunden, aber ernstlich verliebt hatte er sich nie, und das lag überhaupt in seinem etwas schwerfälligen Wesen, das sich nicht leicht jemanden zuneigte.

Er stieg aus, als er des heimathlichen Schlosses ansichtig wurde, und ließ den Wagen mit Herrn Kerkholz auf der Landstraße fahren, während er selbst den Park betrat, durch den er zu Fuß eben so rasch das Schloß erreichen konnte, denn er wollte allein ankommen. Er ging nicht rasch, obgleich sein Herz von Sehnsucht und Sorge hoch schlug; eine gewisse trübe Ahnung hielt ihn zurück und ließ ihn die sonst so beflügelten Sohlen schwer heben. — Schon sah er den Schloßgarten vor sich liegen, schon hatte er das schwere Gitterthor geöffnet, zwischen dessen Eisenstäben die verschlungenen Namen seines Großvaters und seiner Großmutter sich zeigten, derselben Großmutter, deren lebensgroßes, sehr schönes Conterfei zu den lieblichsten Erinnerungen an die Heimath gehörte. Das Bild hing über dem Ruhebett seiner Mutter im Kabinet, wo er immer die Abende bei ihr zubrachte, und indem er jezt daran dachte, fiel ihm ein, daß er doch auf seiner ganzen Reise in den großen Galerien zu Versailles, im Louvre, in den Palästen der Großen von London, Genua, Wien und Rom keinen so schönen Frauenkopf gesehen wie seine blonde Großmutter, Gräfin Therese, eine geborene Fürstin S., gewesen, die sehr jung gestorben war, so daß sich sein Vater nur noch dunkel ihrer erinnert hatte.

Indem sah er durch die breite Nußbaumallee, welche vom Schlosse herführte, eine Gestalt herabkommen, die ihm in dieser Entfernung wie seine wieder zur Welt zurückgekehrte Großmutter erschien. — Das goldgelbe Haar wehte, vom scharfen Herbstwinde gehoben, um das bleiche Antlitz, Schultern und Arme waren in einen weißen kleinen Burnus gewickelt und ein schwarzes Wollkleid fiel in breiten Falten bis über die Füße. — Gaston blieb stehen und sagte, in Staunen versunken, denn die Aehnlichkeit verschwand beim Näherkommen der Gestalt keineswegs: „Es ist wahrhaftig die Fürstin Therese!“ — Die Dame im Burnus eilte aber rasch herbei, und ihm die Hand entgegenstreckend rief sie mit unbeschreiblichem Ausdruck: „Graf Gaston!“ — Bei dem Ton dieser Stimme fuhr der junge Mann zusammen. Nun erkannte er sie, und indem er ihre Hand mit Küssen bedeckte, rief er in jubelndem Tone: „Marie! Marie!“ — „Sie haben mich nicht gleich erkannt —“ — „Weil du — weil Sie gerade so aussehen wie meine Großmutter, der Sie doch früher nie geglichen; ich glaubte wahrhaftig, sie sey es. Sie sind viel schmaler und blässer geworden und doch viel —“ Er stockte und sezte dann rasch hinzu: „Aber jezt zur Mutter!“

Marie stand noch immer vor ihm, als wolle sie ihm den Weg zum Schloß vertreten. Das fiel Gaston beängstigend auf's Herz und er fragt beklommen: „Wie geht es ihr?“ — Marie blieb stehen, dann versezte sie zögernd und mit niedergeschlagenen Augen: „Die Gräfin ist sehr krank gewesen. Sie dürfen noch nicht in das Schloß. Setzen Sie sich einen Augenblick mit mir auf diese Bank.“ — Gaston gehorchte, aber er sagte ängstlich: „Gehen Sie lieber zu meiner Mutter, ich will hier warten, bis Sie mich zu ihr rufen.“ — „Die Gräfin weiß, daß Sie hier sind.“ — „Sie weiß es — und will mich nicht sehen?“ — „O Graf Gaston!“ — Mehr konnte sie nicht sagen, ihre Lippen zitterten und zwei große Thränen fielen aus ihren niedergeschlagenen Augen.

Gaston faßte erschreckt ihre Hand, er bog sich vor und sah ihr in's Gesicht, aber sie hob nicht die Augenlieder. Da sah er auf ihre kalte, zitternde Hand, die er in der seinen hielt, und wie wir oft im entscheidendsten Augenblicke den kleinsten Nebenumstand bemerken, so sah er jezt, daß der wollene Aermel, der ihr Handgelenk umschloß, mit einem schmalen, schwarzen Krepp umsäumt war. Dieses Zeichen tiefer Trauer traf ihn in's Herz, und mit einem Schrei aufspringend rief er im Ton eines Verzweifelnden: „Meine Mutter ist todt!“

Marie bedeckte die Augen mit den Händen, aber sie sagte nichts, und ob auch Gaston mit der Angst eines Verurtheilten nach einem Laute ihrer Lippen lauschte, blieb sie wie ein Steinbild sitzen. Endlich fragte er, und niemand würde sein Organ in diesem Augenblick erkannt haben, so hohl und tonlos klang seine Stimme: „So ist es also wahr?“ — Marie bewegte das Haupt bejahend; sie wußte nicht, wie Gaston so schnell zur Ueberzeugung seines Unglücks gekommen, denn um ihm nach und nach die Trauerkunde beizubringen, hatte sie nicht in voller Trauerkleidung vor ihm erscheinen wollen und deßhalb rasch den weißen Burnus umgeschlagen. — „Wann starb sie?“ fragte

Gaston. — „Heute vor acht Tagen, Nachts ein Uhr. Da ich die letzten acht Tage keine Briefe mehr von Ihnen erhalten, und Sie Ihre Route nicht angegeben hatten —“ — „Ja, ja,“ sagte Gaston leise, „sie ist mir im Traume erschienen, gerade heute vor acht Tagen.“

Weiter konnte er nicht reden; er stand auf und ging die Allee hinab, um mit seinem Schmerze allein zu seyn. Marie aber ging in das Schloß zurück. Sie traf dort den Grafen Eberhard, der bereits Gastons Ankunft durch die Dienerschaft erfahren. „Haben Sie ihm den Tod seiner Mutter mitgetheilt?“ fragte er Marien mit mehr Neugierde als Theilnahme. — „Ja, er weiß es. Und er will allein seyn,“ setzte sie rasch hinzu, als Eberhard sich anschickte in den Garten zu gehen. Der Graf wendete sich um und auf Marien fiel ein nicht besonders freundlicher Blick aus seinen schmalen, scharfen Augen.

Sein Aussehen war in den beiden letzten Jahren nicht vortheilhafter geworden. Obgleich seine große, schlanke, sorgfältig in tiefe Trauer gekleidete Gestalt sich noch mit gewohnter Biegsamkeit und Grazie bewegte, so war doch sein Gesicht so bleich und schmal, seine Augen so tiefliegend geworden, daß seine Häßlichkeit noch auffallender als sonst hervortrat. Auch hatte der Ausdruck seines Gesichts sich verändert, die frühere Heiterkeit war daraus gewichen, um einem grämlichen Ernste Platz zu machen, der sich auch in Mariens Gegenwart durch finsteres Brüten kund gab und sie ängstigte.

„Hat er nicht nach mir gefragt?“ wandte er sich jetzt wieder zu Marien, „oder,“ setzte er mit bitterem Lächeln hinzu, „spielt er jetzt schon den Majoratsherrn, wozu er freilich seit vorgestern berechtigt ist? Aber er hätte doch wohl seine Mündigkeitserklärung abwarten können.“ — „Es war gar nicht möglich, daß er von Ihnen sprach, Herr Graf, da ihm wahrscheinlich mein trauriges Aussehen sogleich sein furchtbares Unglück verrieth.“ — „Auf dieses „furchtbare Unglück“ mußte er ja aber seit seiner Geburt vorbereitet seyn; das Wunderbare am Tode meiner Schwägerin besteht nur darin, daß er nicht neunzehn Jahr früher erfolgt ist.“

Marie stieg, ohne auf diese herzlosen Worte zu achten, die Schloßtreppe hinauf, und es vergingen mehrere Stunden, ehe Gaston im Schlosse erschien. Er war blaß, aber ruhig und gefaßt. Den sehr warmen Empfang seines Oheims nahm er zu dessen sichtbarem Befremden ziemlich kalt auf, aber aus keinem andern Grunde, als weil jetzt alles, was nicht in Beziehung zu seinem Verluste stand, ihm gleichgültig war.

„Bitte, lieber Oheim,“ sagte er, als Eberhard ihn fragte, auf wann er seine Mündigkeitserklärung festsetzen wolle; „sprechen Sie mir jetzt nicht von diesen Dingen. Aber wo ist Marie? sie soll mir von meiner Mutter erzählen.“ — Eberhard läutete und befahl dem eintretenden Diener, Marie in den Salon zu rufen. Sich dann zu Gaston wendend, sagte er scharf: „Du darfst sie des Anstandes halber jetzt nicht mehr in ihrem Zimmer aufsuchen.“ — „Ich würde das ohnedem nicht gethan haben,“ erwiederte Gaston eben so scharf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer Reise um die Welt.

III.

Von Potrero trägt uns ein schlanker paso galpeado, wenn wir unsern Weg nach Norden richten, in einigen Stunden nach Tiliota, dem Garten von Valparaiso. Wie überall in den warmgemäßigten Zonen, entwickelt sich auch hier eine üppige Vegetation, wo sich nur Wasser findet. Die Thalmulde ist im spanischen Sinne vortrefflich angebaut und der größte Theil des Marktes von Valparaiso wird von Tiliota aus versorgt. Von Tiliota führt in Folge dessen ein sehr ebener Weg durch eine weite ehemalige Meeresbucht nach der Stadt zurück. Vom Orte wie vom Wege ist nichts zu sagen, wenn man nicht die allgemeinen Verhältnisse dabei in's Auge faßt. Sitten und Gebräuche, Vegetation und die geologischen Verhältnisse sind so häufig besprochen, daß es kaum lohnt, darauf zurück zu kommen. Desto wichtiger sind die Folgerungen, die man aus dem Ganzen und der Geschichte dieser Länder auf die Colonisation derselben durch Deutsche machen kann.

Besonders seit der Revolution hat sich diese ganze Gegend außerordentlich entwickelt. Bekanntlich sind es nicht die niedern Stände, welche den Druck einer schlechten Regierung am meisten empfinden. Diese kleinen und größern Grundbesitzer haben politische Unabhängigkeit, Freiheit und Sicherheit für ihre Person und ihr Eigenthum errungen. Außerdem influiren die Aufhebung der Monopolien und der ganz freie Handel (der Finanzzoll auf den Import abgerechnet) am meisten auf ihr Gedeihen. Der Bauer ist dagegen, wie ich höre, ziemlich auf der Stufe stehen geblieben, auf der er sich früher befand, und seine Entwicklung kann nur äußerst langsam vor sich gehen, wenn sie vernünftig seyn soll. Das Land bietet allerdings in den Küstengegenden nur hie und da, wie in Tiliota, besonders günstige Bedingungen für höhere Kultur, aber die vorhandenen genügen, um den Einwanderern vortheilhafte Aussichten für ihre Zukunft zu sichern.

Wenn man über das Land in den Küstengegenden um Valparaiso schweift, sieht man überall deutliche Spuren des Vulcanismus, der bis in die neueste Zeit sich so thätig gezeigt hat, daß dadurch die Gegend an und für sich etwas Wildes und Oedes erhält, was bei einer nur spärlich entwickelten Vegetation auf den Fremden einen traurigen oder wenigstens keinen wohlthuenden Eindruck macht, besonders deßhalb, weil baumförmiger Pflanzenwuchs allein einer Gegend Leben und Abwechslung verleiht. Es liegt aber gewiß mit an den geringen Bedürfnissen des Chilenen, die ihn für eine bequeme und dabei ästhetische Anlage seines Hauses und Gutes so wenig Sorge tragen lassen, daß dieser Eindruck so überwiegend ist. Bei längerem friedlichem Gange werden auch diese Gegenden binnen einigen Jahrzehnten ein ganz anderes Bild darbieten. Jetzt reitet man fast überall nur zwischen hohen kahlen Bergen dahin, deren Klüfte und Spalten fast bei jedem Tritt des Pferdes die Aufmerksamkeit des Reiters beanspruchen. Die Temperatur fand ich während meines Aufenthalts nur dann drückend, wenn die fast den ganzen Tag dauernde Luftströmung durch eine Hügelkette gehemmt wurde. Wo aber die Hauptbedingung für die Kultur jedes Landes, hinreichende Feuchtigkeit, sich findet, da bietet sich offenbar jeder Arbeit reicher Lohn, und es ist unzweifelhaft, daß die Gelegenheit zu diesem sich häufiger bietet, als sie benutzt wird.

Ich hege die Ueberzeugung und werde dieselbe in meinem nächsten Briefe weiter entwickeln, daß unter allen Ländern, welche ich kenne, keines für die Colonisation durch Deutsche so vortheilhaft und empfehlungswerth ist als Chile. Viele positive Gründe, die mich zu dieser Ueberzeugung geführt haben, lassen sich nicht wohl wiedergeben, weil sie Resultate der unmittelbaren Anschauung und Vergleichung sind, die sich ohne weitläufige Auseinandersetzung nicht klar und deutlich wiedergeben lassen, während ein im praktischen Leben und seinen Bedingungen geübter Blick die Momente rasch und ohne besondere Bemühung herauszufinden vermag. Ich spreche natürlich hier von einer Colonisation durch den Ackerbau.

Man weiß, daß die Folgerungen, welche man aus den natürlichen Verhältnissen eines Landes gezogen hat, wonach eine Colonisation dort außerordentlich günstige Resultate geben mußte, in der Wirklichkeit sich oft als ganz irrig erwiesen haben. Für die Zukunft eines Landes sind gewiß die absoluten Verhältnisse — ich denke, es ist verständlich, was ich damit sagen will — von außerordentlichem Werth; sie allein geben eine gegen alle Schwankungen gesicherte Basis, die Jahrhunderte überdauert, und für den Staat mag dieses von großer Bedeutung seyn, für das Individuum aber haben vorherrschend nur die relativen Verhältnisse Werth, und diese können von jenen himmelweit abweichende Resultate geben. Wer auswandert, will nicht für seine Urenkel, sondern für sich und seine Kinder sorgen. Ich begreife, daß es ein ungemein

schwerer Entschluß ist, sich von all den tausend Banden, welche uns an das Vaterland fesseln, loszureißen, zumal bei einem Deutschen, bei dem der Heimathstrieb so ausgebildet ist. Wer aber, gleichviel aus welchen Gründen, sich dazu entschließt, der muß diesen Schritt ganz und unwiderruflich thun. Nicht in den geheimsten Falten seiner Brust darf er die Absicht oder Hoffnung hegen, dereinst in die Heimath zurückzukehren. Ich halte dieß für durchaus nothwendig, damit man nicht mit der Absicht Hand an alles legt, daß es nur provisorische Zustände begründen soll. Die Devise eines Ansiedlerlebens ist überall: »to work hard and to live bad,« schlecht leben und hart arbeiten. Man darf nur darauf rechnen, nach Jahren mühevoller Arbeit auf dem gesicherten Werth derselben ausruhen zu können. Vom ersten Spatenstich auf jungfräulicher Erde bis zur Begründung eines den gewohnten Bedürfnissen entsprechenden Lebens ist, besonders für den gebildeten Auswanderer, ein langer, schwieriger Weg, und er würde vielleicht nie zurückgelegt werden, wenn man nicht während der Jahre der Mühe seine Ansprüche an das Leben selbst völlig änderte.

Da man sich aber alles selbst und in vergleichsweise kurzer Zeit erkämpfen muß, so ist es doppelt nothwendig, sich klar zu machen, nicht bloß welchen Zuständen man in der neuen Heimath entgegen geht, sondern welche Mittel und Kräfte man selbst hinüberbringt. Es existirt keine Geselligkeit ohne Concurrenz, und ein Blick in die Geschichte aller Colonien lehrt, daß selbst in neubewohnten und kaum bevölkerten Gegenden der Kampf zwischen der rohen Muskelkraft, der Macht des Kapitals und der Intelligenz kaum minder heftig und energisch geführt wird, wie im Mutterlande. Daraus allein ergibt sich schon, daß deutsche Auswanderer nur solche Colonien aufsuchen sollten, in welchen sie ihrer Natur nach jeder ihnen begegnenden Concurrenz gewachsen sind. Im Allgemeinen stehen wir an Umsicht, praktischer Lebensanstelligkeit und Energie weit hinter den Angelsachsen zurück. In Nordamerika macht sich dieses in auffallender Weise geltend; die Abkömmlinge der alten Colonisten, frei von jedem historischen Vorurtheil, besitzen solche Umsicht und Thatkraft, daß die deutschen Einwanderer, zerstreut in einem jungen Staate, in welchem der individuelle Egoismus außerordentlich entwickelt ist, nur sehr schwer und durch Veränderung ihrer ganzen Denkweise auskommen können. In den englischen Colonien sind die Verhältnisse zum Theil noch ungünstiger, weil das Mutterland alle Einrichtungen nur für das Wohl der eigenen Colonisten und ohne Rücksicht auf die deutschen Einwanderer trifft. Daß der Engländer im Lebenskampfe dem Deutschen überlegen ist, bedarf kaum der Erwähnung; von besonderer Bedeutung aber ist es, daß sein starkes Nationalgefühl jenen fast mit Verachtung auf Einwanderer herabsehen läßt, deren Muttervolk sich in der Geschichte der Gegenwart nichts weniger als würdig gezeigt hat, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Dazu kommt, daß der Durchschnitt des Vermögens in England bedeutend höher ist, als bei uns, und im Allgemeinen daher die englischen Colonisten über eine größere Kapitalkraft zu gebieten haben als die deutschen. Vergleicht man aber die Anlagen und Verhältnisse deutscher Auswanderer mit denen der romanischen Einwohner der amerikanischen Colonien, so ist die Ueberlegenheit der ersteren in Fleiß, Sparsamkeit, Intelligenz und Thatkraft unzweifelhaft. Dazu kommt, daß die katholische Religion, mit Ausnahme von Buenos Ayres, wo Don Manuel Rosas die Festtage abgeschafft hat, die Spanier an vielen Tagen zu unfreiwilliger Muße zwingt, welcher der protestantische Einwohner enthoben wäre. Es ist dieß ein nicht zu verachtender Vortheil, denn die Zahl der Feiertage beträgt über sechzig.

Unter allen spanischen Colonien kann offenbar nur die Wahl zwischen Meriko und Chile seyn, wobei ich entschieden dem lezteren den Vorzug geben würde. Alle andern spanischen Colonien sagen entweder ihren klimatischen Verhältnissen nach unserer Natur nicht zu, wie die nördlichen Staaten von Südamerika und Brasilien, oder die politischen Verhältnisse sind zu unsicher und ungeordnet, wie in Bolivia und Peru, oder die Natur des Landes widerstrebt jeder höheren Kultur, weil die Communikation zu schwer ist, wie nach dem Plateau von Bolivia, und auch nach dem von Anahuac, oder endlich die Bodenconfiguration ist zu ungünstig, wie in den La Plataſtaaten, wo Viehzucht den einzig möglichen Erwerbszweig für die große Mehrzahl bildet. Selbst Meriko steht, in Bezug auf Communikation und Sicherheit der politischen Zustände, gegen Chile zurück, das, ich wiederhole es, mir unter allen Ländern für die Colonisation durch Deutsche entschieden den Vorzug zu verdienen scheint. Die Westküste liegt zwar vom Mutterlande ferner und es gehört ein größerer Entschluß dazu, dorthin überzusiedeln, aber der Verkehr mit ihr ist in steigender Zunahme. Chile's politische Zustände sind offenbar unter allen südamerikanischen die glücklichsten; es besizt in Valparaiso den Centralhafen für den ganzen Handel an der Westküste und die Deutschen stehen in höherer Achtung als irgendwo, weil bis jezt in der überwiegenden Mehrheit nur würdige Söhne der deutschen Erde unser Volk dort vertreten haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Das Tischrücken. — Tieck. — Der Ehewe'sche Prozeß. — Theater. — Literatur.

Ob das Tischrücken bei uns besondere Fortschritte gemacht hat, oder gegen andere Theile Deutschlands noch im Nachtrab ist, lasse ich ungesagt. Die Nachrichten aus den höchsten Regionen und der Widerstand unserer Wissenschaftsmänner sind es, was hier das Interesse an der Sache erhöht. Psychologisch weit interessanter ist für mich der Uebergang vom absoluten Unglauben zum entschiedenen Glauben. Einige gelungene Versuche bringen diese Wandlungen in der Regel hervor, und dann hilft eben so wenig ein rationelles Widersprechen, als vorher die damals Ungläubigen auf die vor ihnen Gewonnenen hörten. Die vom juste milieu wollen die Bewegung des Tisches zugeben, behaupten aber, daß er, wenn nicht absichtlich, doch unwillkürlich durch den Druck so vieler Hände, und ohne daß ihre Besitzer es wissen, gerückt und gedreht werde. Die Gläubigen lächeln darüber und sprechen von den Versuchen, wo der Tisch in so tolle Bewegung gerieth, daß jene Erklärung nachhinke, wie die der Rationalisten, welche die Wunder des alten und neuen Testaments auf natürliche Processe zurückführen wollen. Die Physiker und Chemiker gerathen in eine Art stille Wuth, wenn nur das Gespräch darauf geleitet wird. Ein berühmter Professor antwortete einer Dame auf die Frage, was er davon halte? — „Meine Gnädigste, diese Frage an mich gerichtet, ist gerade so, als wenn Sie an einen Offizier die stellten: Mein Herr, sind Sie feig?“ Es ist Uebereinkommen, mit den Wissenschaftsmännern das Thema nicht zu berühren, aber wie es mit der Cholera ging, man hat das Gespräch nicht zehn Minuten fortgeführt, so dreht es sich um oder mit dem Tische. Einem bekannten Gelehrten wurde als schlagender Beweis vorgehalten, daß sein bester Freund nach mehrmaligen Versuchen jetzt ganz gläubig sey. Er rief: „Und wenn es so ist, will ich doch lieber mit Humboldt unter den Ungläubigen verdammt seyn, als mit N — unter den Gläubigen im Himmel sitzen.“ Humboldt steht von dieser europäischen Tischstaupe, wie er sie nennt, die meisten Qualen aus. Er soll jeder Hofdame, jedem Adjutanten Rede, Antwort, Rechenschaft geben, und bei Hofe kann er nicht antworten, wie Professor Dove auf der Straße. Man spricht von mehreren bei Hofe angestellten Versuchen, von denen wenigstens einer ein überraschendes Resultat hervorgebracht hat. Daß, als der Tisch in's Laufen gerieth, der herbeigerufene Humboldt verschwunden war, erklären die Gläubigen für ein stärkeres Attest zu Gunsten ihrer Sache, als wenn der große Gelehrte gezwungen worden wäre, ein Protokoll als Augenzeuge zu unterzeichnen. Gespenstergrauen kam bei diesem Versuch nicht vor; im Gegentheil erzählt man sich von sehr lustigen Situationen, in welche die betreffenden Personen durch zu langes Festhalten gerathen waren. Der hohe Wirth habe endlich einem der Leidenden durch einen Lakaien und ein Taschentuch zu Hülfe springen lassen. Daß eine oder die andere Dame dabei in Ohnmacht fällt, gehört zur Sache. Von gläubiger Seite spendet man den Wissenschaftsmännern Mitleid, wenn ihr System durch die Entdeckung zu Boden fällt; demnächst tadelt man sie aber, daß, wo eine neue, ungekannte Naturkraft anklopft, sie eben nichts zu antworten wissen, als mit dem Beweis, daß die von ihnen ergründeten Kräfte nun und nimmermehr eine derartige Wirkung hervorbringen können. Das will ja der Laie auch nicht behaupten. Muß die Wissenschaft einst nachgeben, so bleibt es doch eine bittere Ironie des Schicksals, daß ihr gerade das Wort zugerufen werden mußte, das einst ihr großer Vertreter Galilei den Vertretern der Orthodoxie zurief.

Einige wollten zu Anfang ein erotisches Spiel, den erneuten Anklang eines alten Muckerthums wittern. Die Erklärung ist über Bord geworfen, wenn auch, wie das Gerücht behauptet, die Pulse der Finger schon hie und da die Pulse der Herzen an einander gebracht haben. Der Romantik ist die Sache unbedingt günstig, und die Frage ist eigentlich nur noch, was ist das Ziel? In der socialen Welt, wie in der ganzen geschichtlichen, steht es fest, daß von Zeit zu Zeit, in noch ungemessenen Spatien, ein Spuk durch sie läuft, der alle Conventionen, alle Errungenschaften der Wissenschaft zu vernichten droht. Warum das ist, warum die Menschen zuweilen von der Tarantel gestochen seyn müssen, warum die Kreuzfahrerwuth als Krankheit die Menschen ergriff, warum sie auch einmal in Kinder fuhr, warum die Hepphepwuth, der Wahn der Brunnenvergiftung bei der Cholera einmal von den Säulen des Herkules bis an die chinesische Grenze grassiren mußten, ja über das atlantische Meer, das bleibt ein unergründetes Geheimniß; aber das Faktum, daß es so war und ist, steht eben so fest, als wir keinen Grund haben zu zweifeln, daß es immer so seyn wird. Diese Dröhnung macht niemand, sie schießt aus den Wolken herab, versteht sich immer da, wo sie die Atmosphäre für sich präparirt findet. Die Frage ist nur, wie man und wer sie benutzt? Da treten erst die Faiseurs ein. Für das Tischrücken scheint noch carte blanche. Wenn wir aus dem Süden hören, daß hie und da von den Kanzeln gegen die Albernheit und den Aberglauben gepredigt wird, so scheint hier dafür unter den frommen Gemüthern Geneigtheit, in dem lebendig gewordenen Holze eine Art

Offenbarung, wenigstens Anmahnung aus dem Geisterreiche zu erkennen. Bis zum Geisterklopfen ist man übrigens nur an einzelnen Stellen vorgedrungen.

Der fürchterlichen Waffe des Witzes, die in Berlin selten ihre Wirkungen verfehlt, ist das Tischrücken nicht erlegen. Dieß ist auch beachtenswerth. Kladderadatsch hat einige sehr glückliche Pasquille darauf gebracht; die Theater versuchen es auch, man lacht herzlich, sezt sich aber nach wie vor zur Kette nieder und rückt oder steht verdrüßlich auf, nachdem man vorher einen Grund gefunden, warum nicht gerückt worden ist. Die Gesellschaften haben, ehe der grüne Frühling sie trennt, nach der Erschöpfung alles Unterhaltungsstoffes, einen frischen am braunen Theetisch gefunden; und das ist für gewisse Kreise etwas sehr wichtiges.

Ludwig Tiecks müder Körper ward am ersten Mai in die vom ersten Frühlingshauch erweichte Erde gesenkt. Sein Leben in den lezten Monaten war nur noch ein schmerzliches Vegetiren gewesen, obgleich sein Geist noch dann und wann lichthell aufzuckte. Was ist mit diesem Manne begraben, dem lezten Heroen einer gewaltigen Oppositionsperiode, in welcher der Geist rebellisch ward gegen die erstarrten Formen der alten abgestorbenen Welt, mit dem lezten und zugleich bedeutendsten jener Kämpfer für die Romantik! Schelling lebt freilich noch, aber er ist oder hat sich längst selbst bei Seite geschoben. Es war aus mit seinem Ansehen, das schon durch langes vornehmes Brüten und Schweigen erschüttert war, als er seine Philosophie in den Dienst der herrschenden Macht gab. Troz aller Philisterei in der deutschen Natur, achtet und duldet sie das nicht von der Wissenschaft und der Kunst. Wenn auch das Volk nicht den Muth hat frei seyn zu wollen, verlangt es ihn doch von den großen Geistern, deren Gestirnen es folgen will. Tiecks Berufung nach Berlin darf man nicht so ansehen. Es war ganz in der Ordnung, daß, nachdem ein fremder Fürst sich des Dichters angenommen, für den die Nation nichts gethan, sein eigener König den greisen Dichter zu sich berief und die Schuld der Nation abzahlte. Es ehrte den König, legte aber dem Dichter keine Fesseln an. Seine dauerhaltige Opposition gegen die Tendenz der Zeit kam aus seinem Innern heraus, sie duldete keine Winke, keine Bestellung, er war und blieb Romantiker, weil es seine Natur war, und verehrte am wenigsten darum das Mittelalter, weil man die Welt dahin zurücktreiben will. Es ist hier nicht der Raum, diese gewaltige Dichtererscheinung in ihrer ganzen Größe zu betrachten, noch zu erörtern, wie es gekommen, daß sie unmittelbar so wenig in das Volk eingedrungen, Tiecks Name selbst verhältnißmäßig so wenig bekannt ist, während die Wirkungen seiner Dichtungen, damals, als er Mährchen, und später, als er Novellen dichtete, durch unsere ganze neue Literatur vibriren. Die Schule, die er stiftete, ist nicht durchgedrungen, sie ist sogar ganz gesprengt, fast verschwunden; warum das so kam, ist unschwer zu sagen. Aber das Merkwürdige ist, daß auch eine so bedeutende, bezaubernde und gewinnende Persönlichkeit wie Tiecks die Partei nicht vergrößern konnte. — Um seinen Sarg stand alles, was in Berlin auf Bedeutung Anspruch macht; voran der große Mann, der bestimmt scheint, die Grabthüren für alle die geistigen Größen zu schließen, welche mit ihm, und wie viele nach ihm! das Licht jener geistigen Bildung leuchten ließen, das vielen jezt so unbequem ist, Alexander von Humboldt. Wenn unsere mittelalterliche Reactionspartei den Sinn dafür gehabt, hätte sie in corpore Tiecks Sarge folgen müssen; wir sahen nur Einen, der auch Dichter ist, den Grafen Blankensee. In kirchlicher Hinsicht stand Tieck frei, selbstständig und fest. Er bethätigte es, indem er vor seinem Tode erklärte, es solle kein Fanatiker an seiner Leiche sprechen. Er bestellte selbst den Prediger Sydow zu seinem Leichenredner.

Ein Selbstmord, in dem man ein göttliches Strafgericht erkennt, hätte in der vergangenen Woche noch größeres Aufsehen erregt, als es ohnedieß der Fall war, wenn nicht zu viele und andere Gegenstände die Aufmerksamkeit fast allein fesselten. Auch ich werde seiner Zeit von dem peinlichen Prozeß erzählt haben, den der Magistrat gegen den Oberst v. Reuß, oder vielmehr gegen dessen Gattin, wegen einer Summe von 80,000 Thalern anhängig gemacht, aber durch drei Instanzen und in einer Nichtigkeitsbeschwerde verloren hatte. Der Magistrat, als Erbe der hochbetagt verstorbenen Präsidentin von Shewe, forderte diese Summe für milde Stiftungen, deren Gründung jene wohlthätige Dame in ihrem Testament verordnet hatte. Reuß aber zeigte einen von der Erblasserin unterzeichneten Schein vor, in welchem sie bescheinigte, ein Darlehen von 80,000 Thalern von Reuß empfangen zu haben. Er hatte diesen Schein seiner Gattin für ihr Beigebrachtes cedirt. Die Entdeckung war noch bei Lebzeiten der Frau v. Shewe erfolgt. Die alte Dame protestirte entrüstet dagegen, sie habe nie einen Groschen von dem ihr wohlbekannten und befreundeten Herrn v. Reuß entliehen, wohl aber ihm zur Stellung einer Kaution die Summe von 6000 Thalern geliehen. Lezteres ward auch von diesem nicht in Abrede gestellt, aber behauptet, die würdige alte Dame, oft schon geistesabwesend, möge nicht aller Momente ihres Lebens und ihrer Handlungen sich entsinnen. Die Shewe war sehr reich, Reuß vermochte nicht zu beweisen, daß er zur Zeit der Ausstellung jenes Scheins im Besitz einer so großen Summe gewesen, aber eben so wenig konnte die Shewe den Eid leisten, daß die Unterschrift nicht die ihre gewesen. Im großen Publikum war nur Eine Meinung: die Shewe, die ihr Alles den Armen, der Wohlthätigkeit widmete, konnte weder betrogen, noch gewollt haben, daß ihr Geld, alles für jene Zwecke bestimmt, in die Hände eines Mannes kam, der andere verfolgte. Aber die Gerichte mußten anders sprechen, zumal nachdem das Kriminalgericht keine genügenden Verdachtsgründe gefunden, um eine Untersuchung anzustellen. Sie legten Reuß's Gattin einen Eid auf, welchen diese wahrscheinlich mit gutem Gewissen leisten konnte. Reuß verschwand seitdem nicht aus dem Leben, aber aus dem geselligen Umgange, bis man plötzlich hörte, daß er wegen Verdacht eines Meineids gefangen gesezt worden und dabei sehr betroffen gewesen. Am nächsten Tage kam die Nachricht, daß er Mittel gefunden sich in seinem Bette, hinter einem Schirm, der ihn von seinem Aufseher trennte, aufzuknüpfen. Der Fall, wegen dessen er eingezogen war, steht in keiner Verbindung mit jener Geschichte; er hatte den Umgang mit

einer Maitresse in Abrede gestellt, welche eines großen Diebstahls dringend verdächtig war; eigenhändige Briefe von ihm, die man bei deeselben gefunden, stellten seinen falschen Schwur außer Zweifel; der allgemeine Glaube bringt aber beide Sachen in nahe Verbindung. Die Unterschrift dee Shewe erklärt man in der Art: Reuß brachte jedes Quartal die Zinsen für die entlehnten 5000 Thaler der Shewe und zugleich eine selbst geschriebene Quittung, welche sie nur unterzeichnete. Sollte die alte, halb erblindete Dame jedesmal den Inhalt dieser Quittung gelesen haben? — Zu bedauern ist, daß die Entdeckung und das Gottesurtheil der Stadt und ihren Armen schwerlich etwas hilft; ein rechtskräftiges Urtheil läßt sich damit nicht umwerfen. Eine Curiosität zugleich ist, daß Reuß einer der trefflichsten Vormünder war, der immer mit besonderer Sorgfalt für das Vermögen und die Erziehung seiner Mündel gesorgt hat.

Unsere große tragische Künstlerin, Auguste Crelinger, früher „die Stich,“ geborene Düring, hat ihr vierzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. Für Mimen ist es allerdings rathsamer, ein Decennium von der gewöhnlichen Jubilarzeit abzubrechen; von welcher Gebrechlichkeit und mit welchen wehmüthigen Erinnerungen ist in der Regel die Feier von fünfzig hinten liegenden Jahren, gerade in diesem Felde, wo die Persönlichkeit so hervortritt, begleitet! Auch die Feier der vierzig Jahre hatte hier solche trübe Reminiscenzen. Zwar ist die Künstlerin noch in schöner Kraft, aber das muß doch wehmüthig stimmen, die ganze Sphäre, in der sie so groß gewesen, als antiquirt, auf der Bühne fast erloschen zu wissen. Wo sind auf dem heutigen Theater die Phädren, Lady Macbeth, die Medeen, Zenobien und Töchter der Luft geblieben? Man achtet und ehrt ihren Schmerz, aber das gegenwärtige Geschlecht versteht ihn nur halb, und fühlt sich commoder, wenn es ihn nicht fühlt. Man hatte inzwischen die Frauen anders emancipirt als zu tragischer Größe und übermenschlicher Hoheit; aber auch das hat nicht lange angeschlagen; sieht man doch überhaupt lieber Lustspiele, also auch die Frauen, wie sie sich dafür schicken. Der Crelinger Phädra, ihre Königin Sybille in Raupachs Heinrich VI. wie andere Rollen werden aber unvergeßliche Sterne an Berlins Theaterhimmel bleiben. Jetzt hatte man für sie die Tragödie eines neuen Dichters, „die Maccabäer“ von Otto Ludwig, in Scene gesetzt. Ihr Talent ward anerkannt, aber es war alles so fremd. Warum sollten wir uns für die alten Leiden der Juden interessiren, wo uns ihre neuesten täglich vor Gesicht geführt sind? Jene, von macedonischen und römischen Tyrannen ihnen zugefügt, waren freilich hochtragisch, die heutigen sind nur ordinär, werden aber, schmerzlich genug, eben so gefühlt, wenn eine große Anzahl junger Leute, auf die Kraft des sanctionirten Gesetzes vertrauend, ihren Lebensberuf ergriffen, fleißig studirt, ihre Examen gemacht haben und, der besten Zeugnisse zur Anstellung im Staatsdienst sich erfreuend, an der Thüre abgewiesen werden, mit der Weisung: wir haben uns anders besonnen und wollen jetzt keine Juden. — Wo sollen die jungen Leute, wo die Dichter, die Geschichtschreiber den Muth zu großen sittlichen Impulsen empfangen! Die Zeit für die Tragödie ist vorüber, wo man keine hochherzigen Gefühle mehr will, und bald auch in der Schule es verbieten wird, die Heroengeschichte der Menschheit, namentlich der Heiden, vorzutragen. Ich wüßte einen Helden für die moderne Tragödie, den seligen Geheimerath Schmalz. Er sagte schon vor den zwanziger Jahren, daß es mit aller Begeisterung gar nichts gewesen, daß die Preußen 1813, 1814 und 1815 gar nichts aus freien Stücken gethan, sondern nur auf Commando. Damals ward er verhöhnt und verspottet, und ging eigentlich, trotz aller Orden, die er empfing, kläglich zu Ende. Er war ein Märtyrer und Prophet der Zeit, die da kommen würde. Heute wimmelt es von Schmalzen und Schmalzischer Weisheit, und die Schleiermacher, Niebuhr, Arndt, Rühs, Savigny fehlen, oder finden sich nicht gemüßigt, sie zu bekämpfen. Er verdiente ein ehernes Standbild, Scharnhorst gegenüber, und Stoff zur Tragödie wäre wirklich vorhanden.

Als ich Ihnen neulich schrieb, daß die wohlfeilen Volksausgaben älterer klassischer Schriften, welche die hiesige Hoffmannsche Buchhandlung unternommen, in's Stocken gerathen, war ich im Irrthum; sie haben ihren guten Fortgang und verbreiten namentlich nach Amerika hin eine große Zahl Exemplare; möchten sie dort wenigstens zur Erhaltung der deutschen Sprache wirken. Die bis jetzt erschienenen „Volks- und Jugendschriften“ von Ferdinand Schmidt, die namentlich Tieck noch kurz vor seinem Tode mit Befriedigung las und rühmte, sind: „Die glückliche Insel oder Reichthum und Armuth.“ — „Nero oder die junge Griechin am Hofe des Kaisers.“ — „Kriegsruhm und Vaterlandsliebe.“ — „Janko der Maler.“ — „Richards Fahrt nach dem heiligen Lande.“ — „Der Christbaum.“ — „Hermann und Thusnelda.“ — „Die Nibelungen.“ — „Herder als Knabe und Jüngling.“ — „Die Türken vor Wien.“ — „Odwin oder die Schule des Lebens.“ — „Jappo der Wendenfürst.“ — „Grau Vöglein, ein Mährchenkranz.“ Letzteres hat besonders Tiecks Anerkennung gefunden. Der Verfasser versucht gegenwärtig die Gudrun und die Ilias dem großen Leserkreise mundgerecht zu machen, ohne den Duft ihrer Poesie zu verlöschen.

Wien, Mai.

Frühling. — Die Charwoche. — Praterfahrt.

Wir haben dießmal weiße Ostern gehabt. Freilich waren sie mir lieber, als die gewissen rothen Ostern vor fünf Jahren, aber grün wären sie mir doch am liebsten gewesen. Die Enttäuschung, welche der lange Nachwinter uns gebracht, war um des Osterfestes willen eine doppelt herbe, weil der Kalender, als er die Auferstehungsfeier so früh anberaumt, augenscheinlich einen besonders frühen Lenz verheißen hatte. Die Veilchen bestanden dießmal aus Schneeflocken, die Märzerrungenschaften aus einer Schlittenbahn, und die Schnepfenjäger waren nicht übel angeführt mit ihrem: „Oculi, da kommen sie; Lätare, das ist das wahre; Judica, sind sie auch noch da; Palmarum, Tralarum." Die Bäume auf dem Glacis und im Prater haben erst jetzt vor wenigen Tagen die Erlaubniß erwirkt, ihre Blätter herauszugeben, und wir sind schier verwundert, im Freien etwas Grünes zu erblicken, nachdem wir seit so langen Monden höchstens hinter den Lampen die mehr oder minder gelungenen Abbildungen von sommerlichen Gegenden betrachtet, um uns an die Schönheiten der lieben Mutter Natur zu erinnern wie an verschollene Mährchen.

Die stille Woche brachte auch gar nichts von österlichen Lenzahnungen, und war jedes tragisch-wohlthuenden Eindruckes bar, wie er sonst die Leidensgeschichte uns in das Gedächtniß zurückruft, um uns vorzugsweise an die Erlösung zu mahnen. Von der Charfreitagswanderung durch die belebten Straßen von einer Kirche zur andern war bei mir keine Rede, obschon ich sie in Wien ungern versäume, weniger aus Frömmigkeit, als weil sich eine traurig liebe Erinnerung daran knüpft.

Am Charfreitag war es, vor fünfundzwanzig Jahren. Durch die Straßen schlenderte ein junger Dichter, und in dem friedlichen Getümmel am hellen Frühlingstag fühlte er sich wohl, wie die Forelle in klarer Fluth. Ein Vierteljahrhundert ist seitdem verstrichen, das manches farbenreiche Bild verwischt hat, doch nicht jenen Lenztag. Der Dichter war jung, wohlgemuth und frei. Auch schien ihm die Freiheit nicht lästig und es war ihm gar nicht darum zu thun, seinem Herzen Fesseln angelegt zu sehen. Diese Stimmung war vermuthlich nur zufällig, denn gewöhnlich ist der Jugend die Freiheit zur Last, und sie kann es nicht erwarten, sich in Rosenketten zu verwickeln. Dießmal kam der Blitz aus heiterer Luft, ungebeten wie unerwartet, — aus einem saphirblauen Augenpaar in einem kindlich lieblichen Antlitz, von goldblonden Locken umwallt. Das Mägdlein, ein holdes Wesen von sechzehn Jahren, ging mit einer Matrone, seiner Mutter oder Tante, was weiß ich? Der Dichter heftete sich an die Fersen der beiden und suchte einen Vorwand, sie anzureden. Der Vorwand stellte sich gutwillig ein. Die Leute waren damals noch nicht so großstädtisch vornehm, wie sie es seitdem durch Eisenbahnen und Dampfschiffe geworden sind. Zudem kannte die alte Frau den jungen Dichter und nannte ihn zu seiner Ueberraschung, aber fürwahr nicht zu seinem Schrecken, bei seinem richtigen Namen. Er glaubte dadurch ein Recht zu haben, die Damen zu begleiten, und das Recht ward ihm nicht streitig gemacht. Die Matrone gab leutselig Rede und Antwort: das Mädchen, ein unbefangenes, liebes Kind, blieb nicht stumm. Im Verlauf der lebhaften Unterredung war das Gedränge so gefällig, die Matrone in einem Strudel für ein Weilchen zu entführen. Desto fester schlossen sich die beiden jungen Leute aneinander. Der Dichter, welcher gesprächsweise erfahren, mit wem er sich unterhielt, benutzte die Zeit zu der Frage, — und die Frage war eigentlich Bitte und Liebeswerbung: ob ein Wiedersehen nicht zu hoffen wäre? Die Antwort kam der Frage auf halbem Wege entgegen. „Eine Freundin," sagte Amalie, „hat verheißen, uns am nächsten Freitag zur Frau v. P—n mitzunehmen." Sie fügte noch einiges hinzu, was deutlich durchschimmern ließ, daß es dem Dichter nicht schwer fallen würde, mit ihrem Vater näher bekannt zu werden. Die Kleine wußte offenbar, daß der junge Herr ein Stammgast der Freitagabende bei der Frau von P—n war, die selber eine Dichterin, einen geistig lebhaften Kreis um sich versammelte. Die Verabredung war ein förmliches Stelldichein, und vollkommen in der Ordnung, als die Matrone sich wiederfand. An einer Kirchthüre verabschiedete sich der Dichter. Auf Wiedersehen! sagte Amalie mit Auge und Händedruck, vielleicht auch, doch jedenfalls viel leiser, mit den Lippen. Eine lange Woche war es, welche der Dichter durchzuleben hatte; um so länger, da er gar nicht wußte, wie glücklich er eigentlich war. Doch das weiß die Jugend überhaupt niemals. Am Freitag eilte er in sehr früher Abendstunde zur P—n, theils aus Ungeduld und theils auch, um mit der erfahrenen Freundin von seinen Herzensangelegenheiten zu reden. Er bildete sich in allem Ernst das Heirathen ein. Er wußte damals noch nicht, daß man ein schlankes Mägdlein zum Altar führt, und in wenigen Jahren mit Hoffmannswaldau klagt: „Sie ist dem Rosenstrauch im Winter zu vergleichen, der keine Rosen trägt, doch seinen Dorn behält." Die Frau war nicht zu Hause. Sie sey zu einer „Leicht" gegangen, sagte die Zofe. Endlich kam sie, viel zu spät für die Ungeduld des Harrenden, und dennoch viel zu früh. Ein junges blühendes Mädchen war nach kurzem Krankenlager unerwartet gestorben. Das übrige brauche ich wohl nicht zu sagen.

Diese Charfreitagsliebe kann ich nicht vergessen, und wenn ich die Charwoche in Wien zubringe, begehe ich ihr Andenken auf der Straße an denselben Stellen, wo sie ihren kurzen Verlauf nahm. Doch dießmal hat das Wetter die stille Todtenfeier verwehrt; sie paßt für keinen

Wintertag mit beschneiten Dächern und feuchten Straßen. Der Himmel ist mir diesen Tag schuldig geblieben, wie so manches andere, was er vermuthlich niemals bezahlen wird

Ein anderes Bild! Der Mai ist mit schönem Wetter eingetreten, die Praterfahrten stehen in vollem Flor. Die große Praterfahrt ist eine Merkwürdigkeit von Wien. Zweitausend Fuhrwerke bilden eine lange Doppelreihe, die sich vom Anfang der Jägerzeil bis zum Ende des langen Baumganges ausdehnt, welcher die Hauptallee des Praters heißt. Die Jägerzeil oder Praterstraße ist durch ihre Breite und Länge, wie durch ihre hübschen Häuser eine der schönsten Straßen von Wien, und hat den Vorzug, daß sie nicht nach der Schnur gezogen ist, sondern sich ein wenig biegt; doch ist die Biegung nicht so stark, daß sie die freie Durchsicht hemmte. Am Ende der Jägerzeil befindet sich der Praterstern, wo die Wege vom (nahen) Nordbahnhof, von der Schwimmschule, aus dem Wurstl-Prater und von den Kaisermühlen, aus dem Hauptprater und aus der Vorstadt Weißgärber zusammenlaufen. Einen Abschnitt des weiten Platzes fassen schöne neue Häuser ein. Am Praterstern befand sich im Oktober 1848 die vielgenannte Sternbarrikade; im August 1852 erhob sich dort der Triumphbogen, welchen bei des Kaisers Rückkehr aus Ungarn „Franz Joseph dem Ersten, dem Sieger über die Herzen seiner Völker, das dankbare Wien“ errichtet hatte; und um noch eine Merkwürdigkeit anzuführen, ist die Jägerzeil von einem bekannten Reisenden im Jahr 1851 als eine armselige Vorstadt bezeichnet worden. Der Baumgang, welcher zur Praterfahrt dient, bildet mit der Jägerzeil einen Winkel, so daß es nicht möglich ist, die beiden Strecken auf einmal anders zu übersehen, als vom Praterstern aus. Die Praterfahrt war am ersten Tag, bei ihrer feierlichen Eröffnung nicht minder zahlreich, wie je, doch nicht so ausschließlich vornehm, wie ehedem. Das vergangene Jahr hat nämlich eine Masse einspänniger Fuhrwerke geboren: die schwerfälligen Cabs, die abenteuerlichen Boxcabs, die zierlichen Comfortables, Phönix u. s. w. Diese machten bunte Reihe mit den herrschaftlichen Kutschen und Fiakern, jenen entschiedensten unter allen Altconservativen, die nicht einmal Schnauzbärte tragen, obschon der Schnauzbart bereits zum Zopf erklärt ist, insofern ihn keine andere Haarpflanzung umgibt. Die Herrschaftskutscher sehen mit Verachtung, die Fiaker mit Haß und Hohn auf das einspännige „G'sind'l,“ wie sie sich in ihrer starkgefärbten Sprache ausdrücken; aber die Einspänner kümmern sich nicht darum, sondern fahren lustig darauf los und bilden das Uebergangsglied zu den Fußgängern, die in dichtgedrängten Schwärmen hinausströmen, um den erwachenden Lenz zu genießen. Sie bekommen freilich mehr Staub als Frühlingsluft zu schlucken, doch den Staub verträgt der Wiener so gut wie jene berühmte Muhme, die ihn mit Lust schluckt. In der Jägerzeile ist jetzt tagtäglich ein betäubender Lärm von Rossen und Wagen, und das wird noch eine gute Weile so fortgehen. Kommen nicht in wenigen Tagen die großen Monarchen des Ostens an? Ist nicht der König der Belgier bereits eingetroffen? Gründe genug für vornehme und reiche Leute, sich noch nicht auf's Land zurückzuziehen, sondern in der Stadt zu weilen und die Praterfahrten noch über Pfingsten hinaus auszudehnen, obschon Pfingsten gewöhnlich die Praterzeit abschließt, auch wenn das Fest so früh eintritt wie heuer.

Mir für meine Person wird der Prater erst lieb, sobald die schöne Welt sich verlaufen hat. Dann wandle ich hinaus zu der Schwimmschule, über deren bretterne Einfassung die riesigen Pappelweiden den olympischen Spielen der Freischwimmer, den zaghaften Uebungen der Lehrlinge an der Leine zuschauen. Mit dem Rücken auf der kühlen Welle liegend, lächle ich dort den blauen Himmel und die grünen Bäume an, um hernach im Wurstlprater bei den Klängen eines Bärentanzes dem Wurstl zuzuschauen, wie er den Mohren die Trompete blasen lehrt, der schönen Linzerin den Hof macht und den Juden umbringt. Auf dem Wasser habe ich gelächelt, hier lache ich recht aus vollem Herzen.

Dublin, Mai.

(Schluß.)

Physiognomie der Stadt. — Die Gräber der Patrioten.

Wir hatten indessen den Leuchtthurm in der Dubliner Bai passirt und liefen allgemach in den eigentlichen Hafen ein, welcher eigentlich durch den Ausfluß der Liffey (»the Dublin River«) in die Bai gebildet wird. Die Ufer werden öder und den monotonen Themseufern ähnlicher, je näher man der Stadt kommt. Doch legen die vielen in dem Flusse befindlichen Maschinen zur Reinigung des Stromes ein günstiges Zeugniß für die Ortspolizei ab. — Der Dubliner Hafen als einer der Knotenpunkte des Verkehrs zwischen England, Schottland und Irland zeigt in wenig verkleinertem Maßstabe dieselbe Mastenallee (wohl aus mehr als zweihundert Schiffen bestehend), wie die Themse von Greenwich bis Londonbridge. Sie führt bis in das Herz der Stadt hinein, die der Liffey bekanntlich von Westen nach Osten durchströmt. Fünf Brücken überwölben den Fluß, dessen Quais (natürlich in verkleinertem Maßstabe) manche Aehnlichkeit mit denen der Seine in Paris darbieten. Dublin, obwohl (trotzdem daß es schon Ptolemäus als „Eblona" kannte) seiner ganzen Geschichte nach mehr englische als irische Stadt, zeigt doch darin eine Spur des celtischen Charakters, daß es nach dem Princip der Centralisation mehr als nach dem des angelsächsischen Individualismus und der Vereinzelung gebaut erscheint. Von London hört man so oft und nicht ohne Grund sagen, es sey eine mit Häusern bedeckte Provinz, eine Stadt ohne Mittelpunkt, ein bloßes, durch geschichtlichen Zufall aneinander gekettetes Aggregat von Boroughs. Dublin ist eine Stadt, eine so regelmäßig erbaute Stadt wie nur immer unsere Berlin, Darmstadt, Stuttgart, Karlsruhe. Dieß kann man besonders dann sehr deutlich wahrnehmen, wenn man an einem hellen Tage (ich bemerke, daß ich gerade keinen besonders heitern hatte) auf die so ziemlich im Mittelpunkte der City, in Sackvillestreet befindliche Nelsonsäule (die Capitale von Irland besitzt nur englische Monumente) steigt und von dort Stadt und Meer übersieht. Da zeigt sich die Stadt als durch die von Norden nach Süden sie in zwei Hälften theilende, unendlich breite und sehr großstädtische Sackvillestreet und die sie wieder rechtwinklicht durchschneidende Abbeystreet (die mit dem Liffey und den Quais parallel läuft) wie von der Richtschnur des Feldmessers parcellirt. Die Dubliner sind sehr stolz auf die architektonische Schönheit ihrer Stadt. Namentlich das Volk, die Niedriggeborenen, bitten den Fremden oft eigentlich flehentlich, an den steinernen Wundern ihrer Stadt nicht so achtlos vorüberzugehen. »Have you seen the Bank of Oireland?« * fragte mich der Küster und Todtengräber von St. Patrik, der ältesten, ruinenartigen Kirche der Stadt, welche der anglikanische Zelotismus dem andächtigen Fremden und dem Volke nur während des sonntäglichen Gottesdienstes aufschließt. »No, Sir, I really have not!« erwiederte ich. »Oh, Sir, see the Bank of Oireland!« sagte der Mann darauf und sah mich dabei so bittend an, daß ich ihm die Erfüllung seines Wunsches versprechen mußte. — Ich gestehe indessen zu meiner Schande, daß ich mein Versprechen nicht gehalten habe.

* Die Iren haben unter andern dialektischen Eigenthümlichkeiten auch die, das offene ci wie oi auszusprechen.

Glenarly, 5. Mai.

Die Fortsetzung meiner Dubliner Eindrücke gebe ich von einem kleinen Bergdorfe in der Grafschaft Wicklow. Aus Versehen war ich, in der Absicht, die Teufelsschlucht (the Devils Glen) in der Nähe von Wicklow zu sehen, von meiner Kutsche hier abgesezt worden und benutze die Gastfreundschaft des Schullehrers von Glenarly, um in meinem Bericht fortzufahren. Ich wollte noch von einem Besuche erzählen, den ich in Dublin dem Grabe O'Connels und dem Geburtshause Th. Moore's abgestattet.

Glass Naven Churchyard schließt die Gräber dreier sehr populärer irischer Patrioten ein. Er liegt wunderbar schön, nordwestlich von „Phönixpark," dem Stolze der Dubliner, auf einer Anhöhe, welche an die lezten Häuser der Stadt stößt, und das Grab O'Connels befindet sich wieder in der äußersten Ecke des Kirchhofs, auf der erhabensten Stelle desselben. Auf dem mit grünem Rasen bedeckten Grabgewölbe steht ein granitner Würfel, auf dem sich eine abgestumpfte Pyramide erhebt. Auf lezterer befindet sich O'Connels Wappen und darüber ein Kreuz. Ein paar Stufen, mit eisernem Gitter eingeschlossen, leiten zum Gewölbe hinunter, wo der mit rothem Sammt überzogene und mit goldenen Verzierungen versehene Sarg des großen Agitators steht. Es lagen frische Blumen auf demselben, wahrscheinlich gelegentlich der Feier des ersten Mai darauf geworfen. Ich saß lange am Eingange des Gewölbes, und es wurde mir in Folge der doch immer etwas dumpfigen Grabesluft, welche aus dem Gewölbe heraufwehte, etwas unheimlich. Ein wahrhaft physischer Schauer, wie ihn etwa Otto III. in der Gruft Karls des Großen empfunden haben mag, bestehend in dem Gefühle, so ganz einsam in einer Gruft, in der Nähe der Reste eines großen Mannes zu seyn, erfaßte mich. O'Connels Grab gleicht dem Charakter des Mannes, einfach, doch mit Prunk umgeben, eingesargt im Busen seines grünen Erin, und es ist wirklich sehr lieblich grün dort oben. Der irische Todtengräber, der in der Nähe arbeitete, kam

am Ende als Cicerone meinen Betrachtungen zu Hülfe. Diese Iren nehmen bei solchen Gelegenheiten eine gar geheimnißvolle Verschwörermiene an; es sind gewaltige Conspiratoren. Den Fremden, der sich für ihr Land interessirt, lassen sie nicht leicht los, sie überschwatzen ihn förmlich. Ich fragte nach den Figuren auf „Dan's" Wappen, zwei aufrecht stehende Hindinnen, welche grüne Sträuche in den Pfoten halten. „O, Sie würden es nicht verstehen," sagte der Mann mit schlauem Lächeln, dann aber, als wenn er mir die Parole zur Befreiung seines Irlands geben wollte, sezte er hinzu: Das Motto ist: »O'Connels arms are the stringth (für strength) of Ireland.« Nicht weit von O'Connel liegen seine Getreuen, zuvörderst »honest Tom Steele,« des Agitators populärer Adjutant. Sonderbare Augen machten die Arbeiter, als ich nach dem Grabe R. Emmatt's, des unglücklichen irischen Patrioten fragte, dem Th. Moore die schönen Verse gewidmet: „O nennt seinen Namen nicht, laßt ihn im Grab" ꝛc. Der Name scheint noch arg verpönt zu seyn. Dagegen zeigte mir der Todtengräber mit Patriotenstolz das vorn am Eingange des Friedhofs befindliche Grab des gewandten Redners Curran, welcher den unglücklichen Jüngling vertheidigt hatte und wegen seiner Rednertalente als Volksführer später, unter Georg IV., sehr gefürchtet war. — Sie sind nun alle todt, die großen Iren, und das arme Volk streut, traurig auf die zerbrochene Harfe gelehnt, Blumen auf die Asche der Männer, die ein Herz für es gezeigt. O'Connel soll jezt ein prächtiges Monument erhalten; aus freiwilligen Beiträgen des irischen Volks wird es errichtet werden.

Charakteristisch für Dublin ist, daß mir in meinem Hotel (ich wohne in dem eben so comfortabeln als billigen und in jeder Beziehung empfehlenswerthen Hurrys Hotel in Graftonstreet) eine Aufwärterin Hausnummer und Straße des Geburtshauses Thomas Moores zu nennen wußte. Es steht in einer sehr schmuzigen und abgelegenen, im höchsten Grade unpoetischen Straße, Nr. 12 Aunchier Street. Noch immer ist ein Specereiladen darin, und man verkauft dort wenigstens irische Spirituosen, damit doch das Haus Eine Beziehung auf den Geist habe, der aus ihm hervorgegangen. »Best Irish Ale, Irish Whisky« etc. steht man an dem unscheinbaren Hause angeschrieben. Aus so unscheinbaren Hüllen pflegt sich der Genius zu entpuppen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 22. 29. Mai 1853.

— He is of a free and open nature,
That thinks men honest, that but seem to be so;
And will as tenderly be leed by th'nose,
As asses are.
I have't; it is engerder'd. Hell and night
Must bring this monstrous birth to the world's light.

Shakespeare.

Erfüllte Wünsche.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Als Marie kam, ging Eberhard, der bis dahin schweigend wie sein Neffe am Fenster gestanden. Gaston aber sezte sich zu Marien und bat sie, ihm von seiner Mutter zu erzählen. Das that sie mit gewissenhafter Treue, bis auf Einen Punkt. Eine gewisse Verlegenheit, von der sie sich selbst kaum Rechenschaft gab, hielt sie ab, von jener Stunde zu sprechen, wo ihr Violante den Brief übergeben, den man, als sie in's Schloß gebracht worden, bei ihr gefunden; eben so wenig erwähnte sie der von der Gräfin ihr zum erstenmal mitgetheilten Vermuthung, daß Violantens frühere Gesellschafterin, Felicitas von Werther, ihre Mutter sey. Diese hatte freilich seitdem nichts von sich hören lassen; auch hatte die Gräfin troz der sorgfältigsten Nachforschungen seit ihrer Flucht nicht das Mindeste von ihr vernommen, und es war als habe sie damals die Erde verschlungen. — Von dieser ganzen Sache sprach Marie mit Gaston kein Wort; es war ja aber auch ihr eigenstes Geheimniß und niemand hatte ein Recht darauf. Desto ausführlicher erzählte sie ihm alles, was ihn betraf, und händigte ihm zulezt ein versiegeltes Papier ein, welches ihr die Gräfin an ihrem lezten Lebenstage für ihren Sohn übergeben und worin sie ihm Marien auf's dringendste empfahl und ihn bat, ihr außer dem Familienschmuck, der natürlich dem Hause verblieb, all ihr Geschmeide und die kleinen Geräthschaften, deren sie sich bedient, zum Andenken zu überlassen. Violante schrieb: „Deine künftige Frau wird diese Dinge alle moderner und eleganter mitbringen und die meinigen nicht benutzen, für Marien aber wird es der Nachlaß einer Mutter seyn und sie wird sich daran freuen. Behandle sie überhaupt wie eine Schwester, lasse ihr freien Willen in allem; unabhängig wird sie durch mein Testament, das ich nur um ihretwillen aufgesezt habe, denn meine alten Diener würdest du doch nicht vergessen, Marie aber würde aus deinen Händen kein Vermögen angenommen haben. Du wirst glücklich seyn, so hoffe ich und so ahnt es mir; was wird aber aus meiner armen Marie werden? Der Gedanke an sie macht mir den Tod so schwer!"

Gaston legte den Brief hin; ein Gefühl zog durch seine Brust, das er bisher noch nicht gekannt; es beklemmte ihn, es nahm ihm den Athem und einen Augenblick wohnte Groll statt Trauer in seinem Herzen. Er war eifersüchtig auf Marien: aus diesem lezten Abschiedsworte seiner Mutter sprach mehr Liebe für Marien als für ihn selbst. Und doch liebte er Marien so leidenschaftlich wie je.

Als er am Abend mit Marien und Kerkholz sich im Salon befand, kam auch Eberhard wieder, und Gaston bemerkte jezt erst die große Veränderung, welche mit ihm vorgegangen. Er, der von allen Anwesenden die wenigste Ursache zur Trauer hatte, war der Niedergeschlagenste, Wortloseste. Er brach frühe auf, weil er noch nach Neu-Crenberg zurückfahren wollte, obgleich Gaston ihn dringend bat, hier zu übernachten. Als er fort war, fragte Gaston Marien: „Finden Sie meinen Oheim nicht merkwürdig verändert?“ — „Ja wohl finde ich das, und es beängstigt mich. Sein ungewohnter Ernst und die üble Laune, deren gänzliche Abwesenheit früher jedermann an ihm rühmte, fielen schon der Gräfin bei seinen lezten Besuchen auf, und seitdem ist es viel schlimmer geworden; es ist mir als brüte er Unheil.“ — „Marie!“ sagte Gaston verweisend, „ich glaube Sie haben die ungerechte Abneigung gegen meinen armen Oheim von meiner Mutter geerbt, und doch war sie bei ihr eher zu entschuldigen.“ — „Es kann seyn,“ sagte Marie sanft, „und ich will mich freuen, wenn ich ihm Unrecht gethan habe.“

Nach mehreren Tagen wurde in feierlicher Versammlung das Testament der Gräfin eröffnet. Sie vermachte darin Marien ein bedeutendes Kapital und ein zierliches Haus, das einst ihr Gemahl für seine Schwiegermutter an der Grenze des Parks erbauen lassen, das aber die alte Dame nie bezogen, weil sie gestorben, ehe es vollendet war. Dahin sollte Marie die treue Georgine mitnehmen, die zudem ein sehr ansehnliches Legat erhielt, und dieselbe dort wohnen lassen, auch wenn sie selbst das Haus nicht mehr benützte. Gaston fiel alles andere zu und Eberhards war in dem Testament mit keiner Sylbe erwähnt, was übrigens niemand auffallen konnte.

Als die Gerichtspersonen sich entfernt hatten und Eberhard mit Gaston allein in einer Fensternische stand, fragte jener kurz, ohne den Neffen anzusehen: „Wann willst du dich mündig erklären lassen?“ — „Wann Sie es wünschen, lieber Oheim.“ — „Wann ich es wünsche!“ Und ein spöttisches Lachen folgte diesen Worten.

Gaston kam jezt erst der Gedanke, daß seine Mündigkeit seinem Oheim unangenehm seyn könnte; früher hatte er in aller Unschuld geglaubt, der ältere Graf werde froh seyn, alle Sorgen und Arbeiten los zu werden, und er sagte deßhalb sehr freundlich: „Es versteht sich von selbst, lieber Oheim, daß Sie auch ferner in Neu-Crenberg wohnen und das Schloß sammt Gärten und dem Hirschpark zu Ihrer Verfügung bleibt wie bisher.“

„Wirklich?“ erwiederte Eberhard noch spöttischer. — „Gefällt es Ihnen denn nicht dort?“ fragt Gaston sehr befremdet. — „Das nicht, aber ich denke mir nur, wie unterhaltend es für mich auf dem Schlosse seyn wird, wenn die Beamten sammt den Büreaus von dort weg und hieher gezogen sind. Der Castellan, die Haushälterin und mein alter französischer Kammerdiener werden dann les charmes du château ausmachen.“ — „Ich sehe aber gar nicht ein, warum Sie nicht in Zukunft einen eben so heitern Kreis um sich versammeln sollten wie bisher?“ — „Weil in Zukunft alle zu dir kommen werden.“

„Ich verstehe Sie nicht!“ — „Mein Gott, wie egoistisch die Jugend ist! So ist es dir denn nie eingefallen, daß, nachdem deine Eltern fünf Jahre in kinderloser Ehe gelebt, alle Welt in mir den künftigen Majoratsherrn begrüßte?“ — „Aber, lieber Oheim, es ist doch nicht meine Schuld —“ — „Ich weiß wohl, lieber Junge, daß du nichts dafür kannst, daß du für mich so mal à propos in diesem Schlosse zur Welt kamst. Und vielleicht hast du sogar dieses unbewußte Unrecht nicht einmal begangen — viele Leute behaupten das wenigstens.“ — „Was soll das heißen?“ — „Ich habe schon zu viel gesagt!“ — „Nein, nein, Oheim, Sie müssen mir durchaus Ihre Worte erklären.“ — „Mein Gott, es ist ja natürlich, daß viele Leute nicht anders meinen, als du seyest ein unterschobenes Kind, da deiner Mutter zu viel daran liegen mußte, einen Sohn zu besitzen.“

„Ein unterschobenes Kind!“ rief Gaston und faßte seines Oheims Arm dabei so heftig an, daß dieser sich losmachte und wie begütigend sagte: — „Was reden die Leute nicht alles! Ueberall wittern sie Betrug, und da Marie, das Findelkind, hier im Schlosse wie die eigene Tochter erzogen wurde, und überdem verlautete, sie sey am selben Tage wie du geboren, so sagten sie natürlich —“ — „Doch nicht, sie sey das Kind der Gräfin Crenberg und ich das verkaufte Kind irgend einer Bettlerin?“ rief Gaston mit solcher Seelenangst, daß jeder andere als Eberhard Mitleid mit ihm gehabt hätte. Dieser aber fuhr gleichmüthig fort: — „Natürlich sagten sie das; der Schein war dafür, und du weißt, mein Kind, die Menge urtheilt immer nach dem Schein.“ — „Aber Sie, Oheim, Sie — was sagen Sie?“ — „Ich, mein Kind? Von mir ist ja nicht die Rede; ich glaube natürlich, was mir meine Frau Schwägerin gesagt hat — nämlich, daß du ihr und meines verstorbenen Bruders Kind seyst,“ sezte er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck hinzu.

Hier hielt Eberhard inne, denn selbst er erschra[k] jezt über die Wirkung seiner Worte auf Gaston. To[d]tenblaß, mit weit offenen Augen und an allen Gli[e]dern zitternd starrte der Jüngling seinen unheilverkün[]denden Oheim an. Als dieser schwieg, schlug er d[ie] Hände vor das Gesicht und sank in einen Stuhl, u[nd] nur das krampfhafte Heben seiner Brust verkündete, d[aß] er nicht ohnmächtig sey.

Aber zu Gastons Ehre sey es gesagt: was ihn [] der Insinuation seines Oheims zuerst am meisten [] schütterte und aller Fassung beraubte, war nicht []

Gedanke, daß er nicht der Majoratserbe von Cronberg sey, sondern daß es eine Möglichkeit gebe, daß Violante nicht seine Mutter, daß sie nicht die fleckenlose Frau sey, deren Sohn zu seyn er immer so stolz gewesen.

Eberhard wollte wieder sprechen, aber Gaston winkte ihm zu schweigen, und so mußte der ältere Graf sich entfernen, was ihm auch jezt ganz bequem war, da er überzeugt seyn konnte, daß Gaston selbst diese Unterhaltung wieder aufnehmen werde, auf deren Erfolg Eberhard alle seine Plane für die Zukunft gebaut hatte. Gaston aber, sobald er sich allein sah, verschloß sich in seine Zimmer, um sich einer Gedankenfluth hinzugeben, die ihn zu vernichten drohte.

Ein unterschobenes Kind! Der Unglückliche glaubte es, ja er hatte eigentlich gar keinen Zweifel mehr! Hatte er nicht erzählen hören, daß bei seiner Geburt auf den ausdrücklichen Wunsch der Gräfin niemand zugegen gewesen als Martha, eine alte Frau aus dem Dorfe, die in solchem Falle bei jeder Bäuerin zu finden war, und die treue Kammerfrau, die ihr Leben für die Gräfin ließ? Hatte er nicht gehört, daß die beiden Aerzte, die man aus der Residenz geholt, abreisen mußten, ohne die Wöchnerin gesehen zu haben, weil diese ihnen sagen lassen, sie bedürfe glücklicherweise ihres Beistandes nicht? War nicht die alte Martha reich belohnt im Wohlstand gestorben, und Georgine, wie sorgte die Gräfin für Georgine! Und war es nicht auffallend, daß diese alte Kammerfrau bei Marien bleiben sollte bis zu ihrem Tode, sie, die Einzige auf Erden, die wissen konnte, wer Marie war? Und Marie selbst! Wie hatte die Gräfin sie gehalten! Und zulezt noch, hatte sie nicht selbst gesagt, daß sie nur um des Mädchens willen ein Testament errichtet, um des armen Kindes willen, weil der Gedanke an dasselbe „ihr den Tod erschwere?" Und dann, was alle Zweifel in seinem sanguinischen Sinne hob, war Marie nicht der Fürstin Therese, jener Dame, die er bisher für seine Großmutter gehalten, wie aus den Augen geschnitten? Konnte das eine Fremde seyn? — Alle diese Umstände zusammen genommen waren zu schlagend — sie war es, nicht er.

Es war ein Glück und ein Unglück zugleich für den Jüngling, daß sein männlicher Stolz seinen gräflichen Stolz so weit überwog: ein Glück, weil dieser Stolz es ihm unmöglich machte in unrechtmäßigem Besitz zu schwelgen, und ihn rasch in das sich finden ließ, was ihm nun einmal sein Schicksal schien; ein Unglück, weil er ihn ohne weitere Prüfung der Insinuation seines Oheims glauben und so unbesonnen alles aufgeben ließ, in dessen ungestörtem und unzerstörbarem Besitz er sich befand, daß er es sogar verschmähte, Georgine zu vernehmen, die Einzige, die ihm Auskunft geben konnte.

VIII.

Weiblicher Takt.

Als Marie am folgenden Morgen ihr Schlafzimmer verließ, brachte man ihr einen Brief von Gaston mit der Nachricht, der junge Graf sey schon in aller Frühe abgereist. Erschrocken und Unheil ahnend erbrach sie den Brief, der hier folgt: „Diese Zeilen sollen Ihnen, meine liebe Marie, ein ewiges Lebewohl vom Bruder und Jugendgespielen bringen. Binnen wenigen Stunden wird man Ihnen zwei Dokumente übergeben, wovon Sie das eine meinem Oheim einhändigen wollen. Es enthält meine Verzichtleistung auf die Verwaltung der Güter und überträgt ihm dieselbe auf seine Lebenszeit. Das für Sie bestimmte enthält die Schenkung meines ganzen Allodialvermögens. In fünfundzwanzig Jahren wird man mich für verschollen erklären und dann ist mein Oheim, wenn er noch lebt, Majoratsherr. Sagen Sie ihm, mehr könne ich nicht thun, da es auf Erden keinen Preis gibt, um welchen ich das Andenken meiner Mutter — der Gräfin Violante von Cronberg wollte ich sagen — beflecken möchte. Nur unter der Bedingung, daß Graf Eberhard schweigt, bleibe ich verschollen, bin ich gestorben. Wagt er aber zu erklären, daß ich ein unterschobenes Kind sey, so erstehe ich und werde dann um mein Recht kämpfen, Zahn um Zahn, Auge um Auge. — Sie wissen nun das furchtbare Geheimniß, das mich aus der Heimath treibt, aber Sie werden mir nicht zürnen, daß ich Ihnen nicht den Namen einer Gräfin von Cronberg zurückgegeben, der Ihnen gebührt. — O wäre ich an Ihrer Stelle — so im Recht, wie ich im Unrecht bin! möchte dann auch niemand mich für den Berechtigten halten! Ja, Sie sind edel, Sie werden nicht um den Preis, daß man vor der Menge die Gräfin Violante zur Betrügerin stempelt, von derselben Menge als ihre Tochter anerkannt seyn wollen. Ihnen genügt das Bewußtseyn, ihr gegenüber, ohne es zu wissen, die Pflicht einer Tochter erfüllt und sie wie ein Engel gepflegt zu haben. — Leben Sie wohl und vergessen Sie einen Unglücklichen, der keinen andern Namen mehr hat als

Gaston."

Marie glaubte einen beängstigenden Traum zu haben. Das also hatte der finstere Eberhard ausgebrütet! diesen heillosen Betrug gegen den Sohn ihrer Wohlthäterin! Denn nicht einen einzigen Augenblick glaubte sie an die Wahrheit dessen, was Gaston zum Unglücklichsten der Menschen machte.

Die edle Violante, diese tugendhafte Frau, deren ganzes Leben eine Kette von Aufopferung, Liebe und Wohlthun war, sollte eines Betruges fähig seyn? Nimmermehr! — Und dann, konnte ein Weib ein fremdes Kind so lieben, wie Violante Gaston geliebt? Nimmermehr! — „O Gaston!" das war ihr erstes Wort, als

sie sich vom Schrecken etwas erholt, „Gaston, wie undankbar, zwiefach undankbar bist du gegen das Andenken deiner Mutter!“

Sie ließ anspannen und fuhr zur nächsten Stadt, wo der Rechtsgelehrte wohnte, der alle Angelegenheiten des gräflichen Hauses besorgte. Der alte Mann kam ihr mit besorgten Blicken entgegen und sagte: „Eben wollte ich zu Ihnen; der junge Graf war hier und ich habe zwei Dokumente aufsetzen müssen, die ich Ihnen selbst überbringen sollte.“ — „Wo ist Graf Gaston?“ — „Fort, mit Postpferden, schon vor einer Stunde, wohin, weiß ich nicht. Ueberhaupt, was ist dem jungen Herrn?“ — „Ich werde Ihnen alles nachher erklären, bester Doktor, aber jezt schicken Sie vor allen Dingen auf das Postamt, damit man den rückkehrenden Postillon frage, welchen Weg der Graf eingeschlagen, und ihm dann sogleich jemand nachschicke.“

Als alles geschehen, ging Marie mit dem Advokaten in sein Cabinet, und dort enthüllte sie dem alten bewährten Freunde des Hauses die Intrigue des Grafen Eberhard und beschwor ihn, die Documente, die er von Gaston erhalten, vor keines Menschen Blick, am allerwenigsten vor Eberhards Augen zu bringen, der durch seine Herrschsucht und Habgier verhärtet, erbarmungslos den jungen Mann in einen Abgrund geschleudert habe.

Der alte Herr war außer sich; ein ergebener Anhänger und Bewunderer von Violantens glänzenden Eigenschaften und von Marien in ihrem Enthusiasmus fortgerissen, gelobte er zu thun, wie sie wünschte. Sie hoffte Gaston wieder zu finden und ihm dann jenen unglücklichen Glauben benehmen zu können. Bis dahin aber gelobten beide zu schweigen wie das Grab, so wie Eberhard gegenüber, den der alte Herr, wie er äußerte, zu allem fähig hielt, die Unwissenden zu spielen.

Von Gaston wurde nichts entdeckt. Er hatte sich bis zum Rhein führen lassen und dort ein Dampfboot bestiegen und seinen Reisewagen verkauft. Der Paß, den seine Mutter bei seiner Abreise für ihn ausfertigen lassen, lautete auf mehrere Jahre und war unbeschränkt, was die Ausdehnung der Reise betraf. Mariens Boten kamen überall zu spät, auch was der Advokat, nur für Gaston verständlich, in deutsche, englische und französische Zeitungen rücken ließ, fruchtete nichts, er war und blieb verschollen. Auf Alt-Cronberg und Neu-Cronberg blieb alles beim Alten. Eberhard machte einige boshafte Bemerkungen über die Flucht seines Neffen und schickte allwöchentlich zu Marien, um sie fragen zu lassen, ob sie nichts von Gaston gehört. Sie hatte ihr eigenes, von der Gräfin ihr vermachtes Haus nicht bezogen, da Eberhard sie bat, bis zur Rückkehr Gastons im Schlosse zu bleiben.

IX.

Der Flüchtling.

Weit, bis über das Weltmeer müssen wir wandern, um unsern Flüchtling wieder zu finden. In Washington, der Residenz des Präsidenten der Vereinigten Staaten, hatte Gaston sich niedergelassen. Dort, meinte er, kenne ihn niemand und das neue Leben, das nun vor ihm lag, werde ihm durch keine Mahnung an seine Vergangenheit erschwert werden. Denn wir müssen gestehen, es war ihm bang vor diesem neuen Leben. Das Bewußtseyn seiner Talente, seiner bedeutenden Kenntnisse, seiner Jugend und blühenden Gesundheit vermochten ihm nicht den Muth wiederzugeben, den ihm die Entziehung des Glaubens an seine Geburtsrechte genommen. Er, der immer seine vornehme Geburt für einen ganz werthlosen und zufälligen Umstand angesehen haben wollte, er der es einst so bitter und leidenschaftlich beklagt, daß der Rang und der Reichthum seiner Familie es ihm unmöglich mache, durch eigene Kraft und eigenes Verdienst sich eine Stelle im Leben zu erringen, er benuzte jezt nicht im Mindesten diese Gelegenheit, sondern saß, in thatenlosem, düsterem Brüten versunken, entweder tagelang in seinem Zimmer oder streifte in der Umgegend oder in den Straßen Washingtons umher.

Da begegnete er eines Tages einer Dame, deren Bekanntschaft er in Paris gemacht, die ihn als Graf Cronberg gekannt, und ihn auch jezt als solchen begrüßte. Er bat sie das zu unterlassen, da er in diesem demokratischen Lande seinen Namen abgelegt und nur seinen Taufnamen Gaston führe, weil er in dieser anspruchslosen Hülle eher Gelegenheit zu haben hoffe, die Eigenthümlichkeiten des merkwürdigen Landes kennen zu lernen.

Die Dame, die in Paris durch Herrn Kerkholz die Verhältnisse Gastons auf's genaueste erfahren hatte, sah in diesem Schritt des reichen jungen Majoratsherrn nur eine Folge der deutschen romantischen Lebensanschauung, die sich gerne in Verkleidungen und dadurch herbeigeführten Abenteuern gefällt. Ihr Mann, ein geborener Deutscher, aber schon seit vielen Jahren als Consul eines deutschen Staates in Amerika etablirt, hatte ihr ja so viel von den romantischen, unpraktischen Neigungen seiner Landsleute erzählt. Unpraktisch fand sie diesen Einfall Gastons auf jeden Fall, da in Amerika so gut wie anderswo ein deutscher Graf unendlich mehr Gelegenheit hat sich in allem, was er wünscht, zu orientiren, als ein Mr. Nobody. Sie suchte Gaston davon zu überzeugen und bat ihn sein Incognito abzulegen, aber er ging auf ihre gutgemeinten Rathschläge nicht ein. Indem sie ihn auf ihre Trauerkleidung aufmerksam machte, theilte sie ihm mit, daß ihr Gemahl vor einem halben Jahre gestorben sey und sie nun mit ihrer kleinen Tochter ganz einsam lebe. Mrs. Sara Wilkins, so hieß die junge Wittwe, erzählte das m

jener ruhigen, kalten Fassung, welche die Frauen der neuen Welt auszeichnet, denn sie selbst war eine geborene Amerikanerin, und obgleich ihr der Abschied vom Continent und besonders von Paris damals sehr schwer geworden, doch eine enthusiastische Bewundererin der Vorzüge ihres Vaterlandes. Sie lud Gaston mit großer Herzlichkeit ein, öfter ihr Haus zu besuchen, und obgleich er Anfangs kaum wußte, ob er diese Einladung annehmen solle oder nicht, ging er dennoch hin, und bald fühlte er sich im eleganten und behaglichen Hause der schönen Wittwe wohler als seit langer Zeit.

Man weiß, wie günstig die Lebensstellung der Frauen in Amerika ist, wie sie dort, jeder Sorge enthoben, jeder häuslichen Pflicht entbunden, ein blumenartiges Leben führen. Dabei sind sie gewöhnlich schön, fein gebaut, von zarter Haut, und mit einer großen Empfindlichkeit gegen jedes rauhe Lüftchen und jedes rauhe Wort ausgestattet. Dieß alles verleiht einer Amerikanerin, welche nur die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns ist, eine so aristokratische Atmosphäre, wie sie in Deutschland nur eine Frau aus den höchsten und reichsten Ständen umgibt. Wir wissen, wie anziehend für Gaston diese Sphäre war, obgleich er es sich sogar jezt noch nicht gestehen wollte, eine Selbsttäuschung, die nur bei seiner großen Jugend möglich war.

Sarah war nicht nur schön, sie war auch anmuthig und sehr wohl erzogen, und das Vermögen, welches ihr Mann ihr hinterlassen, erlaubte ihr, mit ihrer Tochter, einem Kinde von zwei Jahren, ihr Haus ganz auf demselben Fuße zu erhalten, wie zu Lebzeiten ihres Mannes. Die eigentliche Hausfrau, das heißt der Mittelpunkt aller häuslichen Thätigkeit und Sorge, war eine Deutsche. Frau Waldner nannte sie sich, und seit Sarahs Vermählung hatte sie all das im Hause besorgt und verwaltet, was selbst zu thun eine deutsche Frau sich zur höchsten Ehre rechnet. Sie überwachte die Dienstboten, machte den Küchenzettel, ließ scheuern und waschen und bügeln; die Handwerker des Hauses sprachen nur mit ihr, und als Sarah Mutter geworden, war sie es wieder gewesen, welche die kleine Ellen gepflegt und versorgt hatte. Sarah war freundlicher mit ihr und behandelte sie mit viel mehr Rücksicht, als sonst amerikanische Frauen solchen abhängigen Wesen gegenüber gewöhnt sind. Wissen doch die eingewanderten Gouvernanten, Gesellschafterinnen und Haushälterinnen nicht genug zu klagen. Geld erhalten sie freilich die Hülle und Fülle, aber leider befinden sich in diesem Verhältniß gewöhnlich Frauen, die weit über jener Stufe stehen, wo Geld für Mangel an Achtung entschädigt.

Frau Waldner vereinigte in ihrer Person die genannten Chargen und war deßhalb Sarah ganz und gar unentbehrlich. Als Master Wilkins noch lebte, hatte sie öfters die Deutsche durch ihre Zurückhaltung gekränkt, seit dem Tode ihres Mannes fühlte sie sich aber so hülflos und verlassen, daß sie Frau Waldner als ihre einzige Stütze betrachtete und sie seitdem wie eine Freundin zu behandeln anfing.

Wenn Gaston Abends da war und die Waldner den Thee einschenkte, mußte er, indem er ihre bleichen, wohlwollenden, aber unaussprechlich melancholischen Züge ansah, immer an seine Mutter, wie er sie in seinem Innern doch noch nannte, denken, ohne selbst zu wissen warum, denn eine Aehnlichkeit mit Violanten war nicht da, aber es war ihm, als müsse sie seine Mutter gekannt haben. Er fragte sie einmal, ob sie die Gegend seiner Heimath kenne, und nannte dabei die Cronberg am nächsten gelegene große Stadt, aber sie verneinte. Trotzdem glaubte er ihr nicht, denn ihr Ton hatte etwas unbestimmtes und schwankendes. Sarah sprach bald von andern Dingen, das Kind wurde hereingebracht, aber die Waldner blieb zerstreut und vergaß bei ihrem Theegeschäft hundert Dinge, die sie noch nie vergessen, so daß es sogar der sorglosen Hausfrau auffiel, die lächelnd fragte, was ihr sey?

Da sagte die Frau, die sich nicht länger zurückzuhalten vermochte: „Die Frage Herrn Gastons nach jener Stadt hat eine Jugenderinnerung in mir geweckt, die mich so lebhaft ergriff, daß ich davon ganz zerstreut wurde. Die Gegend selbst kenne ich nicht, wohl aber bin ich einmal im Norden von Deutschland einer Dame begegnet, die aus jener Gegend war und die mir einen so tiefen Eindruck hinterließ, daß ich jezt, es sind bald zwanzig Jahre, ihr edles Gesicht mir vor Augen schweben sehe. Es war" — fuhr sie in halber Selbstvergessenheit fort, indem sie träumerisch in's Leere sah — „eine ungewöhnlich große, aber schlanke und feine Gestalt. Ihre schönen, lichtbraunen Augen, das schmale, blasse, sanfte Antlitz; von einem mir nie wieder vorgekommenen Reichthum von kastanienbraunen Haaren umwallt —"

„Sie hieß Gräfin Violante von Cronberg," rief Gaston, indem er aufsprang und die Hand der Frau ergriff, während helle Thränen in seinen Augen standen. — Die Waldner fuhr zusammen, als habe ein Geist sie angerufen. Sie antwortete nicht, aber sie sah erschrocken den jungen Mann an, der sich nun beschämt zurückzog und entschuldigend sagte: „Ich habe Sie nicht ausreden lassen — Sie meinten vielleicht eine andere." — „Ja, ja," sagte die arme Frau in sichtbarer Verwirrung, „ich meinte eine andere;" denn Sarah, welche Gastons Erschütterung bemerkt und von ihm vernommen, daß seine Mutter kürzlich gestorben sey, hatte ihrer Gesellschafterin gewinkt zu schweigen und die Herzenswunde des Sohns nicht von neuem aufzureißen. Sarah schrieb die Veränderung, welche ihr in Gastons jetzigem melancholischem Wesen gegen seine heitere Stimmung in Paris auffiel, einzig und allein der Trauer um die geliebte Mutter zu, von deren Vortrefflichkeit ihr damals Herr Kerlholz so viel erzählt hatte.

Gaston nannte nun nicht mehr den ihm so theuern und doch so schmerzlichen Namen, und Frau Waldner kam auch nicht mehr auf das frühere Thema zurück, obgleich ihr Sarah, als Gaston fort war, alles auseinandersezte und ihr mittheilte, daß Gaston ein Graf Cronberg und Violantens Sohn sey. Die nicht zu verbergende Gemüthsbewegung, welche bei dieser Eröffnung sich der Frau bemächtigte, konnte Sarah nicht begreifen, und zu zartfühlend, um sich darnach zu erkundigen, brachte sie die Sache in ihrem Kopfe mit irgend einer Jugendliebe ihrer Gesellschafterin in Verbindung, da sie von ihrem Manne auch gehört, daß die Deutschen ihre erste Liebe so schwer vergessen.

Gaston kam jezt öfter in das Haus der jungen Wittwe, ja nach einiger Zeit kam er täglich und brachte alle seine Abende bei ihr zu. Zwischen ihm und Sarah entstand jezt das eigenthümlichste Verhältniß von der Welt. Sie suchten sich lange, ohne sich zu finden, und als sie endlich meinten sich gefunden zu haben, waren sie sich noch so fremd wie vorher.

Gaston kam schon mehrere Monate täglich in Sarahs Haus, ohne daß sich irgend etwas geändert hätte. Er übte sich auf Sarahs Klavier, er las in ihren Büchern, er zeichnete in ihre Albums, er spielte mit ihrem Kinde, aber für die Herrin aller dieser Dinge blieb er gleichgültig, obschon ihm ihre Gegenwart angenehm war. — Sarah war zum Glück eine von den Musterfrauen, die sich nie zuerst in einen Mann verlieben, aber dennoch erwartete sie jedesmal, wenn Gaston bei ihr eintrat, daß er als ihr Verlobter sie wieder verlassen werde.

Endlich gab ein Zufall den Ausschlag. Die Hauswirthin Gastons fragte ihn eines Morgens, bis wann sie wieder über seine Wohnung verfügen könne, da sich ein neuer Miether gefunden. — „Ich denke noch nicht abzureisen," sagte Gaston." — „Ich weiß," versezte die Frau lächelnd; „der Bediente der Mrs. Willins, der gestern hier war, hat mir erzählt, daß Sie, sobald Ihre Trauer vorüber sey, sich mit ihr vermählen werden, aber dann bleiben Sie doch nicht hier wohnen." — „Sie haben recht," sagte Gaston mit schnell gewonnener Fassung, „hier kann ich nicht bleiben. Verfügen Sie über meine Wohnung, wie es Ihnen gefällig ist."

Er ging sogleich zu Sarah, entschlossen, ihr seine Hand anzubieten. Sollte um seinetwillen ihr makelloser Ruf leiden? um seinetwillen, der sich als ein überflüssiges, ganz unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft betrachtete? Er liebte sie zwar nicht, wie er Marien geliebt, aber ihre harmonische Erscheinung that ihm wohl, ihre kleine Tochter war sein liebstes Spielwerk, ja selbst ihre Gesellschafterin war ihm äußerst angenehm, denn ihre Melancholie paßte zu der seinigen, und sie erinnerte ihn, wie schon erwähnt, an seine Mutter. Kurz, Sarahs Haus war seine zweite Heimath geworden, von welcher er sich nicht zu trennen vermochte. Und an Marien durfte er ja doch nicht mehr denken; konnte er von ihr als Almosen annehmen, was er ihr früher als Geschenk seiner Liebe geben wollte? Ja, so jung er war, schien ihm doch Sarahs Haus der einzige Port für seine heimathlos umherirrende Seele, welcher sogar die liebste Erinnerung eines Sohnes, die Erinnerung an seine Mutter, zur Schmerzensquelle geworden, von der er sich zitternd abwandte.

Er traf Sarah nicht zu Hause, sie war zu einer Freundin gefahren, nur Frau Waldner und die kleine Ellen befanden sich im Wohnzimmer. — Die Aufregung, in welcher er sich befand, entging seiner Landsmännin nicht und sie fragte mit plötzlichem Schrecken, als er zum drittenmal es beklagte, daß Mrs. Wilkin so lange verweile: „Sie kommen doch nicht, um Abschied zu nehmen?"

Gaston, welcher doch an die Möglichkeit eines Korbs von Sarah dachte, sagte lächelnd: „Wer weiß?" — Frau Waldner erhob sich, ging auf ihn zu, und seine Hand ergreifend, sagte sie mit bebender Stimme: „Dann muß ich mein Mrs. Wilkins gegebenes Wort brechen und einen Gegenstand berühren, von dem sie mir verboten zu sprechen, weil es Sie offenbar schmerzlich bewegte — von Ihrer Mutter." — „Von meiner Mutter!" sagte Gaston mit wehmüthigem Lächeln. — Die Waldner war viel zu aufgeregt, um den Ausdruck seiner Züge zu beachten. Sie fuhr fort: „Ja, von Ihrer Mutter. Wann sahen Sie zulezt die edle Frau?" — „Zwei Jahre vor ihrem Tode." — „War damals — verzeihen Sie meine unbescheidene Frage, aber von deren Beantwortung hängt das Wohl und Weh meines Lebens ab — war damals ein junges Mädchen im Hause, das Marie hieß?" — „Marie! — wissen Sie von ihr? Meine Mutter hielt, so lang sie am Leben war, diese Marie wie ihre Tochter." — „Lebt sie — lebt sie noch?" — „Ich habe bei meiner Abreise von Europa Marie gesund im Schlosse Cronberg verlassen." — Da stürzten aus den Augen des armen Weibes zwei Thränenströme, und die Hände faltend sagte sie: „Gelobt sey Gott! Gelobt sey Gott!" — Gaston stand eine Weile staunend vor ihr; da fuhr es wie ein Blitzstrahl durch seine Seele, und die Hand der Landsmännin ergreifend, rief er athemlos: „Wissen Sie etwas von Marien? von ihrer Herkunft, ihren Eltern?" — Frau Waldner wischte die Thränen aus den Augen, und Gaston groß ansehend, sagte sie: „Und wenn ich etwas wüßte? — was dann?" — „O dann wäre alles gut! Der Geist meiner Mutter geht klagend durch unser ödes Schloß — Marie leidet — ich gehe zu Grunde!" — „Da sey Gott vor! Dann will ich reden! Ja, ich kenne Mariens

Herkunft, ich kenne ihre Eltern." — „Wenn Sie mir sagen, wer sie sind, so schwöre ich beim Andenken meiner Mutter — obgleich ich selbst nicht ahne, wer dieß ist —" — „Sie ahnen nicht, wer Ihre Mutter ist? Sind Sie nicht Graf Gaston, Gräfin Violantens Sohn?" — „Ja doch, ja doch! das alles später; aber wer sind Mariens Eltern?" — „Sie schwören mir, daß Sie nie es verrathen wollen?" — „Bei meinem Leben, bei meiner Ehre!" — „Nun wohl, ich bin Mariens Mutter, ich habe sie vor neunzehn Jahren durch eine Bäuerin zur Gräfin Violante bringen lassen." — „Aber wie — wie kamen Sie dazu? — Verzeihen Sie, aber wenn Sie wüßten, weßhalb ich diese Frage mache —" — „Wie ich dazu kam? Weil ich Violante als die edelste Frau kannte; während eines jahrelangen Aufenthalts in ihrem Hause hatte ich ihre schöne Seele kennen lernen." — „Und wie hießen Sie damals?" fragte Gaston noch immer athemlos. — „Damals hieß ich — wer weiß, ob Sie je den Namen des unwürdigen, aber unglücklichen Flüchtlings vernommen? — damals hieß ich Felicitas von Werther."

Schattenbilder aus Newyork.

1. Dandies und Loafers.

(Fortsetzung.)

Wir zweifeln, ob man in den Schlupfwinkeln menschlicher Scheußlichkeit, die Ainsworth und Eugen Sue uns mit so viel Behagen geschildert haben, eine grimmigere Sorte von Teufelskindern aufzufinden vermöchte, als die, welche Newyork ausbrütet. Aber das Schlimmste ist, diese Schufte sind rothglühende, feuerwüthige Politiker. Sie bilden die lautesten Schreier der Partei, welche sie am besten bezahlt. Durch sie schwellen die Majoritäten in gewissen wohlbekannten Stadtvierteln zu unglaublichen Zahlen an, Zahlen, welche dazu dienen, das Regiment der Stadt in unrechte Hände zu bringen und die Unterdrückung der unendlich vielen Mißbräuche und Uebelstände zu vereiteln, an denen das Newyorker Leben krankt. Sie sind in vollkommene Banden oder Bruderschaften eingetheilt, die einander Beistand leisten, unter anerkannten (fast hätten wir geschrieben, obrigkeitlich anerkannten) Obern stehen * und mehrmals schon, zum Beispiel bei dem Aufruhr wegen Macready, der Stadt ihre Macht deutlicher fühlen ließen, als es Leuten, die Anspruch auf geordnete Verhältnisse machen, lieb seyn kann. Die Polizei kennt sie, denn sie wird zum guten Theil aus ihren Reihen rekrutirt. Sie begehen Unfug genug, um darauf hin zur Einsperrung verurtheilt werden zu können. Warum denn in aller Welt fängt man die Missethäter nicht ein und zerstört ihre Banden, welche die Bürgerschaft mit allerhand Unbill bedrohen und vor denen man sich in den belebtesten Straßen Newyorks unsicherer fühlt als im menschenleeren Hinterwalde des fernen Westen? — Ja, theurer Freund, der du solch einen Widerstreit der Thatsachen verwunderlich findest, hic Rhodus, hic salta! Das ist's eben: diese Bummler, diese Gauner, diese Wegelagerer können allesammt stimmen, ja nicht bloß einmal, sondern zwei-, drei, und nach Bedürfniß auch vier- und fünfmal stimmen, und sie können vermöge der trefflichen Organisation ihrer Banden auch Besitz von den Wahlurnen nehmen und sich den ganzen Tag in diesem Besitze behaupten und auf diese Manier bewirken, daß niemand als sie und ihre guten Freunde von seinem Wahlrechte Gebrauch machen kann.

* Vor einiger Zeit war einer der berühmtesten dieser Loafer-Capitäne der sogenannte French Lewis, ein Deutscher aus einer geachteten Beamtenfamilie am Rhein. Er war in Tammanyhall, dem Hauptquartier der Demokraten, sehr angesehen und spielte bei den Aufzügen der Partei, als Indianer verkleidet, eine Hauptrolle.

Dieß ist der Bho-oy, geschildert von der schlimmsten Seite der schlimmsten Sorte von den vielen, welche der ungemein dehnbare Begriff umfaßt, dieß der Loafer auf der untersten Stufe, wie man ihn gemeiniglich bei unsern Reisenden beschrieben findet, dieß der Rowdy, über den die amerikanischen Zeitungen jammern, und dieß ungefähr war der „Mose,“ den sie im Bowerytheater beklatschten.

Aber wie bemerkt, der Begriff des Bho-oy ist dehnbar und vieldeutig und umschließt eine große Anzahl von Leuten, welche es den eben charakterisirten zwar an Rohheit, nicht aber an Verdorbenheit gleich thun. Der Grundzug des Bho-oy ist, genau betrachtet, derselbe, wie der im Charakter des Dandy. Es ist bei beiden dieselbe weltverachtende Selbstsucht, nur daß sie bei dem einen in mehr negativer, beim andern in mehr positiver und activer Weise sich äußert. Während der Dandy keinen Theil nimmt, wo er sollte, nimmt der Bho-oy Theil, und in unbändiger, leidenschaftlicher Art Theil, wo er nicht sollte, oder während jener seinen Ruhm in absoluter Apathie und Blasirtheit sucht, findet dieser seine Genüsse in falschen Sympathien, die jedoch deßhalb nicht unbedingt den Geboten von Ehre und Gewissen zuwider laufen. Der Bho-oy in dieser seiner bessern Gestalt ist mit andern Worten zwar allezeit ein ungeschlachter Geselle in Rede und That, ein unermeßlicher Renommist, ein stets fertiger Kampfhahn, ein bubenhafter Gesetzverächter, ein entsetzlicher Störefried bei öffentlichen Vergnügungen und ein feuerspeiender Drache in politicis, dabei aber so wenig ein Bösewicht, wie der in allen diesen Stücken ihm ähnelnde deutsche Student der Tage, die nicht mehr sind.

Der freundlichen Eigenschaften der Bho-oys von dieser Klasse sind so viele, daß man sie in ihren guten Stunden mitunter beinahe liebenswürdig finden kann. Sie sind heftig, rücksichtslos, leicht zu reizen, eben so leicht zu verführen, aber durchaus nicht boshaft und immer ohne Falsch. Gutmüthig, offen, uneigennützig, lebenslustig, haben sie ihre Entwicklung zu etwas Besserem meist dadurch verfehlt, daß sie unter ungünstigen Auspicien in die Gesellschaft eintraten, und daß unter diesen bösen Sternen nur eine gewisse Seite ihrer

Fähigkeiten und Eigenschaften herauswuchs und reifte, während diejenigen Charakterelemente, welche ihnen allein eine Richtung auf's Nützliche hätten verleihen können, entweder verkrüppelten oder ganz erstickten. So ist ihr Muth dermaßen in's Kraut geschossen, daß er allenthalben Händel sucht, so redet ihre Aufrichtigkeit auf's Haar wie Grobheit, so reicht ihre Freigebigkeit an Verschwendung, so macht ihre Heiterkeit sich mit Narreteien und Lümmeleien Luft; so endlich äußert sich ihr Sinn für Freundschaft in gemeinschaftlich unternommenen Ruhestörungen und in der Bildung von Rotten, welche gegen die öffentliche Wohlfahrt conspiriren.

Am meisten kann der Bho-oy unsere Achtung in seiner Eigenschaft als Mann mit Familie beanspruchen. Es ist bekannt, daß die Amerikaner frühzeitig heirathen, und Ehen, wo die Gatten noch unter zwanzig Jahren sind, dürften auch unter den Bho-oys keine Seltenheit seyn. Wo dieselben nicht verehlicht sind, leben sie allerdings nicht das Leben von Heiligen; dagegen versicherte man uns, daß viele der tollköpfigsten und unzähmbarsten Exemplare dieser Menschengattung, Bursche, welche bei jeder Prügelei die ersten und bei keiner Verhöhnung der öffentlichen Gewalt die lezten waren, die häuslichen Tugenden mit einer rührenden Einfalt und in einer Ausdehnung üben, wie sie unter Klassen, die sich um manchen Grad besser dünken, nicht häufig angetroffen wird. In die Welt geworfen ohne Führer und Beschützer, ohne Mittel, sich eine Erziehung zu verschaffen, oder schlimmer noch, ohne eine Seele, die in ihnen den Trieb nach Erziehung und Bildung wach riefe, wachsen sie auf als Unkraut und wilde Bäume und müssen als solche unausbleiblich bittere und nichtsnutzige Früchte bringen. Das ist ungefähr so natürlich wie das Brennen der Nessel und die Säure der Holzäpfel. Und dennoch, ungeachtet dieses vollständigen Mangels an Pflege ihres Herzens und Verstandes, werden viele von ihnen zärtliche Gatten und scheinen gleich dem reißenden Thiere des Waldes alle Milde und Sanftmuth und alle Empfänglichkeit für trauliche und milde Regungen in sich aufzusparen, um sie an die Glieder ihres heimischen Kreises zu verschwenden, während sie der gesammten übrigen Schöpfung nur Zähne, Hörner und Krallen zeigen. Eine andere Tugend, welche die Bho-oys in hohem Grade besitzen, ist das Gefühl für Freundschaft. Voll plumper, roher Scherze, voll tölpelhafter Gemüthlichkeit, wie eine Gesellschaft junger Bären, häufig sich unter einander selbst in die Haare gerathend, sind sie, sobald ein Feind sich naht oder ein Freund in Gefahr schwebt, die Aufopferung selbst. Willig wagen sie Leib und Leben, um einem bedrohten Kameraden aus der Klemme zu helfen, und wie Poesie der Armuth klingt es, wenn sie den Genossen, der Unglück gehabt hat, mit herzlicher Freudigkeit einladen, ihre dürftige Wohnung und ihre spärlich gefüllte Börse mit ihnen zu theilen.

Der schlimmste Zug im Charakter des Bho-oy ist sein Hang zu Ausschweifungen, seine größte Freude der Grogladen, der drei Cent-Keller und die Liquor-Grocery, eine Branntweinschenke unter der Maske eines Victualienkrams. Zunächst durch seine Stellung und endlich durch Neigung von anständigem Umgange ausgeschlossen, wird er von seinem zurückgedrängten socialen Instinkte, von seinem Triebe sich geltend zu machen, seinem Begehren nach Kampf und Ruhm, das er mit allen Menschen gemein hat, die nicht gerade Blei statt Blut in den Adern haben, in's Kneipenleben und seinen Schmutz und Schimpf gezogen. Er kann etwas leisten im Schlagen und Vertragen, und so findet er bald die wohlfeile Ehre, die hier zu erwerben ist. Mit seiner scharfen Zunge, seinem starken Arm, seinem Hange zu wagehalsigen Unternehmungen sieht er sich unter dem Gesindel, welches hier dem Gotte Alcohol opfert, als eine Art Heros betrachtet und wo nicht bewundert, doch gefürchtet. Dieß schmeichelt seiner Eitelkeit und weckt zugleich die Begierde nach mehr Auszeichnung. So tritt er schließlich wohlgemuth die Laufbahn des vollendeten Rowdy an, ganz einfach, weil er doch irgend eine Carrière machen muß und keine andere sich ihm darbietet.

Verfasser dieser Zeilen hatte mehrmals Gelegenheit, mit den Bho-oys zusammen zu seyn. Er hatte sich vorgesezt, alles mögliche in Erfahrung zu bringen über diese so eigenthümliche und so interessante Klasse von Menschen, und er zögert nicht, für die ursprüngliche Güte und Noblesse ihrer Natur Zeugniß abzulegen, während er zu gleicher Zeit freilich auch die Erniedrigung und Gemeinheit zugeben und beklagen muß, in welche die meisten von ihnen verfallen sind. Ein Bekannter, der sie während des mexikanischen Kriegs beobachtet hatte, konnte ihre kriegerischen Eigenschaften nicht genug loben. Als gewaltige Patrioten eilten sie, sobald die Werbetrommel gerührt wurde, unter die Fahnen, und viele der kaltblütigsten wie der tollkühnsten Thaten während des Feldzugs wurden von ihnen verrichtet, während ihr Ruf im Punkte der Subordination und der Mannszucht nichts zu wünschen übrig ließ. Nun ist zwar der Krieg ein grober, niederer Lehrmeister und nicht eben sehr geeignet, dem menschlichen Gemüth die feineren Eigenschaften der Würde und Anmuth, der Freude an der Arbeit und des Gemeinsinns einzuflößen. Indessen lehrt er Disciplin, Gehorsam und Pünktlichkeit und verbannt Liederlichkeit und Eigenwillen, Unordnung und Scandalsucht, und schon dieß war hinreichend, um den Bho-oy bedeutend zu ändern und deutlich zu zeigen, wessen er unter noch günstigeren Umständen fähig wäre.

Gesezt den Fall, die Herren in Washington ließen sich's eines schönen Tages einfallen, eine Armee freiwilliger Ackerbauer statt freiwilliger Todtschläger auszurüsten, befehligt von einem Offizierscorps aus dem

American Institute, statt aus der Kriegsschule von Westpoint, bewaffnet mit Schaufeln, Hacken und Aexten, versehen mit einem Geschützpark von Marktkarren, Pflügen und Wiegen, und gesezt ferner, dieses Heer erhielte die Ordre, nach der Grenze jenseits des Mississippi zu marschiren, um statt den Mexikanern lieber der Wildniß ein Stück Land abzunehmen; und gesezt endlich, jeder Soldat dieser Invasionsarmee bekäme die Erlaubniß, Frau und Kinder oder seinen Schatz mitzuführen, und bekäme statt Soldes eine schmucke kleine Farm, ausreichend für die Bedürfnisse seiner Familie: was für eine glorreiche Gelegenheit wäre dieß für die Bho-oys! Wie würde es die großen Städte reinigen! Wie würde es eine Menge tüchtiger Jungen von Abwegen auf den rechten Pfad zurückbringen und dadurch die Macht der Union stärken und steigern! Wie viel Glück endlich würde solch ein Feldzug im Gefolge haben statt Tod und Trauer!

Sobald die amerikanische Civilisation bei den Jahren der Ueberlegung anlangen und, von der Hast ihres dermaligen Verschreitens ausruhend, sehen wird, was ihr fehlt, wird sicherlich ein ähnlicher Plan wie der angedeutete in's Werk gesezt werden. Wo nicht, so wird man die drei großen Drachen des Gaunerthums, der Raufsucht und der Prostitution so lange mit Seelen füttern, bis sie endlich feist und stark genug geworden sind, um nicht bloß der einzelnen Stadt, sondern dem Staate gefährlich zu seyn.

Aber genug davon; wir dürfen den Leser nicht mit fernliegenden Parteifragen unterhalten. Außerdem aber denkt der Bho-oy selbst nicht im Entferntesten an seine Zukunft und scheint durchaus kein Bewußtseyn davon zu haben, daß er am Ende noch respektablere Fähigkeiten besitze als die, welche zu einem Wettlaufe mit der Feuerspritze, zu einem Siege im Boxerring oder zu einer rasenden, sausenden Cabfahrt über die Avenue erfordert werden. Seine stärkste Passion ist ein tüchtiger Spaß, grob oder fein, gleichviel, und der Befriedigung dieser Leidenschaft ist selbst die andere Hauptneigung, der Trieb zum Unfug, dienstbar. Er schweift durch die Stadt mit einem breitwandelnden, lümmelhaften Humor, rennt an alles an, was sich ihm in den Weg stellt, und findet sein Vergnügen an herzhaften Hieben wie an Neckereien, die ihm drollig, andern bisweilen schändlich vorkommen. Eine Balgerei ist ein Kapitalspaß, ein an rechter Stelle sitzender Faustschlag so viel werth wie ein treffender Witz. Selbst im Getümmel der Straßenschlachten, welche sich zwischen den verschiedenen Feuercompagnien bei Bränden öfter, als der Magistrat es gern sieht, entspinnen, wo Ziegelstücke und Knüppel so dicht wie Hagel herumfliegen und das Blut in den Adern der „zweiundvierzigsten" so hochfreudig wallt, daß es aus der Nase läuft, selbst da noch ist eben so viel Frohsinn als Wuth im Spiele, und die Affaire wird vielmehr als Festlichkeit denn als Aufruhr betrachtet. Es ist wahr, daß manche Leute, z. B. die Polizei und der Verfasser dieser Darstellung, dergleichen Dinge für zu ernste Scherze halten, aber die Bho-oys denken sich nichts Schlimmes dabei.

Eben so wenig findet der Bho-oy einen Frevel in einem andern der schönen Scherze, die ihm geläufig sind, in dem nämlich, daß er mit einem halben Dutzend oder mehr Kameraden in einen Barroom poltert, sich mit den übrigen tüchtig einschenken und auftragen läßt, und wenn der Wirth nicht sogleich mit der Flinte oder Pistole bei der Hand ist, um die Zeche einzutreiben, entweder gar nicht oder mit einer Tracht Schläge für das Genossene bezahlt. Wer das unglaublich findet, der lasse sich erzählen, daß in den meisten Barrooms, die wir besucht, zu Häupten des Barkeepers an einem und demselben Nagel mit dem Counterfeit Detector * ein geladenes Pistol hing und in manchen die Vorsichtsmaßregeln sogar dahin erweitert waren, daß man unter dem Ladentische einen Korb mit feinem Sand stehen hatte, um Angreifern dieser Sorte bei einem etwa versuchten Sturme auf die Schnapsvorräthe gebührlich die Augen blenden zu können. Auch solche Attaken gelten bei civilisirten Leuten für schmählich, der Bho-oy aber »do'nt mean any harm by that.« Ein flottes fideles »muss« ist das Ventil, wodurch sich die Ueberfülle seiner Kraft und der Uebermuth seiner Lebensgeister Luft macht.

Prügeleien und andere Unbill tragen nichts ein, und da der Bho-oy so gut wie andere Exemplare des Genus humanum einen Magen hat, so muß er etwas thun. Wohlhabende Mitglieder der Bruderschaft — und es gibt deren, die nach dem Ausdrucke des deutsch-amerikanischen Zwitterjargons „sehr wohl ab sind" — können den ärmeren dann und wann unter die Arme greifen, aber sie nicht ernähren. Arbeiten mag der Bho-oy in der Regel nicht, Betteln wäre schmachvoll und nutzlos. So betreibt er denn meist jene kleinen Geschäftchen, welche den Uebergang vom Handel zum Betruge bilden: er macht den Höker, den Agenten, den Trödler, den Emigrantenmäkler und schlägt sich auf diese Art leidlich durch die Welt, bis die Zeit kommt, wo er in sich geht und zahm wird, oder sich eine gute Gelegenheit findet, in eine respektable Philisterhaut zu kriechen, oder — und das ist wohl der häufigere Fall — bis er auf der Grenze zwischen Ehrlich und Unehrlich, auf der er sich bewegt, ausgleitet und unter die Schurken hinabrutscht, welche wir weiter oben beschrieben haben.

Will man nun den Bho-oy in seiner Glorie, im Hochgenusse seiner irdischen Existenz, auf dem Gipfel seiner Lust sehen, so muß man ihn beobachten, wenn

* Handbuch zur Entdeckung falscher Banknoten und Münzen.

er auf einer der Avenuen draußen über der dreißigsten Straße mit seiner „G'hal" spazieren fährt. Auch im Bowerytheater beißt er sich heraus, aber die wahre Pracht entfaltet er als Kutscher auf der Avenue. Marsch aus dem Wege, gewöhnliches Volk, und fort aus dem Geleise, langsame Gäule! Zur Seite, bis der Elephant vorüber ist! Hurrah! Juchhei! hier kommt er, brüllend und jauchzend und mit der Peitsche knallend, hier kommt er geflogen, daß die Haare davon stieben. »Go it or break a leg!« ruft er vorbeischießend seinem »crab« zu, während „Lize" sich mit aller Macht, die ihr zu Gebote steht, an das Geländer des Cab anklammert, ihren Hut so wendet, daß er der Atmosphäre, die sie durchschneiden, die möglichst kleinste Fläche darbietet, die Zähne auf einander beißt, die Füße gegen den Tritt stemmt und auf alle Fälle, einen Halsbruch vielleicht ausgenommen, gefaßt ist.

Hier steht jedermann auf gleichem Fuße mit dem andern. Nur die, welche die schnellsten Pferde haben, sind die Aristokraten. Der vornehme Dandy vom Union Place oder Madison Square, der mit untadeliger Auswahl gekleidete Commis aus den Großhandlungshäusern der Frontstreet, der Student der Medicin, der junge wohlhabende Advokat ohne Praxis, alle erscheinen auf derselben Straße und derselben Höhe. Sociale Unebenheiten sind, gleich der Avenue, macadamisirt, und an schönen Nachmittagen schwärmt es auf allen diesen Straßen von den prächtigsten Exemplaren der Gattung Bho-oy, angethan mit grellfarbigen Westen und Pumphosen so weit wie ein Dampfbootschornstein, einen Hut auf dem Kopfe mit einem ungeheuern Kreppbande, ein gigantisches Stück Kautabak zwischen den Kinnbacken und die G'hal neben sich in einem feuerrothen Kleide mit zeisiggrünen Blumen und schwefelgelben Streifen. Der Bho-oy ist dann auf seinem Wege nach Catos, oder nach der High Bridge, nach Strykers Bay oder dem Red House, und wie sie alle heißen mögen, die unzähligen Vergnügungsorte, mit denen die Umgebung des „lustigen" Newyork besät ist.

Eine andere Scene, welche die Blüthe der Bho-oys versammelt, ist der Boxerkampf, diese brutalste Ausgeburt eines verdorbenen Geschmacks. In dieser Schmiede wird jeder üble Hang mit Rohheit und Unbarmherzigkeit gestählt, in dieser Schule werden die jungen Doggen zu Bluthunden abgerichtet. Wir reden hier so wenig über die Sitte des Boxens, als wir eine rechtschaffene Studentenpaukerei absolut lächerlich finden möchten. Ob einer hier eine Schramme über der Wange hat oder nicht, er wird doch eine Frau bekommen; und ob einer dort sich ein blaues Auge machen oder eine Rippe brechen läßt, der Staat, die Sittlichkeit, die Gesellschaft fallen deßhalb nicht über den Haufen. Wohl aber werden sie untergraben, wo die Pugilistik als Handwerk betrieben wird, wo price-fighters auftreten, die sich bezahlen lassen. Die grimmige Aufregung des Kampfes, der Anblick des Blutes, welches um ein paar Dollars vergossen wird, das Bravogeheul, die entmenschten Witze der Zuschauer, die Verachtung, welche die Kämpfer vor Gefahr und Schmerz zeigen, alle diese Züge des Bildes, das der „Ring" als Rahmen umfaßt, prägen sich unvertilgbar in Herz und Hirn des Neulings in solchen Kreisen ein und sind an sich schon ausreichend, den, der sich daran erfreuen kann, allmählig zur Bestie umzuwandeln. Der Ring um die price-fighters ist die Quelle, aus welcher jener Bulldoggengeist sich durch die Gassen Newyorks verbreitet, der einen Fremden zuweilen zweifeln läßt, ob er sich unter Wilden oder unter civilisirten Menschen befindet.

Und doch gestattet man, daß gewisse Blätter Woche auf Woche solch eine Thierschau dämonischer Brutalität ankündigen? Und doch geschieht's ganz ungescheut, daß in allen Grogschenken Plakate angeklebt werden, in welchen „Tim Malone, veranlaßt durch die Großsprecherei des unbesiegbaren (?) Joe Brewer, denselben auffordert, sich nächsten Sonnabend an dem oder jenem Orte von ihm darthun zu lassen, daß er sich ein anderes Prädikat beizulegen habe?" Und doch werden diese Zweikämpfe um Geld häufig mitten in der Stadt abgehalten, ohne daß die Behörden sie hinderten? Es ist noch nicht lange her, daß ein junger Mann im Ringe buchstäblich todtgeschlagen wurde und in den Armen seines Bottleholders den Geist aufgab. Die Sache machte ziemlich viel Aufsehen zu der Zeit und man erzählte uns, daß die Grogschenken der Five Points, die „Tigerhöhlen"* am Parkplace, die Butterkuchenladen der Centre- und der Chatamstreet mehrere Tage ungemein aufgeregt gewesen. Die Zeitungen öffneten ihre Windschläuche weiter als gewöhnlich und machten einen recht beträchtlichen Sturm. Die Polizei drunten in den Tombs pustete und schnaubte, daß es ein Graus war. Das war alles. Drei Monate nachher aber schiffte sich eine Rotte von etlichen hundert Rowdies, nachdem sie sich ihres Vorhabens wochenlang vorher gerühmt hatten, um Mitternacht am Eastriver ein und fuhr hinauf nach Connecticut, wo die Kämpen, umgeben von ihren Freunden, sich sechs bis acht Stunden nach Herzenslust zerarbeiteten und sodann unmolestirt nach der Stadt zurückschifften. Doch nein, nicht ganz unmolestirt. Ein Pfarrer aus Connecticut unterfing sich's, die Herrn in ihrem Vergnügen zu stören. Er kriegte aber seinen Lohn, meinte ein Gewährsmann: „piff, paff, Pfaff hatte er eins an dem rechten Fleck, daß ihm die zerbrochene Brille von der Schnüffelnase fiel, und pauz machte ihm Billy ein blaues Auge, und pfauz setzte ihm Sandy einen fürchterlichen Floh in's Ohr!"

* Tiger dens, Name der Spielhölle.

Hamburger Briefe.

IV.

(s. Nr. 12.)

Nicht jede große Stadt ist zugleich auch großstädtisch. Mir sind Städte bekannt von sehr bedeutendem Umfange, von kolossaler Häuserzahl und bewohnt von sehr vielen Tausenden, und die dennoch das Charakteristische des Kleinstädtischen niemals los werden, das sich in einer Menge Dingen offenbart, auf die man erst achtet, wenn sie auffällig werden. Das Großstädtische gibt sich ebenfalls auf mannigfache Weise kund, in Dingen, die niemand auffallen, der daran gewöhnt, damit vertraut ist, worüber aber der Kleinstädter geradezu erschrickt.

Eingefleischte Deutsche sind im Grunde zu großstädtischem Wesen nicht geboren, denn ein sehr charakteristisches Merkmal desselben ist das Aufhören der Gemüthlichkeit, wie man gewöhnlich dieselbe auffaßt. Ein ächter Großstädter hat zu jenem Gemüthlichseyn, wie es so viele unserer Landsleute begehren und zum wahren Lebensgenuß unentbehrlich finden, ganz und gar keine Zeit, gesezt auch, er hätte Sinn dafür. Man würde indeß etwas Falsches behaupten, wollte man ihm die tiefere Gemüthlichkeit, die ein unaustilgbarer Charakterzug national deutschen Wesens ist, deßhalb absprechen.

Man hört sehr häufig Fremde, meistentheils in Mittel- und Süddeutschland Geborene, Klage führen über die Kälte der Hamburger. In Süddeutschland gilt schon der Norddeutsche im Allgemeinen für kalt, für schwer zugänglich, der Hamburger aber bildet unstreitig die Spitze des Eiszapfens, vor dem die süddeutsche gemüthliche Wärme erschreckt zurückfährt. Nun, es ist etwas Wahres daran, wer möchte es läugnen? dennoch aber fehlt die wahre, tiefe Gemüthlichkeit weder dem Norddeutschen im Ganzen und Großen, noch dem Hamburger im Besondern. Sie gibt sich nur anders kund; sie hat eine andere Form, ein etwas fremdartiges Kleid angezogen, das ihr Hamburgs Weltverkehr gegeben. Das Großstädterthum deckt sie zu und verhüllt sie wie ein Mantel, der erst gelüftet werden muß, soll man sie sehen, fühlen und genießen.

Der Ausspruch, man sey nirgends mehr allein als im Gewühl, bezeichnet äußerlich das Wesen einer großen Stadt vortrefflich. Solcher äußerlicher Merkmale eines großstädtischen Ganzen gibt es aber sehr viele. Zweierlei möchte vorzugsweise ein großstädtisches Gemeinwesen charakterisiren: das Sichnichtbekümmern um andere und die Vertheilung des Verkehrs, die Betreibung gewisser Geschäftszweige auf verschiedenen Punkten. Lezteres insbesondere kennzeichnet das großstädtische Wesen einer Handelsstadt.

Man kann in Hamburg Jahre lang in einem und demselben Hause wohnen, und es ist nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich, daß man einige, vielleicht sämmtliche Mitbewohner dieses Hauses nicht persönlich kennen lernt. Wer dein nächster Nachbar ist, wie er heißt, was er treibt, das kümmert dich nicht. Es fragt kein Mensch in Hamburg darnach, ja wollte es jemand thun, man würde ihn groß ansehen und sich nicht wenig darüber wundern, ohne übrigens weiter davon zu sprechen. Die kleinstädtische Manier, die auch vielen großen Stadtkörpern anklebt, beim Beziehen eines neuen Quartiers alle Nachbarn drei, vier Häuser weit zu besuchen und acht Tage später freundliche Gegenvisiten von ihnen anzunehmen, kennt man in Hamburg nicht. Da ziehst du ein, schließest deine Haus- oder Etagenthür und bist in deinem Castell. Der Hamburger strebt, was die Einrichtung seiner Wohnung betrifft, unbedingt dem Engländer nach, wenn es nicht etwa richtiger ist zu sagen, der heutige Britte habe bei weitem die meisten seiner jezt nur schroffer ausgebildeten Eigenheiten dem heimathlichen Sitze seiner Vorfahren, dem nordalbingischem Lande zwischen Ost- und Nordsee entlehnt. Beim Neubau von Häusern pflegt der Hamburger die einzelnen Wohnungen darin so anzulegen, daß wo möglich jeder Bewohner seine eigene Thüre hat, die niemand etwas angeht. Daher kommt es, daß es sehr schwe hält, in Hamburg jemand zu erfragen. Es ist mi persönlich mehr wie einmal begegnet, daß ich bereit in der Hausthüre des Hauses stand, wo der von mi Gesuchte wohnte, und weil der Name des Manne nicht unter den an der Thürseite Verzeichneten z lesen war, diesen Mitbewohner doch niemand kenne wollte.

Viele Leser werden dieß recht ungemüthlich finde es ist aber, hat man sich nur erst daran gewöhn äußerst bequem. Gerade daß keiner den andern b lästigt, daß jeder jeden gewähren läßt, gibt der B wegung aller die größte Freiheit und Ungezwungenhe Man ist sich fremd und begegnet einander doch freun lich. Die Klatscherei von Haus zu Haus, aus F milie in Familie, dieses große Agens deutschen Klei bürgerthums, diese Kaffeeseligkeit kleinstädtischer Fra baserei, wo man sich darüber aufhält, wenn jema

einen neuen Rock am Werkeltage trägt, wo die halbe oder ganze Straße weiß, ob der oder jener gebratenes oder gekochtes Fleisch gegessen hat — all diese Misère, die allerdings der gemeinen deutschen Gemüthlichkeit unentbehrlich ist, kennt in ganz Hamburg niemand, weder der große Handelsherr und Rheder, noch der kleine Höker und Arbeitsmann.

Diesem Sichselbstüberlassenseyn aller entspricht das Verkehrsleben der großen Stadt, oder ersteres ist, wenn man will, eine nothwendige Folge des letzteren. Es gibt in Hamburg keine einzige Straße, die man „todt" nennen kann, und der grünliche Schimmer sprossender Graskeime, wie man ihn auf Plätzen und Straßen so vieler andern Städte sieht, ist hier nirgends zu entdecken. Keineswegs aber sind alle Straßen gleich stark belebt. Das jetzige Hamburg, das seit dem großen Brande in vieler Beziehung einen etwas andern Menschen angezogen hat, läßt sich in einzelne Quartiere eintheilen, deren Physiognomien nur geringe Familienähnlichkeiten mit einander haben.

Die nördlich laufenden Straßen des Neubaus vom Rathhausplatze an, namentlich die Hermanns- und Ferdinandsstraße, der Alsterdamm, Brands-Ende, Glockengießerwall, Georgsplatz, ferner alter und neuer Jungfernstieg, Plan, Resendamm, Esplanade, Büschstraße und noch einige andere liegen außerhalb des großen Knoten, welchen der Handel schürzt. Hier befinden sich vorzugsweise die Wohnungen theils der Reichen und Geschäftslosen, vieler Senatoren und fremder Consuln, theils großer Kaufleute, welche ihre Comtoirs im Innern der Stadt haben. Selbst die glänzenden Kaufläden, ein Schmuck namentlich der imposanten Straßen Alter und Neuer Wall, alter Jungfernstieg, hohe Bleichen, Burstah ꝛc. hören schon in der Hermannsstraße auf, fehlen am Glockengießerwalle, auf der Esplanade, am neuen Jungfernstiege, der Büschstraße ꝛc. gänzlich, und dadurch werden alle diese Straßen als ein dem Geschäftsleben entrücktes, der häuslichen Bequemlichkeit mehr zugewendetes Quartier bezeichnet. Man könnte deßhalb dieses ziemlich ausgedehnte Revier Hamburgs, das von den blauen Wellen des prächtigen Alsterbassins bespült wird, mit dem Faubourg Saint Germain von Paris vergleichen. Man glaube jedoch nicht, daß, weil dieser Stadttheil vom eigentlichen Welthandelsverkehr Hamburgs nicht berührt wird, es ihm an Lebendigkeit mangle. Das Leben ist hier nur ein anderes. Die vielen eleganten Equipagen, die auf allen genannten Straßen halten, mit ihren reich gallonirten Bedienten und Kutschern, geben ihnen einen durchaus vornehmen Anstrich. Man sieht auf den ersten Blick, daß in dieser Gegend das Geld, das sie entstehen ließ und so glänzend ausstattete, nicht gefunden worden ist, daß man hier weniger dem Erwerb als dem feinen Genusse lebt, den gesicherter Erwerb zur Verschönerung des Lebens gestattet.

Wenden wir uns von diesem Quartiere mehr östlich, so berühren wir am Steinthor, das nach der Vorstadt Sanct Georg führt, einen Arm des großen Verkehrsstromes, welcher in gewaltigem Halbkreise mitten durch das Herz der Stadt wogt. Diese große, gleich dem Meere bald fluthende, bald ebbende Lebenswoge zu beobachten, ist interessant und belehrend, weßhalb ich mir nicht versagen kann, den Leser mitten in seine Brandung zu führen. Man wolle dabei bemerken, daß wir die Gegend, wo der eigentliche Welthandel Hamburgs seinen Sitz hat, also die Stadt der Comtoirs und Speicher, nur streifen.

Am Steinthor mündet alles, was aus der Vorstadt Sanct Georg und weiterher aus Ham, Barmbeck, Wandsbeck ꝛc. kommt, über den Schweinemarkt in die Steinstraße, die, vom großen Brande verschont, noch ihre ganze althamburgische Physiognomie behalten hat. Sie ist breit, auf beiden Seiten von hohen, zum Theil stattlichen Häusern mit ganz hübschen Portalen und Giebeln eingefaßt, und stets von Fußgängern, von Droschken, Rollwagen, Omnibusfuhrwerken ꝛc. ungemein belebt. Ihre Häuser sind unterm Dache eben so stark bewohnt wie im Kellergeschoß, und es mag wohl nur sehr wenige Häuser ohne Wohnkeller darin geben, wobei wohl zu beachten ist, daß in jedem dieser Keller ein Geschäft betrieben, also mit irgend etwas, hier mit Bündelholz und ähnlichen Dingen, dort mit Victualien, mit Bier und andern Getränken gehandelt wird. Handel ist also auch hier der nervus rerum gerendarum, und dieser Handel tritt so rührig auf, zeigt sich so blühend und in so überraschender Fülle, daß man sich in der That wundern könnte, wie es möglich sey, daß so viele, die mit so ganz gleichen Gegenständen handeln, sich zu nähren vermögen, wüßte und sähe man nicht täglich, wie ungeheuer die Consumtion, wie unglaublich der Verbrauch aller zum Verkauf gebrachten Artikel in Hamburg ist.

An der Ecke der Hermanns- und Bergstraße im Neubau wälzt sich der aus der Niedernstraße vom Bahnhof kommende nicht unbedeutende Verkehrsstrom heran. Diese angeschwollene Menschenwoge spaltet sich am Jungfernstiege, indem eine Abtheilung links gegen den Rathhausmarkt fluthet. Am Bankgebäude beginnt von neuem ein lebhafteres Durcheinander, denn wir nähern uns dem Mittelpunkte der Stadt, wo nach allen Seiten Straßen sich kreuzen. Die in leichter Curve zum Rödingsmarkt hinablaufende Straße, der große Burstah, wird mit jedem Schritte belebter und zugleich auch geräuschvoller. Vom Hopfenmarkt her, seit dem Wiederaufbau der Stadt einer der schönsten Plätze, erhält der Hauptstrom des Verkehrs sehr starke Zuflüsse durch den Hahntrapp und den kleinen Burstah, denn gerade auf den Hopfenmarkt läuft eine der lebhaftesten Straßen, die Mattentwiete aus, die mehr einem Gange als einer Straße ähnelt, welche mit dem sehr volkreichen Kehrwieder

und durch das Sandthor mit dem Grasbrook in Verbindung steht.

Die Menschenmenge wächst immer mehr an; es ist als stiege sie aus der Erde empor, so wirrt und wühlt es durch einander. Dazwischen Wagengerassel, Pferdegetrappel, Peitschengeknall und ein Lärm von hundert und aber hundert Ausrufern, wie man ihn in keiner zweiten Stadt Deutschlands in gleicher Großartigkeit vernimmt. Beim Graskeller und an der Ellernthorbrücke, wo im Westen die Brandfackel des Jahrs 1842 erlosch, erreicht das Gedränge seinen Höhepunkt, ohne von hier durch die breiten Steinwege, den alten und neuen, und den zwischen beiden Straßen in der Mitte liegenden Großneumarkt an Massenhaftigkeit zu verlieren. Es schiebt, drängt und stößt einer den andern, und erst nach Ueberschreitung des Zeughausmarktes außerhalb des Millernthors kann man sich wieder einigermaßen frei bewegen. Die Entfernung zwischen dem Stein- und Millernthore beträgt reichlich eine halbe Stunde, und auf dieser ganzen Strecke gleicht die Lebhaftigkeit des Verkehrs das ganze Jahr hindurch etwa dem Gedränge, das man in Leipzig zur Meßzeit auf einigen Straßen, wie der Katharinen- und Hainstraße mit dem Brühl, sechs bis acht Tage lang sehen kann. Nur geht es in Leipzig viel stiller zu, da es dort entweder gar keine oder sehr schüchterne Ausrufer gibt.

Dieser eben beschriebene Weg gehört unstreitig zu den lebhaftesten Verkehrsstraßen auf dem Continent, und ich möchte wohl wissen, wie viele Millionen Menschen denselben innerhalb eines Jahrs betreten, wie groß die Zahl der Fuhrwerke, der Reiter seyn mag, die ihn einschlagen müssen. Achten wir während unserer Wanderung auf die Häuser, an denen wir vorüber kommen, deßgleichen auf die Physiognomie der Straßen, die wir berühren, so bemerken wir, daß beide dreimal sich verwandeln und einen ganz andern Charakter annehmen.

In der schon erwähnten Steinstraße, deren physiognomischen Ausdruck auch die Niedernstraße theilt, trägt die gesammte handeltreibende Bevölkerung den Stempel bürgerlicher Behäbigkeit. Alles ist thätig, fleißig, unermüdlich auf Erwerb bedacht, nicht aber gerade ängstlich oder gar hastig. Das verständig betriebene Geschäft jedes Einzelnen nährt seinen Mann. Man sieht und fühlt dieß den Gesichtern aller Handeltreibenden an, und dieß macht einen recht guten Eindruck, denn es ist ein Zeichen materiellen Wohlbefindens, solider bürgerlicher Zufriedenheit.

Mit ganz andern Augen sieht uns der Neubau an, den wir erst an der Ellernthorbrücke wieder verlassen. Glänzende Häuserfronten mit einer fortlaufenden Reihe opulenter Kaufgewölbe, deren zahlreiche Spiegelfenster das Gewühl der Straße zweimal wiedergeben, fesseln zu beiden Seiten durch den Reichthum der zum Verkauf ausgestellten Waaren und deren geschmackvolle Anordnung die Blicke des Vorübergehenden. Auch hier gibt es in fast allen Häusern Kellerwohnungen, nur sind sie wie die Kaufläden im Parterre modern verziert. Es treibt ebenfalls alles Handel, nur in vergrößertem Maßstabe, großentheils wohl auch mit einem andern, reicheren Publikum; denn alles trägt den Anstrich der Wohlhabenheit, der vielleicht da und dort neben etwas blasirtem Wesen auch eine kleine Dosis Unzufriedenheit beigemischt erscheint.

Wieder ändert sich das Bild der Stadt und noch mehr der Menschen hinter der Ellernthorsbrücke; ein neues Element, das uns wohl schon begegnet und das in Hamburg sehr stark vertreten ist, macht sich in dieser Gegend mehr denn irgendwo anders geltend und gibt sich als das vorherrschende, wenn auch nicht als das gebietende bis zum Zeughausmarkte kund: ich meine das Element des jüdischen Kleinhandels.

Ueberall, wo die Luft nach Handel und Wandel riecht, fehlt der geschäftige Sohn Judas nur selten; wo aber der Boden ungemein reich ist an brauchbaren Abfällen, wo es zu jeder Zeit auf eine oder die andere Weise etwas zu profitiren gibt, da läßt er sich gern nieder und breitet die rührigen Hände begierig über die von selbst herantreibenden Schätze aus. Es sey fern von mir, diesem geschäftigen Volk ohne Vaterland einen Vorwurf aus seinem Thun machen zu wollen, eigenthümlich aber ist es doch, daß es sich massenhaft immer da am liebsten festsetzt, wo es ohne eigentliche kaufmännische Anstrengung etwas verdienen kann. Der Charakter des jüdischen Kleinhändlers erhält dadurch eine Beimischung von Schmarotzerhaftigkeit, die ihm in der ganzen Art und Weise des Verkehrs mit andern auch eigen bleibt. Es ist, als könne er ohne die ihm nicht eigenthümlich zugehörende fruchtbare Erde, auf der andere sich ein Besitzthum erworben, nicht gedeihen, als bedürfe er eines fremden, starken Stammes, um sich mit klammernden, tastenden Organen daran emporzuranken und ihn so fest zu umschlingen, daß an eine Loslösung unter keiner Bedingung mehr gedacht werden kann.

Der jüdische Kleinhandel, wie er in Hamburg auftritt, trägt diesen Ausdruck des Schmarotzerhaften sehr scharf ausgeprägt. Er macht sich hier viel bestimmter und viel ungenirter geltend, als in andern Städten mit starker Beimischung jüdischer Bevölkerung, weil sie eben jeder unter den schirmenden Gesetzen des Freistaates freier bewegen, das ihm zustehende Recht bis in die äußersten Winkel der ihm gezogenen Grenze ausbeuten, vielleicht es auch da und dort einmal ungestraft überschreiten kann.

Was dem unternehmenden, mit großem, weitumfassendem Blicke begabten Kaufmann das stolze Segelschiff, das ist für den jüdischen Kleinhändler die Karre. Pflanzt jener als Gallion unter den Klüverbaum den beschwingten Gott Merkur, so steckt dieser Hölzchen in

weißen Täfelchen auf seinen transportabeln Kram, mit der Bezeichnung 1, 2, 3, 4 Schillinge. Diese Karre des jüdischen Kleinhändlers begegnet uns in jeder Straße, in jeder Twiete, in jedem auch dem engsten und schmutzigsten Gang Hamburgs; Posto faßt sie aber nur da, wo der Verkehr sehr lebhaft, das Menschengedränge endlos, mithin die Aussicht auf raschen und leichten Verdienst ziemlich sicher ist. Wir sehen deßhalb stehende Karren dieser in allen Straßen herumvagabundirender Kleinhändler zuerst an der Börse, auf der Börsenbrücke, am Hopfenmarkt, an der Adolphsbrücke u. s. f. Ueberall aber kommen sie an diesen Orten nur vereinzelt vor. Selbst auf dem großen Burstah sind sie noch nicht seßhaft, wenn man das trotzige Behaupten eines bestimmten Platzes von frühem Morgen bis in die späte Nacht hinein mit diesem Worte bezeichnen darf. Dieß gelingt ihnen erst an der Ecke des Rödingsmarktes und beim Graskeller.

Ein Lieblingsaufenthalt für den Verkäufer von der Karre ist die Ellernthorbrücke, so wie die menschenwimmelnden beiden Steinwege, welche zum Millernthore geleiten. Hier bilden auf einer Strecke von nahezu einer Viertelstunde Weges die Karren der Kleinhändler förmlich Spalier. Eine reiht sich an die andere, oft gar keinen, gewöhnlich aber nur so viel Zwischenraum lassend, daß eine Person zur Noth dazwischen durchschlüpfen kann. Eine Seite der Straße ist ganz mit Karren besetzt, die andere läßt auf einzelnen Stellen größere Räume frei.

Da das Trottoir in den genannten Straßen nicht sehr breit, im Verhältniß zur Lebhaftigkeit des Verkehrs aber viel zu schmal ist, die breite Fahrstraße außerdem stets von Fuhrwerk aller Art wimmelt, so kann man leicht denken, daß das Einnisten so vieler Karrenhändler, die sich mit ihren Fuhrwerken klettenartig halb an das Trottoir, halb an die Straße kleben, dem Verkehr selbst sehr hinderlich seyn muß. Meines Wissens ist auch diese Form des Verkaufs von der Karre, d. h. das Festhacken derselben am Trottoir auf einer und derselben Stelle, verboten; allein dieses Verbot muß eines von denen seyn, die ganz besonders deßhalb erlassen worden sind, um übertreten zu werden. Der jüdische Kleinhändler hat bis jetzt seinen Platz am und zum Theil auf dem Trottoir behauptet, trotz der vielfach laut gewordenen Klagen in Hamburgs Tagespresse über diesen allerdings etwas gar zu augenfälligen Unfug. Gleichviel nun, ob diese consequenten Verfolger ihres Zieles ein Recht dazu haben oder nicht, für den Beobachter sind sie ein Gegenstand nie abnehmenden Interesses, und der Handelsphysiognomie Hamburgs geben sie einen höchst originellen Zug.

Der jüdische Händler spricht gern und viel. Das Anpreisen seiner Waaren, das unermüdliche Empfehlen derselben scheint ihm Lebensbedürfniß zu seyn. Die Lebendigkeit dabei, das Mienenspiel, die Gestikulation hat er aus dem Süden noch in seinen spätesten Enkeln so treu hinübergerettet in den Norden, wie seine charakteristische Schädelbildung und Physiognomie. Die Verkäufer von der Karre machen daher in Hamburg einen Lärm, ja man mag sagen einen Skandal, der seines Gleichen sucht. Hätte die übrige handelnde und wandelnde Bevölkerung dasselbe Bedürfniß zum Schreien und befriedigte es dasselbe mit gleicher Ungenirtheit, wie der jüdische Kleinhändler immer thut, so würden die genannten Straßen Hamburgs dem dröhnenden Getöse der Toledostraße in Neapel nichts nachgeben.

Daß jemand dem Verdienst mit Eifer nachgeht, wundert mich nicht; am wenigsten fällt dieß in Hamburg auf, wo eben nur der rührige Mensch, der berechnende, spekulirende Kopf zu etwas kommt, aber auch, begabt mit diesen Eigenschaften bei der unbegrenzten ihm gestatteten Freiheit, sicher bedeutend lucrirt. Wie es jedoch möglich ist, eine und dieselbe Waare dadurch an den Mann zu bringen, daß man sie volle zwölf Stunden lang mit einer Stentorstimme ausschreit, und zwar so oft, daß sich zwischen den eben beendigten und den sogleich wieder neu begonnenen Satz kaum eine Nadelspitze schieben läßt, kann ich nicht begreifen. Mit einer Ausdauer, mit einer Aufopferungslust, die einer besseren Sache würdig wäre, stehen diese hundert und aberhundert handelnden Schreier neben ihrer Karre und trompeten mit zuletzt blechern tönender Stimme, als ob das Heil der Welt von dem tausendmal wiederholten Rufe abhienge: „Vier Schillinge die Gummigürtel, vier Schillinge!" — „Zwei Schillinge kosten die Schnallen, zwei Schillinge!" — „Billige Waare, meine Herrschaften, Stück für Stück nur einen Schilling!" rc. Was es im Kleinen Verkaufbares gibt, das hat der jüdische Kleinhändler auf seiner Karre; selten führt er Gegenstände, die mehr als sechs Schillinge kosten, obwohl ausnahmsweise höhere Preise vorkommen. Da gibt es alle Arten von Handschuhen, Messer und Gabeln, Löffel, Geschirr von Porcellan und Steingut, Glaswaaren, Pfeifenköpfe, Kämme, Puppenköpfe, Cigarrentaschen, Porte-Monnaies, Bänder, alte Bücher, wollene und seidene Tücher, Bürsten, Schwämme, kurz, was sich nur denken läßt. Alles ist billig, häufig wirklich spottbillig. Bisweilen wird jeder Gegenstand, gleichviel ob etwas werth oder nicht, um etwa zwei Schillinge verkauft, was dann „billiger Ausverkauf" heißt. Das unermüdliche, unverdrossene Schreien bei jedem Wetter, die immerwährende äußere Fidelität, die diesen Kleinhändlern eigen ist, verfehlt nie ihres Zweckes. Die meisten Karren sind trotz des hastig fortrollenden Menschenstromes, und obwohl niemand in Hamburg Zeit hat, wenn er während der Geschäftsstunden ausgeht, dennoch von sehr vielen Menschen umstanden. Kauft von zehn Hinzutretenden auch nur ein einziger, so hat der rastlos schreiende Verkäufer bei Sonnenuntergang seine Karre doch so ziemlich geleert. Er packt ein, noch immer die

stereotype Redensart mit klanglos gewordener Stimme in das achtlose Menschengewoge hinein schreiend, und wenn er endlich die Karre nach seiner Wohnung schiebt, so kann er oft kaum noch mit der barbarisch abgemarterten Stimme wimmern, die Schillinge und Marken aber klingen in gutem, reinem Silber in seiner Tasche, und er ist zufrieden mit sich selbst, zufrieden, ohne sonderlich anstrengende Arbeit ein Geschäft gemacht zu haben.

Bisweilen stellen sich zwei Verkäufer an einer Karre auf und theilen sich in das Geschäft des Ausrufens. Geschieht dieß, so kann man sicher seyn, um das so gepriesene Waarenlager einen dicht gedrängten Menschenknäuel zu finden. Die Ausrufer lösen sich dergestalt im Schreien ab, daß der Zweite in dem Augenblicke einfällt, wo der Erste aufhört. Solche Schreizwillinge gewähren einen spaßhaften Anblick, auch muß man annehmen, daß sie sich bei ihrem Spektakel selbst amusiren, denn es rollen ihnen vor Schreien und Lachen gewöhnlich die hellen Thränen über die Wangen herab.

Indem wir uns durch das Gewühl von Verkäufern, Käufern und Vorüberwandelnden langsam den alten Steinweg entlang durcharbeiten, bemerken wir in den Kellerwohnungen der Häuser, daß wir bereits den Bezirk des Trödelhandels erreicht haben. Auch dieser wird fast nur von Israeliten betrieben, wenigstens in dieser Gegend und mit den daselbst zum Verkauf feil gehaltenen Gegenständen. Farbe und Physiognomie erhält der jüdische Trödel erst auf dem neuen Steinwege, einer breiten, langen Straße zwischen dem Großneu- und dem Zeughausmarkte. Was in dieser Straße Handel treibt, ist allem Anschein nach mosaischen Glaubens. Man nennt deßhalb den neuen Steinweg auch vorzugsweise „die Judenbörse."

Keine zweite Stadt Deutschlands bietet ein Gemälde dar, das nur entfernt Aehnlichkeit mit dieser und den sie kreuzenden Straßen Hamburgs hätte. Hier nehmen die Karren mit ihren Waarenlagern, daneben die rufenden und schreienden Händler beide Seiten der Straße in ununterbrochener Reihe ein. Hinter denselben, ebenfalls zu beiden Seiten, befindet sich eine zweite Reihe von Verkäufern und gar wunderlich anzuschauenden Verkaufslokalen. Einladend sind sie nicht, leicht reizbare Naturen dürften sogar von einem Gefühl des Fröstelns bei ihrem Anblick überrieselt werden. Keller gleich Schlünden gähnen neben dem Trottoir, in deren dunkler Tiefe es allerwärts geschäftig rumort, und über diesen Kellern öffnen sich höhlenartige Läden oder Hausdielen, in denen neben massenhaft aufgestapeltem altem Trödelkram wiederum eine Menge Menschen sich hin- und herbewegen. Zwischen all diesen Kellern und Parterrelokalen laufen in das Innere der himmelhohen Häuser dunkle, niedere, gewöhnlich auch zum Ueberfluß noch sehr schmutzige Gänge, die numerirt sind und „Höfe" heißen, eigentlich aber nur nach den dahinter liegenden Höfen führen. Auch steigen sehr steil gelegte schmale Treppen mit abschüssigen und stark abgenützten Stufen in die fensterreichen Etagen der Häuser empor, welche nach den sogenannten „Sählen" (nicht Säle) geleiten. Schmutz fehlt nirgends, sollte er aber wirklich hin und wieder nicht anzutreffen seyn, so kann man doch sicher seyn, daß es aussieht, als wäre er vorhanden.

Da hat der Leser ein, wie ich glaube, treues Bild des jüdischen Trödelmarktes, wie er sich von außen uns darstellt. In das Innere dieser Keller und Höhlen hinabzusteigen, habe ich nicht über mich gewinnen können. Es sieht gar zu abstoßend, gar zu unästhetisch aus, um ohne besondere Nöthigung Entdeckungs- und Beobachtungsreisen dahin zu unternehmen.

Was aber wird hier zum Verkauf ausgeboten? Antwort: Alles, was man begehrt, nur nichts Neues. Das ganze abgelegte Hamburg, nicht bloß in Kleidungsstücken, sondern in allen nur denkbaren andern Gegenständen, von der feinsten, kostbarsten, noch wenig getragenen seidenen Robe bis zum kleinsten, verrosteten Nagel, bis zum letzten Ueberrest weniger kaum noch zusammenhaltenden Glieder einer alten Kette, kommt hier nochmals auf den Markt. Nirgends lassen sich gründlichere Studien machen über den Werth, wie über die Vergänglichkeit irdischer Dinge, nirgends kann man tiefere Blicke in den Geheimmechanismus des Handels werfen und in die Machinationen des Handelsgeistes. Man lernt einsehen, daß es eigentlich gar nichts absolut Werthloses auf Erden gibt. Es kommt alles darauf an, mit welchem Auge du ein Ding betrachtest, welche Eigenschaften du darin erkennst oder ihm andichtest; wie du es anzuwenden verstehst, ob du Talent besitzest, ihm das rechte Ansehen, die ihm zukommende Stelle, den ihm bestimmten Herrn zu geben. Das alles aber lernt man auf dem jüdischen Trödelmarkte, und hier findet sich ein Zusammenfluß von spekulirenden Genies, der in Erstaunen setzt.

Ein Gang durch diesen gewühlvollen Bazar alles Bettelhaften bietet vielfache Anknüpfungspunkte zu interessanten und keineswegs unwichtigen Betrachtungen. Die vielen tausend alten Röcke, Beinkleider, Mäntel, Westen ꝛc. finden stets Liebhaber, denn sie sind noch nicht so abgenutzt und verschlissen, daß sie bei gewissen Beschäftigungen nicht noch ihre Dienste thun könnten. Schwieriger möchte es schon seyn, die gar dünnen und wenig verführerisch aussehenden kattunenen Frauenkleider u. dgl. unterzubringen, an denen sich ein großer Ueberfluß zeigt. Hier wird das Talent des Händlers schon mehr in Frage kommen. Was aber soll der Besitzer jener zahllosen, bald großen, bald kleinen Bünde mit dem vor ihm aufgehäuften Reichthum anfangen? Wir bleiben stehen und werfen fragend einen Blick erst auf diese Waaren, dann auf den Besitzer derselben

Dieser aber ist viel zu sehr beschäftigt mit seinen Gedanken, mit dem Ordnen seines wunderlichen Reichthums, als daß er auf uns achtete, und da er es sogar verschmäht, durch Rufen und Anpreisen Käufer anzulocken, so muß er wohl ein ganz gesichertes Geschäft betreiben. Und womit handelt der Mann? Mit Ueberbleibseln von — Lumpen! Schüttle nicht den Kopf, lieber Leser, es ist wahr, und was noch sonderbarer klingen mag, ein Handel dieser Art, mit Umsicht betrieben, kann sogar die Quelle einer reichen Lebensexistenz werden. Wir finden bei diesen Trödlern den Lumpen gleichsam anatomisch zerlegt, in seine einzelnen Theile geschieden und alles Zusammengehörende oder einander Aehnelnde fein sauber zusammen gelegt. Tuchlappen von gleicher Größe, aber von den verschiedensten Farben, desgleichen buntes, gewürfeltes und gestreiftes Zeug, ebenfalls von gleich großem Umfange, sind immer zusammen gebunden. Daneben fehlt nicht das kleine, kaum thalergroße Läppchen, der schmale nicht fingerbreite Streifen, alles in großer Menge, in größter Auswahl, und erkundigt man sich, wie es möglich sey, dergleichen Dinge, die Hunderttausende nicht ansehen würden, als Handelsartikel auf den Markt zu bringen, so erfährt man, daß bei hinreichender Kenntniß der Geschäftswege ein mit derartigen Dingen Handeltreibender ein ganz vortheilhaftes Geschäft machen könne, ja müsse.

Noch mehr. Dort vor den Kellern und deren ruppig aussehenden Ueberbauen gibt es Schuhwerk ohne Zahl, in gut erhaltenem, reparirtem Zustande, und auch Schadhaftes, wie es eben der hausirende Aufkäufer zusammenschleppt. Der Barfüßler findet hier reiche Auswahl, und es müßte seltsam zugehen, wenn nicht ein passender Schuh oder Stiefel besserer Art aus der Menge herauszufinden wäre. Unten in der Tiefe oder auch draußen unter dem Schauer wird frisch darauf los gearbeitet, um baufällig und schadhaft gewordenes Schuhwerk wieder in Stand zu setzen; Mangel kann also gar nicht eintreten. Allein unter der Menge des Alten gibt es auch so hinfällig gewordene Schuh- und Stiefelinvaliden, daß selbst der genialste Flickschuster sie nicht mehr in haltbaren Stand zu setzen vermag. Diese Verlorenen, Ausgestoßenen unter ihren Millionen Brüdern werden — so denken wir — der Zerstörung übergeben. Aber nein! der jüdische Trödler denkt nicht daran. Wind und Mondschein würde er mit Leichtigkeit und gewiß theuer verwerthen, verstände er nur die Kunst, sie in einen Sack zu stecken. Mit nichtsnutzigen Stiefeln und Schuhen, gräulich anzusehen, läßt sich ein solches Experiment machen. Heikel, penibel ist der Trödler dieses Schlags nicht, mithin genirt ihn weder die Unsauberkeit, noch der fatale Geruch eines Gegenstandes. Er bemächtigt sich seiner, falls er nur Werth hat, und, wie schon bemerkt, auch das scheinbar Werthlose ist für den, der ihm Werth zu verleihen weiß, noch immer werthvoll.

Ein Abstecher in die zweite Elbstraße, welche in den großen Kleider-, Stiefel- und Lumpenbazar mündet, überzeugt uns davon. Dort findet man erst recht den Abfall des Abfalls, umstanden, umquirlt und umlärmt von stets schachernden Volk. Dieser Abfall aber besteht aus ganzen und halben Schäften alter Stiefeln, aus den losgelösten Sohlen verbrauchten Schuhwerks, aus den abgeschnittenen Absätzen desselben, aus Lumpen, die weniger als Lumpen sind, nämlich zerfaserte Lumpen, aus allem möglichen zerbrochenen Hausrath, aus Fetzen alter Gardinen und dergleichen mehr. Und dennoch wird um diesen Wust gefeilscht und die gierig darin herumwühlenden Hände sind nicht geschäftiger als die gewinnsüchtig funkelnden Augen manchen Käufers und Verkäufers, in deren dunkler Tiefe neben der Gier nach Gewinn auch bisweilen ein unheimlicheres Licht aufknistert. Es sind zwar fast nur Abkömmlinge von Orientalen, die wie hungrige Geier zusammenhocken um diesen letzten Moderstaub gewesenen Glanzes, gewürzige Lüfte Arabiens aber und die Rosendüfte von Damaskus umhauchen uns hier nicht mehr.

Aus dem Liederbuche

von Wolfgang Müller von Königswinter.

Als wandernd ich ging.

Als wandernd ich ging am Bergeshang,
Da war es so trüb den Abend entlang,
Nur der West stand roth in Gluten,
Und so dunkelernst lag Wald und Feld,
Es schien als wollte die schöne Welt
Vertrauern und verbluten.

Als wandernd ich von dir Abschied nahm,
Da war dein Wesen so voller Gram,
Nur dein Antlitz stand in Gluten,
Und so dunkelernst war mir die Brust,
Als wollte das Herz nach all der Lust
Vertrauern und verbluten.

Jezt fühl' ich erst.

Jezt fühl' ich erst, wie du mich gebannt
In deines Zaubers Schranken;
Ich bin je weiter im fremden Land,
Je näher bei dir in Gedanken.

Wie ich an dich gekettet bin,
So bänd'st du mich nicht mit Erzen.
So fern ich wandre her und hin,
Bei dir bin ich im Herzen.

Oftmals kämpft mein Geist.

Oftmals kämpft mein Geist mit finstern Mächten,
Wie der Kahn, im Ocean verschlagen.
O dann bist du Sonnenlicht den Tagen,
Sternbild bist du dann den tiefen Nächten.

Dann ist deine Seele mir Bussole,
Kräftig steht am Steu'r sie als Pilote,
Und die Furcht entflieht dem schwanken Boote,
Und ich segle kühn von Pol zu Pole.

Immer will ich treu mich dir gesellen,
Sey mir nah, wenn wüste Wetter drohen,
Wenn die Donner rollen, Blitze lohen,
Daß ich nicht verzweifle auf den Wellen.

Wird mir deine Führung je genommen,
O dann mag mein Lebenslicht versinken,
Denn es kann kein schlimm'res Loos mir winken,
Weil das schlimmste Loos mir schon gekommen!

Hoch um die Bergeskuppen wehn.

Hoch um die Bergeskuppen wehn
Zerflatterte Wolkenfetzen.
Wie sie am Waldesrande sich drehn!
Wild weiß sie der Sturm zu hetzen.
Und die Welt ist so schwarz, sie kennt sich nicht,
Denn ihr gebricht das selige Licht,
Das Licht der heiligen Sonne.

Mir ist im Haupt so wüst und empört,
Seit ich von dir geschieden,
Ich seh' die ganze Welt so zerstört,
Ganz ohne Trost und Frieden.
Mein Herz ist so düster, ich kenne mich nicht,
Denn mir gebricht das selige Licht,
Das Licht deiner heiligen Augen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dublin, Mai.

Die Eröffnung der Industrieausstellung.

Der 12. Mai war ein großer Tag für Irland. Die Celten haben es dießmal den Angelsachsen bewiesen, daß es ihnen durchaus nicht an Unternehmungsgeist, noch an Energie fehlt. Man konnte in London — so wenig ist noch immer die alte Eifersucht gegen das arme Irland verschwunden — kaum erfahren, wann denn eigentlich die Ausstellung in Dublin werde eröffnet werden. Der Gedanke daran war ein unangenehmer; denn diese Unternehmung, so ganz irisch, ohne einen Penny Beisteuer von England unternommen, mit Energie und unter der freudigen Zustimmung der Souveräne und der Nationen Europas durchgeführt, legte ja einen Beweis ab für die Spontaneität, die Kraft, den Unternehmungsgeist der „celtischen Race." Darum mußte die englische Presse, nachdem sie ihrer eigenen Exhibition, wie das hiesige Freemans Journal sagte, ein halbes Jahr lang ihre panegyrical bells geläutet, mit wenigen Ausnahmen, die sich auf conservativer Seite finden, die Industrieausstellung des Schwesterlandes mit Stillschweigen übergehen. Ein wackerer Bürger von Irland, ein Patriot im ächten Sinne des Worts, Mr. Dargan, machte, nach Beendigung der Ausstellung in Hydepark, der Royal Dublin Society, welche schon früher kleinere dreijährige Ausstellungen zu halten gewohnt gewesen war, den Vorschlag, die Ausstellung für 1853 in eine allgemeine irische Industrieausstellung zu verwandeln, und selbst ein durch verständigen Unternehmungsgeist reich gewordener Mann, erbot er sich, 20,000 Pfund Sterling aus eigenen Mitteln zu dem Unternehmen vorzuschießen. Am 24. Juni 1852 faßte die Royal Dublin Society den Beschluß, auf Mr. Dargans Vorschlag einzugehen, und es bildete sich hierauf ein Exekutivcomité, bestehend aus den angesehensten Männern Dublins und der Nachbarschaft (darunter Lord Talbot de Malahide), welches C. P. Roney und John O'Deane zu Ehrensekretären ernannte. Der Energie und dem diplomatischen Geschick, welches Roney auf seinen Reisen in die Hauptindustriestädte Englands und Schottlands und in einige Hauptstädte Europas (Berlin, Paris) an den Tag legte, gebührt ein Hauptantheil an dem Verdienste des Erfolgs der Unternehmung. Es hat sich bei dem ganzen Werk ein rührendes Bestreben des irischen Volks an den Tag gelegt, Vorurtheile, welche vielleicht die fortgesezten, herzlosen Schmähungen einflußreicher englischer Blätter in das Bewußtseyn des continentalen Publikums gesät, zu besiegen.

Man darf wohl sagen, so weit sich Gebäude und Ausstellung bis jezt übersehen lassen, stehen beide wohl in Absicht auf Prunk und kolossale Dimensionen hinter der Londoner Exhibition und ihrem Palast in Hydepark zurück, keineswegs aber an Uebersichtlichkeit und Klarheit der Eintheilung, gutem Geschmack des Arrangements und an Originalität. Bezüglich der leztern ist zu bemerken, daß die Dubliner Industrieausstellung durch eine mit den Meisterwerken mittelalterlicher und moderner Malerei geschmückte Gemäldehalle und seine archäologische Abtheilung (zum größten Theil aus irischen Antiquitäten bestehend) sich auszeichnet. — Das Verdienst, diese Gemäldegalerie zusammengebracht zu haben, gebührt vorzugsweise dem zweiten Sekretär, Mr. Deane, der zu diesem Behufe England und Schottland bereist und die Mäcene und Besitzer werthvoller Gemälde in Glasgow, Manchester, Birmingham rc. vermocht hat, Beiträge zu dem Fine Arts Court zu liefern. Besonders sind Manchester, Liverpool, Preston und andere Fabrikstädte bekannt wegen ihres Reichthums an seltenen Kunstschätzen. So stellt Mr. Chapman, der Vicepräsident der Manchester-, Sheffield- und Lincolnshire-Eisenbahncompagnie, Wilkies berühmtes Gemälde, der »Rent-day,« und Mulreadys »Travelling Druggist« aus; deßgleichen ist den an verschiedene Mitglieder des Adels und der Gentry ergangenen Aufforderungen auf die freundlichste Weise entsprochen worden. Prinz Albert und die Königin haben werthvolle Gemälde gesendet, darunter Winterhalters meisterhafte Porträts des königlichen Paares, im Krönungsornat und in Lebensgröße. — Der Gesammteindruck des Gebäudes ist weit ästhetischer als der des Londoner Glaspalastes, und es entspricht vollkommen seinem Zweck, und dieß ist ja, wie bei einem Gedicht die objektive Wahrheit, die Grundlage aller architektonischen Schönheit. Auch hat es sich bei den musikalischen Aufführungen klassischer Meisterwerke, welche am Eröffnungstage stattfanden, in akustischer Beziehung (worin es schon mancher Kirchenbaumeister versehen hat) vollkommen bewährt. — Das Dach, von besonders künstlicher Construktion, hat die halbrunde Form und besteht etwa zur Hälfte aus einem grünlichen Glase, das volles, genügendes Licht in das Gebäude fallen läßt, wie denn im ganzen Hause immerhin so viel Licht verbreitet ist, wie nur immer im Londoner Krystallpalaste. Das passend gewählte Grau der Wände läßt die mannigfaltigen Farben der ausgestellten Gegenstände auf seinem dunkeln Grunde in um so hellerem Lichte strahlen und gibt dem Ganzen einen wohlthuenden, kühlen Ton. In der Centralhalle befinden sich an jedem Ende zwei Orgeln, die eine derselben ein Geschenk der Universität Oxford; der an die Maschinenhalle stoßende Salon für Erfrischungen ist mit Gemälden und einer Fontäne geschmückt. — Die große

oder Centralhalle übertrifft den Transept des Krystallpalastes an Länge und Breite und kommt ihm hinsichtlich der Höhe nahezu gleich. Die Dimensionen des Transepts des Krystallpalastes waren: 408 Fuß Länge, 72 Fuß Breite, 107 Fuß Höhe. Die der Centralhalle in Dublin sind: 425 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 105 Fuß Höhe. Die Nord- und Südhalle sind 325 Fuß lang, 25 Fuß breit und 38 Fuß hoch bis zur Bogenwölbung. Die Halle für schöne Künste ist 525 Fuß lang, 40 breit, 18 Fuß hoch bis zum Beginn der Bogenwölbung. Die Maschinenhalle ist 450 Fuß lang, 40 Fuß breit und 26 Fuß hoch. Die übrigen Räume haben ungefähr den Flächenraum der Halle für die schönen Künste. Das ganze Gebäude bedeckt einen Raum von nahezu 265.000 Fuß (etwas mehr als ein Drittel der Area des Krystallpalastes und zweimal so viel als das jezt in Newyork errichtete Ausstellungsgebäude). Wir glauben behaupten zu dürfen, daß das Gebäude Bensons am Ende zum Zwecke von Ausstellungen aller Art mehr Nachahmung finden wird als das Partons, das jezt in Sydenham steht; denn Benson hat denselben Zweck und denselben Effekt mit weit geringeren Mitteln erreicht als sein College. Das von oben einströmende Licht ergießt sich frei und in genügender Fülle durch alle Hallen und Räume des Gebäudes, das mit seinen leichten Goldrippen und dem wohlthuenden Grau der Zwischenfelder, so wie den vielen bunten Wappenschildern der einzelnen Fürsten, Staaten, Provinzen und Corporationen, welche in den Feldern zwischen den Bogen längs der Fronte der Galerien angebracht sind, den Eindruck eines luftigen, freundlichen Sommerhauses macht.

Das Vaterland der Swift, der Sheridan, der Moore hat von jeher den Ruf aufgeweckten Geistes und guten Geschmacks gehabt. Es hat ihn auch wieder bei der nationalen Feierlichkeit der Eröffnung seiner Industrieausstellung bewährt. Wir verweilen absichtlich länger hiebei, weil der nationale Aufschwung, den sich Irland als Irland (nicht als bloße Provinz von Großbritannien) durch dieselbe gegeben hat, in der deutschen Presse, die von Seiten Englands vielfach so abschätzig behandelt wird, alle Aufmunterung verdient. „Wir hoffen," sagte einer der Sekretäre des Comités, Mr. Roney, selbst zu uns, „daß unsere Industrieausstellung die Vorurtheile, welche vielleicht das Ausland gegen uns hegt, als ob wir eine Nation von Lumpen und Bettlern wären, besiegen wird." Wenn die irische Presse selbst über diese Ausstellung mitunter etwas überschwänglich ist, wenn sie das Ausstellungsgebäude mit dem »Teagh Mor« vergleicht, welches in den »days gone by« auf den Höhen von Taragh stand, wer wollte ihr diesen Triumph mißgönnen? In dieser Zeit friedlicher Turniere, wo anstatt geharnischter Eisenmänner die Künste des Friedens Lanzen brechen und die Industrieausstellungen an die Stelle der olympischen Spiele getreten sind, hat Irland, troz gegenwärtiger und vergangener Leiden, in dem Ringkampfe der Nationen zuerst wieder die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen.

Die Straßen der irischen Hauptstadt bieten zur schönen Frühlings- und Sommerszeit überhaupt einen anmuthigen, südlich belebten Anblick. Es ist nicht das hastige Jagen und athemlose Rennen des Geld und nur Geld machenden London; es ist nicht der großartig elegante Strudel von Paris, dem die Feste Lebensfragen sind, die Revolutionen Feste, die Feste Revolutionen und das Amüsement Geschäft; das Straßenleben Dublins hat etwas, was an Platens Worte: „ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger," erinnert. Es ist etwas Südliches in der Physiognomie des irischen Volkes. Kein Wunder; ist es ja doch von den Zeiten der Phönizier und Karthager her, die nach dem fernen „Jerne," der fabelhaften Insel im unwirthbaren Ocean, ihre waghalsigen Handelsexpeditionen machten, der äußerste Vorposten gewesen, den die frühe Kultur des Südens, wie sie rings um das üppige Becken des Mittelmeers aufgesproßt war, nach dem fernsten Nordwesten, den die damalige Schifffahrt erreichen konnte, vorgeschoben. Noch trägt das Volk der grünen Insel im Westen den Stempel der südlichen Racen; in Galway sollen sie, wie auf dem Rialto in Venedig, bis tief in die Nacht hinein vor den Häusern sitzen, in den Straßen flaniren und conversiren, und die Bauernweiber in den Gebirgen von Connemara sollen den Spanierinnen auf ein Haar ähneln. So ganz entschieden ausgesprochen ist nun wohl der südliche Zug in der Physiognomie Dublins nicht. Das Engländerthum ist hier von jeher besonders stark gewesen und macht sich in der Bauart der Stadt und dem Charakter der nächsten Umgebung bemerklich. Aber die Bai von Dublin, wenn der böse nordische Nebel ihre reizenden landschaftlichen Scenerien nicht verhüllt, könnte gar oft an den Golf von Neapel, mit dem sie ja auch schon verglichen worden ist, erinnern, und die vielen malerischen Cars mit schönen Damen, die sich auf den von vorn nach hinten laufenden Sitzen in derselben anmuthigen Position wie zu Pferde präsentiren, gemahnen lebhaft an die Bilder aus dem Volksleben Neapels und zunächst an die neapolitanischen Kaleschen. — Hat nun Dublin, bei schönem Maiwetter, schon an gewöhnlichen Tagen diesen südlichen Familienzug, welch belebten, bunten, glänzenden Anblick mußte es erst am Eröffnungstage, an dem, wir dürfen es wohl hoffen, in den Annalen seiner Geschichte denkwürdigen 12. Mai bieten! Die Holyhead-Steamer hatten in den lezten Tagen noch eine erkleckliche Anzahl Besucher aus England und vom Continente gebracht, und daneben wogte ganz Dublin, wogten die vielen Besucher aus dem übrigen Irland in den Straßen umher. Das Wetter war herrlich, eine freundliche Maisonne sendete dem Feste ihre glänzendsten Strahlen. In Marrionstreet blitzten die Uniformen und Waffen des dort zum Empfange der vom alten Schlosse herkommenden Procession aufgestellten Militärs. Dawsonstreet (die zum Mansion-House führende Straße), die Zugänge zum Phönixpark woher die Karrossen des Lordlieutenants und seines Gefolges kamen, die Kais zu beiden Seiten des Dublin River, Graftonstreet, Nassaustreet, alle die Hauptadern Dublins wogten von schaulustigen Menschen. Die Thor von Collegegreen, die Mauern von Marrionsquare trugen Pyramiden von Köpfen und der erreglich leidenschaftlich celtische Volkscharakter machte sich in tausend verschieden-artigen Exklamationen Luft. Die Stufen, ja das Dach der Bank von Irland waren mit Menschen besät und die Gassenjugend von Dublin hatte sich auf dem Rosse und der Schultern König Williams III. in Damestreet angesiedel

Die Fenster der Häuser waren am 12. Mai keine Licht- und Luftleiter mehr, sie waren Ein Kopf.

Sie sehen, ich fange an überschwänglich zu werden; aber die Aufregung solcher Tage und das ansteckende Beispiel der irischen Presse, die bei solchen Gelegenheiten allzu schön und feurig rapportirt — namentlich sind die Reports über das Fest in „Freeman's Journal" vortrefflich — können einen schon verführen, wenn auch nicht in Hyperbeln zu reden, doch der Wahrheit den Glanz des Mährchens zu leihen.

Der Eintritt in das Gebäude selbst war am 12. Mai nur den Mitgliedern der Procession, den Inhabern von Seasontickets und den speciell Eingeladenen (wozu der Berichterstatter der J. G. Cotta'schen Blätter gehörte) * gestattet. Die Thüren des Gebäudes wurden um zehn Uhr geöffnet und schlossen sich um halbzwölf. Es mochten zuletzt an 15,000 Menschen darin seyn. Obwohl für die „Gentlemen" Londoner Operndreß, für die Damen Morgentoilette (ebenfalls Ballanzug, nicht Negligé) vorgeschrieben war, so konnte sich doch der Kritiker, der an englische Etikette und an die rigorosen Normen des italienischen Opernhauses und der Drawingrooms in London gewöhnt ist, wenn er seinen Blick vom eleganten Ensemble zu einer Musterung der einzelnen Toiletten wendete, mitunter eines Lächelns nicht erwehren. »Dignity of behaviour« ist, wenigstens was den Kleiderzwang betrifft, den Celten einmal nicht gegeben, obwohl sie sich gerne putzen. Oder war es vielleicht nur die Provinz und die Provincialismen, die Kleinstädterei gegenüber der Grandezza der königlichen Haupt- und Weltstadt London, was sich in bizarren Compositionen, wie ein schwarzer Frack und verwaschene Sommerbeinkleider von gestreiftem Zwilch, zu erkennen gab? Auch bezüglich des Damenpublikums möchte ich die in England so vulgären goldenen Ketten und ditto eye-glasses nicht für ein untrügliches Dokument erklären, daß ich mich in ganz tadellos „guter" Gesellschaft befunden. Doch wir sind weit entfernt mit diesen paar beiläufigen Bemerkungen auch nur den leisesten Tadel der Feierlichkeit aussprechen zu wollen.

Um zwölf Uhr — die Erwartung der Versammlung im Gebäude war schon auf's Höchste gestiegen — versammelten sich die Mitglieder des Exekutivcomité's am Haupteingange der Centralhalle, um den Lordlieutenant und die Gräfin von St. Germans zu empfangen. Kurz nach zwölf Uhr langte die Procession des Gemeinderaths, angeführt vom Citymarschall, voraus eine Ehrengarde, bestehend aus einer Abtheilung des eilften Husarenregiments, vor dem Gebäude an. Nach einer kurzen Weile rollten auch die Equipagen des Mayors heran, der sich in seiner rothen, von Gold strotzenden Uniform sehr glänzend ausnahm. Endlich sah man die Lanzenspitzen und die wehenden Fähnlein der Ehrengarde des Vicekönigs, bestehend aus einer Schwadron des sechzehnten Lancierregiments, über den Volksmassen ragen. Sofort wirbelten die Trommeln, die Reihen präsentirten und die Musikbande des eilften Husarenregiments spielte das »God save the Queen.« Die Equipagen des Vicekönigs und seiner Gemahlin fuhren an. — Schon bei der Ankunft des Lordmayors und der Corporation hatte sich unter dem Publikum die unruhigste Bewegung kund gegeben. Die Damen stellten sich auf die Bänke, jeder erhöhte Platz wurde zur Estrade, um eine kolossale Vase mit Schilfpflanzen hatte sich ein so dichter Kreis schöner Gestalten gruppirt, daß man die schönen Mädchenköpfe für Frühlingsknospen und Blumen zwischen dem Grün der Blätter hätte ansehen können. Die goldenen Lorgnons glitzerten, die Gentlemen klemmten die eye-glasses in's Auge; aber — „es ist nur der Lordmayor und die Corporation!" flüsterte man. Jetzt zeigt sich Sir Edward Blackeney, der in Dublin allgemein beliebte Commandant der bewaffneten Macht, und — neues Aufstehen, neue Bewegung — die Ritter des Ordens von St. Patrick erscheinen. Man sieht ehrwürdige graue Häupter; die schweren Goldketten auf den blauen Uniformen, die Diamanten der Ordenssterne blitzen; es zeigten sich aber nur fünf Ordensritter. Endlich nahten sich die Excellenzen. — Der Lordlieutenant ist eine hohe Gestalt, wohl proportionirt; er trägt wie die Staatsminister die blaue, prächtig mit Gold gestickte Uniform. Sein Gang ist etwas gebückt, seine Haltung hat etwas von der Apathie und dem Phlegma so vieler englischen Großen. Von den Kabinetsministern und den fremden Gesandten, deren Ankunft man erwartet hatte, zeigte sich keiner. — Am Westende des Saals war ein purpurner Thronhimmel mit Sitzen für den Earl und die Gräfin von St. Germans, die Stellvertreter des Königthums, errichtet. Sobald die Procession sich diesem Platze näherte, fiel das Orchester ein, bestehend aus tausend Musikern und Vocalisten, das malerisch in amphitheatralischer Weise um die große Orgel hinter den Sitzen für die Herrschaften rangirt war, und die Nationalhymne, während welcher sich alle Köpfe entblößten, ertönte. Dann folgte in wahrhaft großartigem Style der hundertste Psalm. Hierauf Ueberreichung der Adresse des Exekutivcomité's an den Lordlieutenant. Alderman Roe, der die Adresse überreichte, stellte Sr. Excellenz Mr. Dargan vor (enthusiastische Cheers). Der Lordlieutenant und die Gräfin von St. Germans schüttelten ihm die Hand, und der erstere drückte ihm den Wunsch aus, ihn zum Ritter schlagen zu dürfen, allein Mr. Dargan mit ächt irischem Bürgerstolze lehnte ab. Nicht so Mr. John Benson, der Architekt. Er kniete nieder, empfing den Ritterschlag mit dem Schwert und stand als Sir J. Benson wieder auf. Hierauf spielte das Orchester Mozarts großes Motetto: »O God, when Thou appearest.« Dann machten der Lord Mayor und die Corporation den Excellenzen ihre Aufwartung und überreichten die Adresse der Stadt Dublin, worauf die Musik abermals begann und Beethovens Hallelujah vom Oelberge spielte. Der Vicekönig und seine Gemahlin wurden sofort in feierlicher Procession, bei der viele Noblemen von Dublin und der Nachbarschaft als Stewards fungirten, im Gebäude herumgeführt, während das Orchester den Marsch aus der „Athalia" von Mendelssohn executirte. Das Publikum

---

* Man ist hier gegen die »Members of the foreign press« äußerst zuvorkommend. Wir erhielten von Mr. Roney eine elegante Karte, durch welche sich der „Lordmayor und die Corporation der Stadt Dublin die Ehre unseres Besuches erbaten," zugesendet, und nachdem wir uns in einem Briefe höflichst bedankt, erhielten wir auch unaufgefordert ein Seasonticket.

D. Eins.

drängte in dichten Massen nach. Jezt beauftragte der Lordlieutenant den Wappenkönig von Ulster (blaue Uniform, mit schwerer, über den Rücken hängender Goldkette), im Namen Ihrer Majestät der Königin die Ausstellung für eröffnet zu erklären, worauf das Orchester abermals mit einem prächtigen Schwung einfiel und aus der Schöpfung die Nummer: „die Himmel erzählen“ rc. ausführte. Dann folgte der große „Halleluiahchor“ von Händel und zum Schlusse noch einmal die Nationalhymne. Bald darauf verabschiedeten sich die Herrschaften und das Publikum drängte sich schaulustig den einzelnen Departements der Ausstellung, namentlich dem Fine Arts Court zu, der bis zum Schlusse, drei Uhr Nachmittags, von Besuchern wimmelte. Von dem am Abend stattfindenden Lord Mayorsbankett und den dabei gehaltenen Reden kann ich nicht berichten, weil ich nicht anwesend war.

Wir vermissen bei allen diesen englischen Feierlichkeiten nur Einen sehr wesentlichen und bedeutungsvollen Punkt, die wahre, allgemeine Popularität. Die Excellenzen empfangen Adressen und lassen sich fêtiren; dem Volke, das vor den Thoren steht, weiß man nichts von der Festfreude zu gönnen. Man brät ihm nicht einmal mehr, wie bei unsern mittelalterlichen Kaiserkrönungen, einen Ochsen und läßt ihm keinen Wein und kein Bier fließen. Ist hier nicht ein wunder Fleck aller dieser Industriefeste? Wird sich diese Exclusivität nicht einmal rächen? — An sich war der Eindruck der Feierlichkeit ein höchst glänzender. Der wundervolle Maisonnenschein, auf den Roben der Richter, den Talaren der Geistlichkeit, den glänzenden Uniformen der Offiziere und hohen Beamten, und den Atlas- und Spitzenkleidern der Damen spielend, das lichtdurchstrahlte Gebäude, die grünen Bäume der Umgebung, die klassische Musik, unter der Leitung des Dr. Robinson von seiner Kapelle so trefflich ausgeführt — alles zusammen gab dem Tag den wahren Goldschimmer, die ächte Festweihe. Aber auch eine irische Nationalmelodie wäre wohl am Platze gewesen.

Ich habe schließlich noch einen Blick auf die Physiognomie der Ausstellung selbst zu werfen. Freilich kann dieser Blick vorläufig nur ein flüchtiger seyn, da ein großer Theil der Güter, namentlich der Zollvereinswaaren, noch nicht geordnet, ja nicht einmal ausgepackt ist und der beste Führer durch die Ausstellung, der Katalog, noch fehlt. — Zunächst wird es sich fragen, wie ist die irische Industrie selbst vertreten? Was wir von derselben hier ausgestellt gesehen, berechtigt zu den besten Hoffnungen für den Aufschwung und das Gedeihen derselben. Die Nordgalerie zeigt uns die unter Leitung und Aufmunterung der Dubliner Gesellschaften „zur Beförderung irischer Industrie“ (darunter eine »Ladies Society«) gefertigten Näh- und Stickarbeiten armer aber fleißiger Irländerinnen. Irland ist wegen der Güte und Schönheit seiner Stickereien bekannt. Die so musterhaft gearbeiteten Spitzen- und Tüllkleider bleiben hinter den niederländischen und Schweizer Arbeiten gleicher Art nicht zurück. Zugleich ist in diese Arbeiten eine sittliche Idee eingewoben, die Idee, daß edle Damen Irlands an die Verbesserung und Versittlichung des Looses ihrer arbeitenden Mitschwestern denken, bevor sie (was freilich weit bequemer, auch fashionabler ist) Adressen zur Emancipirung der Sklaven in ferne Welttheile schicken. An diese weiblichen Arbeiten reihen sich die allerliebsten kleinen Fancywaaren, welche die Dubliner Juweliere ausgestellt haben: goldene Brochen nach altirischem, etwas massivem Geschmack, und die zierlichen kleinen Artikel, welche aus dem Bogholz, das bei der Bearbeitung die tiefe Schwärze des Ebenholzes annimmt, gearbeitet sind, niedliche Rosenkränze, Brochen in der Gestalt kleiner goldbesaiteten Harfen rc. In der Centralhalle erblicken wir einen Glasschrank, aus der Officin Pein and Brothers in Dublin, von bedeutender Größe, Schönheit und Solidität der Arbeit. Auch vortreffliche Pianos und eine wundervolle Harfe stellt ein Dubliner Instrumentenmacher als Tribut des einst so klang- und melodienreichen Erin aus; die hibernische Bibelgesellschaft Ausgaben der Bibel in 120 verschiedenen Sprachen. Die Spitzen von Limerick und die Strümpfe von Ballymona, in der Nähe von Belfast, haben schon bei der Ausstellung in Hydepark reichliche Bewunderung geerntet. Auch die irischen Minen haben ihr Contingent gestellt. — Der Zollverein hat seine vortrefflichen Wollentücher noch nicht ausgepackt; aber die Firma Diergardt in Vierson und Creseld stellt schon ihre schönen Seidenmuster aus. Die Porzellanwaaren der königlichen Fabrik in Berlin stehen den englischen (von Worcester) wohl an Prunk der Vergoldung, nicht aber an Geschmack der Formen und Feinheit der Desseins nach. Auch die Chinesen zeigen sich wieder mit den kahlgeschorenen, bezopften Köpfen auf zierlichen Tabourets, Gartenstuhlen für Mandarine, Theebüchsen, Vasen und Teppichen; alles so zierlich und so geistlos! Die Berliner Bronze- und Gußeisenwaaren erregen Aufsehen, und Wien's Pfeifenköpf werden wie immer Liebhaber finden. — Vom Departemen der schönen Künste, das hier weit reichlicher als in London, vertreten ist, demnächst.

Mannheim, Mai.

Wiederkehr besserer Zeit. — Der Gervinus'sche Proceß. — Hundeshagens Vorträge. — Die Gutekel. — Theaterbau.

Die Franzosen, unlieben Angedenkens, haben zu verschiedenen Zeiten wiederholt gesagt, die Pfalz und das Rheinland überhaupt sey wie ein Mehlsack, so oft man darauf klopfe, stäube es. Es ist ein wenig poetisches, aber ziemlich treffendes Bild, den unverwüstlichen Reichthum des Landes zu bezeichnen. Die Herren Franzosen konnten die Wahrheit des Vergleichs aus der Praxis kennen, und wir selbst, die wir im Lande wohnen, müssen in ihr Lob einstimmen, wenn wir auch von ganzem Herzen darauf verzichten, unser Vaterland von jener Seite und in solcher Weise belobt zu sehen. Es ist in jüngster Zeit kaum ein Land härter mitgenommen worden als Baden, aber auch keines hat sich so schnell erholt, wie dieses. Aus verschiedenen Wunden hat es reichlich geblutet, aber schneller, als zu erwarten stand, sind sie verharscht und geheilt. Wer einen Blick auf unsere Maimesse, die so eben zu Ende ging, geworfen, der hat mit Verwunderung und Freude die große Zahl der Besucher und Käufer, namentlich der vom platten Lande, betrachtet. Die Bauern haben Geld: das war der stete Refrain. Kein Wunder auch, Tabak und Früchte haben dessen in den lezten Jahren überreichlich eingetragen. Besonders hat der eigentliche Maimarkt, auf dem Pferde und Rindvieh die Hauptrolle spielen, den Beweis geliefert, daß die Zeiten gut sind, aller Auswanderung und allen Klagen zum Troz. Es sind mitunter fabelhafte Preise erzielt worden. Auch lustig war's einmal wieder, ganz anders als vor Jahresfrist, wo die Trauerglocken gerade um diese Zeit durch das ganze Land hallten, so ein rechtes Marktleben, bei dem die Gast- und Wirthshäuser und selbst die geräumigen Bierkeller kaum die Zahl der Gäste fassen konnten. Nur an Blumen und Blüthen fehlte es noch, und selbst die Ausstellung, welche die botanische Sektion des Vereins für Naturkunde wie alljährlich veranstaltet hatte, war troz der prächtigen Azaleen- und Cinerariengruppen etwas mager ausgefallen.

Die liebsamste Erscheinung bleibt immerhin die, daß alles wieder in die alten Fugen und Geleise gekommen zu seyn scheint, was auf Jahrzehnte völlig verrückt schien. Dafür hat schon der verflossene Winter Zeugniß gegeben. Haben wir doch neben den gewöhnlichen Winterbelustigungen sogar wieder einen heiter belebten Fasching gesehen, den man für unsere Verhältnisse fast großartig nennen möchte. Der gleichwohl nur kurz dauernde Schnee hat Gelegenheit zu einer großen kostumirten Schlittenfahrt gegeben, bei der auch verschiedene Gewerke, vor allen aber die Fischer, Schiffer und Ackersleute vertreten waren, und die besonders den Wunsch rege machte, so nett und manierlich möchten unsere Schiffer und Fischer vom Neckar und Rhein zu alten Zeiten sich präsentirt haben und präsentiren. Ich führe indeß diese vorübergegangene angenehme Erscheinung nur darum hier an, weil es so wohl that, die alte vormärzliche Harmlosigkeit, die ganz verschwunden und verklungen schien, wieder auftauchen zu sehen. Was die höheren Genüsse betrifft, so haben das Theater und die mit Recht beliebten Concerte ihr anständiges Contingent geliefert, die verschiedenen Liedertafeln haben ihr heiteres Wesen ohne Rumor fortgetrieben, und wenn das Tischrücken auch zu den Genüssen gerechnet werden darf, so hat auch der unwirthliche Nachwinter es nicht an solchen fehlen lassen.

Zwischen hinein sind auch ernstere Dinge gefallen. Ich rechne hieher vor allem den längst weltbekannten Preßproceß gegen Gervinus, der in der lezten Februarwoche vor dem hiesigen Hofgerichte verhandelt worden ist. Wir haben bei dieser Gelegenheit neben dem Verfasser der Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und seinem Vertheidiger v. Soiron noch manche Notabilität aus der gelehrten und politischen Welt zu sehen Gelegenheit gehabt. Was aber einzelne Tageblätter von außerordentlicher Betheiligung des einheimischen und auswärtigen Publikums geschrieben, beruht auf Uebertreibung, und jener Korrespondent hat nicht unrecht, der behauptete, der Zudrang zum Gerichtssaale sey gering gewesen im Vergleich zu dem im Jahr 1836, als über Gutzkows Wally abgeurtheilt wurde. Unsere Nachbarstadt Heidelberg war natürlich am stärksten vertreten. Sie hat uns zu derselben Zeit noch eine andere sehr interessante Erscheinung gebracht. Es war dieß der Professor der Theologie Dr. Hundeshagen, der zum Besten des neuen Rettungshauses und überdieß sicherlich zu Nutz und Frommen Vieler einen Cyklus im edelsten Sinne populärer Vorträge über den Weg zu Christus hielt. Wer hätte denken sollen, daß ein derartiges Unternehmen hier besonderen Anklang finden würde? Ich gestehe wenigstens, daß meine Erwartungen hinsichtlich der Betheiligung des hiesigen Publikums nicht sonderlich groß waren; sie wurden indeß weit übertroffen. Schon der erste Sonntag, an dem Dr. Hundeshagen erschien, zeigte die Nothwendigkeit, ein größeres Lokal als das zuerst gewählte zu suchen, und die Harmoniegesellschaft räumte mit freundlichster Zuvorkommenheit für die folgenden Sonntage dem gelehrten Gaste ihren großen Saal ein, der sich nicht nur anfangs füllte, sondern auch alle Sonntage bis zum sechsten März angefüllt blieb. Alle Stände betheiligten sich dabei, die sogenannten gebildeten am zahlreichsten, und insbesondere war es die Damenwelt, die dem klaren, prunklos edeln Vortrage des ausgezeichneten Mannes mit ungemindertem Interesse folgte, obwohl es nicht ohne Seitenhiebe auf die dem Christenthum vielfach entfremdete oberflächliche Bildung unserer Tage abging. Diese Erscheinung ist allerdings ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, um so mehr als man noch vor wenigen Jahren gewöhnt war, der seichtesten Rednerei und Phrasenmacherei

den lautesten Beifall zu zollen, während man die tiefsten Wahrheiten des positiven Christenthums als ungenießbare Ausgeburten einer vernunftwidrigen Mystik und Muckerei zu belächeln und zu verachten pflegte.

Wundern Sie sich nicht, wenn ich von den religiösen Vorträgen alsbald zu dem neuen Institute für die Gutedel übergehe. Ich bin damit auf dem socialen und sittlichen Gebiete. Sie werden sich nicht mehr wundern, wenn Sie hören, wer diese Gutedel sind. Der Volkswitz nennt so jene heruntergekommenen Subjekte, die nach einem bekannten Bilde in den fliegenden Blättern dem großen Volksmann Hecker auf die Einladung zu diversen Würsten in ihrem pälzischen Idiom die Antwort gaben: „Hunger hen mer keen, edler Volksfreund, aber Dorscht, viel Dorscht." Es sind die tagdiebenden Lumpe und Bummler, die man einst mit überströmender Bruderliebe „Bürger" und „Fortschrittsmänner" nannte, und deren Ohren man mit dem süßen Dreiklang „Freiheit, Wohlstand und Bildung für Alle" kitzelte. Jene schönen Tage sind vorüber, und wie auf den tollen Fasching der Aschermittwoch folgt, so ist in jüngster Zeit der nüchterne Ernst an diese Gutedel herangetreten. Die badische Landesverfassung enthält nämlich einen glücklichen Passus, zufolge dessen Trunkenbolde und Uebelhausende in besondere Zucht und Aufsicht genommen und entsprechende Besserungsversuche mit ihnen angestellt werden können und sollen. Stadtdirektion und Gemeinderath haben nun ein Institut zur sittlichen Besserung solcher Leute, ähnlich einem solchen, das vor Zeiten hier bestand, mit sichtlich gutem Erfolg in's Leben gerufen. Man kasernirt sie und hält sie bei strenger Hausordnung zur Arbeit an, bis sie an ein geregeltes Leben gewöhnt und wieder würdig sind, freie Männer zu heißen. Die für freundliche Mahnung unzugänglichen Branntweintrinker werden in erster Stufe durch eine Kleidung mit gelben Knöpfen ausgezeichnet, und bei einer Strafe von 25 fl. darf kein Wirth oder Geschäftsmann einem solchen Gutedel etwas verabreichen. Tritt Besserung ein, so verschwinden die gelben Knöpfe und größere Freiheit wird gestattet, mit dem ersten Rückfall aber kommen die Knöpfe und die Beschränkung wieder. Die angewandten Mittel sind probat, wenigstens hat die noch junge Anstalt bereits für einzelne Individuen und Familien recht ersprießliche Früchte getragen. Aehnliches erwartet man für eine gewisse Sorte aus dem schönen Geschlechte, wenn die projektirte Wasch- und Bleichanstalt in's Leben treten wird. Ueberhaupt wird man hier in jüngerer Zeit sehr rührig in Bekämpfung der socialen Gebrechen der niedern Klassen, wozu die Bürgerschaft eifrig und opferbereit mitwirkt.

Ueber den früher schon erwähnten Umbau unseres Theaters nur ein Wort. Die Mittel sind beschafft, das Werk ist begonnen. Mühldorfers Plan erfordert 150,000 Gulden, von denen der Staat 45,000, die Stadtgemeinde 15,000 beiträgt. Für den Rest von 90,000 Gulden haben sich in kürzester Zeit die erforderlichen Actionäre gefunden. Es hat zulezt nur noch einen Streit gegeben, nämlich über die Sphinxe, die vor der Pforte gegen Westen lagerten und weggeräumt werden mußten, von denen aber manche Leute nicht lassen wollten. Sie sind indeß glücklich fort. Das große Räthsel bezüglich des Raumes ist ja eigentlich schon gelöst, und was die anlangt, die im Innern noch zu lösen seyn dürften, haben die steinernen Sphinxe doch keine entscheidende Stimme. Da der Umbau des Theaters denn doch mehr Zeit in Anspruch nimmt, als man früher vermuthete, so wird vorderhand an die Verlegung der Bühne in einen andern Raum noch nicht gedacht.

Ich habe in einem früheren Briefe schon einmal mein Bedauern ausgesprochen, daß unsere Stadt meist nur so oberflächlich betrachtet wird. Zahllose Reisende, die Wasser-, Land- und Eisenstraßen uns bringen, sehen sich nur die Physiognomie Mannheims an und freuen sich entweder flüchtig der Sauberkeit dieser gradlinigten Straßen und rechtwinkligen Vierecke, oder sie denken beim Anblick des ausgedehnten Schlosses, der verschnörkelten Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude und Monumente lediglich an die Zeit gepuderter Perrücken, darauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken, und gehen kopfschüttelnd weiter. Tiefer hinein sehen wenige, und doch gibt es auch noch manche andere Dinge hier, die der Betrachtung wohl würdig sind. Ich gehe so oft durch die kühlen Hallen und Gänge des Schlosses, und selbst in den belebtesten Zeiten sind sie einsam still und selten fragt eine Seele nach dem, was darin zu sehen ist. Der Aufseher des Naturalienkabinets kann ruhig sein Schläfchen machen, die Klingel an der Pforte der Gemäldegalerie schreckt den Wärter wochenlang nicht auf. Und doch sind da oben sechs der alten geräumigen, im Styl des vorigen Jahrhunderts verzierten, sehr schönen Säle mit Gemälden angefüllt, unter denen sich herrliche Meisterstücke der deutschen, französischen, italiänischen und niederländischen Schulen befinden, dener freilich meist ein besseres Licht zu wünschen wäre. Di berühmtesten Antiken sind hier in trefflichen Abgüssen z schauen und die Kupferstichsammlung birgt in ihren selte geöffneten Schreinen und Mappen einen Schatz, der wahr lich nicht übersehen zu werden verdient. Auch die Künf ler, deren wir recht schätzbare besitzen, würden etwa mehr Störung in ihren Ateliers kaum übel nehmen, ur selbst Private, die sehr schöne Sammlungen besitzen, Ih Thüren sicherlich nicht abschließen, wenn ein Freund t Kunst sie zu besuchen käme. Ob es den Herren lieb i wenn ich davon rede, weiß ich freilich nicht, dessen un achtet mag ich es mir nicht versagen, auf einzelne int essante Privatsammlungen, wie die der Herren Renn Strauß, Gentil, Sieber hinzudeuten und selbst den Messerschmied Brauch unter dem Kaufhause aufme sam zu machen. Kurz, man hat Unrecht, so schnell ü Mannheim wegzueilen, und das sage ich nicht als Cic pro domo sive patria, sondern vollen Ernstes im Inte derer, welche die Rhein-Neckarstadt berühren und n bloß Sinn für Bundschuhs neuen Löwenkeller haben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Morgenblatt



für

gebildete Leser.

Nr. 23. 5. Juni 1853.

— Unde ire vos dicam, obsecro,
Tam maestiter vestitos?

Plautus.

Schweizerische Volkstrachten.

I.

Es sind nicht bloß die Seen, die Gletscher, die Gießbäche und die guten Gasthöfe, welche den Touristen nach der Schweiz hinziehen. Nicht minder als die schöne Natur und der behagliche Comfort erfreuen die mannigfaltigen und malerischen Trachten der Bewohner sein Herz. Diese Trachten sind keineswegs eine müßige Staffage, sondern ein wesentlicher und integrirender Theil der Landschaft. Zu den feuerfarbenen Nelken, die über das Laubengeländer des bernischen Bauernhauses herunter hangen, hinter welchem des Finsteraarhorns Schneespitze hervorragt, gehört das schwarze Mieder mit den silbernen „Göllerketten" und dem weißen Brustlatz des Bernermädchens eben so unerläßlich, als zur Kapelle, über welche des finstern Pilatus zerklüftetes Felsenhaupt schaut, der mit Papierblumen und bunten Bändern reich verzierte breite Strohhut der betenden Luzernerin. Leider nahen die Tage, da die Thäler und Berge der Schweiz dieser Zierde beraubt seyn werden.

Volkstrachten können sich nur unter einer zäh am Alten hängenden Bevölkerung, unter Ackerbauern und Hirten halten, welche jede Neuerung mit Mißtrauen von sich weisen und nach dem Spruche leben, „bleibe im Land und nähre dich redlich." So hielten es die Schweizer bis vor vierzig oder fünfzig Jahren. Seither hat sich ein großer Theil der Bevölkerung der Industrie zugewendet, und in den Fabrikgegenden ist die eigenthümliche malerische Volkstracht schon jezt verschwunden. Aber auch unter das Volk der Ackerbauer ist eine fieberhafte Unruhe gefahren. Den Leuten wird es in ihren Dörfern und Thälern zu eng, sie verändern ihre Wohnplätze, sie drängen sich nach den Städten, sie suchen Nahrung und Gewinn fern vom Orte, wo sie geboren sind. — Und nun erst die Eisenbahnen!

Kommt nicht etwa unverhofft das europäische Gleichgewicht in's Wackeln, so ist die Schweiz in wenigen Jahren von einem Schienennetz überzogen, das auf eine ungeahnte Weise den Verkehr vermehren, die Ortsveränderung des Einzelnen erleichtern wird. In diesem eisernen Netze wird die schweizerische Bevölkerung solchergestalt durcheinander gesiebt und gerüttelt werden, daß bald jede Eigenthümlichkeit der einzelnen Thalschaften, jede Marklinie zwischen den verschiedenen Kantonen spurlos verwischt seyn wird. Werden dann noch die verschiedenen Gaue ihre eigenthümlichen Trachten bewahren? Kaum! Die Pariser Mode, welche sich jezt schon aller Städte und Städtchen bemächtigt hat, wird ihr siegreiches Panier im abgelegensten Gebirgsdörfchen

aufpflanzen. Ade ihr Schaubhütchen und Pferdehaarhauben! — ade ihr seidenen und sammtenen Vorstecker und ihr schneeigen Brustlatze! — ade ihr faltigen langen und kurzen Jüpplein, ihr schwarzen und rothen Mieder, ihr blanken bauschigen Hemdärmel! Am grünen See von Thun wird uns ein Mädchen mit Volants und Pagodes den Wein von Oberhofen kredenzen, von Wäggis nach Stanzstaad uns eine Schifferstochter en mantille hinüberrudern. Die alten Trachten werden wir nur noch in alten Kupferwerken bewundern können. Noch eine kleine Weile und sie werden nicht mehr der lebendigen Gegenwart, sondern der Geschichte oder gar nur der Mythe angehören. Da es des Menschenherzen Erbtheil ist, den ächten Werth der Dinge erst dann schätzen zu lernen, wenn ihr Verlust ihm droht, erst dann mit aufmerksamen Blicken ihnen nachzuschauen, wenn sie den haltenden Händen entgleiten, so mag vielleicht unser Nachruf an jene „lezten Mohikans" dem geneigten Leser nicht unzeitig erscheinen.

So beweglich und flatterhaft der Sinn der Frauen ist, wie böse Zungen sagen, so halten sie doch viel zäher als die Männer an den ungeschriebenen Gesetzen der Sitte und Tradition fest. Wir dürfen uns deßhalb nicht wundern, daß das Schicksal, welches wir über die weiblichen Volkstrachten hereinbrechen sehen, die eigenthümliche Landestracht der Männer schon jezt erreicht hat. Werfen wir unsere Blicke nach Tirol, jenes durch seine Berge unserer Schweiz so nah verwandte Land, so sehen wir fast in jedem Thal eine besondere Männertracht. Und wie der Vater sich trägt, hat sich schon der Großvater getragen, und nach gleichem Schnitt, in gleicher Farbe werden auch Sohn und Enkel sich kleiden. Läßt sich wohl ein innerer Zusammenhang leugnen zwischen der naiv kindlichen Gläubigkeit, der sprüchwörtlichen Unterthanentreue des Tirolers und dem spitzen Hut mit der Spielhahnfeder, der braunen oder grünen Juppe, den Kniehosen von schwarzem Bocksfell, eine geheime Wechselwirkung des demokratischen, skeptischen, kosmopolitischen Sinns des neuen Schweizers und seines von jeder Tradition sich losschälenden Kleiderschnitts? — Ein Berner Bauer aus der guten alten Zeit mit den starkbeschlagenen Schnallenschuhen, den Strümpfen mit zierlichem Zwickel, der gefältelten Pluderhose, zu welcher, der Sage nach, nicht weniger als neunundneunzig Ellen Zwilch verwendet werden mußten, der scharlachrothen Weste mit silbernen Knöpfen, dem langen offenen Kittel von naturfarbener Wolle und dem niedern, breitkrämpigen schwarzen Wetterhut mochte wohl auch eine stattliche und charakteristische Erscheinung gewesen seyn, wenn er an seinem langen Stabe zur Kirche oder zur Audienz beim gnädigen Junker Landvogt schritt. Unsere Väter konnten in jungen Jahren sich noch an solchen Gestalten erfreuen. Aber längst hat das lange Beinkleid die Pluderhosen, der Frack in seiner monströsesten Ungestalt den Kittel verdrängt. Die französischen Encyklopädisten mit ihrem Contrat social und ihren droits de l'homme haben ihnen das Grab gegraben. Es ist eine traurige Wahrheit. Die Grundform des Kleidungsstücks, mit welchem die große Mehrheit und der eigentliche Kern des Schweizervolks seinen Oberkörper bedeckt, läßt sich auf das geschwänzte Wamms, den Frack, zurückführen, dessen über die Nachtseite des Menschen herabhängende hintere Verlängerung bald lang, bald kurz, bald zugespizt, bald abgerundet, bald entwickelt gleich den Flügeln eines Schmetterlings, bald fast ganz verkümmert gleich den Fittigen einer Maulwurfsgrille erscheinen. Aber nicht Tradition und hergebrachte Sitte sind dabei maßgebend, sondern die Phantasie und die Bildungsstufe des Künstlers und die Zahl der Jahre, welche die Strahlen der Pariser Modesonne bedürfen, um in jene abgelegenen Himmelsgegenden zu gelangen, in denen ein Dorfschneider sich bewegt.

Neben dem Fracke, je nach der Entwicklung seiner Schöße „Kutte" oder „Kuttli" genannt, erblicken wir da und dort auch noch die Jacke (das „Mutzli"). In vielen Fällen ist das Mutzli jedoch nichts weniger als ein lebensfähig gebliebener Autochthone, sondern ein Neubürger und Abkömmling der militärischen Aermelweste. Höchstens bei einem Theil der Hirtenbevölkerung der Berge mag es als anererbte Volkstracht gelten, wie sich ja überall als Regel herausstellt, daß man sich in breiten Thälern und in der Ebene in langen Kleidern schleppt, während der Bergbewohner, um seine steilen Pfade wandeln zu können, so kurz als möglich geschürzt seyn muß. Bei den Kühern und Käsern des Emmenthals, des Berner Oberlandes, der Freiburger Berge und des Entlibuch hat sich die Jacke in das „Sennenmutzli" umgewandelt, eine Weste von ungebleichtem Zwilch mit kaum zwei Zoll langen Aermeln. Diese Verkümmerung der Aermel erklärt sich ganz natürlich durch den Umstand, daß das Sennenmutzli seinem Träger als Arbeitskleid dient, nämlich beim Käsen, wobei derselbe die Arme fast bis zu den Schultern hinauf in den Käskessel zu tauchen hat.

Uralte Nationaltracht ist das Hirtenhemd, welche in Uri, Schwytz und Unterwalden zu Hause ist, ei einfacher Ueberwurf von Leinwand vom Schnitt eine Hemdes und mit einer Kaputze versehen. In solche Hirtenhemden, die noch jezt gebräuchlichen hölzerne Sandalen an den Füßen, schlugen die Urschweizer a Morgarten Oesterreichs Herzog und stolze Ritterschaf

Bei den Gemsen- und Bärenjägern Bündens treffe wir zuweilen Kittel, welche einige Familienähnlichke mit den Juppen der Bewohner des Vintschgaues hab mögen, wahrscheinlich Einwanderer aus den benachbart- tirolischen Thälern. Dazu werden jedoch weder die kur Lederhose, noch der konische schwarze oder grüne H getragen, sondern das lange Beinkleid der Neuzeit, u der Flüchtling von Neunundvierzig, der vielberufe

graue Schlapphut, welcher jedenfalls über der scharfkantigen, wettergebräunten Physiognomie eines Grischunen von Zernetz oder Madulein sich besser ausnimmt als auf dem bebrillten Haupte eines badischen Advokaten oder Leipziger Literaten.

Am andern Ende der Diagonale, im nordwestlichen Winkel der Schweiz, wo jezt der Berner Jura, das solothurnische „Schwarzbubenland" und die Landschaft Basel zusammenstoßen, wohnen die Nachkommen des uralten Stammes der Rauracher. Begünstigt dich der Zufall, so stößest du zuweilen dort auf einen alten Bauer in langem, dunkelgrünem Kittel, kurzen und engen Hosen von gleicher Farbe, scharlachrother Weste und breitkrämpigem schwarzem Hut, der nur von zwei Seiten aufgeschlagen zu werden braucht, um sich in einen stattlichen Nebelspalter umzuwandeln. Aber auch hier nagt der Zahn der Zeit an der ehrwürdigen, althergebrachten Watt; auch hier, wo die Birs in den Rhein sich ergießt, wird in kurzem die lezte rothe Weste begraben werden.

In vorstehenden Zeilen suchten wir nach den Spuren eigenthümlicher charakteristischer, typischer Männertrachten, die sich etwa noch in den Gauen der Schweiz finden lassen. Die Ausbeute ist spärlich ausgefallen. Das Alte ist untergegangen, Neues hat sich nicht gestaltet. Der kosmopolitische, mißgeschaffene Sohn des Voltairianischen Jahrhunderts, Frack genannt, und die lange Hose, die Tochter der Revolution, haben eine usurpatorische Herrschaft an sich gerissen. Neue Zeiten bringen vielleicht einst neue gefälligere Formen, aber nie mehr jeder Thalschaft, kaum den Nationen ihre besondere. Bevor wir eine Weltsprache und Weltliteratur werden geschaffen haben, wird ein Weltkostüm aus dem Boden gewachsen seyn.

Konnten wir in Bezug auf Schnitt und Form nur auf sporadisch vorkommende, vereinzelt erscheinende Ueberbleibsel hinweisen, so ist uns dagegen vergönnt in Bezug auf Stoff und Farbe Gruppen und Gebiete aufzufinden und zu ergänzen.

Der Stoff wird durch die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bedingt. Der „Fabrikler" kleidet sich in wohlfeile, beim Krämer gekaufte Baumwolle, versteigt sich vielleicht für den Sonntagsanzug bis zum Baumwollensammt. Des Ackerbauers Leibstoff ist der sogenannte „Halblein," ein warmes, dauerhaftes und wohlfeiles Gewebe, halb Leinen, halb Wolle, aus selbstgepflanztem und selbstgesponnenem Hanf und dem Vließe des selbsterzogenen Schaafes gewoben. Der Senne und Wildhauer der höhern Alpen, wo weder Hanf noch Flachs mehr gebaut werden kann, gewinnt seine Kleidung von den dunkelbraunen Bergschaafen, die ihr Futter an den gähen Abhängen und auf den Flühen suchen müssen, wo für Rinder kein Stand mehr ist.

Gehen wir nun daran, diese Provinzen, je nach den Farben in Distrikte abzutheilen, so müssen wir schon von vorn herein das Baumwollengebiet außer Betracht setzen. Hat ja die Baumwolle selber keine eigene, sondern nur geliehene Farben und kann so gut gelb als roth, so gut blau als grün, schwarz, braun, grau oder bunt seyn. Bald verblaßt unter der rauhen Berührung der Außenwelt die entlehnte Farbe; das Kleid verfällt, lange bevor es abgetragen ist, einer unnennbaren verwaschenen Farblosigkeit. Die Halblein- und Wollengebiete dagegen zerfallen in scharfumgrenzte Farbengruppen.

Die umfangreichste und in jeder Beziehung bedeutendste ist die Gruppe der „elben Kutten" des Jeremias Gotthelf. „Elb," welches sich von falb ableiten läßt, ist ein helles Graugelb, das sich mehr oder minder in's Braune zieht. Es ist die Naturfarbe der großen Mehrzahl der Schaafe, welche von den Bauern nicht etwa als ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Wirthschaft, sondern nur so nebenbei gehalten werden, um das von ihren Kühen, Ochsen und Pferden verzettelte Futter zu Nutzen zu ziehen. Elb ist die ächte Farbe des Halbleins; elb ist die Leibfarbe des Landmanns den ganzen untern und mittlern Lauf der Aar entlang, von dort, wo sie den Thuner See verläßt bis zu ihrem Ausfluß in den Rhein. Nicht minder herrscht der elbe Halbleinkittel im Emmenthal, im Kanton Luzern und im deutschen Theil des Freiburger Gebiets. Mit elben Fräcken angethan, den abenteuerlichsten Meisterstücken ländlicher Bekleidungskünstler, haben wir uns die meisten Helden schweizerischer Dorfgeschichten, zärtliche Liebhaber, Dorfmagnaten, Erbvetter u. s. w. vorzustellen. Selbst zu politischer Bedeutung ist die „elbe Kutte" gelangt. Als es sich vor etlichen Jahren in Bern um Beseitigung von Stämpfli's radikalem Regimente handelte, zankten sich die Zeitungen eine Weile um den Vorzug der „rothen" oder der „weißen" Demokratie. Da trat unversehens die elbe Demokratie in die Schranken. Diese elbe Demokratie bedeutete den bedächtlichen, behäbigen, praktischen und prosaischen Bauernverstand im Gegensatz zur unverdauten Halbbildung des Schulmeisterthums und der Sympathienpolitik der Allerweltsrepublikaner. Und siehe da, die elbe Demokratie ging als Siegerin aus dem Kampfe hervor.

Zur elben Kutte trägt die elbe Demokratie im Winter ein Beinkleid von gleichem Stoff und gleicher Farbe, im Sommer die ungebleichte Zwilchhose. Den Anzug vervollständigt ein steifgeleimter Cylinder von Wollenfilz und bei strenger Kälte ein kurzer Mantelkragen, ebenfalls elb und von Halblein und vom Schnitt, wie er eben jezt wieder unter dem Namen „Talma" bei den Modelöwen in Schwung gekommen ist. So kleidet sich der souveräne Mann zwischen der Reuß, Emme, Aar und Sense; so treffen wir ihn Sonntags früh mit Psalmbuch oder Rosenkranz auf dem Kirchweg; so steht er Sonntags Nachmittag vor dem Wirthshaus bei der Kegelbahn; so drängt er sich

auf den Vieh- und Getreidemärkten durch's Gewühl; in diesem Gewande schreitet er, an den Tagen, da er berufen ist seine Souveränität auszuüben, den Stimmzettel in der Hand zur verhängnißvollen Urne.

Es ward schon oben angedeutet, wo die braune Gruppe zu suchen sey. Den dunkelbraunen Kittel, gleich dem elben zur Gattung der Fräcke gehörend, aber gewöhnlich mit sehr wenig entwickeltem Schwalbenschwanz, finden wir meist dort, wo unsere Flüsse aus dem Gletschereis entspringen, bei Grindelwald und Lauterbrunnen, am Fuß der Gemmi, im grünen Simmenthal und in den Greierzer Bergen. Dort hausen die dunkelbraunen Mannen, mit den von der scharfen Bergluft gebräunten Gesichtern in den rothbraunen Hütten, die wir über die smaragdgrünen Berghänge wie durch Zufall ausgesäet erblicken. — Aber auch in „alt fry Rhätia" treffen wir zuweilen die Leibfarbe des heiligen Bruno, wo dieselbe jedoch häufig gar in's düstere Schwarz ausartet, was hauptsächlich in den höher gelegenen Thälern der Fall ist. — Zur braunen Gruppe gehören endlich noch unsere ennetbergischen Brüder an den Quellen des Ticino. Ein solcher tessinischer Hirte sieht zwar um ein namhaftes zerlumpter und schmutziger aus als seine Collegen diesseits der Alpen, aber dann auch mit seinen nackten Beinen, der braunen Jacke, dem Schaffell über der Schulter, dem spitzen Hut und dem schwarzen Bart um hundert Procente malerischer, was man einem Entlibucher Senn und einem Emmenthaler Bauer durchaus nicht nachrühmen kann.

Die Linie, mit welcher wir die blaue Gruppe umschreiben, zieht sich fast ganz den Sprachgrenzen entlang. Blau ist die Leibfarbe des „Wälschen," d. h. des französischen Schweizers in den Kantonen Waadt und Neuenburg, im Unterwallis und im bernischen Jura, gehöre er nun zu den Weinbauern am sonnigen Ufer des Leman und den gelben Kalkfelsen von Auvergnier und Colombier, oder den Kornbauern, die den breiten Rücken des Jorat mit Furchen durchziehen, oder zu den jodelnden Armaillers (Küher), die ihre Käskessel hinter der zackigen dent de Jaman aufgehängt haben, oder zu den ehemaligen Unterthanen des Fürstbischofs von Basel, deren Hauptreichthum, dem Volkswitze zu Folge, aus jenen Weichthieren besteht, welche man auf den Tafeln der Feinschmecker und Mendikantenmönche findet. Selbst auf die üppige Uhrmacherbevölkerung der Neufchateller Berge scheint sich die Vorliebe für die blaue Farbe vererbt zu haben, welche zwar nicht die ganz oder halbleinene Jaquette tragen, wohl aber zur Arbeit die blaue Blouse und Sonntags beim Tanz den blauen Pariser Frack mit vergoldeten Knöpfen.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß wir weit außerhalb des Bereichs der französischen Zunge im fernen Osten noch eine blaue Insel entdeckt haben. Es ist dieß das Sarganser Land, welches sich vom tückischen Wallenstadter See zum jungen Rhein hinaufzieht, ein Erdwinkel, in welchem es Dörfer gibt, welche die Namen Muls, Mels, Flums, Tscherl, Bascheer, Berschis und Mädris führen und wohin ein berühmter, schweizerischer Historiker das irdische Paradies und die Wiege der ersten Menschen verlegt hat, was wir jedoch mit der Vorliebe der jetzigen Bevölkerung für die blaue Farbe in keinerlei innern Zusammenhang zu bringen wissen, da eine dunkelblaue Aermelweste nicht die geringste Aehnlichkeit mit den verhängnißvollen Feigenblättern aufweist.

Elb, braun, blau ist also die Trikolore, in welche sich der männliche Theil des Schweizer Volks, welcher noch nicht der farblosen Baumwolle anheimgefallen, kleidet. Es bleibt uns nun noch die Aufgabe, einen flüchtigen Blick auf den Deckel zu werfen, ohne welchen, nach der Convenienz aller ganz, halb und viertelcivilisirter Völker, der Mann nicht mit Anstand unter den Leuten erscheinen kann. Leider hat auch diese Manneszierde in der Schweiz jede Originalität, jeden eigenthümlichen nationalen Typus verloren. Längst ist der lezte Dreispitz, der lezte Rebelspalter zu den Vätern gegangen. Der breitrandige Hut, so malerisch, bevor es Mode wurde, ihn auf drei Seiten aufzukrämpen, hat längst dem unausweichlichen hohen schmalrandigen Cylinder Platz machen müssen, welcher lange Zeit bei der ländlichen Bevölkerung als allein zuläßige große Uniform galt, während neben ihm als kleine Tenue die weiße Zipfelkappe getragen wurde. Aber auch die unumschränkte Herrschaft des sogenannten „schwarzen Wollhuts" blieb nicht von ewiger Dauer. Der neue Usurpator, dem sich die wandelbare Volksgunst zuwandte, hieß „Tellerkappe", die in deutschen Gauen allbekannte tellerförmige Tuchmütze mit ledernem Schirm, gewöhnlich von dunkelgrüner Farbe, zuweilen mit rothen oder goldenen Litzen eingefaßt. Eine Weile tauchte neben der Tellerkappe eine Art von konischem Käpi auf, ungefähr von der Art, wie sie die österreichischen Zollwächter tragen. Dieser Prätendent wußte sich besonders unter der radikal gesinnten Dorfjugend Anhänger zu verschaffen. Anno Vierundvierzig wurde deßhalb das österreichische Mauthwächterkäpi als umstürzlerisch vom Sonderbundspräsidenten Siegwart mit förmlichem Interdikt belegt. Um so größerer Gunst erfreute es sich in den freisinnigen Kantonen, insbesondere bei den jungen Schulmeistern, den Wirthssöhnen und den Besuchern der Schützenfeste. Nicht umsonst erhielt es den Namen „Freischaarenkappe", da es in großer Zahl den Rückzug von der Knutwyler Höhe und den Gütsch mitmachte. Im Jahr sechsundvierzig warf die Freischaarenkappe den stolzen Neuhaus von seinem Schultheißenstuhl und wurde auf eine Weile in Bern, dem schweizerischen Venedig, zur Dogenmütze. Wie wenige Jahre sind seither verflossen! Und was ist aus der Freischaarenkappe geworden? Wo sie sich noch an's Tageslicht wagt, ist's auf dem Haupte eines verkommenen

Schnapsbruders, der die Straßenbreite messend aus der Schenke schwankt.

Schon vor mehr als einem Dutzend Jahren betrachteten wir mit Wohlgefallen die grauen breitkrämpigen Schlapphüte, welche an unsern eidgenössischen Schützenfesten die wettergebräunten Gesichter der rhätischen Waffenbrüder beschatteten. Der graue ungeleimte Filz mit breitem Rand war damals noch wenig bekannt. Im berufenen achtundvierziger Jahre spielte er in Deutschland ungefähr die gleiche Rolle, wie drei bis vier Jahre früher in der Schweiz die Freischaarenkappe. Im Jahr neunundvierzig sahen wir ihn in hellen Haufen über den Rhein herkommen, um ein Asyl vor preußischen Spitzkugeln und Bajonnetten zu finden. Glücklicher als andere Flüchtlinge wurde er, obgleich nicht nur zu deren Häupter gehörend, sondern selbst noch höher gestellt als Brentano, Siegel und Blenker, weder nach England noch nach Amerika ausgewiesen, sondern bürgerte sich ohne Widerstand und ohne Notenwechsel friedlich bei uns ein. Von den Städten und Städtchen aus machte er Propaganda auf dem Lande. Seine Tüchtigkeit und Brauchbarkeit bei Sturm und Sonnenschein erwirbt ihm mehr und mehr Freunde. Noch eine kleine Welle, und der lezte steife cylindrische Wollhut wird sich zu seinen Ahnen, den Dreiröhren und Nebelspaltern begraben lassen und die lezte Tellerkappe wird den Weg alles Tuches und Leders gehen.

Unwillkürlich hat sich unser Auge nach der Männertracht der Zukunft gewendet. Während Paulskirche und Reichsregenten, Nationalwerkstätte und Volkswehr von hinnen fuhren wie leichte Spreu im Sturm, hat sich neben dem Heckerhut noch eine zweite Errungenschaft des Märzes als lebensfähig erwiesen und allen Denuncianten, Rettern und Standrechtlern zum Troz behauptet — die Blouse. Wie der Schlapphut die dienlichste Kopfbedeckung, so ist die Blouse das zweckmäßigste Arbeitskleid. Deßhalb hat die Blouse die französische Republik und die deutschen Grundrechte überdauert. Sie ist das demokratische Element, welches in Gervinus verurtheiltem Buche spukt. Spekulirten wir auf eine behagliche Sinecure am Pariser Kaiserhofe, wir schrieben ein Buch mit dem Titel: „Das blaue Gespenst." Der Blouse wird noch ein gut Theil der nächsten Zukunft gehören; mit dem grauen Schlapphut wird sie sich in die Herrschaft der Kleidungsweise theilen. Vom Fuhrmann, der auf der Straße fährt, hat sie der Bauer am Pfluge entlehnt, vom Lastträger der Handwerker. Bald wird sie jedes andere Kleid verdrängen, im Bauernhof und in der Werkstatt, was wir auch von ästhetischem Standpunkte aus von ganzem Herzen wünschen und hoffen.

Mit diesem erbaulichen Blick in die Zukunft wollen wir unsere unerbaulichen Betrachtungen über die gegenwärtige schweizerische Männertracht schließen und uns in einem folgenden Briefe dem interessanteren und dankbareren Theil unserer Aufgabe, der weiblichen Volkstracht, zuwenden.

Erfüllte Wünsche.

Eine Erzählung.

X.

Lösung.

Gaston schrie laut auf, er umarmte in stürmischer Freude die Frau, die ihn nicht begriff. Nun war alles aufgehellt, die dunkeln Reden seiner Mutter und Georginens, die Liebe der Gräfin zu dem Kinde, da sie dessen Herkunft wohl geahnt, Mariens Erscheinen auf dem Schlosse. Nur eines blieb unaufgeklärt: ihre sprechende Aehnlichkeit mit seiner schönen Großmutter. Freilich konnte das auch ein Zufall seyn, aber dieser Gedanke erinnerte ihn daran, zu fragen, wer denn Mariens Vater sey?

Frau Waldner verhüllte ihr Antlitz und trat zum Fenster. „Seinen Namen darf ich nicht nennen," sagte sie bestimmt; „ich habe ihm geschworen, daß, so lange ich lebe, sein Name nicht über meine Lippen soll. Er war mir heimlich vermählt, zu einer Zeit, wo er Wohlstand, ja Ueberfluß vor sich sah. Als diese Aussicht ihm untreu ward, wollte er unsere Ehe nicht erklären. Ich war zu stolz, ihn dazu zu zwingen, und versprach ihm zu schweigen, wenn er mir die Papiere, welche die Gültigkeit unserer Ehe bewiesen, einhändigte. So lange ich lebte, wollte ich dann keinen Anspruch auf meine Rechte machen; aber mein Kind sollte dereinst die Beweise ihrer legitimen Geburt erhalten. Er willigte ein und übergab mir Papiere, die ich als mein Heiligstes bewahre; denn sie sind der ganze Reichthum meiner armen Marie." — „Und erhielten Sie nie Kunde von Ihrem Gemahl und Marien?" — „Eine Freundin, die ich zurückließ, als ich mit einer deutschen Familie hieher auswanderte, versprach mir regelmäßig alle Jahre zu schreiben. Sie war meine einzige Vertraute, sie hielt ihr Wort bis vor einigen Jahren. Sie ist gestorben oder hat mich vergessen." — „Jene Papiere — darf ich sie Marien überbringen?" frug Gaston, bebend vor Freude, „morgen schon reise ich ab."

Frau Waldner ging, sie zu holen; Gaston hatte Sarah und seine Heirathsplane ganz und gar vergessen, als die schöne Wittwe eintrat und ihn freundlich begrüßte. Er eilte ihr entgegen und sagte rasch mit sichtbarer Freude: „Ich kehre zurück nach Deutschland, haben Sie Aufträge für mich?" — Sarah sah ihn an, bis er roth wurde. Sie erröthete nicht, sie erbleichte auch nicht, nur ein klein wenig üble Laune verrieth sich, als sie sagte: „Es scheint, Sie haben während Ihres hiesigen Aufenthaltes schon etwas von uns profitirt. Ich meine die schnellen Entschlüsse, denn ein Deutscher braucht doch gewiß länger als einen Tag, um sich zu einer solchen Reise zu entschließen, und gestern wußten Sie ja noch nichts von Abreisen." — „Es ist wahr," sagte Gaston beschämt, „aber Briefe, die ich erhielt —" — „Sie brauchen sich bei mir nicht zu rechtfertigen," sagte sie stolz, „Sie sind ja Ihr eigener Herr."

Am Abend kam Gaston noch einmal, aber nicht zu Sarah. In Frau Waldners kleines Zimmer ließ er sich führen, die ihn gerührt und bewegt empfing, ging es ja doch zu ihrem Kind! „Ich komme, um Sie zu bereden, mir zu folgen," sagte er bittend; „denn ich darf es Ihnen nicht verhehlen, daß ich entschlossen bin nach meiner Ankunft in Cronberg um die Hand Ihrer Tochter zu werben. Wollen Sie diese Werbung nicht unterstützen?"

Frau Waldner schüttelte unter Thränen den Kopf. „Sarah kann mich nicht missen, Ellen noch weniger — und was sollte ich dort? Marie ist glücklich auch ohne mich, und als ihre Mutter darf ich mich doch nicht der Welt zu erkennen geben. Der Vater, der sie nie gesehen, als sie noch bei mir war — trotz meiner Bitten kam er nie zu mir — muß ihr jezt das ersetzen an Liebe, was er ihr entzogen, das hat er mir versprochen, wenn ich ginge, oder vielmehr wenn ich stürbe, denn er glaubte, ich nehme das Kind mit nach Amerika, und ich ließ ihn bei dem Glauben, so sehr fürchtete ich seine Härte, so wenig baute ich auf seine Liebe für sein Kind, das er niemals zu sehen verlangt hat."

„Sie wollen also nicht mit mir nach Deutschland zurückkehren, um dort glücklich und frei bei Ihrem Kinde zu wohnen? denn wenn auch Marie meine Hand ausschlägt, so hat meine Mutter in ihrem Testament so mütterlich für sie gesorgt, daß Sie beide in Wohlstand und Behaglichkeit leben können. Marie hat ein eigenes, bequem eingerichtetes Haus: warum wollen Sie in abhängigen Verhältnissen bei einer Fremden im fremden Lande bleiben?"

Frau Waldner — denn ihren wirklichen Namen hatte sie ja noch nicht wieder angenommen — beharrte bei ihrer Weigerung, und Gaston konnte nichts von ihr erlangen als das Versprechen, in einigen Jahren nachzufolgen.

Die Gründe, warum die arme Frau bei dieser

Weigerung blieb, konnte Gaston nicht errathen. Sie waren: erstens eine religiöse Schwärmerei, welche ihr eingab, dafür, daß sie ihr Kind hülflos und arm verlassen, müsse sie nun auch sich versagen, Glück und Reichthum von diesem Kinde anzunehmen. Zweitens glaubte sie, Gaston würde der Anblick einer Schwiegermutter, die er in so untergeordneten Verhältnissen kennen gelernt, in seinem Glücke stören, das sie ihm so von Herzen gönnte, um der Liebe willen, die er zu ihrer Tochter troß ihrer dunkeln Herkunft trug, und auch, weil er Violantens Sohn war, deren Andenken sie segnete, so dankbar, wie nie einer Todten Name gesegnet wurde.

Gaston konnte sich nicht entschließen, ihr das traurige Mißverständniß mitzutheilen, welches ihn an die amerikanische Küste getrieben, denn er fühlte zu wohl, welch indirekter Vorwurf für sie darin lag, die durch die geheimnißvolle Art, womit sie ihr Kind seiner Mutter gebracht, anstatt ihrer edeln Gönnerin ihr Herz vertrauensvoll zu öffnen, den Sohn dieser Frau aus dem Hause seiner Ahnen getrieben, und ebendrein, wie sein Oheim ihn ahnen lassen, das Andenken dieser edeln Frau auf's schmachvollste verdächtigt. Das alles hatte ja nur ein glücklicher Zufall, wie die Welt es nennt, verhindert. Gaston sah aber darin die Fügung der Vorsehung, die ihn um der Tugenden seiner verklärten Mutter willen aus seinem traurigen Wahne gerissen.

Frau Waldner versprach ihm den andern Morgen einen Brief für ihre Tochter zu schicken, in den die Momente eingeschlossen werden sollten, die Marien mit ihren Eltern bekannt machten. „Ich überlasse meinem Kinde," sagte sie dabei, „Sie zum Vertrauten des Geheimnisses zu machen, aber nur in dem Falle, daß sie Ihre Gemahlin wird, sonst nicht; denn ich habe ihrem Vater ein feierliches Gelöbniß abgelegt, daß nur sein Kind und einst dessen Gatte ihn kennen sollten. Nur unter dieser Bedingung händigte er mir unsern Trauschein aus, den ich außerdem nicht erhalten konnte, da mir der Geistliche ganz unbekannt war, der uns in seiner Schloßkapelle um Mitternacht getraut hat."

Gaston gelobte ihrem Willen zu gehorchen; und nachdem er am andern Morgen das Packet, begleitet von einigen freundlichen Abschiedsworten Sarahs, erhalten, verließ er Washington und bald darauf Amerika auf einem ziemlich schlechten alten englischen Segelschiff. Da er aus Cronberg nur den Rest des ihm von seiner Mutter angewiesenen Reisegeldes mitgenommen, war seine Baarschaft so geschmolzen, daß er nicht in der Cajüte, sondern im Zwischendeck einen Platz nahm, und dabei noch hoffen mußte, in Liverpool von einem Banquier, der ihm auf seiner großen Reise Geld auf einen Creditbrief ausbezahlt, wieder erkannt zu werden, und von ihm eine Summe vorgestreckt zu erhalten, womit er das südliche Deutschland und seine Heimath erreichen könne; denn weiter wie Liverpool reichte sein Beutel nicht.

Die meisten seiner Reisegefährten auf dem Schiffe waren verunglückte Auswanderer, die mit dem letzten Rest ihrer Habe die Ueberfahrt nach Europa bezahlt hatten, weil sie, wie sich die meisten ausdrückten, es in Amerika nicht aushalten konnten. Zu Hause hatten diese armen Menschen vor der Auswanderung alles verkauft, und hatten jezt nichts mehr, was ihr Eigen war; dennoch freuten sie sich auf die Luft ihres Vaterlandes und den Anblick ihrer heimathlichen Wälder, und weiter erwartete sie ja auch nichts. Gaston hoffte den meisten dieser Leute eine Heimath auf seinen Gütern bieten zu können, obgleich seine eigenen Aussichten keineswegs glänzend waren; denn er dachte nicht daran, seinem Oheim die Verwaltung der Güter wieder abzunehmen, die er ihm in jenem zurückgelassenen Dokument, das er natürlich in seinen Händen glaubte, gesichert hatte; noch weniger fiel es ihm ein, Marien seine Schenkung streitig zu machen, und zuweilen kam es ihm beinahe komisch vor, daß, ihre Hand zu erringen, nur beinahe für eine Spekulation von seiner Seite gelten könnte. Schlug sie ihn aus, so blieb ihm nichts übrig als eine Laufbahn im Staatsdienst.

Diese Reise im Zwischendeck übte übrigens den wohlthätigsten Einfluß auf seinen Charakter. Noch vor acht Tagen wäre es dem gräflichen Demokraten ein entsetzlicher Gedanke gewesen, in Gesellschaft dieser armen Menschen in das Zwischendeck zu steigen und mit ihnen den engen Raum und die schlechte Kost zu theilen. Jezt, seit er wieder wußte, daß er der Sohn seiner Mutter war, kam ihm alles andere kleinlich vor, und viele Dinge, die er früher als unentbehrlich geschäzt, verloren allen Werth in seinen Augen, während andere, die er mißachtet, ihn jezt erst erhielten.

In Liverpool war der Kaufmann, von dem er früher Gelder erhoben, gestorben, und dem Nachfolger war er durchaus unbekannt. Es blieb ihm also nichts übrig, als an Marie zu schreiben und geduldig zu warten, bis sie ihm antwortete. Er schrieb an sie: „Aus Amerika zurückgekehrt, verlange ich nichts sehnlicher, als nach Cronberg zurückzukehren und Ihnen meine Flucht abzubitten, habe aber kein Geld mehr. Sobald Sie mir welches an die beigefügte Adresse geschickt haben werden, reise ich ab. Versichern Sie mich auch schriftlich Ihrer Verzeihung, damit ich nicht voll Angst vor Sie trete. Sie werden mir Ihre Verzeihung nicht verweigern, wenn Sie bedenken, was ich bei einer Vorstellung gelitten, die alle Grundvesten meines Wesens erschütterte. Bis an mein Lebensende kann ich Gott nicht genug danken, daß er diesen furchtbaren Zweifel von mir genommen."

Früher noch als er erwartet, erhielt er die Antwort seiner Jugendfreundin; sie lautete: „Gott sey Dank, Graf Gaston, daß Sie wieder da sind — da

sind, ohne Ihren wahnsinnigen Verdacht. Undankbarster aller Söhne, wie konnten Sie an die Liebe der Gräfin zurückdenken, und darin die Liebe einer Mutter verkennen? Glücklicherweise habe ich, die Fremde, es besser gefühlt und erkannt, und deßhalb die beiden Dokumente uneröffnet in den Händen des Doktor Meinhold gelassen, der darein willigte, sie bis zu Ihrer Rückkehr zu verwahren, nachdem ich ihn mit Ihrem Irrthum bekannt gemacht. Graf Eberhard weiß nichts; er fragt mich immer um Nachrichten von Ihnen, ist aber offenbar nie betrübt, wenn ich ihm keine geben kann. Sie finden also alles, wie Sie es verlassen, bis auf Herrn Kerkholz, der Lehrer am katholischen Gymnasium der Residenz geworden ist. Ich habe mein kleines Departement für Sie auf's treulichste verwaltet; möchten alle so gethan haben!"

XI.

Eine Ueberraschung.

In freudiger Bewegung war Dorf und Schloß Cronberg; für heute war von dem Fräulein, wie Marie in der ganzen Umgegend hieß, die Rückkehr des jungen Herrn angekündigt worden. Die Sonne beleuchtete hell die Gegend und Marie stand in bunten Kleidern, die sie zum erstenmal seit dem Tode der Gräfin wieder angelegt, an einem Fenster des Schlosses, dann trat sie auf den Balkon, weil sie von dort eine weitere Strecke überblicken konnte, denn die Ungeduld ihres Herzens ließ sich nicht länger zügeln. Eberhard war nicht da; er hatte sich bei Marien durch ein paar Zeilen entschuldigt, in denen er ein Unwohlseyn angab, welches ihn verhindere auszugehen; aber er sprach die sichere Zuversicht aus, daß Gaston zu ihm kommen werde, da er ihn so bald als möglich zu sprechen wünsche. Marien war seine Abwesenheit lieb; sie fühlte, daß derjenige, der gegen Gaston den fürchterlichen Verdacht ausgesprochen, der ihn vom väterlichen Schlosse vertrieben, ihm unmöglich auf dessen Schwelle eine angenehme Erscheinung seyn könne.

Glockenläuten, Böllerschüsse ließen sich jezt vernehmen und auf einem Stück der Landstraße, auf welches die Bäume des Parks eine Durchsicht gestatteten, erhob sich eine Staubwolke; dieß mußte Gastons Wagen seyn, der eingeholt und umgeben von einigen ihre Ackerpferde tummelnden jungen Bauern, wirklich bald anlangte.

Mariens Herz klopfte heftig. So lange Gaston im Schlosse war, hatte sie ihm nie andere Gefühle als die einer zärtlichen Schwester gewidmet, aber seit seiner Flucht hatte sie so viel Kummer und Sorgen um ihn gelitten, sie hatte mit so heißer Sehnsucht seine Rückkehr erwünscht, mit so innigem Mitleid sich in seine Leiden versenkt, daß jenes frühere ruhige Gefühl sie in seiner Gegenwart nicht mehr erfüllen konnte. Wenn ein junges Mädchen während eines ganzen Jahrs ihre Gedanken mit dem Bilde eines jungen Mannes zu beschäftigen durch die seltsamsten Schicksale gezwungen wird, so ist es natürlich, daß dieses Bild zulezt nicht mehr aus ihrem Herzen weicht, auch wenn die Verhältnisse sich ändern und alle Sorgen um ihn schwinden.

Sie ging die Schloßtreppe hinab in den Hof; Marie, die an alles dachte, hatte Gaston seinen Wagen nebst seinem alten Kammerdiener bis zur nächsten Stadt entgegen geschickt; der Erbe der Grafschaft sollte nicht in einem schlechten Miethwagen seinen Einzug halten, und weitgeöffnet standen die blumengezierten eisernen, reich geschnörkelten Thorflügel.

Der Wagen hielt vor der überbauten Treppe. Ein großer, schlanker, bleicher Mann, der Marien so fremd vorkam, als habe sie ihn in ihrem Leben nicht gesehen, sprang heraus und ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. — Sie zitterte am ganzen Körper, sie versuchte zu reden, sie bewegte wiederholt die Lippen, aber kein Ton kam heraus. Nur ihre Augen, die ängstlich in den Augen des Mannes forschten, hatten eine Sprache. Da lächelte er, und an diesem Lächeln erkannte sie ihn, wie er sie damals an ihrer Stimme erkannt. Sie sagte rasch: „Gott sey Dank, nun erkenne ich Sie wieder, an der Aehnlichkeit mit Ihrer Mutter — das war ihr Lächeln!"

Die Umstehenden hatten eben auch eine Aehnlichkeit gefunden, aber wunderbarerweise zwischen den beiden jungen Leuten selbst. „Man sollte meinen, es wären Geschwister," sagte der alte Kammerdiener zu Georginen, die Gaston freudig begrüßte und der er die Hand schüttelte, dann hatte er noch für jeden der alten Diener ein herzliches Wort und bot endlich Marien den Arm und führte sie die Schloßtreppe hinauf. Als sie oben im Saal allein waren, faßte er ihre beiden Hände und ihr innig in die Augen blickend, sagte er, indem tiefe Bewegung in seiner männlichen Stimme zitterte: „Marie, wie schäme ich mich vor Ihnen! Ich kleingläubiger, erbärmlicher Thor! Ihr schönes Herz ließ sich nicht beirren, aber ich Wahnsinniger lieh der Verdächtigung des edelsten Wesens, das je gelebt, mein Ohr!" — „Nun ist ja alles vorüber!" flüsterte Marie, indem sie sich losmachte, und in großer Verlegenheit, nur um etwas zu sagen, sezte sie hinzu: „Ihr Oheim hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß ein Unwohlseyn ihn hindere herüberzukommen und er Sie bitte, ihn so bald als möglich zu besuchen."

Gaston zog die Stirn in Falten; „der Gedanke an meinen Oheim verbittert mir allein die Freude meiner Rückkehr, wenn ich auch um keinen Preis seine Verdächtigung meiner Mutter für eine absichtliche Täuschung halten mag." — „Ich halte sie dafür," sagte Marie mit jener tiefer empfindenden Frauen eigenthümlichen Lebhaftigkeit, sobald ihr Rechtsgefühl verlezt wird. „Ich

halte sie dafür, ich habe sie von Anfang an dafür gehalten und sein ganzes Benehmen während Ihrer Abwesenheit hat diesen Verdacht in mir nur bestärkt." — „Reden Sie jezt nicht von ihm! Ich will ihn auch heute nicht sehen; kein anderes Gesicht als das Ihre und die der alten treuen Diener meiner Mutter sollen an diesem schönen Tage sich in meiner glücklichen Seele spiegeln."

Gaston ging mit ihr nun in jedes Zimmer, in jeden Gang des Parks und begrüßte mit innerlichem Jubel die Erinnerungen seiner Kindheit, dieses Schloß, das er einst verachtet und das ihm nun wie ein schmerzlich vermißtes, wiedergefundenes Kleinod erschien. Wen wird es wundern, daß er am Abend desselben Tags auch das beste Kleinod fand — Mariens Herz! Aber sie sträubte sich, sie wollte ihm die Hand streitig machen, die er fest hielt, und obgleich sie Gaston an diesem Tag durch hundert Zeichen ihre Gegenliebe verrieth, wollte sie sich ihm nicht verloben.

„Nein, nein," rief sie weinend, „um keinen Preis der Welt! Ich könnte nicht die Verachtung ihrer stolzen Verwandten ertragen, die den armen Findling niemals in ihre gräfliche Familie aufnehmen würden." — „Wenn ich nun aber," sagte Gaston lächelnd und zu dem alten Ton ihrer Kindheit zurückkehrend, „wenn ich nun aber diesen Einwand meiner kleinen Gouvernante auch zu beseitigen vermag? Wie dann?"

Sie sah ihn groß an. „Wenn Sie etwas über meine Herkunft wissen, so werden Sie doch nicht die Grausamkeit so weit getrieben haben, mir das vorzuenthalten?" — „Ja, Marie, so grausam bin ich gewesen. Ich habe deine Herkunft in Amerika erfahren." — „Und warum verschwiegen Sie mir das bis jezt?" — „Weil ich zu egoistisch war. Erst wollte ich dich finden, ehe du dich selber fandest. Hätte ich dir, was ich erfahren, gleich mitgetheilt, so würde es dein ganzes Innere erfüllt haben und ich wäre darüber in den Hintergrund getreten. Ich wollte aber heute wenigstens bei dir die Hauptperson seyn."

Marie reichte ihm lächelnd die Hand. „Ich verzeihe — aber nun auch die Aufklärung. — Gaston zog sie neben sich: "Ich habe deine Mutter kennen lernen." — „Meine Mutter! Herr des Himmels! Meine Mutter lebt? Wo, wie?" Und dann rief sie, in Thränen ausbrechend: „Das ist des Glücks zu viel! Ich habe eine Mutter, und sie lebt!"

Gaston holte aus seiner Reisetasche das Paket, das ihm Frau Waldner mitgegeben. Sie erbrachen es. Erst fielen ihnen eine Menge vergilbter Briefe in die Hände. Marie las, Gaston hielt sie umschlungen und blickte in das Papier. — Es waren Liebesbriefe; die Briefe des Mädchens waren mit einem F., die des Liebhabers mit einem E. unterzeichnet. Er schrieb, um sie zu einer heimlichen Trauung zu bewegen; da die Ehe seines Bruders kinderlos sey, so habe er für sie und sich die beste Aussicht für die Zukunft; für jezt aber sey es ihm unmöglich sich öffentlich zu vermählen, da sie wohl von seiner Schwägerin erfahren haben werde, daß er ganz überschuldet sey.

Marie legte die Briefe weg und nahm ein Blatt zu Hand, welches die Ueberschrift: „Für meine Tochter" trug. Es begann: „Aus jenen Briefen wirst du, mein Kind, die Stimme der Verführung vernehmen, die mich verlockte. Ich folgte ihr leider nur zu gerne; es war meine erste, meine einzige Leidenschaft! Ich entfloh, wir wurden auf seinem Schloß getraut und dort lebte ich in völliger Verborgenheit, aber bald theilte ihm sein älterer Bruder, der Majoratsherr, mit, daß seine Gemahlin Mutterhoffnungen hege. Mein Gemahl war über diese Nachricht außer sich. Er hoffte aber sündhafterweise, daß seine Schwägerin, die kränklich war, sterben oder ihrem Manne eine Tochter schenken werde. Seine gottlosen Hoffnungen schlugen fehl, und als ich nun selbst einer Tochter das Leben gab und zwar an demselben Tage, an welchem seine Schwägerin einen Sohn gebar, wollte er verzweifeln."

Marie hörte auf zu lesen; sie sah in Gastons Gesicht, eine fürchterliche Angst schnürte ihre Kehle zusammen. Aus Gastons Augen las sie keinen Trost, auch in ihm stieg ein trauriger Verdacht auf. Marie griff nach dem nächsten Papier, es war der Trauschein ihrer Eltern. Ihre Ahnung traf ein, da stand es: Graf Eberhard von Cronberg.

Graf Eberhard ihr Vater! das blühende starke Mädchen erlag dieser Entdeckung, zum erstenmal in ihrem Leben wurde sie ohnmächtig. — Als sie wieder zu sich kam, fand sie Georginen um sich beschäftigt, Gaston war hinausgegangen, denn auf ihn selbst machte es einen fürchterlichen Eindruck, daß dieser herzlose, unnatürliche Vater seiner Geliebten — sein eigener Oheim war. — Nie hatte er ja sein Kind zu sehen verlangt, nie sich nach ihm erkundigt, es hülflos, wie seine Frau ihn glauben ließ, über das Weltmeer ziehen lassen, während er glänzende Gelage gab und fremde Menschen mit seiner Gastfreundschaft überhäufte.

Als Gaston zu Marien zurückkehrte, war sein erstes Wort: „Er muß dich anerkennen!" Marie wandte sich schaudernd ab. Endlich sagte sie: „Ich will im Gebet meine Tage zubringen, um Gott um Verzeihung zu bitten, daß ich meinen Vater nicht lieben kann; ich will mein Hab und Gut den Armen schenken und jedem Bettler eine Tochter seyn, aber diesem — niemals!"

Sie ging hinaus und schloß sich in ihr Zimmer ein, aber bald kam sie wieder, um Gaston nach ihrer Mutter auszufragen, und nur das Versprechen das er ihr gab, sie nach Amerika bringen zu wollen, sobald sie ihm ihre Hand gereicht, konnte sie abhalten, jezt schon allein zu ihrer Mutter zu eilen, der sie eine Liebe entgegen trug, die durch die immerwährende Entbehrung jedes ihr verwandten Wesens sich zur Leidenschaftlichkeit steigerte.

Am folgenden Morgen ritt Gaston zu seinem Oheim. Marie verbot ihm, diesem auch nur mit einer Sylbe zu verrathen daß sie seine Tochter sey, und er versprach ihr auch zu gehorchen, aber er nahm doch den Trauschein und Mariens Taufschein unbemerkt zu sich, denn ihm dünkte, als könne es doch einen Fall geben, wo er derselben bedürfen möchte. Marie sollte nichts davon erfahren, und daß Eberhard nicht schweigen werde, brauchte er nicht zu befürchten.

Als er bei seinem Oheim eintrat, war er überrascht von der Kälte des Empfangs. Aber sich selbst bezwingend, antwortete er auf seine Frage, was ihn zurückführe? im gewöhnlichen Tone: „Die Einsicht, wie kindisch es war auf eine von Ihnen hingeworfene Bemerkung so viel Gewicht zu legen, da ich aus vielen Umständen fest überzeugt seyn mußte, das ächte Kind meiner Mutter, der Gräfin, zu seyn.“ — „Es freut mich,“ sagte Eberhard eiskalt, „diese Ueberzeugung aus deinem Munde zu vernehmen, aber dieß hindert mich keinen Augenblick, auch meiner Ueberzeugung zu folgen. Ich bin bei näherer Betrachtung auf Umstände gestoßen, die meiner Annahme sehr günstig sind, und wenn mir nicht die Güter freiwillig unter irgend einer ostensiblen Form, um den Anstand zu wahren, für die Dauer meines Lebens zur Nutznießung überlassen werden, so bin ich entschlossen vor die Gerichte des Landes mit dem Begehren zu treten, mir den Beweis zu gestatten, daß Graf Gaston von Cronberg ein untergeschobenes Kind und Fräulein Marie — wie nennt ihr sie? das Kind meines Bruders ist.“

„Marie? Ich kenne Mariens Eltern!“ — „Wer soll das seyn?“ fragte Eberhard hastig. — „Der Name der Mutter war Felicitas von Werther,“ sagte Gaston langsam. — Ueber Eberhards ganze Gestalt zuckte es wie ein Blitzstrahl, den scharfen Blick seiner Augen hielt er auf den Boden geheftet, seine Hände hielt er fest auf den Tischrand gepreßt, aber er sagte nichts.

Gaston fuhr fort: „Mariens Vater, ihr legitimer Vater, heißt Graf Eberhard von Cronberg.“ — „Das ist eine Lüge!“ schrie ihn Eberhard an. Gaston griff in die Tasche und legte den Trauschein und den Geburtsschein offen vor seinen Oheim hin.

Es war einen Augenblick als wolle er wie ein Tiger darüber herfallen und sie zerreißen, aber er bezwang sich und fragte nur: „Was soll das?“ — „Nichts, als Ihnen die richtige Ansicht der Dinge beibringen, denn Marie, der ich gestern Abend das Geheimniß entdeckt, will nicht, daß Sie es erfahren. Sie ist zu stolz, um sich einem Vater aufzudrängen, der sie schon bei der Geburt verlassen hat. Nie darf sie erfahren, daß ich es Ihnen verrathen.“

Eberhard schwieg trotzig. Gaston ging nach wenigen förmlichen Worten, und schon am Abend desselben Tages brachte ihm der Castellan von Neu-Cronberg die Nachricht, daß Graf Eberhard abgereist sey, und eine Vollmacht für Doktor Meinhard zurückgelassen habe, der in seinem Namen Gaston die Güter übergeben solle.

Eberhard hatte sich wirklich in den Kopf gesetzt, Gaston sey ein untergeschobenes Kind, und zwar seit Mariens räthselhafter Erscheinung im Schlosse, und Gastons kindische Versicherung, daß er sich auf seinem Platze in der Welt unglücklich fühle, gab ihm den Gedanken ein, diesen Verdacht gegen ihn auszusprechen. An sein Kind dachte er schon längst nicht mehr und glaubte es seit Jahren mit seiner unglücklichen Mutter in Amerika verschollen. So lange er die Güter unbeschränkt für seinen Neffen verwaltete, fiel es ihm nicht ein, seinen Verdacht auszubeuten, überdem hatte er eine solche unbezwingliche Scheu vor Violanten, daß er, so lange sie lebte, niemals etwas gegen sie unternommen haben würde, wenn er auch durch seinen Umgang mit unwürdigen Frauen den Maßstab für ihren Werth längst verloren hatte. Als er aber die Güter abgeben und in eine Stellung zurücktreten sollte, die ihm schon während des Lebens seines Bruders so nichtig geschienen, da war es etwas anderes! da beschloß er, wie er mit satirischem Lächeln zu sich selber sagte, den „Fluch und das Unglück“ von Gaston zu nehmen. Ueberdem hatte er die Grafschaft auf eine Art verwaltet, daß jede Rechenschaftsablage ihm beinahe zur Unmöglichkeit geworden war. Herr Goldfuß, statt des unmündigen Gaston Interesse zu wahren, hatte, durch einige ihm von Eberhard verschaffte Titel und Vortheile bestochen, zu dessen unverantwortlicher Leitung die Augen geschlossen. Eberhard hatte hier nur gehandelt wie sein ganzes Leben lang in allen Verhältnissen: weil er herzlos war, leichtsinnig, und weil er leichtsinnig war, gewissenlos. Was man unter einem Bösewicht versteht, war er keineswegs; er hatte nie das Böse um des Bösen willen gethan, aber auch eben so wenig das Gute um des Guten willen. Er gehörte nur zu jener Masse von begabten Menschen, deren Geist ihm zu weiter nichts dient, als zum Werkzeug, die Genüsse der Sinne zu raffiniren.

Kurze Zeit darauf wurden Gaston und Marie in der stillen Schloßkapelle getraut. Als er nun, wie er ihr versprochen, mit ihr nach Amerika reisen wollte, um ihre Mutter zu holen, und sich anschickte mit Hülfe des alten Meinhard seine Geschäfte vorher zu ordnen, fand er ein solches Chaos, daß eine Entfernung ihm zur Unmöglichkeit wurde; überdem gebot ihm Eberhards jahrelange Verschwendung, trotz seiner reichen Einkünfte, Sparsamkeit, denn es bedurfte voraussichtlich lange Zeit, um die Ordnung herbeizuführen, welche sein Vater bei seinem Tode in allen Zweigen hinterlassen. Marie mußte sich deßhalb begnügen, einen treuen Diener, welcher ihre Mutter zurück begleiten sollte, nach Amerika zu schicken.

Am selben Tage, wo Gastons erstes Kind, ein Sohn, getauft wurde, traf die Nachricht von Eberhards

Tode ein. Er war auf einem Gesandtschaftsposten in Italien gestorben. Marie wollte selbst jetzt nicht zugeben, daß ihre Herkunft bekannt werde, denn niemand wußte davon, da ihre Mutter auch nach der Rückkehr in das Vaterland den angenommenen Namen Waldner fortführte. Als aber nach Jahren ihre älteste Tochter den Sohn einer stolzen, verwandten Familie liebte und dessen Eltern die Verbindung nicht zugeben wollten, wegen der dunkeln Geburt der Mutter der jungen Gräfin, da entschloß sie sich endlich ihrem Kinde zu lieb und erlaubte ihrem Gemahl, in den Augen der Welt alles aufzuklären.

Am Tage darauf führte Gaston sie vor den alten Familienstammbaum, der am obern Ende des Saales hing, und fragte lächelnd: „Sieh hier, das Feld, wo bisher dein Name: Marie, so einfach stand, paßt er jetzt nicht besser zu den andern reichbeschriebenen Feldern: „Marie, Tochter des Grafen Eberhard von Cronberg und der Freiin Felicitas von Werther?“ — Sie las es laut, dann sagte sie kopfschüttelnd: „Nur weil es seyn mußte! Ich werde den weißen Raum in meinem Felde doch vermissen, denn jedesmal, wenn ich ihn erblickte, erinnerte es mich an die weise Lehre: Keiner weiß, was ihm noth thut!“ — „Erkläre mir das,“ sagte Gaston. — „Nun wohl,“ erwiederte sie, „du schlugst immer deine hohe Geburt so gering an, und wünschtest oft, in einer Hütte geboren zu seyn, um dir selbst dein Loos zu danken; als dir aber der Glaube an diese Geburt entzogen wurde, sank damit dein bester Halt. Ich, seitdem ich denken konnte, hielt es für mein größtes Unglück, meinen Vater nicht zu kennen, und als ich ihn kannte, wünschte ich mir meine frühere Unwissenheit zurück. Jeder ist sich selbst ein Räthsel!“

Zur Würdigung Friedrich Schillers.

(Lezter Artikel.)

VI.

Schiller als Philosoph.

Schiller, der Dichter der Idee durch die Macht des Willens, als welchen wir ihn früher bezeichnet, bedurfte für die Vollendung seiner Poesie der selbstbewußten Klarheit der Erkenntniß, und kraft der vorwaltenden Selbstthätigkeit, die seinen Geist auszeichnet, hinterließ er die Lichtspur seines philosophischen Studiums in einer Reihe von Arbeiten, die ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Wissenschaft sichern, da die innere Anschauung der Phantasie ihm die Versöhnung und Ineinsbildung von Denken und Ausdehnung, von Vernunft und Sinnlichkeit offenbarte, während der Gegensatz derselben die Weisen seiner Zeit beschäftigte; sein Genius war auch hier voll prophetischer Weihe.

Schillers medicinische Doktordissertation über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen bezeichnet bereits die Grundrichtung seines Forschens. Der Mensch ist ihm weder bloß Seele noch bloß Materie, sondern die innigste Vereinigung beider, und seine Vollkommenheit besteht in der höchstmöglichen Thätigkeit und Harmonie aller Kräfte. Der Geist steht durch den Körper mit dem Weltall im Zusammenhang, und die Empfindungen der Sinne erregen seine Wirksamkeit, erwecken seine Gedanken; der Schmerz des Körpers äußert sich eben so hemmend und trübend und seine Lust fördernd und wohlthätig auf die Seele, wie Leid und Freude des Geistes im Leibe wiederklingen.

In der Bildungszeit des Don Karlos liegen die „philosophischen Briefe" von Julius und Raphael; sie dürfen wohl für ein Denkmal der Freundschaft zwischen Schiller und Körner gelten. Sie sind mit jugendlicher Begeisterung aus eigener Seelenerfahrung geschrieben, und seine auf das Denken als solches gestellte Natur bekundet Schiller schon durch die Worte der Einleitung: „Die Vernunft hat ihre Epoche, ihr Schicksal, wie das Herz," und das Thema, das er sich vorgesezt, das er aber in dem Fragment gebliebenen Werkchen mehr andeuten als erreichen mochte, war die Geschichte der Vernunft, die in der Menschheit wie in dem Einzelnen diesen Verlauf nimmt, daß sie ursprünglich in kindlicher Harmonie mit der Religion und der Sitte lebt, dann sich auf sich selber stellt, zum Zweifel kommt, aus eigener Kraft phantastisch kühne Lehrgebäude entwirft, bis sie zur Kritik ihrer eigenen Thätigkeit fortschreitet, um endlich in festgegründeter Wahrheit den Frieden wiederzufinden, in dem Glauben und Wissen sich versöhnen. Julius preist zuerst die selige paradiesische Zeit der Kinderunschuld, aus deren Glauben Raphael ihn aufgeschreckt mit der Mahnung: „Glaube niemand als deiner eigenen Vernunft. Es gibt nichts Heiliges als die Wahrheit." So ist die Vernunft ihm alles geworden, die einzige Gewährleistung für Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Aber während ihm die Dinge nun keinen andern Werth und keine andere Schätzung haben als die Vernunft ihnen zugesteht, wird er seiner Endlichkeit, seiner Beschränktheit, seiner Abhängigkeit inne, und schaudert vor dem Abgrund zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung. Er ist nicht glücklich, sein Muth ist dahin und er fordert seine Seele von Raphael. Dieser antwortet ihm mit der Hinweisung auf die Nothwendigkeit des eigenen Forschens und Denkens, soll anders der Geist seine Gottesehre und Würde, soll er sein Wesen, die Freiheit, wahr machen. Schiller hat diese Gedanken später in dem Aufsatz über die erste Menschengesellschaft fortgeführt: Der Mensch soll Schöpfer seiner selbst seyn, den Stand der Unschuld durch Vernunft wieder gewinnen, aus dem Paradies der Unwissenheit sich zu dem der Erkenntniß emporarbeiten, mit einem Riesenschritt aus der Leitung der Natur, aus dem Bande des Instinkts heraustreten, um sich zu einem freien Gehorsam des Sittengesetzes in seiner Brust zu erheben.

Julius gibt nun „in stolzer Begeisterung" den Entwurf einer Theosophie. Das Universum ist ein Gedanke Gottes; nachdem dieses ideale Geistesbild in die Wirklichkeit übergetreten, ist es der Beruf der denkenden Wesen, in den Erscheinungen die Idee, in dem Phänomen das Gesetz wiederzufinden. Ordnung und Harmonie weisen auf die Seele, die sie gegründet hat, alles Aeußere ist ein Symbol des Innern, in aller Bewegung ist Gottes Thätigkeit gegenwärtig. Was wir wahrnehmen, vereinigt sich mit uns, wir selber werden das empfundene Objekt. Vortrefflichkeit, die wir außer uns hervorbringen, erzeugen wir zugleich in uns selbst. Anziehung des Vortrefflichen, Eins werden mit dem andern, heißt Lieben. Die uneigennützige Hingabe der Persönlichkeit, der Austausch derselben, verbürgt die Einheit alles Seyns, verbürgt die Gottheit. Alle Vollkommenheiten des Universums sind vereinigt in Gott,

die ganze Summe seiner harmonischen Thätigkeit ist in seinem Abbilde, der Natur, zu unzähligen Graden und Stufen vereinzelt; die Natur ist ein unendlich getheilter Gott, die Liebesanziehung der Geister hebt die Trennung auf und bringt Gott hervor. — Es ist dieß ein eben so mehr kühner als glücklicher Ausdruck für das Gottesreich, wo der Vater Alles in Allem ist, wie jener Satz Schellings, daß in der Geschichte auf die Periode des Schicksals die der Vorsehung folgen und dann Gott seyn werde. Wir erinnern dabei an das Geheimniß der Reminiscenz, in welchem Schiller platonisirend die Liebe dadurch erklärt, daß die Liebenden sich ihrer Wesenheit in Gott erinnern. — Liebe, fährt Julius fort, rettet das Ewige im Vergänglichen, und sie ist die Leiter zur Gottähnlichkeit. Laßt uns vertraut werden mit der Einheit alles Lebens in Gott, so werden wir uns mit Bruderliebe an einander schließen; laßt uns hell denken, so werden wir feurig lieben, laßt uns Schönheit pflanzen, so werden wir Freude ernten.

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Wie die ersten, auch in Versen dargestellten philosophischen Systeme der Griechen als Verehrungen der Wahrheit von Pindar und Aristoteles bezeichnet werden, so sagt hier Raphael, daß keine andere Lebensansicht so tiefe Wurzeln in Julius schlagen werde als die geschilderte, daß es aber gelte, die Anschauungen der Phantasie zu prüfen, zu erweitern und die eigene Geisteskraft zu untersuchen. Damit treten wir an die Schwelle der Kantischen Kritik. Hier brechen unsere Briefe ab. Sie entlassen uns mit dem Ausspruch, daß Leben und Freiheit das Gepräge der göttlichen Schöpfung sey.

Zu den größten Ereignissen, durch die am Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue Epoche der Weltgeschichte herbeigeführt wird, gehört die That Immanuel Kants, der in der Philosophie und durch diese in der ganzen Geistesbildung einen Umschwung hervorrief und eine Bewegung einleitete, die sich noch bis in die Gegenwart fortpflanzt. Wie Kopernikus in der Außenwelt die Sonne, so machte Kant in der Innenwelt die Vernunft zum Mittelpunkt; der erkennende, der handelnde Mensch sollte fortan auf sich selbst gestellt seyn, er sollte sich nicht mehr nach den Dingen, sondern die Dinge sollten sich nach ihm richten, er sollte das Gesetz seiner Freiheit sich selber geben, in seinem sittlichen Willen die innere Offenbarung und den Beweis von Gott und Unsterblichkeit haben. Hier war metaphysisch dieselbe Idee ausgesprochen, welcher Schiller dichtend huldigte, und als er in seiner Jenaer Professur wie im Umgang mit Reinhold, Humboldt, Körner auch die äußere Veranlassung fand, sich näher mit Kant zu beschäftigen, da ward er „durch den neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt seiner Lehre hingerissen, und wollte er nicht eher ruhen bis er sie völlig durchdrungen habe," wie er an Körner schrieb, da nannte er in einem Brief an Humboldt die Grundgedanken der Idealphilosophie einen ewigen Schatz und pries sich schon allein um ihretwillen glücklich, zu dieser Zeit gelebt zu haben. Die muthvolle Fahrt in die Tiefe dieser Ideenwelt war für ihn eben so läuternd, aufklärend und folgereich wie die italienische Reise für Goethe. Um aber seine Verdienste als fortbildender Jünger der Kantischen Lehre besser zu würdigen als es seither von den Geschichtschreibern der Philosophie geschehen ist, müssen wir jene selbst etwas näher in's Auge fassen.

Während die Wolfische Schule ihr Lehrsystem aus Sätzen entwickelte, die ihr ohne weitere Prüfung für ausgemachte Wahrheiten galten, während Hume die Erkenntniß der Wahrheit leugnete und uns nur Wahrscheinlichkeit zueignete, während einseitige Idealisten alles aus der Seele und einseitige Materialisten alles aus der Sinneserfahrung herleiteten, warf Kant die Frage auf, wie die Natur unseres Erkennens beschaffen sey, um durch eine sorgfältige kritische Prüfung derselben endlich einen festen Punkt zu gewinnen. Sein erstes großes Werk war die Kritik der reinen Vernunft. Kant fand nun, daß Sinnesempfindung und Denken in unserem Erkennen zusammenwirken, aber er erhob sich nicht zur Anschauung des einen Grundes, aus dem beide Stämme erwachsen; er lehrte, daß wir in der Empfindung nur die Affektion unseres Körpers wahrnehmen, von den sie anregenden Dingen an sich aber keine Kunde erhalten, vielmehr unsere Empfindungen in die Anschauungsformen des Raums und der Zeit vor uns hinstellen und durch den Verstand in diese unsere Vorstellungswelt nach unsern logischen Gesetzen Ordnung bringen, durch unsere Vernunft nach der höchsten Einheit und Ursache, nach dem Alles bedingenden Unbedingten aufsteigen. Dieses Ideal der Vernunft ist Gott, ob er aber außer der Vernunft für sich selbst existirt, läßt sich ohne Erfahrung nicht beweisen. Auf diese Art blieb der Idealismus Kants dualistisch, indem er die Dinge an sich und die Erscheinungswelt, indem er Sinnlichkeit und Verstand gesondert festhielt; er blieb subjectiv, indem er weder dazu fortging, Raum und Zeit als Daseynsformen des Idealen zu begreifen, das sich in ihnen realisirt, sie sezt und erfüllt, und noch in den Dingen an sich die realen Gedanken Gottes erfaßt, die in allen Erscheinungen sich als deren lebendige Kraft offenbaren. Dadurch erst wird das Vernünftige das Princip in allen Dingen und in allen Geistern, und die Gesetze des Geistes sind die Gesetze der Dinge, weil Geist und Natur in der einen göttlichen Wesenheit gegründet sind, die als das absolute Ich

sich selbst und alles in sich setzt und in ihrem ewigen Selbstbewußtseyn erkennend begreift. Indeß zog auch Schiller diese Folgerung nicht, sondern er überließ die Fortbildung der Kantischen Erkenntnißlehre Fichte dem Vater, der sie wiederum auf Hegel und dessen mitstrebende Genossen in der Gegenwart vererbte.

An die Kritik der theoretischen Vernunft reiht Kant die der praktischen. Sie ist der Naturbedingtheit entrückt, indem der Wille in seiner Freiheit sich selbst bestimmt, sich selbst das Gesetz gibt, während die Sinnlichkeit mit ihren Trieben von der Außenwelt abhängig erscheint. Die Pflicht gebeut dem Menschen nur nach seiner Vernunft zu handeln, so zu handeln, daß die Maxime seines Willens Gesetz für Alle seyn könnte; er soll das Gute um des Guten willen thun, alle andern Antriebe des Handelns zerstören den sittlichen Werth; der Trieb muß dem Sittengesetz stoisch unterworfen werden. Unsere innere Freiheit und ihr Sittengesetz ist uns Bürge, daß Gott als der Gesetzgeber lebt, daß er die Causalität der Natur mit unserer Innenwelt in Einklang setzt, und in ewigem Leben die Tugend glückselig werden läßt. Indem Kant zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Vernunft und Trieb eine Kluft befestigt, reizte er die Polemik Jacobis und Schillers. Schiller schrieb den Aufsatz über Anmuth und Würde, durch welchen er sich in die Mitte zwischen Kant und Goethe stellte, den erwähnten Gegensatz zur Einheit fortführte und die Philosophie in der That fortbildete. Kant selbst nannte die Arbeit eine meisterhafte.

Wie er später in den Xenien den Rigorismus der Kantischen Moral, die das Wohlgefallen am Guten oder das Wohlgefühl der Tugend nicht als Motiv zum Handeln wollte gelten lassen, damit bekämpfte, daß er sagte: man müsse also mit Abscheu thun, was die Pflicht gebiete, so pries er Kant zwar darum, daß er aus dem Sanctuarium der Vernunft das Sittengesetz geholt und es dem Sensualismus des Jahrhunderts streng und ernst entgegenstellt, fügte aber hinzu: „Womit hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte?“ Nicht um sie zu unterdrücken oder wie eine Last abzuwerfen, sondern um sie mit seinem höheren Selbst auf's Innigste zu vereinigen, sey dem Menschen zu seiner Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Nicht einzelne sittliche Handlungen solle der Mensch verrichten, sondern ein sittlich Wesen seyn. Tugend sey Neigung zur Pflicht; in der Zusammenstimmung von Vernunft und Sinnlichkeit vollende sich die menschliche Natur, nicht der Kampf des Geistes gegen die Naturtriebe sey die volle Sittlichkeit, denn er setze voraus, daß der Trieb noch eine Macht gegen den Geist habe, sondern ihre Versöhnung, ihre zur Natur des Menschen gewordene Harmonie. Schiller ging dabei von den Griechen aus, in deren Leben dieser Frieden herrschte, er ging als Künstler von der Schönheit aus, die eine Bürgerin zweier Welten ist und die Idee in der sinnlichen Erscheinung verwirklicht. Anmuth ist Schönheit in der Bewegung; sie setzt voraus, „daß die moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in sich enthält.“ Damit war die innere Einheit des sittlichen Geistes mit der Natur proklamirt. Auf diesem Grund fortbauend schrieb er die Harmonie von Sinnlichkeit und Vernunft als das Siegel der vollendeten Menschheit der schönen Seele zu. „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen.“ — Aber wie Schiller das Recht der Natur und ihren Zusammenklang mit der Vernunft gegenüber Kant vertritt, so macht er mit einem Seitenblick auf Goethe bemerklich, daß auch das Genie, der Günstling der Natur, bei allem Geburtsadel der Zucht und selbstbewußten Bildung bedürfe, wenn es nicht ausarten, wenn es nach der glücklichen Jugendblüthe die reifen Früchte bringen solle. Er verlangt zur Anmuth die Würde, als den Ausdruck einer erhabenen Gesinnung, als das Zeichen der Herrschaft des freien sittlichen Geistes über die Natur, mit der er sich nach dem Siege versöhnt haben soll. Das Ideal der Menschheit ist die Zusammenstimmung des Sittlichen und Sinnlichen, aber als Resultat des Willens, als That des Geistes, somit von moralischem Werthe. „Sind Anmuth und Würde in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung.“

Das dritte große Werk Immanuel Kants war die Kritik der Urtheilskraft. Urtheilend verbinden wir das Besondere, Erscheinende mit dem Allgemeinen, Geistigen. So gelangen wir zum Begriff des Zweckmäßigen und des Schönen, des Organismus in der Natur und der Kunst. Von Zweckmäßigkeit reden wir dort, wo wir eine Zusammenstimmung der einzelnen Theile zum Ganzen und damit in ihrer Wechselwirkung, in ihrer Mannigfaltigkeit eine innere Einheit realisirt haben. Wir wissen nach Kant zwar nicht, da dieß der Natur wirklich zukommt, oder nur von unserm Geist in sie hineingeschaut wird, erheben uns aber doch dadurch zur Idee eines göttlichen, zwecksetzenden Geistes, eines anschauenden urbildlichen Verstandes. — Für das Schöne

macht Kant das reine, uninteressirte Wohlgefallen an der Form zum Kriterium, wie das auch Lessing that. Schön heißt ihm dasjenige, was als Objekt eines allgemeinen freien Wohlgefallens vorgestellt wird, indem wir die zweckmäßige Zusammenstimmung seiner Elemente zu einem Ganzen nicht erst durch den Begriff uns vermitteln, sondern unmittelbar anschauen. Das Gefühl des Schönen ist eine reine, das des Erhabenen eine durch Schmerz vermittelte Lust, indem es dadurch entsteht, daß ein Gegenstand so groß und mächtig ist, daß wir als sinnliche Wesen neben ihm zu verschwinden scheinen, und er dadurch in unserm Geist die Idee eines alles überragenden Unendlichen erweckt, zu der wir uns dann erheben. So liegt nach Kant das Erhabene nicht im Gegenstand, sondern im empfindenden Subjekt, und ein Gleiches gilt dann auch von dem Schönen.

Diese Betrachtung, so richtig und zugleich so einseitig wie die ganze Kantische Philosophie, fand sofort durch Schiller ihre Ergänzung. Er sah ein, daß, da nicht alle Gegenstände in uns das Gefühl des Schönen und Erhabenen erwecken, das Objekt doch von einer bestimmten Beschaffenheit seyn müsse, um dieß thun zu können; er sah, daß in dem Gegenstand der Grund liegen müsse, warum er nur diese Idee und keine andere hervorruft, und es gelang ihm das Schöne aus seiner bloß subjektiven Daseynsweise zu befreien und ihm eine objektive Grundlage zu bereiten. Dadurch ist Schiller in die Reihe der Männer eingetreten, welche die Geschichte der Aesthetik als die Träger und Urheber dieser Wissenschaft ehrend nennt, dadurch hat er für die Philosophie überhaupt, für die Erkenntniß des Zusammenwirkens von Natur und Geist und ihres gemeinsamen Urquells einen Beitrag geliefert, der erst jezt von denen recht gewürdigt wird, die ihn zu verwenden wissen.

In mehreren Aufsätzen, wie über das Erhabene, das Pathetische, das Tragische knüpfte Schiller an die Kritik der Urtheilskraft an, um sie durch die Fülle seiner Kunstanschauungen zu erläutern, zu bestätigen, im Einzelnen weiter zu führen; seine Hauptschrift sind und bleiben aber die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Hier ist der Schüler zum Meister geworden, hier steht er auf der Höhe der Wissenschaft, und schaut von dieser in das Leben, hier zeigt er den deutschen Denkern die ästhetische Form für ästhetische Gegenstände. Sie sind dem Herzoge von Augustenburg gewidmet, der mit Baggesen eine Todtenfeier für Schiller veranstaltet hatte, als sich die Kunde verbreitete er sey gestorben, und der dann dem Schwererkrankten die Summe von 3000 Thalern sandte, damit er ohne Nahrungssorgen einige Jahre seiner Gesundheit und seinem Genius lebe. Die Briefe erschienen 1795 in den Horen. Sie enthalten eine Untersuchung über den Einfluß der Kunst auf das Menschengeschlecht, sie entwickeln das ästhetische Princip aus unserer Natur als geistig sinnlicher Wesen, sie zeigen in der Schönheit die Vollendung des Lebens, sie verlangen dessen künstlerische Gestaltung sowohl für den Einzelnen als für die Gesellschaft. Der Denker hat die ersten Jahre der französischen Revolution mit angesehen; die Freiheit, die Begründung des Vernunftstaates zu fördern, war das Ziel seiner Dichtungen, namentlich des Don Carlos gewesen, aber in der Wirklichkeit war Schrecken und Mord die Folge von der Entfeßlung der Volkskraft geworden; in den unteren Klassen herrschte gesetzlose Rohheit, in den oberen schlaffe Verderbtheit, und Schiller war schmerzlich inne geworden, daß nur durch eine harmonische Bildung der Individualitäten der Gesellschaft geholfen werden könne. Jeder individuelle Mensch trägt der Anlage nach einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseyns ist. Der Staat repräsentirt diesen reinen Menschen, der Mensch in der Zeit soll zum Menschen in der Idee veredelt werden.

Die Griechen erfreuten sich eines schönen Menschenthumes. „Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.“ Diese Naturharmonie löste sich, damit die einzelnen Kräfte im Kampf der Gegensätze und in einer zunächst einseitigen Entfaltung weiter ausgebildet würden. Die Kunst, die ästhetische Bildung muß uns wieder zur Totalität führen, durch sie muß das freie Staatsleben eingeleitet werden. — Die Nation geht auf der Bahn, welche ihr Lieblingsdichter vorgezeichnet hat.

Die Wahrheit muß die Kraft eines bewegenden Triebes gewinnen, wenn sie siegen soll. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt. Durch das Morgenthor der Schönheit gehen wir ein in das Land der Erkenntniß, der freien Sittlichkeit. Durch die Darstellung der Wahrheit fällt das Gebäude des Wahns, und das Gute wird im Werke der Kunst auch ein sinnlich Wohlgefälliges, das unser Herz für sich erobert.

Der Mensch als Geist ist Vernunft und Wille, selbstthätig, bestimmend und formgebend. Schiller bezeichnet dieß durch den Formtrieb: der Mensch als sinnliches Wesen ist bestimmbar, empfänglich und auf die Materie gerichtet, Schiller bezeichnet dieß durch den Stofftrieb; zwischen beiden in der Mitte liegt das Schöne, in dem Sinnlichkeit und Vernunft sich durchdringen, und sein zugleich genießendes Hervorbringen weist Schiller dem Spieltrieb zu. Der leztere Ausdruck ist nicht glücklich gewählt; Schiller will damit das freie Spiel der Kräfte, die naturgemäße Thätigkeit bezeichnen, die zugleich Freude und Glück ist; er erinnert

an das Leben der Olympier und setzt hinzu: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Die Persönlichkeit ist das Bleibende, der Zustand der Empfindung das Wechselnde im Menschen: er ist die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig sie selbst bleibt. Der Mensch soll in vielfältiger Berührung mit der Welt sie in sich aufnehmen, aber mit dieser höchsten Fülle von Daseyn zugleich die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden, und anstatt sich an die Welt zu verlieren, soll er sie der Einheit seiner Vernunft unterwerfen. Nur in so fern er selbstständig ist, ist Realität außer ihm, ist er empfänglich; nur in so fern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft. — Der Gegenstand des sinnlichen Triebs heißt Leben, der des Formtriebs Gestalt; lebende Gestalt oder Schönheit ist also des Spieltriebs Sache; er will so hervorbringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet. Das bloß gefühlte Leben ist gestaltlos, die bloß gedachte Gestalt leblos; nur indem das Leben im Verstande sich formt und die Form in der Empfindung lebt, gewinnt das Leben Gestalt und die Gestalt Leben, nur so entsteht die Schönheit. Sie erhebt sich von der Empfindung zum Gedanken, sie rüstet die geistige Form mit sinnlicher Kraft aus; sie führt das Gesetz zum Gefühl und den Begriff zur Anschauung. Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Vernunft geleitet und der geistige zur Materie zurückgeführt; durch sie wird die einseitige Anspannung der besondern Kräfte zur Harmonie und die Ruhe der Abspannung zur Energie wieder hergestellt, und so der Mensch zu einem in sich vollendeten Ganzen gemacht.

Die Schönheit ist die Ineinsbildung des Realen und Idealen; sie verknüpft Denken und Empfinden, sie zeigt Geist und Materie in vollkommenster Einheit. Die Freiheit, in der ihr Wesen besteht, ist nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit; die Bestimmtheit, die wir von ihr fordern, ist nicht Ausschließung gewisser Realitäten, sondern Einschließung aller, nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit. Eine hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entläßt; im Genuß der Schönheit sind wir unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, mit gleicher Leichtigkeit wenden wir uns zum Denken oder zur Anschauung; wir sind bestimmbar, nicht weil wir bestimmungslos wären, sondern weil alle unsere geistigen Vermögen sich in schwebendem Gleichgewicht befinden. Es ist hier eine erfüllte Unendlichkeit vorhanden, die dem Menschen die Freiheit gibt, sich nach einer bestimmten Seite selbstkräftig hinzuwenden, da alle Seiten des Lebens in ihr vorhanden sind, die Freiheit, aus sich selbst zu machen was er will. So verleiht uns die ästhetische Stimmung die höchste aller Schenkungen, die Schenkung zur Menschheit, und wir können die Schönheit unsere zweite Schöpferin nennen. Weil aber nichts mehr mit dem Begriff der Schönheit streitet, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben, so ist alles Tendenzmäßige, Lehrhafte, vom Zweck und Wesen der Kunst auszuschließen; das Kunstgeheimniß des Meisters besteht gerade darin, daß er den Stoff durch die Form vertilgt. Je eigenmächtiger der Inhalt sich mit seiner Wirkung hervordrängt, desto größer wird der Triumph des Künstlers, wenn uns seine Darstellung doch die reine Freiheit des Gemüths bewahren läßt.

Aus einem Sklaven der Natur, so lange er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, so bald er sie denkt. So bald es Licht wird im Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; so bald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Dazu leitet die Schönheit. Die Schönheit, so faßt Schiller nunmehr selber seine Gedanken zusammen, indem er die Summe des Erörterten zieht und die Perspektive für das Seyn überhaupt eröffnet, die Schönheit ist das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Idee, aber ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen. Die Schönheit ist zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unseres Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit Einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsere That. Und so dient sie zu einem siegenden Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschließt, daß mithin durch die physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde; denn sie zeigt das Zusammenbestehen und die Wechselwirkung der sinnlichen und geistigen Natur. Da bei dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechslung der Materie mit der Form, des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Durch die angeführte Gedankenreihe ist Schiller in der Ueberwindung des Kantianismus nun mit philosophischer Einsicht zu der phantasiegeborenen Theosophie in den Briefen von Julius und Raphael zurückgekehrt, wie er das selber geahnt hatte. In der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst geht Schiller von dem Gegensatze und der Vermittlung von

Natur und Kultur aus, wie wir dieß bereits bei der Betrachtung mehrerer seiner Gedichte kennen gelernt; er entwickelt das antike Weltbewußtseyn und die aus ihm entspringende Kunst, so wie die moderne Empfindung und ihren Ausdruck in der Poesie; die seitdem namentlich durch die Gebrüder Schlegel so geläufig gewordene Kategorie des Classischen und Romantischen ward hier der Sache nach gefunden und eben so scharf als lebenvoll erörtert, und Schiller stellte über einzelne Dichtarten so richtige Grundsätze auf, er gab über viele der ausgezeichnetsten Dichter, namentlich Deutschlands, so treffliche Charakteristiken, daß Gervinus diesen Aufsatz neben Goethes Leben für die wichtigste Quelle unserer Literaturgeschichte im achtzehnten Jahrhundert erklären konnte.

Wir lieben, sagt Schiller, in der Natur das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eigenen Gesetzen, die ewige Einheit mit sich selbst; wir selbst waren Natur, und unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen. Nur wenn beides sich frei verbindet, wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frei befolgt und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideale hervor. In der Sehnsucht der Neueren nach der Natur, nach der verlorenen Kindheit liegt der Grund der Sentimentalität, die dem Jugendalter der Welt fremd war; die Griechen empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Die Dichter sind die Bewohner der Natur, sie werden entweder Natur seyn oder die verlorene suchen, und dieß bedingt den Unterschied des Naiven und Sentimentalen. Die Poesie soll der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck geben, das Individuelle idealisiren, das Ideale individualisiren; die Natur in ihrer Harmonie und Fülle ist der Ausgang des naiven, der Gedanke in seiner Freiheit und Unendlichkeit der Ausgang des sentimentalen Dichters; jener ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung, dieser ist es durch die Kunst des Unendlichen. Weil ein Werk für das Auge nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit findet, sind die Alten in der Plastik unübertrefflich, in Werken für die Einbildungskraft, in der Poesie, können wir durch Geist wie durch Fülle des Stoffs siegen. Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erwiesen, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganzes zu seyn und die Menschheit ihrem vollen Gehalt nach in der Wirklichkeit darzustellen. Dem Sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, die verlorene Harmonie und Einheit aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugehen.

Wir müssen es den Lesern überlassen, sich bei Schiller selbst an dem Reichthum des Details, an der Fülle von immer gültigen Kunsturtheilen zu erfreuen; wir bemerken nur, daß ihm bei der Schilderung des naiven Dichters das Bild Goethes, bei der des sentimentalischen aber das eigene vorschwebt und daß er am Ende diese beiden Gattungen der Poesie auf die Grundunterschiede der Menschheit überhaupt zurückführt und das Wesen des Realisten und Idealisten eben so meisterhaft theoretisch entwickelt, als er selbst es im Wallenstein, Goethe im Tasso dichterisch veranschaulicht. Der Realist hält sich in seinem Wissen und Wirken an das Gegebene, auf dem Wege der Erfahrung strebt er durch die Betrachtung des Einzelnen zum Ganzen, nicht in einer einzelnen That, sondern in der ganzen Summe seines Lebens ruht seine sittliche Größe. Der Idealist nimmt aus seiner Vernunft Erkenntnisse und Motive des Handelns, er dringt überall auf die obersten und letzten Gründe und geräth in Gefahr, das Besondere zu versäumen, indem er das Allgemeine im Auge hat. Sein Streben geht über das sinnliche Leben, über die Gegenwart hinaus, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen, während der Realist die Erde sein nennt und sich seines Besitzes freut. Der Realist fragt, wozu eine Sache gut sey und schätzt sie nach ihrem Nutzen, der Idealist fragt, ob sie gut sey, und schätzt sie nach ihrer Würde. Was der Realist liebt, will er beglücken, der Idealist will es veredeln. Der Realist will den Wohlstand des Volks, auch wenn es von dessen moralischer Selbstständigkeit etwas kosten sollte, der Idealist will die Freiheit, wenn sie auch ein Opfer der weltlichen Güter erheischt. Der Realist leistet zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Augenblick Genüge, dafür aber widerspricht er niemals ihrem Verstandesbegriff; der Idealist kommt zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher, bleibt aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich gut, als daß das Einzelne zufällig göttlich sey, und wenn also der Idealist geschickter ist, uns von dem was der Menschheit möglich ist einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

„Darum paart zu eurem schönsten Glück
Des Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick"

hatte der Dichter gesungen; eben so setzt der Denker das Ideal der Menschheit in die Versöhnung des Idealismus

und Realismus. Sie war Grund und Ziel seines Bundes mit Goethe. Sie ist möglich, weil die Gesetze des menschlichen Geistes zugleich die Weltgesetze sind, wie Schiller in einer kühnen Anticipation der neueren Logik sagt, welche die Lehre vom Logos oder von den weltgestaltenden, weltordnenden göttlichen Gedanken, die unsere Vernunft zu vernehmen und in der eigenen Wesenheit wiederzufinden hat.

Wilhelm von Humboldt urtheilt über Schiller als Aesthetiker folgendermaßen: „Ueber die Grundlagen aller Kunst so wie über die Kunst selbst enthalten Schillers Abhandlungen alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich seyn wird hinauszugehen. In diesem Gebiet dürfte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht würde bis zu den hier aufgestellten Principien hinaufführen lassen. Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig, so lichtvoll abgehandelt worden." — Hegel sagt in seiner Aesthetik: „Es muß Schillern das große Verdienst zugestanden werden, die Kantische Subjektivität und Abstraktion des Denkens durchbrochen und den Versuch gewagt zu haben, über sie hinaus die Einheit und Versöhnung denkend als das Wahre zu erfassen und künstlerisch zu verwirklichen." — Mit dem Tiefblick des Genius endlich äußerte Fichte über Schiller zur Zeit ihres gemeinsamen Strebens und Lehrens in Jena in Bezug auf seine philosophischen Bestrebungen: „Das Einzige was ihm noch mangelt ist Einheit; die Einheit ist zwar in seinem Gefühl, aber nicht in seinem System; kommt es dahin, und dieß hängt allein von ihm ab, so ist von keinem andern Kopf so viel, es ist schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten."

Schiller indeß war wesentlich Dichter, und so wandte er sich nicht zur Systematisirung seiner Ideen, sondern zu deren künstlerisch veranschaulichenden Darstellung in seinem Wallenstein, in seiner Gedankenlyrik. Die Epoche der Philosophie, welche seinen prophetischen Aussprüchen die wissenschaftliche Erfüllung gibt, hat in dem Theismus der Gegenwart begonnen, der Gott in der Natur und die Natur in Gott begreifen und die Offenbarungswahrheiten mit der Vernunft in freien Einklang bringt.

Moriz Carriere.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Die Privatunterrichtsanstalten in England.

Alles ist in England Geschäft und wird auf geschäftsmäßige Weise betrieben. Zu den vornehmsten Geschäften gehört das Erziehungswesen, und um ein Institut dieser Art dem englischen Publikum zu empfehlen, es mit den verschiedenen Vorzügen, die es vor andern Instituten ähnlicher Art darbietet, bekannt zu machen, gibt es keinen andern Weg, als die Anzeigen in der Times. Beurtheilt man diese Privatlehranstalten nach der Art und Weise, wie sie sich ankündigen, so sollte man glauben, daß nirgends die Erziehung besser und wohlfeiler sey, als in England. Die beste Kost, der beste Unterricht, Seebäder und gymnastische Uebungen, Sprachlehrer aus allen Welttheilen, welche ihre Sprache ganz neu und ganz frisch aus ihrer Heimath gebracht haben. Das alles wird den glücklichen Eltern, die Söhne in eine Pension zu schicken haben, für eine Kleinigkeit versprochen, für weniger, als die Kost allein im elterlichen Hause kosten würde. Welcher Vater kann einer solchen Versuchung widerstehen? Es wäre Sünde, den Sohn der frischen Luft, des geräumigen Schlosses mit sechzig Salons, das als Erziehungsanstalt dient, der fremden Sprachmeister und der herrlichen Seebäder zu berauben, zumal er aller dieser Vortheile so zu sagen für nichts theilhaftig werden kann, jedenfalls für eine geringere Summe, als wenn er zu Hause bliebe am heimathlichen Herd, und bloß der Heimathskost und Heimathserziehung und Heimathsgelehrsamkeit genösse. Und dabei soll der Sohn so liebevoll, so »cheerful« behandelt werden. Die Kost ist cheerful, die Lehrer sind cheerful, die Gegend ist cheerful. Wie kann der Sohn anders als cheerful werden, d. h. Freude an sich erleben, so wie der Vater Freude an dem Sohn erleben muß? Und dieses soll etwa nicht nur sechs oder acht Monate im Jahre dauern, während in der übrigen Zeit der Sohn zum Vater in die Ferien zurück geschickt wird. Nein, Kost und Unterricht laufen in ihrer cheerfulness das ganze Jahr hindurch ununterbrochen fort; denn es heißt ausdrücklich in der Annonce: »no vacations.«

Die einzige Verlegenheit, die der Vater fühlen muß, wenn er einen Sohn in eine Pension zu schicken hat, ist die Auswahl. Es ist nicht eine Pension, die so glänzende Versprechungen macht; die Times enthalten täglich vier Kolumnen voll Anzeigen von Pensionen und boarding shol's (Schulen, worin die Schüler Kost, Wohnung und Unterricht erhalten), die sich gegenseitig überbieten in der Mannigfaltigkeit der Gerichte und Lehrgegenstände, die den erstaunten Blicken der Väter und Mütter vorgehalten werden. Das Haus ist „geräumig," der Garten ist noch „geräumiger," aber am geräumigsten und ausgedehntesten ist der Unterricht, der alle Gegenstände des menschlichen Wissens in sich begreift. Die Kost, heißt es, ist unlimited, sie hat keine Grenzen, gerade wie in den Pariser Speisehäusern, wo man zu festen Preisen speiset, und wo jedesmal nach Aufzählung der verschiedenen Gerichte besonders vermerkt wird, daß Brod à discretion, nach Belieben genossen wird, während in Wahrheit die Gäste diesen Punkt so gewissenhaft befolgen, daß sie Brod mit indiscretion essen.

Als Gewährleistung für die Erfüllung der in den Annoncen gegebenen Versprechungen werden immer die »highest references« angeboten. Es ist nämlich die Sitte in England, daß jeder, der sich mit „respectablen" Personen in Beziehung setzen will, sich jedesmal auf das Zeugniß von solchen Personen beruft, die als »respectable« in der Welt dastehen, und die Personen, auf die man sich bezieht, sind eben die Referenzen. Die Schulen oder Schuldirektoren sind immer bereit, die besten Referenzen zu geben. Sie stellen es den Eltern frei, sich an die höchsten Magistratspersonen, an die Minister, sogar an die Königin zu wenden, um dieselben von ihrer Respectabilität Zeugniß ablegen zu lassen, und keiner wird ihnen diesen Charakter streitig machen können. Es fragt sich nur, ob die Eltern so weit gehen, ob sie sich gar an die Königin wenden wollen, und ob die Königin sich so tief herabläßt und den anfragenden Eltern antwortet. Aber immerhin, das schlimmste, was in diesem Falle geschehen kann, ist, daß die Königin mit der Antwort etwas säumt, und dann kann man ja in der Zwischenzeit sich an hundert andere Personen wenden, die alle dem Schuldirektor den Charakter der Respectabilität zu geben bereit sind. Das Haus und die Anstalt und die Schulmeister sehen alle so respectable aus, und mehr bedarf es nicht, um dem ganzen Schulprospektus Glauben beizumessen.

Jedem steht es in England frei, eine Schule oder Pension zu errichten. Es ist den Prinzipien des Freihandels zuwider, irgend einem Zweig der inländischen Industrie Hindernisse in den Weg zu legen, und so lange der Besitzer einer Schulanstalt die Renten und Taxen bezahlt, hat er keine weitere Belästigungen vom Staate zu besorgen. Die Grundlage einer Pension bildet das Gebäude, und jeder, der eine Pension errichten will, hat sich dafür vor allen Dingen nach einer passenden Lokalität umzusehen. Diese Lokalität wird gewöhnlich außerhalb Londons in einer „gesunden, pittoresken" Lage gewählt. Es ist beinahe, als ob alle „pittoresken und gesunden" Plätze Englands von diesen Pensionen ausschließlich in Anspruch genommen wären; so sehr tragen alle Sorge, daß diese wesentliche Bedingung der Prosperität der errichteten oder

zu errichtenden Anstalt nicht fehlt. Ist die Wahl getroffen, so wendet sich der Spekulant an eine der sogenannten Schulagenturen, welche Lehrer jeder Art und zu allen Preisen für die Schulen liefern. Besonders aber halten diese Schulagenturen Listen von gescheiterten Franzosen und Deutschen, die, um als befähigte Lehrer der deutschen oder französischen Sprache eingetragen zu werden, weiter kein Zeugniß vorzubringen haben, als das ihrer völligen Unbekanntschaft mit der englischen Sprache, und dieses Zeugniß bringen natürlich alle mit. Je weniger sie der englischen Sprache mächtig sind, um so mehr sind sie in der Voraussetzung mit ihrer eigenen Sprache vertraut. Mehr bedarf es nicht, um als qualificirter Lehrer der deutschen Sprache dazustehen. Was der Engländer sucht, das sind fremde Laute, fremde Formen, die den Schülern von »natives« beigebracht werden sollten, die den wahren Pariser Accent oder die ächte sächsisch germanische Aussprache haben, und jeder Deutsche, der nichts mehr zu veräußern hat, als seine Sprache, ist so bereit, seine sächsische Aussprache um jeden Preis loszuschlagen. Es gab eine Zeit, wo diese Töne noch ziemlich hoch bezahlt wurden; namentlich vor 1848, wo die Anzahl der in England lebenden Franzosen und Deutschen eine beschränkte war. Es gab damals in England mehr französische Köche als französische Sprachlehrer, und da die Nachfrage nach französischen Adjectiven stärker war als nach französischen Schüsseln, so zogen es viele Köche vor, sich als Sprachmeister zu constituiren. Die Sprachingredientien, die sie feilboten, waren, ihrer Versicherung nach, von derselben Qualität wie die des ersten Akademikers. Die Zeiten haben sich seitdem sehr geändert. Die Masse literarischer Franzosen und Deutschen, die seitdem nach England herüber gekommen, haben den Werth der fremden Sprachwaare bedeutend herabgedrückt, und viele gebildete französische Sprachmeister ziehen es vor, als französische Köche ihre Dienste anzubieten. Noch schlimmer stehen sich in dieser Hinsicht die Deutschen. Bei der Unmöglichkeit, irgend einen Erwerbszweig zu erreichen, werfen sich alle auf die Sprache, das Mutterkapital, das zollfrei die englische Grenze passirt hat, und bieten die neun Redetheile der Sprache, die Interjectionen einbegriffen, zu allen Preisen feil. Die Schulagenturen sind, wie gesagt, die Vermittler zwischen den Schuldirektoren und den fremden Sprachmeistern, und an eine Schulagentur wendet sich in der Regel der Direktor einer zu errichtenden Schulanstalt, um sich seine natives auszuwählen. Die Deutschen und Franzosen aller Art, die auf den Listen einer solchen Agentur stehen, sind mit dem größten Vergnügen bereit, Zeitwörter und Hauptwörter gegen englischen Pudding auszutauschen. Besonders sieht aber der Schuldirektor darauf, einen »native« zu finden, der die Sprachen beider Nationen spricht, um eine Portion Pudding ersparen zu können, und unter diesen Umständen geschieht es nicht selten, daß der Direktor sich einen Polen in's Haus nimmt, der in seiner Meinung alle auf dem Continente gangbaren Sprachen in sich beherbergt. Der Pole wird sorgfältig gefüttert und in allen Journalen als monsieur un tel angekündigt, dem das Departement der fremden Sprachen anvertraut ist. Das Schulgebäude ist, wie wir gesehen, der kostspieligste Punkt. Das Personal der Schule, die Lehrer, kosten so zu sagen gar nichts. Berechnet man nun den Preis von Brod und Fleisch in England, die Extragebühren, die für Tanzen und Singen und sonstige Uebungen dem Schuldirektor bezahlt werden, berechnet man ferner die kleinen Vortheile, die derselbe aus der Besorgung von Schulbüchern und Schreibmaterialien für seine Pensionäre zu ziehen weiß, so versteht man, wie ein Schuldirektor bei einer Anzahl von oft mehr als hundert Pensionären, trotz des scheinbar niedrigen Preises noch immer sein Kapital vortheilhaft in einer Schule anlegen kann. Das Kapital rentirt sich, und darauf allein kommt es in England an.

Vom Mittelrhein, Mai.

Die pfälzische Schweiz.

Je weiter die Eisenbahnen ihre langen, einförmigen Linien ziehen, je rasender die Hast, mit der alle Welt an den schönsten Flecken der Erde vorüber eilt, ohne sie eines Blickes zu würdigen, nur bedacht diese oder jene größere Stadt zu erreichen, desto sehnsüchtiger fühle ich mich zu jenen stillen Höhen und Gründen gezogen, die von den Heerstraßen des Lebens seitab gelegen, meist eine Fülle ungeahnter Reize für den bergen, der noch ein offenes Auge hat für die Natur und ein Herz für ihr stilles Walten. Wenn möglich, flüchte ich mich jeden Sommer oder Herbst zum mindesten auf einige Tage in einen solchen stillen Winkel, um recht erfrischt aus demselben wieder heimzukehren. In einen solchen möchte ich jezt die Leser dieser Blätter führen. Es ist ein kleines Stück Erde, nur einige Geviertmeilen groß, und so wenig bekannt, daß selbst die allermeisten Pfälzer nur vom Hörensagen wissen, es sey der interessanteste Theil ihres an Schönheiten so reichen Landes. Der rebenreiche, weinduftende Fuß der Haardtgebirgskette gehört in jüngerer Zeit zu den bekannteren Gegenden, und wenn die Eisenbahn von Neustadt bis zur französischen Grenze hergestellt seyn wird, dürfte der Zug der Touristen dahin noch lebhafter werden. Aber gerade der Reichthum, den schon die vordere Seite der Bergkette bietet, scheint den meisten Reisenden hinreichend zu genügen und sie abzuhalten, auch nur wenige Stunden in das Gebirge selbst einzudringen. Und doch würde dieß Zeit und Mühe überreichlich lohnen. Denn da, wo die eigentlichen Vogesen beginnen, vom Thal der Queich bis zur französischen Grenze, liegt eben das Stück Land, dem ich mit Fug und Recht den Namen „pfälzische Schweiz" geben zu dürfen glaube, obwohl es ihn gewöhnlich nicht führt. Es klingt etwas stolz, allein ich bin gewiß, daß er jedenfalls nicht weniger berechtigt und verdient ist, als der der fränkischen und sächsischen Schweiz.

Vorweg nur einen Blick hinein, wie aus der Vogelschau; er dürfte hinreichen, den Beweis zu liefern, daß es schon der Mühe werth sey, sich dahin führen zu lassen. Es hat schon mancher von der Madenburg bei Landau oder von dem Trifels bei Annweiler nach Südwesten in das pittoreske Bergland bewundernd hineingeschaut und gemeint, er wisse jezt schon, wie es da drinnen aussehe, und doch sind die Bergkegel mit ihren Felsenhäuptern und die einzige Burgruine, die er gesehen, nur die Propyläen dessen, was dahinter steckt. In wahrhaft grandiosem Styl hat dort die Natur mit ihren schaffenden und zerstörenden oder vielmehr umgestaltenden Kräften gearbeitet. Und selbst was Menschenhand hinzugethan, trägt das Gepräge des Gewaltigen. Wie die Reste einer zertrümmerten Urwelt stehen hier überall gigantische Felsmassen zu Tage, rothgrau, verwittert, zerbröckelt und verwaschen, und doch noch fest für eine Ewigkeit. Hier trägt ein hoher, schön geformter Kegel eine kolossale Kuppe hoch in den blauen Himmel, dort zieht auf langem Bergrücken ein Felsengrat gleich einer Mauer hin, die selbst für alle Cyklopen zu massenhaft und ungefüge ist. Hier steigt eine Wand, dort eine Riesentreppe und zwischen beiden wieder ein einzelner thurmhoher Fels aus der Tiefe eines grünen Thals oder aus Waldesschatten empor. Und welch abenteuerliche Formen und Gestalten! Das Auge glaubt oft wirklich eine Burg, einen Thurm zu sehen, und doch ist es nur der Sandstein, wie ihn die Natur gebildet oder im Laufe der Jahrtausende durch elementarische Kräfte umgewandelt hat. Manchmal aber steckt wirklich ein altes Ritterschloß mit seinen Gängen, Treppen, Gemächern und Gewölben in einer solchen Felsenmasse, wo du es vielleicht am wenigsten geahnt hast. Da ist ein Fels, dessen Linien von fern die Züge eines Menschen nachbilden, und das Volk hat hier einen Kurfürsten, dort einen Napoleon. Anderwärts wieder steht es einen Tisch, den nur der leidige Gottseybeiuns so grandios und ungeheuerlich keck herrichten konnte. Und alle diese Felsengebilde kommen nicht etwa sporadisch vor, so daß man jezt eines und nach Stunden etwa wieder eines andern ansichtig würde, es ist vielmehr auf verhältnißmäßig kleinem Raume eine wahre Unzahl derselben vorhanden. Dabei ist hier nicht an ein weites, wüstes Felsenmeer zu denken, sondern zwischeninne liegen frische, grüne Thäler und Schluchten, Kessel und Mulden, vom Bach oder Bächlein rasch durchzogen, Laub- und Nadelwälder bekleiden die Rücken und Halden der Berge, Tannen und Birken nicken wie Helmbüsche von den hohen phantastischen Felsenzinnen, und hübsche stattliche Orte und kleine idyllische Dörfchen liegen traulich in den grünen Gründen. Nichts fehlt als größere Wasserspiegel.

Doch ich will endlich zum ordentlichen Beginn der kleinen Fußreise kommen, die mich mit jenem wundervollen Berglande näher bekannt gemacht hat.

Die herrlich gelegene Kaltwasser- und Molkenheilanstalt Gleisweiler, anderthalb Stunden nordwestlich von Landau, war unser Ausgangspunkt, unser nächstes Ziel das Städtchen Annweiler im Queichthale, oder vielmehr die alte Reichsfeste Trifels, welche sich über demselben erhebt. Am Fuße gewaltiger Brüche gelben Sandsteins hin führt der Pfad, immer mit weiter, reicher Aussicht auf die Rheinebene und die schöngeformten Berge mit ihren zertrümmerten Schlössern. Bald that sich das grüne Thal von Annweiler auf, überragt von der alten Burg der Salier und der Hohenstaufen. An St. Johann, dem ehemaligen Schlößchen der Fürsten von Löwenstein, vorüber wanderten wir durch das stattliche Dorf Albersweiler mit seinen zwei großen neuen Kirchen, und nun ging es durch einen engen Paß von Granit, der dort ganz isolirt die massigen Lager des bunten Sandsteins durchbricht, in

das Thal selbst hinein. Eine Stunde später standen wir auf den Trümmern der Feste Trifels, welche Geschichte und Sage in die vorderste Reihe der berühmten deutschen Bergschlösser stellen. Was knüpft sich nicht alles an die spärlichen Reste dieser Burg, an diesen einzig übergebliebenen Thurm und das tiefe Verließ daneben! Von Konrad II. erbaut, war sie ein Lieblingssitz der Salier und ein Zufluchtsort für Heinrich IV. zur Zeit des Banns. Ja zu den Zeiten der Gegenkönige kam sehr viel auf den Besitz dieser Feste an. Wer sie hatte, hatte die geweihten Insignien und Kleinodien des Reiches, die hier in der Kapelle aufbewahrt wurden.* Allen Glanz aber häuften die Hohenstaufen auf den Trifels. Barbarossa, der so gern in seinen Schlössern zu Hagenau und Kaiserslautern verweilte, hielt nicht nur seine Nachtruhe auf Trifels, wenn er von einem dieser beiden Orte zum andern zog, er hielt selbst gern Hof auf dieser Höhe und hatte hier die berühmte Marmorstube erbaut, von der hier oben zwar keine Spur mehr zu sehen ist, deren Säulen und Platten aber noch in der Kirche des Städtchens Annweiler zu finden sind. Ja das Volk läßt heute noch den alten Rothbart in seinem eisernen Bette auf Trifels schlafen, als zöge er noch von Lautern nach Hagenau. Auch Heinrich VI. weilte 1194 mit seinen Herzogen, Fürsten und Edeln auf Trifels, und berieth mit ihnen über den Zug nach Sicilien, von wo er später die reiche Beute auf 160 Lastthieren hieher in Sicherheit bringen ließ. Am bekanntesten aber ist die Burg als Staatsgefängniß des deutschen Reiches geworden. Schon Heinrich V. hatte den Erzbischof Adalbert von Mainz und den nachmaligen Markgrafen der Lausitz, den tapfern Wiprecht von Groitsch hier gefangen gehalten, und Heinrich VI. bevölkerte die Kerker der Burg mit sicilischen Großen, unter denen ein Verwandter seiner Gemahlin, Graf Richard, und der Seeräuber Margaritone besonders genannt werden. Die Blume derer aber, die auf Trifels gefangen saßen, war der tapfere König Richard Löwenherz, den Heinrich von Schloß Dürrenstein an der Donau hieher hatte bringen lassen. Die schöne Sage von seiner Befreiung durch Blondel, den Minstrel, lebt noch im Munde des Volkes.

Selbst wenn das Licht der Sage und der Geschichte diese Ruine nicht in solcher Weise verklärte, so würde sie schon um ihrer Lage und Aussicht willen zu den Glanzpunkten des rheinischen Landes gehören. An den Abhängen eines hohen kegelförmigen Berges vorüber gleitet der Blick zweimal hinaus in das offene Land und überschaut zwei Ausschnitte der Rheinebene bis zu den Höhen des nördlichen und des mittleren badischen Landes. Nordwärts thun sich zwei Thäler auf, überragt von waldigen Bergen, und aus dem einen derselben schauen die zwei Burgen Ramberg und Scharfeneck herüber, deren leztere als ehemaliges Besitzthum der Fürsten von Löwenstein bekannt ist. Nach Südwesten hinein verliert sich der Blick eben in jenem Berglande, dessen wundersame Formation ich bereits mit einigen Linien aus der Ferne gezeichnet habe. Gerade da hinein ist die Aussicht ganz eigenthümlich schön und um so anziehender, wenn man weiß, daß hinter und zwischen den ferneren, schon in bläulichen Duft gekleideten Höhen neue Reize verborgen liegen. Aber auch die unmittelbare Umgebung des Trifels ist höchst interessant. Drei Burgen sind es eigentlich — daher wohl auch der Name — die in mäßigen Entfernungen und in Einer Linie auseinander liegen und zwischen denen eine hohe Felswand gleichsam eine natürliche Verbindung bildet. Anebos und Scharfenberg wurden die beiden andern früher genannt. Von der ersteren ist kaum ein schwacher Rest, von der lezteren nur noch ein hoher Thurm übrig, der aber sehr schwer zugänglich ist und den das Volk gewöhnlich die Münze nennt. Unfern ragt auch eine einzeln und frei stehende Felsmasse, der Asselstein, hoch in die Luft. Da von hier aus nur die schmale Seite derselben sichtbar ist, so scheint die kolossale Masse auf solch abenteuerlich kleiner Basis zu ruhen, daß man jeden Augenblick meint, der Wind müsse sie umstürzen.

Mittag war nahe, als wir in das alte, idyllisch gelegene Städtchen Annweiler mit seinem schönen neuen Rathhause hinabstiegen, um im Gasthof zum Trifels auch dem Leibe sein gutes Recht widerfahren zu lassen. Bald nach dem Essen aber, bei dem der ganz in der Nähe wachsende Gräfenhäuser Rothwein trefflich mundete, sezten wir unsern Stab weiter. Zumeist schlägt man von Annweiler aus den nächsten Weg nach Dahn ein, um alsbald mitten in dem eigentlichen Felsengebiet zu seyn, wir aber wollten a minori ad majus vordringen und wählten den Weg nach Gossersweiler. Er führt nahe am Asselstein vorbei über einen Bergrücken, auf dem man das Zurückschauen nicht vergessen darf, wenn man nicht um neue Bilder kommen will, die das schöne Thal von Annweiler mit seiner hohen Umgrenzung, von dieser Seite gesehen, entfaltet. Ueber dem Bergrücken drüben beginnt schon eine andere Welt. Ein grünes Thal, vielmehr ein weiter, stiller Grund hat sich aufgethan, aus dessen Tiefe niedere Waldhügel und einzelne thurmähnliche Felskolosse sich erheben. Zwischenhin laufen schmale Wiesenstreifen, da und dort auch angebautes Land und die Dörfer Völkersweiler und Gossersweiler liegen halb versteckt in ihren Obsthainen. Der Trifels schaut noch herein in diese grüne Einsamkeit, im Osten schließt die hohe Madenburg mit ihren weitläufigen Trümmern, im Westen aber die noch höhere Burg Lindelbrunn auf ihrem glatten Bergkegel die Scene. Sie bildet den Hintergrund eines großen reichen Gemäldes, dem die beiden Dörfer den idyllischen, sie selbst sammt einzelnen Felspartien den romantischen Zauber leiht. Das Ganze wäre ein herrlicher Vorwurf für den Landschafter. — Der Hauch des stillen Friedens, der über diesem weiten,

* Die merkwürdigsten Stücke dieses Reichsschatzes waren Krone, Scepter, Reichsapfel und Mantel, das dalmatische, mit Edelsteinen besezte Kleid Karls des Großen, der Gürtel und der goldene Rock, die goldenen, mit Edelsteinen gezierten Handschuhe, die Pantoffeln und Strümpfe, eine Albe von weißem Sammt, der goldene Apfel mit dem Kreuze, zwei Schwerter sammt Scheiden, das eine das Karls des Großen, drei goldene Sporen, zwei Paar Scharlachhosen, der Speer des heiligen Mauritius, das Eisen der Lanze, mit der die Seite Christi durchstochen ward; die Dornenkrone, Nägel und ein Stück des heiligen Kreuzes, ein Stück vom Arm der heiligen Anna, ein Zahn Johannis des Täufers, ein Stück des Strickes, mit dem der Herr an die Säule gebunden war, der Schwamm, in dem ihm der Essig gereicht worden u. dgl.

schön geschlossenen Grunde weht, hat etwas wahrhaft anheimelndes, und man begreift wohl, wie die Bauern der beiden Dörfer im Sommer des Jahrs 1849 aus ihrer friedlichen Einsamkeit sich nicht wollten heraus vor die preußischen Kugelbüchsen und Kanonen hetzen lassen, sondern sich sogar ernstlich zur Wehr setzten, als die verrückte Bürgerwehr von Annweiler sie gewaltsam conscribiren wollte. Da diese Blätter seiner Zeit eine kurze Schilderung jener wüsten, zum Theil blutigen Scenen mitgetheilt haben, so unterlasse ich es, sie wieder aufzufrischen. Uns hat indeß die theils lächerliche, theils traurige Geschichte die ganz unscheinbare Feldkapelle auf einer vorspringenden Anhöhe interessant gemacht. Gerade dort war es ja, wo das einzige Opfer fiel.

Unser Weg führte von Gossersweiler dem Lindelbrunner Bergkegel zu, immer sanft ansteigend, so daß es zulezt nur geringe Mühe kostete, die sicherlich durch Menschenhand schroff und glatt abgedachte Spitze zu ersteigen, die ein mächtiger Felsblock und nur ein kleiner Rest des daran gelehnten Mauerwerks krönt. Dieses Lindelbrunn war vor Zeiten eine der Leiningischen Burgen, dazu eine der festesten des Landes. Die bestellten Burgmänner mögen viel Liebhaberei an anderer Leute Eigenthum gehabt haben, da Pfalzgraf Ludwig der Bärtige sich im Jahr 1426 genöthigt sah, die Feste zu belagern, um den von ihr aus verübten Räubereien ein Ziel zu setzen. Bei jener Belagerung und vergeblich versuchten Berennung soll sich ein Scharfschütz Namens Punker von Rohrbach bei Heidelberg, den der alte Malleus in seinem liber maleficarum unter die Hexenmeister zählt, dadurch ausgezeichnet haben, daß er mit seiner sichern Armbrust nach und nach die ganze Besatzung bis auf den lezten Mann zusammenschoß. Der Geruch der Zauberei, in welchen Punker hiedurch gekommen war, soll den Pfalzgrafen veranlaßt haben, dem Manne ein Probestück aufzuerlegen, das noch schwerer war als das, zu welchem Geßler den Tell einst gezwungen. Er mußte, trotz aller Weigerung, einen Heller vom Baret seines Kindes schießen, was er denn auch glücklich vollbrachte. Aber auch der pfälzische Tell hatte einen zweiten Bolzen in das Koller gesteckt, der dem Pfalzgrafen gelten sollte, wenn der Schuß fehlgegangen und das Kind getödtet worden wäre.

Die Aussicht von der hochgelegenen Ruine gehört zu den umfangreicheren und ihre eigenthümliche Schönheit besteht eben darin, daß dem Auge ringshin nichts als Gebirg und Gethal voll grotesker, phantastischer Felsmassen und Gruppen begegnet. Da steht die gewaltige Wand des Rothensteins, dort der ausgedehnte Grat der Langenwalder Felsen. Am fernen Brangertseck glaubt das Auge eine förmliche Stadt auf steiler Höhe zu erblicken, während die Dörfchen des Schlattenbacher Thales versteckt im tiefen Grunde liegen. — Wir stiegen nieder und bald lag das Dorf Vorderwindenthal hinter uns, vor uns aber ein anderes von ausgeprägtem idyllischem Charakter, dem indeß wieder die romantische Beigabe, eine Burg auf hohem Felsenkamm, nicht fehlte. Es war das liebliche Dörfchen Erlenbach mit dem Schlosse Berwartstein oder Bärbeistein, wie das Volk die Ruine nennt. Die beiden zusammen geben ein solch niedliches Bild ab, daß es einem Maler bei seinem Anblick in den Fingern der rechten Hand zucken muß. Das Licht der schon tiefgehenden Herbstsonne lieferte köstliche Tinten dazu und trug nicht wenig zu seiner Verklärung bei. In diesem Dörfchen sollte für heute das Nachtlager aufgeschlagen werden, und der erste Blick in das Wirthshaus war keineswegs ein trostloser, er überzeugte uns vielmehr schnell, daß es sich hier schon auf kurze Zeit leben lasse, wenn auch nicht, wie in der ächten Schweiz, diverse Kellner auf und nieder sprangen. Die Ruine war in kurzer Zeit ohne Mühe erstiegen, da sie nahe dem Dorfe auf mäßiger Höhe liegt. Die Form dieser lezteren ist wieder die des Kegels, doch mit ziemlich breiter Basis, ihre Spitze wieder eine Felsenkuppe, und diese hier um so interessanter, da nicht etwa nur die dunkeln Kellerballen, sondern auch zahlreiche Kammern und Treppengänge ganz in den Felsen gehauen sind. Die Reste der Thürme und sonstigen Gebäude sind mit dem Felsen wie verwachsen und bilden allenthalben nur mit diesem ein Ganzes. Ganz oben ist ein kleines Plateau, von dem man kaum ohne Schwindel auf den grünen Platz des ehemaligen Burghofes herabschauen kann. Hier stand ohne Zweifel ein Gebäude, das die Wohn- und Prunkgemächer enthalten haben mochte, von dem aber kein Stein mehr übrig ist. Nur die alte schöne Aussicht hat man noch, nicht sehr weit, aber lieblich, mehr lieblich als ernst, obwohl es auch an dunkeln Waldpartien nicht fehlt, wie denn gleich auf der südlich gegenüber liegenden Höhe ein umfangreicher runder Thurm aus Waldesdunkel ragt. Er führt von Alters her den Namen Kleinfrankreich und gehörte mit zu Burg Berwartstein. Die Geschichte dieser Felsenburg ist mehr von untergeordnetem Interesse, aber doch nicht ohne alle bedeutsame Momente. Daß sie zur Zeit der Hohenstaufen schon bestand, ist gewiß, denn Friedrich der Rothbart selbst hat sie dem Hochstifte Speyer geschenkt. Die Bürger von Straßburg und Hagenau, die durch die räuberischen Insaßen häufig belästigt worden, eroberten sie im Jahr 1314 nach fünfwöchentlicher Belagerung. Bald darauf kam sie an die Abtei der nahen Stadt Weißenburg, im folgenden Jahrhundert gewaltsamerweise an den Kurfürsten Friedrich I., den Siegreichen von der Pfalz und als Lehen an den pfälzischen Hofmarschall Johann v. Dratt. Um dieses Berwartsteins willen, den die Abtei Weißenburg als ihr Eigenthum reclamirte, wurde Dratt sammt seinem späteren Lehensherrn, dem Kurfürsten Philipp, im Jahr 1496 vom Papste mit dem Bann, von Kaiser Max I. mit der Acht belegt, bis der Bischof von Speyer den Streit verglich. Die lezte Stunde dieser Burg, wie so vieler andern, schlug im orleans'schen Erbfolgekrieg. Jezt ist sie sammt einem zugehörigen Hofgut Eigenthum der Gräfin Bourseau in Paris.

Auf der Tagesordnung für morgen stand oben der Drachenfels. Es gibt zwei Drachenfelsen in der Pfalz. Der bekanntere ist eines der höchsten Felsenhäupter des Landes zwischen den Thälern von Dürkheim und Neustadt mitten inne, ein vielbesuchter Punkt, besonders von Dürkheim aus. Eine Burg steht aber dort nicht, wie hier bei dem Dorfe Busenberg, eine starke halbe Stunde westwärts von unserem Nachtquartier. — Wir hatten am Abend gehört, daß Berwartstein kaum der Schatten dieser Burg Drachenfels sey, und schon deßhalb beschlossen, sie,

wie man sagt, sogleich mitzunehmen, da der Weg, den wir uns vorgezeichnet hatten, vielleicht nicht mehr so in ihre unmittelbare Nähe führte. Der Herbstnebel, der am Morgen über dem Thale lag, verzögerte den Aufbruch. Er scheint in diesen Thälern sich etwas frühzeitig einzustellen. Kaum blizte aber die Sonne durch, so waren wir auf dem Wege, und zwar auf dem bequemsten, der Landstraße. Als wir zur Linken einen steilen Berg mit riesigem Felsenhaupte aus dem sinkenden Nebel ragen sahen, erkannten wir unschwer unser nächstes Ziel. Wäre uns nicht vorausgesagt gewesen, was in diesem Felsen stecke, wir hätten es schwerlich der Mühe werth gehalten, die Höhe zu ersteigen, um so weniger aber bereuten wir den Gang, als wir oben waren. Deutschland dürfte in der That kaum ein zweites Felsennest aufzuweisen haben, das diesem an die Seite gesezt werden könnte. Das wenige Mauerwerk, das noch übrig ist, erregt geringes Interesse, desto größeres die Arbeit, welche Zweispitz und Meisel des Steinhauers hier ausgeführt haben. Die ganze Felsmasse ist ausgehöhlt. Große Gewölbe, in der Mitte auf einem natürlichen Pfeiler ruhend, mehr oder minder geräumige Gemächer, Gänge und Treppen nach allen Richtungen hin sind hier in großer Zahl vorhanden. Alles ist trutzig kühn, wie die Zeit und das Geschlecht, die solche Raubnester geschaffen; denn etwas anderes war dieser Drachenfels ja auch nicht. Das beweist seine Geschichte, in der die Fehden seiner Bewohner mit den reichen Städtern verzeichnet stehen.

Nur etwa anderthalb Stunden waren wir hier von Dahn entfernt, da wir aber dahin zunächst noch nicht strebten, so hielten wir es für's gerathenste, den Weg nach dem Erlenbacher oder vielmehr Schlettenbacher Thale wieder zu suchen, um in diesem weiter gen Süden vorzudringen. Beim Dorfe Niederschlettenbach mündete das Thal in ein anderes, breiteres. Es ist das der Wieslauter, die der nahen französischen Grenzstadt Weißenburg und sofort der Ebene und dem Rhein zueilt. Das Thal ist hübsch, wenn auch nicht gerade von besonderer Schönheit. Unsere Aufmerksamkeit zog zunächst eine zerfallene gothische Kapelle mit dem Grabsteine jenes gebannten und geächteten Ritters Johann von Dratt an. Auch das Reich der Gnomen und Kobolde beginnt hier. Wir sahen die Bergleute das Eisenerz aus der Tiefe schaffen, das von hier und von andern umliegenden Orten nach den Schönauer Werken gebracht wird. Sie wiesen uns auf den nächsten Weg nach unserem heutigen Tagesziele, und wir konnten ihnen dafür dankbar seyn. Das enge Waldthal jenseits der Lauter mit seinem schmalen Wiesengrunde bot erquickenden Schatten, der Rauch brennender Kohlenmeiler zog an den Halden hin, und eine neu eröffnete Grube auf Blei und Silbererz, in deren tiefen Gängen die Grubenlichter schimmerten und die dumpfen Schläge widerhallten, unterhielt uns auf kurze Zeit recht angenehm. Ein ganz neues Bild von eigenthümlicher Schönheit aber that sich uns bei der nächsten Krümme des Thales auf. Das Wiesengrün zwischen den beiden waldigen Berghängen war üppiger und saftiger, kleine Gärten mit ihren kunstlosen Einfriedungen zogen sich rechts und links den Fuß hinan, die regellos zerstreuten Häuser und Hütten eines ächten Gebirgsdörfchens lagerten sich quer vor die Mündung dieses Seitenthals und hinter ihnen hob ein kolossaler, schön gerundeter und mit Laubwald dicht bewachsener Bergkegel den unbedeutenden Rest der alten Wegelnburg ungewöhnlich hoch in die blaue Luft hinauf. Das Dörfchen heißt Nothweiler und liegt hart an der französischen Grenze. Seine Bewohner sind meist in den nahen Erzgruben beschäftigt, und wenn auch ihr Verdienst ein spärlicher ist, so scheinen sie doch keineswegs zu den bedauernswürdigen Armen zu gehören, vielmehr bei ihrer einfachen Lebensweise zufrieden zu seyn, wenn nur die Kartoffeln wohl gerathen. Selbst die klappernden Holzschuhe, die sie tragen, sind von zierlicherer Form als anderwärts, und gleichen denen, die ich seiner Zeit an den Füßen der Straßburgerinnen als Ueberschuhe bei schlechtem Winterwetter gesehen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24.  **12. Juni 1853.**

— Ingens
Coena sedet.
Juvenal.

Schattenbilder aus Newyork.

II. Scala der Speisehäuser von Sweeney bis Delmonico.

„Beefsteak und Kartoffelbrei, Nummer zwölf. — Schinken mit Spargel, Nummer dreizehn." — „Heda, Kellner, Kellner, Kellne-e-er!" — „Komme gleich, Sir." — „Kellner, wie steht's? ist der Ochse schon geschlachtet zu dem Porterhouse-Steak, das ich mir vor nunmehr acht Tagen bestellt habe?" — „Augenblicklich fertig, Sir. — Komme, Sir. — Gleich, Sir. — Zwei und Sixpence, gekochter Schinken und Kohl, Schilling, Reispudding, Sixpence, achtzehn Pence — An der Bar, seyen Sie so gut — Schöpscoteletten und Kraut, Nummer vierzehn — Ja wohl, Sir."

Denke man sich einen unaufhörlichen Strom von derartigen Worten durch eine Gegend voll klappernder Teller und klirrender Messer, Gabeln und Löffel fließend, in welcher statt der Blumen der Dunst und Duft einer unter der Diele siedenden, backenden, schmorenden und bratenden Riesenküche die Geruchwerkzeuge zu erfreuen strebt; denke man sich an den Ufern dieses Stromes lange Reihen von Wesen sitzend, jedes mit zwei Kinnbacken versehen, die sie mit derselben Schnelligkeit bewegen, wie der, den weiland Simson mit so verhängnißvollem Erfolge schwang; denke man sich dazu eine Hitze, in welcher der Thermometer dort über dem Berge von Hüten in der Ecke bis nahe zum Siedepunkt gestiegen ist, so kann man sich ohngefähr eine Vorstellung von einem der großen Speisehäuser im Geschäftsviertel Newyorks machen.

Ein Bekannter hatte sich einst vorgenommen, diese Etablissements im untern Theile der Stadt zu zählen, war aber, noch ehe er mit der ersten Straße zu Stande gekommen, von dem Geruche schmorenden Schweinefetts und brodelnder Butter halb ohnmächtig geworden, so daß man ihn in einem Cab hatte heimschaffen müssen. Wir ließen uns das zur Warnung dienen und wagten keinen Census. Indeß glauben wir, daß ihrer in den der Börse zunächst befindlichen Gassen nicht weniger als hundert vom größten Caliber sind. Sie sind ein zu bedeutsamer Zug in der Physiognomie Gothams, um übersehen werden zu können; ja sie sollten das Erste seyn, was der Reisende aus Europa in Augenschein nimmt, nachdem er sich die Stadt vom Thurme der Trinitychurch oder vom Dache des Customhouse aus der Vogelschau betrachtet hat.

Ein Newyorker Speisehaus bei Hochwasser, das heißt um die Essenszeit, ist ein Anblick, der die Mühe lohnen müßte, wenn ihn ein Panoramamaler auf die Leinwand werfen wollte, vorausgesetzt, daß sich der Geruch und der Lärm desselben durch den Pinsel

wiedergeben ließen. Man thut hier zu Lande eine Menge von Dingen auf eine von der unsern verschiedene Weise; aber im Essen ist der Unterschied wohl auffallender als in irgend einem andern Zweige des menschlichen Dichtens und Trachtens. Schon ein gewöhnlicher Amerikaner wird auf den Speisezettel blicken, sein Essen fordern, es in den Magen befördern und einem Kunden bereits einen Haufen von Waaren aufgeschwazt und eingepackt haben, ehe ein Kind cisatlantischer Zustände sich nur die Serviette über die Knie gebreitet und sich entschieden hat, ob es mit Mockturtle- oder Ortailsuppe beginnen soll. Ein ächter regulärer »downtowner« aber ist ein vollkommener Tausendkünstler, ein alles überbietender Bosco im Vertilgen der Speisen. Er inspicirt die Küche vermöge seiner Nase, und zwar schon während des Heraufsteigens in's Etablissement, wählt sein Gericht durch Intuition und läßt es mit der Schnelligkeit einer galvanischen Batterie verschwinden. Was das Verdauen betrifft, so geht das ihn nichts an. Er ist allen seinen Verpflichtungen gegen seinen Magen gerecht geworden, und das ist's allein was ihn kümmert. Der Magen muß sein Geschäft kennen und wissen was er zu thun hat. Er, der Fütterer dieses Magens, »is not in that line.«

Nicht weniger als vierzigtausend Personen vom Handelsstande essen in Newyork aus den Küchen der Speisehäuser. Diese Kinnladenarbeit beginnt pünktlich mit dem Schlag zwölf, und von dieser Stunde bis gegen halb vier Uhr ist das Gemetzel unermeßlich, das Heraus- und Hineinströmen der Kämpfer unaufhörlich, das Getümmel und Getöse auf der Wahlstatt und der Dampf und Qualm unausstehlich. Die Schlacht bei Buena Vista, auf die man sich hier so viel zu Gute thut, war nichts dagegen. Es wird eingehauen, bis nichts als Knochen übrig sind, und deren scheint das amerikanische Schlachtvieh mehr zu haben als Fleisch. Das Essen ist überhaupt durchschnittlich schlecht genug, ein Kenner behauptet, nicht halb so gut als das, welches die Köchin above Bleeker * für die Bettler aufhebt, womit sie in der Regel ihre eigenen dreizehn oder vierzehn „eben herübergekommenen" Vettern meint. Es ist in der That erstaunlich, wo Leute mit feinem Gaumen und verwöhnter Zunge, die daheim so eckel und wählerisch sind, daß nur die ausgesuchtesten Delicatessen sie befriedigen, das Herz oder richtiger den Magen hernehmen, solche Haufen garstigen, knorpeligen, sehnigen Fleisches und welken, vergilbten Gemüses in sich hineinzustopfen und dann mit der holden Täuschung, dinirt zu haben, ihren Geschäften nachzugehen. Aber Gewohnheit thut Wunder, und so bewirkt sie auch, daß diese Newyorker Handelsfürsten es über sich gewinnen, eine Art lauwarmen Spülichts statt Suppe, Bauchstücke von alten Kühen statt delicater Entrées und Maismehlplinsen mit Syrup statt meringues à la crême zu verschlingen.

Es gibt drei verschiedene Klassen von Speisehäusern in Newyork, und diese bilden eine Art Stufenleiter vom Tiefgemeinen zum Superfeinen. Jede dieser Klassen hat ihren Ausdruck und ihr Muster in einem bestimmten Etablissement. Linné würde sie deßhalb etwa in Sweeneyica, Browniana und Delmonicana eintheilen. Die erstgenannten, deren Modell und Urbild Daniel Sweeneys Abspeisungsanstalt in Annstreet ist, sind nur noch ein wenig wohlfeiler und in Folge dessen gemeiner als die Browniana, welche wir im Obigen skizzirt haben. Der Hauptunterschied, der zwischen den beiden zu bemerken ist, möchte der seyn, daß bei George Browne wirklich bisweilen die Kellner in Rufsweite an den Gästen vorübergeflogen seyn sollen, bei Sweeney dagegen ein solches Phänomen durchaus nicht erwartet werden darf. Die Delmonicana endlich begreifen in sich alle jene theuern und vornehmen Restaurants, deren Meister und Muster Delmonico mit seinen glänzenden Salons an der Ecke der Beaver- und Südwilliamsstreet ist. Dieses ist nicht nur die beste Gaumenkitzelanstalt innerhalb der Vereinigten Staaten, sondern — wir haben dieß aus dem Munde gereister Epicuräer — in jeder Beziehung, sey es in der Ausstattung und Bedienung, sey es in der Güte und trefflichen Behandlung der Gerichte, allen ähnlichen Instituten in der alten Welt, selbst denen in Paris, mindestens ebenbürtig. Dieser berühmte Restaurant nebst seinen Habitués verdient eine längere Erwähnung, und ein Blick in seine wohlgefüllten, obschon nicht übervollen Säle, so wie in seine bewundernswerthe Cuisine wird uns später ein Stündchen angenehm unterhalten und uns außerdem zu einem Diner verhelfen, welches als Kunstwerk auf Einer Stufe mit einem Bilde von Huntingtons Pinsel, mit einem Gedichte aus Willis' Feder, oder mit einer Statue von Hiram Powers Meißel steht, zu einem Diner, welches nicht bloß eine in die Eingeweide versenkte Quantität Nahrungsstoff, sondern in jedem Sinne und für alle Sinne eine Kunstschöpfung ist.

Allein ehe wir uns diesen Genüssen hingeben, ist zuvörderst noch Einiges über die beiden niederen Arten der Newyorker Speisehäuser zu bemerken. Besuchen wir eines derselben. Es ist ein großer tiefer Saal, der mit Tischen und Bänken für je vier Personen ausgestattet ist. Zur Seite stehen in bestimmten Zwischenräumen die Aufwärter, die, wenn sie ihre Stelle zu Aller Befriedigung ausfüllen sollten, so viel Hände wie ein indischer Gott und zu jeder Hand mindestens ein Paar Augen und Ohren haben müßten. Sie leisten indeß, was gewöhnlichen Sterblichen möglich ist, und befördern die Gerichte wie mit Dampf vom Tische des Vorschneiders an die Besteller. Ihr Beruf erfordert eine nicht gemeine Gewandtheit und Präcision. So schnell,

* Der Stadttheil über der Bleekerstraße, wo die vornehme Welt Newyorks wohnt.

als ob es noch die Flügel hätte, fliegt ein sauberes Stück gebratene Gans diese Postenkette hinab, und ihm nach eilt muntern Laufes von Hand zu Hand ein Teller mit Rindfleisch und Gemüse, bis beide am Ort ihrer Bestimmung anlangen, wo der Vogel des Kapitols sich mit anmuthiger Geberde dem Messer eines Ritters vom Gänsekiele, eines Zeitungsschreibers von Nassaustreet oder eines Commis und Sonntagspoeten vom Broadway darbeut, während das fette träge Rind vor den monströsen Kinnbacken eines der Bho-oys niederplumpt, der so eben von einem Feuer in der so und so vielten Straße kommt, von wo er einen Heidenhunger mitgebracht hat.

Bei Browne bekommen wir eine Speisekarte, auf welcher die »extras« sammt und sonders ehrlich bemerkt und am Rande mit der Angabe des Preises versehen sind. Bei Sweeney dagegen ersparen wir unsere Sixpence und lassen alles Ueberflüssige. Hier erfährt der Gast, was es gibt, durch einen Ausrufer an der Thür, welcher eigens zu diesem Zwecke besoldet ist, und das ist in der Regel: »biled am an cabbage,« »rose beef, rose goose, rose mutton an taters,« worauf regelmäßig die Einladung: »Walk in Sir! Take a seat, Sir!« folgt.

Das ist klar und deutlich, wie General Taylors politisches Glaubensbekenntniß. Man weiß, was man zu erwarten hat, und braucht sich nicht vor gedruckten Lügen zu fürchten, zu denen sich Speisezettel beinahe so sehr hinneigen als Zeitungsblätter. Das Speisehaus à la Sweeney, wo man für einen Sixpence dinirt, ist von einer bunteren und mannigfaltigeren Klasse von Gästen frequentirt, als die vornehmeren Abfütterungsanstalten. Dort ist es nicht ungewöhnlich, daß der Professor Ypsilon Ellbogen an Ellbogen mit einem Meister von der Boxerzunft speist, oder daß ein Kartengauner von Park-Row dem Polizeiofficianten gegenüber sitzt, der ihn eines Tags beim Fittich nehmen wird, wofern er nicht etwa Geld genug bei sich hat, um für's Entwischenlassen bezahlen zu können. Der Redakteur des Winkelblättchens, der angehende Verfasser unsterblicher Werke, der junge Advokat, der noch nicht Gelegenheit gehabt hat sein Licht leuchten zu lassen, der Studiosus der Gottesgelahrtheit, der sich mit wöchentlich sechs Schilling Taschengeld in der christlichen Demuth übt, der Colporteur, der Doktor ohne Patienten, der Eiscrême-Mann von drüben um die Ecke, der Druckergehülfe, der sich einen kleinen Rausch angetrunken hat und sich nun scheut nach Hause zu seiner Ehehälfte zu gehen, ehe er nüchtern ist, mit Einem Worte, alle die Klassen, welche den großen breiten Mittelstreifen der Bevölkerung ausmachen, finden sich an Sweeneys Krippe ein. Aber so verschieden die Elemente auch sind, welche sich hier mischen, so gibt es doch fast nirgends etwas, das einer Ruhestörung gliche; denn Essen ist ein ernstes Geschäft, zumal wo man nur einen Sixpence darauf verwenden kann und keine Ahnung hat, ob der, womit das nächste Mittagsmahl zu bezahlen wäre, schon geprägt ist.

Wir schließen unsere Schilderung dieser Anstalten mit einer Warnung. Es ist allerdings wahr, daß die Sweeneyica billige Speisehäuser sind; denn ein Sixpence für ein Diner ist eben nicht allzu theuer. Aber man muß sich in Acht nehmen, sonst könnte man eben so wohl im Astorhouse gespeist haben und besser dabei gefahren seyn. Latet anguis in herba, argloser Fremdling! Ganz gewiß, die halbe Portion kostet nicht mehr als sechs und einen viertel Cent. Allein wenn du satt werden willst und nach einem zweiten Stücke Brod, einem Schnittchen Käse, einem Pickle u. s. f. Verlangen trägst, so wird sich ungefähr folgende Zeche zusammenfinden: „Suppe sechs Pence, Roastbeef, ganze Portion, Schilling, Truthahn achtzehn Pence, extra Brod drei, Butter sechs Pence, Pickle deßgleichen, Pudding ditto, Käse drei Pence, Rothwein (d. h. Blauholzabsud mit aufgelöstem Alaun) zwei Schilling — Summa: sieben Schilling." Will man wohlfeil essen, so muß man mit einem schlichten Mahle fürlieb nehmen. Man bestellt sich sodann einen Teller Roastbeef »mixed,« d. h. mit einer Art Brei aus Rüben und Kartoffeln zu gleichen Theilen, läßt sich ein Stück altbackenes Brod dazu reichen, spült das Ganze mit einem Glase kühlen Crotonwassers hinunter, legt einen Schilling neben seinen Teller und geht als vernünftiger und zufriedengestellter Mann wieder hinter seinen Laden- oder Schreibtisch.

Eine andere Klasse der Eßanstalten, die nicht unerwähnt bleiben darf, sind die Kaffeehäuser dritten Ranges, von denen Buttercake-Dicks eines der besten Beispiele ist. Das Hauptverdienst dieser Etablissements, die sich gemeiniglich in Kellern befinden, ist, daß sie, während alle übrigen gegen neun Uhr Abends die Lampen auslöschen, die ganze Nacht offen sind, so daß hungrigen Zeitungsplackhölzern und sonstigen Nachtschmetterlingen Gelegenheit geboten ist, sich mit einem Teller voll Biscuits für drei Cents und einer Tasse Kaffee für denselben Preis den Heißhunger vom Leibe zu halten, oder sich, wenn sie luxuriös seyn sein wollen, mit einem Schnitt Pumpkin-Pastete für fünf Cents eine Güte zu thun. Die vornehmsten Gönner dieser Institute jedoch sind die Feuerleute und die obern Cirkel der Zeitungsjungen, welche durch die Ankunft wichtiger Neuigkeiten den Tag ein gutes Geschäft gemacht oder das Glück und Geschick gehabt haben, einen jüngeren Genossen der Gilde um einen Schilling zu beschwindeln. Hier sitzen diese Herolde der Presse nach gethanem Tagewerk Kopf an Kopf auf hölzernen Bänken, die Butterkuchen und Kaffeetassen vor sich, die pfiffigen Gesichter auf die Knöchel der gefalteten Hände gelegt, und discutiren mit den Bho-oys hochwichtige Themata und tief in das sociale Leben einschneidende Fragen. Man entscheidet

z. B., ob Nummer Vierzehn wirklich die erste Compagnie beim letzten Brande war, oder ob es Wind ist, wenn sie sich dessen rühmt. Man wägt im voraus die relativen Verdienste der Boote ab, welche bei der nächsten Regatta um den Siegerkranz ringen werden. Man bringt Punkte von der höchsten Bedeutung für die Wissenschaft des „Rings" zu definitivem Austrag. Sobald die Mitternachtsstunde kommt, versammeln sich die »firemen,« diese Kinder der Finsterniß, von allen nur denkbaren Gegenden, und bald besäumt ein Panorama von rothen Hemden und braunen Gesichtern die Wände und füllt allmählig das ganze Gelaß des kleinen Kellers. Die Debatten werden fortgesezt, die Gegenstände mit manchem kräftigen Fluche gepfeffert und alle Beziehungen reiflich erwogen. Da ertönt die Feuerglocke, und im Nu springt die ganze Gesellschaft auf und eilt durch die Straßen mit Windhundssätzen nach den Spritzenhäusern, aus denen sie den Augenblick nachher mit lautem Jauchzen, die großen prächtigen Maschinen an langen Seilen hinter sich herschleppend, wieder hervorstürmen, um nach der Brandstätte zu fliegen und dort mit Aufbietung aller Kräfte zu arbeiten, für die Rettung des Eigenthums von Leuten zu arbeiten, die nichts von ihnen wissen, sich nicht um sie kümmern, ja sich schwerlich die Mühe nehmen werden, ihnen für ihren Muth und ihre Mühe zu danken.

Ebenfalls zu den Speisehäusern zu rechnen sind die Eiscrêmesalons auf dem Broadway und die Conditoreien der Bowery und anderer Hauptstraßen der Stadt. Die Etablissements auf dem Broadway sind ohne Ausnahme mit dem allen Läden und Geschäften dieser Prachtstraße eigenen übertriebenen Prunk ausgestattet, welcher von außen eine großartige Wirkung ausübt, von innen gesehen aber zu sehr blizt und blendet, flackert und funkelt, um einen behaglichen Genuß aufkommen zu lassen. Namentlich Nachts, wenn die Falten der reichgeblümten, glitzernden Seidengardinen, die Silbertapeten und die Goldrahmen der gewaltigen Spiegel von Gasflammen bestrahlt werden, bieten diese Restaurationen einen fast zauberhaften Anblick. An den heißen Sommerabenden, wo die schwüle drückende Luft die Spaziergänger schnell ermüdet, sind diese Eiscrêmesalons gedrängt voll von wohlgekleideten Männern und Frauen, die zum größern Theil der wohlhabenden Mittelklasse angehören, während die Anstalten ähnlicher Art, welche die Bowery zeigt, bis zur Schwelle von den stämmigen Figuren der Bho-oys und ihren drallen, rothbackigen Schätzen gefüllt sind. Bei Tag dagegen sind die Eiscrêmesalons des Broadway der Sammelplatz der vornehmen Damenwelt. Ausnahmsweise verirrt sich wohl auch ein zartes bleiches Jünglingsantlitz hinein, welches Amors Pfeil verwundet hat, und welches es deßhalb für ein Sacrilegium hält, etwas Herzhafteres als Eiscrême und Marzipan über die Lippen zu bringen, indem es, fügt Mephisto hinzu, glücklicherweise nicht ahnt, daß seine bella inamorata in diesem selben Augenblick ein mächtig großes Stück Rinderbraten mit neuen Bohnen und Kartoffeln unter dem Messer hat. In der Regel jedoch ist es die weibliche Noblesse, welche den Tag über in diesen Etablissements dominirt: Gräfinnen und Herzoginnen aus der Oberstadt, welche hier auf ihrem Wege nach Stewarts Modewaarenhandlung ausruhen, um sich mit einer Tasse duftenden Souhongs und einem Sandwich zu regaliren, oder sich dem gefährlichen Genusse (aber wie reizend ist diese Gefahr!) eines Sherry-Cobblers hinzugeben. Haben sie Appetit, so kann man ihnen hier auch mit Austern, und zwar mit den feinsten, mit einem gebratenen Täubchen, einer Schnepfe à la toast und sogar mit dem vulgären und massiven Luxus eines Porterhousesteaks aufwarten.

In gleichem Range mit den Eiscrêmesalons stehen die Austernkeller ersten Ranges, welche sich, prachtfunkelnd wie Aladdins Höhle, auf den Broadway öffnen, Downings, Peter Steiles und Deckers Etablissements zum Beispiel. Das alte Vorurtheil, daß Austern während der warmen Jahreszeit nicht schmeckten, ist hier längst zu Grabe getragen worden, und wir haben nicht den leisesten Unterschied zu entdecken vermocht zwischen sommerlichen und winterlichen Natives. Möglich, daß Downing, der schwarze Tausendkünstler, dem Könige der gutmüthigen Muschelthiere so lange um den Bart gegangen ist, bis er seinen Unterthanen befahl, zu jeder Jahreszeit reif, elastisch und schmackhaft zu seyn. Sey dem aber wie ihm wolle, ein kurzer Besuch in einem dieser unterirdischen Prunksäle wird sich auf alle Fälle belohnen. Gehen wir denn hinab in die flimmernde, schimmernde Höhle. Aber bst! sich in Acht nehmen, nichts merken lassen, daß wir hinter noch andern Dingen her sind, als Austern!

Da zum Exempel hinter der Thür mit den Scheiben von farbigem Glase sizt eine Gesellschaft junger Commis über einer Flasche Champagner, der in Newjersey auf Apfelbäumen gewachsen und in Newyork mit Hülfe von Droguen und Etiketten in ächten Cliquot verwandelt worden ist. Gewiß, die beiden Dandies, die Brag mit ihnen spielen, sind Gauner, und gewiß, sie werden ihnen, ehe die Gelbschnäbel zwei Stunden älter sind, die Taschen geplündert haben, und gewiß, die Dollars und Eagles in diesen schwerbedrohten Taschen gehören von Rechtswegen ganz wo anders hin, zum Beispiel in die Kasse des Principals dieser Laffen, die auf dem geraden Wege sind, zu Schurken zu werden. Aber das geht uns nichts an; kümmern sie sich doch auch um uns nicht das Mindeste. Lassen wir sie und lassen wir auch das Pärchen in dem Privatclosetchen ihnen gegenüber, wo es ein Dutzend „Geröstete" verzehrt und Eispunch dazu trinkt. Der Herr und seine Dame sind eben so tief in ihre eigenen Angelegenheiten versenkt, wie die jungen Spieler, und sie spielen vielleicht um einen höheren Preis, etwa um die Treue eines

Gatten und eines Weibes jungfräuliche Seele; aber auch das schiert uns nichts. Jeder sorge für sich, Gott für uns alle! Treten wir ein.

Wahrlich ein bezaubernd prachtvolles Gemach! Zu beiden Seiten streckt sich, zurückgeworfen und vervielfältigt von gewaltigen Spiegeln, sich mischend und verlierend in einem farbenreichen Labyrinthe von buntem Glase, schweren Damastvorhängen und gebrochenen Lichtern, eine lange Reihe von Arkaden, die mit dem anmuthigsten Schnitzwerke geschmückt, mit kostbaren blauen oder karmoisinrothen Gardinen verhangen und im Innern mit Tafelglas ausgelegt sind. Sie bilden eine Anzahl kleiner Kämmerchen, in denen Gemälde, welche die Freuden der Tafel und der Liebe darstellen, die Sinne reizend auf Divans vom neuesten Geschmack und allerliebste Tischchen, so zart wie aus Glas geblasen, herabschauen. Wie meisterhaft ist die Wirkung von Licht und Schatten berechnet, welche den drei großen Kronleuchtern entströmt, die von der gewölbten, mit Malereien und Stuccatur gezierten Decke auf den breiten Gang vor diesen Arkaden herniederstrahlen! Wie lockend sieht die Schnepfe, die an der Wand des niedlichen Winkelchens, wo wir uns niedergelassen, auf der Traube sitzt, uns in die Augen! Wie wollüstig glüht uns die halbentkleidete Odaliske neben ihr an! Aber welch ein Prachtstück erst ist der Altar in diesem Tempel des Genusses — der Schenktisch und die Flaschenpyramide, welche sich hinter ihm erhebt! Eine lange, milchweiß lakirte, mit phantasievollen Goldarabesken bedeckte Tafel, deren obere Fläche mit röthlich geädertem Marmor bekleidet ist; dahinter, von Säulchen oder allerlei geschnitzten Figuren getragen, ein schrankartiges Gerüst, in dessen Fächern auf silbernen Untersetzern schön geschliffene Krystallflaschen, anmuthig geformte Porcellankrüge, Vasen und Urnen stehen. In der That, es wäre interessant, zu erfahren, ob Frau Venus Herrn Richard Wagners Tannhäuser ähnliche unterirdische Herrlichkeiten zu zeigen gehabt hat.

Hm, Frau Venus und der Tannhäuser! Der Gedanke an sie liegt so fern nicht von hier als der Thüringer Berg, in dem sie hausen. In diesen funkelnden Flaschen und Karaffen mit ihren rothen, grünen, blauen und goldgelben Flüssigkeiten bergen sich zusammengerollt bis zur Unsichtbarkeit die giftigen Schlangen, welche schon so manches Tausend edler Herzen gestochen, schon so manche reine Seele vergiftet, schon so manches Haus wüste gelegt haben. Rede man nicht von falschem Pathos und Uebertreibung! Dürften wir die Geschichten, die man uns in und von diesen Etablissements erzählt, hier mittheilen, man würde an die Besessenen von Weinsberg, an Dämonen und Vampyre und an das gesammte Mittelreich glauben lernen. Nippe, trinke, saufe, werde toll, das sind bloß die ersten vier Stufen der Stiege, welche von diesen Kellerräumen noch weiter hinab führt, bis der Verlockte von der letzten geradewegs in den gräulichen Höllenrachen (siehe Goethes Faust, zweiter Theil) hinabtritt, aus dem ihn keine rosenstreuenden Engel herausschmuggeln. Die Stiege ist bequem und elegant genug, und was sie auf den letzten Stufen Unbequemes hat, wird von denen, die sich ihrer bedienen, in ihrer Umnebeltheit und Abgestumpftheit nicht mehr bemerkt.

Zuerst erscheint so ein hochmüthiger, naserümpfender Geck, die Taschen voll Geld, den Kopf voll Unverstand, die Zunge voll von jenem der angeliächsischen Race eigenthümlichen Durste nach gebrannten Wassern, herausstaffirt nach der neuesten Mode, in diesen unterirdischen Salons, in denen gelegentlich wohl auch ein anständiger Mensch sein halbes Hundert Austern verspeist und sich mit einem Glase von der rechten Sorte erheitert, in denen aber nur aristokratische Rowdies und die höheren Cirkel der Gaunerschaft Gothams Stammgäste werden. Hier macht er, wie er's zu nennen beliebt, „elegante Bekanntschaften" mit einer Rotte von Veteranen der Ausschweifung, ausgelernten Wüstlingen und abgefeimten Kartenkünstlern, die sich um ihn wie die Fliegen um ein Aas sammeln und ihn, ehe sein Flaum zum Barte geworden ist, in alle die tieferen Geheimnisse der Kunst zu schwelgen einweihen. Von dem strahlenden Keller führen sie ihn nach dem vornehmen Spielhause, wo man ihm mit wohlerzogener Ruhe und Gelassenheit zunächst sein Geld und dann seinen Kredit abnimmt; während im Hintergrunde prächtige Frauenbilder durch's Zimmer schweben, um mit einem tiefdringenden Blick auf ihn in mysteriösen Thüren zu verschwinden. Bald giert die auri sacra fames in ihm, von der er bis dahin bloß in der Schule gelesen. Und heißer noch giert und brennt in der Brust des Neophyten die Glut, welche jene sehnsuchtsfeuchten, leidenschaftlichen Augen hineingestrahlt. Das Feuer des Branntweins, der Spielwuth, der Wollust flammt in ihm in lichter Lohe und frißt ihm die Ehre, das Gewissen, die Erinnerung an bessere Zeiten aus dem Herzen, bis er endlich allen Geschmack am Guten, ja sogar am Angenehmen verliert, nur noch an außergewöhnlichen Scheußlichkeiten einiges Vergnügen empfindet und so zu jenen dämonischen Vollblutschurken herabsinkt, welche wir in einem vorhergehenden Kapitel in Andeutungen vorgeführt.

Wir haben diesen Etablissements so viel Aufmerksamkeit gewidmet, daß es nur billig scheint, ehe wir Delmonico besuchen, der Charakteristik, die wir von den weit ehrenwertheren Speisehäusern à la Sweeney und à la Browne gegeben (unter denen wir beiläufig Lovejoys Hotel als vorzüglich empfehlen), noch einiges hinzuzufügen. Wir sahen oben mehr die lächerliche Seite der Sache; hier wollen wir gestehen, daß diese kolossalen Abfütterungsinstitute für das Newyorker Leben außerordentlich werthvoll sind. In der That, Newyork könnte ohne seine Eating-Houses so wenig existiren, als wir beiden, geschätzter Leser, ohne unsern Magen.

Im Winter, wo man bei den kurzen Tagen und den langen Straßen kaum im Stande ist, nach seinem Comptoir zu gelangen, ehe es Zeit wird, dasselbe zu schließen, würden schwerlich irgend welche Geschäfte gemacht werden können, wofern die vierzigtausend Menschen, welche in der Unterstadt ihre Speicher und Schreibstuben, ihre Läden und Banken, ihre Druckereien, Redaktionsbureaux und Werkstätten haben, genöthigt wären, des Mittagessens halber nach ihren Wohnungen im obern Theile der Stadt zu gehen. Die Fortschritte von Handel und Gewerbe haben diese Wohnhäuser so weit vom Süden nach dem Norden hinauf gedrängt, daß ein Geschäftsmann, wenn es keine Speisehäuser gäbe, sich mit einem Frühstück und Abendessen zu begnügen, ein Diner aber nur Sonntags zu hoffen hätte. So aber steht er hinter seinem Ladentisch, bis eine seinem Magen günstige Windstille, eine Ebbe in der ungeheuren Strömung eingetreten ist, die ihn nach der seligen Insel der Millionärs treibt. Diese benuzt er, nimmt den Hut, schlüpft fort nach Browne's oder Lovejoys Krippe, erfrischt den inwendigen Menschen mit dem, was Leib und Seele zusammenhält, und ist in spätestens einem Viertelstündchen wieder mit der Feder hinter'm Ohr unter seinen Waaren und Zahlen. Bedenkt man, daß dieses Verfahren von mindestens vierzigtausend Leuten Tag für Tag in Newyork beobachtet wird, so kann man sich eine Vorstellung von der unermeßlichen Masse Zeit machen, die alljährlich zu Nutz und Frommen der Geschäftswelt hier durch die Speisehäuser erspart wird, und da Zeit Geld und Geld der Werthmesser der Menschen und Völker und die sichtbare Erscheinung des Weltgeistes ist, so urtheile, scharfsinniger Leser und Philosoph, welch ein ungeheures Verdienst diese Institute sich um das Vaterland erwerben.

Sind nun die Speisehäuser schon im Winter nützlich, so sind sie im Sommer geradewegs unentbehrlich. Der wohlhabende Kaufmann oder Fabrikant schickt während der heißen Monate seine Familie hinaus auf's Land nach kühlen, schattigen Oertchen, an denen die Nachbarschaft Newyorks so reich ist. Hier trifft er sie, wenn der Tag mit seiner Last vorbei ist, mit Hülfe der Dampfboote und Omnibuslinien, welche aus der Stadt nach allen Richtungen hin schwärmen; aber den ganzen langen schwülen Tag hindurch muß er in seinem Geschäft seyn. Was wollte er ohne Sweeneys und Brownes Anstalten machen? Buchstäblich Hungers sterben müßte der Arme.

Aber Scherz bei Seite, wirft man auf die Sache einen ruhigen Blick, so kann man in der That und Wahrheit sagen, daß Newyork den Speisehäusern, troß ihrer schwitzbadartigen Zimmer und ihrer wäßrigen Suppen, ungemein viel Dank schuldig ist, indem sie eine der Bedingungen jener unaufhörlichen Strömung commercieller Thätigkeit durch die großen Geschäftscentren sind, wodurch sich die Hudsonstadt vor vielen andern Handelsstädten auszeichnet. Sonder Zweifel trägt die geographische Lage ebenfalls dazu bei, aber ohne jene Mammuth-Garküchen, die mitten im Herzen des Verkehrs gelegen sind und die dem Gewerbsmann für einen Preis, der im Vergleich mit der ersparten Zeit nicht zählen würde, wenn er auch dreimal so hoch wäre, ein ausreichendes und mindestens eßbares Mittagsmahl liefern, ohne jene kolossalen Magenbefriedigungsinstitute, behaupten wir, würde weder die günstige Lage noch der unermeßliche Waarenandrang nach der Manhattaninsel im Stande seyn, jenes unablässige Gewimmel, Gewirr und Gewühl von Angebot und Nachfrage auf die Dauer zu erhalten.

Daß es in solchen ausgedehnten Etablissements nicht ohne einigen Lärm und mitunter nicht ohne Verwirrung abgeht, wird man begreiflich finden. Denke man einfach daran, daß in den größeren durchschnittlich dreitausend Menschen innerhalb drei Stunden dieselbe Treppe hinaufsteigen und an denselben Tischen sich sättigen. Solch ein Schauspiel kann sich eben nur der ganz deutlich vergegenwärtigen, der es gesehen hat. Wir glauben, nirgends, weder in Amerika noch in Europa, nicht einmal in London und Paris, existirt etwas dem Gleiches. Es ist der Gipfel, die Concentration, der incarnirte Begriff des Amerikanerthums mit seiner Unbehaglichkeit, Gemüthlosigkeit und rücksichtslosen Hast, aber auch mit seiner titanenhaften Thatkraft, seiner zähen Ausdauer, seinem unverwandt dem lezten Ziele zugekehrten Blicke.

Da wir der Verdienste der Eating-Houses gedachten, mag nicht unerwähnt bleiben, daß die Unternehmer derselben nicht bloß gute Patrioten, sondern auch treffliche Spekulanten sind. Gewiß, sie verdienen alle Achtung, eben so gewiß aber auch ist, daß sie schönes Geld verdienen. „Ich könnte Ihnen mehr als ein Prachtgebäude droben im Viertel der Upperteus zeigen," behauptete ein Freund, „welches von den Sixpencestücken und Schillingen der Speisehäuser erbaut wurde, und mehr als einer von den Besitzern der reizenden Villen in Staaten-Island und New-Jersey, mehr als einer von den Inhabern der besten Logen im Parktheater, mehr als einer der Aristokraten, deren Gemahlinnen der feinen Welt Gesetze geben, begann seine Laufbahn damit, daß er den Kaufleuten der Stadt untern Theils Kaffee und Butterkuchen, Fleisch und Kraut verkaufte. Ja, manche von ihnen haben sich in diese Geschäfte so hineingelebt, daß ihr schwerbelasteter Vorschneidetisch, umgeben von dienstbereiten, behenden Aufwärtern, mit hungrigen Blicken beobachtet von hundert und aberhundert Gästen, ihnen zum Lebensbedürfniß geworden ist, und daß man sie in Folge dessen tagtäglich von zwölf bis drei Uhr, angethan mit fleckenloser weißer Schürze, Messer und Gabel in der Hand, vor diesem geliebten Tische stehen und Roastbeef, Plumpudding und Hummersalat austheilen sieht, welche sie ihren weniger wohlhabenden und weniger vornehmen Kunden mit gewissen stehenden Witzen, die von Jahr zu Jahr feiner werden,

würzen, während Frau und Töchter in dem Familienpalais above Bleeker anmuthig auf Sammtottomanen lehnen und mit andern nobeln Damen des Viertels die zarten Fragen durchsprechen, von denen das Geschick neuerfundener Moden, fashionabler Bücher, neuetablirter Zahnkünstler, Maler und Schauspieldirektoren abhängt.

Dieses Bild — ein Aristokrat als Garkoch — nimmt sich wie eine Satire aus; aber abgesehen davon, daß es in unserm Falle ein Daguerreotyp ist, könnte man es auch als Illustration zu einem Panegyrikus auf Amerika verwenden. Uns wenigstens will es bei näherer Betrachtung eher bewundernswerth als lächerlich bedünken, wenn in diesem Lande jedermann in jedwedem ehrlichen Geschäfte sich durch Gewandtheit, Fleiß und Beharrlichkeit die gesellschaftliche Stellung erobern kann, wozu seine Fähigkeiten ihn berechtigen, und wenn Schönheit und Klugheit, Takt und Edelsinn weder durch niedere Geburt noch durch das Naserümpfen solcher, deren Emporkömmlingschaft von älterem Datum ist, abgehalten werden, sich die ihnen gebührende Geltung zu verschaffen. Sicherlich, das wäre nicht lächerlich, wo man seine Vornehmheit nicht in dem Gelde, sondern in dem durch dasselbe repräsentirten Fleiße und Verstande sähe. Wo dieß geschieht, da ist von dem Bilde, welches im ersten Kapitel aufgerollt wurde, die Lichtseite, und diese wollen wir hiemit anerkannt haben.

Und nun haben wir unserem Gegenstande die nöthige Ehre und erschöpfende Berücksichtigung angedeihen lassen. Unser Beobachtertagwerk ist vollbracht, und wir dürfen uns belohnen, mit der Rückkehr zu Delmonico belohnen.

„Um bei Delmonico zu diniren," hatte man uns gesagt, „bedarf es hauptsächlich zweier Dinge: daß man Geld hat und daß man französisch spricht." — Unsere Erfahrung bestätigt das nicht vollkommen. Von dem letzteren Requisit reicht ein klein wenig aus; mit dem ersteren aber muß man gut versehen seyn, um sich hier wohlzubefinden, und ist dieses der Fall, so ist man (wie überall, wo Gasthäuser wachsen) geborgen, ob man nun der Sprache, die das Wort Gourmand zur Welt gebracht, mächtig ist, oder nur mit der Zunge redet, welche sich an Leberknödeln und pommerschen Gänsebrüsten letzt.

Delmonicos Etablissement zerfällt in verschiedene Departements. Der untere Salon ist für gewöhnliche Gäste bestimmt, welche Eile haben und sobald wie möglich wieder zu den Geschäften zurückwollen. Es sind meist französische oder deutsche Importeurs, Leute von Bildung und feinen Sitten, welche ein gutes Stück von der Welt gesehen und durchgekostet und im Umgange mit Menschen mancherlei Art jene rücksichtsvolle Milde des Benehmens, jene taktvolle Haltung und jenen Gleichmuth gewonnen haben, welche den vollendeten Gentleman charakterisiren. Außer diesen trifft man häufig kleine Gruppen gereister Amerikaner, die sich ganz unbewußt denselben Ton angewöhnt haben. Selbst die Kellner haben etwas davon. Sie sind regelmäßig geschult, und ohne den Gast durch beobachtende Blicke zu ärgern, sind sie doch allezeit wie gerufen zur Hand, sobald sich in ihm der Wunsch nach dem oder jenem zu regen beginnt. Seinen Worten hören sie mit jener ernsten Aufmerksamkeit zu, welche ihm die Gewißheit gibt, daß er genau das bekommen wird, was er befiehlt. Wie durch Zauberei entsteht in der Küche, was bestellt wird, und wie durch den elektrischen Telegraphen befördert erscheint es, und wäre es das Seltenste, vor dem Wünschenden.

Nachdem man sich sein Diner oder Souper bestellt hat, wozu der Gast, der in diesen Hallen habitué ist, keiner Anweisung durch Speisekarten und dergleichen Eselsbrücken der Speisekunst bedarf, hat man Muße, sich umzusehen und Beobachtungen anzustellen. Da uns zur Rechten an dem Tische in der Ecke speist ein ältlicher Franzose mit seinem Sohne. Der Vater ist mindestens sechzig Jahre alt, sagt man uns, aber wir würden ihm höchstens fünfundvierzig geben, wenn man uns fragte. Sein Haar und sein wohlgepflegter Backenbart sind so geschickt gefärbt, daß der Besitzer es dem Spiegel beinahe glauben könnte, wenn er ihm vorlöge, er habe von der Flucht der Zeit nur geträumt. Für den, der lange unter Amerikanern gewesen ist, liegt eine wahre Erquickung in dem bescheidenen, kindlichen Benehmen, welches das schmucke Herrchen dem Vater gegenüber beobachtet. Man möchte die Freundlichkeit, mit welcher der leztere dem Sohne begegnet, fast Leutseligkeit, und die Aufmerksamkeiten, die der junge Mann dem alten erweist, beinahe Huldigungen nennen, so wunderbar wirkt der Abstand zwischen diesem Verhalten und dem rücksichtslosen, oft geradezu frechen Gebahren von Kindern gegen Eltern in amerikanischen Familien.

Am nächsten Tische hinter diesen sizt in einer Attitude träumerischer Beschaulichkeit ein langer Mann mit scharfgeprägten Zügen. Er trägt einen röthlichen Bart, welcher einen etwas sinnlichen Mund beschattet, und ist mit Geschmack gekleidet. Es ist die Mittagsstunde, und er hat so eben erst sein Frühstück beendet; denn da steht die gigantische Chokoladetasse, tief genug, um drei von der gewöhnlichen Art in sich aufnehmen zu können, und vor ihm liegen die Reste der oeufs en miroir, mit denen er gespielt hat. Obschon noch nicht dreißig Jahre alt, ist er doch augenscheinlich ein vollendeter Weltmann, ein Epicuräer, ein Kunstfreund, ein Cicisbeo der Coulissenwelt, ein Kritikus, beinahe ein Alleswisser. Der Eindruck, den er macht, ist der, daß er gereist seyn könnte. Dieß ist der Fall, aber seine Reisen haben sich auf ein Hin- und Herfahren unter Büchern beschränkt. Es gibt wenige Opern, die er nicht kennte — aus den europäischen Musikzeitungen; wenige Bilder, Statuen, Kirchen, die er nicht gesehen hätte — in Stahlstichen und Holzschnitten; wenige berühmte Persönlichkeiten, die er

nicht zu seinen Bekannten zählte — vermittelst ihrer Biographien. In der Wirklichkeit hat er seine Vaterstadt Newyork nie verlassen. Er ist trotz mancher Vorurtheile und ungeachtet seiner Eitelkeit und seines Starrsinns ein interessanter und merkwürdiger junger Mann, dieser Richard Grant White, und seine musikalischen Kritiken gelten in den höheren Kreisen der Newyorker Gesellschaft schier wie Orakel.

Dort zur Rechten hinter einem Gewirr von angebissenen Orangen, angebrochenen Krügen mit Eingemachtem und Tellern mit meringues à la crême lehnt nachlässig neben seinem entschiedensten Gegenbilde, dem superfeinen, honigsüßen Poeten Willis, ein wunderbar eigenthümliches Gesicht. Diese hohe, breite Jupiterstirn, umwachsen von buschigem Haare, diese geistreichen Augen und dieser Mund, um den sich gutmüthiger Humor und bitterer Spott über Alles und Jedes streiten, sie gehören dem Schriftsteller Parke Godwin an, einem der tiefsten, ehrlichsten und strebsamsten Denker und Fortschrittsmänner, deren sich das heutige Amerika rühmen kann. Es ist wahr, er ist Socialist, Swedenborgianer, Hydropath, und wer weiß was Wunderliches noch. Aber er ist zu gleicher Zeit ein emsiger und glücklicher Arbeiter in dem Kreise, worin er sich gestellt sieht, und mit den Materialien, die ihm zur Hand sind. Er ist eine Art amerikanischer Carlyle, beinahe etwas von einem Deutschen. Er hat den Versuch gemacht, selbstständig zu denken, und hin und wieder ganz achtbare Resultate erzielt, und wenn diese Resultate nicht die Anerkennung gefunden haben, die sie verdienten, so ist das erstens nicht seine Schuld, und zweitens größeren Talenten bisweilen ebenfalls so ergangen.

Außer diesen Notabilitäten der Presse könnten wir, wenn die Stunde uns günstig wäre, noch manche andere Berühmtheit Newyorks, politische Größen, beliebte Maler, vergötterte Schauspieler, zum Beispiel den Nebenbuhler Macreadys, Herrn Forest hier antreffen, welcher letztere sich eines außerordentlichen Rufs unter seinen Landsleuten erfreut, nach unsern Begriffen von mimischer Kunst aber kaum anderswohin als unter die Coulissenreißer à la Kunst einzuregistriren seyn dürfte.

Der Rest der Gäste besteht aus Kaufleuten, deren Gedanken um Courszettel und Bilanzen, um Actien und Wechsel schwärmen, während sie mit gelassener Miene auf ihr Essen warten. Sie haben alle einerlei Typus, und dieser ist zu alltäglich, um einer Schilderung werth zu seyn. Die Spanier und Franzosen tragen gewöhnlich auch Schnurr- und Kinnbärte, während die Herren von angelsächsischer und deutscher Abstammung in der Regel sich mit der bloßen Wangenzier begnügen, welche beim Suppeessen weniger Unbequemlichkeit macht. Andere Unterschiede wüßten wir nicht zu entdecken. Sie essen, bezahlen, gehen ihres Wegs, feilschen und verkaufen, thun morgen dasselbe, übermorgen deßgleichen, und so fort von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr, bis der Wechsel fällig ist, welchen die Firma Tod und Comp. niemals prolongirt. Keine Veränderung im Aussehen, kein Altwerden ist an ihnen zu bemerken. „Selbst die Franzosen," bemerkte unser munterer Cicerone in diesen Räumen, „verrenken sich niemals die Kinnladen, noch schlenkern sie sich dieselben von den Hälsen, so unausbleiblich es auch mitunter scheint, daß die nächste ihrer lebhaften Geberden solch ein beklagenswerthes Ergebniß haben wird."

Im obern Stockwerke befinden sich zahlreiche kleinere Zimmer, für Zeitungsleser, für Privatsoupers, für Gentlemen, welche aus irgend einem guten oder bösen Grunde die Zurückgezogenheit lieben, bestimmt und von der Frühstückszeit bis zum späten Abend mit Gästen gefüllt. In diese Gemächer, aus deren Schlüssellöchern bisweilen der duftende Odem ächten Burgunders quillt, haben wir kein Recht einzutreten. Hätten wir die Augen des Mannes im Mährchen, welcher durch neun Wände schaute, oder wären wir Zeitungskorrespondenten, welche bekanntlich das Privilegium besitzen, an allen Thüren zu horchen, hinter denen Großes gebrütet oder gebraut wird, so würde es uns nicht schwer fallen, unsern Bericht um ein Beträchtliches pikanter zu machen. Wie die Sachen stehen, müssen wir uns mit bloßen Vermuthungen begnügen und den Dämon zur Ruhe verweisen, welcher aus bester Quelle erfahren haben will, es ginge hier oben manchmal nicht völlig mit rechten Dingen zu.

Damit soll nicht etwa gewinkt werden, daß Delmonicos Etablissement ein Spielhaus sey. Bewahre der Himmel! Und somit hätten wir uns wohl salvirt, wenn die achtbaren Handelsherrn und die superfeinen Clerks, welche,

„Von den Hacken
Bis zum Nacken
Wie aus Zuckerbrod gebacken,"

wöchentlich dreimal hierher getrippelt kommen, um in eines dieser mysteriösen Privatclosetchen zu schlüpfen und ein wenig Poker, Brag oder Pharo zu spielen, diese Mittheilung läsen und darin eine boshafte Anspielung auf ihre Vergnügungen spüren wollten.

Nein? — Nicht salvirt? — Nun, dann soll wenigstens der würdige Inhaber des Geschäfts damit entschuldigt seyn. Wie soll ein Wirth, und wenn er vom Riesen Argus stammte, wissen, was seine Gäste bei geschlossenen Thüren treiben? Wie soll er sich überhaupt darum im mindesten kümmern? Und wie in aller Welt soll er sich in solche Dinge mischen können? Wenn man auf Delmonicos treffliche Restauration deßhalb einen Stein werfen dürfte, so müßte man — vorausgesetzt, daß unser malitiöser Begleiter nicht unverantwortlich übertrieb — auf den Ruf verschiedener prachtvoller Residenzen above Bleeker so viele Steine werfen wie die Juden auf Prinz Absalons Grab, und das waren ihrer eine große Menge.

Die Flüsse Frankreichs.

Frankreich, obgleich in seinen nördlichen Gebieten größtentheils einförmiges Flachland, besitzt landschaftliche Schönheiten aller Art, blühende, reizend durchschnittene Gauen und starre, wüste Eisgebirge, paradiesisch abgeschlossene Thäler, wo man ewig wohnen möchte, und unabsehbare Fernsichten auf weite und reiche Ebenen, schäumende Sturzbäche in den Alpen und Pyrenäen, und üppig geschweifte, großartig eingehegte Golfe, Waldungen aller Art, Eichen im Süden, Eichen im Norden, und traurige, öde, doch nicht unpoetische Moorstrecken und Heiden; was nur die Phantasie des Touristen, die Palette des Landschafters verlangen mag, enthält es. Ein einziger Schmuck nur ward ihm versagt, die Juwelen der Schweiz, die Brillanten Italiens, die Edelsteine Oesterreichs, die schönen Seen.

An Teichen, an zum Theil, und zumal in dem holz- und felsenreichen Nivernais, wie in der waldig hügeligen Creuse malerisch gelegenen Teichen hat es großen Ueberfluß. Sie haben, aus der Ferne oder im mondverklärten Zwielicht gesehen, oft ein Gepräge ernster Anmuth oder wohlthuender Schwermuth; aber in der Nähe und ohne das Mittel täuschender Lichtgespinnste angeschaut, verlieren sie die größere Hälfte ihres Reizes. Ein gewisser Schein anregender Stille, eine gewisse Stimmung, wie die Künstler sagen, bleibt ihnen für leicht bewegte Seelen wohl auch dann noch; aber die Farbe, die magische Farbe, das dunkle Grün, das finstere Blau, das wunderbare Schwarz, das den meisten wahren Seen eigen ist, geht ihnen ab. Man sieht, es fehlt ihnen die Tiefe, die schaurige, aber auch süße Tiefe. Ihr trübes, unlauteres Wasser beweist, daß sie auf Schlamm, nicht auf Felsen ruhen; man träumt sich wohl Karpfen und Hechte, keine Nixen, keine Geister in ihren Schooß, und sie scheinen nicht von der allseitigen Natur, die des Menschen leibliche Bedürfnisse mütterlich bedenkt, aber sein Gemüth auch nicht vergißt, zur Erquickung des Wanderers, zum Entzücken des Malers und zur Entzündung der Dichterflamme in den Abgrund geschüttet, sondern vom Menschenwitz und Menschenfleiß zur Versorgung epikuräischer Tafeln wenn nicht immer angelegt, doch unterhalten.

Wohl besitzt die eigenthümliche Auvergne in ihrem Innern tiefe und enge Becken, die in uralter Zeit Herde vulkanischen Feuers waren, jetzt aber tiefe, schweigende, unbewegliche, kleinen Seen ziemlich ähnliche und auch Seen genannte Quellen beherbergen. In den Schluchten und auf den Höhen des Jura bergen sich unscheinbare Seen, die eben so wenig als die noch patriarchalischen Bewohner jener Berge von sich reden machen. Dasselbe läßt sich von den vielleicht etwas umfangreicheren Wasserbehältern der Oberalpen und des Isèredepartements sagen, und wenn die fashionable Badbevölkerung, die jedes Jahr in Bagnères, Cauterets, St. Sauveur, Bagnères de Luchon und den benachbarten Thermen sich einstellt, den blauen Seen der Pyrenäen durch häufige Pilgerfahrten ein gewisses Ansehen in der hohen Gesellschaft verschafft hat, so fällt es doch niemand ein, von denselben wie von etwas zu reden, das sich mit dem Lago Maggiore oder dem Vierwaldstättersee vergleichen lasse. Die Poesie, die aus dem Zauber einer wunderbaren Farbe, aus der Gewißheit einer fast unergründlichen Tiefe und aus den Schaudern einer wilden Einsamkeit entspringt, kann diesen versteckten Miniaturgewässern nicht abgesprochen werden; aber kein Segel schwebt dahin auf ihrer Fläche, eine Barke höchstens, nicht viel geräumiger als eine große Wiege, führt einen kühnen Knaben aus dem nahen Weiler, oder, in langen Zwischenräumen, einen seltenen Fremdling über den dunkeln Spiegel; was ein Dampfboot ist, das weiß man nicht an ihren Ufern, und niedere Hütten, nicht kokette, wohnliche Villen erheben sich an ihrem Gestade. Sie gleichen den uralten Balladen des Gebirgs, die, so einfach, so seelenvoll und so ergreifend sie sind, von der Welt in den niedern Gegenden nicht beachtet, nicht gesungen werden, und unter den Touristen beiderlei Geschlechts, deren Hauptquartier Paris sich schreibt, nimmt man von ihnen, die der Pyrenäen ausgenommen, so wenig Kenntniß, als wenn sie gar nicht vorhanden wären.

Eine andere Klasse von Seen, deren Frankreich ebenfalls einige besitzt, wird von den Pariser Touristen nicht viel mehr beachtet. Ich meine die größeren oder kleineren Wasserspiegel, die ganz wie die eigentlichen Seen rings von Land umgeben sind, aber mit dem Meer, von dem sie nur wenige Stunden entfernt liegen, durch unterirdisches Sickern in Verbindung stehen und eine salzige Fluth haben wie die hohe See. Obgleich einige von ihnen, wie der See von Martigues in der Provence, recht malerisch eingefaßt sind, haben sie doch weder den Reiz der Gebirgsseen, noch die Majestät des Meers, weder die Farbe der einen, noch die Majestät des andern, und stimmen die Seele weder zu träumerischen Betrachtungen wie jene, noch wie dieses zu dem erhabenen Gefühl des Unermeßlichen.

Also weder die fischreichen Teiche, noch die in

abgelegene Schluchten von der Natur versteckten Becken, noch die an den Küsten durch Uebergriffe des Meers gebildeten Salzgewässer konnten Frankreich zu dem Ruf eines mit Seen gesegneten oder geschmückten Landes verhelfen, und es kann sich in dieser Beziehung mit der Schweiz, mit Italien und Oesterreich im entferntesten nicht vergleichen. Dagegen hat es Ströme im Ueberfluß, von den regellosen Waldbächen des Gebirgs bis zu den großen Wasserstraßen, auf denen stattliche Seeschiffe einhersegeln. Viele derselben sind in Ufer eingerahmt, welche die Mühe eines Besuches lohnen; die einen reizend wohnlich, die andern anziehend furchtbar, die meisten eigenthümlich interessant. Eine bedeutende Mannigfaltigkeit des Anblicks und der Erzeugnisse entspricht dem Reichthum an verschiedenartigen Landschaften und Landsmannschaften, die Frankreich in sich begreift, und Var und Seine stechen eben so sehr von einander ab als Provence und Normandie.

Der wahre Ruhm, der wahre Reiz und die wahre Größe der Seine ist Paris. Von der majestätischen Pracht ihrer Mündung und den anmuthigen Windungen ihres Laufes würde die Welt nicht den vierten Theil so viel reden, wenn Paris nicht eine Seinestadt wäre. Die mächtigen Felsen, die sie bespült, ehe sie im Ocean stolz und prächtig untergeht, werden, seitdem die Schienenwege den Dampfschiffen die Mittel und fast das Recht des Lebens ganz oder doch größtentheils genommen, nur von wenigen Freunden des Seltenen und Herrlichen, von gewissenhaften Touristen und einer kleinen Anzahl patriotischer Pilger, welche die Besichtigung heimischer Naturschönheiten für die Pflicht eines guten Bürgers halten, spärlich besucht. Noch vor zehn Jahren war die Wasserfahrt von Rouen nach Havre, noch vor fünfzehn Jahren die Dampfbootreise von Paris nach dem Meere eine gewöhnliche Sommerwallfahrt müßiger Pariser, und die Namen Caudebec und Quilleboeuf kamen in den Gesprächen derjenigen, die, so lange die Sonne zwischen den Zwillingen und der Wage sich befand, Ausflüge in die Nachbarschaft der Hauptstadt unternahmen, vielfach vor. Die Geschäftsmänner, welche die Schiffsgelegenheit benützten, um sich nach dem handelsregen Havre zu begeben, konnten nicht umhin, den bemerkenswerthen Uferlandschaften der untern Seine, wenn auch nicht ihre Sympathie, doch ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und ich mußte mehr als einmal die geschwätzige Begeisterung redseliger Handelsreisenden über die in den Reisebüchern gefeierten Punkte des grünen und glänzenden Flußrahmens aushalten, hatte mehr als Eine Gelegenheit, die einsylbigen Ausrufe ernsthafter Engländer zu Ehren der Vorzüge des Seinestroms, die in den Travellingbooks verzeichnet stehen, zu vernehmen. Daß dem heutzutage nicht mehr so ist, das beweist nur, daß die meisten Menschen die Bequemlichkeit der Schönheit vorziehen und ihnen schnelle Ankunft an Ort und Stelle mehr, weit mehr am Herzen liegt, als Genüsse, welche das Gemüth durchglühen und dem Geiste Schwung geben. Die Anziehungskraft des bloß Nützlichen muß in der That ungemein stark seyn, damit ein so herrliches, so majestätisches, in seiner Art so einziges, so abwechselndes Reisepanorama fast von der Gesammtheit der Zugvögel, die von Paris dem Ocean zueilen, aufgegeben werden konnte.

Viele Flüsse gibt es, die an ihrer Wiege von engen und hohen Bergwänden umschlossen, glitzernde Eisriesen und tiefblaue Seen zu Nachbarn haben, zwischen starren, engen, beängstigenden Granit- oder Basaltmauern verborgen durchsikern, dann, von Seitenwassern verstärkt, größer und lauter werden, im Sturmwinde des Gebirgs rauschende Wälder wild durchrauschen, die Felsblöcke, die sie in ihrem Wege finden, zürnend, wüthend, schäumend übersteigen, in die Abgründe, denen sie begegnen, tosend stürzen, und den Wanderer aus nah und fern zu dem furchtbar prächtigen Schauspiel herbeilocken. Eine Zeit lang schlängeln sie in dieser Welt noch weiter fort, nach und nach aber öffnen sich die Schluchten, in denen sie dahin brausen, werden weiter und weiter, werden sanfter, heller, an Wachsthum reicher, werden fruchtbare, bunte, lachende Thäler. Der verkümmerten Fichte sind Tannen und Birken gefolgt, bald gesellen Eichen sich zu diesen, die Kastanien bieten uns ihre nahrhafte Frucht, und bald stellt die mannigfachste Auswahl von Bäumen sich unsern Blicken dar. Alles ist freundlich einladend, harmonisch, der Fluß, den wir als Kind und Knaben in so abschreckender Gesellschaft so ungeschlacht und so böse gesehen, dämmert ruhig und selig in tiefen Ufern einen sonnigen Wiesengrund entlang, wo es blüht und duftet, auf dem gemäht und gesungen wird. Die Höhen ringsum theilen sich schon in verschiedene Stufen, bilden mehrere Stockwerke; nur die kleineren in der Nähe sind bepflanzt und grünen von Reben, von Weiden oder Gehölz, tragen reinliche Hütten und niedliche Villen, einfache Kirchen auf ihrem Abhang, alterthümliche Burgen auf ihrem Gipfel. Aber der Fluß nimmt von allem dem unerbittlich Abschied, badet sich in einem großen, schiffbaren See, an dessen Gestade Dörfer, Flecken und Städte auf einander folgen, tritt größer und breiter aus demselben hervor, steigt immer mehr in die Tiefe hinab, trägt bereits Barken und größere Fahrzeuge, kommt an einer bedeutenden Stadt vorbei, wo es von Schiffen und Waaren wimmelt; hohe Thürme erscheinen, aus dem Schlot des Dampfboots wirbelt die Rauchsäule. Von neuem tritt der Fluß in ein umgrenzteres Gebiet, von neuem erheben sich graue Schlösser auf grünen Bergen, Nebenflüsse kommen herbei, Städte lagern an dem Punkte ihres Eintritts in den Hauptstrom, und in diesem Wechsel von Flachland und Gebirg, von näheren Hügeln und ferneren Bergen, von platten und steilen Ufern, von lärmenden, schmutzigen Städten und stillen, schmucken

Dörfern, romantischen Burgen und wirthlichen, anmuthenden Landhäusern, koketten Abteien und gothischen Domen kommt der Fluß endlich in einer unabsehbaren, einförmigen Ebene an, arbeitet sich durch salzige Sümpfe dem Meere zu oder verliert sich gar in dem Sand, der von den Dünen in das Binnenland sich hineinstreckt.

Wenn dieß nicht Punkt für Punkt genau die Schicksale des Rheinstroms sind, so ist doch große Aehnlichkeit vorhanden. Die Seine dagegen wurde von dem ewigen Künstler, der zwar stets und überall nach denselben Gesetzen wirkt und schafft, aber sich nirgendwo und niemals wiederholt, nach einem ganz andern Plane angelegt. Von dem westlichen Rücken der hohen Hügelkette, welche das untere Burgund von dem oberen, das Becken des atlantischen Oceans von dem Becken des Mittelmeers scheidet, schleicht sie als schmaler, zahmer Quellenbach herab, ist schon in den ersten Stunden ihres Laufes aus dem eigentlichen Bergbereich heraus, hat nie den Gang eines Waldstroms, ihr Gefäll bricht niemals in einem plötzlichen, tiefen und wilden Sturz ab, sie streicht schon in ihrem frühesten Jugendstadium durch völlig bebautes, civilisirtes Land, ergeht sich in traulichem Wiesengrün, streift an Gemüsefeldern und Kartoffelpflanzungen vorüber, und erhält bald eine zierliche Einfassung von Pappeln, Ulmen und ähnlichen fashionabeln Bäumen, unter deren Schatten sie dem stillen Chatillon an der Grenze von Burgund und Champagne sich nähert.

Noch ist sie sehr klein, aber bald erhält sie einige Zuflüsse, sie wird breiter und stattlicher, ohne deßwegen ihren Charakter im mindesten zu verlieren, ohne eine stärkere oder schwächere Senkung zu erhalten, ohne ihre Ufer bedeutend zu erhöhen, ohne einer eigenthümlichen Landschaft zu begegnen, fängt an Frachtschiffe zu tragen, welche die leichten Tischweine der untern Bourgogne, so wie das Brennmaterial des obern Burgund und der angrenzenden Gegenden nach der Hauptstadt schaffen, und nachdem sie die Yonne, einen gleichfalls nicht übermäßig poetischen Fluß aufgenommen, tritt sie bald in jenes größere Weichbild von Paris ein, das sich auf der einen Seite bis Fontainebleau und bis ein paar Stunden über Etampes hinaus, wo dann die Beauce, eine wahre Getreidewüstenei beginnt, auf der andern Seite bis nach Mantes an den Marken der Normandie und nach Meaux an den Grenzen der Champagne erstreckt.

Hier erheben sich allmählig die Ufer, das Land wird gartenartiger, Villen folgen auf Villen, die vorzüglichsten Hügel tragen, wie einen Hauptschmuck, irgend ein altes Schloß, das fast immer an Sagen reich und in den Kämpfen der großen Lehnsherrn gegen die französischen Könige berühmt geworden ist. Manche dieser Ueberreste einer fernen Vergangenheit wurden von einsichtsvollen Besitzern bestens wieder hergestellt und dabei die alten Formen mit einem den heutigen Bedürfnissen entsprechenden Comfort, so gut es sich thun ließ, verbunden. Die Landschaft zeichnet sich allenthalben durch freundliche Grazie und harmonischen Wechsel aus, und wer sie in der schönen Jahreszeit bei günstigem Wetter durchfliegt oder durchstreift, wird die gute Laune, die er auf die Wanderung mitbringt, schwerlich verlieren, und wenn er verstimmt ist, des Unmuths, der ihn quält, sich leicht entschlagen.

In dieser blühenden und erheiternden Umgebung bewegt die Seine, die jetzt schon eine erwachsene Nymphe ist, und nicht bloß charakterlose Frachtschiffe, sondern auch bunte, lustige Barken zum Vergnügen der reichen und vornehmen Anwohner trägt und das eilige Dampfboot ihre Wellen durchschneiden sieht, sich bis zum großen Häuserlabyrinth Paris, wo das Leben in wilderen Wogen als die ihrigen dahinrauscht. Nichts ist großartiger und malerischer als ihr Einzug in Paris; keine Königin ist je mit mehr Majestät in ihre Hauptstadt eingezogen, als die Seine in ihr Paris. Es ist als ob sie das Bewußtseyn habe, daß sie eine Stätte berührt, die für die ganze Menschheit ein Herd der Erfindung, der Erregung und der Erneuerung ist, und als ob sie sich darum größer, prächtiger, mächtiger zeigte, als bisher.

Die Arme, mit denen sie die Inseln, die stillen Gassen des altfränkischen St. Louis, das hohe, finstere, hehre Schiff von Notredame und das ganze gothische Labyrinth der Cité umfaßt, die viele Brücken und Stege, die grüne Masse des Pflanzengartens, das Pantheon in erhabener Ferne, das Leben auf den Kais und an den Landungsplätzen, die Schiffe und Barken — die Verbindung all dieser Elemente, die wie ein Orchester zusammengreifen, macht die bis dahin ziemlich bescheidene Seine bei ihrem Eintritt in Paris plötzlich so stolz und majestätisch. Ist sie einmal tiefer in die Stadt gedrungen, so verschwindet diese Größe wieder. Das Louvre, die Tuilerien, das Institut, die Cité von weitem, bald in sonnigem Duftgespinnst, bald in abendlicher Magie, bald in dichtem Nebel, selten völlig hell, dann noch mehr zurück der schwere Thurm St. Jacques auf dem rechten, der leichtere Thurm von St. Severin auf dem linken Ufer, das Pantheon auch hier nicht zu vergessen, St. Sulpice etwas näher, in seiner alterthümlichen Grazie St. Germain des Prés, und auf der andern Seite die schattigen Baumhallen des Tuileriengarten, eine Ecke der Champs elysées, das Palais Bourbon, auch die Deputirtenkammer, das Haus des Corps legislativ oder der Palast „viel Lärmen um nichts" genannt, und am Ende des Horizonts das lieblich geschweifte Amphitheater der Hügel von Passy, dieses überreiche Panorama mit den Genüssen für das Auge und den Erinnerungen, die es für die Seele enthält — all dieß ergreift, bemeistert und erschöpft die Aufmerksamkeit zu sehr, als daß der Beschauer, der den Pont des Arts oder die Carrousselbrücke zum Belvedere sich

gewählt oder vom Zufall erhalten hat, viel Zeit behielte, das Wasser zu betrachten, das unter ihm hinzieht. Der Fluß wird über den Schätzen der Ufer ganz vergessen, es herrscht hier nicht, wie an den meisten Seen und Flüssen, die, gleich der Rhone, ihren hochländischen Charakter fast bis zur Mündung beibehalten, eine gemeinschaftliche Wirkung und gegenseitiger Zauber; die Theilnahme an der Seine wird vom Interesse, das Paris erregt, meist förmlich aufgezehrt.

Doch erinnere ich mich noch wohl an einen klaren Sommerabend, wo es anders war. Die rosigen Wolkenfädenspitzen oder Schärpen, die am blauen Himmel schwammen, spiegelten sich hold in den ruhigen Wellen; rasche und nette Barken mit koketter, zum Theil weiblicher Bemannung verfolgten einander wie Kinder, die sich tummeln auf dem Spielplatz, in närrischem Zickzack; ein Kahn, aus dem mit Guitarrenbegleitung froher Gesang, ein Mittelding zwischen Kriegs- und Liebeslied erscholl, glitt dazwischen, und die Brücke, wo ich stand, in gleicher Entfernung vom Pontneuf und dem Louvre, war voll Menschen, welche das Schauspiel auf dem Wasserspiegel offenbar mit Antheil und Wohlgefallen betrachteten. Wohl war das ganze Paris, so weit es von unserem Standpunkte aus zu sehen war, an jenem Abend so anziehend und einnehmend, wie es wohl jemals gewesen und seyn wird; es hatte sein verführerischstes Nachtkleid angethan, Rosamousseline mit weißem, grauem, blauem Geäder, kurz mit den zartesten Schattirungen aller Art durchzogen. Der Mond in dem weichen Glanze jener blendenden Marmorbläße, den etwa die Poesie oder Skulptur einem Bilde des jugendlichen Todes leihen könnte, erschien bald hinter beweglicher Wolkengardine von ungemeiner Durchsichtigkeit, bald frei und ohne Schleier, oder doch nur von zerstreuten Duftatomen umgaukelt, wie ein Zuschauer der Turnkünste, welche die kleine Flotille auf den friedlichen Wellen ausführte. Die Luft war noch schwül und trug gleichsam noch den Inhalt eines langen und heißen Tages in sich, aber schon kamen einige Züge von Kühlung an; man fühlte sich durchglüht, aber empfand schon die Erleichterung. Kurz, alles in allem war Zauber und Wonne, und doch hatten die Müssiggänger, die auf dem Pont des Arts ein doppeltes Spalier bildeten, nur für das Barkenturnier Auge und Herz, und selbst die Raketen, die da und dort in den benachbarten Gärten sich erhoben, zogen sie nicht von der Betrachtung dieser anmuthigen Gymnastik ab.

Auch wenn das Schifferstechen an den großen politischen Feiertagen auf dem Flusse los ist, sind alle Blicke auf die Seine gerichtet; allein es ist dann, für mich wenigstens, keine rechte Freude dabei; es ist zu viel Wuth in der Schaulust, zu viel Pöbel in der gaffenden Menge, es ist zu viel Drängen und Stoßen mit dem Ding verbunden, der Genuß mit Einem Wort zu theuer erkauft, und wenn auch bei diesen Kämpfen mehr Fertigkeit und Bravour, mehr was Verwunderung und Beifall verdient, zum Vorschein kommt, als bei jener abendlichen Wettfahrt vergnügter Dilettanten, so entsprang doch aus der Wirkung, welche die Tages- und Jahreszeit, so wie die Scene des Himmels und der Stand des Wetters ausübte, aus der Bequemlichkeit, womit sich die Sache sehen ließ, aus dem Fernseyn alles ungeduldigen Andrangs, aus dem magischen Bunde all dieser Einflüsse eine unberechnete, unbewußte Befriedigung, die ich, meines Theils, ungleich wohlthuender finde, als die laute, gemüthlose Freude an jenen von Amtswegen pomphaft vorbereiteten Spielen.

(Schluß folgt.)

Am Südfuße der Alpen.

(s. Nr. 20)

IV.

Vercelli ist eine freundliche, belebte Stadt, welche sich sanft an dem westlichen Ufer der durch den Alvo und den Cervo geschwellten Sesia erhebt, eine sorgsam angebaute Ebene überschaut, nach allen Seiten von Kirchen, Kapellen und Klöstern oder den Ueberbleibseln der lezteren flankirt ist und in ihren engen, in romantischer Regellosigkeit durcheinander laufenden Gassen und Gäßchen jezt über achtzehntausend Seelen einschließt, eine Ziffer, welche man Angesichts des geringen Umfangs der Stadt für übertrieben zu halten geneigt ist, sie aber schwerlich in Abrede stellt, wenn man Gelegenheit hat, einen Blick in die überfüllten Häuser einzelner Stadttheile zu werfen. Nur dieser Umstand erklärt das in den kleineren Städten Italiens ziemlich seltene Begebniß, daß Gewerbtreibende sich außerhalb des eigentlichen Stadtbezirks angebaut und aus dem gesicherten, vor dem Sonnenbrand geschüzten „heimelichen" Düster der Gassen in das Freie gewagt haben. In Deutschland gibt es jezt kaum mehr ein Städtchen oder Dörfchen, an deren Zugängen man nicht neue Wohnungen entstehen sieht; in Italien scheint man sich noch häufig dem frommen Glauben hinzugeben, die Umgrenzung eines Orts stehe unter dem absonderlichen Schutze der Madonna oder irgend eines Heiligen und man begebe sich eines solchen Schirmes, sobald dieser Bezirk überschritten werde. In den südlichen Gegenden findet man sogar noch Bewohner von alten Flecken — eine Art »rotten boroughs« — welche in ihren altersschwarzen, zerfallenden Mauern an einen Schuz zu glauben scheinen, der sich aus der Zeit der »dii falsi e bugiardi,« wie Dante sich ausdrückt, herleitet; ja selbst in dem aufgeklärten Norden, an dem „Südfuße der Alpen," sogar zu Vercelli, das doch eine Bürgergarde, demokratische Aerzte und Advokaten und bärtige Proletarier hat, spukt wenigstens in dieser Beziehung noch einiges Heidenthum, wie wir bald hören werden.

Mein erster Ausgang zu Vercelli führte in das Postgebäude. Unterwegs überzeugte ich mich, daß ich nicht in dem vornehmsten Hotel eingekehrt war, denn ich sah zwei stattliche Gasthäuser, deren Thore weit geöffnet waren und ausgedehnte, von Galerien umgebene Höfe gewahren ließen; es war aber öde und still in diesen Höfen und niemand ließ sich an den blanken Spiegelfenstern sehen, während der untere Stock meines Gasthofes von Landleuten, welche Geschäfte in die Stadt geführt hatten, schwärmte, der obere aber, in welchem die wackere und südlich lebendige Hausfrau mir mein Zimmer anwies, von Gesang und Musik wiederhallte. Die zwei nach Südwesten gerichteten offenen Fenster meines Zimmers gingen nämlich auf den ausgedehnten Weingarten meines Wirths, und ein halbes Dutzend Mädchen, welche mit der Weinlese beschäftigt waren, sangen fröhliche Lieder, und in einem der der Nordostseite zugewendeten Zimmer rührte eine Hand so meisterhaft die Saiten der Guitarre, daß ich fragte, wer dieser »virtuoso« sey. — „Kein »virtuoso,« sagte die Wirthin, „sondern eine »virtuosa,« und zwar eine »virtuosa« in jedem Sinne des Worts, ein wahrer Engel, nicht in dieser Bedeutung" — eine lebhafte Bewegung der rechten Hand ließ keinen Zweifel, daß die »virtuosa« keinen Anspruch auf äußere Schönheit mache — „wohl aber in jeder andern." Dabei deutete die Frau auf Stirn und Herz und faltete dann ihre beiden Hände, um mir zu sagen, sie sey nicht nur klug und gut, sondern auch fromm. „Und der Gatte," lautete es weiter, „ist eines solchen Weibes ganz würdig, denn er besizt alle Tugenden eines Mannes; auch leben sie sehr glücklich mit einander. Sono due anime in un nocciol',« lieber Herr."

Die Wirthin wurde hier abgerufen; eine Viertelstunde später sah ich sie im Garten bei ihren Winzerinnen und war bald an ihrer Seite behülflich, die in der Höhe des Bogenganges hängenden schweren Trauben abzuschneiden, bei welcher Gelegenheit ich erfuhr, daß man hier den Traubenstiel »gamba« — das Bein — nennt, wie in einigen Theilen der deutschen Schweiz der Stiel einer Kirsche der „Schwanz," der Schwanz eines Vogels dagegen der „Stiel" heißt. Aber auch hier war das Bleiben der vielbeschäftigten Frau nicht von Dauer, so daß ich erst beim Nachtessen mit der Geschichte des »virtuoso« und der »virtuosa« in's Reine kam. Ich will, was mir auf diese Weise in einzelnen kleinen Dosen gereicht wurde, im Zusammenhange und ohne Rücksicht auf die erläuternden Geberden und Sprüchwörter mitzutheilen versuchen.

Der fünfzehnte Mai des auch für Italien in keiner Beziehung gnadenreichen Jahres 1848 kann als der schrecklichste und blutigste Tag in der Geschichte Neapels gelten, so reich sie auch an schrecklichen und blutigen Tagen ist. Die Aufständischen, jezt von einigen „das Volk," „die Patrioten," von andern „das Gesindel" oder die »pugnalatori« (Erdolcher) genannt — denn die Frage, welcher dieser Ausdrücke der richtige sey, wird bis auf den heutigen Tag als eine eben so unentschiedene angenommen wie die, wer und was diese schauervollen Scenen in dem schönen, heitern Neapel veranlaßt hat — die Aufständischen erfüllten die Straßen der Stadt bereits mit Siegsgeschrei, als das Blatt sich plötzlich wendete. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, die Kanonen donnerten und das wilde Kampfgetöse ward an den Kajen immer hörbarer. Die Truppen, durch den hartnäckigen Widerstand erbittert, drängten die Massen schonungslos gegen das Gestade hinab und stürmten wüthend die Häuser, in welche sich einzelne Haufen der „Patrioten" geflüchtet hatten und aus deren Fenstern Schüsse auf die „Söldlinge" fielen. Der böse Stern des jungen Ehepaars, welches jezt mit mir unter Einem Dache lebte, hatte gewollt, daß einige dieser „Kämpfer für die Sache des Volks" sich in das von ihm bewohnte Haus auf der Strada Medina schlichen und aus einem der Gangfenster auf eine vorüberziehende starke Patrouille Feuer gaben. Die Schützen hatten schlecht gezielt und die Mannschaft, der es in der langen Straße nicht geheuer zu seyn schien, zog schleunig weiter; der Unteroffizier hob aber unter einem furchtbaren Fluche die linke Faust drohend gegen das Haus empor. Don Giulio — so nannte die Wirthin ihren neapolitanischen Gast — hatte die Schüsse gehört, die drohende Faust gesehen und das Schlimmste gefürchtet. Dem Blutbad, welches die Truppen angerichtet hatten, folgten zahlreiche Verhaftungen; Don Giulio blieb jedoch unbelästigt, und da schon im Laufe des zweitfolgenden Tages der König Gnade für Recht ergehen und die Mehrzahl der eingefangenen Brauseköpfe laufen ließ, vergaß er des Vorfalls und der drohenden Faust. Zehn Monate später lud ihn der Präfekt der Polizei zu sich und schickte ihn nach einem kurzen Verhör in das Castell dell' Ovo und dann größerer Sicherheit wegen nach Ischia. In den beiden Oertlichkeiten fehlte es nicht an guter Gesellschaft, auch war die Haft ziemlich erträglich und der Verkehr mit dem nahen Neapel nicht sehr erschwert; aber die Verkündigung des Urtheils ließ lange auf sich warten, und es wurden zuweilen Gerüchte laut, welche nicht halb so anmuthig klangen wie das Anschlagen der Wellen an die zerklüfteten Felsen oder das Säuseln des Windes in dem dunkelgrünen Laub der Lorbeer- und Kastanienbäume und in dem duftigen Myrthengebüsch. Einem Theil der Gefangenen war es vergönnt, sich aus eigenen Mitteln manche Bequemlichkeit zu verschaffen, und die Ducati, welche Virtuosa herüberschickte, stachen einem der Gefangenwärter so lockend in die Augen, daß er sich herbeiließ, einige Briefchen hinüber und herüber zu besorgen.

In einer dunkeln Nacht, während welcher der Wind rauh von der See herein blies und die Insel auf den bewegten Wellen zu tanzen schien, gleitete ein Boot in eine kleine waldige Buchtung, an welchen das Ufer von Ischia so reich ist, und zehn Minuten später flog das Schiffchen, von Wind und Wellenzug begünstigt, einer englischen Fregatte zu, an deren Bord Don Giulio die Gattin nach sechsmonatlicher Trennung wieder in seine Arme schloß — eine leidenschaftliche Scene, welche, wie meine gutmüthige Wirthin sagte, selbst den sonst so herzlosen Engländern Thränen erpreßte. Die glücklich wieder Vereinigten ließen sich zu Genua an das Land setzen, da sie Italien nicht verlassen wollten; allein weder Genua, wo die rothe Republik überwiegend vertreten war, noch Turin, wo die lombardische Emigration das oberste zu unterst kehrte, konnten sie fesseln, während das lebendig heitere, von der frischen, gesunden Alpenluft angewehte, dem politischen Getriebe und der unter der Zuchtruthe der Demokratie stehenden Regierung nicht mehr sehr holde Vercelli ihnen die Trennung von dem ewig blauen, sonnenwarmen Himmel Neapels wenigstens einigermaßen erträglich machte. „Denn," schloß die Wirthin ihren Bericht, „wenn von Neapel die Rede ist, stehen den beiden Leutchen die Thränen in den Augen; sie haben hundert zärtliche Namen für ihre Vaterstadt und reden zuweilen mit ihr, als hätten sie eine geliebte Mutter vor sich, die ein Ohr für ihre Schmeicheleien und ein Herz für ihre Zärtlichkeit hat. Und wenn ein Brief kommt, welcher eine baldige Rückkehr in Aussicht stellt, dann geht ihnen der Himmel auf und die Sterne tanzen die Tarantella und Don Giulio spielt ihnen mit den Castagnetten dazu auf. Ich finde das alles ganz natürlich, denn »ognun vuol mori alla patria« (jeder wünscht in seiner Heimath zu sterben), lieber Herr."

Bekanntlich schreibt man die Redefertigkeit der Italiener vorzugsweise dem Umstande zu, daß die Hebammen den Kindern bei der Geburt die Zunge lösen; wenn diese Operation ihrem Zwecke entspricht, hatte die Hebamme meiner Wirthin eine besonders geschickte und glückliche Hand, denn überall, wo das bewegliche Weib verweilte, war die volltönende Stimme in den mannigfachsten Modulationen vernehmbar und hatte, selbst wenn sich Veranlassung zu einer kleinen Unmuthsscene fand, einen hohen Grad von Frische, Kraft und Wohlklang. Auf das Turiner Regiment war sie fast noch schlimmer zu sprechen als auf Oesterreich, und ich sollte über den Grund dieser Mißstimmung nicht lange in Ungewißheit bleiben. „Seit undenklichen Zeiten," sagte sie, „kannte man keinen andern Weg von Mailand nach Turin und von Turin nach Mailand, als den über

Vercelli, und der Zug vornehmer Reisenden, welche über den Mont Cenis kamen oder auf jenem Wege nach Frankreich zurückkehrten, kam unserer armen Stadt nicht weniger zu gut, wie der lebhafte Handelsverkehr, welcher den Schelmen von Grenzwächtern zum Trotz die Lombardei und Piemont verband. Jetzt sitzen wir fast ganz verlassen hier und das Gras wird bald in unsern Straßen wachsen, wie in den Gassen von Trino drunten, denn alle Welt fährt mit der Eisenbahn über Alessandria. Führte nicht der nächste Weg von Turin nach Arona und nach Mailand durch Vercelli? Warum baute man keine Eisenbahn in dieser Richtung? Santa Madre, welche schöne, welche ergiebige Bahn wäre das geworden! Aber die Richtung über Alessandria sagte den Turiner Herrn mehr zu, denn diese Leute, die nicht mehr Muth besitzen als eine Wanze, müssen ein Bollwerk zwischen sich und der lombardischen Grenze haben. Quì ziaco il nocco, lieber Herr! Auf diese Weise haben sie Gelegenheit, die Soldateska rasch an die Grenze zu bringen, wenn es dort brennt, oder nach Turin, wenn da böser Wind weht. Quì sta il diavolo, lieber Herr!"

Ich wünschte meine gute Wirthin darauf aufmerksam zu machen, daß die Genueser Eisenbahn bei der Wahl der Linie von Einfluß gewesen seyn müsse; dieß hieß aber, wie man hier sagt, »fe 'n macaròn,« oder »gettà l'oliò sovra l' fuec.« Oel in das Feuer gießen. — „Ah, ecco la fricat, lieber Herr!" rief die Wirthin. „Die Pest auf dieses Genua! Ich wünsche niemanden etwas Schlimmes, aber ich sage nochmals: die Pest auf dieses Genua! Alles Ungemach, das seit einem Menschenalter über unser Land gekommen, stammt aus Genua. Dort ist die Revolution ausgeheckt worden und dem friedliebenden Land über den Kopf gewachsen, dort ist die Geißel Italiens, Mazzini, von einem tollen Hund gezeugt worden; dort nistet die ganze zentazzia democratica, bestie tutte quant; sie nennen uns »mangia polenta« (Polentafresser), wir haben jedoch einen bessern Namen für sie: wir hießen sie Juden, und Juden sind und bleiben sie. Qual sonnat, tal ballata (wie man in den Wald schreit, hallt es zurück), „lieber Herr."

Als ich am nächsten Morgen aufbrach, um die Merkwürdigkeiten von Vercelli in Augenschein zu nehmen, schritt ein alter Bursche, welchen mir die Wirthin als eine Art Chronik ihrer Vaterstadt empfohlen hatte, an meiner Seite und theilte mir aus seiner Lebensgeschichte so viel mit, als er für gut halten mochte. Er war für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, hatte sich aber, als er eben in das Seminar treten sollte, bei einer »piccol schermaia« mit den Offizieren der französischen Garnison betheiligt, eine Zeit lang bei Verwandten im Genuesischen ein Versteck und endlich Gelegenheit gefunden nach dem Süden zu flüchten, wo er in die Dienste Seiner sicilianischen Majestät trat und „das Seinige dazu beitrug, Italien von dem Tyrannenjoche der Franzosen zu befreien." Später diente er als Unteroffizier in einem Regimente Seiner Heiligkeit, ging dann mit piemontesischen Colonisten nach Algerien, wo er erst den »vivandè« (Marketender) machte — der Italiener „macht," nebenher bemerkt, den Kaufmann, den Wasserträger u. s. f., als wären dieß Rollen, welche er zu seinem Vergnügen in der großen Comödie des Lebens übernimmt — dann zu Algier ein Café gründete und sich so viel verdiente, daß er jezt „wenigstens um keines Menschen Gunst und Gnade zu betteln" brauche. Auf der „Insel," wie er Sicilien zu bezeichnen pflegte, wollte er englisch, in Algerien französisch gelernt haben, so daß er im Stande ist, sich den Reisenden hier nützlich zu machen und von Zeit zu Zeit ein paar Lire zu verdienen. Daß er, wie ich später erfuhr, sein kleines Kapital eher einem ausgedehnten Schmuggelgeschäft auf der Schweizer Grenze als seiner Kaffeewirthschaft zu Algier verdankte; daß er mit den lepontinischen Alpenpässen so bekannt war, wie mit den Gassen von Vercelli, und daß er Schweizerdeutsch ziemlich geläufig sprach, hielt er vorerst für geeignet mir zu verschweigen. Anfangs schien er mir ein Geistesverwandter des Clown in Heywood's Challenge for Beauty zu seyn, der auf Benafida's Frage, wozu er seine vielen Reisen benüzt habe, die naiv unverschämte Antwort gibt: »Such as travellers use, for by long practice I am now at length grown perfect, and the truth is I can lie in any language.« Ich überzeugte mich jedoch bald, daß ihm auf seiner Irrfahrt durch das Leben die Gutmüthigkeit, die Heiterkeit und Geistesfrische des Italieners nicht abhanden gekommen waren.

Ich schlug meinem Führer, welcher zu Vercelli unter dem Namen »il Siciliano« bekannt war, einen Spaziergang um die Stadt vor. „Vor etwa hundert und fünfzig Jahren," sagte der Sicilianer, „erhoben sich hier, wo sich jezt schöne Sandwege, von schattigen Bäumen und Buschwerk begrenzt, hinziehen, hohe Wälle, Basteien und Thürme, welche bald die unruhige Stadt im Zaume hielten, bald den Andrang von Kriegsvölkern aller Art in anständige Entfernung zurückwiesen, freilich auch mehreremal von übermächtigen Feinden erstürmt wurden." — „Vercelli," bemerkte ich, „soll ursprünglich Vermicelli geheißen haben, wahrscheinlich weil hier die Kunst, Nudeln zu bereiten, erfunden worden ist, oder weil die Einwohner ehedem Freunde dieser Speise waren, wie sie es jezt noch seyn sollen." — »Ben, ben, 'njor,« rief der Sicilianer, „dann müßten alle Städte Italiens, vom Vorgebirge Passaro an bis zum Saum der Alpen Vermicelli heißen, denn Nudeln sind seit undenklichen Zeiten die Lieblingsspeise meiner Landsleute, wie schon daraus hervorgeht, daß wir sechs bis sieben ganz verschiedene Namen dafür haben, wie Maccaroni, Vermicelli, Lasagne, Taglolini

u. s. w. Nein, der Name unserer Stadt ist weit ruhmvolleren, um nicht zu sagen göttlichen Ursprungs." — »Sto con jorio dritto« — piemontesisch: ich bin ganz Ohr — sagte ich, als der Mann, einer Aufforderung weiter zu sprechen gewärtig, inne hielt. — „Ich will erzählen," fuhr der Sicilianer nun fort, „was mir in dieser Hinsicht von Leuten, die in den alten Geschichten unseres Landes bewanderter sind als in den neueren, mitgetheilt wurde. Die Göttin Venus soll sich in dem trojanischen Kriege der Trojaner lebhaft angenommen und persönlich an den Kämpfen betheiligt haben. In einem Scharmützel wurde sie von einem gewissen Diomed schwer verwundet und von Mars, der sie wie seine Seele liebte, in Sicherheit gebracht. Der für ihre Schützlinge so unselige Ausgang des Krieges, die Folgen der schweren Verwundung, der Wunsch, mit ihrem »sposo lateral« eine Weile ungestört zu leben, oder andere Umstände, welche eine Luftveränderung rathsam machen mochten, veranlaßten sie, ihren zeitweiligen Aufenthalt in einem der westlichen Länder zu nehmen, und als sie diese Gegend sah, welche in dem ganzen Reiz einer südlichen Natur und eines südlichen Himmels prangte und überdieß von einem Kranz schneegekrönter Berge umschlossen war, die ihre kühlenden Winde und den Duft ihrer Blüthen auf die paradiesische Ebene niedersandten, war sie schnell entschlossen, hier ihre Wohnung aufzuschlagen. Diese erhielt den Namen »Veneris cella,« und um sie bauten sich bald von allen Seiten herzuströmende Verehrer der schönen Göttin an, so daß gleichsam im Nu eine volkreiche Stadt emporstieg, auf welche obiger Name überging. Als später barbarische Völker die reiche Ebene überschwemmten, wurde der Name verstümmelt, wie es vielen unserer alten Städtenamen nicht besser erging. Dieser Sage legt jedoch einer unserer gelehrtesten Domherrn keinen Werth bei, sondern gibt bloß die Möglichkeit zu, daß man in der grauen Heidenzeit der verführerischen Zauberin Venus einen Tempel hier gewidmet habe, nach welchem die Stadt benannt worden. Dieser Tempel soll an dem Südende der Stadt sich erhoben und das ganze Gebiet von Vercelli überschaut haben, in einem der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung aber in Flammen aufgegangen und später seine Grundmauern zur Erbauung eines Nonnenklosters benuzt worden seyn, welches den Dienerinnen der heiligen Jungfrau Maria geweiht war und von dem man noch einige alte Mauerreste erkennen will. Der kleine, von wildem Gestrüpp überwachsene Raum hat ein ziemlich spukhaftes Ansehen und es gibt heute noch mehr als ein bejahrtes Mütterchen hier, das Nachts jener Seite der Stadtmauer möglichst fern bleibt oder sich so schnell als thunlich vorbeidrängt und ein Ave Maria vor sich hin betet."

Der Sicilianer war offenbar weit entfernt, an ein „böses Auge" oder an die »folletti,« »incubi,« an die Geister zu glauben, mit welchen die Küstenbewohner, die Fischer und Matrosen See und Luft, die Hirten sumpfige Ebenen, Höhlen und Gebirgsschluchten bevölkern; er nahm es daher für Scherz, als ich ihn fragte, warum die alten Mütterchen von Vercelli die erwähnte Oertlichkeit zu vermeiden suchten, und wollte mich mit einem »ciarle, ciarle, 'njor.« abfertigen; da er sich aber meinem Wunsche fügen mußte, kleidete er seine Mittheilung so ein, wie es sich für einen Mann ziemte, der „vieler Menschen Städte" gesehen und nicht ohne Erfolg mit der Welt verkehrt hatte. — „Sehen Sie, lieber Herr," sagte er, „wir Italiener sind sonderbare Leute. Wenn ich meinen Freunden in der Stadt von den wallisischen Hexen, Kobolden, Berggeistern, Riesen und der Menge von Teufeln erzähle, welche in schwarze Höhlen gebannt sind und zuweilen losbrechen, um Felsknollen und riesige Schneeballen in die Thäler zu kugeln oder auf dem Sturmwind über die Wälder zu jagen und tausendjährige Stämme wie Glasröhrchen zu zersplittern, pflegt man mich auszulachen, und doch spukt es bei uns, nur in einer andern Art, wie im Gebirg droben. Wir sind im Herzen eben so gute Christen wie die Mehrzahl der wackern Walliser; in unsern Köpfen aber steckt noch viel Heidenthum, und je weiter man nach dem Süden unseres Landes kommt, desto häufiger und auffallender tritt das Gemisch des Heidnischen und Christlichen hervor. Wir schwören von Domo d'Ossola bis nach Reggio hinab zehnmal bei Bacchus und Diana, bis wir einmal der h. Jungfrau gedenken; diese schmücken wir bald mit dem ganzen Reiz der Venus, bald mit den Attributen der Ceres, wie ich denn in Sicilien zur Erntezeit oft die Statue unserer santissima madre umhertragen sah, das Haupt mit Aehren bekränzt und in der Hand den goldenen Segen der Fluren haltend. Selbst die Farben der Atlasgewänder, mit welchen die Madonna dann bekleidet wird, sind so lebhaft und abstechend, wie ich Ceres später auf den herkulanischen Wandgemälden dargestellt gesehen." Hier bot mir der Führer eine Prise aus seiner hölzernen Dose, versorgte sich mit einer Fülle des beizenden Nasenfutters, nieste dreimal, wie nur ein Italiener niesen kann — ich wundere mich heute noch, daß nicht ein Theil der alten Stadtmauer bei dieser Gelegenheit einstürzte — ließ auf mein »Felicità« den herkömmlichen Dank hören und fuhr dann fort:

„Ich könnte noch hundert solcher Beispiele anführen, lieber Herr, um zu beweisen, daß bis auf diesen Tag bei uns das Christliche und das Heidnische traulich neben einander her und zuweilen bunt durcheinander laufen, und so stellt es sich auch bei den Sagen heraus, welche hinsichtlich der erwähnten Oertlichkeit im Gange sind; denn bald soll es dort in gewissen Nächten so toll hergehen wie auf dem Berge der Venus bei Neapel, bald will man das Wehgeschrei vieler Nonnen hören, welche von Teufeln wegen ihres zuchtlosen Lebens gegeißelt werden.

Il Siciliano fand den Fluß seiner Rede erst wieder, als wir auf den kaum noch erkennbaren Trümmern der alten Burg standen. „Ganz Vercelli," sagte er, „muß seit seiner ersten Gründung mehrere mal in dem Zustand gewesen seyn, in welchem wir jezt seine Burg sehen. Zur Zeit des Augustus eine berühmte Stadt, der Hauptsitz eines kriegerischen Volksstamms, war sie am Schlusse des vierten Jahrhunderts kaum mehr als ein Schutthaufen. Im eilften Jahrhundert dagegen hatte sich ihr Glanz wieder gehoben, so daß Papst Leo IX. es nicht verschmähte, in ihren Mauern die Väter der Kirche um sich zu versammeln. Von dieser Zeit an wurde Vercelli mit seinem Gebiete wie ein Ball hin und her geworfen und heute belagert und geschleift, morgen wieder aufgebaut und befestigt, um an einem der nächsten Tage abermals in die Hände irgend eines verwegenen Klopffechters zu fallen. Als sich unser schönes Land in ein halbes Hundert kleiner Republiken theilte, von denen jede die andere zu verschlingen suchte, wollten wir nicht hinter dem Geist der Zeit zurückbleiben und Vercelli ward eine Republik, fiel aber dadurch, wie man bei uns sagt, aus der Pfanne in das Feuer, denn bald zückte der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder das Schwert, welches die Stadt sonst gegen äußere Feinde tapfer vertheidigt hatte. Unsere guten Freunde und Nachbarn, die Mailänder, machten sich diesen Stand der Dinge zu nuze, und als die Spanier Mailand in ihre große Tasche steckten, blieb Vercelli als Zugabe daran hängen. Wir begannen bereits das Spanische so gut zu verstehen, wie man es heute noch auf der Insel Sardinien versteht; da kam dem Savoyarden, der bisher in seinem rauhen Gebirg von Eicheln und wilden Kastanien gelebt und sich mit Ziegenfellen dürftig bekleidet hatte, eine unwiderstehliche Begierde an, seine braunen Finger in unsern Honig zu stecken, und als er überdieß vernahm, daß die Sesia aus den ihm zustehenden sessitischen Alpen das Geld so zu sagen bis an die Porta Milanese von Vercelli schwemmte und daß sich Goldadern in der Nähe dieses Flusses fänden, um deren willen man das Gebiet dieser glücklichen Stadt früher das italienische Peru genannt hatte, war er nicht mehr zurückzuhalten. Wie der Sturmwind brauste er von seinen Bergen und aus seinen Felsschluchten nieder und trieb die Spanier wie eine Heerde Lämmer über die Sesia und selbst über den Po und Ticino zurück. Den Spaniern hatten aber die schönen Mädchen von Vercelli sehr wohl gefallen und sie kamen möglichst bald wieder und warfen die Savoyarden über die Doria bis an das Gebirg. Mehrere mal wiederholte sich dieses rauhe Spiel, und da der Besitz von Vercelli stets als der Preis des Sieges betrachtet wurde, mußten wir eine solche Auszeichnung stets sehr theuer bezahlen. Endlich kamen die Franzosen, um den Savoyarden gegen die Spanier beizustehen, und obgleich auch diese neuen Kämpfe unsere Stadt härter als irgend eine Stadt von Oberitalien trafen, führten sie doch zu einem gründlichen Frieden, in dessen Folge Vercelli unter dem savoyischen Scepter Handel, Ackerbau und Gewerbe wieder auf seinem Gebiet erblühen, den schweren Steinschmuck aber, welcher die Stadt beängstigend umschlang, verschwinden sah."

Wahrscheinlich wäre ich noch in die Schicksale Vercelli's vom Jahr 1718 bis in die neueste Zeit eingeweiht worden, hätten wir nicht mit dem Abschlusse des Friedens von Pavia die Pforte der Andreaskirche erreicht, welche aus dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts stammt, und in ihrer ursprünglichen edlen Einfachheit einen weit erhebenderen Eindruck macht als die in der neuen Zeit im Geschmacke mehrerer einst so ehrwürdigen Genuesischen Gotteshäuser umgestaltete Domkirche. In diesen beiden größten und ältesten Kirchen von Vercelli findet man keine berühmten Gemälde, keine kunstreich gearbeiteten Säulen, keine prunkenden Grabmäler wie im Dom von Mailand, aber auch keinen geschundenen h. Bartholomäus. Ein Verzeichniß sämmtlicher Reliquien, welche in den italienischen Kirchen aufbewahrt werden, müßte einen starken Folioband füllen, denn die unbedeutendste Kapelle rühmt sich irgend eines Schatzes dieser Art, und die St. Andreaskirche von Vercelli steht in dieser Hinsicht nicht hinter ihren zahlreichen Schwestern zurück, denn sie ist im Besitz des einzig ächten »cintolo di castità« des h. Thomas von Aquino; alle andern sind, wie mein Sicilianer sagt, »pretta furbaciòna« — eitel Betrug. Sie hat ferner zwei Dornen aus der Krone unseres Heilands vorzuzeigen, anderer minder merkwürdigen Dinge nicht zu gedenken.

Als der rothe Vorhang, welcher den Eingang in die Domkirche deckte, hinter uns fiel, vertraute mir der Sicilianer, indem er auf den an die Kirche stoßenden bischöflichen Palast und die behaglich aussehenden Wohnungen der Domherrn zeigte, „die „Turiner" streckten ihre langen Finger nach der Habe dieser geistlichen Herrn aus, denen die Franzosen bereits den besten Theil ihres Bluts abgezapft hätten. Mit den Schwarzröcken sey jedoch nicht gut anbinden und die Herren, welche jezt das Ruder führten, möchten sich wohl in acht nehmen; er habe in Sicilien Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wie weit der Arm von Rom reiche, und daß man leichter gegen eine sichtbare als gegen eine unsichtbare Macht ankämpfe. — Ich hatte Grund, mit meiner kleinen »gita mattutina« ganz zufrieden zu seyn, und entließ den Sicilianer, um einen Spaziergang die Sesia entlang zu machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Tischrücken. — Andere Narrheiten. — Ponsard kein Aristophanes. — Die Kunstausstellung.

Der heurige Mai hat der Pariser Gesellschaft mehrere Novitäten gebracht, die ihre Neugierde, ihre Theilnahme erregen mußten. Das sogenannte Tischrücken, das in Deutschland schon Monate lang grassirte, und, wie es scheint, schon eine Literatur besitzt, kam in den ersten Tagen des Monats Mai endlich auch in der Hauptstadt des gebildeten Europa an, welche dießmal, wie sie das so gerne thut, der übrigen Welt das Zeichen gegeben zu haben sich nicht rühmen kann. Wenn aber die neue Erfindung, Entdeckung, Erscheinung, wie man es nennen will, in Paris erst ungewöhnlich spät sich eingestellt, und die größere Schnelle und Innigkeit des geistigen Völkerverkehrs, die aus den Eisenbahnverbindungen entspringen soll, bei dieser Gelegenheit sich nicht bewährt hat, so war die Wirkung, welche dieses überraschende Phänomen auf die Gemüther äußerte, um so mächtiger und rascher. Die tanzenden, rollenden, wirbelnden Tische, wie man hier, da noch keine fixe, wissenschaftliche Bezeichnung dafür gewonnen ist, die Sache nennt, sind plötzlich die Löwen des Tages, der Nahrungsstoff der in der allgemeinen Stille des öffentlichen Lebens ziemlich darbenden Conversation und eine Hülfsquelle für die aller stärkeren Erregungsmittel beraubte Journalistik geworden. Hat man die Sache nicht erfunden, so will man sie doch vervollkommnen; man macht daher Versuche mit allen möglichen Gegenständen, nicht bloß mit Tischen und Stühlen, sondern mit Hüten, Mützen, Flaschen, Gläsern, Stiefeln, Schuhen, Körben, Fässern, kurz allen Geräthen des Hauses und Hofes, des Tages und der Nacht, des Kellers und der Küche. Hat nun einer ein Experiment gemacht, das nicht ganz so aussieht, wie was er in den Zeitungen gelesen, so schreibt er darüber einen Bericht an sein Journal, gibt dem Punkt, den er darin bespricht, eine wissenschaftliche Wichtigkeit und hält sich für einen großen Mann. Auf der andern Seite schweigen auch die Zweifler nicht und meinen, das Ding könnte leicht nichts anderes seyn, als ein Gaukelspiel, um Aufsehen zu erregen, vielleicht gar eine Finte der Regierungen, um die Völker von den Betrachtungen des öffentlichen Nothstandes abzuziehen. Noch habe die Akademie nicht gesprochen, die Akademie, die so viele Fabeln und Blendwerke in ihr Nichts zurückgeworfen habe, werde wahrscheinlich dieselbe Gerechtigkeit auch gegen dieses Truggespinnste üben. So zweifeln diese verstockten Skeptiker an allem, nur nicht an dem Wort der Akademie, und der guten Patrioten gibt es hier zu Land noch in Hülle und Fülle, die sich einbilden, ein Ausspruch der Akademie sey rechtskräftig in ganz Europa, ihr Nein und ihr Ja sey ein Orakel in Wien und Berlin, in St. Petersburg, selbst in London, und wenn der alte Arago einmal gesprochen, so muckte sich niemand mehr von dem Guadalquivir bis zur Wolga. Beutet aber die patriotische Eitelkeit, wie sie alles ausbeutete, auch diese Neuigkeit aus, so fällt der Nationalwitz auch schon darüber her. Das Charivari zeigt uns eine Lorette mit dem Champagnerglas in der Hand, die, dank der Magie des Nektars, den sie sich eingegossen, Stühle, Tische, Wände und sich selber tanzen, hüpfen und wirbeln sieht. Zu gleicher Zeit unterhalten die boshaften Pariser sich von der Möglichkeit, Frauenzimmer auf der Straße durch verstohlenes plötzliches Anrühren in Kreisbewegung zu setzen und sie auf diese Weise entweder zu einem Gegenstande der öffentlichen Heiterkeit zu machen, oder durch das Bedürfniß einer Zuflucht in die benachbarten Wohnungen zu locken, wo man sie haben wolle.

Diese Scherze und Tollheiten, die vom Pariser Humor aus dem Tischrücken hervorgetrieben werden, finden wir auch in dem Schwanke eines Vaudevilletheaters zu drolligem Wirrwar vereinigt. Denn was nur immer das Publikum einigermaßen beschäftigt und dabei zu komischer Darstellung halb und halb sich eignet, wird von den Lieferanten der kleineren Bühnen hastig aufgegriffen, in Eile zu einem possirlichen Gemälde verarbeitet, was an lustigen Einfällen darüber in Umlauf kam, in losen oder vernünftigen Zusammenhang gebracht, wie es eben geht, und mag das Ganze noch so abgeschmackt, mögen die Einzelheiten noch so schaal, noch so tölpisch oder haarsträubend albern seyn, das Produkt ist des Erfolgs gewiß, da es mit Dingen hantiert, mit denen das Publikum sich augenblicklich abgibt, da es, um großartig zu reden, den Vortheil eines zeitgemäßen Werkes besitzt.

Die Gegenstände der Tagesgeschichte sind eine Hauptmine für die kleinen Theater, und wer die Witze, Anekdoten und Meinungen, die hierüber im Publikum cursiren, am schnellsten aufrafft, verkettet und in einen Rahmen bringt, der ist natürlich der Messias dieser leichtfertigen Anstalten, die in der dramatischen Literatur etwa dieselbe Höhe einnehmen, auf der in der Handelswelt der Schacher und das Hausiren stehen. Begreiflich ist es, daß zur Anfertigung solcher Waare ein heiteres Zusammenwirken mehrerer Virtuosen dieser Art besser taugt, als das einsame Schaffen eines einzigen Meisters; denn da es nicht auf weise Fügung des Stoffs, nicht auf lebendige Steigerung der Theilnahme ankommt, da es sich um Häufung von allerlei Geschichten, um ein Durcheinander von Schlag- und Stichelworten, um recht viel Harlekinaden und drastische Einfälle handelt, also nicht der Werth, sondern das Quantum beachtet wird, so ist auch bei dem Abfassen des

Machwerks nicht sowohl der Werth als das Quantum der Autoren zu berücksichtigen. So wird bei einem Vaudeville, das in diesem Augenblick entsteht, einer der Mitarbeiter über das Tischrücken und was darüber in den von ihm besuchten Kreisen gefabelt wird, bessere Auskunft geben, der andere, der eine Wallfahrt zum Blumenmarkt angestellt, im Gedränge, das da zu Ehren einer hypercivilisirten, superfeinen Flora stattfand, manche Bemerkung erhascht, manche Lächerlichkeit bemerkt haben, von denen sich auf der Bühne eine rasche und rauschende Wirkung erwarten läßt. In der That, obgleich ich den Nutzen einer so weit getriebenen Pflanzenkultur und den ästhetischen Genuß der aus derselben für den Dilettanten entspringt, keineswegs in Abrede zu stellen meine, so scheint mir doch, nicht das Streben nach Vervollkommnung der lieben Geschöpfe Gottes, sondern das Wesen, das daraus gemacht wird, eine ziemlich komische Seite zu haben. Wenn man den Jubel über den beständigen Fortschritt hört, die Redensarten der Bewunderung über die herrlichen Spargeln, den idealen Kohl und die frühreifen, natürlich vollständig ungenießbaren Trauben, wenn einem die ganze Litanei der künstlichen Blumenverbindungen mit exotischen Namen, die kein Mensch ohne vorhergehendes Studium versteht, bombastisch abgeleiert wird, sieht es da nicht aus, als wäre der Schöpfer des Himmels und der Erde nun entschieden überflügelt, er, der mit allmächtigem Wort das All aus dem Nichts hervorrief, nur ein Anfänger, nur ein Stümper, und das Werk der sechs Tage in die Kategorie des alten Eisens zu verweisen? Hieher gehört auch die in den lezten Zeiten sehr eifrig befürwortete, wie durch eine Anzahl neuer Ergebnisse und Erfahrungen bedeutend vorwärts gebrachte Fischkultur. Der Mensch kann nun mit gewissen Elementen, ohne lebendiges Zuthun der Wasserthiere, selbst Fische verfertigen, und ich hörte bei dieser Gelegenheit in allem Ernste die Frage aufstellen und erörtern, ob es nunmehr nicht vollkommen überflüssig sey, die Köpfe der Schuljugend mit unbegreiflichen Begriffen von Gott und Schöpfung zu beschweren, da jezt ja alle Tage ein neuer Schleier falle und man mehr und mehr hinter das Geheimniß der Bibel komme. Die kosmopolitische Gesellschaft, in der auch ein paar deutsche Denker und Naturforscher zugegen waren, entschied sich indessen für einstweilige Beibehaltung der erwähnten alten, ehrwürdigen Vorurtheile aus *polizeilichen Gründen*, und die Abschaffung der alttestamentarischen Mythe ward vorläufig für nicht wünschenswerth erklärt. Es wurden hiebei allerdings einige Stimmen laut, die auf den heikeln Punkt die Aufmerksamkeit zu lenken versuchten, daß der Mensch zwar mit gewissen Elementen Fische machen, aber die Elemente selbst nicht machen könne und also noch ein kleiner Unterschied zwischen den Schöpfertalenten der sterblichen Erdensöhne und dem, was Jehova vermöge, anzunehmen sey; allein diese Stimmen wurden als Sophistereien galant beseitigt. Solche Weisheit spukt in den Gehirnen so mancher Schriftgelehrten, welche das Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts predigen, und wir haben einen Ponsard, aber keinen Aristophanes.

Was man nicht hat, das eben brauchte man,
Und was man hat, kann man nicht brauchen.

Es ist übrigens für Ponsard selbst sehr gut, daß er kein Aristophanes ist; denn er hat, nach allem, was man vernimmt, nach allem, was die Welt von seinem Thun und Lassen, Dichten und Trachten zu beobachten im Stande ist, ein sehr heftiges Verlangen Akademiker zu werden. Man hat ihn, mit allen Symptomen akademischen Ehrgeizes behaftet, den Hof des Instituts durchrennen sehen, und er soll auch bedeutende Aussicht haben, dieses so sehnlich von ihm verfolgte Ziel zu erreichen. Wenn er aber ein Aristophanes wäre, wenn er alle Sparren und alle Eitelkeiten nicht bloß der verschiedenen Stände, in welche die Gesellschaft im Allgemeinen eingetheilt ist, sondern auch die Zünfte der Gelehrten, der Künstler, der Literaten, der Philosophen, der Staatsökonomen, der Kritiker, und der verwandten Gaukler satirisch durchzöge, und dieß nicht didaktisch und moralisirend, sondern mit vernichtendem Hohn und sarkastischer Laune thäte, wie wäre es möglich, daß er die Thore der Akademie sich nicht versperrte? Er müßte ja vor allem den Heißhunger nach Ehrenplätzen und Ehrenzeichen, der die eben aufgezählte Bande von geistigen Honoratioren ergriffen hat, und namentlich das akademische Fieber, das selbst in die kecksten, unbändigsten Belletristen gefahren ist, dem Gespötte des Publikums überantworten, und wie wäre das mit einer akademischen Candidatur, geschweige mit einem Erfolge derselben vereinbar? Der Werth, den man in Frankreich, und namentlich in Paris, jeder akademischen Wirthschaft und Sippschaft beilegt, die Rechtskräftigkeit, welche in der Kunst, selbst in der natürlich und nothwendig freiesten aller Künste, in der Poesie, den Entscheidungen der amtlichen Körperschaften, vom größeren Theile des Publikums, sogar von manchen Künstlern zuerkannt wird, und die erpichte Bewerbung um jede von denselben ertheilte Auszeichnung, mag sie in der Aufnahme in ihren Schooß, mag sie in irgend einem öffentlichen Beweise der Anerkennung bestehen, mag sie handgreifliche Vortheile mit sich bringen oder dem Eigennutz keine Lockung bieten, diese Sucht ist für das Gedeihen des ästhetischen Lebens nichts weniger als förderlich, und namentlich für das Aufkommen der jungen Kräfte häufig ein bedeutendes Hinderniß.

Man hat für die Wahrheit dieses Satzes jedes Jahr in den Folgen, welche die Aussprüche des Gerichts der Kunstausstellung für die Laufbahn begabter Anfänger haben, einen unabweisbaren Beleg. Allerdings fehlt es nicht an guten, unabhängigen, unbefangenen Köpfen, die sich über die Urtheile dieses zum Theil durch eine nicht sehr geregelte Wahl, zum Theil durch die Willkür der Regierung gebildeten Senats mit respektwidrigem Geist hinaussetzen und die Mehrheit seiner Verdikte der Elle, der geistigen Trägheit und pedantischen Beschränktheit des ästhetischen Parteigeistes mit gutem Gewissen nnd im Bewußtseyn einer hinlänglichen Menschenkenntniß zuzuschreiben sich nicht scheuen; allein noch größer ist die Anzahl derjenigen, und darunter die starke Schaar der Kauflustigen aus Eitelkeit, welche in dem Ja und Nein des Areopags ein unfehlbares Orakel verehren und darauf, obgleich sonst in keiner Beziehung Pythagoräer, wie auf das Wort des Meisters schwören. So ist es denn durch eine Verkettung von Umständen mehr als einmal vorgekommen, daß einem

Künstler durch die Zurückweisung eines einzigen Bildes aus dem Salon ein ganzer Cyklus in einander greifender Bestellungen entging. Ein Maler von unbestreitbarem Verdienst, den ich nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens H. bezeichnen will, hatte vor zwei Jahren das Bildniß einer sehr hübschen und beliebten Schauspielerin des Théâtre français zu fertigen, und die junge Dame so wie deren Angehörige waren mit der Art, wie H. die Aufgabe gelöst hatte, vollkommen zufrieden. Das Bildniß wurde nach hiesigem Brauche in die Ausstellung geschickt und vom damaligen Gerichte der Aufnahme nicht würdig befunden. Diese Schlappe wirkte auf die Ansichten der Schauspielerin und der Ihrigen zurück; Verzierungsarbeiten im Théâtre français wurden einem andern Künstler übertragen; Arsène Houssaie, der Direktor dieser Bühne, wollte das Innere seiner Villa vor den Thoren von Paris gleichfalls ausschmücken lassen; die Ausführung des Plans war H. zugedacht, aber in Folge des Schicksals, welches dem Bildniß der jungen Schauspielerin widerfahren war, ging auch dieser Verdienst an einen andern Künstler über. Eine Menge von Bildnissen, auf die H. zählen konnte, kamen gleichfalls in die Hände seiner Kollegen, und es wurde von seinen Freunden berechnet, daß ihm durch den Unfall seines Bildnisses ein Geschäft von nahe an hunderttausend Franken entzogen wurde. Glücklicherweise ist H. deßwegen nicht in Noth, aber viele Künstler kommen durch die leichtsinnige und in der neuesten Zeit sogar systematische Härte der Richter in wahre Bedrängniß und geradezu um ihr Brod. Es scheint, das gerade will man höhern Orts; man findet, es gebe zu viele Künstler, die Künstler seyen ein gefährlicher Gährungsstoff in der Gesellschaft, man müsse ihre Zahl vermindern, und das könne durch nichts besser geschehen als durch Aushungerung (il faut les prendre par la famine). Herr Nieuwerkerke, Direktor der kaiserlichen Museen, dem dieses Wort in den Mund gelegt wird, hat in einer Rede, die er voriges Jahr bei Vertheilung der Ehrenmünzen gehalten und dem Katalog der heurigen Ausstellungen hat vordrucken lassen, einen ähnlichen Gedanken amtlich und feierlich ausgesprochen. „Die Regierung ist der Ansicht," sagt er, „daß die jährlichen Ausstellungen nicht den allerlei Werken derjenigen, welche Künstler heißen oder sich nennen, zum Bazar zu dienen haben; sie sollen keine Niederlage seyn, um den Verkauf der neuesten Kunsterzeugnisse zu erleichtern. Die Regierung, die im Namen des Landes die Belohnungen austheilt, war vor allem darauf bedacht, ihr Recht der Einmischung festzuhalten." Diese Zeilen haben entweder keinen Sinn oder sie laufen darauf hinaus, erstens daß die Regierung die Wege, welche den Künstlern zum Absatz ihrer Erzeugnisse bisher offen standen und von denen die Ausstellung unstreitig der gangbarste war, so viel in ihrer zwar despotischen, aber durch die Allgewalt der Sitten doch beschränkten Macht steht, abzusperren sucht, und dann, daß sie dieselbe Oberhoheit, dieselbe Befugniß einer Aufsicht ohne Berufung, welche sie nicht bloß über alle Zweige der Verwaltung, sondern in der jüngsten Zeit auch über das ganze Thun und Treiben der Gesellschaft sich beigelegt hat, sogar auf die menschliche Thätigkeit im Gebiete des Schönen auszudehnen gewillt ist. Sie gelangt hiezu, wie Nieuwerkerke es unumwunden ausspricht, durch die Ernennung von Richtern, die sie von den Künstlern selbst gewählten Vertrauensmännern beigesellt. Die Regierung stellt eben so viele Mitglieder als die Künstler, und da es sehr leicht ist, die Vertreter der letzteren, die durch Zwiste der Schule und der Eifersucht ohnehin getrennt sind, auseinander zu halten, wo sie schon uneins, und zu spalten, wo sie einig sind, so ist die Regierung des Uebergewichts bei den Berathungen stets gewiß. Es ist ihrem Einfluß beizumessen, daß in diesem Jahr von über viertausend Einsendungen aus den verschiedenen Bereichen der Malerei nur zwölfhundert und acht zugelassen wurden, von denen noch die Werke der Mitglieder des Instituts und der Ehrenlegion, die ohne Bedingung eingehen, in Abzug zu bringen sind. Hatte die Regierung nun keine andere Absicht, als so viele Künstler wie möglich zu entmuthigen und aus der freien Bahn, die sie erwählt, in eine andere, für die Unabhängigkeit des Geistes und des Charakters sich minder eignende zu treiben, so hat sie vorläufig ihr Ziel vollkommen erreicht; wollte sie aber mehr, wollte sie auch einen Salon, der durch die strenge Auswahl der vorhandenen Kunstgegenstände dem Besucher nur befriedigende Eindrücke böte und für Frankreich nur ein Zeugniß des Fortschritts, nur ein Denkmal des Ruhms sey, in diesem Falle hat sie ihren Zweck völlig verfehlt. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß in der dießjährigen Ausstellung einige Werke von hohem Werth mit Recht unsere Bewunderung ansprechen, so sind sie doch, wie gewöhnlich, in der Masse des Unbedeutenden und Schlechten außerordentliche Phänomene. Man hatte offenbar oft zwischen Mittelgut und Mittelgut, zwischen Unsinn und Unsinn, zwischen Abscheulichkeit und Abscheulichkeit zu wählen, und da mochte wohl der Zufall, ein eilig hingeworfener, zerstreuter, oberflächlicher Blick großentheils entscheiden. Es mochte wohl hie und da auch etwas wirklich Gutes flachem Mittelgut hintangesezt, gespreizter Unsinn einer sinnig bescheidenen Gabe vorgezogen und neben einer feinen Arbeit, die beseitigt ward, etwas Steifes und Häßliches zugelassen worden seyn. Es ist nach den Gerüchten, die von Werkstätte zu Werkstätte gehen, dem in der That so, und der Bazar des Boulevard Bonne Nouvelle ist zu einer Privatausstellung der zurückgewiesenen Kunstwerke bestimmt. Nur allzuwahr ist es übrigens, daß neidischer Wetteifer, pedantischer Parteigeist und zäher Schulmeisterstolz einige der von den Künstlern selbst ernannten Richter bei ihren Entscheidungen geleitet haben. Man verwarf so manches Bild, weil es aus einer Schule stammte, der man nicht wohl will, und stimmte für ein anderes, das von einem Kunstjünger herrührt, den man selbst gezogen, und wenn es durch eine Veranstaltung der politischen Behörde geschah, daß nur eine so kleine Anzahl der eingesandten Arbeiten der öffentlichen Kunstschau würdig erklärt wurde, so tragen wohl die Leidenschaften der richtenden Künstler die Hauptschuld daran, daß zwischen gehaltvollen und werthlosen Erzeugnissen, zwischen ächtem Gold und falschem Metall, zum Nachtheil des wahren Verdienstes bedauernswerthe Verwechslungen vorfielen.

(Schluß folgt.)

Wien, Mai.

Waldmeisters Zug nach Osten. — Der sonntägliche Exodus. — Maigranit.

Das Reich des „Waldmeisters" scheint auch um Oesterreich seine grünen Bande zu schlingen. Ich rede nicht von dem Waldmeister im grauen Rock mit grünen Vorstößen, sondern vom grünen Waldmeisterlein (asperula odorata), welches weiße Vorstöße trägt, sobald es nämlich mit der duftigen Blüthe sein Staatskleid angezogen. Der Waldmeister ist ganz entschieden auf dem besten Wege, sich in Wien festzusetzen, und sobald das geschehen ist, ist natürlich die rheinische Maierrungenschaft für ganz Oesterreich gesichert, wo nur irgend in dem weiten Kaiserstaate saftige Laubwälder sich zu schattigen Domen wölben, und in der smaragdenen Einsamkeit Waldmeisters grüne Sterne strahlen. Auch in Oesterreich wird bald, wie im ganzen rheinischen Lande, der Schüler der Forstwissenschaft das Sprichwort kennen: „In der Forstbotanik ist der Waldmeister eine der wichtigsten Pflanzen; warum? Weil man ohne ihn den Maiwein nicht bereiten kann." Wenn ihr nach dem Grunde der Erscheinung forscht, so werde ich zwar nicht geradezu behaupten, daß Roquette's liebliche Dichtung von Waldmeisters Brautfahrt die Wiener zur Lehre vom Maitrank bekehrt habe; ich werde vielmehr für das Gedicht eine bescheidenere, für den Dichter aber eine um so glänzendere Rolle dabei in Anspruch nehmen. Als Roquette den Waldmeister sang, war er als ächter Dichter ein Seher; er fühlte eine mächtige Zeitströmung, bevor sie der Welt offenbar geworden, und darum braucht er sich nicht mit dem vorübergehenden Triumph zu begnügen, daß der Erfolg eines gelungenen Gedichtes eine Anzahl von Feinschmeckern auf den sinnlichen Genuß aufmerksam gemacht habe, sondern er ist Chorführer im neuen Bacchuszuge nach dem Osten. Der Zug würde auch ohne den Sänger stattgefunden haben, aber es gereicht dem Zuge zur besondern Zierde, daß er den Sänger besizt, gleichwie dieser selbst mit gerechtem Stolz sich rühmen darf, mit glücklichem Griffe eine nachklingende Saite der Zeit berührt zu haben.

Ich war gestern (Sonntags) im Park zu Dornbach und sah mehrere Leute emsig die grünen Sterne pflücken. Die Mühe war zwar eine verlorene, denn die Pflanze, welche dort im Buchenhain wächst, ist nicht der rechte Waldmeister, sondern nur der Gesell, aber der gute Wille freute mich nichtsdestoweniger. Dieses Dornbach — oder vielmehr die Umgebung von Dornbach — ist ein reizendes Stückchen Gottesgarten. Der Ort, fast noch eine der ländlichen Vor-Vorstädte Wiens, liegt vor einem der Seitenthäler des Kalenbergs. Hinzukommen ist freilich schwer genug, besonders für unser einen, der sich auf den Gesellschaftswagen angewiesen sieht, weil ein seltsames Versehen des Schicksals ihm immer noch seinen Wagen und seine Pferde vorenthält. Der Weg führt durch die lange Alservorstadt nach Herrnals, das sich, durch den Linienwall abgetrennt, als neue Vorstadt anschließt. Vor Zeiten war es ein Dorf in der Umgebung des bekannten Schlosses, und vor ein paar Jahrhunderten der Zielpunkt einer seltsamen Wallfahrt. In Herrnals nämlich predigten zur Zeit der Kirchenspaltung die abtrünnigen Prädicanten, und hatten einen ungeheuren Zulauf, wie denn überhaupt gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Wiener — seitdem wieder so fromm und gottesfürchtig geworden — drauf und dran waren, von der Kirche abzufallen. Es hat hernach viel Blut und Thränen gekostet, um ihnen die Köpfe wieder zurecht zu setzen, und in den Bewegungen von damals spiegeln sich die Zuckungen unserer Tage, nur daß das Ding jezt einen andern Namen trägt. Herrnals ist ebenfalls eine Stadt, so gut wie Sechshaus, Fünfhaus u. s. w. Dornbach schließt sich aber nicht unmittelbar daran, sondern liegt durch ein gutes Stück schattenlosen Weges davon getrennt. Auch dieser Ort ist in den lezten zwanzig Jahren zur Stadt geworden und mit Neuwaldeck zusammengewachsen, das sich weit in das Thal hinaufzieht. Aber es ist immerhin der Mühe werth, sich durch Hitze und Staub von dem dahinschneckenden Gesellschaftswagen ziehen zu lassen, um sich hernach im Buchenwalde zu ergehen und den Berg bis zum Holländerdörfchen zu ersteigen, von wo die reizendste Aussicht sich in das gesegnete Land öffnet. Den wohlgehaltenen Park durchschneidet in seiner ganzen Länge ein prachtvoller Baumgang, reich an wechselvollen Umgebungen von Wald, Baumgruppen, Rasenplätzen, Teichen, um die herum sich anmuthig gewundene Pfade schlingen. Am Ende des Baumganges beginnt eine Art von Wildniß an des Berges nicht allzusteiler Halde, wo vor dem Buchenwalde einzelne Gruppen schöner alter Eichen stehen. Das Holländerdörfchen, gewöhnlich Hamnau geheißen, liegt droben im Walde und ist eine ächte Rococoanlage aus älterer Zeit, mit Hütten, die von außen mit Schilf bekleidet, innen aber auf's niedlichste eingerichtet sind.

Der Baumgang wimmelte von Städtern, nicht minder alle Wege rings umher. Wer im grünen Walde bei Wien die Einsamkeit begehrt, muß nicht am Sonntag kommen. Aus jeder „Linie" strömt es am Sonntag zu Tausenden, und wer sich ein Ziel zu seinem Ausflug erwählt, wundert sich regelmäßig, daß „alle Leute" just an demselben Tage den Einfall haben mußten, ihm zu folgen oder voranzugehen, heiße sein Ziel nun Nußdorf, Klosterneuburg, Weidling am Bach, Grinzing oder Dornbach; Kalenberg oder Leopoldsberg; Hietzing, Penzing oder Schönbrunn; Liesing, Brühl, Baden, Vöslau oder Gloggnitz. Ich könnte noch ein paar Dutzend Namen nennen, doch allzuviel ist nicht zuträglich; indessen glaube ich nicht zu irren, wenn ich den sonntäglichen „Exodus" über die Vorstädte hinaus an schönen Sommertagen

wenigstens auf 25,000 Menschen anschlage. Den Maßstab der Berechnung liefern die Aussagen der Gesellschaftskutscher und die Angaben über den Verkehr auf der Südbahn. Zu den Vorstädten rechne ich dabei noch Herrnals, Sechshaus, überhaupt die Ortschaften, welche sich unmittelbar an den Linienwall anschließen und wo das ländliche Vergnügen im Besuch einer Gartenwirthschaft besteht. Tausende suchen die „Währinger Stangln" heim, wo der Heurige ausgeschenkt wird, andere Tausende die Bier- und andere Hallen, wo König Gambrinus oder die Cichorie Trumpf sind. Auch die Sommertheater (Arenen genannt) erfreuen sich fleißigen Zuspruchs. Einen ergötzlichen Anblick bietet es, wenn am späten Abend die Völkerwanderung sich nach der Stadt wälzt. Fast alle sind wohlgemuth, und je der fünfte Mann zu Fuß sternhagelvoll. Das Vergnügen dieser Wanderung habe ich gestern im vollsten Maße genossen. An einen Platz im verachteten Gesellschaftswagen war nicht zu denken, und so schwamm ich denn herein auf den Wogen des Gedränges, gestoßen und stoßend. In der Stadt bot mir der Conditor eine Erquickung ganz neuer Art, die er „Maigranit" nannte. Waldmeister war es in halbgefrorener Süßigkeit. Der Gedanke ist nicht übel und dazu ächt wienerisch. Er wäre allenfalls dem Heimathlande des Maitrankes zu empfehlen, wenn man dort „Gefrornes" überhaupt, namentlich aber den Granit besser zu bereiten verstände.

Dresden, Mai.

Frühling. — Das Tischrücken. — Ira Aldridge. — Gallaits neuestes Bild.

Die Natur hat ihr Prachtkleid angelegt, das lichteste Grün schmückt Feld und Wald, und in den Gründen leuchtet die weit berühmte „Kirschbluth" wie ein schneeweißer Teppich. Alles eilt hinaus, in diesem Tempel ein Loblied anzustimmen, alle Wege und Stege sind gefüllt mit Alt und Jung, mit Reich und Arm, und kein Herz ist so eng, daß es hier nicht einmal höher schlüge. Die Göttin der Freude könnte ihrem Volk keinen gemeinsamern Jubelton entlocken als der ist, womit der Dresdner das neue Grün begrüßt. Sein Haus wird ihm zu enge, er muß hinaus, koste es was es wolle, er muß seine Berge schauen, er muß zum blauen Himmelszelt aufblicken. Die Stadt und ihre nächste Umgebung zählen achthundert Orte, wo man einkehren kann. Achthundert! eine erkleckliche Zahl bei hunderttausend Einwohnern, und doch beklagt sich keiner der Wirthe, daß es ihm an Gästen fehle, so sehr lebt alles hier außer dem Hause, ein dolce far niente, wie man es sonst nur im Süden findet. Die Zeit, dieses kostbare Gut, das einer guten Wirthschaft bedarf, wird hier mit freier Hand vergeudet. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Man athmet die frische, balsamische Luft, man sinnt, man träumt; so reiht sich Tag an Tag.

Es ist natürlich, daß gerade auf solchem Boden das seltsame Wunder unserer Zeit, das Tischrücken, besonderes Gedeihen fand. Man rückte und rückte, bis sich ein paar Dutzend Personen der Verstand verrückte und den übrigen leise bangte, es möchte auch ihren Köpfen ein leichter Schwindel drohen. Die Stadt ist getheilt in die Gläubigen und die Nichtgläubigen, und ein Krieg wie um die weiße und rothe Rose scheint nicht ferne. An der Spitze der Gläubigen steht die Fürstin H.....d, die drei Tische besitzt, welche reden, das heißt in ihrer Sprache, dieser Weltsprache, der sich die Geister bedienen, um den Sterblichen im Zählen und Buchstabiren eine kleine Nachübung aufzugeben. Der eine ihrer Tische erklärte, er sey der Geist des Mörders des jungen österreichischen Kaisers, und er wünsche sehr, eine blaue Weste zu haben. Ein Schneider wurde geholt und die Weste bestellt, die der Tisch jezt trägt. — So weit haben die Tische es noch an keinem Orte gebracht, selbst nicht in Amerika, diesem Vaterlande der Klopfgeister, über deren unheimliches Thun und Treiben diese Blätter schon vor zwei Jahren von London aus Berichte enthielten, als man in Deutschland noch nicht träumte, daß auch hier die unsichtbare Welt so laut vernehmbar reden würde. — Es gibt hier noch einen ausgezeichneten Tisch, der täglich von vielen Personen consultirt wird und Fragen beantwortet, die in die höchsten Gebiete gehören, der sogar das Entfernte und Zukünftige weiß. So fragte ihn neulich der bekannte Reisende K., welches die größte Tugend sey, ein anderer Mann, ob sein Freund in Afrika noch lebe — dieser war gefährlich krank — und endlich antwortete er auf die Frage, wann derselbe sterben werde, mit einem deutlichen: morgen. — Als dagegen der Dichter A. zu wissen wünschte, mit welcher Droschke er gekommen sey, war die angegebene Nummer falsch, vielleicht weil der Fragende ein ungläubiger Tischrücker ist.

Neben diesen Interessen für die unsichtbare Welt hat aber auch die sichtbare ihre Rechte geltend gemacht und durch die Kunst versöhnend gewirkt, wo die Beschäftigung mit Räthseln und das Suchen nach ihrer Lösung eine zu traurige Aufregung hervorbringen wollte. Die Erscheinung des Ira Aldridge, des Sohns einer Race, die wir uns nicht ebenbürtig glauben, weckte momentan ein alles überflügelndes Interesse. Er trat zuerst in der Rolle des Othello auf, und zwar vor einem Hause, das kaum gefüllter seyn konnte. Selbst die ganze königliche Familie, sogar der gelehrte Prinz Johann mit seinen Töchtern, war gegenwärtig. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, als Ira Aldridge auftrat und man nun als Wirkliches vor sich sah, was bis dahin die Kunst uns vor das Auge zu rücken bemüht gewesen. Die Wahrheit, die dadurch dem Stück verliehen wurde, war ergreifend. Der wirkliche Afrikaner, veredelt durch Bildung und Stellung, dem aber das Blut heiß in den Adern brennt, steht vor uns, die weiße Frau, die sich ihm zugeneigt, mit der ganzen Stärke seines Naturells umfassend. Er ist sanft, weich, hingebend in seiner Liebe; so wie aber die Eifersucht erwacht, tritt auch sogleich die furchtbare Leidenschaftlichkeit seines Wesens hervor und der ungezähmte Sohn des Aequators zeigt sich in seiner ganzen Wildheit. Man kann nicht sagen, daß Ira Aldridge hierin zu weit gegangen sey, daß er die Grenze dessen überschritten, was die Kunst darzustellen erlaubt. Es war nichts das Gefühl Verletzendes, nichts Unschönes in seinem Spiel; er erweckte in seiner Leidenschaft und seinem Schmerz das tiefste Bedauern, und selbst in der Mordscene konnte man ihn nur beklagen, daß ein Irrthum ihn zu einer That trieb, die ihn so schwer gereuen mußte. — Desdemona war leider nicht reizend genug, um unsere Theilnahme besonders zu erregen, im Gegentheil war ihr Spiel der Art, daß man ihr am Ende den Tod wünschte. Die ganze Truppe, die Ira Aldridge bei sich führte, war durchweg schlecht, und dabei ihre Aussprache so undeutlich, daß man kein Wort verstand. Solche Mängel thaten dem Ganzen der Aufführung großen Eintrag, wenn auch der Held dadurch unbeeinträchtigt blieb.

Ein zweites mal erschien Ira Aldridge als Macbeth, auch jezt nur von seiner Truppe unterstützt. Er gab die Rolle ausgezeichnet; namentlich die Scene mit dem Dolche hatte Momente von unübertrefflicher Schönheit. Man konnte nicht bestreiten, daß er ein großer Künstler sey, das Publikum blieb aber dießmal durchaus kalt. War es

die Gewohnheit, in Macbeth einen schönen Mann zu sehen, und wurde ihnen dadurch die Erscheinung des Negers in dieser Rolle fremd und unheimlich, oder konnten sie sich überhaupt nicht daran gewöhnen, auf ihrer Bühne in fremder Weise gespielt zu sehen: genug, sie saßen so apathisch da, als ginge sie die Sache nichts an, und nur beim Zweikampfe am Ende, der eine meisterhaft eingelernte Waffenübung war, erwachten sie aus ihrer Lethargie und gaben momentan ihren Beifall lebhaft zu erkennen. Das Haus war überdem sehr leer. Ein Ball bei Graf R. zu Ehren des königlichen Namenstages und eine Musikaufführung in der Frauenkirche beschäftigten das vornehme Publikum schon hinreichend an dem Tage, und es war nicht zu erwarten, daß es dazwischen noch das Theater besuchen sollte. — Der Schwarze hat uns nun verlassen, um auf einem andern Schauplatze Bewunderer seiner Kunst zu suchen. Sein Personal besteht aus acht Personen. Seine Gattin, mit der er schon sechsundzwanzig Jahre verbunden ist, begleitet ihn. Sie ist eine Engländerin und lichtblond, dabei viel älter als er, wird aber mit großer Rücksicht von ihm behandelt. Sie haben nur ein Kind, einen kleinen Knaben, der dem Vater in den Zügen auf ein Haar gleicht, aber schon nicht mehr die schwarze Farbe und auch nicht das wollige Haar der Race zeigt.

Ein anderer Kunstgenuß, der sich uns geboten, ist das neueste Gemälde von Louis Gallait, das durch Vermittelung der Kunsthandlung von Julius Buddeus in Düsseldorf auf der Terrasse ausgestellt wurde. Die große Schützengilde von Brüssel erweist den Grafen Egmont und Horn die lezte Ehre. Im Vordergrunde sieht man die Köpfe der beiden Hingerichteten auf einem schneeweißen Tuche, den Körpern wieder angefügt, aber so, daß das rinnende Blut bezeichnet, was mit ihnen geschehen; eine schwarze Decke ist über die Leichname bis zum Knie hinauf gebreitet. — Der Anblick des Todes in dieser Form müßte Grausen erregen und als unschön gelten, wenn nicht gleich daneben die Versöhnung stände. Wir sehen gleich rechts neben der Todtenbahre die Bürger von Brüssel in ihrem Waffenschmuck den Dahingeschiedenen den Tribut ihrer Theilnahme bringen. Ein stattlich, wohlgenährter Mann, mit rundem, behaglichem Antlitz, steht als Hauptfigur da. Leute seines Schlages zerreißt der Schmerz nicht, sie können sich nur betrüben, und tief betrübt ist dieser gute Mann; das zeigen uns die hellen Thränen, die über seine rosigen Wangen rinnen. Neben ihm steht eine andere Gestalt, auch vorgerückt in Jahren, wie jener, mit blasser Miene, hoher Stirne, tief liegendem Auge; in diesem nimmt der Schmerz eine ganz andere Gestalt an: er sinnt auf eine That. Hinter beiden Männern drängen sich jüngere Leute, mit weniger umwölktem Blick, aber mit jener Miene des Muthes und der Hoffnung, die sagt, daß jene beiden nicht umsonst gestorben. Das Bürgerthum in seiner großen Bedeutung tritt hier zum erstenmal in der Geschichte auf und gibt dem Bilde eigenthümlichen historischen Werth. Der Anblick dieser Männer der Zukunft lindert, je länger wir hinblicken, mehr und mehr das peinliche Gefühl, das uns diesen Todtenköpfen gegenüber ergreift, bis wir endlich auch nur noch Schmerz um sie empfinden, den Schmerz, der trauert, aber nicht beklagt; denn gleich ihnen beweint zu werden ist ja ein hoher Vorzug. Und links im Hintergrunde steht noch ein Priester, ein junger Mann, beschäftigt die Kerzen auf dem Altar anzuzünden. Seine Miene ist ruhig, sogar heiter; ihn kümmern nicht die Todten, sie sind ja eingegangen zu dem Herrn durch der Kirche Gnadenspruch; ihn kümmern nicht die Bürger von Brüssel und ihre Thränen, denn was sind die Thränen des Erdenbürgers gegenüber der großen Ewigkeit? ihn kümmern nicht die beiden Häscher im Dienste des Despotismus, die als Wächter bei der Leiche stehen, und mit düster argwöhnischen Blicken auf die trauernde Gilde schauen. Er steht da im Dienste seines Herrn, in den Himmel einzugehen bereit, sobald dessen Stimme ihn ruft. — Das Gemälde von Gallait ist nicht nur seiner Idee nach ein großes Werk; auch die Ausführung, die Zeichnung, das Colorit sind vortrefflich. Warum können unsere deutschen Künstler nicht in die Fußstapfen eines Delaroche und Gallait treten?

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Kopfputz contrastirt. Wenden wir uns von den Städten und Städtchen nach den Dörfern oder gar in die abgelegenen Seitenthäler, so treffen wir daselbst ebenfalls das schwarze Baret und dazu einen dunkelfarbigen wollenen Rock, aber leider nur selten frische, hübsche Gesichter und wohlgewachsene Gestalten. Es gehören eben zur Familie der Syngenesisten gar vielerlei Blumen, unter andern auch Disteln mit gewaltigen, perigynen Gröbsen (verzeihen Sie den Oken'schen Terminus). Wie dürften wir uns beklagen, wenn wir auf unserer botanischen Wanderung durch das Wallis solche Disteln mit entsprechenden Fruchtknoten am Halse an unserem Wege antreffen? Wir freuen uns dann nur um so inniger, wenn wir einer bunten, zierlichen Ringelblume, Maßliebe oder Sternblume begegnen.

Die Provinz der Syngenesisten oder Walliser Hütchen dehnt sich um keinen Fuß breit über die Walliser Landmarken aus. Setzen wir beim Einfluß der Rhone in den Leman vom linken Ufer des Flusses auf das rechte über, so betreten wir den klassischen Boden von Montreux und Clarens. Wie wäre es anders möglich, als daß in dieser Natur, zugleich so groß und so mild, unter diesen Leuten, so flink und frohgemuth, nicht eine entsprechende Landestracht entstanden wäre? Mit vollem Rechte ist das Kostüm der demoiselles de Montreux als eines der elegantesten und zierlichsten der ganzen Schweiz berühmt: ein schwarzes Mieder, ein hellfarbiges, faltiges kurzes Röckchen, ein buntseidenes oder weißes unter das Mieder sich verlierendes Busentuch, kurze bauschige weiße Hemdärmel; dazu ein Paar flinke, wohlgemachte Füßchen, ein Paar runde, haselnußbraune Arme, zwei Reihen blanker Zähne, ein funkelndes, braunes Augenpaar, dunkle Haare, und kokett darüber gestülpt das gelbe Strohhütchen, mit nichts besser zu vergleichen, als mit dem umgestülpten Kelch einer Winde, welcher Umstand uns veranlaßt, die Töchter von Montreux frischweg zum malerisch sich schlingenden, gewandt sich schwingenden, traulich sich schmiegenden, eleganten, gefälligen, überall gern gesehenen Geschlecht der Convolvulaceen zu zählen. Diese Hütchen, welche keinen Boden, sondern an dessen Stelle einen keck in die Welt hinausragenden Knopf haben, werden von minder poetischen Beschreibern mit einem Melkstuhl oder mit dem Deckel eines Kochtopfs verglichen und ihre nächsten Anverwandten finden sich auf den bezopften Köpfen der Unterthanen des gelben Drachen. Scheint die Sonne nicht heiß, so trägt man sie an den Bindbändern am Arm und dann deckt ein schwarz seidenes, mit schmalen Blonden besetztes Häubchen den Kopf. — Daß die demoiselles de Montreux nicht lebenslang demoiselles bleiben mögen, wird ihnen kein Billigdenkender verargen. Da tritt dann freilich nicht selten der Fall ein, daß die zierlichen Kinder nach und nach jener Wohlbeleibtheit anheim fallen, welche in romanischen Ländern den meisten Frauen über dreißig Jahren zu Theil wird. Diese dürfen wir, trotz ihrer Hütchen, nicht mehr zu den schlanken Convolveln zählen, sondern eher zur Familie der Cucurbitaceen, deren Blüthe mit der charakteristischen Kopfbedeckung ebenfalls einige Aehnlichkeit hat, worauf schon die Volksstimme ahnungsvoll hindeutet, welche ältere Evastöchter französischer Zunge mit dem Spitznamen „wälsche Cucumern" bezeichnet.

In den andern Theilen der französischen Schweiz schauen wir uns umsonst nach einer eigenthümlichen und malerischen Volkstracht um, wollen wir nicht etwa die sonderbare Frisur der handfesten »graciausa« des freiburgischen Uechtlandes dafür gelten lassen. Es polstern nämlich die Töchter jenes Landes ihre Haarzöpfe mit Werg und durchflechten sie mit Bändern, wodurch dieselben zu ganz übermäßiger Dicke und Länge anschwellen; sodann werden diese Boaconstrictor-Zöpfe zu einer massiven Scheibe um den Kopf gewunden, die zugleich als Sonnen- und Regenschirm dienen kann, woraus wir Veranlassung nehmen, das wälsche Freiburger Land als die Provinz der Doldenblütigen oder Umbellaten zu bezeichnen.

Durch diesen Abstecher sind wir an eine vierfache Grenzmarke gerathen: hüben Freiburg, drüben Bern, — hüben wälsch, drüben deutsch, — hüben katholisch, drüben protestantisch, hüben burgundisch, drüben allemannisch. Wie im Glauben, in der Sprache und Abstammung, so unterscheidet sich das Volk, und zwar namentlich das Weibsvolk diesseits und jenseits auch durch die Tracht. Wir betreten jetzt ein ganz anderes Reich, dessen erste Provinz wir die der Papilionaceen oder Schmetterlingsblüthigen nennen wollen. Diese Provinz umfaßt den größten Theil des Kantons Bern, den protestantischen Aargau und den solothurnischen Bezirk Bucheggberg. Die charakteristische Kleidung der Frauen ist die bekannte, oft geschilderte und gemalte, vielbelobte Berner Tracht.

Ruhten, geehrter und im Shakespeare wohlbewanderter Leser, deine Blicke je mit Wohlgefallen auf einem jener appetitlichen Kinder des Emmenthals in dunkelm Rocke, farbiger Schürze und dem schneeweißen, feingefältelten, bauschig aus dem Mieder hervorquellenden Hemde, den über den Rücken hängenden Zöpfen mit den eingeflochtenen Seidenbändern und der schwarzen Sammtmütze mit dem breiten Besatze steifer Pferdehaarspitzen oder schleierartig über die Stirn herunterfallender Blonden, so mag dir wohl unwillkürlich Titanias flinke Zofe, die Fee Erbsenblüthe, eingefallen seyn, und du wirst dich mit unserer botanischen Eintheilung einverstanden erklären. Der Gegenstand ist interessant genug, sich etwas einläßlicher damit zu beschäftigen.

Der „Kittel" der Bernerin ist von Farbe schwarz und von wollenem Stoff, faltig, mit ziemlich langer Taille und von Tragbändern gehalten. Darunter wird ein halbleinener, naturfarbener Unterrock getragen,

„Wullhemli“ (Wollhemd) genannt, auf dessen untern Saum ein hochrothes oder hellblaues Wollenband genäht ist, das unter dem schwarzen „Kittel“ hervorragen soll. An den „Kittel“ schließt sich das Mieder, vorn tief ausgeschnitten, von Farbe ebenfalls schwarz (ehemals roth oder braunroth) und mit Stickereien von Gold- und Silberpailleten und farbigen Glasperlen geziert. Aus dem Mieder quellen die bauschigen, bis zum Ellbogen reichenden Hembärmel. Den Busen verhüllt über dem tiefausgeschnittenen Mieder das Hemd, welches gleich einem Männerhemd gesteift und gefältelt wird. Den Hals bedeckt züchtig das „Göller,“ eine schwarzsammtene mit Glasperlen und Pailleten benähte Halsberge, von welcher zu beiden Seiten die silbernen „Göllerketten“ herunter hängen, welche unter den Armen durchgenommen und über der Schulter wieder am „Göller“ befestigt sind. Im Winter, d. h. vom Martinstag bis Mariä Verkündigung, wird über das Mieder der „Tschoppen“ angezogen, eine vorne ebenfalls tief ausgeschnittene Aermeljacke von farbigem Zeug. Ist die Tracht unverfälscht, so soll das Haar à la Chinoise glatt zurückgekämmt und in zwei Zöpfe geflochten seyn, welche über den Rücken herunter hängen. Diese Zöpfe verlängern sich in breite, schwarze Seidenbänder, welche beinahe bis auf die Knöchel reichen, und werden nur als Zeichen tiefer Trauer um den Kopf gewunden, aber nicht unter, sondern über der schwarzen Sammtmütze. Das Mützchen trägt entweder den bekannten breiten, steifen, vom Kopf abstehenden Besatz von schwarzem Pferdehaargewebe, oder ist, was ungleich koketter, mit breiten, schelmisch über die Augen herunterfallenden Seidenblonden eingefaßt und wird zur Sommerszeit mit dem gelben „Schaub- oder Schwefelhütchen“ vertauscht.

An diese Berner Tracht κατ᾽ ἐξοχήν, wie sie im Emmenthal und an der Aar zu Hause ist, schließen sich mit kleinen Abänderungen die Frauentrachten der meisten Thäler des Berner Oberlandes. Ueber Thun hinaus verschwinden „Göller“ und „Roßhaarkappe.“ Im Simmenthal und einigen benachbarten Landschaften ist das Kostüm, wenn auch nicht weniger kleidsam, doch ernster; Rock und Mieder haben die dunkelbraune Landesfarbe angenommen und aus dem Mieder quillt nicht mehr das blanke Hemd, sondern den Busen verhüllt ein schwarz seidenes Tuch, welches vom Hals abwärts einen schmalen Streifen Haut bis fast zur Herzgrube hinunter bloß läßt, welchem Sonne und Wind bald die Farbe des polirten Nußbaumholzes verleihen.

Fast fremdländisch dagegen erscheint uns die Art, wie die schönen schlanken Töchter des Oberhaslithals, die Mädchen von Meiringen sich kleiden. An einen langen, weißwollenen Rock schließt sich ein schwarzes Mieder; die weiten weißen Hemdärmel reichen bis auf die Handknöchel; ein rothes Tuch bedeckt die Brust vom Gürtel bis zum Halse; um den Kopf ist gleichfalls ein rothes Tuch gewunden, dessen Enden hinten zu einem Knoten gebunden über den Nacken herunter hängen. Der Sage nach sind die Haslithaler in grauer Vorzeit aus dem fernen Skandinavien hergekommen, von ihren Fiorden durch Hungersnoth vertrieben und viele Jahre wandernd und kämpfend, bis sie endlich am schäumenden Reichenbach und der donnernden Handeck eine neue Heimath gefunden. Möglich, daß auch am Wener- oder Wettersee der lange weiße Rock, der rothe Brustlatz und das rothe Kopftuch getragen werden, welche nebst den hohen, schlanken, blonden Gestalten Zeugniß für den skandinavischen Ursprung der Oberhasler ablegen könnten.

Trotz ihrer Zierlichkeit zeigt die Berner Tracht einen eigenthümlichen Ernst, ein Vermeiden bunter Farben, was dieselbe von vorn herein als protestantisch qualificirt. Ein Freund und Anhänger des Grafen Montalembert, in dessen Gesellschaft der Verfasser dieser Zeilen vor Jahren eine Reise machte, behauptete dem Geruche nach bestimmen zu können, ob die Dörfer, durch welche unser Reisewagen fuhr, protestantischen oder katholischen Glaubens seyen. Mit ungleich größerer Sicherheit kann der Tourist aus dem tiefausgeschnittenen Mieder, dem weißen Vorhemd und den glitzernden Göllerketten Schlüsse auf die religiösen Ueberzeugungen der Trägerinnen ziehen. Nicht nur hat der paritätische Aargau sich auch in der Tracht nach Confessionen geschieden, sondern es haben selbst jene wenigen solothurnischen Dörfer, welche im Jahr 1528 zu Zwinglis und Calvins neuer Lehre schwuren, die schwarz-weiße Tracht ihrer psalmensingenden bernischen Nachbarn angenommen, während im Nachbardorf, wo statt der Psalmen die Messe gesungen wird und der Seelenhirte statt des schwarzen Kanzelrocks und der weißen Halskrause das vielfarbige Meßgewand trägt, der dunkle „Kittel“ sich in ein hochrothes „Jüpplein“ und das weiße Vorhemd sich in einen bunten „Vorstecker“ verwandelt haben.

Wir wollen diese Region das Reich der Cruciferen nennen und zählen dazu den größten Theil der nordwestlichen und mittleren katholischen Schweiz, nämlich Solothurn südlich vom Jura, ganz Luzern, das aargauische Freienamt, Zug und Unterwalden. Ihr gemeinsames Merkzeichen ist, nebst dem Rosenkranz und dem schweren silbernen „Deeli“ (agnus dei) über dem Busen, die Lust an bunten hellen Farben im Gegensatz zur ernsten Eleganz der protestantischen Bernerin. Wie es unter den Cruciferen des Pflanzenreichs eine Menge Gattungen, Arten und Spielarten gibt, von der prangenden Levkoye bis herunter zum unscheinbaren Täschelkraut, so läßt sich auch die Region der zweibeinigen Kreuzträgerinnen in mehrere Provinzen eintheilen.

Den recht eigenthümlichen Gegensatz zur protestantischen Bernerin bildete bis vor kurzen Jahren die katholische Solothurnerin. Die Berner und Solothurner, so nahe Nachbarn, so eng und lange her verbündet, sind doch zwei recht scharf von einander geschiedene Völkerschaften,

und zwar nicht nur in Bezug auf den Glauben. Der Solothurner ist lebensfroh und leicht beweglich, der Berner standhaft und ernst, der Solothurner mittheilend und gastfreundlich, der Berner zurückhaltend und verschlossen, der Solothurner wankelmüthig, der Berner zäh und zuverlässig. Das kommt daher, daß der Berner einen schweren Lehmgrund, der Solothurner einen lockern warmen Kies- und Kalkboden bebaut. Deßhalb trug vordem die Solothurnerin von ächtem Schrot und Korn statt der steifen schwarzen „Roßhaarkappe" eine weiße Haube mit plump herabfallendem Besatz; das Hemd über der Brust deckte sie bis zum Hals hinauf mit einem Brustlatz von recht scheinender Farbe; war sie noch ein Jungfräulein, so durfte der Rock ja nicht anders als von leuchtend krapprother Farbe seyn; das ernste Schwarz überließ sie der verheiratheten Frau, der Matrone, welche mit dem Kränzlein auch das hochrothe Jüpplein weglegen mußte. Die Schürze, welche die Bernerin bei hochfestlicher Gelegenheit von schwarzer Seide trägt, mußte bei der ledigen Solothurnerin von feinem weißen Linnen seyn, und hätte die Braut an ihrem Ehrentag das weiße Fürtuch verschmäht, so würden die jungen Bursche des Dorfes nicht ermangelt haben ihr über Nacht eine tüchtige Portion Spreu vor die Hausthüre zu streuen. Seitdem aber im katholischen Solothurn die gemischten Ehen in Schwung gekommen sind, der fromme Gruß „gelobt sey Jesus Christ" stets seltener gehört wird, und sich die Männer sogar beikommen lassen, die Fastenspeisen der Freitage Abends im Wirthshaus durch ein Würstlein aufzubessern, verschwinden auch die rothen Juppen und die weißen Fürtücher mehr und mehr; der breite Besatz der weißen Haube ist längst zu einer ganz schmalen Spitze zusammengeschrumpft, und eine Rechtgläubige läßt sich von einer Ketzerin heutiges Tags kaum mehr anders als am Mieder erkennen, wohin fromme Augen sich eigentlich gar nicht einmal verirren sollten.

Zu einer andern Species der Cruciferen gehört die feuchtwarme Luzernerin. Ihr Rock ist zwar schwarz, gleich dem des ketzerischen Bernermädchens, aber doch meistens von einem bunten Seidenband umsäumt. Mit der Solothurnerin hat sie den Brustlatz, „Vorstecker," gemein; um den Hals aber trägt sie einen auf die Schultern herabfallenden, weißen gezackten Kragen. Ihre Kopfbedeckung ist bei Sonnenschein ein breiter gelber Strohhut, mit bunten Bändern und Papierblumen farbig herausgeputzt. Bei schlechter Witterung tritt an die Stelle des Hutes ein schwarzsammtenes, mit farbigen Stickereien verziertes Käppchen oder ein rothes unter dem Kinn gebundenes Tuch, unter dessen Zipfel hervor die geflochtenen Zöpfe über Nacken und Rücken herunter hängen.

Je näher den Alpen, desto dunkler die Farben. In Unterwalden ob und nid dem Wald vermissen wir die rothe Juppe der Solothurnerin, die bunten Bänder und Blumen der Luzernerin; doch ist mindestens ein farbiges Halstuch geblieben, das sich unter dem Brustpanzer verliert. So muß man doch wohl das herzförmig ausgeschnittene, mit Zeug überzogene Stückchen Brett oder Pappe nennen, hinter welchem die Unterwaldnerin ihren Busen verbirgt. Die Zöpfe, welche je nach dem ledigen oder verheiratheten Stand mit weißen oder schwarzen Bändern durchflochten sind, werden um den Kopf gewunden und mit einer sonderbar gestalteten löffelförmigen silbernen Nadel befestigt. Um den Hals tragen die schönen Kinder von Stanz und Sarnen, einer Otaheiterin zum Trotz, zahlreiche Schnüre von Korallen und Glasperlen.

Wir kommen in ein anderes Reich. Ein Hahnenkamm, welcher gleich der Raupe eines Dragonerhelms in keckem Schwunge vom Nacken ausgehend sich über den Scheitel erhebt, jedoch nicht schwarz, sondern von einem künstlich gefältelten weißen Gewebe, das sieht, im Profil betrachtet, aus wie die blaßblaue Blume der Salbei. So können wir also unbedenklich die Enkelinnen der starkgemuthen Stauffacherin zur Familie der Labiaten oder Lippenblüthigen zählen. Führt dich, geehrter Leser, einst das Schicksal am Tage des Frohnleichnamsfestes nach dem Flecken Schwyz und bist du zufällig im Gasthof zum weißen Rosse eingekehrt, so mögest du nicht versäumen, die Procession zu belauschen, wenn dieselbe über den Marktplatz zieht, wobei du dich jedoch sorgsam hinter den Fensterladen zu verbergen hast, da ein ungenirtes Begaffen des kirchlichen Festzuges bei Strafe verboten ist. Da wirst du denn Gelegenheit haben, nebst den obligaten drei Tellen, einem rothen, einem gelben und einem blauen, und anderem weltlichen und geistlichen Pomp auch die gesammte Einwohnerschaft Revue passiren zu lassen. Unter den Frauen wird kaum Eine zu sehen seyn, welche nicht den keck über den Scheitel ragenden Hahnenkamm trägt. Selbst die Frauen und Töchter der Reding und Abyberg müssen sich dazu bequemen, für diesen Tag ihre Genfer und Pariser Hüte bei Seite zu legen und die weiße Helmraupe zu Ehren zu ziehen. Wollten sie sich dieser Sitte entziehen, so wäre es mit der Popularität der Familie zu Ende, was in einer Demokratie seine fühlbaren praktischen Unannehmlichkeiten hat.

An den malerischen Ufern des Züricher Sees ist die Volkstracht sehr unmalerisch. Die hunderte von großen Gebäuden mit den vielen Fenstern und den hohen Schornsteinen lassen schon von weitem auf Baumwolle schließen. Dagegen muß es im Kanton Zürich doch noch etwelche abgelegene Thalschaften geben, wo noch keine Fabriken, sondern nur braune, hölzerne, strohbedeckte Hütten stehen, kein Rädergellapper, kein Spindelngesurre gehört wird, sondern nur das Geläute der Kuhglocken. Aus diesen Thälern, aus diesen braunen Häusern kommen wohl die Kindsmädchen, denen wir

auf den Spaziergängen und Gassen Zürichs begegnen, mit den vollen frischen Wangen, dem gedrungenen Wuchse, den schwarzen Röckchen, dem scharlachrothen Mieder und dem blanken, über das Mieder herausragenden Hemde, eingefaßt von einem Rahmen schwarzer Sammtbänder. Wären diese Mädchen nicht so naturwüchsig und frisch, man wäre versucht zu glauben, sie kämen aus der Theatergarderobe irgend einer Hof- oder Nationalbühne; denn es gibt wohl wenige Volkstrachten, die eine so große Aehnlichkeit mit dem bekannten schwarz-roth-weißen Costüm haben, in welches das Opern- und Balletpersonal gesteckt wird, wenn es sich darum handelt Bäuerinnen oder Hirtinnen darzustellen. In unserer Flora der Schweiz möchten wir diesen „Züribieterinnen" wegen des leuchtenden Scharlachroths ihrer Mieder, welches uns an eine feuerfarbene Nelke erinnert, ihre Stelle unter den Caryophylleen anweisen.

Doch weiter nach Osten. Der ferne Orient ist längst als das Land der Wunder bekannt. Irren wir nicht, so sind es die wasserlosen Steppen Cochinchinas, welche die merkwürdige Pflanze nepenthes philamphora erzeugen, deren Ranken zur Labung durstiger Reisenden mit süßem Wasser gefüllte Kannen tragen, jede genau einen Schoppen haltend. In der Ostschweiz kommt zwar nepenthes philamphora nicht vor; an deren Stelle hat aber die gütige Vorsehung die Hauben der Weiber gesezt. Ein Landmädchen aus den vormaligen Unterthanenländern des weiland Fürstabtes von St. Gallen sieht in Wahrheit nicht anders aus als ein wanderndes Kelchglas, dazu bestimmt, den Thau des Himmels aufzufangen, auf daß sich der verschmachtende Reisende daran laben könne. Da jedoch die Bewohner jener Länder, obgleich keineswegs durstlos, gleich dem Schiff der Wüste, nicht besondere Liebhaber vom Thau des Himmels sind, sondern Birnenmost vorziehen, den ebenbürtigen Zwillingsbruder des Frankfurter Aepfelweins; da ferner die Wirthshäuser daselbst zahlreiche Oasen bilden, welche solche Extrageschenke der Natur überflüssig machen, so ist denn auch der Kelch auf den Köpfen der St. Gallerinnen, Thurgauerinnen und Appenzellerinnen gewissermaßen ausgeartet und besteht in seiner gegenwärtigen Gestalt aus einer kleinen, an den Kopf eng anschließenden, unter dem Kinn festgebundenen Haube mit hohem trichterförmigem Aufsatz von feinem Drahtgeflecht, der hinten mit einem Einschnitt versehen ist, was keineswegs dazu dient, dieses Gefäß so undurchlassend zu machen, als es seiner natürlichen Bestimmung nach seyn sollte. Der deutlich ausgesprochenen Intention der Natur Rechnung tragend, wollen wir dennoch diese Blumen des Ostens zu den Nepentheen zählen. Was den übrigen Habitus anbetrifft, so sind diese Kelchglasträgerinnen gleich den Nepenthen ohne charakteristische Form und Farbe, sondern durchaus der Baumwolle anheim gefallen, was mitten unter Spindeln, Webstühlen und gestickter Mousselins nicht wohl anders möglich ist.

Ein Schritt vorwärts führt uns in's Land der Fichten, Lärchen und Arven, in Rhätiens abgelegene, tannenbewachsene Hochthäler. Da sehen wir Männer und Frauen in schwarzer Tracht und mit ernster Miene einherschreiten, düster wie die Bäume, die an ihren Berghängen wachsen. Auch der Charakter der Einwohner, besonders jener in den höhern Thälern, gleicht dem dunkelgrünen Arvenbaum. Nicht als ob die schönen Rhätierinnen keiner sanfteren Regungen fähig wären, ist ja auch in Rhätien des Menschen Herz nicht aus besonderem Stoff, und trägt ja auch die Arve unter harten, rauhen Schuppen einen süßen Kern. Aber unverwischbar wohnt auf der Stirn der Engadinerinnen und ihrer Schwestern aus den andern Thälern ein puritanischer Ernst, der im Einklang steht mit den düstern Wäldern und der dunkeln Tracht. Die Töchter von „alt fry Rhätia" müssen sich deßhalb schon gefallen lassen, der Familie der Coniferen oder Nadelhölzer beigezählt zu werden, wobei der Schreiber dieß sich jedoch feierlichst verwahrt, als ob er damit auch auf stechende Eigenschaften sticheln wolle, obwohl in einzelnen Fällen mindestens das Jünglein spitz genug seyn mag, um recht empfindliche Stiche beizubringen.

Wollenstoffe und dunkle Farben sind allen Hochthälern auf der Nordseite der Alpen eigenthümlich, in Savoyen nicht minder als im Oberwallis, im Berner Oberland, in Uri und Graubündten. Welch ein Kontrast, wenn wir die Kammhöhe der Alpen überschritten haben und in die Thäler gelangen, wo die Feige und die Olive gedeiht, die Seidenraupe spinnt, die Mandoline klingt und a la mora gespielt wird, an den sonnigen Ufern der Seen von Lauis und Luggaris! Welch schelmische Augen und lachende Gesichter, und nicht minder lachende, helle, durch alle Gassen scheinende Kleiderfarben! — Sahen wir eben die Mädchen in schwarzen Kleidern und einfach weißer Haube, das romansche Psalmbuch in der Hand, ernsten, gesenkten Blickes zur Predigt wandeln, so treffen wir nun hier die tessinische Seidenhasplerin, die in rothem, hellgrünem, himmelblauem Kleide und grellfarbigem Tuche prangend zur Messe schlendert. Ueber das dunkle Haar hat sie einen Schleier geworfen, der ihr auf Nacken und Schultern herunter fällt und unter welchem ein paar schwarze Augen wie Feuerrädchen sprühen. Legt nach der Kirche das schöne Kind den Schleier ab, so erblicken wir um sein Haupt einen funkelnden Strahlenkranz aus etlichen Dutzend langer, silberner Nadeln mit runden, glänzendpolirten Knöpfen bestehend, die rings um den Scheitel in die aufgebundenen Zöpfe gesteckt, über dem dunkeln Haar ein glitzerndes Diadem bilden. Die seidenen Schuhe und blanken Strümpfe werden ausgezogen und die nackten Füßchen klappern auf den steinernen Dielen in einem Paar hölzerner,

hochbeabsazter Sandalen. Wir sind eben schon im Lande, wo

„Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht —,"

nämlich nicht der Schlachtenlorbeer, sondern jener, mit dessen Blättern die Köche die Brühen würzen. Wirklich erinnern uns die blanken silbernen Knöpfe im schwarzen Haare der Tessinerinnen an die halb aufgeschlossenen Blüthenknospen im dunkeln Laub des Myrthenstrauchs. Die Familie, zu welcher der bunte Flor dieß- und jenseits des Monte Cenere gehört, ist gefunden — es ist die Familie der Myrtaceen.

So genau es von einem ehrbaren Beobachter verlangt werden kann, haben wir in vorstehenden Zeilen die interessantesten weiblichen Volkstrachten der Schweiz zu schildern und zu charakterisiren gesucht. Manche derselben wird der Tourist, welcher nur den gewöhnlichen Verkehrswegen nachgeht, schon jezt nicht mehr in ihrer ursprünglichen Aechtheit vorfinden; sie haben sich bereits in abgelegene Dörfer und schwerzugängliche Thäler zurückgezogen. In der Nähe der Städte und der großen Heerstraßen flattert schon an jedem Jungfräulein ein Fähnlein, welches die siegreich vordringende französische Mode besitzergreifend daselbst aufgepflanzt hat. Die originelle Pferdehaarhaube der Bernerin sieht man kaum noch da und dort auf dem ehrwürdigen Haupte einer alten Matrone; ihre Stelle hat die „Stündlikappe" eingenommen, ein schwarzes Häubchen nach französischem Schnitt, welches seinen Namen von den „Stündelern" (den Stillen im Lande) erhalten hat, den ersten, die den breiten Pferdehaarspitzen abgeschworen. Auch der sommerliche Kopfputz des Berner Mädchens, das zierliche „Schwefelhütchen," hat weichen müssen und wird bald nur noch in den »Costumes Suisses« zu finden seyn, wofür ein ungeheuerlicher schwarzer oder weißer Strohhut, geschmacklos mit Bändern und Federn überladen, auf den Häuptern jener ländlichen Schönen sich breit macht, wenn nicht etwa gar, wie die Faust auf das Auge, ein vorjähriger Pariser Hut sich dahin verirrt hat. Ueber dem Buien trägt das kultivirte Berner Mädchen heutzutag auch nicht mehr das bloße gefältelte Hemd, welches ehemals das unverfälschbarste Reinlichkeitszeugniß für die Trägerin war; denselben deckt nun eine Chemisette, „Mänteli" genannt, ein Mantel der Nachlässigkeit und Unsauberkeit. Das züchtige „Göller" ist durch ein leichtfertiges farbiges Fichu ersezt. Nicht mehr lassen die zimperlichen Simmenthalerinnen, die in Wälschland die Sprache gelernt haben, ihr Brustbein von der Sonne bräunen, sondern sie decken diese Blöße aus lauter bewußter Modestie mit einer elegant gestickten »modestie.« Die rothen Juppen der Solothurnerinnen schwinden vor der andringenden Kultur, wie die nordamerikanischen Rothhäute vor den squatternden Yankees. Mehr und mehr sieht die Solothurnerin der Bernerin, diese der Luzernerin, und leztere der baumwollenen Züricherin ähnlich. Mehr und mehr vergreifen sich die scharfen Gepräge. Zur guten alten Zeit nahm das Weibsvolk, wenn's nöthig war in's Unwetter hinauszugehen, einen leeren Getreidesack über die Schulter oder hüllte sich in des Vaters oder Mannes „elben," halbleinenen Mantelkragen. Heutzutage hat die russische Kasawaika ihre Emissäre und Agenten schon in allen Dörfern, und wer's hat und vermag, trägt zur Winterszeit über denselben noch den Tartan- oder Terneaurshawl. Girardins Weltsprache wird gewiß zu allererst in den Pensionshäusern Interlakens, auf Rigikulm und in den Hotels der drei ehemaligen eidgenössischen Vororte gesprochen werden. Aber schon geraume Zeit vorher wird sich von den künftigen schweizerischen Bahnhöfen aus strahlenförmig die alleinherrschende Welttracht verbreiten, selbst bis nach Obergestelen, Abläntschen und Tschierfs.

Riehl, der Verfasser des zu Anfang erwähnten Aufsatzes in der deutschen Vierteljahrsschrift, leitet den Mangel eines eigenthümlichen Baustyls aus dem Zerfall der Familie her. Daß heute die charakteristischen, den Bedürfnissen des Landlebens entsprechenden Volkstrachten der Unvernunft der französischen Mode weichen müssen, hat nicht minder seinen innern Grund. Es ist der Zersetzungs- und Umwandlungsproceß der Gesellschaft. Dem Bauernmädchen ist die Feldarbeit entleidet. Es ist ein allgemeines Drängen nach den Städten. Selbst im Dorf bleibt die Tochter des wohlhabenden Landmanns in der Stube sitzen und brodirt Pantoffeln; das Mädchen des Taglöhners flicht Stroh, webt Seide, stickt Mousseline oder schleift den Uhrmachern die Rubinen. Aber mit den rothen Juppen schwinden auch die rothen Wangen, mit den bauschigen Hemdärmeln die runden kräftigen Arme, mit den kurzen Röcken die prallen Waden. Es bleibt ein schwächliches, bleichsüchtiges Geschlecht, keine Frauen für Bauern mehr, sondern die Stammmütter eines Proletariats von Schreibern, Schulmeistern und Fabriklern.

Die Flüsse Frankreichs.

(Schluß.)

Auf die Seine richten sich der Pariser Augen auch bei andern, minder romantischen Gelegenheiten. Wenn eine Katze ertränkt, ein Hund ersäuft wird, wenn irgend etwas, das wie die Leiche eines solchen Thiers sich darstellt, das Wasser herabgeschwommen kommt, da muß man die hastige Zusammenrottung, das neugierige Summen, das geschäftige Mitgefühl, die eifrige Erörterung der wichtigen Angelegenheit sehen. Leider ist man nur zu häufig Zeuge viel ernsterer Vorfälle, und ich erinnere mich nicht ohne ein peinliches Gefühl des Eindrucks, den ich empfand, als ich vor einigen Jahren, an einem heitern, aber rauhen Märztag, kurz vor Sonnenuntergang am Pont du Carroussel ankam, und in dem Augenblick, als ich die ersten Planken der Brücke betrat, hart neben mir das Plumpen eines schweren Körpers und gleich darauf klägliches, ängstliches, schauriges Menschengestöhn vernahm. War es Verzweiflung am Leben, war es ein unglücklicher Zufall, ein Mensch war plötzlich von einem länglichten, platten Vorsprung des Ufers in die Fluth gestürzt, arbeitete sich eine Minute etwa unter dem Wasser fort, streckte ein paar Sekunden noch seine Hand hervor, und sey es, daß plötzliche Reue über seine That ihn ergriffen, sey es, daß ihn, vom Schicksal gegen seinen Willen überrascht, die Todesangst überkommen, er jammerte, daß es einem das Herz zerschnitt, und noch jezt, so oft ich an den Vorfall denke, fühle ich mich kalt überlaufen und beklemmt. Die Bewegung, die Betroffenheit, die Bestürzung auf der Brücke war allgemein; man zahlte damals noch, um dieselbe zu überschreiten, aber kein Ruf des Wächters half, keine Einsprache des Invaliden, der ihm als bewaffnete Macht zur Seite stand, im Nu war die Brücke von Menschen voll, von denen keiner seinen Sou erlegt hatte, und es entstand eine Art harmlosen Krawalls, an dem die Neugierde und das Bedauern so ziemlich gleichen Antheil hatten. Doch ehe diese Zusammenrottung möglich war, und als man kaum den Fall des Körpers in das Wasser gehört hatte, war schneller, als es sich denken läßt, eine Barke vom Ufer losgebunden, um dem Ertrinkenden nachzujagen. Wie ein Pfeil flog sie dahin, aber der Strom, der, durch die Frühlingsgüsse angeschwollen, den Nachen so unglaublich rasch in der Richtung des Versinkenden forttrieb, hatte diesen noch rascher den Fluß hinabgetrieben und als das Schiffchen, von vier rüstigen Armen gerudert, an Ort und Stelle ankam, war keine Rettung mehr möglich und der Körper schon so tief, daß oben das Wasser nur einen ganz unmerklichen Wirbel bildete. Darum mußte man nicht weniger das Geschick und die Energie der hülfebringenden Männer bewundern, die mit Gefahr ihres Lebens bereit waren, das bedrohte Leben ihres Nebenmenschen zu retten.

Die Franzosen sind in solchen Fällen sehr geschwind und kräftig bei der Hand. Wohl mag die ansehnliche Belohnung, die von Rechtswegen ihrer wartet, wenn ihnen solch eine rettende That gelingt, ein sehr wirksamer Stachel seyn; aber man darf es nicht verhehlen, es wohnt ihnen ein gewisser Stegreifedelmuth inne, der sie stets zum Guten anspornt, wo das Gute Kühnheit fordert; ihre Nächstenliebe wird, wie jedes Gefühl bei ihnen, da sie so entzündlich sind, sehr leicht erregt; ist nun Beherztheit nöthig, um sie zu üben, so säumen sie selten lange, und die Furia francese gibt ihrem guten Herzen die Kraft zum Handeln. Man kann das in den Tagen des Aufruhrs wie bei allen Gelegenheiten sehen, wo etwas Tollheit erfordert wird, um einen Dienst zu leisten, und jeden Augenblick veröffentlicht die brittische Admiralität Züge von Verwegenheit französischer Seeleute, und namentlich Fischer, bei dem Beistand, den sie englischen Schiffen in der Noth des Sturmes gebracht. Sie lieben alle, wenn sie keine Philister (bourgeois) sind, die Gefahr und eine ihrer Hauptbeschwerden gegen den Philister ist der Verdacht, daß er der Furcht zugänglicher sey, als ein Mann, und natürlich setzen sie bei, als ein Franzose es zu seyn das Recht habe. Sie glauben in der Verwegenheit, wie in so vielem andern, die ersten zu seyn, und daß sie Waghälse sind, das muß man ihnen lassen. Man mache nur auf einem der langen und engen Dampfboote einen sommerlichen Ausflug in die Umgegend von Paris, und es kann sehr leicht seyn, daß man junge, nackte Schwimmer, trotzend der Scham und trotzend dem Tod, trotzend allen Göttern, bis fast unter das Rad des Dampfers heranplätschern sieht.

Diese Dampfboote, die gewöhnlich von Ostern bis Allerheiligen zwischen Paris und St. Cloud hin- und herfahren, sind jeden Sonntag vom Morgen bis zum Abend mit bunt und lange nicht immer aristokratisch geputztem Volk über und über voll und haben, wenigstens für diese wöchentlichen Spazierfahrten, durch die Nachbarschaft der zwei parallelen Eisenbahnen nicht die

mindeste Beeinträchtigung erlitten. Die sonn- und feiertägliche Wanderung der Pariser Masse in die nächste Umgegend der Hauptstadt ist so kolossal, daß die verschiedenen Anstalten des Fortkommens, die ihr zu Gebot stehen, welch eine Unzahl von Individuen sie auch in ihrer Gesammtheit und durch die schnelle Aufeinanderfolge ihrer zahlreichen Fahrten zu befördern im Stande seyn mögen, durchaus nicht zu viel sind und sich daher gegenseitig keinen Schaden thun. Dann liegen die Bahnhöfe der beiden Schienenwege für die Bewohner der inneren und unteren Stadttheile etwas abseit, und wenn es sich, wie häufig bei diesen Ausflügen, um ganze Caravanen, um ganze Haushaltungen mit Gesinde und Gevatterschaft handelt, so fällt die Finanzfrage, die aus der Nothwendigkeit, einen Omnibus zu nehmen, entspringt, schon ganz bedeutend in's Gewicht. Die größere Bequemlichkeit auf dem Verdecke eines Dampfboots, die freiere Luft, die bessere Aussicht, die Gewißheit, von dem Rauche minder belästigt zu werden und keine Kohlensplitter in die Augen zu bekommen, und der minder beschränkte Gebrauch, den man von seinen Händen und Beinen zu machen berechtigt ist, tragen auch ihr Theil zum Zuspruch bei, den die Dampfboote, trotz der furchtbaren Mitbewerbung der Locomotive, noch immer finden, obgleich die Erfahrung jedermann belehren konnte, daß das Gedränge auf diesen keineswegs umfangreichen Fahrzeugen oft stark genug ist, um die Bequemlichkeit der Mitfahrenden und die Freiheit ihrer Bewegungen so ziemlich auf das Maß herabzubringen, das ihnen in den Waggons und den Diligencen zugewiesen ist.

Was endlich diesen Lustfahrten auf der Seine sogar eine Bevorzugung sichert, das ist die lachende Anmuth und die reizende Abwechslung der Ufer. Die Seine bietet später großartigere Gemälde dar, und wir haben sie bei ihrem Einzug in Paris mit größerer Majestät sich entfalten sehen; aber nirgendwo zeigt sie eine so bestrickende Grazie und Koketterie als auf ihrer langen, langen Reise von Paris nach St. Germain. Es wurde oft gesagt, sie könne sich von dem schönen Paris nicht trennen, es gehe ihr wie so viel tausend und aber tausend Ankömmlingen, die Monate, ja halbe Jahre lang jeden Tag abzureisen sich vornehmen, aber immer das Lebewohl auf morgen verschieben und zuletzt an ihrem Loskommen aus dem Netze Babylons verzweifeln. In den Zeiten, als die Schäferromane im Schwunge waren, wurde sie mit einer jungen Hirtin verglichen, die von ihrem Corydon wohl in Thränen Abschied genommen habe, aber immer wieder zurück komme, um dem Geliebten um den Hals zu fallen. In der That ist es merkwürdig, wie sie sich wendet und krümmt, sich windet und schlängelt, um nur in der Nähe von Paris zu bleiben, und fast bis auf den Punkt, wo sie in die Stadt eingetreten, kommt sie, gleich der Schlange, die ihr Gebiß in ihren Schwanz setzt, in ihren gefälligen Irrungen zurück.

Und welch reiche, liebliche, mannigfache Scenerie bietet die Landschaft, die ihr zum Rahmen dient, dar! Hoch zum Himmel ragen freilich die Hügel, die mehr oder minder nahe an sie heran treten, nicht empor, aber weil Kinder keine Riesen sind, gefallen sie uns darum weniger? Wer seine Erinnerungen nicht zu Hause lassen kann und stets außerordentliche Pracht, stets bewältigende Größe verlangt, der wird sich all die freundlichen Genüsse, die aus dem Reiz des Kleinen und Beschränkten entspringen, nothwendig verderben, und wer an Constantinopel oder Lissabon, an Neapel oder Edinburg in diesen bescheidenen Umgebungen des eitlen Paris zurückdenkt, der wird freilich eben so wenig, als wer in einem Sinngedicht der Anthologie den Schwung eines äschyleischen Chors vermissen wollte, vollständige Befriedigung zu empfinden im Stande seyn. Man gebe sich aber, wenn man kann, ohne dergleichen Abschweifungen der Phantasie oder prahlerische Aufdringlichkeiten des Gedächtnisses der Betrachtung dieses anmuthigen Uferlandes mit offenem Sinn und heiterer Seele hin, und man wird den Eindruck der unendlichen Mehrheit derer empfinden, die jede Sommerwoche, wenn es das Wetter zuläßt, diese Galerie von Miniaturparadiesen besuchen, den Eindruck, daß es sich hier gut wohnen und freundlich leben lasse.

Was das Auge, will es nur nicht zu hoch hinaus, haben will, das wird ihm gewährt: hier vielverschlungene Gartenanlagen, dort freier Wiesenplan, jetzt steil abfallende Wände, und gleich darauf flacher Strand, bald offenes Feld, bald Lusthaine und ernstere Waldung, weite Fernsichten auf die dampfende Stadt und ihre leuchtenden Denkmale, und nebenan stille Verstecke, geräuschlose Einsiedeleien, wo man sich hundert Meilen von Paris wegdenken könnte, allenthalben stattliche oder niedliche Behausungen. Einige derselben sind fürstliche Schlösser im pomphaften Styl der zwei letzten Jahrhunderte erbaut; hie und da lugen schmucke Villen, außen gothisch, innen Pompadour, kokett außen und innen, für die das alte Wort cottage von den Franzosen aus dem Englischen wieder in ihre Sprache zurückgenommen worden ist, aus luftig gelegenen Parks hervor, und allüberall, oben und unten, hart am Ufer und in etwas entlegener Verborgenheit stehen hunderte von Schenken und Tavernwirthschaften den zahllosen Freunden und Freundinnen der sonntäglichen Villeggiatur offen, und da die wirklich guten nur eine äußerst unscheinbare Minderheit bilden, so wimmeln sie von Menschen, obgleich die andern, welche die besseren Speisehäuser von Paris zwar durch ihre Preise, aber keineswegs durch die Güte ihrer Waaren übertreffen, wenn manchmal der Schwarm auf das Land recht wüthend losstürzt, gleichfalls von Menschen überfluthet werden.

Ueberall ist die Spur menschlicher Thätigkeit sichtbar, nirgends, vielleicht das Gehölz zwischen Meudon

und Vernières ausgenommen, erscheint die Natur wild und frei; die bildende, sorgende, vervollkommnende Hand eines zweiten Schöpfers hat im dunkelsten Dickicht, in den heimlichsten Ecken gewaltet; aber man erkennt auch den Geist eines Wesens, das nicht bloß die Natur sich ähnlicher, bequemer und genehmer, sondern auch sich der Natur gleicher machen und näher bringen will, eines Wesens, das nach Stille und Einsamkeit strebt, aber in der Stille und Einsamkeit sein Behagen nicht verlieren möchte und darum das Wilde zähmt und das Rauhe glättet, allein dem Zahmen den Schein des Wilden und dem Glatten die Freiheit des Rauhen wieder zu geben bemüht ist.

Die große Kunst menschlicher Thätigkeit in dieser Sphäre besteht am Ende wesentlich darin, daß unser Schaffen mit dem ursprünglich Vorhandenen zwanglos sich gattet, und daß unsere Bauten und Pflanzungen den Anschein haben, als hätte sie die Natur selbst an die Orte, wo sie sich befinden, hingethan. So scheint uns manche lustige Burg von Anbeginn aller Tage auf die Felsenspitze, wo sie gleich einer Gemse steht, gebaut zu seyn; so meint man auch, die kleine Geburtsstadt Ludwigs XIV., St. Germain, sey auf dem Platze, den sie einnimmt, vom ewigen Anordner der Dinge selbst gegründet. Es ist einem als widerspräche es der Natur, wenn dieser Fleck unbenützt geblieben wäre, so glücklich ist der Punkt gewählt, so erquickend und fast großartig die Aussicht auf das reiche Seinethal ihm zu Füßen; es scheint ein Thron für eine Königin, und hat St. Germain trotz seiner Residenz auch kein sehr fürstliches Aussehen, so steht doch der Thron nicht leer. St. Simon macht Ludwig XIV., der bekanntlich sein Mann nicht ist, einen Vorwurf daraus, daß er nicht St. Germain, wo ihm die Natur so wunderbar vorgearbeitet, sondern das Jagdschloß Versailles, in einer Gegend ohne Reiz und Gepräge, zum Sitze seines Hofes auserkoren habe; allein abgesehen davon, was zu dieser Bevorzugung Zufälle und Rücksichten auf andere Verhältnisse, augenblickliche Stimmungen und Einflüsse beigetragen, so sieht es doch Ludwig XIV. ganz gleich, daß ihm eine Art Einöde, wo er der Natur so gut als nichts zu verdanken hatte, für seinen Plan geeigneter vorkam als ein an sich schon prachtvolles Belvedere, wo er den Ruhm seiner Schöpfung mit der Natur hätte theilen müssen.

Früher war in St. Germain der Einschiffungsplatz für die Wasserreise nach Rouen und dem Meer, denn die endlosen Krümmungen machten aus der Fahrt von Paris nach St. Germain auf der Seine einen wahren Widersinn. Jetzt fliegt man auf der Eisenbahn an ihm vorbei und hat kaum eine Minute Zeit, das Panorama, das sich hier eröffnet, zu bewundern; allein die Schnelligkeit, mit der es erscheint und verschwindet, macht dessen Magie noch magischer, der Zauberstab wird gleichsam fühlbar und die Wirkung scheint ein elektrischer Schlag.

Die Uferstrecke von St. Germain bis Rouen ist eine ununterbrochene Galerie mehr oder minder wohlthuender und überraschender Scenen, deren Aufzählung und Beschreibung unzählige illustrirte Reisebücher in's Leben gerufen hat. Eine der lieblichsten ist, nach meinem Gefühl, das Thal von Mantes, wo die Ruinen aus der Vorzeit und der Comfort unseres Jahrhunderts, versteckte Dörfer und stattliche Luxuswohnungen auf der Berge Abhang, Wiesen und Waldungen, Gärten und Parks und allenthalben, mit Ausnahme der Rebe und der Südfrüchte, die mannigfaltigen Zeugnisse einer verständigen und arbeitsamen Landwirthschaft in harmonischer Verschlingung das reichste Ganze, und wenn die sommerliche Sonne ihre Gnaden darüber ausströmt, ein wahrhaft blendendes Gemälde bilden, aber auch in winterlicher Entblößung eine Vorstellung von dem übrig lassen, was sie in besseren Tagen sind. Einige von den ältesten Häusern Frankreichs haben in diesem Gau ihre Stammgüter und Sommersitze, in denen immer eine bereitwillige und hie und da großartige Gastfreundschaft geübt wird. Die Umgegend von Mantes hat für die Gesellschaft, die in diesen lukullischen Ansiedlungen seßhaft ist oder bewirthet wird, den großen Vortheil, daß sie schon zu weit von Paris liegt, um die Gefahr einer Ueberschwemmung durch das gemischte Publikum der Hauptstadt zu laufen, und doch auch noch nahe genug, um keine zu lange Abwesenheit vom Mittelpunkte der Geschäfte dem Besucher aufzulegen; denn heutzutage macht auch die vornehme und vornehmste Welt Geschäfte. Die Berührung der Staatspapiere entehrt das glanzreichste Wappen nicht; es gibt sogenannte Mäkler im Tempel des Mercur, die sehr aristokratische Namen tragen; da es keine andern Turniere mehr gibt, so finden die Ritter der Gegenwart sich regelmäßig auf den Turnieren der Börse ein, und von der Höhe des Besitzthums im üppigen Seinethal, das ihm seine lanzentüchtigen Ahnen hinterlassen, sieht und hört mehr als Ein großer Herr den Dampf und das Rollen des Wagenzugs auf der Eisenbahn, an deren Gedeihen er durch zahlreiche Aktien betheiligt ist.

Von Mantes aus hat die Seine nicht mehr weit zur eigentlichen Normandie, und bald ist sie eine Hauptzierde dieses reichen, und, so weit dieß nur immer von flachen Gegenden sich sagen läßt, auch schönen Landes. Nicht zwischen grünenden Reben und romantisch gezackten Felswänden, sondern zwischen fetten Triften und ergiebigem Wald- oder Fruchtgebiet, nicht durch enge Schluchten und durch schaurige Pässe, an offenem, betriebsam und mannigfaltig bebautem Feld, wie an mäßiger Hügelkette, die meist nur auf dem einen Ufer hinläuft und von dem einen auf das andere zu verschiedenen malen überspringt, zieht sie dem nun nicht mehr fernen Meere zu. Manches halb verfallene Ritterschloß trauert auf den sanften Höhen oder droht, wie aus dem Hinterhalt, aus finsterem Gehölz hervor und

mahnt an die gute alte Zeit, wo der Wanderer zwar geplündert, aber malerisch geplündert wurde, und mancher Spitzbogenthurm, der aus den Städten und Dörfern des Ufers uns entgegenwinkt, erinnert uns daran, daß die Normandie ein Hauptasyl der gothischen Baukunst war, und dasselbe Volk, das auf seinen gewaffneten Zügen in fremde Lande und in allen seinen irdischen Unternehmungen sich so verwegen zeigte, auch diese Architektur, die der Andacht des Menschen, seinem Aufschwung zum Ewigen eine so kühne Form geliehen, mit besonderer Vorliebe sich angeeignet hat. Heutzutage, wo diese Form von neuem in Aufnahme gekommen, ist auch die Normandie wieder die Provinz, wo die Bestrebungen hiefür den meisten Anklang und die meiste Theilnahme finden. Die neuen Kirchen, die an verschiedenen Orten dieser Landschaft in den lezten Decennien errichtet wurden, sind zum großen Theil in gothischem Styl gehalten, und an den alten werden alle Herstellungen, welche die Zeit oder im Lauf der Zeit die Barbareien von Freund und Feind an denselben nöthig gemacht, der ursprünglichen Anlage gemäß mit gewissenhafter Treue vorgenommen. Und doch betheiligt sich gerade auch diese Normandie mit einer Energie wie keine andere Provinz Frankreichs an allen gewerblichen Versuchen und Fortschritten der Gegenwart, wenn sie dem Genius seiner Bewohner nur einigermaßen zusagen, und mehr als jede andere, mehr als selbst die Provence, die doch in Marseille hiefür den glücklichsten Mittelpunkt hat, mehr als die an tüchtigen Seeleuten reiche Bretagne bewährt sie Sinn und Einsicht für vortheilhaften Verkehr mit überseeischen Ländern. Es ist als ob die abenteuerliche Gewinnsucht der mittelalterlichen Normannen in ihren Nachkommen sich erhalten und ihnen jenen Geist des Anstoßes, jene Zähigkeit der Ausdauer eingepflanzt hätte, die Frankreich aus seinem tiefen Zurückstehen im Seewesen und großartigen Handel bald hervorziehen würden, wenn seine andern Küstenstrecken diese Eigenschaften mit der Normandie theilten.

Diese Eigenschaften sind besonders in der obern Normandie, im normannischen Seinebecken eingewurzelt und entwickelt. An der Seine liegt Rouen, beim Eintritt der Seine in den Ocean liegt jenes Havre de Grace, das noch vor hundert Jahren mehr eine bescheidene Zuflucht sturmbedrängter Schiffe als ein wichtiger Zusammenfluß fremder Waaren gewesen ist, und heutzutage die bedeutendsten Handelsplätze Frankreichs am atlantischen Meere überflügelt und aus dem Feld geschlagen hat. Havre ist eine ganz neue Stadt, die durch nichts Bedeutendes die Vergangenheit zurückruft und nur ihrer Thätigkeit ihren Gehalt, nur ihrer Lage ihren Zauber verdankt.

Rouen dagegen ist eine von den Städten Frankreichs, welche am meisten Monumente, und zwar sehenswerthe Monumente der Vorzeit besitzen. Durch die Pflege dieser Denkmale, wie durch archäologische Einrichtungen und Bestrebungen mancher Art beweist es außerdem, daß dieser Besitz sein Stolz und die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Zeit, wo er entstanden, eine Ehrenschuld in den Augen seiner Bewohner ist. Rouen besitzt eine Kathedrale, die als Ganzes den großartigsten Frankreichs nicht viel nachgibt und deren Glasgemälde, wenn der Tag sich neigt, von der sommerlichen Sonne durchglüht und von dem weiten, dunkeln Schiff aus angesehen, wie Juwelenfelder funkeln und brennen, da aber noch eine andere Gluth, die Gluth brünstiger Andacht ihnen inwohnt, nicht bloß eine berauschende Augenweide, sondern auch eine Speise der Seele sind. In Rouen steht jene Kirche von St. Ouen, berühmt durch die einfache Majestät ihres Schiffs; dann hat es die kleinere, aber gleichfalls bemerkenswerthe Kirche St. Madelaine, und in allen dreien Grabmäler von den vorzüglichsten Bildhauern des alten Frankreichs. Auch seines Justizpalastes, der mit großer Sorgfalt wiederhergestellt worden, kann es sich rühmen, und die allerdings stark beschädigten, aber noch immer der Besichtigung höchst würdigen Reliefarbeiten von Jean Goujon kann es gleichfalls als einen seiner Schätze betrachten.

Die Kunst der Beschreibung hat in allen gebildeten Sprachen an diesen Kostbarkeiten sich geübt und ein stylistischer Aufenthalt bei denselben würde unsere Seinefahrt nur unnöthigerweise hemmen. Werfen wir nur, um den patriotischen Sinn der Bürger Rouens nicht zu verletzen, einen Blick auf des großen Corneille kleines Haus und grüßen wir im Vorbeigehen, ohne sie zu bewundern, aber um den Mann zu ehren, den sie darstellt, die Statue Boyeldieu's; denn dieses Rouen, das in den Tagen der Ritter so erhabene Tempel baute, heutzutage in so vielen Zweigen des Gewerbfleißes den ersten Platz behauptet und zu allen Zeiten die Schiffe seiner Werften weit über das Meer schickte, dieses Rouen hat auch einen Dramatiker, den viele Franzosen, weil er ein treues Organ der glänzenden Schwächen dieses Volkes ist, für den größten Dichter ihrer Nation halten, und einen Tondichter hervorgebracht, der durch melodische Gemüthlichkeit und charakteristische Anmuth ganz Europa für sich eingenommen hat. Die Natur hat ihm außerdem an der Seine, die hier schon einem Flusse ersten Rangs, einem Strome gleich sieht, würdig Segel zu tragen, die die fernsten Küsten gesehen, und am Fuße und gleichsam im Schooße stattlicher, graziöser, freundlich und reich bebauter Hügel eine beneidenswerthe Lage gegeben, und selbst die Häufung der finstern, schmutzigen Häuser, wie die Enge der nicht sehr saubern Gassen in der alten Stadt ist durch den Gegensatz zum reinlichen Comfort der neueren Bauten, zu den heitern Wohnungen der heitern Umgebung, zum erquickenden Getümmel des Hafens und dem prunkvollen Auftreten eines reichen Mittelstandes, der sich in allen Aeußerlichkeiten des Lebens den Wetteifer mit der Hauptstadt zur

Richtschnur genommen hat, nicht unvortheilhaft für den malerischen Eindruck, den Rouen auf die Fremden hervorbringt, und fast ein Element der Poesie.

Rouen bildet für unsere Seinewanderung überdieß einen besondern, wichtigen Abschnitt und eröffnet gleichsam den lezten Aufzug des inhaltreichen Schauspiels. Von Rouen an ist die Seine gleichsam ein Vorspiel des Meers, die salzigen Wellen drängen sich, im Momente der höchsten Fluth, bis zur Hauptstadt der Normandie herauf, und mehr oder minder stark läßt sich ihr rhythmischer Schlag verspüren. Man möchte sagen, der Ocean komme wie ein Bräutigam mit galanter Ungeduld der Nymphe, die ihm bestimmt ist, entgegen, und bringe ihr seine Huldigungen mit liebevoller Eile dar. Die Seine selbst wird immer stolzer, größer, majestätischer, je mehr sie ihm sich nähert. Die Yonne, Marne, die Oise und deren Schwestern, die in dem wie gesagt nicht sehr malerischen Nordfrankreich theils an bescheidenen Hügelketten hinzogen und an lustigem Weinland sachte vorüberstreifen, theils ebenes Getreide- und Krautgefild mit zahmer Fluth bespülten, haben sich in ihr Bett gedrängt und bilden als Ehrenfräulein auf der Hochzeitreise ihr Gefolge. Manch alte Burg berührt sie noch in diesem lezten Stadium ihrer Bahn, die Manen Roberts des Starken schauen auf sie herab, die liebe Kirche von Caudebec, artig und ehrwürdig zu gleicher Zeit, eine ächt gothische Perle, ehrt sie mit frommem Besuch; sie grüßt immer nettere Orte, immer reizendere Ufer rechts und links; hinter den Felsen schleichen die Legenden, aus den Wäldern schallen die Legenden hervor, jede Ecke, um die man biegt, hat ihren Helden und ihre Wunder, jede Stelle ist besungen und mehr als Eine ist verzaubert; so wenigstens versicherten mich einst die Landleute, die von den benachbarten Flecken und Dörfern auf das Dampfboot, das mich trug, herüberkamen. Der Andrang des Meeres, der von Krümmung zu Krümmung fühlbarer wird, gab ihnen besondern Anlaß zu Erzählungen, die berühmt sind in ihren Kreisen, zu Geschichten von verwegenen Thaten der Rettung und des Seekriegs, von englischen Kreuzern, die sich, wie kühne Husaren in's feindliche Lager, bis hoch in den Fluß herauf an die französischen Ufer herangewagt, aber da auch, wie recht und billig, abgefangen worden. Sie wissen aber auch von kühnen normannischen Corsaren, die, mit Beute im Schlepptau, allen Nachstellungen der feindlichen Wachtschiffe durch List und Schnelligkeit entgangen und endlich ihres Fangs, ihres Lebens und ihrer Freiheit sicher, in dem ihren Verfolgern nicht mehr zugänglichen Flußgebiete, von den Anwohnern jubelnd begrüßt, angekommen waren.

Ich sog die rauhe, männliche Suada dieser heimischen Erinnerungen und dieses heimischen Stolzes mit gierigen Ohren ein, als das Dampfboot mit einemmal um eine Ecke bog und mein Nachbar im Gehrock, mit dem ich in Rouen zusammen gewohnt hatte, mich beim Arme nahm, mich rüttelte und mir barsch und fast unmuthig zurief: „So schauen Sie doch!" Und ich kann ihm diese Aufwallung nicht verdenken, denn als ich in der Richtung, die er mir bezeichnete, mich umgewendet hatte, welch ein Schauspiel stand da plötzlich vor meinen Augen! Die Scene war eine völlig andere, der Strom war ein Golf geworden, hohe Felsen thürmten sich wie Söller zu beiden Seiten auf, ein Pilotennest, Quillebeuf genannt, hing wie eine Austernbank in einem Winkel zu unserer Linken und mahnte uns an die Todesgefahren, mit denen der heimkehrende Schiffer hier umringt ist; Seevögel umschwärmten den Schlot unseres Fahrzeugs, ließen sich aber lieber auf den Mastbäumen der Segelboote nieder, die uns begegneten. Das Wasser, das wir durchfurchten, hatte schon ganz die Bewegung der Meeresfluth, und am Saume unseres Gesichtskreises, wo die breite Straße zwischen den Felsen, auf der wir hinfuhren, ein Ende hatte, gab sich etwas Unabsehbares kund, das nur der Ocean seyn konnte. In dem Maße, als wir gegen diese Grenze vorrückten, thaten sich in dem Felsenrahmen von der ewig arbeitenden Woge gegrabene Einschnitte auf, größere und kleinere Buchten, in denen größere und kleinere Hütten- und Häuserhaufen sich versteckten. Die Namen Honfleur und Harfleur wurden den bedeutendsten derselben gegeben. Die Erzählungen von alten kühnen Thaten fingen von neuem an, schon färbte sich der Himmel mit dunkleren Tinten und verkündete das Sinken des Tages, die Berge des Calvados begannen ihr Nachtgewand anzuziehen, alles Ferne ward allmählig geisterhaft, und so unter Anhören abenteuerlicher Mähren oder Beschauen der Formen, die immer räthselhafter wurden, fanden wir uns plötzlich im weiten, vom lezten Abendschein verklärten Meer und steuerten dem nahen Havre zu. Der Eindruck dieses lezten Bildes hielt dem Momente, wo die Seine aus einem Strom plötzlich ein Golf wird, nicht die Wage und war mehr geistiger Art, hervorgebracht mehr durch das erhabene Bewußtseyn, daß wir uns im Unermeßlichen, dem irdisch, dem vergleichungsweise Unendlichen befinden, als durch sinnenfällige Ueberraschung. Die Seine hatte durch die beständige Steigerung ihrer Schönheiten bis zu ihrem Eintritt in's Meer unsere Genußfähigkeit so sehr in Anspruch genommen, daß wir an demselben Tage wenigstens für alles Nachkommende minder empfänglich werden mußten, wie wir am Schlusse eines spannenden Drama, das von Aufzug zu Aufzug, von Auftritt zu Auftritt fesselnder, erschütternder, beängstigender wird und endlich mit einer großartig versöhnenden Lösung endet, einem neuen Stücke unsere Aufmerksamkeit zu schenken nicht wohl im Stande sind.

Charakteristiken deutscher Dichter.

1. Emanuel Geibel.

Was Schiller von Wallenstein sagt, daß sein Charakterbild, verwirrt von der Gunst und dem Haß der Parteien, in der Geschichte schwanke, dasselbe gilt von einer Reihe neuerer Dichter, und namentlich auch von Emanuel Geibel. Wie die politischen Dichter vor dem Jahre 1848, die nicht einmal von Schiller und Goethe etwas mehr wissen wollten, über ihn urtheilten, ist sattsam bekannt, eben so daß er auf der entgegengesetzten Seite für einen christlichen Schiller gehalten wurde. In einer Sammlung von Charakteristiken der neuesten deutschen Dichter, die vor einigen Jahren zu Frankfurt a. M. erschien, meint der ehrenwerthe Verfasser, ein Frankfurter Professor, daß man über Geibel nichts weiteres zu sagen brauche, als daß er einen Jahrgehalt vom Könige von Preußen beziehe; damit sey die königlich preußische Poesie gründlich abgethan. Das große Publikum dagegen las und liest noch heute den Herwegh und morgen den Redwitz, je nachdem der eine oder der andere in der Mode ist, unbekümmert um den wahren dichterischen Werth, den ihre Produkte haben. Ich werde versuchen, im Nachstehenden solchen unmotivirten Urtheilen und solchem falschen Geschmack gegenüber eine getreue Charakteristik Geibels zu geben und mich bei dieser, so wie bei der Charakteristik von noch einigen andern Dichtern der neuesten Zeit sowohl von der Bedeutung dieser Dichter an sich als auch von ihrer Bedeutung für unsere, das Schöne mit dem Unschönen verschlingenden Gegenwart leiten lassen.

Das Leben Geibels ist uns nicht in seinen Einzelheiten bekannt, scheint aber einen eben so einfachen Charakter zu tragen als seine Gedichte. Die erste Auflage derselben erschien 1840, die zweite 1843, die dritte 1844; vor uns liegt die neunundzwanzigste vom Jahre 1853. Eine kleinere Sammlung von Gedichten erschien unter dem Titel „Zeitstimmen" 1841 in der ersten, 1843 in der zweiten, 1844 in der dritten Auflage; 1848 gab er die „Juniuslieder" heraus, von welchen die siebente Auflage vor uns liegt. Zwar sind von ihm noch erschienen: „spanische Volkslieder und Romanzen," ein „Ruf von der Trave" und einzelne in Zeitschriften, namentlich im Morgenblatt, zerstreute Gedichte, doch beschränken wir unsere Betrachtung auf die erwähnte Sammlung von Gedichten, die Zeitstimmen und die Juniuslieder.

Redwitz will mit den „Harfensteinen" der Amaranth die ersten Grundsteine zu einem neuen deutschen Dichterdome legen; wir sind gewöhnt, die deutschen Dichter seit der romantischen Schule als Epigonen der zweiten klassischen Periode unserer nationalen Poesie anzusehen, deren Hauptträger Lessing und Klopstock, Herder und Wieland, Schiller und Goethe sind. Der Boden, auf dem diese Dichter bauten, die Art und Weise, in der sie bauten, sind bis jetzt nicht verlassen, sondern Grundbedingung für jedes neue Schaffen geworden. Der eine Dichter hat nur seit den Tagen Goethes und Schillers diesen, der andere jenen Theil jenes stattlichen Dichterdoms weiter auszubauen versucht, und der eine hat dabei eine größere, der andere eine geringere Originalität bewiesen. Zu den letzteren gehört Emanuel Geibel, und unter ihnen wiederum zu denjenigen, die sowohl im Aneignen wie im Reproduciren eine gewisse Meisterschaft bewiesen haben. Er hat der Dichtkunst keine neuen Bahnen eröffnet, nicht einmal die neuen Bahnen eines Herwegh, Freiligrath u. a., dafür ist er aber auch frei geblieben von allen Einseitigkeiten, von allen Fratzen und Verzerrungen der neuesten Zeit. Er hat gelernt, er ist bei alten und neuern Dichtern in die Schule gegangen und hat gleich der Biene den gewonnenen Saft in Honig verkehrt. In einem Distichon aus Griechenland heißt es:

Fleißig blättr' ich die Alten mir durch, dann sinn' ich auf Lieder,
Blättre wieder, und so fliehn mir die Stunden dahin.
Glücklicher Doppelgenuß! Kaum weiß ich, ist das Empfangen
Süßer, ist's das Gefühl selber ein Dichter zu seyn.

Aber so sehr man auch beim Lesen seiner Gedichte an alte und neue Dichter erinnert wird, bald an Goethe, bald an Schiller, bald an Uhland, Lenau, so verschieden auch die Elemente sind, die er entlehnt, so hat er doch alles in dem Maße geistig verarbeitet, daß es sich bei ihm zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Mit Fug und Recht darf er daher auf die Frage, woher er dieß und das genommen habe, antworten:

Was geht's euch an, wenn es nur mein ward?
Fragt ihr, ist das Gewölb vollkommen,
Woher gebrochen jeder Stein ward?

Deutsches Fühlen, Denken und Wollen, christlicher Glaube und die Einfachheit der antiken Welt sind die

drei Elemente, die in ihrer Verbindung den Höhepunkt der zweiten klassischen Periode unserer Literatur charakterisiren, so daß unter den genannten sechs Hauptträgern derselben bei dem einen dieses, bei dem andern jenes Element überwiegt. Alle drei Elemente finden wir auch bei Geibel wieder, und weil sie sich bei ihm in der innigsten Verbindung finden, so tritt uns überall der volle, allseitig gebildete Dichter entgegen.

Vor allem sind es die Freuden und Leiden der Jugend, die in der Einfachheit der Empfindung und in der Form, die das Volkslied kennzeichnen, die breite Grundlage seiner lyrischen Gedichte abgeben. In der einsamen Zelle singt die junge Nonne:

> Und wenn der Abend dämmert und dunkelt die Nacht,
> Hab' ich viel tausend mal an meinen Schatz gedacht.
> Nun bin ich eine Nonne, mein Schatz ist so weit,
> Drum fließen meine Thränen allezeit.

Eben so einfach und herzergreifend ist das Lied der treulos verlassenen Spinnerin:

> Schnurre, schnurre, meine Spindel,
> Dreh dich ohne Rast und Ruh,
> Todtenhemd und Kinderwindel
> Und das Brautbett rustest du.

Der Spielmann grüßt seine Liebste:

> Ich habe dich lieb, du Süße,
> Du meine Lust und Qual,
> Ich habe dich lieb und grüße
> Dich tausend, tausend mal!

während dem fahrenden Schüler das Herz gar schwer wird, weil kein Geld mehr im Seckel, kein Tröpflein mehr im Becher ist und er nun nicht mehr aus noch ein weiß:

> Ich wollt', ich läg' zur Stunde
> Am Heidelberger Faß,
> Den offnen Mund am Spunde,
> Und träumt', ich weiß nicht was.

Das „Lob der edlen Musika" ist alsbald ein beliebtes Studentenlied geworden, der beste Beweis für die Einfachheit und Wahrheit der Empfindung. Eben so einfach ist der „Zigeunerbube im Norden":

> Fern im Süd das schöne Spanien,
> Spanien ist mein Heimathland,
> Wo die schattigen Kastanien
> Rauschen an des Ebro Strand.

Ferner gehören hieher: „Trinklied der Alten," „Lied vom Wein," „des Müden Abendlied," „drei Lieder eines fahrenden Schülers," „Lied des Mädchens," „ich sah den Wald sich färben," „o sieh mich nicht so lächelnd an" u. a.

Gödecke rühmt an Geibel, daß in seinen Liedern sich nichts Gemachtes und Erzwungenes finde, daß Schmerz und Lust tief aus vollem innersten Gemüthe kommen. Lieder der Liebe, wie die Geibelschen, habe die Poesie seit Jahrhunderten in Deutschland nicht geschaffen. Wenn auch der letzteren Behauptung nicht unbedingt, so müssen wir der ersteren doch vollkommen beistimmen. Geibel ist in seinen Liebesliedern, in seinen Natur- und Wanderliedern so wahr, wie kein Dichter der Gegenwart. Ueberladener Prunk und kühne Bilder, wie bei Lenau öfter (der Lenz zündet Rosen an, der Lenz wirft die Lerchen, seine Singraketen, in die Luft u. a.) findet sich in keinem einzigen Gedichte Geibels, vielmehr ist die Form stets das Gewand von wirklich Empfundenem. Die verwegensten Wendungen, die sich bei ihm finden, sind: „die Schönheit bleibt des Lebens Giebel" (Geibel ist ein geborener Lübecker), „es wird so stille, daß ich die Gedanken in meiner Seele wandeln höre" u. a. Geibel wird, wie er selbst gesteht, zum Dichten angeregt, während er alte und neue Dichter liest. Hat irgend ein Gedicht eine Empfindung in ihm wach gerufen, so weiß er dieselbe in einer einfachen, klaren und durchsichtigen Form wiederzugeben. Was seinem Wesen nicht zusagt, das läßt er liegen. Leid und Wonne, heißt es in dem Gedichte an Klara Kugler, habe er erprobt, die Sonne des Südens und den Sturm des Nordens ertragen; aus den Wirren des Tages habe er sich in die Einsamkeit der Natur geflüchtet, um „dem Gesange der Dinge zu lauschen." Und da sey es ihm hell im Gemüth geworden, und er habe überall das Walten eines Geistes wahrgenommen, und die Welt als heilige Ordnung Gottes kennen gelernt. Diese friedliche, gottergebene Stimmung athmen alle Lieder, die uns, so zu sagen, die Geschichte der geistigen Entwicklung des Dichters geben. Er beklagt den Verlust der ersten Liebe, aber was auch kommen möge, bitteres Leid oder neue Lust, er wolle es ruhig ertragen: „Der sich're Schatz in meiner Brust bleibt dennoch ewig mein." An einer andern Stelle vergleicht er sich mit dem Schmetterlinge, der bald hier bald dort sey; jeder Tag bringe ihm Lieder, jeder Abend Küsse. Warum sollte der Mensch auch traurig seyn, so lange die Liebe in der Welt waltet, so lange sie die goldene Leiter ist, auf der das Herz zum Himmel steigt? Dräut auch der Winter noch so sehr, der Dichter tröstet sich, daß es doch endlich einmal Frühling werden müsse; lacht der Lenz wieder im Forste, dann kommen Tags die Lieder und Nachts die Träume. Den wolkenlosen Herbst rühmt er und wünscht nichts Sehnlicheres, als daß sein brechendes Herz einst eben so heiter, groß und still scheiden möge, wie der Herbst scheidet. In der Ferne aber stimmt er das Lied der Sehnsucht an und helle Thränen schießen ihm in die Augen: er denkt an das knatternde Feuer im Kamin, an das holzgetäfelte Zimmer, an den Armstuhl, an die Wanduhr, die ihn als Kind so oft wider Willen in's Bett getrieben hat, an die dunkeln Giebel der Vater-

stadt. Die Wanderlieder sind das Beste, was in dieser Art außer Eichendorff die neueste Zeit hervorgebracht hat.

Von den episch-lyrischen Gedichten Geibels verdienen hervorgehoben zu werden König Sigurds Brautfahrt, die Balladen vom Pagen und der Königstochter, morgenländischer Mythus und die Sage vom Tannhäuser. — König Sigurds Brautfahrt führt uns kernige, kräftige Gestalten des Nordens vor. Der Lenz war gekommen, der Schnee schmolz auf den Bergeshalden, da geht König Sigurd zu Schiffe, um Umfahrt zu halten an Upsalas Strand. Am neunten Morgen kommt er gen Sliris-Sal, und als er den Strand betreten, trifft er auf eine Schaar von Mädchen, darunter Alfsonne, die Tochter Alfs, des Weisen. Die muß ich, denkt Sigurd, trotz meiner achtzig Jahre als Braut heimführen. Er bittet sie um einen Krug Wassers, und wie er trinkt, da däucht es ihm, als tränk' er Lieb und Jugend. Aber die wonnigliche Maid wird zornig, als der eisgraue Mann ihr von Liebe redet; auch ihre Brüder Erek und Alf weisen die Bewerbungen des Königs zurück. Da zieht er heim, um bald wiederzukehren mit seinen vielgrimmen Degen. Die Geschwister halten Rath, was zu thun sey. „Seyd ruhig," redet Alfsonne ihre Brüder an, „ich weiß, was mir geziemt; lieber will ich freien den kalten Tod, als in königlicher Kette an der Seite eines Greisen liegen. Auch habe ich einen viel milden Trank, der mir zu dieser Stunde helfen soll." Alf und Erek kämpfen mit Sigurd und fallen, Alfsonne nimmt den güldenen Becher und leert ihn bis zum Grund; schwer werden ihr die Wimpern und entseelt sinkt sie auf den Steinboden. Als der König nach erkämpftem Siege zu ihr schickt, da wird ihm der Leichnam gebracht, und es wird ihm als führe plötzlich ein zweischneidig Eisen durch seine Eingeweide. Keine Thräne weint er, lange steht er sonder Regung, endlich bricht er das Schweigen. Er läßt die auf der Wahlstatt Erschlagenen zu einem Leichenwall auf dem Deck des Schiffes aufthürmen. Alfsonne wird an's Steuerruder gelegt, er selbst übergibt seinem Sohne Ragnar Kron und Reich und löst dann das Schiff vom Ufer:

Unter Skaldenliedern das Schiff zog die Bahn
Hinaus zur blauen Weite. Es glitt als wie ein Schwan
Der Abendsonn' entgegen. Am Steuer Sigurd stand,
Es schwang der alte Degen den sprühenden Fichtenbrand.

Da lief empor am Segel ein glutrother Schein,
Geschleudert war die Fackel ins dürre Holz hinein;
Rauchgewölke zogen, dann brach ein Flammenkranz
Empor um Mast und Stangen, es stand das Schiff in Feuer ganz.

Die Lohen schlugen mächtig und spiegelten im Meer,
Vom Ufer zog prächtig des Liedes Schall daher,
Bis in der feuchten Tiefe Schiff und Glut verging.
Da war der Held bestattet. Das ist das Lied von Sigurd Ring.

Die Sage vom Tannhäuser ist in einer glücklichen Auffassung von Geibel wiedergegeben. Der morgenländische Mythus führt uns einen Jäger Indiens vor, der auszieht, um die im Traum gesehene Geliebte aufzusuchen. Ob er der Irrfahrt Preis errungen hat, weiß der Sänger nicht:

— — Beglückter Liebe Weihe
Ward ihm lange fremd. Aus tiefster Seele
Sang er euch dieß Lied der ewigen Sehnsucht.

Aber nicht allein der Freude am Frühling, dem Schmerz des Scheidens, der Hoffnung des Wiedersehens nach langer Trennung hat Geibel in seinen Gedichten Worte geliehen, sondern er hat den Blick auch auf höhere Interessen gerichtet. Für das Vaterland hat er seine schönsten Lieder gedichtet, Lieder, die wir immer gern lesen werden, wenn auch die Zeit, in deren Denkweise sie wurzeln, heute zum guten Theil eine andere geworden ist. Als politischer Dichter trat er zuerst nach seiner Rückkehr aus Griechenland auf, also in einer Zeit, in der es Pflicht des Dichters seyn sollte, Partei zu nehmen. Zwar hatte Freiligrath geltend gemacht, daß der Dichter auf einer höhern Warte stehe als auf den Zinnen der Partei, aber Herwegh entgegnete, daß selbst die Götter vom Olymp herabgestiegen seyen, um auf den Zinnen der Partei zu kämpfen. Auch an Geibel ergeht der Ruf Partei zu nehmen, aber seine Antwort ist ein ruhiges Nein. Ihm solle kein Schlagwort den Gott im Busen stören, er folge seinem Stern und gehe allein. Herwegh wirft er im Jahr 1842 vor, daß seine Lieder den Aufruhr predigten, und ermahnt ihn gleich Petrus das Schwert wieder in die Scheide zu thun. Zwar trage auch er die Freiheit im Busen, aber mehr noch als den Despoten hasse er den Pöbel, wenn er sich den rothen zerfetzten Königsmantel umschlage. Verhaßt sey auch ihm der Baschkir, auch er begehre das freie Wort, aber nicht im blutigen Aufruhr, denn das sey ein Kampf

von unermeßnem Leide
Darin die Besten auf der Wahlstatt sterben;
Der Slave wird zuletzt das Reich erwerben,
Daß er auf Gräbern seine Rosse weide.

Krank ist das Vaterland, der Krebs frißt in seinen Eingeweiden, und darum wünscht er nichts Sehnlicheres als einen Krieg, nichts Sehnlicheres als einen Helden:

Ein Mann ist Noth, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordenen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel.

Dreifach will er die Stunde segnen, wo die Schwerter aus der Scheide gezogen werden, und statt der ewigen Zankesworte Kugeln regnen:

Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein —
Deutschland ist todtkrank — schlagt ihm eine Ader!

Sein Blick in die Zukunft ist düster:

Die Donner rollen fern, die Wolken jagen;
Und wogt auch heute noch der Felder Segen:
Was morgen übrig ist, wer mag es sagen!

Das Wetter, das der Dichter weissagt, hat sich im Jahr 1848 entladen, aber die Luft ist nicht gereinigt worden. Vielleicht noch wenige Jahre und die Hoffnungen und Befürchtungen des Dichters sind wieder zeitgemäß geworden, und was morgen geschieht, wer mag es heute sagen?

Es ist den politischen Dichtern und namentlich Herwegh gegenüber der richtige Grundsatz geltend gemacht worden, daß nur solche politische Gedichte Anspruch auf poetischen Werth machen könnten, deren Gedanke sich in einem Stoffe ausspräge: das Kunstwerk sey etwas Sinnliches, das eine Idee darstelle, sey „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit.“ Herweghs Gedichte seyen dagegen mehr oder minder Rhetorik, weil sie nackte politische Lehren aufstellen. Auch von einzelnen Geibelschen Gedichten mag dieß gelten, dagegen schmiegt sich in einer Anzahl von Liedern der politische Gedanke so eng an einen gegebenen Stoff, an eine Sage, eine geschichtliche Erzählung u. s. f., daß dieselben nicht nur politische, sondern auch poetische Lieder sind. Schill wird besungen als der, der zuerst den Anbruch des Tages geahnt habe:

Dein Jagdhorn klang: „Der Tag ist nicht mehr fern!“
Da ging der Morgen auf so roth und heiter;
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern.

Der junge Tscherkessenfürst weist alle glänzenden Anerbietungen zurück, die ihm gemacht werden, wenn er der Freiheit entsage. Kasan habe schneeweiße Frauen mit schwarzen Locken, Moskau seinen Kreml, Kiew seine Glocken, Petersburg noch mehr als dieß:

Doch böten sie mir auch die Wunder aller Fremde:
Nicht käuflich sind mir drum mein schuppig Panzerhemde
Und meine Freiheit und mein Haß.

In einem Gedichte: „Eine Septembernacht,“ feiert er Marx Maier und Jürgen Wullenweber und schließt daran die Aussicht auf ein einiges und zur See mächtiges Deutschland. Das alte Lied vom deutschen Kaiser im Kyffhäuser finden wir bei Geibel in mehreren Bearbeitungen. Die schmerzlichsten Gefühle müssen gegenwärtig in jedem deutschen Leser die Lieder für Schleswig-Holstein erwecken. Sie gehören mit zu den besten politischen Liedern, die seit den geharnischten Sonetten Rückerts gedichtet worden sind. Voran steht das Protestlied auf den offenen Brief des Dänenkönigs. Der Dichter will nichts wissen vom Einverleiben:

Wir alle sind hier, alt und jung,
Aus deutschem Thon geknetet,
Wir haben deutsch gescherzt beim Trunk,
Und deutsch zu Gott gebetet.
Man soll uns schenken deutschen Wein,
Und deutsche Satzung schreiben,
Wir wollen keine Dänen seyn,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Einen eben so kräftigen Geist athmen die zwölf Sonette für Schleswig-Holstein. Elsaß, den Blutrubin im Geschmeide unseres Reichs, habe der Franke ausgebrochen. Wir grollten mit unsern Vätern darüber, wir, die wir im Begriff ständen zu Verräthern zu werden an unsern Enkeln. Die Schleswig-Holsteiner haben die Waffen ergriffen für den heimischen Herd, für heimisches Recht und heimische Sitte, ganz wie es der Dichter im Jahr 1846 weissagte; den Ausgang wird er nicht geahnt haben. Vielleicht daß die Worte einst erfüllt werden, die der Dichter dem Herrn in den Mund legt:

Seyd eins, sonst muß Ich euch gleich spröden Erzen
Zerbrechen, oder neu zusammenschmieden
Im Feuer meines Zorns und eurer Schmerzen.

H. Boegekamp.

Aus der Lüneburger Heide.

1.

O tiefe, tiefe Stille,
O Einsamkeit der Heide!
O reiche Segensfülle
Des Friedens und der Freude!
O Land, vom Weltgetümmel
Geflohen und gemieden,
Dir ist von Gott im Himmel
Ein köstlich Loos beschieden!

Da blühet hold und holder
Die zarte Heideblume,
Da grünet der Wachelder
Im tiefsten Heidethume;
Da schimmert hell die Birke
Durch dunkle Tannenwälder,
Da lacht im Heidbezirke
Das Grün der Saatenfelder.

Da prangt mit tausend Blüthen
Die waldumkränzte Wiese,
Und keines Stromes Wüthen
Bedroht wie andre diese.
Da murmeln sanft und leise
Durch's ebne Land die Bäche,
Da schallt der Lerche Weise
Durch's Braun der Heidefläche.

Da sticht nicht die Tarantel,
Wie auf Hesperiens Hügeln;
Da fliegt der Trauermantel
Mit goldumsäumten Flügeln.
Da mühn auf tausend Wegen
Die Bienen sich, die schnellen,
Den süßen Heidesegen
Zu sammeln in die Zellen.

Und über all der Wonne
Ist ausgespannt der Himmel
Auch hier mit seiner Sonne,
Mit Mond und Sterngewimmel.
O reiche Segensfülle
Des Friedens und der Freude!
O tiefe, tiefe Stille,
O Einsamkeit der Heide!

2.

Buchweizen blühte, als ich zog
Vor Wochen über die Heide,
Summend manches Bienchen flog
Auf honigsüßer Weide.

Da hab' ich sehnend dein gedacht,
Du meines Herzens Blüthe,
Und wieder zog mir leis und sacht
Ein Hoffen durch's Gemüthe.

Nun führte mich derselbe Pfad
Zurück nach wenig Wochen;
Wie anders, o wie anders hat
Mich alles angesprochen!

Hab' dießmal weder Duft und Hauch,
Noch Bienchen angetroffen:
Buchweizen war verblüht, und auch
Verwelkt mein letztes Hoffen.

3.

Warum, o Wacholderbaum,
Stehst du da so einsam,
So allein am Waldessaum,
Statt im Wald gemeinsam?

Sicherlich, es ist auch dir
Was zu Leid geschehen,
Würdest sonst voll Trauerns hier
Nicht so einsam stehen.

Ganz so leidvoll stehst du da,
So mit Schmerz gesegnet,
Als ob das, was mir geschah,
Dir auch wär' begegnet.

4.

Was schaust du mich so mißvergnügt,
So trostlos an, o Fichte?
Nur Kummer, Gram und Trauern liegt
Auf deinem Angesichte.

Mir ist, als sprächest du zu mir
Mit deiner Zweige Wehen:
Ich armer Baum, ich stehe hier
Und muß vor Leid vergehen.

Du aber, Birke, stehst dabei
Im weißen Atlaskleide
So wohlgemuth, als wärst du frei
Von jedem Schmerz und Leide.

Dein Antlitz ist so hell und hold
Und deine Blätter prangen,
Als hätt' sich all der Sonne Gold
An ihnen festgehangen.

So steht ihr wohl schon manches Jahr
Gemeinsam auf der Heide,
Ein sehr verschiednes Schwesterpaar,
Ein Bild von Lust und Leide.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Kunstausstellung. — Die Marmormädchen.

Zu dem unstreitig ächten Gold zu rechnen, und nach meinem Gefühl des ersten Preises in der heurigen Ausstellung würdig ist der Pariser Pferdemarkt, das Werk einer jungen Dame, die sich zu wiederholten malen in den lezten Jahren durch nicht gewöhnliche Fertigkeiten bemerklich gemacht und schon eine Ehrenmedaille erster Klasse erhalten hatte, Mademoiselle Rosa Bonheur von Bordeaux. Rosa Bonheur ist eine Jüngerin Paul Potters, und fünf bis sechs Ausstellungen hindurch brachte sie ausschließlich Viehstücke im engeren Sinn des Wortes, oder doch Bilder, in denen Ochsen und Kühe die Hauptsache waren und die Landschaft nur den Hintergrund bildete. Doch hatte man auch in diesen landschaftlichen Zugaben eine ziemliche Stärke und vorzüglich lebendige Treue in Auffassung und Wiedergabe des Erdreichs, so wie eine bedeutende Gluth in der Malerei des blauen Himmels zu loben. Dadurch zeichnete sich unter andern das nivernesische Pfluggespann aus, welches die Regierung für das Museum des Luxembourg, das bekanntlich den lebenden Künstlern gewidmet ist, erworben hat. Ihr Pferdemarkt ist ein Ding voll Lust und Leben; der kräftigste Wellenschlag der Wirklichkeit erhebt sich darin bis zur ächten Poesie und es scheint mir schwer, daß ein empfänglicher Beschauer dieses Bildes nicht Sympathie für die Darstellung und ein lebhaftes Behagen empfinde. Es liegt etwas wie Sturm und Aufruhr in dem Getümmel dieser wilden Rosse, und man freut sich an der Einsicht und geschmeidigen Stärke ihrer Führer, die den Ungestüm einer noch ungebrochenen Natur mit unstudirter Grazie bändigen und das Herrscheramt des Menschen über die Schöpfung so leicht, so glücklich und so würdig ausüben. Rosa Bonheur hat den nothwendig einigermaßen chaotischen Charakter der Scene durch den Zauber einer harmonischen Farbengebung taktvoll gemildert und die verschiedenen Farben der Pferde sehr angemessen zusammengestellt. Kurz, die Künstlerin hat durch treues Festhalten an der Wirklichkeit den Forderungen der Realisten, durch weise Wahl und Anordnung denjenigen, die etwas Höheres wollen, zu genügen sich bestrebt.

Diesen Mittelweg hält ein anderer, in den jüngsten Jahren bekannt gewordener Künstler, Gustav Courbet aus dem Hochgebirg der Franche Comté, aus Neigung und aus System nicht ein. Courbet ist im Catalog der Ausstellung als Schüler von August Hesse bezeichnet, allein er hat in der Presse gegen diese Bezeichnung öffentliche Einsprache gethan; er habe sich als Zögling des genannten Malers nur deßhalb genannt, weil man vorschriftmäßig als Schüler irgend eines Meisters aufgeführt werden müsse; er habe keinen anderen Lehrer als die Natur, er sey ein Schüler der Natur. Und das ist er auch in der allerweitesten und krassesten Bedeutung; für ihn gibt es nichts Häßliches und nichts Schönes; wo ihm das Schöne unter den Pinsel kommt, stellt er es dar, und zwar mit Bravour, und wo ihm das Häßliche, wenn er gerade zum Malen aufgelegt ist, begegnet, malt er das Häßliche, und zwar gleichfalls mit Bravour. Hat die Laune der Natur beides in schreiende Verbindung gebracht, so verbindet es auch Courbet, als treuer Knecht der Natur, eben so schreiend. Courbet hält sich für einen Daguerreotype und die Alten hätten ihn zweifelsohne in eine Maschine dieses Namens verwandelt. Unter den drei Bildern, die heuer von ihm da sind, macht in gutem und bösem Sinn eine prachtvolle Landschaft Aufsehen, die ein herrliches Stück Wald, buschig, saftig und verschlungen, mit einigen Ellen brennenden Himmels darüber, vorstellt. In der Mitte ist eine Quelle, und an der Quelle werden zwei Frauenbilder von so ungeschlacht bäuerischem Aussehen und so roher, so massiver Körperbildung sichtbar, daß sie nur da zu seyn scheinen, um die köstliche Herberge, wo sie sich niedergelassen, zu entweihen. Courbet sagt, er habe sie so gefunden; Najaden und Dryaden habe er am Orte, den er abconterfeit, nicht gesehen, die Mythologie habe er nicht studirt und sich einzig und allein an die Natur gehalten. Gegen solche Verirrung des Geschmacks ist nicht aufzukommen: wer gegen die Beiwörter abscheulich, scheußlich, gräßlich mit undurchdringlichem Harnisch geschüzt ist und nur für den Vorwurf der augenscheinlichen, handgreiflichen Unwahrheit sich empfindlich zeigt, der ist unüberwindlich. Dazu kann man Courbet ein für alle mal die Kraft der Ursprünglichkeit nicht absprechen, und die einseitige Bewunderung, die ihm eine kleine Heerde für jede Neuerung schwärmender Enthusiasten zollt, verursacht mir lange nicht den Widerwillen, wie der krankhafte Jubel, der vor dem Bildlein eines gewissen Hammon aufgeschlagen wird.

Dieser Hammon hatte im vorigen Jahre ein langes Stück Leinwand ausgestellt, auf dem angeblich die ganze Menschheit zu sehen war, und in einem unabsehbaren Zuge von unverständlichen Wesen ein paar liebliche Kindergruppen sich versteckten. In diesem Jahre hat er etwas viel Kleineres gebracht, und weil er mit seinen Kindern auch bei denen, die seine Arbeit im Ganzen verwarfen, einiges Glück gemacht hatte, hielt er es für gerathen, dießmal mit lauter Kindern aufzuwarten. Eine Beschreibung der Kindergruppe, die er uns in seinem heurigen Bilde vorführt, zu geben, geht über meine Kräfte, denn man kann nicht beschreiben, was man nicht versteht; es ist mir nicht möglich

zu sagen, was die kleinen Wesen thun und was sie wollen. Was sagt dieses ältere Mädchen, das hinter zwei jüngeren Engeln, die nach dem Catalog seine Geschwister sind, mit verdrehten Augen auf einen vor der Gruppe befindlichen, nicht sehr bekleideten Jüngling hervorlugt? Ich kann mir vieles dabei denken, aber einmal zweifle ich sehr, ob ein Räthsel Aufgabe der Malerei ist, und dann muß ein Räthsel, damit dessen Auflösung vernünftigerweise möglich sey, nur Eine Antwort zulassen und alle andern ausschließen. Wo ich aber nicht weiß, wie ich daran bin, und gleich von vorn herein sehe, daß ich es niemals wissen werde, da ist Ungeduld gewiß sehr verzeihlich. Daß es die müßigen Köpfe an sinnreichen Auslegungen, die mehr oder weniger annehmbar klingen, nicht fehlen lassen, darauf kommt es nicht an, denn ein Kunstwerk ist nicht gemacht, um den Witz oder Scharfsinn des müßigen Paris zu beschäftigen und zu erproben; es soll durch vollständige Klarheit dem Gemüth die volle Freiheit des Genusses lassen. Wo der Verstand in den Wirrsalen der Erklärung befangen ist, da kann das Gemüth nicht frei genießen. Doch sehen wir von diesem Punkte ab. Ein Bild, wird auch nicht recht deutlich, was damit gemeint ist, kann durch Schmelz oder Mark der Farbe bestechen, kann, sey es durch die Kraft, sey es durch die Weichheit der Zeichnung anziehen, oder auch durch gefällige Verschlingung der Formen dem Auge wohlthun; aber nichts von dem allen findet sich in dem vielgerühmten Bild, von dem ich Ihnen nicht sprechen würde, wenn es nicht so viel gerühmt wäre. Die Zeichnung ist allerdings genau, regelrecht und sauber, allein diese Kinderformen sind doch etwas schmächtiger als nöthig; sie versprechen für die nächsten Jahre kein Uebermaß von Jugendfülle und das Gepräge des Lebensfähigen scheint dem Streben nach Niedlichkeit und Zartheit allzusehr geopfert. Hätte der Maler aber solches nicht gethan, so ist zu wetten, daß die vornehme Welt, die vor der Natur und Wahrheit Angst hat, wie vor der Revolution, ihm ihre Gewogenheit nicht geschenkt hätte. Hammon wird als ein Sendpriester der Reaktion, die sich in allem aufthut, begrüßt; was recht zahm, recht unverfänglich und abgezirkelt ist, mag Inhalt und Energie ihm völlig abgehen, wird zum Talisman gemacht gegen die wilden Regungen, die man in den Tiefen der Gesellschaft brausen hört. Selbst wenn die Gabe von einer Sand kommt, ist sie willkommen, sobald sie nur die Dienste eines moralischen Schlaftrunks zu thun geeignet scheint. Jener Findling, in dem gegen alle dramatische Vernunft die friedlichen Verwicklungen eines ländlichen Stilllebens gelassen auf dem Theater abgesponnen werden, galt allen, die nach dem Sturme Ruhe und Beruhigung wollen, für ein Meisterstück der Bühne, und diese nichtssagenden Hammonskinder werden fast als die Perle des heurigen Salons gepriesen.

Wenn nun Courbet durch sklavisches Nachbeten der Natur zu einem Extrem gelangt ist, an dem die Fülle seiner Genialität und Fertigkeit ohne Vortheil für die Wirkung seiner Arbeiten sich erprobt, und Hammon an dem andern Ende des Kunstreichs in der Verfolgung einer kindischen Chimäre seine Ohnmacht bewiesen hat, so gab uns Trogon, einer von den Spruchmännern über die Aufnahme der Einsendungen, und zwar der nachsichtigste, der wohlwollendste von allen, drei Landschaften, in denen die gewissenhafteste Beobachtung der Wirklichkeit mit allem sich paart, was ein reges, ein zartes, ein schwungvolles Gemüth an herzerweiternder Poesie darüber auszugießen vermag. Was nur dem gestaltenden Schönheitssinn des Menschen zur Erreichung von etwas irdisch Vollkommenem auf diesem Gebiete der Landschaft zu Gebot steht, was an zerstreut Vorhandenem zu einem harmonischen Ganzen sich sammeln läßt, liebliche Durchblicke und ernste Fernen, üppiges Gras, in dem zufriedene Rinder bis an die Knie waten, und stattlicher Baumschlag mit frischer und reicher Belaubung, Wasser im Grünen, wo die Kühe trinken und der Himmel schön thut mit sich selbst, die mannigfachste, mehr oder minder gebrochene oder umflorte, aber nirgends trübselige Beleuchtung, und vieles andere noch, was mir jetzt nicht unter die Feder kommt, ist in Trogons wahrhaft herrlichen Leistungen wunderbar vereinigt.

Der Frühling, der so lange auf sich warten ließ, hat sich unversehens eingestellt; er kam blitzschnell wie eine Revolution, und die vor kurzem noch so nackte, erfrorene Natur erglänzt jetzt in der ungemessensten Entfaltung ihrer wiedererstandenen Pracht. Die Nymphen der Hollunderbüsche haben, so weit ich mich erinnere, nie ein reicheres Lockenhaar getragen, aus dem Garten des Luxembourg strömen die Düfte in die benachbarten Straßen, und nach so langem, vergeblichem Haaren auf lenzige Wärme liegt eine Art Seligkeit in dieser Empfindung einer plötzlich laueren Luft. Man fühlt keine absonderliche Lust, Landschaften in der Kunstausstellung anzusehen und in dem heißen Gewühl der Besucher mit Staub genährt zu werden und halb zu ersticken. Ich behalte mir daher auch eine genauere Musterung der Bilder, Statuen, Zeichnungen und namentlich der Menge kostbarer Kleinigkeiten, die Meissonniers goldtragendes Beispiel mit jedem Jahr in größerer Anzahl hervorruft, auf einen späteren Bericht vor; aber jene Landschaften von Trogon halten Stand gegen die Uebermacht des schönen Wetters. Man flieht das Freie, um sich an ihnen zu weiden, man findet da eine größere, erquickendere Natur als vor den Thoren oder in den Gärten von Paris, und athmet gleichsam eine reinere, eine stärkendere Luft als in seinen Mauern und seinen etwas treibhausartigen Umgebungen. Glücklicherweise nimmt die Ausstellung nicht die schönen Abende in Anspruch, man kann Paris, seine Boulevards, seine Gartenbälle, und was es sonst an städtisch ländlichen Erholungsorten in sich schließt, ohne sein Herz zu theilen, in Ruhe genießen, denn die Vorsehung hat es weise so gefügt, daß die Theater in diesem Augenblick keine mächtige Zugkraft auf eine Pariser Seele üben. Ponsards „Geld und Ehre“ wird zwar noch immer belagert, noch immer werden jeden Abend Platzsuchende zurückgewiesen, allein der Andrang geht nicht mehr von der Pariser Bevölkerung aus; das Weichbild strömt herbei, die Provinz, die, Dank den Eisenbahnen, zum Theil nichts mehr ist als ein erweitertes Weichbild, faßt in Masse Posto am Eingange des Odeon, und das Stück Ponsards ist eine von den Lockungen geworden, welche die organisirten Lustfahrten (trains de plaisir) zu guten Spekulationen machen. — Von den musikalischen Neuigkeiten hat es keine zu einem Anfang von Beliebtheit gebracht; im recitirenden Schauspiel thun

Rachels neueste Vorstellungen die gewöhnliche Wirkung und ein neues Vaudeville wurde als Gegenstück zu der Dame mit den Camelien betrachtet und beklatscht. Die Dame mit den Camelien war auf derselben Bühne unter rauschendem und verhältnißmäßig anhaltendem Beifall aufgeführt worden. Jedermann sah dieses lose und feingewürzte Produkt für eine empfindsame Verklärung des Freudenmädchens an, und nichts desto weniger strömte Alles in das Theater, wo es aufgeführt wurde, und gab mit Thränen, Geschrei oder Händeschlag seine Sympathie und Befriedigung zu erkennen, als ob eine Heilige verherrlicht würde. Seitdem ist die Moral auf den Brettern wieder mehr Mode geworden, Ponsards Geld und Ehre hat die Vaudevillisten auf den Gedanken gebracht, daß da etwas zu machen sey (il y là un filon), und da es für die allermeisten dieser Herrn in ihrer Kunst um nichts anderes sich handelt, als das Publikum zu gierigem Biß in einen neuen Apfel zu bewegen, so beschlossen sie, auf demselben Theater, wo die Courtisane ihren rührendsten Triumph gefeiert, eine Herabwürdigung dieser Dirnen zu unternehmen. Ihre „Marmormädchen" sind, möchte man sagen, aus einer geheimen Ehe Ponsards und der Cameliendame entsprossen. Es wird in denselben gezeigt, daß ein Weib, das seine Reize zu einer Waare macht, nie wahre Liebe, keine andere Glut empfindet, als für das Gold und für den Flitter, der für Gold zu haben ist. Ein junger Bildhauer, Namens Rafael, vernarrt sich in eine dieser Sirenen; die ersten Proben seiner künstlerischen Anlagen gaben große Hoffnungen und die schöne Mara, zugleich Schauspielerin und Courtisane, beschließt, theils um sich an einem Journalisten, der ihr bös mitgespielt, zu rächen, theils zu bloßem Zeitvertreib, dem armen Rafael vollends den Kopf zu verdrehen. Dieses Unternehmen gelingt ihr auch ganz nach Wunsch; sie verläßt Paris auf eine Zeitlang, schließt sich mit dem jungen Künstler in eine Einsiedelei des Boulogner Gehölzes ein, treibt mit ihm überschwengliche Liebe, natürlich nach der Pariser Art, und nachdem das Ding eine Zeitlang gedauert, hat sie überschwengliche Langeweile. Sie sucht sich ihren Rafael sachte vom Hals zu schaffen; ein reicher Gönner, den sie momentan verabschiedet hatte, erscheint von neuem, legt ihr von neuem seine Huldigungen und sein Gold zu Füßen und Rafael tauscht Maras Liebe gegen ihre Freundschaft. Allein man hat dem edlen Künstler unterdessen ein wahrhaft liebendes Herz und ein häusliches Glück ausgemacht; er kann die reinsten Freuden des Lebens genießen, wenn er nur will. Mara, wie sie das hört, will, gemäß den Gesetzen der Leidenschaft, die immer sucht was ihr entgeht, sich ihren Rafael wieder zurück erobern; allein Rafael ist endlich klar geworden über Maras Herz; er tritt zu ihr ein, trifft sie bekränzt mit weißen Rosen, er entreißt ihr die zarte Krone, die nur der Unschuld gebühre, und das Parterre jauchzt bei dieser Diatribe entrüsteter Biederkeit, als wenn die Tugend seine eigene Herzensangelegenheit wäre, stürmisch auf. Rafael wird durch diesen Jubel nicht gerettet; er kehrt in seine Werkstätte zurück, er trifft seine Mutter, trifft das Mädchen, das ihn wahrhaft liebt, allein die Wunde, die Mara ihm geschlagen, ist unheilbar: er ist tödtlich getroffen und er stirbt. Im Augenblick seines Todes erscheint Mara noch einmal, um, sey es aus Stolz, sey es aus Reue, ihm ein Wort der Bevorzugung oder einen Wink der Vergebung zu entreißen; allein der Journalist, der sie von vornherein durchschaut und schon längst gebrandmarkt hatte, stößt sie zurück und hält ihr den zerschmetternden Spruch entgegen: »Place aux honnêtes femmes!« eine Phrase, die in ihrer emphatischen Schwere unübersetzbar ist. Dem Stück geht ein Prolog voraus, in dem dieselbe Idee in der Form einer athenischen Legende ausgeprägt ist. Ich glaube schwerlich, daß die alten Athener an diesem ungesalzenen Mährchen viel Geschmack gefunden hätten. Phidias hat für einen reichen Prasser, Namens Gorgias, drei Statuen, die drei berühmten Hetären Aspasia, Lais und Phryne vorstellend, vollendet. Wie seine Standbilder fertig sind, hat er sich in sie verliebt und will sie nicht herausgeben. Gorgias besteht darauf und nimmt sogar zu den Gerichten seine Zuflucht; ehe er aber die Zwangsmaßregeln in Ausführung bringt, will er zuerst seine Beredtsamkeit versuchen. Die Statuen sollen sich selber dem besten Redner überliefern. Phidias ladet sie ein, ihm zu folgen im Namen der Liebe und des Genius; die Statuen bleiben taub; Phidias ist nicht so glücklich wie Pygmalion, seine Statuen steigen nicht von ihren Fußgestellen herab; als aber Gorgias von seinen Drachmen und Talenten zu sprechen anfängt, da setzen die marmornen Buhlerinnen, Aspasia, Lais, Phryne, sich unverzüglich in Bewegung und folgen der Stimme des athenischen Crösus. Um die beiden Enden dieser Geschichte zu verbinden, greifen Alcibiades und Diogenes in die Handlung ein. Das läuft allerdings der Zeitrechnung zuwider, aber, wie man aus dem Vorhergehenden schon entnommen, die Zeitrechnung ist der Herrn Theodore Barrière und Lambert Thibaut geringste Sorge. Weiß das Publikum, an das sie sich wenden, wann Phidias, wann Diogenes, wann Phryne geboren sind? Das Publikum weiß, daß Freudenmädchen verkäuflich sind, und daß man ihm diese Wissenschaft von den Brettern herab verkündet, das thut ihm wohl, das gibt ihm einen hohen Begriff von seiner Moralität, und darum klatscht es.

Vom Mittelrhein, Mai.

(s. Nr. 23.)

(Schluß.)

Die pfälzische Schweiz.

Für uns galt es, den Aufenthalt in diesem Dörfchen möglichst zu kürzen, denn der Berg, der jezt zu ersteigen war, warf schon einen riesigen Schatten nach Osten, zudem ist er der höchste im ganzen Gebiete. Wir eilten möglichst rasch hinauf. Je höher wir kamen, desto mehr verdichtete sich der prächtige Buchenwald bis zur förmlichen Wildniß. Roth und groß schimmerte die Abendsonne durch die Lücken und warf herrliche Lichter auf Laub und Moos, aber doch wurde uns bange dabei. Um nicht zu spät zu kommen, rannten wir, so gut es gehen wollte, pfadlos dem Gipfel zu, aber nicht ohne vielfach zu irren, wie es bei allzugroßer Hast fast immer geschieht. Endlich hatten wir den Felsen erreicht, auf dem der spärliche Mauerrest der alten Wegelnburg steht. Es war gerade noch Zeit, die Sonne noch nicht hinunter, und das Panorama, das sie hier beleuchtete, lag in voller Pracht rund um uns her. In Ost und West hohe Berge, tiefe Thäler, im Süden, unmittelbar über der französischen Grenze, ein hoher waldiger Kegel mit den Trümmern der Hohenburg, die einst den Sickingen gehörte, an diesem vorbei aber das reiche Elsaß bis weit über Straßburg hinauf. Schade daß der Abendnebel schon den Rhein und die Ebene zu überkleiden begann. Ganz eigenthümlich schön und großartig ist die Aussicht gegen Norden. Ueber die näheren felsgekrönten Berghäupter heben sich zahllose Gipfel und Rücken stufenweise empor, und selbst der ferne Donnersberg am andern Ende des Landes schaut mit seinem duftumwobenen Scheitel noch herüber. Hätte die untergehende Sonne nicht ernstlich gemahnt, aus dem Waldesdunkel noch bei Zeiten das Freie zu suchen, hier oben hätten wir uns wohl noch lange halten lassen. Es war aber wirklich nicht rathsam, länger zu bleiben, zumal es auf der Wegelnburg nicht geheuer seyn soll. Die Sage läßt hier eine Prinzessin, in eine Kröte verzaubert, bei einem verborgenen Schatze auf Erlösung harren. Dem, der die Kröte küßt, tritt sie als wunderschöne Jungfrau und reiche Braut entgegen. Ein Bursche hat sie einst gesehen und den Erlösungsversuch wagen wollen, der aufgerissene Rachen des garstigen Ungethüms hat ihn aber davon gescheucht, und seitdem will's keiner mehr probiren. Auch über die Geschichte der Burg nur ein Wort. Sie war ursprünglich Reichsfeste, wurde aber schon 1272 durch die Straßburger und den elsäßischen Landgrafen wegen Landfriedensbruch zerstört. Kaiser Ludwig IV. verpfändete sie seinen Neffen Rudolph und Ruprecht von der Pfalz, und Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts kam sie an Zweibrücken. Auch sie haben die Franzosen 1680 unter Montclar zertrümmert, gleich den andern Bergschlössern, die in großer Zahl umherliegen.

Das nächste derselben und in baulicher Beziehung das interessanteste ist der Fleckenstein, den niemand unbesucht lassen mag, der einmal in solche Nähe gekommen ist. Wir scheuten selbst bei einbrechendem Abend den kleinen Umweg über den Fleckenstein nach Schönau nicht. Sahen wir doch schon von oben, daß er sich lohnen müsse. Und in der That, Fleckenstein auf seiner unbedeutenden Höhe, hart an der Grenze, doch schon auf französischem Boden, ist eine der sehenswerthesten Ruinen, noch groß, stattlich und mannigfaltig in ihren Resten, wie wenige andere, malerisch nach außen und reich an innern Räumen, auch an solchen, die ganz oder theilweise in den Felsen getrieben sind. Schon lag die Nacht über Berg und Thal und der Mond schimmerte durch dichtere Nebel, als wir die Burg verließen und thalauf über Hirschthal dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Schönau zuschritten. Das dumpfe Getöse der Eisenhämmer verkündete uns bald die Nähe des Ziels und die rothe Glut der Essen und Oefen leuchtete durch die Nacht, als wir das Dorf betreten hatten. Leicht fanden wir bei diesem Schein das Haus, welches uns als gastliche Nachtherberge bezeichnet worden war, und nach der zwar kurzen, aber doch ermüdenden, wenn auch reichlich lohnenden Tour dieses Tags that es uns wohl, in einem kleinen, aber angenehmen gesellschaftlichen Kreise die Stunde der Nachtruhe zu erwarten.

Schönau ist nur ein gewöhnliches Dorf, aber gehoben durch die bedeutenden Eisenwerke, die schon seit 1592 in demselben bestehen, und namentlich durch den vorletzten Besitzer, den alten Freiherrn von Gienanth, in hohen Flor gebracht worden sind. Das Andenken dieses Mannes wird darum hier, wie in andern Theilen der Pfalz, wo er ähnliche Etablissements besessen, hoch in Ehren gehalten und gesegnet, wozu freilich sein schlichter religiöser Sinn und seine große Wohlthätigkeit wesentlich beitragen. Diese Schönauer Eisenwerke sind an seinen Schwiegersohn, Freiherrn von Gemmingen, gemeinschaftlich mit andern Gliedern der Familie übergegangen, von denen indeß niemand hier seinen Wohnsitz hat. — Der Betrachtung dieser Werke und ihrer Maschinen widmeten

wir am folgenden Morgen nur kurze Zeit. Uns war es mehr um die Herrlichkeiten der Natur als um die der Industrie zu thun, was freilich im Sinn der Jetztwelt wie eine Ketzerei lautet. Da wir uns aber die Frist nicht sonderlich weit gesteckt hatten, so war die Wahl der Punkte, die wir in der Umgebung Schönaus besuchen wollten, nicht eben leicht. Liegen doch hier auf der Grenze außer den schon genannten Burgen noch zehn andere im Umkreise weniger Stunden beisammen. Da liegen die Freundsburg, der Blumen- und der Wasenstein, Kleinarnsburg, Lützelhart, Wittburg, Schöneck, Kulmenfels, und wie sie alle heißen, die meisten derselben auf französischem Gebiete, zum Theil erst seit 1826, wo eine Grenzregulirung stattgefunden. Das Nibelungenlied und das alte Heldenbuch gaben für uns den Ausschlag. Dem Wasenstein sollte der Morgenbesuch gelten. Daß wir hier im eigentlichen Wasgau sind, ist keine Frage, und dort am Waschenstein geschah ja, was Hildebrant im 39. Gesang des Nibelungenliedes Hagenen vorwirft mit den Worten:

Nu wer was, der uf einem schilde vor dem Waschensteine saz,
Do im von Spanie Walther so vil der vriunde sluch?

Vor jenem Felsenneste soll Walther die zwölf Wormser Helden besiegt haben, daher im Rosengarten wie in der Wilkina-Saga sein Beiname von Waschenstein. Solch klassischer Boden übt immer seine Anziehungskraft, selbst wenn man die Identität des Orts nicht mit derselben Zuversicht erhärten will, wie der Bürgermeister und der Förster von Grasellenbach im Odenwalde bezüglich des dortigen Siegfriedsbrunnens gethan. Jedenfalls ließe sich hier mit größerem Fug eine solche Behauptung aufstellen als dort im Odenwalde, da Gegend und Name zutreffen. Ob zudem noch der Mann Recht hat, der mir seine Vermuthung dahin aussprach, daß unter dem Drachenfels, bei welchem Siegfried den Lindwurm erschlug, weder der bei Dürkheim, noch viel weniger der im Siebengebirge, sondern der bei Busenberg, den wir gestern früh erstiegen, zu verstehen sey, das gebe ich den Gelehrten vom Fach zur Entscheidung anheim, wobei ich nichts behaupte, als daß die Berge, Wälder und Felsen rings umher zu den trutzigkühnen Helden und diese zu jenen allerdings trefflich passen.

Also nach dem Wasenstein! Ein enges Thal, aus dem eben die Sonne die lezten Nebelgeister verjagte, nahm uns auf. Es führte uns westwärts, und schon nach einer Viertelstunde sahen wir auf mäßiger Höhe einen Felsblock aus dichtem Walde ragen und auf ihm die gebrochenen Reste einer Burg. Das war der Blumenstein. Er ist mir interessant geworden um seines außerordentlich geringen Umfangs willen. Man begreift nicht, wo die Ritter sich und ihr reisiges Zeug, sey's auch noch so eng beisammen gewesen, auf dieser Miniaturburg untergebracht und wie sie sich gar oben auf dem schmalen Felsen, der allein noch Reste von Gebäuden trägt, haben bewegen können. Und doch war Blumenstein ein Ganerbenschloß, an dem Zweibrücken, Lichtenberg und das Kloster Weißenburg Theil hatten. — Weder die auf Wald und einige kleine Wiesengründe beschränkte Aussicht, noch die spärlichen Reste der Burg konnten uns lange hier halten. Vor uns aber stand einer der höchsten Berge der Gegend, der Maimond, prächtig bewaldet, und über den sollten wir hinüber. Keine Kleinigkeit! Indeß ein Pfad vom Blumenstein aus erwies sich minder beschwerlich, als wir uns gedacht hatten. Der kühle Schatten, das goldene Sonnenlicht, das in den Zweigen spielte, hie und da ein Blick in die Tiefe oder in die weitere Ferne, und dazu die hehre Stille des Morgens thaten gar wohl. Aber der Wasenstein wollte immer nicht kommen. Endlich erreichten wir eine lichtere Stelle, wo Waldwege und Fußpfade sich kreuzten und zwei Grenzpfähle, der eine in die Tricolore, der andere in Blau und Weiß gekleidet, friedlich neben einander standen. Ein Blick nach Süden, und siehe, da drüben am westlichen Hange des hohen Maimonds hob sich ein einzelner massenhafter viereckiger Thurm aus tiefem Waldesdunkel. Das ist die Wasenburg, die wir suchten. Es war offenbar, daß wir den unrechten Pfad gegangen, eben weil wir den zur Rechten eingeschlagen hatten. Sollten wir nun die tiefe Schlucht hinab und dort drüben wieder hinauf, nur um den alten Thurm näher zu sehen und zu betasten? Von weiter Aussicht konnte dort ohnehin nicht die Rede seyn, das war klar, denn die ganze Umgebung ist wild, einsam, ja düster. Wenn wir vor Nacht Dahn, das Ziel dieses Tages, noch erreichen wollten, mußten wir den Gedanken aufgeben, den Stein zu suchen, auf dem etwa der grimme Hagen seiner Zeit gesessen haben könnte. So trösteten wir uns damit, die Wasenburg und ihre Umgebung wenigstens in ziemlicher Nähe gesehen zu haben, und um nicht den Weg nach Schönau wieder zurück machen zu müssen, schlugen wir den nordwärts nach Fischbach ein, der uns in geradester Linie nach Dahn führen mußte. Hier aber schon sey's gesagt, daß ich niemanden rathe, das Nämliche zu thun; denn hier hat so ziemlich das, was ich pfälzische Schweiz nenne, ein Ende. Das arme Dörfchen Petersbächel und das stattlichere Fischbach liegen in einer ziemlich charakterlosen Sandwüste, der wohl auch einige Felspartien nicht fehlen, die aber für uns unter der heißen Mittagssonne völlig unerquicklich und reizlos blieb, wenn wir uns auch hundertmal sagten, daß dieß ein Paradies sey im Vergleich mit der Lüneburger Haide, und daß selbst die ossianischen Haiden in keinem Falle schöner gedacht werden dürften.

Die zwei Stunden bis Dahn sollten uns noch etwas sauer werden. Zuerst wieder Sand, dann ein mächtiger Bergrücken, der seiner ganzen Höhe nach überstiegen werden mußte. Als wir aber auf der andern Seite aus dem Walde traten, lag der Mittelpunkt des ganzen Wunderlandes schon ziemlich überschaulich vor uns. Alles, was wir bisher an Felspartien gesehen hatten, schwand zusammen vor dieser Fülle grotesker und wahrhaft abenteuerlicher Gebilde. Da sind nicht nur alle Berge und Höhen mit gewaltigen Felszinnen gekrönt, auch vom tiefen Thalboden auf steigen die wunderlichen Sandsteinkolosse empor, bald als Wände und schroffe scharfkantige Riffe, bald wie frei stehende Thürme oder lagernde Sphinxe. Von Dahn selbst sahen wir zuerst nur wenig.

Erst als wir eine von Menschenhand durchbrochene Felswand, die sogenannte Klamm, passirt hatten, lag der stattliche Flecken vor uns, hier begrenzt von grünen Wiesen, durch welche die Lauter sich schlängelt, und drüben angelehnt an eine Berg- und Felsenwand, aus der der riesig hohe, mit einem Kreuz gekrönte Jungfernsprung schroff hervorspringt. Dieser steilrecht neben der Landstraße und über der lezten Hütte des Ortes aufsteigende Koloß, an den sich die Sage knüpft, es sey eine von einem Jäger verfolgte Jungfrau herabgesprungen, ohne versehrt zu werden, gilt als das Prachtstück der Gegend, und doch bildet er nur einen kleinen Theil des überraschenden Reichthums an wundersamen Formationen, die hier auf ein kleines Gebiet zusammen gedrängt sind. Auch an Burgruinen fehlt es hier wieder nicht. Im Osten stehen Altdahn und Grafendahn auf einem Felsengrate beisammen, im Westen streckt Neudahn den einzig übrigen Thurm aus dichtem Wald empor. Kurz, ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß dieses Dahn mit seiner Umgebung zu den interessantesten Punkten gehört, die man sehen kann, so für den gewöhnlichen Naturfreund wie für den Geologen.

Am andern Morgen sah es keineswegs erfreulich aus. Ein Nebel, der undurchdringlich schien, lag über der ganzen Herrlichkeit, und doch hatten wir vor, sie uns heute erst recht anzusehen. Der Wirth tröstete und gab Hoffnung, die um so nothwendiger war, da wir den heutigen Tag zur Rückkehr bestimmt hatten. Gegen neun Uhr schien es wirklich etwas lichter werden zu wollen, und wir zogen aus, fest entschlossen, auf den Ruinen der beiden Nachbarburgen den Durchbruch der Sonne abzuwarten. Den grotesken Hochstein, an dessen Fuß eine Kapelle zum heiligen Michael steht, und hinter dem die Trümmer sich erheben, sahen wir gar nicht, doch war der Weg auch durch Nebel leicht zu finden, und ohne Mühe erstiegen wir den nahen Berg. Je mehr es von allen Blättern und Zweigen troff, desto höher stieg die Hoffnung auf den Sieg der Sonne. Unterdessen stöberten wir alle Räume der beiden Burgen durch, die auf diesem schmalen Grate so dicht an einander stehen, daß man leicht versucht wird, sie nur für Eine zu halten. Auch hier wieder, wie allerwärts umher, ausgehöhlte Felsen genug, dabei aber auch noch schöne und große Reste von Bauten, hohe Hallen, Thore und Gänge. Besonders merkwürdig ist eines der Verließe. Es war ganz in Fels gehauen, und zwar in Form eines umgestürzten Trichters. Wer darin saß, erblickte kein Tageslicht und keine Hoffnung des Entrinnens. Früher ganz unbekannt, hat es der Zahn der Zeit geöffnet. Der Fels ist geborsten und hat das schauerliche Geheimniß zu Tag gefördert. Altdahn gehörte früher dem Bisthum Speyer, Grafendahn dem Kloster Weißenburg. Beide wurden in der Sickingenschen Fehde gebrochen, weil die Lehensmänner zum Landauer Bunde gehalten, aber erst das verhängnißvolle Jahr 1680 zerstörte sie ganz. Gleiches Schicksal hatte das fern liegende Neudahn.

Während wir in den innern Räumen unsere Betrachtungen anstellten, bereitete sich draußen ein prächtiges Schauspiel vor. Der blaue Himmel, der über uns sichtbar geworden, trieb uns hinaus, und nun sahen wir, wie ein Felsenhaupt nach dem andern sich aus dem sinkenden Nebelmeere hob. Gleich unzähligen Inseln tauchten die wundersam geformten Gipfel empor, und die näheren Waldhöhen standen grün, die ferneren Berge blau in dem weißglänzenden Meere, das langsam tiefer in die Thäler und Schluchten sank, bis der Nebel endlich ganz zerfloß. Wie neu geschaffen glänzte nun das Wunderland in seiner reichen Mannigfaltigkeit in dem warmen Lichte der Herbstsonne. So widerwärtig mir der Nebel am Morgen erschienen war, so herzlich that ich ihm jezt Abbitte; er hatte mir den Anblick eines Schauspiels verschafft, dessen Schönheit mir heute noch frisch und lebendig vor der Seele steht. Sein Verschwinden hatte zugleich ganz in der Nähe ein äußerst liebliches Thal enthüllt, in dem das Dörfchen Erfweiler liegt. Nach diesem stiegen wir hinab, und statt den sonst gewöhnlicheren Weg nach Schwanheim und Annweiler einzuschlagen, überstiegen wir hinter dem Dorfe den hohen Rücken des Winterberges, um auf kürzestem Wege das Thal der Queich zu erreichen. Nahe der Quelle dieses Flüßchens gelangten wir in ein enges Thal, das sich allmählig erweiterte, und bald lag das einsame Dorf Hauenstein vor uns, das mit seiner Umgebung und seinem felsigen Hintergrunde ein gar liebliches Bild abgibt, wie ich es hier kaum erwartet hatte. Dem eigentlichen Bereich der großartigen Felsgegend ist man hier zwar schon entrückt, aber wie Vorposten oder Nachzügler stehen doch auch hier noch gewaltige Massen zu Tage und die Bewohner von Hauenstein haben ihren Burgfelsen, ihr Teufelsköpfchen, und wie sonst die Kuppen heißen, noch in reichlicher Menge um ihr Dorf her. Worauf sie aber besonders stolz sind, das ist ein großes Felsenthor, ein förmlicher Tunnel aus uralter Zeit, durch den sie auf die Pirmasenser Straße gelangen, und der offenbar dem Orte den Namen „Hauinstein" verschafft hat. Nicht durch diesen, wohl aber durch eine andere enge, grüne Thalschlucht gelangten wir auf die von Landau nach Zweibrücken ziehende Landstraße nahe bei dem reichen Dorfe Wilgartswiesen, dessen neue, stattliche Kirche uns von einer Anhöhe begrüßte und durch ihre Schönheit wahrhaft überraschte. Es ist aber auch keine gewöhnliche Dorfkirche, sondern ein Prachtbau, entworfen vom trefflichen Architekten Professor Voit in München, im Rundbogenstyl ausgeführt und mit ihren zwei Thürmen und der reichen, geschmackvollen Façade eine Zierde des schönen Thales, ja man kann wohl sagen des Landes. Ueberhaupt gibt dieses Wilgartswiesen mit seiner theils großartigen, theils lieblichen Umgebung ein äußerst malerisches Bild ab, besonders von Osten her betrachtet. Den Vordergrund bildet das schöne Wiesenthal, den Mittelgrund das Dorf mit seiner hoch und frei heraustretenden Kirche, und den Hintergrund schließen hohe Waldberge mit ihren grotesken Felsen prächtig ab. Offenbar ist dieses einer der Glanzpunkte des an Schönheiten reichen Thales der Queich. Schade, daß die Landstraße, die durch dasselbe zieht, immer mehr verödet, seit die Eisenbahn mitten durch die Pfalz zieht und selbst für die Bewohner Landaus und seiner volkreichen Umgegend die Verbindung mit Zweibrücken und dem westlichen Theile der Provinz überhaupt weit schneller vermittelt, als die näher liegende Heerstraße durch das Annweiler Thal. Etwas ist indeß

von der früheren lebhafteren Communikation zurückgeblieben, was uns zu statten kam, der Postwagen, der zur guten Stunde Wilgartswiesen passirte und Raum genug hatte, uns aufzunehmen und bis Albersweiler zu bringen, so daß wir zu guter Stunde wieder in Bad Gleisweiler eintreffen konnten.

So hatten wir denn in vier kurzen Tagen mit aller Gemächlichkeit einen Landstrich durchwandert, den man fast unter die unbekannten Winkel der Erde rechnen kann, der aber sicherlich zu den Juwelen derselben, wenigstens unter die des deutschen Vaterlandes, gehört und vor vielen andern verdient, besser gekannt zu werden, als er es bis jezt ist. Wer ihm nahe kommt, gehe nicht gleichgültig vorüber, wenn er auch nur kurze Zeit aufzuwenden hat. Ein rüstiger, an Bergpfade gewöhnter Wanderer kann in noch kürzerer Zeit als wir die Reichthümer jenes stillen, imposanten und lieblichen Berglandes zusammen raffen, und selbst wenn einer nichts sähe, als Dahn selbst und seine Umgebung, er würde einen Schaz mit zurücknehmen, der ihn immer erfreute.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 26. 26. Juni 1853.

Jeunes et touchantes victimes, que la Germanie semble envoyer en tribut à la Russie, ces chaines que vous portez, pour être d'or, n'en sont que plus pesantes pour vous!

Masson.

Briefe einer deutschen Prinzessin

vom Hofe der Kaiserin Katharina II.

Die Briefe, welche wir hier aus einem deutschen Familienarchive nach treuen Abschriften mitzutheilen im Stande sind, dürfen auch ohne weitläufigen Commentar auf die lebhafte Theilnahme der Leser rechnen. Es ist bekannt, daß im Herbst 1795 die Erbprinzessin von Sachsen-Coburg (die Mutter des jetzigen Königs der Belgier) mit ihren drei Töchtern an den Hof der Kaiserin Katharina nach Petersburg reiste, wo eine von den Prinzessinnen zur Gattin des damals sechzehnjährigen Großfürsten Constantin Paulowitsch gewählt werden sollte. Die Wahl traf die jüngste, Juliane, geboren den 28. September 1781, welche als Großfürstin den Namen Anna Feodorowna annahm. Die Vermählung, welche zu Petersburg den 26. Februar 1796 erfolgte, schien die glücklichste Ehe zu versprechen, wurde aber bei dem heftigen Temperamente Constantins und dem Abstand in dem Charakter der jungen Ehegatten eine so unglückliche, daß die Großfürstin nach vier Jahren, im Jahr 1800, nach Deutschland zurückkehrte. Zwanzig Jahre später wurde die Ehe durch ein kaiserlich russisches Manifest vom 1. April 1820 für förmlich geschieden erklärt. Diese Scheidung und die darauf erfolgte Verheirathung Constantins mit dem polnischen Fräulein Grudziecka war nicht ohne Einfluß auf die Entsagung des Großfürsten als nächster Thronfolger seines Bruders Alexander, weil die Gesetze der griechischen Kirche eine zweite Heirath in diesem Falle nur dann zulassen, wenn der eine der geschiedenen Gatten den klösterlichen Stand ergriffen hat und der Welt abgestorben ist.

So viel zur Einleitung in die folgenden Briefe, welche mit der Genauigkeit, aber auch der Zwanglosigkeit eines Tagebuchs von der Erbprinzessin an ihren Gemahl geschrieben wurden, und die schon als Beitrag zur Schilderung des Hofes der mächtigen Selbstherrscherin von Rußland, der Semiramis des Nordens, wie man sie nannte, eine mehr als vorübergehende Bedeutung gewinnen.

1.

St. Petersburg, 18. Oktober 1795.

Seit gestern Abend bin ich nun hier im Hafen eingelaufen. Ich bin noch so gedankenvoll von dem, was ich gesehen habe, und über das, was ich noch sehen werde, daß ich kaum eine Idee zusammenfassen kann.

Daß die Pracht um mich und neben mir mich nicht eben blendet, traut man mir hoffentlich zu; aber unbegreiflich immer ist mir's, hier und in solchen Verhältnissen hier zu seyn! Daran kann ich mich so leicht noch nicht gewöhnen. Ich bin da und höre das unaufhörliche Rasseln der Wagen unter meinen Fenstern,

und schaue nicht darnach, weil ich mit Denken nicht fertig werden kann.

Nun will ich in chronologischer Ordnung erzählen. — Wir kamen gestern zu Mittag nach Strelna, das sehr angenehm an einem See liegt. Man sieht da in der Ferne schon die Thürme von St. Petersburg und die Ostsee. Dem Posthofe gegenüber steht auf einer Anhöhe ein Palast, den Peter der Große in großem und edlem Geschmack erbaut, der aber bald den Einfall droht, weil er schon seit vielen Jahren unbewohnt geblieben ist. Weil wir erst zwischen sieben und acht Uhr Abends in St. Petersburg ankommen sollten, so fuhren wir nicht eher als um fünf Uhr von Strelna ab. Mesenzof wurde von dem General Budberg vorausgeschickt, um der Kaiserin unsere Ankunft zu melden. Als die Sonne eben im Untergehen war, an dem schönsten, heitersten Herbsttagabend, glänzte uns in der Ferne der Admiralitätsthurm zu Petersburg wie Feuer entgegen. Unbeschreiblich schön ist der Weg von Strelna nach der Hauptstadt. Er geht beständig zwischen Landhäusern hin, deren Verschiedenheit sehr unterhaltend ist. Man sieht da manche im edelsten Geschmack der englischen Landhäuser angelegt, dann ein sehr buntes chinesisches Haus zur Seite; eine italienische Villa mit Säulen aller Art neben einem Gartenhause, als ob es aus Leipzig hieher getragen worden wäre; große antike Schlösser zwischen den elegantesten neueren Gebäuden und grün angestrichenen Guinguetten. Das Narisky'sche Landhaus ist das schönste, sein Zugehöft reicht bis an den Golfo; man fährt durch den dazu gehörigen englischen Garten.

Es war schon völlig dunkel, als wir die Brücke der Fontanga passirten. Man sah nun nichts mehr, als lange Reihen von Laternen, gleich einer Illumination, die vor den Augen tanzten, als Tscherney in den Wagen rief: le palays! Die Kniee zitterten mir, da ich aus dem Wagen stieg. Der Gedanke, daß sich hier also das Schicksal eines meiner Kinder entscheiden sollte, fiel mir mit solcher Gewalt auf die Seele, daß ich nicht weiß, wie ich am Arme des Hofmarschalls, Fürsten Baratinsky, die hohe Treppe hinauf gekommen bin.

In einem sehr erleuchteten Vorzimmer, mitten unter Pagen, Laufern, Lakaien, stand Mesenzof an der Thür, und ich vermuthe, daß er es war, der mir beim Vorbeigehen leise sagte: »L'impératrice est là.« Wir kamen darauf in ein Audienzzimmer, und siehe, da stand die große Katharina, so imposant als möglich. Sie empfing uns äußerst gnädig und freundlich, sah die Mädchens * eine nach der andern scharf an, und auf Julchen, der jüngsten, blieb ihr Blick ruhen. * Sie sagte nur: »Mais ce sont des beautés!« — Wirklich gaben ihnen die rothen Pelze und die hohen Zobelmützen und das Roth, damit sie die Luft geschminkt hatte, ein gutes Ansehen. Die Kaiserin, die schon eine Stunde lang, ehe wir ankamen, in unsern Zimmern verweilt hatte, zog sich nun bald zurück. Im Hinausgehen sagte sie: »il faut bien vous reposer.«

Die Beschreibungen, die wir bisher von dieser interessanten Frau gehört haben, sind nicht ganz richtig. Ich will sie beschreiben, so wie ich sie zuerst sah. Ihr erster Anblick ist erstaunlich imposant. Sie ist nicht viel kleiner als ich, und stark am Leibe. Sie präsentirt sich ungemein wohl. Ganz wie sie dacht' ich mir als Kind die Feen. Ihr Gesicht ist groß und vollkommen; man sollte ihr keine sechzig Jahre geben. Weder Haare noch Augbrauen sind geschwärzt, sondern grau; sie hat noch viele Haare und ist frisirt, wie sichs für ihre Jahre schickt. Sie trägt ein gestecktes Tuch mit zwei ungeheuern Brillanten auf dem Kopfe. Ihre Gesichtszüge sind ungemein freundlich; der Mund ist noch jezt außerordentlich schön, die Nase nicht groß, aber wohlgebildet; ein paar blaue Augen, wie sie sie haben mußte, um ganz das zu seyn, was sie ist. Sie legt Roth auf, aber wenig. Sie wird sich nie mit Weiß beschmiert haben, sonst wäre ihre Haut nicht so frisch. Ihr Gang ist edel, wie ihr ganzes Air erstaunlich leicht für ihr Alter. Sie ist das rüstigste Alter personificirt, und im Auslande läßt man sie immer kränkeln.

2.

St. Petersburg, 21. Oktober.

Ich bin nun beinahe hier einheimisch und wahrhaftig um nichts genirter, als ich's an dem kleinsten deutschen Hofe seyn würde. Wir logiren in dem ehemaligen Potemkin'schen Palast, der durch einen kleinen Gang mit dem kaiserlichen verbunden ist. Er steht auf der großen Million, einer der schönsten Straßen, voll unaussprechlichen Lebens, und hat zur linken Hand einen neu angefangenen Palast, daran noch gebaut wird, und rechter Hand den kaiserlichen Palast. Aus meinem Fenster sieht man den wunderschönen großen Platz vor dem Palast. Wir speisen allezeit zu Hause und mit uns der General von Budberg, ein

* Um keinen bezeichnenden Zug zu verwischen, nehmen wir weder mit dem deutschen Texte, noch mit den eingestreuten französischen Reden irgend eine Veränderung vor. A. d. Red.

* Die Kaiserin hatte in ihrem Palast ein geheimes Fenster, durch das sie neu ankommende Fremde, wenn sie vorfuhren, unbemerkt beobachtete. Als nun die Erbprinzessin von Coburg mit ihren drei Töchtern an der Freitreppe hielt, stieg die älteste zuerst aus dem Wagen und sprang hastig die Stufen hinauf; die zweite folgte ihr, stolperte und fiel; die jüngste endlich, die nachherige Braut, ging ruhig und gemessen die Stufen hinauf. Da sprach die Kaiserin für sich: »c'est la dernière!« (Aus mündlicher Ueberlieferung.)

kaiserlicher Kammerherr, Fürst Gallitzin, zwei Kammerjunker, Golloffkin und Fürst Obolenski, still und verlegen, aber voll Kenntniß, und zwei Hoffräulein, die täglich abwechseln, und unter denen sich curiose Kätzchen finden. Den ersten Tag waren es ein Fräulein Kalinzka, die Verstand hat, und eine kleine Scherwertinska aus Polen, ein hübsches Mädchen, ganz stumm; am zweiten Tage Fräulein Protossof, und wiederum eine Scherwertinska, hübsch und auch stumm; gestern die andere Protossof und eine Schuwalof, petite maîtresse, gescheut; es sieht ihr der T— aus den Augen wie ihrer Mutter.

Unsere Toilette ist sehr einfach. Die Kaiserin kann keine Federn leiden und nichts was den Kopf überladet. Für junge Damen sind Guirlanden und Bänder, für alte Tücher und für gewöhnlich Moldaves im Gebrauch, die der türkischen Kleidung ähnlich sind. Zum Staat werden russische Kleider getragen, die sehr gut stehen, da das obere Kleid dunkel, die Ermel aber und der Unterrock weiß seyn müssen. Die Kaiserin hat uns zwei Körbe mit reichem seidenem Zeuche von aller Art geschickt, und wenigstens ein halb Dutzend Schneider sind für uns beschäftigt. *

3.

Sonntag, 26. Oktober.

Frühe nach der Messe kam die Kaiserin zu uns und der Großfürst Constantin begleitete sie. An den rothen Backen sah man ihm Verlegenheit an, aber an seiner Art sich zu präsentiren gar nicht. Die beiden Brüder haben eine, für junge Prinzen leichte Tournure. Da sie von der Kaiserin in nichts genirt werden, so sind sie so wenig als jeder andere Weltmann verlegen. Sie sprechen gut und mit jedermann und sind höflich, als ob sie ihr Glück bei Hofe machen sollten. Constantin hat das Ansehen eines jungen Menschen von etlichen und zwanzig Jahren. Weder sein Aussehen noch seine Manieren verrathen den sechzehnjährigen Jüngling. Er hat die Größe und Figur des Winzingerode. Hände und Füße zeigen, daß er noch erstaunlich wachsen wird. Er hat ein rundes, volles Gesicht, welches, das aufgestutzte Stumpfnäschen abgerechnet, hübsch ist; ein paar dunkelblaue Augen voll Feuer und Verstand, beinahe schwarze Augenbrauen und Augenwimpern, einen sehr kleinen und rothen Mund, der, wenn er lacht, angenehm ist, schöne Zähne und einen Teint wie Ferdinand, ** auch eben so frische Farben. Die beiden Großfürsten tragen Uniformen von der Infanterie. Sie würden unter einem ganzen Corps von Offizieren als hübsche Leute sich auszeichnen. Sonderbar stechen sie mit ihren blühenden Gesichtern und nervigten Körpern gegen die abgetragenen Hofelegants mit und ohne Uniform ab. Unverdorbenes Blut und unverderbte Seelen sehen aus den reinen, glänzenden Augen. Constantin ist mit Leib und Seele Soldat und hat ganz den Pli eines Offiziers. Hier hast du denn die Beschreibung deines zukünftigen Schwiegersohnes, und ich versichere, daß, welche das Loos trifft, ihn herzlich gern nehmen wird.

Am Sonntage früh hängte die Kaiserin uns allen Vieren den Katharinenorden um. Stern und Kreuz sind reich an Brillanten, das rothe Band steht den Mädchen recht gut. Beim Weggehen sagte die Kaiserin: »Si cela ne vous incommode pas, vous viendrez ce soir chez moi; il y aura toute petite Eremitage.« Diese soi-disant Eremitage besteht aus einer Reihe Zimmer und Säle, voll Gemälden und Kunstsachen, die einer Eremitage gerade so ähnlich ist, als einer plate-menage. Die Kaiserin lacht sich selbst damit aus.

In Moldaves, die wir uns glücklicherweise in Riga machen lassen, erschienen wir Abends um sechs Uhr. Aus unserer Wohnung kömmt man durch einige Vorzimmer in eine große Gallerie voll Gemälde, welcher Parquet und Lüstres das Ansehen eines Saales geben. Nachdem man zwei oder drei dergleichen Gallerien passirt hat, ist man in dem Vorzimmer der Eremitage. In einem nicht gar großen freundlichen Saale wurde Concert gehalten. Die Kaiserin saß unter ihren Enkelinnen, die beiden Großfürsten und Subof standen vor ihr. Der Saal war mit Ordensbändern und Generals angefüllt. Außer ihnen waren nur die Kammerherrn und Kammerjunker vom Dienst und einige Offiziere der Garde, und von Damen nur Hofdamen gegenwärtig. Ich wurde dem Großfürsten Alexander und seiner Gemahlin vorgestellt. Der Großfürst ist bildschön, groß von Person, von eleganter, aber doch männlicher Figur, von freundlicher sanfter Gesichtsbildung, ungleich hübscher als sein Bruder, mit dem er doch ein air de famille gemein hat. Constantins Augen sind schöner und lebhafter, aber in Alexanders Bildung ist jeder Zug regulair. Er hat einen höflichen, zuvorkommenden Ton, und da er nun schon beinahe seit zwei Jahren die Honneurs bei sich zu machen hat, so ist er gesprächiger als sein Bruder in Gesellschaft. Schade, daß man bei dem hohen Grad von Liebenswürdigkeit ein wenig Indolenz bei ihm bemerkt. Seine Gemahlin Elisabeth ist sehr gutmüthig, eine hübsche feine Blonde, und hat etwas Aehnlichkeit von der Herzogin von Meiningen.

* In den „Geheimen Denkwürdigkeiten über Rußland, von Masson," I. Thl., S. 33. liest man: „Die Russen erlaubten sich sogar über diese Damen und ihre alterthümliche und geschmacklose Tracht lachende Bemerkungen. Man stellte sie erst vor, nachdem man ihnen andere Kleidung angeschafft hatte."

** Herzog Ferdinand, geboren 1785, gestorben 1851 als k. k. österreichischer General der Cavallerie.

Die jungen Großfürstinnen sind ganz allerliebst. Alexandra * ist eine wahre Nymphengestalt, von der Größe wie Julie, sehr schlank gewachsen, hat Grazie und Anstand in jeder Bewegung, ein allerliebstes Gesicht, blaue Augen und schwarze Augenbrauen. Sie würde in jedem Stande auffallen. Dabei ist sie so freundlich, so gut! Sie ist der Liebling der Kaiserin, und, ohne Ruhm zu melden, auch der meinige. Helene ** ist noch mehr Kind, aber auch voll Grazie, ein hübsches feines Gesichtchen, voll Verstand, noch ein wenig blaß von Gesichtsfarbe. Sie gleicht der Kaiserin viel. Maria, *** von neun Jahren, ist unter ihren Schwestern die weniger hübsche, ist aber voll Verstand für ihr Alter, Virtuosin auf dem Klavier, und spielt die schwersten Stücke, die sie kaum mit ihren kleinen Händchen zwingen kann. Katharina † ist wie ein Püppchen, für sieben Jahre sehr klein, hat ein hübsches Gesichtchen, will schlechterdings groß scheinen, und hält sich deßwegen ungemein gerade, macht eine Menge Reverenzen, und unterhält bestmöglichst.

Man merkts der Kaiserin an, wie glücklich sie die Kinder machen, und es ist auch wahrlich eine herzige Familie. Meine Kinder finden sich mit den Großfürstinnen so gut zusammen, als ob sie ihr Leben beisammen gewesen wären. Die Großfürstin Elisabeth freut sich erstaunlich über ihre zukünftige Schwägerin, die eine Deutsche und häuslich erzogen ist, wie sie. Sie macht schon tausend Projekte auf die Zukunft, wie sie zusammen leben wollen. Die beiden Brüder lieben sich ungemein und sind beständig beisammen. Der raschere Constantin macht mit dem ältesten was er will, und dieser hat wiederum sein ganzes Vertrauen.

Die Kaiserin ließ mich während des Concerts bei sich sitzen; sie sprach viel und war sehr freundlich. Sie spricht deutsch und französisch unter einander, und hat gern, daß man schäkert.

---

* Geboren 1783, vermählt 1799 mit dem Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph Anton Johann Baptist, starb 1801.

** Geboren 1784, vermählt 1799 mit Friedrich Ludwig, Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, starb am 24. Sept. 1803.

*** Geboren 1786, Großherzogin von Sachsen-Weimar.

† Geboren 1788, vermählt 1809 mit Peter Friedrich Georg, zweitem Sohn des Herzogs Peter von Holstein-Oldenburg, Wittwe 1812, neuvermählt 1816 mit dem König von Würtemberg. Sie starb den 9. Januar 1819. (Sie ist dieselbe, auf welche Kaiser Napoleon Anfangs Absichten gerichtet hatte; aber die Kaiserin Mutter setzte denselben Widerstand entgegen.)

4.

St. Petersburg, den —

Am Montag kam der Großfürst, der Vater, exprès von Gatschina herein, uns zu sehen. Um zwölf Uhr wanderten wir durch unendlich viele Gallerien und Säle nach seinen Zimmern, um ihm aufzuwarten. Es war eine kleine Reise. Mir war ein bischen bange, denn es geschiehet oft, daß er mit dem, was die Mutter thut, nicht allerdings zufrieden ist. Er empfing uns sehr gut und sprach viel. Er ist wirklich, wenn er will, ganz artig. Gegen die Mädchen bezeigte er sich ausgezeichnet freundlich, und sagte ihnen über ihre Personen die ausgesuchtesten Galanterien, und mir die schönsten Sachen sur le bonheur de son fils.

Die Großfürstin Marie * ist noch sehr schön, größer als ich, hat ein hübsches Gesicht voll Engelsgüte. Sie bezeugte sich so natürlich, freundlich und gut, als ob wir uns schon lange kennten, und sagte mir mit Thränen in ihren schönen Augen, daß sie meiner Tochter Mutter, so wie der Elisabeth ihre seyn wollte.

Von dem alten Großfürsten gingen wir zum Großfürsten Alexander, der in seiner Wohnung delicieux eingerichtet ist. Aus seinem Zimmer ist die Aussicht auf die Newa. Die Hofdame der Elisabeth ist die Schawalof. Sie ist artig, ganz Französin; aber ihre Augen scheinen ein widriges Gemüth zu verrathen. Wir gingen dann weiter zu den kleinen großfürstlichen Kindern. Die lieben Mädchens unterhielten uns gleich erwachsenen Prinzessinnen. Ihre Oberhofmeisterin, die Generalin von Lieven, ist offen und gerade, als eine alte Deutsche, nicht Weltfrau. Sie spricht meistentheils deutsch, mittelmäßig französisch, und spricht mit einer Klugheit, Welt- und Menschenkunde, die nur lange Erfahrung geben kann. Sie ist schön und groß von Person, von etlichen fünfzig Jahren, aus dem Waldeckischen gebürtig.

Todmüde kam ich zum Mittagessen nach Hause; denn ich hatte einen Weg von wenigstens drei Wersten im Schlosse herum gemacht. Wir aßen in aller Eile, weil der Großfürst Vater uns die Gegenvisite machen wollte. Er und sie waren erstaunlich freundlich. Er sagte: »Je suis bien aise de n'être pas à la place de cet étourdi de Constantin.« Da die Kaiserin und der Großfürst die Mädchen so schön fanden, so kann man sich vorstellen, daß, wo sie sich nur sehen lassen, der ganze Hof Ah! ausruft. Aber was mich selbst frappirt, ist, daß die guten Mädchen die Sache ganz, wie sie ist, nehmen, und sich weder geschmeichelt, noch auch darüber verwundert finden.

---

* Maria Feodorowna (Sophie Dorothee), Tochter Herzogs Friederich Eugen von Würtemberg, geboren 1759, vermählt mit Großfürst Paul 1776.

Abends war Ball in der Eremitage, in demselben Saale, da Tags vorher das Concert gewesen. Die Kaiserin empfing mich äußerst gnädig und ließ mich neben ihr sitzen; die Mädchen saßen unter den Großfürstinnen, die sie mit Freundschaft überhäuften. Elisabeth ist einigermaßen zurückhaltend, weil man ihr dieses angerathen hat, aber sie ist darüber beinahe mürrisch. Der Ball war angenehm und ungenirt. In der Eremitage steht niemand in Gegenwart der Kaiserin. Jedermann nimmt Platz, wo und wie er will. Es waren außer den Prinzessinnen und Prinzen nur die Hoffräuleins, die Kammerherrn und Kammerjunker vom Dienst und einige Gardeoffiziers gegenwärtig, und in allem ungefähr fünfzehn bis achtzehn Paare.

Der Ball war sehr animirt, und es gab sehr gute Tänzer. Die Großfürstinnen, und besonders die älteste, tanzen wie Charitinnen, und stechen gegen die affektirten und zerzaußten Hoffräulein erstaunlich ab. Alexandra und Helene tanzten einen russischen Tanz mit einander, der zum abmalen war. Nachher tanzte Alexandra eine Menuet à la Reine mit einem Grafen Czernitschef, dem besten Tänzer, den man sehen kann. Die Prinzessin sahe einer Königin gleich. Helene tanzte hernach einen Kosak mit eben diesem Grafen, der für einen Mann von Stande fast zu schön tanzt. Die Kaiserin sagte darüber: »que, quand on le voyoit danser, on soupçonnoit, qu'il n'avoit jamais fait autre chose.« Helene tanzte mit der Leichtigkeit einer Nymphe und hat viel Grazie, aber nicht das Große ihrer ältern Schwester. Maria und Katharina tanzten eine Allemande figurée. Die kleine Katharina war allerliebst anzusehen. Die beiden Schetwertinsky tanzten eine ukrainische Cosaque. Der Tanz dieser jungen hübschen Mädchen war höchst interessant. Sie haben die den Polinnen angeborene Grazie in jeder Bewegung. So wie diese ukrainische Cosaque mögen in Athen die griechischen Tänzerinnen bei den Bankets getanzt haben. Der Vater dieser Mädchen wurde in Warschau von dem Volke aufgehängt.

Die Kaiserin zog sich vor dem Souper zurück, bei dem hernach die beiden Großfürsten die Honneurs machten. Zur Bewunderung wußte der Großfürst Alexander einen jeden artig zu unterhalten. Seine Gemahlin ist sehr gut mit mir und schwazt viel mit mir, aber im Ganzen ist sie sehr still. Die jungen Großfürstinnen stehen und sitzen, wo sie können, bei mir. Sogar die kleine Katharina bittet um die Erlaubniß, de causer un peu avec moi. Vom Grafen Subof muß man sagen, daß er in der Stelle, dazu ihn seine hohen Chargen berechtigen, den Favoriten im geringsten nicht affektirt. Er ist höflich und ohne Affektation; er hat etwas Sanftes in der Sprache und im ganzen Betragen. Er ist kein ausgezeichnet schöner Mann, von mittlerer Größe, sehr brünett, von einer eleganten Offiziersfigur, und hat ein hübsches Profil, schöne Augen und schöne Zähne, übrigens aber ein ganz ordinär Gesicht und ist überhaupt mehr liebenswürdig im Umgang als auffallend.

Um zwölf Uhr war alles vorbei. Bei dem Balle waren die Mädchens manierlich, aber naturelles und unbefangen. Ich bat die Generalin von Lieven, sie zu erinnern, wo sie fehlen würden, und sie sagte ihnen mit ihrer gewöhnlichen offenen Treuherzigkeit, daß sie bleiben sollten wie sie wären, weil sie so recht wären.

Gestern früh waren die beiden Großfürsten und Großprinzessinnen bei uns, und wir Abends in der italienischen Operette in der Eremitage, dazu niemand kömmt, als dem es von der Kaiserin erlaubt wird. Das Theater ist prächtig schön, ganz von Marmor, und hat zwischen den grauen Säulen weiße Statuen. Es gibt hier keine Logen, sondern Bänke mit grünem Safian beschlagen sind in der Runde herum wie im Cirkus über einander aufgestellt. Die Dekorationen sind sehr schön. Die Kaiserin sezt sich, wo sie hinkommt. Ich saß neben ihr und auf der andern Seite der Graf Kobenzl. Eine Bank tiefer saßen die beiden Großfürsten und Subof, und auf einer der untern Bänke die Jugend beisammen, und die Damen und Hofleute wo sie wollten.

5.

Den 24. Oktober.

Alles ist entschieden, und entschieden, wie du es erwartet hast! Juliens Stern hat obgewaltet, und es ist besser auf die Weise. Sie hat mehr Anstand, mehr Charakter als die zu weiche Nette. Die Kaiserin, die unsere Sophie für die schönste findet, hat zu unserem Freunde, dem General Budberg, gesagt: »Si je pouvois, je les garderois toutes les trois; mais comme c'est Constantin qui se marie, il choisira.« In der italienischen Opera sagte die Kaiserin zu mir: »Il vous faut quelques jours de repos.« Diese Ruhetage nahm ich sehr dankbar an und blieb Mittwoch und Donnerstag (den 21. und 22.) zu Hause.

Am Freitag früh fuhren wir in der Stadt herum. Etwas schöneres als die ganz neue Stadt, als der Kai an der Newa, läßt sich nicht denken. Mittags hatten wir unsere gewöhnliche Tischgesellschaft. Nachmittags gingen wir in Gesellschaft des Generals Budberg in die Eremitage, um die Gemälde und Kunstsachen zu besehen. Der Gemälde ist eine ungeheure Menge; aber sie sind freilich von verschiedenem Werthe. Einige von Angelika Kaufmann sind ungemein schön, und schöner als alles ist der sterbende Vater von....* In der unendlichen Reihe von Zimmern und Sälen hat man in den ersten die Aussicht auf die Newa, die von großen und kleinen Fahrzeugen wimmelt, und auf der andern Seite des Flusses sieht man die Festung, den Wasily-Ostrow mit seinen schönen Gebäuden, das

* Unleserlich.

Cadettenhaus, die Akademie u. s. w., alles so neu und so nett, als ob es Modelle wären.

Nach einem schönen Speisesaal mit Säulenwerk folgt ein Billardzimmer. Hier fanden wir den Prinzen Constantin ganz allein. Er war ein wenig verlegen, raffte sich aber gleich auf und sagte mir, daß die Kaiserin ihm aufgetragen hätte, uns die Kunstsachen zu zeigen. Er unterhielt mich hierauf beständig; aber mit den Mädchen zu sprechen hatte er nicht den Muth. Er spricht gut und superb französisch und hat nach seinem Alter unendlich viel Kenntnisse.

Bei unserer Zurückkunft lud ich Constantin zum Theetrinken ein. Roth bis an die Ohren, aber sehr freundlich kam er mit mir in mein Zimmer, und mir wars, als ob ich in Coburg wäre. Noch konnte er es nicht über sich bringen, mit den Mädchen zu schwatzen. Nur mit mir und Budberg sprach er. Er liebt Budberg erstaunlich und nimmt ihn alle Augenblick beim Kopfe, um es ihm zu bezeugen. »Je le crains extrêmement,« versicherte er mir, »et je n'ai jamais craint que lui; car M. de Sacken, je le mettois en poche.« — Budberg: »Mais, Monseigneur, je n'étois point auprès de vous.« — Constantin: »Mais on venoit Vous chercher, pour me laver la tête.« — Bei jeder Gelegenheit bezeugte Constantin: »Le general Budberg est le plus honnête homme que nous ayons.« Alexander hängt auch mit ganzer Seele an ihm, und die beiden Prinzen zeigen ihm ihre Liebe auf eine Art, die ungemein freuen muß. Gegen die übrigen Höflinge sind sie kalt höflich, aber gegen den General bezeigen sie sich als gegen einen Vater. Nur mit Subof scheinen sie liirt zu seyn, und diese Abgesondertheit vom Hofgesinde erhielt ihre schönen Seelen rein.

Die in allem so kluge Katharina handelte unbeschreiblich klug bei der Erziehung dieser jungen Leute, und nun erntet sie vollen Lohn, denn es sind herrliche junge Herrn. Constantin ist so gerade, so offen, voll Geschmack für's Große, und dabei so bescheiden. Sein einziger Wunsch ist, eine Campagne zu machen. »A la tête de votre regiment?« fragte Budberg. — »Non, mon ami,« war die Antwort. »Je ne suis pas fait encore pour commander un regiment, je veux apprendre obéir, pour servir un jour ma patrie.« — Das sagte er mit einem so ehrlichen guten Gesichte. Budberg sah mich mit glänzenden Augen an. — Die beiden Brüder lieben sich über alles. Constantin hat mir gesagt: »Je ne sais pas, si mon frère peut se passer de moi; moi, sans Alexandre je ne pourrois point vivre.« — Gestern fragte mich Alexander, ob ich mit seinem Bruder zufrieden wäre: »Il est un peu étourdi, mais il est si bon.« Die Verschiedenheit der Charaktere macht ein herrliches Ganzes. Was werden diese Herren einst nicht vermögen! Mit Wonne sieht die Kaiserin auf sie hin. Beide lieben die Häuslichkeit ungemein, und beide, vorzüglich der Jüngere, hassen die Höflinge. Wenn von diesem Gegenstande geredet wurde, sprach Constantin jederzeit mit unaussprechlicher Lebhaftigkeit von seiner Verachtung dieser Menschen, die sich um Fürstengunst reißen, und äußerte einige Aengstlichkeit darüber, daß sie seinen Bruder beschwatzen möchten. Budberg lächelte und sagte: »Il vous auront également, Monseigneur!« Nun ging's an ein Protestiren, und ich glaubte kaum meinen Ohren, wie klug, wie überdacht der Prinz redete. »Pas les gentilhommes de la chambre, mais les officiers vous auront,« erwiederte Budberg. — »Au moins pas ceux des gardes,« sagte Constantin. Und nach einer Gegenbemerkung des Generals fuhr er fort: »Il est vrai, que je suis jeune et sans expérience; mais il se trouvera pourtant quelque honnête homme qui me montera les pièces. Vous viendrez à mon sécours, Budberg.« — Er reichte nun dem General die Hand, der sie mit Thränen im Auge an sein Herz drückte. Ich erzähle dieses ausführlich, um eine Idee von des Prinzen Charakter zu geben. Freilich guckte auch bisweilen der Kindskopf durch. Wenn ihn der Budberg lächelnd ansah, wurde Constantin über und über roth.

Als es Essenszeit wurde, nahm der Prinz Hut und Stock, um sich zu retiriren, hielt sich aber für ganz glückselig, da ich ihn zu bleiben bat. Ein Page wollte ihm aufwarten, aber der Prinz sagte mit äußerster Höflichkeit zu ihm: »Je vous prie, Monsieur, ne vous incommodez pas, je n'aime pas qu'un gentilhomme, qui sera un jour mon camarade, soit derrière ma chaise. N'est ce pas, Monsieur, nous servirons ensemble?« Der junge Mensch von etwa achtzehn Jahren trat erröthend zurück, aber auf seinem Gesichte stand: „Für dich laß ich das Leben!"

Constantin läuft alle Morgen mit einem einzigen Kavalier ohne Bedienten in der Stadt herum, mischt sich unter das Volk, spricht mit jedem, und wenn er etwas unrechtes zu bemerken glaubt, sagt er's geradehin der Kaiserin, die es mir selbst erzählt hat, wobei sie hinzufügte: »Il se trompe parfois, et nous causons très serieusement tous les matins pour le moins une heure.« Die Zutraulichkeit der jungen Prinzen gegen die Kaiserin, der ungenirte herzliche Ton, der in der ganzen Familie herrscht, die Abgesondertheit vom Hofgesinde, das mir wie das Parterre vorkommt, ist nicht zu beschreiben, macht mich aber unaussprechlich glücklich, wenn ich daran denke, daß ich ein Kind unter ihnen zurücklasse. Ich bin deßwegen ganz ruhig über ihr Schicksal. Bis zur Vermählung wird Julchen bei den jungen Großfürstinnen bleiben, unter welchen sie an der Alexandra und Helene mit ihrer gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit hängt; und dieses unter der Aufsicht der klugen und entschlossenen Lieven, die sich auf's Bilden junger Mädchen unvergleichlich versteht und die den kleinen Personen gewaltig imponirt.

6.

St. Petersburg, den ... Oktober.

Vorgestern Nachmittag kam Constantin wieder zu uns und hatte das sehr ähnliche Porträt der Kaiserin im Kupferstiche, das ich in der Eremitage gesehen hatte, unter dem Arme. Diesen Abend war er heimlicher und beschäftigte sich auch mit den Mädchen, dabei er besonders Julchen nicht aus den Augen ließ. Sie sah in einer himmelblauen atlaßnen Chemise, eine Guirlande von weißen Rosen durch's braune Haar geflochten, allerliebst aus. Man spielte nach vielen Bitten des Großfürsten das Clavier und sang. Du weißt, wie Julchen secondirt. Sophie zeichnete eine Frau, die gewöhnlich mit Bretzeln an der Ecke steht. Constantin hat ein paar Husaren angenommen, und bei der Freude, die er damit hat, verleugnen sich die sechzehn Jahre nicht. Es mußte also ein Husar dazu gezeichnet werden, und ein Musikus und ein Kutscher in russischer Kleidung. Während des Zeichnens ging Sophie mit ihrem zukünftigen Schwager sehr naseweis um. Constantin, der nicht sehr scharf sieht, saß ganz nahe und corrigirte das Costüm und sprach deutsch, weil sein drolligst gebrochen Deutsch die Mädchen amüsirte. Mit Sophie und Antoinette schäkerte er, aber mit Julchen nicht. Er soupirte jenes mal mit uns und wäre gestern gerne wieder zum Souper gekommen, die Kaiserin hatte es erlaubt; aber es hieß dabei: »Il faut demander à votre ami« (Budberg). Da der Prinz nicht das Herz hatte, den General selbst zu fragen, so schickte er, als wir aus der französischen Komödie zurückkamen, den Grafen Subof an den General, der seine Kommission vor Lachen kaum ausrichten konnte, aber mit einem Nein! zurückkam, dazu der General seine guten Ursachen hatte. Der Großfürst Alexander und die Prinzessin von Baden waren viel zusammengebracht worden, und der General äußerte dabei: »Il vaut mieux faire désirer ce bonheur au petit; il lui en sera plus cher.« Subof ist der Freund und Vertraute der beiden Großfürsten und sie können jederzeit auf seine sanfte Gefälligkeit und wo möglich auf seine Hülfe rechnen. Constantin läßt ihn nun gar nicht mehr vom Arm.

Ich habe gestern wieder den ganzen Abend in der Komödie in der Eremitage bei der Kaiserin gesessen und bin über ihre mütterliche Güte gar sehr gerührt worden. Gott, was für eine Frau ist das! — Ehe die Komödie anging, wurden alle Große des Hofes bei mir aufgeführt, Herrn und Damen. Ich konnte aber weder den Fürsten Galitzin noch die Prokatassof verstehen.

An dem Fenster, da ich schreibe, habe ich den großen Platz vor dem kaiserlichen Palais vor Augen, da eben die Wachen zu Pferde und zu Fuß aufziehen. Von der Musik kann ich leider wegen des unaufhörlichen Rasseln der Wagen nichts vernehmen. Das Ganze sieht wie ein optischer Kasten aus. Zuerst kömmt ein Detaschement Ordonnanzhusaren, alsdann eine Compagnie Grenadiers und Füseliere von der Garde zu Fuß und zuletzt die Garde zu Pferd. Während diese aufziehen, kreuzen sich hundert Equipagen. Selten sieht man Wagen mit zwei Pferden, meistentheils vier- und sechsspännige, und Troschken mit Einem Pferde, auf denen der Handwerker und Bediente sowohl, als der Subalternoffizier oder der Gardesergeant, mit einem Wort, was in andern Städten zu Fuß geht, aus einer Straße in die andere fährt. Es ist nichts drolliger zu sehen, als ein Salöppchen, das in einer Troschke sitzt. Ein Pelzmäntelchen und bunte Tücher als Turban auf dem Kopfe, das ist das Costüm aller gemeinen Weiber. Man sieht hier deutsche Equipagen mit Domestiken, die deutsch gekleidet sind, aber auch russische, die sich viel besser ausnehmen. Der Kutscher hat, wie jeder gemeine Russe, einen Bart und trägt einen langen Rock mit einer reichen Schärpe. Auf jedem Paar der vordern Pferde sitzt ein kleiner Bube in langem Rock, der des Kutschers seinem gleicht, aber ohne Stickerei. Vorgestern, da es hier stark geschneit hat, waren die Troschken verschwunden und unzählig viele kleine Schlitten flogen durch die Straßen. Man bedient sich keiner Schellen, sondern die Leute schreien in einem fort: Hey! Hey! So schreien auch die Vorreiter bei den Equipagen, wenn es um eine Ecke herum geht, sobald es dunkel wird, beständig.

(Schluß folgt.)

Eine Weserfahrt bis in's Meer.

I.

An die Weser.

Gehorsam der alten Reiseregel, bei schlechtem Wetter auszufahren, um draußen auf dem Wege schönes Wetter zu fischen, stieg man unter strömendem Regen die Poststraße dahin. Noch graute der Tag nicht, und wer kennt nicht das eigenthümliche Grauen vor einer Frühreise in die weite Ferne, ob auch die schönsten Sterne am blauesten Nachthimmel leuchten, wie viel mehr, wenn der ganze Dunstkreis schwarz in grau gemalt ist und im Posthofe Viertelstunde um Viertelstunde gewartet werden muß, bis der in der nächtlichen Sündfluth verspätete Eilwagen volle drei Stunden nach der Abfahrtszeit endlich mit nachdenklicher Miene daherrumpelt? Eine wahre Arche Noäh bringt er heute aus nah und fern eine ganze Kolonie europamüder Männlein und Fräulein geraden Wegs dem Goldland zu, und jede Station vermehrt mit Kisten und Kästen, lebendigen und todten Schachteln jeder Größe und jeden Alters die deutsch-amerikanische „Kugelfuhre," wie der gute schwäbische Ausdruck lautet. Das moderne Schiff der Wüste, der Omnibus, der ja selbst durch den egyptischen Sand das alte Kameel abgelöst hat, bis er selbst wieder durch das modernere Dampfroß zu seinen Vätern, den alten Karren und Karrengäulen versammelt wird, seufzt unter seiner Last, die er um der allgemeinen Verzögerungen willen heute dem Dampfboot wegschnappen konnte — zu unserem Leid und zu unserem Heil, da wir Wassers genug für heute über den Häupten hatten und das zu den Füßen recht wohl entbehren konnten. Einen Regentag lang in der Kajüte eines kleinen Dampfbootes eingepökelt zu seyn, ist zwar ohne Zweifel eine noch größere Ascese und eine höhere Staffel in den durch Selbstabtödtung zu ersteigenden werkheiligen Himmel, als überzählig vom überselig dem heutigen Regen dankenden Omnibusführer in seine vierrädrige Häringstonne kunstgerecht hineingeschichtet zu seyn. Aber „zufrieden macht glücklich," und auch ein Omnibus macht es ja nicht ganz unmöglich, in schweren Nöthen über Bord zu gehen, so daß das hübsche blasse Mädchen, das dort in der Ecke neben ihrer Mutter der neuen Welt zusegelt, überwacht und innen und außen bedrängt wie sie ist, sich einstweilen praktisch in die Seekrankheit einüben oder vielleicht auch dieselbe vorweg nehmen kann, um seiner Zeit dafür den theuern, mitauswandernden Seelen, die jezt zum Schaden den Spott ihr nicht schuldig bleiben können, dort, wo man nichts als Himmel und Wasser und ergebungsvollste Gestalten auf dem Verdecke sieht, feurige Kohlen auf's Haupt zu sammeln.

So gings denn gemach bergan, bergab, durch kopfhängerische Fluren und Wälder, der Himmel weinte, die Pferde seufzten, nur die heute um eines goldenen Traumes willen leichthin Vater und Vaterland dahinten lassen, ließen sich die Lust nicht nehmen, den Himmel der neuen Welt sich voll Geigen zu denken. Frischer und „forscher" zogen die umgespannten Rosse, als an des langsameren, viereckigeren Schwaben Stelle der vom Kopf bis zu den Zehen abgedrehte „Pälzer" herrenmäßig Leitseil und Peitsche in die Hand, die Mannheimer Havannah und den deutschen Sprachschatz in's Mundstück genommen hatte. Und als bei Neckargemünd die breite Straße in's Flußthal und bald dieses in's weit offene Rheinthal hinaus mündete, da ging auch Herz und Auge auf, und aus der Enge in die Weite, aus der Heimath in die Welt flog Blick und Schritt hinaus und voran durch das mächtige Thor, das die grün umbuschten Berge vor Heidelberg als eine immer neu überraschende Ehrenpforte für Vater Rhein und Vetter Neckar dort bilden. Da draußen hörte mit den Bergen auch der Regen auf, mächtig durchbrach die Abendsonne das Gewölke und spielte goldene Lichter herein in's dampfende Thal und an die im Abendwinde sich schüttelnden Wipfel in Garten und Wald. Flüchtige Grüße herüber und hinüber, hinauf zur alten Freundin, der Schloßruine, aber spornstreichs durch die behagliche Gasse der Stadt, am Museum, dem Tempel des Heidelberger Weltgeistes und an der Kirche zum heiligen Geist, St. Peter und Providenz vorüber, Dank der Vorsehung noch gerade recht zur Eisenbahn, wo sich noch hinreichend Zeit fand, den durch die heutige Rechnung auf den Mittagszug gemachten Regen- und Wolkenstrich, die theuern Fahr- und Frachtpreise der badischen Bahn, aber auch das hübsche Bahnhofgebäude mit seinen schöngeschwungenen steinernen Bogen und Bogengängen mit gutem Bedacht zu studiren.

In löblicher Fürsorge für das Wohl der badischen Staatskasse erwählte man die dritte Wagenklasse, in der bekanntlich nur Herren und Damen reisen, und einem stumpfnasigen und spitzzüngigen Berliner zur Seite, zwei gebildeten „Frankforterinnen" gegenüber, ließ man lustig „laue Lüftche" durch ihre blauen Schleier und die fensterlosen Wagen spielen, die allerdings eine viel freiherrlichere Aussicht bieten, als die henkermäßig und

hochnothpeinlich über dem Nacken schwebenden königlich württembergischen Fallfenster. Dank der edeln Blittersdorf'schen Fürsicht durfte man von Friedrichsfeld gen Norden abschweben, ohne das böse, demokratische Mannheim sehen zu müssen, und flug's gings vollends durch das „gelobte Ländche" an den Thürmen der alten Ladenburg und des reizenden Weinheim vorbei durch Sand und Tabak hindurch, der die prachtvollen Nuß- und Kirschbaumlauben der Bergstraße ganz gewiß nicht ersetzen will — es ging, dieweil es der güterbeschwerte Abendzug war, nicht gerade „als flögen wir davon."

Die Sonne versendet ihre lezten Pfeile an die Kuppen und Burgen des Odenwaldes, übergoldet den Melibocus und geht vergnügt über die gegen den achttägigen Regen gewonnene Schlacht zu Bette. Dunkel in grauer Ferne schlagen die Wormser Thürme ihr frommes Kreuz zum Aveläuten, Zwingenberg liegt im Dämmer, nähere und fernere Lichter bezeichnen Darmstadt, Langen und bald die alte Kaiserstadt, wohl um die eilfte Stunde. Durch die noch hellen, aber schon stillen Straßen läßt man sich vollends an einer und der andern schon übervoll besezten Karawanserei vorüberrädern, bis endlich der freundliche Landsmann die Thüre seines Gasthofes händereibend und katzenbuckelnd öffnet und einer aus der Reihe seiner flügelbeschuhten Untergötter im pas de Zéphyr den müden Gebeinen über vier Stiegen aufwärts zu den olympischen Höhen des Hinterhauses und ihrem ambrosischen Schlummer leuchtet.

Anderer Morgen, anderer Regen. In zarter Aufmerksamkeit begleitet in der That, direkt von Schiras Rosengärten her durch Freund Hafis gesendet, „aus Morgenwölkchen Regen" das flüchtige Kind des Tages zum Bahnhof, leise und behende vor ihm her den Staub der Straßen löschend. Der Stellwagen biegt eiligen Laufs um eine Ecke, und wer da? Einen tiefen, tiefen Morgengruß dem ehernen Herrn Geheimderath, wie er in der morgenfrischen Allee uns überrascht, groß und gewaltig, wie immer, nur zu hoch auf seiner steinernen Fußbank, um mit uns zu gehen, und nicht hoch genug über der epischen, dramatischen und lyrischen Poesie zu seinen Füßen, um als ganzer Olympier mit und über uns im Luftreich der Ideale zu schweben. Iphigenie und Faust dort links am Fußgestelle sind ungesehen im Geiste gegrüßt, und du Siegesgöttin, theile rückwärts deine immergrünen Kränze unermüdet aus an Egmont und Götz und Tasso, an die Braut von Korinth und Prometheus und Erlkönig; Wilhelm Meister aber, du armer Lehrbursche und glücklich unglücklicher Wandersmann, zeige uns einen besseren Weg, als der deine war; vor allen jedoch, Hermann und Dorothea, trautes deutsches Paar, schaue rechtwärts herüber und banne den herzlosen Zug der Heimathverächter, der nach Nordwest an dir vorübereilenden Epigonen der Revolution, welche längst schon dazu fortgeschritten sind, daß sie „das Vaterland" auch nicht „am Absatz" mehr mit sich nehmen mögen!

Es geht Kurhessen zu. Finsterniß deckt das Erdreich, trübe Wolken rüsten sich auf Regenschauer. Auerswalds und Lichnowskys Geister schweben über den Nebeln der Bockenheimer Heide. Der Lärm auf dem kunstvollen Bockenheimer Bahnhof vermag weder diese blutigen Bilder zu verscheuchen, noch das Schelten des Nachbars schräg gegenüber zu übertönen, welcher alle Kunst des schönen Bauwerks zu allen Teufeln wünscht, weil nicht für einen Ballen Baumwolle Waarenlagerraum angebaut sey. Friede sey mit dir! rief die gerade hell durchbrechende Sonne dem vaterländischen Eiferer zu, als man vor Friedberg hielt. Friedberg, der Schlüssel zur Wetterau, wenn das gründlich deutsche Reisehandbuch es nicht nennt, wie sollte die noch vornehmere Eisenbahn mehr als einen Blick auf den schön gezackten alten Mauerthurm und auf die das Städtchen überragende alte Kirche thun lassen, welche den Reigen der von nun an so häufigen nordischen Kirchen eröffnet, die mit drei gleich hohen Schiffen der Andacht eine freie, lichte Halle öffnen, etwas prosaisch zwar das über einander sich aufgipfelnde Gothische in's Flache und Breite, Ebene und Bequeme ziehend, aber so recht dem eigenthümlich protestantischen Geiste gerade dieser halb calvinischen, halb lutherischen, halb katholisch-absolutistischen, halb rationalistisch-demokratischen Laude vorarbeitend. Eigenthümlich und ganz zweckmäßig stülpt sich über die drei gleich hohen Schiffe das Dach, in lauter Querdächer zertheilt, vom nordwestlichen Thurme zum Chore hin; das Princip der Erhebung zu dem Einen Firste ist in Höcker an Höcker, Dreieck an Dreieck zerhackt, und da auch die nöthige Verzierung der Giebelseiten dieser Querdächer fehlt — nur eine durchbrochene Galerie geht oben über dem Kranzgesimse hin — so erscheint das Ganze nur um so nüchterner und steifer.

Wir schauen rechts vor uns den flachen Rücken des Vogelbergs mit seinem kaum sich hervorhebenden Taufstein, links rückwärts aber fällt Augen- und Sonnenblick zum Taunus hinüber, an dessen Abhang auf vorstehendem Hügel Homburg vor der Höhe im Morgenstreiflichte glänzt. Deutlich sieht man den weißen Thurm des auf römischen Fundamenten erbauten, von Landgraf Friedrich mit dem silbernen Beine umgebauten Schlosses herüberblinken. Dieser tapfere Neffe des großen Kurfürsten hat durch seinen Ungehorsam den Sieg von Fehrbellin entschieden. Im Ungehorsam zwar nicht gegen eines Oheims Befehl, aber doch gegen eines Deutschlands öffentliche Meinung wurde „unter dem Weheruf" derselben, wie Ernst Förster gar schauerlich sagt, im Jahr 1847 die Spielbank zu Homburg von neuem auf ein Vierteljahrhundert dicht neben der gottgewiesenen Quelle des Reichthums und der Gesundheit fest gegründet. Wo immer Gott sich einen Tempel baut, da will auch sein Widersacher nach altem,

noch nicht verjährtem Recht irgend eine Kapelle haben. Da zieht nun die leichtfertige und geldschwere Menge aus Nord und Süd und Ost in täglicher, namentlich sonntäglicher Kutschen- und Droschkenprozession hinüber zum Dienste des goldenen Kalbes, um dessen Altar eben erst der tapfere General „Einhau," der Sieger von Temeswar, der ungehorsame Bändiger des magyarischen Ungehorsams, der Meister im eisernen und goldenen Würfelspiel, seinen glücklichen Kehraus getanzt hat.

Um wieviel eingezogener, bürgerlicher liegt dagegen Nauheim da mit „Salzsaline und Bad," wie der Nachbar bemerkt, in der ziemlich baumlos kahlen, kartoffel-glücklichen, Gras und Getreide nicht gerade allzu üppig bringenden Gegend! Der Bahnhof bei Nauheim gehört zu den sehr schönen Bauten der hessischen Main-Weserbahn. Backsteinbau mit Bekrönung und Gesimsung aus Sandstein, Verzierung der Fenster, der Brüstungen und Füllungen aus gebranntem Thon, alles in schönen Verhältnissen und edeln Formen macht dem Baumeister eben so viel Ehre als dem über kostspielige Bauten, nutzlose Verschwendung polternden Herrn Nachbar zur Linken Gift und Galle. Je mehr er schilt, desto mehr loben wir uns die Bahn, die auch noch andern Gliedmaßen als den Augen außerordentlich wohl thut. Es fährt, es fuhr sich wenigstens auch auf dritter Herrenklasse so sanft wie in einem Schlitten dahin, daß nur ein Theil der hannoverschen Bahnen eine gleich angenehme Erinnerung uns zurückließ.

Im weiten Felde umher standen allenthalben die Getreidemandeln aufgeschichtet, das Unwetter ließ kein fröhliches Einernten zu, die Garbenhaufen waren durch die ganze Wetterau hin außen schon ganz wettergrau. Bäuerinnen in ihrer schwarzen protestantischen Kleidung, aus der nur der übrigens auch schwarz umrandete Haubenkopf weiß hervorschaut, schlichen elend um den verregneten Jahressegen herum, ängstlich nach der Tiefe des Schadens forschend. Deß jammert auch, wie billig, uns alle; „aber warum schlagen die Leute doch nicht große Bretterhäuser, die man nachher wieder auseinander nehmen könnte, über ihren Garben auf?" meint in landesmütterlicher Sorgfalt ein grüner alter Schleier uns gegenüber.

Butzbach kommt und im Regenschauer schwirrt Weidig's Schatten vorüber, die Wolken treiben schwerfällig nordwestlich nach Wetzlar hinüber, aus dem sie eben in Kisten voll alten Papiers die unerledigten Processe des heiligen römischen Reichskammergerichts in die einzelnen Vaterländer nach Hause schleppen. Lasset die Todten ruhen und schauet, wie die Lebendigen sich regen. Dort hinter Langgös stehen die Maulwürfe, die Herren Arbeiter, will ich sagen, im blauen Hemde und schwarzem Gürtel, mit Schaufel und Haue am Abhang eines sehr tiefen Eisenbahneinschnitts zu hunderten, malerisch diesen ausstaffirend, übereinander und winken dem unten vorübersausenden Zuge ihren gnädigen Gruß herab. Wieder in's Freie gekommen, sahen wir mitten im Wiesengrün, von fruchtbaren Feldern und freien Anhöhen umgeben, das weiland feste, statt der geebneten Wälle mit Büchern und Professoren verschanzte hochgelahrte Gießen. Reinlich und freundlich liegt es, zumal seine Neustadt mit dem neuen spitzen Kirchthurm, im Sonnenschein da; nicht allzuviel Straßenlärm scheint die Musen zu stören, die seit 1607 ihren Sitz hier aufgeschlagen. Gießen, von der Universität Marburg jezt, Dank der Eisenbahn, nur noch fünfzig Minuten entfernt — das ist ja ein köstlicher, noch nicht mediatisirter Rest deutscher Kleinstaaterei, und die großherzoglich hessische und die kurfürstlich hessische Gelehrsamkeit mag zusehen, wie sie ihre gesonderte Existenz in ihrer „Nothwendigkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit" für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zum Besten des Gesammtvaterlandes mit deutscher Gründlichkeit beweise. Gießen hat mit Liebig die Krone vom Haupte verloren. „Die Götter gehen," aber die Göttersitze bleiben, und die Ruinen des nahen Gleibergs mit ihren schönen Anlagen und ihrer herrlichen Aussicht, der Vetzberg und die alte Comthurei Schiffenberg, hinter ihnen der Vogelsberg, bieten in nur kurzer Entfernung auf hübschen Basaltkegeln gelegen, den Musen und Grazien Gießens der göttlich schönen Punkte genug zur Erholung vom Kopfzerbrechen. Eine Brücke von fünf Jochen führt zu ihnen hinüber über die idyllische Lahn, die von Gießen ab die südliche Richtung mit einer westlichen vertauschend gegen Wetzlar sich durch die Wiesen und Halden hinschlängelt.

Mit uns steigt eine hessische Familie sammt Kind und Kindsmagd ein. Diese, vom Kopf bis zu den Zehen aus dem knorrigsten hessischen Eichenstamm gehauen, fordert unsere ganze Ehrfurcht heraus, wie sie nur immer vor Wodans Eiche zu Geismar geübt worden seyn kann. Oben auf dem derben Schädel ragt eine hessische „Bandbetzel," spitz wie eine alte Grenadiermütze aus der Armee des großen Fritz, ein wenig nach vorn ausgebogen, an beiden Schläfen mit einer breiten Bandmasche versehen; um die eine Schulter hängt wie ein Husarenpelz ein kurzer Zitzmantel, der, unter dem linken Arm zusammengehalten, dem kleinen Kinde, das die Heldin trägt, eine warme Behausung, eine wind- und wetterfeste Burg gewährt. Die ganze Figur gleicht auf und eben einer sich selbst vor Sturm und Regen beschützenden Getreidemandel auf dem Acker drüben. Diese an sich nicht unkleidsame und gewiß zur Kinderbesorgung sehr zweckmäßige Tracht, die uns am Weibervolke der Wetterau zuerst auffällt, erstreckt sich durch den ganzen Strich nach Norden bis nach Hannover und darüber hinaus, und erinnert auch ihrerseits, wie überhaupt die Mainlinie entschieden eine

Grenze von Nord- und Süddeutschland nach Land und Sitte bildet.

Bis Lollar begleiten uns anmuthige Wald- und Berggruppen, bis Fronhaus links die kleine, unschuldige Lahn im flachen Wiesenthale; Bauerfrauen begegnen zur Abwechslung, mit knappen, plattrunden, bandlosen Häubchen und gestreiften Röcken bekleidet, etwelcher Regen bleibt auch nicht aus; da erscheint links am Abhange des Gebirgsausläufers amphitheatralisch hingestaffelt Marburg, die eng und hoch gebaute, die wunderschön gelegene Stadt. Marburg, wie heimathlich muthest du uns an, mit deinen grünen Wäldern zu Häupten und Seiten, mit deiner alten Kattenfeste auf der Höhe, mit deinen steilen engen Straßen, in denen sich die alten Häuser ja ganz so freundnachbarlich überhängend den Morgengruß zunicken, wie in dem trauten Tübingen in der engen Steige zum Schloß hinauf! Wie Tübingen hat es 8—9000 Einwohner und die Lahn muß schon den freilich breiteren Neckar vertreten. Den Tübinger Wein mag zwar der Gaumen, aber doch nicht das Auge, das seine rebengrünen Ammer- und Neckarthalhalden wohl tausendmal selig gepriesen, entbehren. Dazu hat Tübingen allerdings an den blauen Fernen der Alb und an seinen 700 Studenten vieles voraus gegen die nordische Schwester, in welcher gerade auf einen der fünfzig Lehrer vier Schüler kommen. Aber was hat diese ernste Marburg vom Haupt bis zu den Füßen für Erinnerungen!

Hier, auf der ersten (vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen 1527) für Protestanten gestifteten und vom Kaiser als solche bestätigten Hochschule, war der Ort, wo (1529) Luther und Zwingli im Religionsgespräche einander gegenüber traten, Luther mit der Kreide in der Hand „das ist“ auf den Tisch schreibend, Zwingli mit Thränen in den Augen „das bedeutet“ verfechtend, der freie, politisch und klassisch gebildete Schweizer die Hand zum Frieden reichend, der „in Gottes Wort gefangene“ Sachse die Hand zu einem Scheinfrieden verweigernd, dazwischen der Landgraf, der doch zwei Weiber zugleich sich zu vermählen wußte, im Versuche einer ehelichen Verbindung des deutschen Gemüthes und des romanischen Verstandes mit all seiner politischen Kunst erliegend und verzweifelnd; und seither eine lutherische und eine reformirte Kirche, zertheilt und schwach der äußerlich starken römischen Einheit gegenüber — welch ein Verhängniß! Marburg hat immer eine freiere Richtung bewahrt; hier schlugen sich 1661 die milderen Theologen mit den Ketzer und Hexen verbrennenden Rintlern herum; hier fand Christian Wolff nach seiner Vertreibung aus Halle eine Freistätte für sein mildes und freisinniges Wort. Aber hier vor allem blühte und verblühte zu einer übermenschlichen Höhe der Entsagung die Rose unter den alten deutschen Frauen, „die fromme, die keusche, die liebe heilige“ Elisabeth von Thüringen.

Von Marburg war jener Conrad, den der Papst ihr zum Beichtvater gesezt hat. Von diesem geistlichen Tyrannen, den später die Blutrache der Ritter erschlug, ließ sich die wundersame Frau grausame Schläge und grausamere Worte, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank gehezt wird, willig gefallen. Mit ihm zog sie von ihrer Wartburg als zweiundzwanzigjährige Wittwe (1229) nach dem ihr zum Witthum überlassenen Marburg selbst, das ihr Sohn Hermann später zur Residenz erhob. Aber die gute Stadt erwies ihr „zu viel Ehre;“ im kleinen Dorfe Wehrda an der Lahn erkor sie sich eine verlassene Hütte, in der nur die Treppe Schutz gegen Wetter und Sonne bot, bis in der Stadt neben dem Kloster des heiligen Franziskus ein hölzernes, lehmverstrichenes Häuschen nach ihrem Willen zum Wittwensitz gebaut war. Auf dem nackten Altarstein der Klosterkirche schwur sie ihre Freunde, ihre Eltern, ihre Kinder, ihres Lebens Freude und ihrer Augen Lust, ihren ganzen Willen ab, und mit dem Strick der Franziskaner umgürtet, mit abgeschnittenen Haaren, immer barfuß, im grauen Gewande starb sie der Welt, um als Heilige zu leben und den Armen als ärmste der Armen zu dienen. Der Elisabethenbrunnen und die Elisabethenkirche lassen das Andenken dieser Heiligen auch im protestantischen Marburg nimmer untergehen, ob auch Landgraf Philipp schon die Gebeine der wunderthätigen Ahnfrau aus dem alten vergoldeten Sarghause, das er nach Schätzen gierig durchwühlt, ihrer Ruhe und Weihe zu berauben begonnen hat.

Es steht diese prächtige Kirche, 202 Fuß lang, 59 Fuß breit, ein Werk aus Einem Gusse, unweit der ihr durch Ueberschwemmung gefährlichen Lahn im grünen Thale am östlichen Fuße der Bergstadt. Vier Jahre nach dem Tode der Landgräfin vom Landgrafen Conrad (1235) gegründet, das Jahr darauf mit den Gebeinen der Heiligen geweiht, erst nach hundert und fünfzig Jahren fertig, ist sie mit ihren zwei prächtigen Spitzthürmen an der Westseite, mit ihren gleich dem Chore rings durch hohe Spitzfenster geöffneten Querschiffen, mit den Querdächern ihrer mit dem Hauptschiffe gleich hohen Seitenschiffe, mit ihrem ganzen prächtigen Quaderbau und ihren reinen keuschen Ornamenten selber eine sich eben öffnende Rosenknospe im Rosengarten mittelalterlicher Kunst. Gar schlicht erheben sich die viereckigen Zwillingsthürme, auf jeder Seite von zwei sich verjüngenden Pfeilern gestüzt, in der Höhe der Seitenwände des Schiffes je nur von einem mäßig hohen Fenster, über der kleinen Galerie von einem hohen, schmalen Fenster durchbrochen; über lezterem schließt der Thurm wieder mit einer einfach durchbrochenen Galerie; die Strebepfeiler gehen in Spitzthürmchen aus und zwischen ihnen erhebt sich das achtseitige Helmdach, unten von vier reichen Fenstern durchbrochen, von der über den Fenstergiebeln umherlaufenden Galerie an

blind, aber schlank, bis zum Kreuze. Der Zwischenbau ist unten durch das Spitzportal, mitten über einer Galerie durch ein breites, reiches Spitzfenster, dann über einer zweiten Galerie durch eine schöne, durchbrochene dreifache Giebelarchitektur geschmückt. Noch einfacher ist die Fensterarchitektur der übrigen Kirche. Die Säulenkapitäle im Innern sind mit einfach strengem Laubwerk geschmückt.

Der im Landgrafenthum eingedrungene Calvinismus konnte den innern Kunstschmuck der Kirche natürlich nicht unversehrt erhalten. Fast öde und leer erscheinen die gewaltigen Räume, in denen längst kein Weihrauch mehr dampft und kein Meßglöcklein mehr klingelt und kein Hochaltar mehr prangt. Das spitzbogige Westportal hat noch seine Skulpturen, die Gottesmutter mit dem Kinde, von Engeln angebetet, im Thürsturze unter dem schönen reichen Mittelfenster darüber. Schön ist der Grabstein des stattlichen Landgrafen Conrad, des (1243 verstorbenen) Hochmeisters mit dem edlen Angesicht und mit der vom Gürtel herabhängenden Geißel in der Rechten; schöner noch der Doppelgrabstein des eisernen Landgrafen Heinrich und seiner Gemahlin (1376) aus der besten Zeit der Kunst. Fromm die Hände über der Brust gefaltet, ruhen sie, die Gemahlin dicht neben ihrem Herrn zu seiner Rechten, unter zwei Baldachinen, mit ihren Füßen auf steinernen Löwen stehend; zu den Häupten ob und neben dem Schlummerkissen halten drei schwebende Engel das Diadem über den fürstlichen Stirnen; zwischen den Füßen des Grafen liest ein kleiner Mönch aus dem offenen Buch und zu den Füßen der Gräfin deßgleichen ein Nönnchen Tag und Nacht ununterbrochen das steinerne Requiem für die steinernen Erlauchten. An einer Säule steht auf dem Kragstein aus Holz geschnitzt das Bild der frommen Landgräfin Elisabeth, der das bräunliche Antlitz, die runden Wangen, die schwarzen Haare, der schlanke Wuchs und die holden Augen einst eben so sehr den Ruhm der schönen Elisabeth einbringen mußten. In der Elisabethkapelle ruht in halb erhabener Steinhauerarbeit die Todte als Nonne im offenen Sarge, dahinter ist Christus mit den Aposteln zu sehen und an der Vorderseite knien, sitzen oder kriechen auf Krückschemeln vier Krüppel zur Mutter der Armen. Auch der eichene, mit vergoldetem Kupferblech überzogene, einst reich mit Juwelen besetzte Sarkophag in der Sakristei gibt in getriebener Arbeit eine reiche Darstellung von den Liebeswerken der „lieben" Heiligen. Außerdem erinnern noch einige alte Altargemälde und Glasmalereien an die alte vergangene Herrlichkeit dieser „Stätte der Heiligen und der Wunder," von der aus vor einem halben Jahrtausend der Elisabethenkultus in wenigen Jahren durch die ganze christliche Welt verbreitet war. Die gottinnige Frau, der sich einst die Almosen, welche sie unter dem Mantel auf dem steilen Fußsteige die Wartburg herab zu den Armen trug, Angesichts des sie überraschenden Gemahls in Rosen verwandelten, weil sie auf die Frage, was sie da trage, „Rosen, Rosen!" zur Antwort gab — wie für die Beter, so ist sie seit sechs Jahrhunderten eine willkommene Gestalt für die Dichter und Künstler gewesen.

Die Baukünstler von heute haben der ihren Namen verewigenden Kirche gegenüber wenigstens ein Bahnhofgebäude hingestellt in reichsten Formen und brillanten Ornamenten aus gebranntem Thon. Die rundbogigen Doppelfenster an dem Hauptgebäude und dem es überragenden stumpfen Thurme mit ihren verzierten Archivolten, und was sonst die bauende und bildende Kunst ein Uebriges daran gethan hat, machen einen äußerst günstigen Eindruck, und der liebliche Sonnenschein, der sich zu guter Stunde über Burg und Thal, über Kirche und Bahnhof breitet, will auch das Seine thun, das trübe Gesicht der Sparer und Zänker ein wenig in Freude zu verklären. Die kostbaren Bauten, sie tragen freilich nichts, und was kümmert sich der todte Mammon um die Freude der Kunst und ihrer Freunde, wenn ihr doch hin und wieder ein kleines Almosen gespendet wird? Aber wenn ihr auch lauter Blockhäuser bautet und die ganze schöne Natur und Kunst in einer Baumwollenspinnerei verhaspeltet, es wäre euch doch kein nütze. Werden in heutiger Zeit allenthalben doch nur auf die kommende Sündfluth hinein Schulden auf Schulden gemacht, wo die frommen Altvordern für die Nachwelt nur zu stiften wußten, so soll wenigstens im Reiche des Geistes und des Schönen ein Weniges von der Schuld abgezahlt werden, die auf dem innerlich und äußerlich verkommenen Geschlechte lastet.

Damit Lebewohl, du schöne Burg am grünen Waldgebirge, und du schöne Kirche im grünen Thal! Wir fliegen weiter, erfreuen uns am Anblick des hoch auf dem Bergkegel gelegenen Kirchhayn, fahren durch stundenlanges Eichen- und Laubgehölze bis Neustadt fast immer eben, dann durch die weite Ebene von Treysa, kosten an der Station Borken im Schweiße des Angesichts hessische Kirschen, so sauer als Essig, überschreiten vor Wabern erstmals die vom Ederkopf her östlich rinnende, nun sich nördlich wendende, ziemlich breite Eder, sausen im Sturm an fünf spitzigen Kirchthürmen und etlichen schönen alten Ruinen auf Felsenkegeln im Flußthale vorbei und sehen zum zweitenmal die Eder mit einem Viadukt von dreizehn Bogen überbrückt bei Guntershausen. Hier zweigt sich die Thüringer Bahn nach Eisenach, Gotha, Erfurt, Weimar, Naumburg und Halle ab, während die Hauptbahn mit uns nördlich der Weser zueilt.

Wilhelmshöhe winkt links herunter aus dem prächtigen Waldgebirge. Wir steigen aus und wallen andächtig die Allee hinan zunächst an den Gnadenort, wo Bier und westphälischer Schinken und Silbergroschen erstmals heute die süddeutsche Seele erquicken. Dann geht's hinauf zum kurfürstlichen Lustschloß, vor dem die

Pickelhaube Wache hält, an den Blumenbeeten vorüber zum See, in den der 190 Fuß hohe Springbrunnen seine fußdicke Wassersäule wirft, und nun aufwärts durch kühle Laubgänge an Grotten und Wassern, Kunst und Wunder vorbei zum Riesenschloß auf dem Gipfel des Berges. Aus ungeheuern Quadern, von Cyklopenhänden gethürmt, erhebt sich der achteckige Riesenbau, darüber die 69 Fuß hohe Pyramide, und von da aus müssen wir wohl oder übel der Führerin nach in die 31 Fuß hohe, aus Kupfer getriebene Herkulessäule klettern, um aus der neun Fuß weiten Keule den ganzen Thüringer Wald bis zum Brocken und Meißner zu übersehen. In der That eine lohnende Aussicht, nächst dem schönen Walde das einzig befriedigende in dieser ganzen riesenhaften Künstelei vergangener Geschmacklosigkeiten, die in die Nähe von Kassel antike Tempel und römische Aquädukte, chinesische Dörfer und Schweizereien, Teufelsbrücken und Wasserfälle, Einsiedeleien und mittelalterliche Burgen, ein Virgilsgrab und einen „großen Lac" mit Sturzbach, und was weiß ich was für Zöpfe, Perrücken und Reifröcke mitten in die deutsche schöne große Natur hinein pfuschen sollte.

Ein mächtiger Regenschauer zog gerade vom Nordwesten herüber und spannte das bereits abendliche Sonnenlicht so zauberhaft schön über die Kuppen und Triften der hessischen und thüringischen Lande hinein, daß aller Aerger über jene feile, die Natur und Geschichte mit Pfuschwerk überbietende Künstelei rein in die freie frische Luft und Landschaft verweht werden mußte. Einen kleinen Leibzoll wenigstens den Vexierwassern in der Neptungrotte zu zahlen, kann auch der entschlossenste Feind solcher Spielereien, nachdem er so Großes genossen, kaum verweigern. Des Aufsehers Töchterlein begleitet die werthe Gesellschaft in die Grotte unter dem Riesenschloß, wo die dicken Bleiröhren aus dem auf der Bergeshöhe gelegenen See zur Speisung der Wasserkunst eingemauert sind. Sofort quellen und springen aus hundert Spältchen und Löchern die Strahlen, vor denen nur ein kleines Plätzchen in einer Nische sicher stellt. — Was glänzt dort auf dem Boden? Einer aus der Gesellschaft hebt mit kühnem Griffe einen goldenen Dollar auf, der zuvor einem transatlantischen Wandersmann entfallen seyn muß, und das auf das Geld der Fremden angewiesene Mädchen hat nicht gewußt, daß ihr Californien so nahe sey. Welch ein Weltschmerz verräth sich in der zitternden Stimme des armen Kindes, das den Fund nicht gethan, und um sich nur selbst zu beruhigen, sich anstellt, als sey es kein Dollar, als könne es kein Dollar gewesen seyn. Und doch ist's einer gewesen, und die Aermste muß sehen, wie der goldene Vogel mit dem hartherzigen Fremdling davon fliegt, von ihrem Munde weg hinunter in's Wirthshaus zu kurzer Freude, während es der Armen eine unvergeßliche Wonne gewesen wäre, zur armen Mutter als ein Glückskind heimfliegen zu können. Armes, bleiches Kind, daß du nie dem Golde fluchen lernen mögest, um dessen willen du dem Glücklichen, mit lustigen Brüdern davoneilenden Fremden einen so unglücklichen Blick nachsendest!

Ich ging zurück, auf und an den 800 Stufen der 40 Fuß breiten, 900 Fuß langen Wassertreppe hinunter, über die Mittwochs und Samstags die Wasser hinab zu brausen pflegen. Der Gastwirth zur Wilhelmshöhe hat schon alle Tische zum Festschmauße gedeckt und in allen Kasseler Blättern auf morgen geladen, denn da werden die Wasser springen. Kein hessisches Landes- und kein Kasseler Stadtkind kann es begreifen, wie einer diesem Weltwunder zu lieb nicht einen Tag länger verweilen wollte. Wenn man aber zur Weser und zu den großen Wassern Gottes, zum Meere eilt, so mag man wohl auch die größten Wasserkünste der kleinen Menschen Andern überlassen.

Eine schöne halbstündige Allee führt von Wilhelmshöhe nach der alten, schöngelegenen Kattenstadt. In der That, an Kassel ist die angenehme, von grünen Bergen umschlossene Gegend das angenehmste. Im übrigen spricht alles, vom schlechten Straßenpflaster bis zur schlechten Bauart und guten Politik unser einen nicht sehr an. Die Ober-Neustadt, die man von Wilhelmshöhe her zunächst betritt, wird selbst von E. Förster sehr schön, ja prächtig genannt, und Förster ist ein sehr ehrenwerther Kunstmann. Nun ja, der Königsplatz mit seinem sechsfachen Echo und dem ehemaligen hessen-rothenburgischen Palaste ist sehr berühmt, der tausend Fuß lange und fast halb so breite Friedrichsplatz ist sehr groß und der Marmorstatue des Landgrafen Friedrich II. lassen wir alle Zopfgerechtigkeit widerfahren. Wenn nur dieser vorzüglichste Verschönerer Kassels zu anderer Zeit gelebt und das Geld zu seinen Prachtbauten nicht durch seinen Unterthanenverkauf an England zum Krieg gegen Nordamerika so redlich erworben hätte, so könnte man immerhin Kassel Glück wünschen, daß es zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts den aus Frankreich vertriebenen Protestanten so freundliche Aufnahme und Raum zu Erbauung eben dieser prächtigen Ober-Neustadt gewährt hat. Aber auch ihre Schuld war es allerdings nicht, daß die „prächtige" Stadt nicht kunstreicher ist; was konnte aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts Gutes für Kunst und Schönheit kommen? Große, kahle Häuser und große Plätze als kolossale Schönpflästerchen für die Perrücken- und Reifrockarchitektur, das ist alles, und gewiß genug für jedes Auge, welches das Massenhafte, Breite und Weite, das flaue und fabrikmäßig Appretirte, über denselben Maschinenkamm Geschorene dem Wohnlichen und Heimlichen, Behaglichen und Gemüthlichen, schlicht und solid Bürgerlichen, malerisch Schönen, ob auch minder Zirkel- und Linealgerechten, sogar hin und wieder Engen und Krummen vorzuziehen weiß. An großen Plätzen mit solcher Parade- und Gamaschen

architektur ist allerdings Kassel reicher als irgend eine andere Stadt von ähnlicher und bedeutenderer Größe. Der Karlsplatz mit der Marmorstatue des Landgrafen Karl, der urdeutsche Gouvernementsplatz und der Schloßplatz mit seiner wirklich sehr schönen Aussicht in's Grüne machen allerdings „Staat für's Vaterland." Dem 290 Fuß langen Museum, dem Palais, dem Ständehause von Ruhl und etlichen andern derartigen öffentlichen und Privatgebäuden, wollen wir nichts anhaben; alles das, so wie die ganze stattliche Königsstraße mit dem rundgezirkelten Königsplatz macht sich so breit und thut so groß, als man eben in einer kleinen Großstadt im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert kann. „Wer nichts aus sich macht, wird ausgelacht."

Vom Authore hinab über die Karlsaue und Orangerie und hinaus über das durch breite grüne Berglinien umsäumte Thal der Fulda bietet sich eine Aussicht, welche alle Einsicht in diese Paradeplätze und Häuser glücklich hinter sich läßt und den alten treuen Trost der unverwüstlichen Natur gegen die Bau- und Machtwerke der Weltbeglücker und Stadtverschönerer in reicher Fülle bietet. Durch buschige Gänge hindurch zum Wasser, dem Stadt und Landschaft verklärenden Auge Gottes gekommen, setzen wir über die mäßig breite Fulda und streben durch die am rechten Ufer derselben gelegene, ziemlich fabrikbevölkerte, nichts weniger als schöne „Unterneustadt" über die 270 Fuß lange, aber auch nicht schöne Wilhelmsbrücke dem Kerne von Kassel, der Altstadt zu. Von dem mittelalterlichen Cassele ist zwar auch da nicht mehr viel in den für einen Alterthümler hinreichend krummen und engen Gassen zu sehen; doch haben diese alten Giebel- und Holzhäuser noch den guten Willen der Altvordern zu Selbstständigkeit, Behaglichkeit und selbst individueller Schönheit bewahrt. Es zeigt sich noch mancher Rest alter Verzierung an Schwellen, Gesimsen und Balkenköpfen, und so unmäßig zum Beispiel die Judengasse von der Königsstraße oder Wilhelmsstraße verachtet werden, so wenig Sonne und Luft in sie bringen mag, wenn so ein Morgen- oder Abendlicht hineinstreift, wenn sich das Volk darin tummelt und drängt, so gewährt sie doch einen unendlich malerischeren Anblick als alle die schnurgeraden Häusergrenadiere der Neustadt.

In dieser hat sich übrigens die heutige Baukunst, die allenthalben wenigstens nach schöneren Formen sucht und dem Auge aus der Vorrathskammer früherer Kunstzeiten mannigfache Erquickung hervorholt, noch ganz wenig zu thun gemacht, und das unterscheidet Kassel zu seinem Nachtheile von Stuttgart, dem es — abgesehen von den großen Plätzen — sowohl in der Einwohnerzahl als im Umfang und der grünen (ob auch nicht rebengrünen) Umgebung vielfach entspricht. Wie ein böser Thau oder Bann scheint es auf Kassel zu liegen, wenn man die „prächtig" aufmarschirende Oberneustadt überblickt und an einem Ende die alte Martinskirche, am andern die neue Kattenburg als halbe und ganze Ruine dastehen und daliegen sieht.

Die Kattenburg, südöstlich an einer Anhöhe über dem linken Fuldaufer gelegen, gewährt die schönste Aussicht auf die Landschaft und die traurigste Einsicht in die Kräfte des Landes. Von Kurfürst Wilhelm I. im Jahre 1820 angefangen, liegen die kolossalen Fundamente aus mächtigen Quadern bis Fenster- und erste Stockwerkhöhe, 552 Fuß lang und 403 Fuß breit, von Gras und Strauch und Moos überwachsen da wie ein verzaubertes Schloß. Es ist als hätten böse Geister ehegestern die Hände der Steinmetzen mitten im Werke gelähmt; die geschliffenen, gehauenen Quadern liegen todt herum, begonnene Wölbungen warten auf Fortsetzung, die Phantasie baut unwillkürlich diese Prachtsäle aus und sieht durch die seidenen Vorhänge und mächtigen Spiegelgläser in die Prunkgemächer des Schlosses, dem sich, was wenigstens die Lage betrifft, nicht leicht ein anderer Fürstenpalast vergleichen dürfte. Aber es ist stille wie das Grab, das Gras wächst nur und das Wetter wetzt seinen Zahn gegen diesen Thurmbau von Babel, bei dem plötzlich, wie es scheint, die Sprache der Finanzer sich verwirrt hat, daß „sie mußten aufhören, die Kattenburg zu bauen."

Einen gleich elenden Anblick bietet in ihrer Art die Hauptkirche der Stadt zu St. Martin, an großem freiem Platze (jetzt nördlich der Oberneustadt) im vierzehnten Jahrhundert erbaut. Ein ärmlicher Dachreiter auf dem Chor, ein viereckiger, aber stumpf zugedeckter Thurm an der Westseite, die ganze Außenmauer, die Strebepfeiler ruinos und eine Unzahl von Fensterscheiben zertrümmert. Der heilige Martinus, in ziemlich magerer Weise über dem südlichen Portale aus Stein gehauen, scheint sich allein der verwahrlosten Kirche zu erbarmen; doch ist in vierhundert Jahren begreiflich sein Schwert ein wenig in die Scheide gerostet; er zieht es, aber er kann nicht dazu gelangen, den Mantelsetzen abzuhauen, mit dem er die Blöße seiner armen Kirche decken könnte. Aber die Fensterscheiben — ja die werden von den bösen Schulbuben eingeworfen, die sich auf dem Platze tummeln, und glaub's gern, die Regierung hat vorerst andere böse Buben genug zu züchtigen, ehe sie an die jungen Rangen kommen kann.

Doch während wir immer noch staunen, daß unter Hassenpflugs kirchlichem Regiment die Hauptkirche der Hauptstadt ein so trostloses Aussehen haben kann, öffnet sich die Pforte, und siehe, wir haben selber die Streiche verdient, die wir den bösen Jungen zugedacht. Von innen heraus muß organisirt und reorganisirt werden im christlichen Staate, und daß das Reich Gottes nicht mit äußerlichem Prangen kommt, sondern inwendig seyn muß, das sagt zur Beschämung für alle an der äußern Knechtsgestalt dieser protestantischen Kirche sich Stoßenden die Herrlichkeit ihrer innern Gestalt. Vor sechs oder sieben Jahren ist das Innere der

Martinskirche mit einem Aufwande von zwanzigtausend Thalern in der That würdig hergestellt und vom alten Moder- und Rumpelwerk von fast drei Jahrhunderten gründlich gereinigt worden.

Dadurch ist die Kirche, äußerlich so abschreckend, jezt im Innern eine der schönsten Stadtkirchen des protestantischen Deutschlands. Das schöne einfache Sterngewölbe der drei gleich hohen Schiffe ruht auf zweimal fünf Säulenbüscheln, deren blumen- und blattverzierte Kapitäle wie alle untern Kanten der Gewölberippen vergoldet sind. Säulen und Wände haben einen gelbgrünlichen Oelanstrich, die Empore der Nordseite hat eine hübsch durchbrochene Brüstung, Kirchenstühle und Kanzel sind neu im gothischen Style; das etwas kleinliche Schnitzwerk an den erstern ist freilich in unserem nicht goldenen, nicht einmal mehr eisernen Zeitalter aus Eisen gegossen. Der weite und lichte Chor ist gleich hoch, dreiseitig geschlossen und das hohe Grabmal Philipp des Großmüthigen prangt vor dem Mittelfenster. An übrigem Mal- und Bildwerk ist diese Kirche arm und der große steinerne Altartisch, der nicht einmal im Chor steht, vollendet den etwas kahlen und nüchternen Eindruck des Ganzen. Auch das erinnert an Stuttgart, dessen Hauptkirche zwar durch König Wilhelm einen so herrlichen Schmuck durch die gemalten Fenster erhalten hat, aber auch eines Hochaltars entbehrt, den die kurhessische wie die württembergische Kirche, beide halb lutherisch, halb zwinglisch oder calvinistisch reformirt, mit dem bloßen Lese- und Nachtmahlstische im Schiffe vertauscht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Bilder.

I.

Des Balles Nachbarschaft.

1.

Wenn der tückische Mai ein berauschendes Farben- und Duftnetz
Ueber das weite Revier, über die Gärten der Stadt
Auszuspannen beginnt, thut für die verwilderte Jugend
Hier ein bequemes Turnier cynischer Freuden sich auf.
Kaum ist die Sonne dem hold erglühenden Himmel entschwunden,
Kaum ist die lenzige Nacht lieblich und leise genaht,
Strömt es hastig herbei zu dem magisch erleuchteten Haine,
Und die schrille Musik ladet zum lärmenden Fest.

2.

Junge Männer bewegen herbei sich in modischer Kleidung,
Flott den seidenen Hut auf dem geglätteten Haar.
Weder der lüsterne Blick und die blasse, verwitterte Miene,
Noch der schlotternde Gang zeugen von sittigem Sinn.
Einige kommen allein, und paarweis nahen sich andre,
Andre, die Mäßigsten nicht, schreiten in Haufen heran.
Manche schleppen am Arm ein zerrüttetes weibliches Wesen,
Das leiblos, freudlos, schleifend und trippelnd ihm folgt.
Denk dir das nette Geschöpf, deß im lustigen Liede gedacht wird,
Denk die Grisette dir nicht, die du von ferne geträumt,
Die so niedlich und leicht, die lecker und locker und sorglos,
Wie es die Kinder nur sind, wandelt am Arm des Freunds,
Und wie im freundlichen Glück, ihm treu in bösen Geschicken,
Jauchzend und darbend mit ihm, nimmer und nimmer ihn läßt.
Jene reizende Zunft, wenn je sie bestanden, ist nicht mehr,
Und wie die goldene Zeit ist sie auf ewig dahin;
Hin der romantische Schein, der laut der gefälligen Sage
Einst das Laster umgab und es so lockend gemacht.

3.

Willst du sehen, wie jezt sich des Lasters Mägde gebärden,
Tret' in den Garten hinein, nahe der wilden Musik.
Zu erzählen vermag ich die Hieroglyphen der Unzucht
Und des menschlichen Leibs tolle Verrenkungen nicht.
Zu entwerfen ein Bild der phantastischen Körperverwirrung,
Reichen Pinsel und Stift, reichet die Feder nicht aus.
Was an Fratzen in jedem Moment die erotische Laune,
Was der verwegene Hohn stolzer Verderbniß gebiert,
Könnt' ich in Worten es auch erschöpfend schildern: es hielte
Schon die Stimme der Scham von dem Beginnen mich ab.

4.

Lang ist die Strecke nicht von dem Tanzgetümmel zum Friedhof,
Wo die entschlummerte Welt schattige Ruhe genießt;
Schweigend leuchtet der Mond auf die Stätte des brausenden Lebens,
Auf die Stätte des Tods leuchtet er schweigend herab.
In die Ferne gejagt von dem Wetterwinde des Abends,
Ziehen die Wolken an ihm leuchtend vorüber, wie er;
Und wie die Wolken eilt, von dem Sturme der Jugend getrieben,
Mancher Tänzer dahin über die irdische Bahn.
Lange braucht er nicht vom Tanzgetümmel zum Friedhof,
Lange zum ewigen Schlaf nicht von dem flüchtigen Rausch.
Und wär' Erwachen ihm dann noch möglich, des lauten Orchesters
Klänge weckten ihn auf in dem verschlossenen Sarg.

II.

Die Amazone.

Wie doch im faltigen Kleid, das über die Bügel herabhängt,
Auf dem geschmeidigen Roß reizend die Reiterin ist!

Sicher sitzt sie und stolz auf Englands markigem Sohne,
Der mit feurigem Blick tückisch die Ohren bewegt.
Muthig streift sie die Haut ihm mit zierlich gewundener Gerte,
Deren silberner Griff ruhet in schmächtiger Hand.
Eine Herzogin ist es ohne Zweifel, und adlig
Ist die hohe Gestalt, adlig der plastische Kopf,
Wahrhaft adelig auch die zwanglos ruhige Haltung
Und die glückliche Wahl in dem bescheidenen Putz.
Aristokratisch erscheint das vollblutstrotzende Pferd auch,
Das auf dem leichten Gestell trägt den gedrungenen Leib,
Das den buschigen Schweif mit Würde lüftet und senket
Und in jeglichem Glied deutlich die Race verräth. —
So läßt schneidenden Tons sich aus ein gesprächiger Fremdling,
Der von den Ufern der Spree kam auf den Flügeln des Dampfs.
Nicht so hastig mein Herr! Oft glänzt ein flammendes Trugbild
In den Dünsten der Nacht hell wie ein himmlischer Stern.
Jene Herzogin ist nur eine gewandte Lorette,
Und ihr Zelter sogar ist nur ein schöner Bastard.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Neue Lustspiele. — Comödie im Leben. — Die Stadtbehörde.

Die Theatersaison, die freilich längst geschlossen ist, brachte uns zwei gute Originallustspiele. Daß sie beide nicht aus Berlin sind, beide auch nicht auf dem königlichen Theater Aufnahme gefunden, sondern auf einer Nebenbühne, der Friedrich Wilhelmstädtischen, soll unsere Freude nicht darüber verkümmern, daß in einer Zeit wie die unsrige zwei mißvergnügte Dichter sich selbst überwunden und feine, kunstgerechte Komödien gedichtet, in denen ihre bittere Stimmung in lachender Weise das Publikum umschmeichelt. Wir meinen Gutzkows „Königslieutenant" und Freytags „Journalisten." Ueber ersteres Stück sprachen wir zu Winters Anfang, lezteres ist seit mehreren Wochen, schon mit mehrfach veränderter Besetzung, zum Lieblingsstück des Publikums geworden, und mit vollem Recht. Wie kommt es nun, daß gerade diese beiden Stücke, anerkannt die besten unter allen seit Jahresfrist erschienenen, auf der ersten Bühne der Hauptstadt, auf dem königlichen Hof-, sonst Nationaltheater genannt, keine Aufnahme fanden? Stücke von anerkannten Verfassern? Denn daß man sie hier zurückgewiesen, versteht sich von selbst, wenn man auch sonst nichts darüber wüßte, da beide Dichter ihre Theaterstücke sonst nur beim königlichen Theater zur Aufführung brachten, und nicht abzusehen ist, weßhalb sie gerade diese hier nicht eingereiht haben sollten. Es cursiren nun darüber, weßhalb Freytags Journalisten zurückgeschickt worden, seltsame Gerüchte, die wieder Stoff zu einem neuen Lustspiel gäben. Der zeitige Theaterintendant habe sich nämlich nicht überwinden können, ein Stück in Scene zu setzen, in welchem die Journalisten eine Hauptrolle spielen, und noch dazu eines, in dem sie in ehrenwerther Weise behandelt würden. Hinzugesezt wird noch mancher Ausdruck, der sich nicht gut gedruckt wiedergeben läßt. Nun ist in einer Zeit, wo alles möglich, auch eine so einseitige Parteiauffassung möglich, und wir sind auf ganz andern Bühnen, als der hinter den Lampen, an noch groteskere Proben von Parteivorurtheilen gewöhnt; aber das Ganze kann nur eine muth- oder böswillige Erfindung seyn, da Tendenz und Haltung des Stücks nichts weniger als eine Glorificirung des Journalistentreibens enthalten. Wie ganz anders hätte ein Dichter, in dessen Absicht es gelegen, die Bedeutsamkeit der Presse in ihren periodischen Organen darzustellen, die Charaktere der Journalisten, ihre Einwirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten darstellen mögen! Davon gewahrt man aber nichts; es ist eben nur eine Porträtirung der Wirklichkeit, und eine, wie sie in diesem Augenblick schon wieder nicht mehr ganz wirklich ist. Die Bedeutung einer Zeitung ist nicht so enorm dargestellt, wie denn auch in Deutschland niemals ein Blatt zu derjenigen gelangt ist, welche manche Zeitungen in England und bis in die neueste Zeit in Frankreich beanspruchen; das Heroenthum der ehrenhaften Journalisten ist auch nicht so kühn und keck aufgefaßt, wie es sich wohl hie und da in der Wirklichkeit hervorgethan hat, und die Misère, das Handlangerthum, die Intriguen in der Zeitungsschreiberei sind so traurig lustig behandelt, daß jemand, der nun einmal eine unvermeidliche Abneigung gegen die Journalistenthätigkeit eingesogen hat, sich eher an dieser Porträtirung erfreuen sollte. Eher möchte ein gut Conservativer, von der Gattung, welche jeden geistigen Aufschwung für vom Uebel hält, sich von der Auffassung des ehrenwerthen Weinhändlers und Wahlmanns, Herrn Piepenbrink, empfindlich verlezt fühlen. Hier hat der Dichter mit einem eben so geschickten als launigen Wurf das Philisterthum des ordinärsten Materialismus gezeichnet. Die Scene, in welcher Herr Piepenbrink nebst seiner ehrenwerthen Familie „herumgekriegt" wird, seine Stimme dem andern Candidaten zu geben, ist aus dem Leben gegriffen und gehört zu den lustigsten, die wir auf dem realen deutschen Theater gesehen. Wer aber wird, wer kann sich durch die Maske des Herrn Piepenbrink beleidigt fühlen? Das Publikum, das gemeint ist? Allerdings; aber heißt es doch schon in dem Ludwig Robert'schen Epigramm:

> Das Publikum, das nimmt nichts krumm,
> Denn Einer ist kein Publikum.

Es ist ein großer Vorzug des Lustspiels, daß der Verfasser sich von allen örtlichen, persönlichen, ja selbst principiellen Anspielungen fern zu halten gewußt. Die politischen Meinungen schimmern freilich durch, es wird aber kein Name, nicht einmal ein bezeichnendes Stichwort genannt, und der unbefangene Zuschauer wird unterhalten und kann sich erfreuen, ohne Partei zu nehmen und ohne in Verlegenheit zu gerathen, daß er durch seine Theilnahme an der Handlung und den Personen sich gegen die Partei, zu der er etwa gehört, versündigt. Das ist ein Fortschritt, wenn es nicht ein glücklicher Rückschritt zu einer Periode ist, wo die Kunst unabhängig war von den politischen Meinungen; wir wollen es als ein gutes Omen nehmen, daß sie sich diese Unabhängigkeit wieder erobern wird.

Wir mögen uns in Deutschland noch immer gratuliren, daß wir in Gutzkow und Freytag Lustspieldichter haben, welche sich nicht vom momentanen Geschmack der Menge fortziehen lassen und, statt ihm zu huldigen, vom Geiste, der über den stagnirenden Wassern weht, einiges über die Bretter hauchen lassen. Es darf nicht allzuviel seyn, die Dichter dürfen es auch nicht merken lassen, sonst wird das Publikum scheu, wie vor aller doctrionären Dichtung; um so verdienstlicher also, wenn es ihnen gelingt, den Geist in faßlicher Weise auf den Wochenmarkt zu bringen. Zu entwickeln, in wie verschiedener Art dieß beide thun, würde

uns zu weit führen; aber Gutzkow und Freytag stehen darin fast allein da, daß sie die Uebel und Schmerzen der Zeit aufzufassen wagen und sie in mehr oder minder heiteres und in ein solch Gewand kleiden, daß sie auch vor denen, die nur Materie wollen, und so zubereitet, wie es ihnen behagt, mit Anstand bestehen. Was bringen die andern Lustspieldichter, unter denen immerhin einige ganz geschickte und glückliche sind? Wir verargen es Bauernfeld nicht, daß er nur im trivialen Societätslehm ackert und von da herausgreift, was die Sinne kitzelt und was jeder versteht, weil jeder es kennt; denn mit welchen Fesseln der Anschauung hatte und hat jezt wieder der Wiener Dichter zu kämpfen! Auch der heitere Kölner Lustspieldichter Benedix hat Recht, daß er aus dem gesellschaftlichen Leben und dessen Conflikten eben nur die komischen Conflikte gibt, die einem jeden im großen Publikum vertraut sind. Vetter Michel liebt es nun einmal, sich selbst in seiner Gemüthlichkeit und Beschränktheit auf den Brettern abgespiegelt zu sehen. Die Gedankenblitze, die Ideen, die geistigen Meteore, die dann und wann durch unsere öffentliche Nacht zucken, will er wenigstens nicht in Scene gesezt, wenn er sich vergnügen soll. Ehre daher dem, der es doch wagt, von dieser verpönten, feinen Kost den hausbackenen Geistern vorzusetzen, und zwar so, daß es ihnen schmeckt. Noch möchte ich an einen Lustspieldichter erinnern, der, wenn auch in anderer Beziehung, hieher gehört. Putlitz hat es zwar nicht mit den Ideen zu thun, welche die Geister bewegen und erheben, aber er rafft doch nicht alles auf, was er am Heerwege findet, um daraus ein handliches Schaustück für die zuzurichten, die nicht denken und fühlen, nur sich ergötzen wollen. Auch er schafft aus dem Innern heraus, nicht aus dem Gedanken zum Gedanken, aber aus dem Gefühl zum Gefühl. Weder Philosophie, Romantik und Politik, noch Socialismus und confessionelle Controversen haben in Deutschland den Sinn für den stillen Zauber des Familienlebens zu ersticken vermocht. Immer wieder ist dieser Sinn, opponirend gegen die allein herrschen wollenden Ideen der Zeit, aufgetaucht, im Roman, in der Novelle, im Drama; er ist etwas, das sich weder durch die Bildung, noch durch die Barbarei auslöschen läßt; ihm in gewissen Grenzen zu huldigen, ist daher für den Deutschen keine Sünde gegen die Aesthetik. Iffland bleibt, troz des Witzes, den die romantische Schule gegen und über ihn ausgegossen, ein Originalprodukt, ein Symbol des deutschen Geistes. In seiner breiten Form, in der Darstellung der Verhältnisse, wie sie Gott sey Dank nicht mehr sind, ist er wenig mehr genießbar. Putlitz erscheint uns als ein glücklicher Nachfolger, der mit einem poetischen Hauche die dort grob gesponnenen Fäden als zartes, feines Gespinnst uns vorführt. Die Darstellung des bürgerlichen Familienlebens in seinen feinen, sinnigen Nüancen gelingt ihm besser als irgend einem der mitlebenden Theaterdichter, und wir bedauern eigentlich, daß er sich neuerdings von dieser Sphäre abgewandt zu haben scheint, die, wenn er auch in andern mehr Anklang und Glück gefunden hat, doch immer seine eigenthümliche bleibt, wo er noch Bedeutenderes hätte leisten können.

Auf dem Theater ohne Lampen und Coulissen wurden andere Lustspiele aufgeführt. Noch ist es nicht recht klar, vermuthlich weil man es nicht der Mühe werth hält, es klar zu machen, was der Doktor Schöpfer eigentlich beabsichtigte, als er Vorlesungen ankündigte und wirklich hielt, um zu beweisen, daß die Weisesten Thoren gewesen, daß Kopernikus und Galliläi geträumt oder gelogen, daß die Sonne sich drehe und die Erde stille stehe, daß diese das Centrum des Weltalls sey, und die Sonne einer ihrer gehorsamen Trabanten. Seine Fahne, die er zum Fenster hinaushing: „Die Bibel lügt nicht," war allerdings bezeichnend genug, und ein Schildknappe hatte sich dazu eingefunden, oder vielmehr ein Herold, Ausrufer und Advokat, in der mysteriösen Person eines gewissen Jacoby, der schon seit einigen Monaten durch seine sonderbaren langen Zeitungsannoncen das Lesepublikum in Verwunderung gesezt hatte. Er kündigt nämlich englische Lehrstunden an, von Berlin aus zu geben, jedermann, der nur in einem Staate lebt, wohin Posten gehen. Für einen Friedrichsd'or erhält jeder franco so und so viel Briefe, die er nur zu lesen braucht, und in so und so kurzer Zeit versteht und spricht er perfekt englisch, ohne je den Lehrer gesehen und gehört zu haben. In unserer Zeit ist alles möglich, dachten einige, warum sollte nicht auch das möglich seyn? Andere hielten es entweder für eine Mystifikation, oder einen von den tausenderlei Versuchen strebsamer Anfänger, sich, coute qui coute, einen Namen zu machen, was es auch für ein Name sey. Daß dieser Herr Jacoby plötzlich in das Horn der Oeffentlichkeit stößt und für jenen Herrn Schöpfer in den Zeitungen allen Gegnern desselben den Handschuh hinwirft, wäre geeignet die leztere Vermuthung zu unterstützen, denn an ein vorausgängiges Complott zwischen beiden ist wohl nicht zu glauben. Wenn man aber liest, daß er für schwere Insertionsgebühren in einer Zeitung dem ungläubigen Berlin, weil es, troz Schöpfer, an Galliläi mehr glaubt als an Josua, in so und so viel Wochen das Schicksal Ninives und Babylons prophezeit, so wird man in seiner Muthmaßung wieder irre. Herr Schöpfer hat nicht reussirt, und Herr Jacoby auch nicht; das ließ sich, troz des aufgeschlossenen Reiches der Möglichkeit, voraussagen; damit ist aber noch immer nicht ermittelt, was ihn zu dem kühnen Fechterstreich bewogen hat. Hielt der wohlbekannte, unerschöpfliche Büchermacher das gelehrte und gebildete Berlin wirklich für geistig so unterwühlt, daß er mit der groben Farce Glück zu machen hoffte? Oder rechnete er auf Beistand und Belohnung von anders woher?

Ist das auch ein Lustspiel, wenn wir in einer hiesigen Zeitung folgendes Inserat finden: „Ein Candidat phil. wünscht seine Mußestunden mit Anfertigung von Romanen, Novellen 2c. auszufüllen. Hierauf Reflekt. belieben ihre Anträge in frank. Briefen nach Perleberg unter S. 25. poste restante einzusenden." Entweder eine Mystifikation aus der Ostpriegnitz, deren Rittergutsbesitzer die bekannte Petition gegen die Verfassung eingereicht, als die Zeit noch nicht so weit vorgerückt war, oder, wenn ernst gemeint, eine sehr verspätete Satire, die an jenen Schulamtsbeflissenen aus der Provinz erinnert, welchem man zur Zeit des Altenstein'schen Ministeriums gesagt: wenn er reüssiren und avanciren wolle, müsse er sich ganz und allein auf die Hegel'sche Philosophie legen. Der gute Mann that es; Augen und Ohren vor allem, was draußen geschah, verschließend, studirte er den Hegel und brachte

die Doctrinen von A bis Z auf den Hegel'schen Leisten. Als er fertig, kam er mit der voluminösen Ausarbeitung nach Berlin; aber an Altensteins Stelle war Eichhorn Cultusminister. Was half ihm sein System? Er mußte es fortwerfen und von neuem anfangen. Damals kam er, was man sagt, mit einem blauen Auge davon. Ein Glück für ihn, daß sein Hegelstudium nicht noch länger gedauert hat. Wäre er erst heut damit zum Vorschein gekommen, so würde statt der höflichen Zurückweisung eine disciplinarische Zurechtweisung in Aussicht gestanden haben.

Der Dichter Gottschall hat hier öffentlich vor einem gewählten Kreise von Zuhörern sein Gedicht Zeno vorgelesen. Verhindert der Vorlesung beizuwohnen, habe ich nur günstige Stimmen competenter Zuhörer vernommen: Gottschall habe seine Dichterkraft, besonders von der lyrischen Seite, in dem Gedichte an den Tag gelegt. Für Berlin und Deutschland ist es neu, daß ein Dichter auf diese Weise sich dem großen Publikum producirt, und wir bezweifeln, daß sie viel Nachahmer findet; daß der Berliner Witz den Dichter mit seinen Invectiven verschont hat, ist aber hinlänglich Beweis dafür, daß der Inhalt wichtig genug gewesen, um das Ungewöhnliche der Form zu übersehen.

Pfingsten, das liebliche Fest, war dießmal deßhalb bemerkenswerth, weil die Schulkinder und Gymnasiasten auf Ministerialanweisung nicht in der Art entlassen werden sollten, daß sie sich veranlaßt fänden, am Sonntag die Reise zu ihren Eltern auf's Land anzutreten. Unsere frühere Pädagogik, auch die streng christliche, fand darin nichts Arges, ja sie fand es löblich, gut und religiös, wenn die Schulknaben Sonntags in Gottes freier Natur durch Sang und lustige Spiele, wie die Vögel auf den Büschen, ihren Gott priesen. Wenn dieß der Ansatz war zu einer noch strengeren Sabbathsfeier, so will dieser Ansatz vielen kein günstiger bedünken.

Die Anwesenheit des Königs der Belgier, so wichtig sie gewesen seyn mag, so bedeutend die Persönlichkeit König Leopolds ist, hat doch das Publikum wenig anders berührt, als durch die großen Paraden, die sie hervorrief. Es ist vielleicht ein gutes Zeichen, wenn ein solches Ereigniß keine Anekdoten hinterläßt; und doch cursirte eine, charakteristisch genug. Das Ballet Satanella sollte im Theater, wenn nicht zur Feier, doch zur Ausschmückung des königlichen Besuches gegeben werden. Ein schöner weiblicher Teufel erscheint bekanntlich darin, eine schwarze Venus ohne Toilette, ein Hautgout für alle Blasirten. Und deßhalb ist das Theater, wenn Satanella gegeben wird, stets überfüllt von einer Klasse von Zuschauern, während die andere den Namen ungern in den Mund nimmt, und sich von denen abwendet, die bekennen, daß sie das Ballet gern sehen. König Leopold hat, als er von der Ansetzung des Balletes hörte, lieber ihm zu Ehren Antigone zu geben. Es geschah, die Satanella und Sophokles Antigone rivalisirten an dem Abend. Indessen fügte die Fama hinzu, daß der König der Belgier nicht sowohl um seiner selbst, als um seines Sohnes willen die weiße sittliche Griechentochter der schwarzen Venus vorgezogen habe, und was seitdem sich in Wien ereignet und früher wohl schon vorbereitet war, rechtfertigt diese Annahme.

Die Stadt hat sich endlich entschlossen, ein neues Rathhaus zu bauen. Nachdem alle andern Plane gescheitert, wird es auf dem Platz, wo das gegenwärtige steht, mit Verwendung der nächstgelegenen Häuser, die zum Abbruch angekauft werden, erbaut werden. Hoffentlich ein Gebäude im mittelalterlich modernen Styl, welches seinem Verhältniß zur Stadt und der Bedeutung derselben entspricht. An dem alten Rathhaus ist bis auf wenige schöne Kreuzgewölbe, unter denen das Sparkassenamt steht, wenig verloren. Seine historischen Erinnerungen aus der Zeit, wo beide Städte, Berlin und Köln, rivalisirten und gegen die ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern hartnäckige und nicht unblutige Kämpfe führten, sind nicht unbedeutend, müssen aber in der Geschichte mehr aufgesucht werden, als daß sie von selbst uns entgegen sprängen. Die arme Stadt hat viel zu zahlen und zu dulden, und findet für ihr Martyrium doch nirgend Anerkennung und Theilnahme. Sie muß überall dem Willen des Polizeipräsidenten und der Regierung weichen, in kirchlichen und administrativen Dingen dringt sie weder mit ihrer Neigung, noch mit ihrem Willen durch. Sie darf nicht mehr die Deutschkatholiken unterstützen, sie soll orthodoxe Geistliche anstellen, den Sabbath in den Schulen und im öffentlichen Verkehr mehr heiligen als sie für nöthig hält, und jetzt auch für eine Feuerwehr, für Straßenreinigung, für Telegraphenverbindung zahlen, die sie nicht bestellt, die sie nicht für zweckmäßig hält, und über die sie nicht zu gebieten hat; ja nachdem sie sich zu zahlen geweigert, wird ohne Proceß, im Executionswege von ihren Octroyeinnahmen ihr Antheil zurückbehalten. Auch diese Früchte der Revolution, des patriarchalischen Sichselbsthelfens und Verwaltens sind ihr in der allgemeinen Restauration entzogen. Berlin wird von den Engländern jetzt wirklich mit Wasser überspült werden; auch da sollte sie mit Geld beitreten, wo sie doch wußte, daß es zu Wasser werden müsse. Sie weigerte sich, und man zwang sie nicht. Was wundert man sich, daß die arme, geschobene, gedrängte und gezwungene Stadt jetzt auch bei einem andern Wasserprojekt ihre thätige Theilnahme versagt: sie will bei den öffentlichen Badeanstalten für die Armen keine Aktien nehmen. Diese kommen aber doch zu Stande.

Wien, Juni.

Die Zeitungsanzeige und das Gewerbeleben.

Die Bildung, der Gewerbfleiß, die Betriebsamkeit und der Verkehr einer größeren Stadt spiegeln sich stets in der Art ab, wie die Bevölkerung von ihrer einheimischen Tagespresse Gebrauch macht, insofern sie überhaupt eine naturwüchsige Tagespresse von örtlicher Bedeutung besitzt. Sobald wir diesen Maßstab anlegen, so müssen wir London nicht bloß um seines Umfangs willen als eine ächte und rechte Großstadt von der ausgezeichnetsten Strebsamkeit auch hierin mit Bewunderung anerkennen. Wenn wir die „Times“ zur Hand nehmen, so finden wir darin das politische Leben des Tages in Bezug auf England mit erschöpfender Ausführlichkeit dargestellt, und auf die auswärtigen Angelegenheiten diejenige Rücksicht genommen, welche ein Volk ihnen widmen kann, das seine eigenen Angelegenheiten mit Vorliebe behandelt. Die Geschäfte und der gesellige Verkehr der Heimath werden mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt, und wenn wir auch nicht ohne Lächeln vor ein paar Tagen 1½ Riesenspalten der „Times“ in kleinster Schrift mit dem Drawing-Room der Königin angefüllt sahen, so vergaß ich wenigstens als Fremder nicht, daß die „Times“ für Briten geschrieben werden, zu deren Eigenthümlichkeiten die bis ins Kleinste spähende Wißbegierde gehört. Der Hofbericht im „Newspaper“ ist ein Walter Scott der Gegenwart durch Darstellung und Erfolg. Zu dem klaren, ausführlichen und bei aller vernünftigen Haltung doch sehr eindringlichen Text kommt nun der Theil des Blattes, und zwar der umfangreichere, welchen die Masse der Einzelnen auf ihre Kosten füllt. Die „Times“ — um nur von dem einen Blatt mit seiner täglichen Auflage von 40,000 Abdrücken zu reden — zeichnen sich durch die ungeheure Menge der bezahlten Anzeigen aus, und diese Anzeigen zeichnen sich ihrerseits nicht minder aus durch ihre Mannichfaltigkeit, welche keine Saite des großen Lebens unangeschlagen läßt, von der Fahrgelegenheit nach Ostindien bis hinab zu dem Mädchen, das Kinder zu hüten wünscht. Wer etwas zu thun oder zu erlangen begehrt, Großes wie Kleines, spricht sein Verlangen in einer Anzeige aus, und zwar, wenn er ein Geschäft treibt, in wiederholten Anzeigen, weil er weiß, daß die Menge kein Gedächtniß hat. Der Speisewirth von Greenwich erinnert in jedem Frühjahr an seine Weißfische, der Verfertiger von Stiefellack wöchentlich und noch öfter an den schwarzen Glanz seines Erzeugnisses. Das gesammte Leben von London findest du in den bezahlten Spalten wieder, welche der ausgebildete Sinn für Oeffentlichkeit durchsieht und die aufgeweckte Betriebsamkeit benutzt, aus welchen beiden Umständen sich die Gesammtsumme der Anwendung der Tagespresse ergibt. Zugleich wird nicht zu übersehen seyn, daß alle Ankündigungen klar, verständlich und überhaupt mit gesundem Menschenverstand abgefaßt sind. — Von der Pariser Presse ist manches ähnliche zu sagen, abgesehen davon, daß sie sich augenblicklich in einem Zustande der Erniedrigung befindet, der nur vorübergehend seyn kann. Das Leben der großen Stadt spiegelt sich in den bezahlten Anzeigen ab, und als Merkmal einer weitgediehenen Bildung führt man mit Recht an, daß die Fassung dieser Anzeigen nirgends die Sprache mißhandelt, sowie der Umfang ihres Gebietes und ihre Menge von der regsten Betriebsamkeit Zeugniß geben. Die vierte Seite eines großen Pariser Blattes, welche den Ankündigungen gehört, war vor zwanzig Jahren für den Pächter 100,000 Francs im Jahre werth und ist allmählich (wenigstens bis zum verhängnißvollen 2. December) auf 250,000 gestiegen. Ueber den Werth des Raums in den „Times“ habe ich keine näheren Angaben, auch würden sie für sich allein noch keinen sichern Anhaltspunkt zum Vergleich bieten, weil wir für die Preise in London keinen Maßstab in den eigenen Verhältnissen finden, während das Leben in Wien und Paris jetzt ziemlich gleich im Preise steht. — Auf Wien nämlich ist die Nutzanwendung zu ziehen, die ich im Sinne hatte, als ich vorhin die Feder ansetzte. Wien ist eine werdende Großstadt, und die Macht der neuen Verhältnisse kann unmöglich verfehlen, die Entwicklung zum Ziele zu führen. Dieser Zustand ist noch jung, und die örtliche Tagespresse fängt erst an ihre Schwingen zu entfalten. Doch ist sie darum nicht minder ein Gradmesser des gegenwärtigen Standes der allgemeinen Bildung und Betriebsamkeit, und wenn wir auch sehen, daß die Quecksilbersäule steigt, so dürfen wir nicht leugnen, daß sie zu diesem Steigen noch sehr viel Platz über sich hat. Namentlich ist es die öffentliche Anzeige, welche durch die vielen Lücken in der Stufenleiter des Gesammtverkehrs, so wie durch die Mängel ihrer Abfassung im Vergleich zu London und Paris noch weit zurücksteht. In Bezug auf bezahlte Anzeigen besitzt Wien nur zwei Blätter, welche ernstlich in Betracht kommen, nämlich die „Presse,“ welche über 17,000 Abdrücke verkauft, und das „Fremdenblatt,“ das, obschon nur ein Lokalblatt untergeordneter Art, sich in 10,000 Abdrücken absetzt und neben der „Presse“ die meisten Einrückungen aufzuweisen hat. Wir haben also in Wien noch keine größere Oeffentlichkeit von Bedeutung für Handel und Wandel als 27,000 tägliche Abdrücke, und die ganze Summe, welche durch Einrückungen darin in Umlauf gesetzt wird, beträgt lange noch nicht einmal 100,000 fl. C. M. mit Einrechnung der Stempelgebühr, die für die kürzeste Anzeige ebensoviel ausmacht, wie für die längste. Die Zahlen weiß ich nicht anzugeben, doch hörte ich kürzlich sagen, daß die „Presse“ für Einrückungsgebühren ungefähr um die Hälfte mehr als das „Fremdenblatt“ jährlich einnehme. Ein solches Verhältniß der Anzeigenpresse ist gewiß nicht glänzend in Anbetracht der Seelenzahl und

der Wichtigkeit des Platzes; es müßte, um nur einigermaßen den bescheidensten Begriffen von Betriebsamkeit zu entsprechen, wenigstens doppelt so hoch sich stellen, als es steht. Der Mangel an Regsamkeit ist übrigens nicht allein in einer gewissen Schläfrigkeit der Gewerbsleute zu suchen, sondern zum Theil in den Vorrechten, welche ihnen die Bauart der Stadt und der Mangel an freier Mitbewerbung sichern. Handel und Gewerbe sind nämlich zur Zeit noch auf beschränktem Raum in der innern Stadt zusammengedrängt, wo jedermann aus den 34 Vorstädten sie aufzusuchen gewohnt ist, so daß ihre Aushängeschilder ihnen dieselben Dienste leisten, welchen der Brite und der Franzose vom Zeitungsblatt erwarten. In dieser Beziehung ist Wien einstweilen noch nicht größer, als z. B. Stuttgart, und der Vorstädter findet auch ohne Anzeige das Gewölbe zum schwarzen Berg am Stephansplatz eben so gut, wie der Ludwigsburger Herrn Ostertag in der Königsstraße. Eine weitere Entwicklung der Stadt durch die nächstens beginnende Vergrößerung, sowie die schwerlich lange mehr ausbleibende Mitbewerbung werden die herkömmliche Schläfrigkeit gewaltig rütteln und schütteln. Doch das gehört der Zukunft und ich rede nur von der Gegenwart. Noch ahnt der Wiener im Großen und Ganzen nichts von den „Geheimnissen" der Oeffentlichkeit, und ich habe manchen schon sagen hören, daß die Anzeige eines Geschäftes gegen dessen „Solidität" zeuge. In London herrscht bekanntlich die umgekehrte Ansicht; der Kaufmann, welcher sich nicht ankündigt, gilt dort für zweideutig. — Auch über die Ausdrucksweise der Anzeigen und Einsendungen ist noch eine flüchtige Bemerkung hinzuwerfen. Sie sind nur allzuhäufig mit erstaunenswerther Unbeholfenheit und Unklarheit abgefaßt. Ich weiß sehr wohl, daß den Deutschen leider überhaupt der Vorwurf einer gewissen Nachlässigkeit in der Handhabung ihrer Sprache nicht zu schenken ist. Die Satzfügung lernen sie sehr häufig nur in der lateinischen und griechischen Grammatik, und was sie dort erlernt haben, wenden sie frischweg an, unbekümmert um den Unterschied im Geiste der Sprache. Auch sind sie noch stark mit einem widerwärtigen Aussatz der Sprachmengerei behaftet, welcher nur im südwestlichen Viertel des großen Vaterlandes der Heilung zuschreitet, während im Osten das Uebel eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen scheint, und hierlandes die preußischen Unarten der Ausdrucksweise sich den einheimischen gesellen. Die Art, in welcher die Berliner die Sprache durch fremde Beimischung schänden, ist weltbekannt, und es liegt eine gewisse Sühnung dafür in dem Umstande, daß die beiden Grimm ihr großes Wörterbuch in Berlin herausgeben, und somit das Uebel in seinem Hauptbollwerk angreifen. Doch das nur beiläufig; hier haben wir es allein mit den kleinen Sünden der großen Masse zu thun. Die Satzfügung also ist gewöhnlich nicht einmal nach „dem großen Bröder" oder sonst einer lateinischen Grammatik zu rechtfertigen. Die Anwendung der Fremdwörter ist nicht minder ausgedehnt, als in Berlin, und in vielen Fällen noch viel abenteuerlicher, als irgendwo in der Welt, so daß sogar die Rechtschreibung verfehlt erscheint. Ein paar nahe liegende Beispiele mögen hier genügen. Der eingefleischte Wiener schreibt und druckt das französische Wort »carrousel« im besten Falle „Caroussell," meistens aber „Karoussell," weil er gegen das ausländische C eine seltsame Abneigung verspürt, und es entweder in K oder in Z verwandelt, so daß wir Konzepzion, Kauzion, Direkzion u. s. w. lesen, und diese Schreibart auch auf Eigennamen übertragen finden, z. B. Polignak, Piskatory. Die Biegungen und Abwandelungen der Fremdwörter erscheinen zuweilen nicht minder ungeheuerlich; Glacis heißt in der mehrfachen Zahl die Glacien, Requiem die Requien, Fond (für Fonds) die Fonde. Die deutsche Rechtschreibung hat neben den häufigen Verstößen auch noch einige Seltsamkeiten aufzuweisen, die man jedoch nicht allzuhoch anrechnen darf, da sie früher allgemein im Gebrauch waren, denn unsere Väter haben in der That geschrieben: Bethen, verbiethen, verliehren, Parthei, u. s. w. Derlei veraltete Formen lassen sich als Festhalten am Hergebrachten entschuldigen, obschon sie sich seltsam genug ausnehmen neben der unbedingten Verbannung des Y und neben der Verwandlung des Ph in F, woraus z. B. Fisik entstanden ist. Verbothen und Fisik, wie sehen die neben einander aus! — Ich habe mich grundsätzlich hier nur an Kleinigkeiten gehalten, wie sie übrigens mit wenigen Ausnahmen auch im eigentlichen Text der Tagesblätter vorkommen; aber diese Kleinigkeiten geben die Anfänge eines nur allzurichtigen Maßstabes für die Bildung und Strebsamkeit der Masse, oder vielmehr für einen Mangel an Bildung und Strebsamkeit, in welchem zum Theil viele andere Mängel ihre Erklärung finden. Die volkswirthschaftliche, wie jede andere Nutzanwendung des Gesagten überlasse ich schließlich dem Leser selbst. Nur sey die thatsächliche Bemerkung hinzugefügt: die Schwerfälligkeit der Gesammtheit kommt den einzelnen Rührigeren zu gute, welche im Vortrab der Zeit laufend mit vieler Bequemlichkeit den Rahm der Betriebsamkeit abschöpfen. Was in London und Paris für den Geschäftsmann eine unerläßliche Nothwendigkeit des Bestehens, das ist hier zur Zeit noch für den aufgeweckteren Kopf reiner Vortheil, gleichsam das Ei, womit er die Speckseite herabwirft.

